



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

PRESENTED TO
THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

By C. M. Burton, Esq.

Apr 1884

2. 1. 4. 1.

AE

27

.C77

1816

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

34112

für

gebildete Stände.

Sechster Band.

M und N.

Louis Kiege

Mit Königl. Würtembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bet A. G. Maflor.

1817.

Nothgedrungene Erklärung

zur Sicherung

Rechts und Gerechtigkeit.

Ob der Nachdruck nach sittlichen und naturrechtlichen Grundsätzen erlaubt sey oder Mißbilligung verdiene, darüber haben die Verfechter der einen und der andern Behauptung zur Zeit noch nicht einig werden können: von allen Seiten aber ist wenigstens der Satz anerkannt, daß Verträge heilig gehalten werden müssen. —

Unter dem Schutze einheimischer Rechtsgewohnheiten hatte Buchdrucker Maßlot zu Stuttgart das im Verlag des Hrn. Brockhaus zu Altenburg erschienene Conversations-Lexicon abzudrucken, oder, wenn man will, nachzudrucken, angefangen. Schon waren 4 Bände fertig, als Hr. Brockhaus auf eine neue Ausgabe seines Originals ein Königl. Württembergisches Privilegium erlangte, wobei jedoch dem Buchdrucker Maßlot die Vollendung seiner Ausgabe bis zum Schlusse des Werks, selbst die Supplement-Bände mit einbegriffen, ausdrücklich vorbehalten und gesetzlich gesichert blieb. Zur nämlichen Zeit machte Herr Brockhaus dem Unterzeich-

neten Anträge zur Ausöhnung, und es kam ein Vergleich zu Stande, durch welchen sich Macklot gegen eine Selbstaufopferung von fünfzehnhundert Gulden rheinisch („als Schadenersatz und Mit honorar“) bloß Frieden und Ruhe erkaufen wollte, nicht die Vergünstigung zur Fortsetzung seines Drucks: denn über diesen Punkt hatte Herr Brockhaus, Dank sei es der gerechten Fürsorge unserer Württembergischen Regierung, keine Stimme abzugeben.

In dem dritten Punkte dieses unterm 16. Jan. d. J. abgeschlossenen Vergleichs ist wörtlich folgendes enthalten:

„Brockhaus, als ursprünglicher rechtmäßiger Verleger, wird keinen einzigen Schritt weiter thun, diese Ausgabe des Hrn. Macklot zu discreditiren, oder sie in den Augen des Publikums aus irgend einem Gesichtspunkte herabzumwürdigen, oder den gedachten Unternehmer wieder aus irgend einem moralischen, bürgerlichen oder juristischen Principe wegen dieser Unternehmung öffentlich anzugreifen, und ihn in der ruhigen Vollendung seiner angefangenen Ausgabe in derselben — nur nicht vergrößerten — Auflage, als wie er solche begonnen, zu stören.“

Von der Hoffnung geleitet, daß Hr. Brockhaus die hier deutlich ausgesprochene Verpflichtung gewissenhaft und pünktlich erfüllen werde, trug Macklot kein Bedenken, seine übernommene Verbindlichkeit zur Bezahlung der verabredeten Entschädigungssumme von tausend Thalern nach Wechselrecht zu bestätigen, und auf diese Art den Hrn. Brockhaus unwiderruflich, und auf die möglich bündigste Weise sicher zu stellen.

Desto unerwarteter und auffallender mußte jedoch für Macklot ein gedruckter und überall verbreiteter

„Bericht über die neue privilegirte Ausgabe des Conversations-Lexicons“

seyn, welchen Hr. Brockhaus zu Altenburg am 15. März d. J. — mithin zwey Monate nach dem abgeschlossenen Vergleich — ohne alle Zurückhaltung unter seinem eigenen Namen öffentlich bekannt machte, und welcher zugleich zur Vorrede der vierten Brockhaus'schen Auflage bestimmt oder als solche wirklich schon erschienen ist, und auf diesem Wege die größtmögliche Oeffentlichkeit erlangen wird.

Nachdem sich Hr. Brockhaus im Eingange dieses Berichts über den Nachdruck überhaupt herausgelassen, und dann bemerkt hatte, daß, was die deutschen Bundesstaaten betreffe, derselbe insbesondre noch jetzt in Württemberg und Baden fortdaure, ungeachtet in der deutschen Bundesakte bereits der Grundsatz der Nichtzulässigkeit des Nachdrucks in dem ganzen Umkreise der deutschen Bundesstaaten ausgesprochen sey, (?) geht er zur Benennung des einzigen Mittels über, welches er, zur Sicherung seines Eigenthums gegen den Macklot'schen Nachdruck, durch die Nachsichtung eines Königl. Württembergischen Privilegiums habe ergreifen müssen.

Hierauf schreitet Hr. Brockhaus, welcher in der zuvor angeführten Stelle des Vertrags vom 16. Jan. für die ihm zugesicherte Summe von tausend Thalern sich verbindlich gemacht hatte, keinen einzigen Schritt weiter zu thun, die Macklot'sche Ausgabe in den Augen des Publicums aus irgend einem Gesichtspunkte herabzuwürdigen, oder die Macklot'sche Unternehmung aus irgend einem Principe öffentlich anzugreifen, zur näheren Würdigung des in Frage stehenden Nachdrucks, dessen Erscheinung ihn zur Nachsichtung eines Königlich Württembergischen Privilegiums bewogen hatte. Er sagt:

„Eine nähere Untersuchung des Nachdrucks selbst zeigte übrigens sehr bald, daß darin für die innere Vervollkommenung des Werks so viel wie Nichts gesche-

hen war. Alle sogenannten Vermehrungen und Verbesserungen beschränkten sich am Ende auf ein halbes Duzend Artikel in jedem Bande, und waren gegen die Masse des Ganzen für nichts zu achten. Die in das Original eingeschlichenen Druckfehler waren nicht nur größtentheils wiederholt, sondern auch noch mit unzähligen neuen vermehrt worden. Ja, der Nachdruck war nicht einmal nach dem neuesten Druck des Originals, sondern nach einem frühern gemacht, und sonach einige augenscheinliche Unrichtigkeiten, so wie eine große Anzahl Artikel, welche die Redaktion schon durchaus verbessert, und dem Zwecke des Ganzen mehr angepaßt hatte, in ihrer ersten minder zweck- und zeitgemäßen Gestalt, wieder abgedruckt worden. — Daß bey solchen Nachlässigkeiten vollends nicht daran gedacht war, dem Werk überhaupt einen höhern Charakter zu geben, wohin das unablässige Bestreben des Unternehmers geht, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung. Ja da ein Theil des Macklot'schen Nachdrucks außerhalb Württemberg gemacht wird, in einem Lande, wo die Censurbehörden andere Grundsätze befolgen, so dürfte das Werk selbst nicht einmal in allen Artikeln vollständig oder unverstümmelt nachgedruckt werden, und diese Auslassungen und Verstümmelungen möchten wohl meistens die wichtigsten Artikel treffen.“ —

Für den gegenwärtigen Zweck wäre es überflüssig, den Tadel zu zergliedern, welcher unter Anführung von angeblichen Thatsachen dem Macklot'schen Nachdruck gemacht wird, und der Unterzeichnete kann sich mit der Bemerkung begnügen, daß selbst eine kleine Verbesserung, sollte sie auch nur ein halbes Duzend Artikel in jedem Bande umfassen, dennoch immer als Verbesserung angesehen werden dürfe,

und daß es in dem Begriff des Nachdrucks zunächst nicht liege, dem nachgedruckten Werke einen höhern Charakter zu geben, so leicht es auch seyn möchte, dem vorliegenden Conversations-Lexicon durch sorgfältige Benützung des berühmten Krünig'schen Werks und der deutschen Encyclopädie einen größeren Werth und größere Vollständigkeit zu verschaffen: aber das darf zur Steuer der Wahrheit nicht unberührt bleiben, daß Macklot im Sinne gehabt habe, einen Theil dieses Werks in Wien abdrucken zu lassen; da er indeß von diesem seinem Vorsatz wieder abgegangen ist, so mag sein nie zur Ausführung gekommenes Vorhaben zu Begründung der Besorglichkeit nicht angeführt werden, daß die Macklotsche Ausgabe in den wichtigsten Artikeln verstümmelt erscheinen dürfte.

Die Frage, welche von dem Unterzeichneten dem unparteiischen einheimischen und auswärtigen Publikum vorgelegt wird, beschränkt sich einzig darauf, ob Hr. Brockhaus, wenn man den dritten Punkt des unterm 16. Jan. d. J. mit Macklot abgeschlossenen Vertrags und den in einer hieher gehörigen Stelle angezogenen gedruckten Bericht vom 15. März d. J. gegen einander hält, sein vertragsmäßig und gegen eine namhafte Geldsumme gegebenes Wort redlich und bieder erfüllt habe?

Eine ganz unbefangene Beantwortung derselben wird wohl ohne allen Zweifel gegen Hrn. Brockhaus ausfallen müssen; eine zweite, weit wichtigere, Frage hingegen möchte dann diese seyn: Weil Hr. Brockhaus nun einmal wortbrüchig geworden ist: kann Macklot an seine demselben gegebene Zusage gebunden seyn?

Die Einrede, man habe die Valuta nicht erhalten, wird selbst vom Wechselgericht beachtet, wenn sie auf der Stelle glaubhaft dargethan werden kann, und Macklot würde, ob er sich gleich nach Wechselrecht verbindlich gemacht hat,

dem Hrn. Brockhaus 1500 fl. zahlen zu wollen, die Bezahlung verweigern können, weil eine der Hauptbedingungen, welche ihn an seinem Theile bei jenem Zahlungsverprechen bestimmte, auf der andern Seite vorsätzlich vernichtet worden ist.

Er hat sich jedoch vorgenommen, durch Zahlungs-Verweigerung der schwäbischen Biederkeit keinen Flecken anzuhängen; aber hoffentlich wird er in den Augen eines unbefangenen Publikums gerechtfertigt erscheinen, wenn er, nach geleisteter Zahlung, diejenigen Rechtszuständigkeiten geltend zu machen sucht, welche zu beschränken Hr. Brockhaus beim Abschluß des Vertrags vom 16. Jan. die Absicht hatte, welcher Vertrag aber in den übrigen Punkten für Macélot nicht mehr als verbindend angesehen werden mag, nachdem Hr. Brockhaus für angemessen erachtet hat, denselben ohne alle rechtmäßige Ursache in jener Bedingung zu verletzen, welche nur darum festgesetzt worden war, damit Macélot für seine beträchtliche Geldaufopferung durch den unverkümmerten Absatz seiner nicht zu discreditirenden Ausgabe des Conversations-Lexicons — welches nach seiner Zusammensetzung und in Betrachtung der Quellen, woraus es geschöpft worden ist, als eigentliches Originalwerk, in der ganzen Bedeutsamkeit dieses Worts, doch nicht angesehen werden kann — einigermaßen wiederum entschädigt werden möge.

Dieß, ebenfalls im Wege der Oeffentlichkeit, für Hrn. Brockhaus zu Altenburg in Sachsen zur vorläufigen Nachricht: die Ergreifung der weitem sachdienlichen Maasregeln will der Unterzeichnete jedoch, wie den vorgehabten Hilfsdruck in Wien, einstweilen noch in petto behalten.

Stuttgart, den 12. Mai 1817.

A. F. Macélot.

Conversations - Lexicon.

Sechster Theil

M und N.

M a c h t.

Der noch rückständige fünfte Band erscheint auf den 15ten July dieses Jahres.

Da nun die Hälfte des Werks geliefert ist, so werden diejenigen Herren Abnehmer, welche bei dem Verleger unmittelbar pränumerirt haben, ersucht, die Vorausbezahlung für die folgenden 5 Bände zu erneuern, und zwar mit 7 fl. 30 kr. für einzelne Exemplare oder 6 fl. 40 kr. in dem Fall, daß wenigstens 4 Exemplare zusammen bestellt werden.

Mit dem gegenwärtigen sechsten Bande wird den Käufern dieses Werks eine Abhandlung

Ueber Büchernachdruck

unentgeltlich verabfolgt. Einzeln für sich ist diese Schrift für 24 Kr. zu haben.

M.

M gehört zu den Buchstaben, die von den ältern Grammatikern auch *liquidæ* (*litteræ*) genannt wurden. Es bezeichnet dieser Buchstabe die Römischen Namen Marcus, Mutius, Martius u. s. w.; ferner die Worte Magnus, magistratus, magister, Manes, Manuale (bei Kaufleuten) Memoriale, Memoria, meus, miles und militaris, mensis, moneta, monumentum, municipium, manus, auf Recepten *m* oder *man.*, manipulus (eine Hand voll) am Schlusse *misce*, z. B. M. D. S. *misce*, *detur*, *signetur* (mische, gib und bezeichne es); ferner in Briefen *m. m.* manu mea oder *m. p.* mit eigener Hand; bei Titeln *magister*, M. A. *magister artium* oder M. D. *medicinas Doctor*; endlich die Zahl 1000 (hier schreibt sich das M eigentlich von [I], woraus *cl* oder *oo* und M gemacht worden ist, her; auf französischen Thalern den Münzort Toulouse.

Mäander, jetzt Meinder, einer der bedeutendsten Flüsse Asiens. Er entspringt in Phrygien auf dem Berge Telanus, fließt dann zwischen Carien und Lydien, wo er die Gränze macht, hindurch, und fällt zwischen Priene und Miletus ins ägeische Meer. Der Mäander war bei den Alten wegen seiner vielen Krümmungen und Windungen berühmt; und sie benannten nach ihm die künstlich in einander verschlungenen Purpureinfassungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Arnen und Gefäßen. Daher figürlich *mäandrische Wege*, *mäandrische Worte*, d. i. künstliche Wendungen und Umschweife u. s. w.

Maas, ein großer schiffbarer Fluß, welcher in Champagne, nicht weit von Langres, entspringt, die Niederlande durchströmt, außer mehreren kleinen Flüssen die Lesse, Sambre, Ourthe aufnimmt, und sich bei Dortrecht in zwei Arme theilt, davon der nördliche die Merwe genannt wird und bei Rotterdam vorbeifließt. Nicht weit davon vereinigen sie sich wieder, und endlich fällt die vereinigte Maas zwischen Briel und Gravesand sehr breit in die Nordsee.

Maß heißt das bestimmte Verhältniß der Theile eines Dinges zum Ganzen, und daher auch die Größe (Maßstab im weitern Sinne), welche man annimmt, um andere Dinge derselben Art auszumessen, d. i. das Verhältniß ihrer Theile zu bestimmen, und auszusprechen, wie sich ein Gegenstand in Hinsicht seiner Größe zu dieser angenommenen Größe verhalte. Es gibt daher nach Verschiedenheit der Größen 1) Längenmaße, dessen Größe eine gerade Linie ist. Die Größe der Längenmaße in Deutschland ist an verschiedenen Orten verschieden. Man unterscheidet hier die Ellenmaße (zum Messen der fadenen, wollenen und leinenen Zeuge), die Fußmaße, und die Meilen, oder Wegemaße. Die Benennungen und Eintheilungen, welche hieher gehören, sind folgende: 1 Ruthe = (ist gleich) 2 Klaftern; 1 Klotter = 3 Ellen; 1 Elle = 2 Fuß; 1 Fuß = 12 Zoll; 1 Zoll = 12 Linien. Hier gibt es aber große Verschiedenheit. So f. B. enthält die Leipziger Elle 250 $\frac{3}{5}$ franz. Linien, die Hamburger Elle 254 franz. Linien, die Brabanter Elle 306 franz. Linien, die Berliner Elle 298 franz. Linien u. (Uebrigens f. Fuß und Meilen,) 2) Flächen- oder Quadratmaße, welche nebst einer Länge auch die Breite an-

gehen, bestimmen die Größe der Linder, Felder, Aecker, Wiesen, Holz-
zer, auch die Größe von Brennholzstößen, Wundholz, Lagersen u. dgl.
Eine Fläche von 1 Zoll lang und 1 Zoll breit, heißt ein Quadrat (\square);
10 Zoll Länge und 10 Zoll Breite geben einen Quadrarfuss von 100
Quadrat-Zoll. Auch diese Maasse sind sehr verschieden. Besondere Benennun-
gen sind Luchart, Morgen Landes, Acker, Arpent, Ronce,
Masuret u. 3) Körpers- oder Cubitmaasse, welche nebst der
Länge und Breite auch die Höhe und Tiefe angeden, werden zum Aus-
messen trockner (z. B. Perruque, Salz, Aukien u.), oder flüssiger Wan-
ren (z. B. Wein und Branntwein, Öl, Butter u.) gebraucht. Zum
Messen der ersten hat man Loß, Wispel, Malter, Eöde,
Echffel, Eimer, Saß, Simzen, Spin, Ronce, Bier-
eßel, Meßren, Maßföden u. Ein sind noch Verschiedenen der Ge-
genstände und Orte sehr verschieden. So ebenfalls die Maasse flüssiger
oder gehören die Benennungen Gallon, Maass (im ein-
Viertel, Fuder, Orchose, Ohm oder Ehm, Ene-
Zimer, Viertel, Eßbüchen, Rannen, Quart,
Moppen u. s. m. Die Größe des Cubitmaasses ist der
1 Körper, der 1 gemeinen Fuß lang und 1 gemeinen Fuß
in einem regulären Würfel vorstellt, heißt ein Cubitfuß.
Nöthliche und Regelmäßige. Nöthliche Maasse ist Maass die Beschränkung auf das

Nöthliche und Regelmäßige.

Maassstab ist ein mit Bedeutung der Längenmaasse versehenes
Instrument (Eisab), welches man zum Ausmessen der Länge eines Kör-
pers gebraucht. Der verjüngte Maassstab ist ein solcher, welcher
der gewöhnlichen Längenmaasse einer Mal verkleinert vorstellt. Man
bedient sich seiner, um große Gegenstände in richtigem Verhältnisse ins
Kleine zu bringen und abzumessen.

Maßillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner, geboren
im J. 1633 zu Saint-Pierre-Mont, einem Dorfe in der Diöcese von
Albi, trat 1653 in die Benedictinercongregation von Saint-Maur.
Im J. 1663 schickten ihn seine Obern nach Saint-Denis, um den
Fremden den Schoß und die Denkmäler dieser Abtei zu zeigen und zu
erklären. Daßery foderte ihn zur Theilnahme an seinem Exilegium
auf, und hatte Urloch, seinen Fleiß und seinen Forschungsgeist zu rüh-
men. Als die Congregation von Saint-Maur den Entschluß gefaßt
hatte, neue Ausgaben von den Kirchenvätern zu befehlen, wurde ihm
der heilige Bernhard (A. Bernardi opera, 2 Voll. fol. 1664.) zugewiesen,
und er entledigte sich dieses Auftrags mit eben so viel Fleiß als Glück.
Colbert, der von seinen Verdiensten hörte, bot ihm eine Pension von
2000 Livres an; Maßillon oder schlug sie aus, und begnügte sich, aus
des Ordens Schoß für seinen Orden zu dienen. Dieser schickte ihn
im J. 1663 nach Deutschland, um hier alles zu sammeln, was zur Ge-
schichte Frankreichs und zum Ruhm des Königl. Hauses dienen konnte.
Maßillon zog mehrere merkwürdige Documente und Urkunden in seinem
Reisejournal aus. Da diese gelehrte Reise allgemeinen Beifall er-
halten hatte, schickte ihn der König zwei Jahre nachher auch nach Ita-
lien, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm alle Archive
und Bibliotheken öffnete. Auch hier machte er eine reiche Ausbeute.
Von allen Gegenständen, die seine Aufmerksamkeit reizten, zog keiner ihn so
sehr an, als die Catacomben von Rom. Mehrere seiner Schriften zu-

se ihnen mehr schädlich als nützlich seyen; widerlegte diese paradoxe Fehauptung in Auftrag seiner Congregation durch seinen *Traité des études monastiques* mit einer einfachen und schlichten, aber kräftigen Beredsamkeit. Mabilon kehrte darauf zu seinem gelehrten Werke über die *Diplomatik* (*de re diplomatice*, 2 Bände, 1681. fol.) zurück, das er 1681 herausgegeben hatte. Diese Wissenschaft verdankte ihm ihren ganzen Glanz. Mit großem Scharfsinn wußte er die dunkelsten Gegenstände aufzuklären, und die Regeln der Diplomatie unter einem einzigen Gesichtspunkt zu vereinigen. Dennoch fanden einige seiner Behauptungen Widerspruch. Mabilon begnügte sich, seinem Werke ein *Supplement* beizufügen, 1704, das fast allgemein genügt. Liebe zum Frieden, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit waren die Hauptzüge seines Characters. Als er Ludwig XIV. als der gelehrteste Geistliche des Königreichs vorgestellt wurde, setzte Bossuet mit Recht hinzu, daß er auch der anspruchloseste sey. — Er starb zu Paris im Dec. 1707. Die Akademie der Inschriften hatte ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Außer den angeführten Werken hat er herausgegeben: *Acta sanctorum ordinis sancti Benedicti*, 9 Foliobände; *Analecta*, 4 Bände; sein *Musaeum italicum*, das er mit Germain gemeinschaftlich herausgab, und *Annales ordinis Benedicti*, wovon er die 4 ersten Bände abfaßte. Außerdem hat er mehrere Werke in französischer Sprache geschrieben. Seine *oeuvres posthumes* hat Dom Thuillier 1724 in drei Quartbänden herausgegeben.

M a b l y (Gabriel Bonnot de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, war 1709 zu Grenoble geboren und starb zu Paris 1785. Seine ersten Studien machte er bei den Jesuiten zu Lyon. Als Lehrer und Verwandter fand er Zutritt bei der Madam Tencin, die durch ihre Intriguen wie durch ihre Geistesgaben sich einen Namen gemacht hatte, und eine Auswahl von gebildeten Personen um sich versammelte. Mably hatte eben seine *Parallèle des Romains et des Français* herausgegeben, welche gelobt wurde. Madam Tencin, die den jungen Abbé über öffentliche und politische Angelegenheiten mit vieltem Scharfsinn sprechen hörte, glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, dessen ihr Bruder, der ins Ministerium getreten war, bedurfte. Um diesen in seinen Wirkungskreis einzumweihen, schrieb Mably seine Uebersicht der seit dem westphälischen Frieden geschlossenen Verträge. Dies war nicht der einzige Dienst, den er ihm leistete. Der Cardinal, der seine Schwäche fühlte, bat den König um die Erlaubniß, seine Meinung schriftlich übergeben zu dürfen, und gab Mably den Auftrag, die Berichte und Denkschriften abzufassen. Er war es, der 1743 mit dem Minister des Königs von Preußen heimlich zu Paris unterhandelte, und den Vertrag aufsetzte, den Voltaire diesem Fürsten überbrachte; er war es ferner, der die Schriften abfaßte, welche den Verhandlungen des 1746 zu Breda errichteten Congresses zur Grundlage dienen sollten. Diese verschiedenen Urkunden beweisen seinen Beruf für die Politik. Dennoch zog er sich bald darauf, als er sich mit dem Cardinal veruneinigt hatte, von dieser Laufbahn zurück und widmete sich ganz den Wissenschaften, ohne je weiter einen Schritt nach Ehrenstellen zu thun, oder durch Gunstbewerbungen seine sehr mäßigen Glücksumstände verbessern zu wollen. Der Marschall Richelieu vermochte mit den dringendsten Vorstellungen nicht, ihn zu bewegen, daß er sich um eine Stelle in der Akademie bewarb. Eben so verfuhr er bei der Herausgabe seiner Werke mit selbster Aneignungsfreudigkeit. Statt alles Honorars begnügte er sich mit ei-

ner kleinen Anzahl von Exemplaren, die er unter seine Freunde verschenkte. Es hieß, man wolle ihm die Erziehung des Thronerben einer großen Monarchie antragen. *Wabls* erklärte laut, daß die Basis seines Unterrichts seyn werde: Die Könige sind um der Völker willen da, und nicht die Völker um der Könige willen. Er kannte den Zusammenhang der Ereignisse so wohl, daß er manche wichtige Begebenheiten der Zukunft vorhersagen konnte, z. B. die Freiheit der amerikanischen Colonien, und die in Genf und Holland später eingetretenen Veränderungen. Auch prophezeigte er in einem seiner letzten Werke, daß das Deficit der französischen Finanzen die drückendsten Abgaben herbeiführen müsse, daß man, um sie aufzuheben, die Generalstände zusammenberufen, daraus aber eine Revolution in der Regierung hervorgehen werde. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1. *Parallèle des Romains et des Français*; 2. *Le droit public de l'Europe*; 3. *Observations sur les Romains*; 4. *Observations sur les Grecs*; später unter dem Titel *Observations sur l'histoire de la Grèce*, ein wegen seiner lichtvollen Ordnung und Gründlichkeit empfehlenswerthes Werk; 5. *Des principes des négociations*; 6. *Entretiens de Phocion*, worin der Verfasser seine Ideen von der Tugend der Vaterlandsliebe und von den Pflichten aufstellt, die Staat und Bürger gegen einander haben; 7. *Observations sur l'histoire de France*; 8. *Entretiens sur l'histoire*; 9. *De la manière d'écrire l'histoire*; 10. *Lettre à Mad. la Marquise de P... sur l'opéra*. — Sein Styl ist lichtvoll, correct, zuweilen elegant, aber etwas kalt. Der *Abbé Briyard* hat der Sammlung seiner Werke, welche 1794 zu Paris in 15 Octavbänden erschien, eine Lobrede auf ihn vorgesetzt.

Macao, eine vormalig berühmte Handelsstadt in China, auf einer kleinen Erdzunge gelegen, die zu einer Insel gehört. Sie hat gegenwärtig ihre Wichtigkeit verloren. Zur Zeit der Reise des *Lords Macartney* bestand die ganze Besatzung aus 3 bis 400 Negersoldaten. Die Zahl der Einwohner beträgt 34,000, wovon mehr als die Hälfte Neger sind. Dieser Ort wurde den Portugiesen zur Zeit ihrer Macht abgetreten; sie trieben lange daselbst einen bedeutenden Handel, nicht nur mit China, das sie fast allein besuchten, sondern auch mit Japan, Sunkin und andern asiatischen Ländern. Gegenwärtig treiben die Engländer den Handel unter dem Namen der Portugiesen. Nicht weit von Macao findet sich die berühmte *Camoens-Grotte*, in welcher dieser große Dichter seine *Lusiade*, während er dort in der Verbannung lebte, gedichtet haben soll.

Macaronische Verse. Macaronische Schreibart. Der *Benedictinermönch Theophilo Folengo*, ein Mantuaner, (1494 — 1544) verfertigte unter dem Namen *Merlin Coccia* scherzhafte Gedichte, in denen lateinische und italienische Wörter vermischt waren. Er nannte sie *macaronische Verse*, nach einer Art Nudeln in Italien, welche man *Macaroni* (s. d. Art.) nennt. Auch hatte das bekannteste seiner Gedichte die Aufschrift *Macaronica*, und war ein Lobgedicht auf die *Macaroni*. Uebrigens findet sich schon unter den Gedichten *Dante's* eine *Canzone*, worin regelmäßig die lateinische, italienische und provençale Sprache abwechseln.

Macaroni, s. **Maccaroni**.

Macartney (*George Earl of*), geboren 1737 zu Liffanoure in Irland, erhielt in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung, trat in seinem dreizehnten Jahre in das *Trinity-College* auf der Universität *Dublin*, und wurde 1759 *Magister*. Darauf ging er nach London, wo

er mit Burke, Dodwell, Bacon und andern ausgezeichneten Köpfen bald vertraute Freundschaft schloß. Da er nicht die Absicht hatte, sich den Staatsgeschäften zu widmen, verweilte er nur so lange hier, um sich zu einer Reise durch die Hauptländer des Continents, deren Kräfte, Hülfsmittel und Politik er kennen lernen wollte, vorzubereiten. Im Laufe dieser Reise hatte er Gelegenheit, dem ältesten Sohn des Lords Holland, Stephen Fox (jetzigem Lord Holland), wesentliche Dienste zu leisten, wodurch er sich das fortdauernde Wohlwollen dieser Familie erwarb. Auf des Lords Holland, und dessen Freundes, des Lords Sandwich, Veranlassung trat er ins Parlament. Bald aber glaubten diese beiden Staatsmänner, daß Macartney, der mit gründlichen diplomatischen Kenntnissen alle Eigenschaften besaß, um an einem weiblichen Hofe zu gefallen, seinem Vaterlande nützlicher seyn könne, wenn man ihn nach Petersburg sende, um die Kaiserin Catharina zu Abschließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen. Im Januar 1765 kam Macartney in Petersburg als außerordentlicher Botschafter an, und brachte nach viermonatlichen sehr schwierigen Unterhandlungen glücklich einen Handelsvertrag zu Stande. Aber die brittischen Minister, die nicht sowohl den Inhalt, als einige Unwesentlichkeiten mißbilligten, versagten ihre Genehmigung, und erst nach langen höchst mühseligen Verhandlungen gelang es Macartney, dessen Ausdauer fast noch mehr, als seine Geschicklichkeit Bewunderung verdiente, einen zweiten abgeänderten Vertrag abzuschließen. Er verließ Petersburg mit Zeichen der besondern Achtung der Kaiserin; der König Stanislaus, dem er am petersburger Hofe ebenfalls wesentliche Dienste geleistet hatte, gab ihm seine Dankbarkeit durch Uebersendung des weißen Adlerordens zu erkennen. Macartney folgte nach einiger Zeit als Secretär dem Lord Townsend nach Irland, wohin dieser als Vizekönig ging. Er wurde successiv zum Mitgliede des Parlaments, zum Ritter des Bathordens und zum Gouverneur von Granada und Labago ernannt. Auf diesem Posten blieb er bis zur Eroberung dieser Inseln durch die Franzosen im Jahr 1779. Er fiel selbst in französische Gefangenschaft und verlor einen großen Theil seines Vermögens. Im Jahr 1780 erhielt er das Gouvernement von Madras, welches er mit so viel Klugheit und Uneigennützigkeit verwaltete, daß das Ministerium beschloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab und kam 1792 nach England zurück. Die Regierung beschäftigte sich damals mit dem Plane, dem Absatz der englischen Waaren in China eine größere Ausdehnung zu verschaffen, um nicht jährlich so bedeutende baare Summen diesem Lande für Thee zufließen lassen zu müssen. Man hielt Macartney für den fähigsten Mann, diese Gesandtschaft auszuführen, und er ließ sich bereit dazu finden. Man überließ ihm selbst die Ernennung aller Personen, die ihn begleiten sollten, so wie alle übrigen Bestimmungen. Der König erhob ihn zum Viscount Macartney of Derrvoel in der Grafschaft Antrim. Am 26ten September 1792 segelte die Expedition von Spithead ab, und erreichte glücklich ihre Bestimmung. Aber weder die mitgebrachten Geschenke, deren Werth die Chinesen nicht verstanden, noch die, selbst manche Demüthigung nicht achtende, Nachgiebigkeit des Gesandten konnten ihn zu seinem Zwecke führen. So kam er 1794 unverrichteter Sache wieder nach London zurück, und wurde zum Zeichen der königlichen Zufriedenheit mit seinem Eifer im Dienste des Vaterlandes zum Earl (Grafen) of Macartney in der Grafschaft Antrim erhoben. Der Gesandtschafts-

secretair, G. L. Staunton, hatte bereits einen Theil der merkwürdigen und lehrreichen Beschreibung dieser Gesandtschaftsreise dem Publicum übergeben, als sein Tod das Werk unterbrach; sie erschien in der Folge vollständig von Barrow. Beide Reisebeschreibungen sind vielfältig übersetzt worden. Im Jahr 1795 ging Macartney als Gesandter nach Verona zu dem Bruder Ludwigs XVI. und 1799 als Gouverneur nach dem Cap. Er starb zu London 1806 mit dem Ruhm eines eben so geschickten Diplomaten, als redlichen, uneigennütigen, für sein Vaterland rastlos thätigen Mannes.

Macbeth (zusammengesetzt aus **Mac**, der Nachkomme, und **Beth**), einer der berühmtesten schottischen Könige, und zwar der Reihe nach der 85te. Als Feldherr unter seinem Vetter Donald VII. bekämpfte und unterdrückte er die Inselbewohner und Irländer mit vielem Glück. Gegen die Dänen gesendet, ließ er den Anführern, während der angefangnen Friedenstractaten, bei einem Gastmahl einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an; nur wenige konnten sich nebst dem Könige durch die Flucht retten. Macbeth, bald übermüthig durch sein Glück, strebte nun selbst nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei übermenschliche Wesen ihn als Thron von Angus, von Murray, und als König von Schottland begrüßten, bestärkte ihn in dem Vorsatz, seinen schwarzen Plan auszuführen, und den König im 7ten Jahre der Regierung zu ermorden. Des Königs Söhne mußten flüchten und Macbeth mußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den guten Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er sich auf einmal zum treulosen, grausamen Tyrannen umwandelte. Das erste Opfer war **Banco**, der ihm beim Königsmorde beigestanden hatte, und den er jetzt bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehrere Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er sich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunfinan ein Castell erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte; und zu dessen Bau ihm die Thron die Leute schicken, ja sie selbst die Aufsicht führen mußten. Empört über diese Tyrannei, ging einer der bedeutendsten Männer, der Thron von Fife, **Macduff**, nach England, und forderte hier **Malcolm**, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England, kamen sie zurück, und Macbeth, von dem die Schotten meistens abfielen, wurde, nachdem er sich in sein Castell geflüchtet hatte, 1057, im 17ten Jahre seiner Regierung, getödtet. — Diesen Stoff hat **Shakespeare** in seinem berühmten Trauerspiele **Macbeth** benutzt.

Maccabäer, s. die Art. Juden und hebräische Literatur.

Maccaroni, **Maccheroni**, auch ital. Pasta, sind Nudeln, welche aus dem feinsten Reis- oder Weizenmehle mit Wasser durch Hülfe eigner Maschinen und Werkzeuge bereitet werden und dicker als die gewöhnlichen nürnbergischen Nudeln sind. Sie erhalten verschiedene Formen. **M. a canna** sind stengelförmig, **tagliarini** platt und viereckig, **a lumaga** schneckenförmig, **vermicelli** regenwurmartig. Alle diese Sorten kommen gelb (mit Eigelb und Safran gefärbt) und weiß vor. Die besten kommen aus Italien, besonders aus der Gegend von Neapel, dann aus Aix in Frankreich. In Deutschland aus Wien, Mag-

Leipzig, Halle, Dresden. Sie müssen, damit sie nicht dumpfig werden, an trocknen Orten aufbewahrt werden. F.

Machiavelli (Niccolò). Aus den Werken eines Schriftstellers Gemüth und Charakter desselben zu erkennen, ist schwer. Wenn aber, wie es im Alterthum und in dem italienischen Mittelalter der Fall war, die Schriften selbst nicht sowohl als ein Gesagtes, sondern als eine Handlung erscheinen, da läßt aus ihnen die Persönlichkeit des Schreibenden sich wohl beurtheilen, — ja über allen Zweifel erheben, wenn die Handlungen des Autors in Uebereinstimmung stehen zu seinen hinterlassenen Werken. Das letztere ist mit Niccolò Machiavelli, dem berühmten florentinischen Staatssecretär, der Fall. Der große Mann hat der einseitigen Beurtheilung seines Tractats, welcher der Fürst überschrieben ist, das Unglück zu verdanken, als der Erfinder einer abscheulichen Politik (machiavellistische Politik, Machiavellismus) genannt zu werden, welche lehren soll, wie der Despotismus durch die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen sey. Mehrere, selbst Friedrich der Große in seinem Antimachiavell, haben ihn zu widerlegen gesucht. Sein Leben und seine Schriften widersprechen dieser Ansicht. Von beiden wollen wir daher eine kurze Uebersicht geben. Den 3ten Mai 1469 ward Niccolò Machiavelli aus einem edlen Geschlecht, dessen Vorfahren die höchsten Würden in der florentinischen Republik bekleidet hatten, zu Florenz geboren. Marcellus Virgilius war der Lehrer seiner Jugend, welche schon früh die ewigen Werke des Alterthums begeisterten. Man kann behaupten, daß niemand vor ihm mit gleicher Lebendigkeit das großartige politische Leben in Rom und Griechenland und dem gesamten Alterthum erfaßt hatte. Von den frühern Begebenheiten seiner Jugend ist wenig bekannt. Als Cancelliere der Republik, zu welchem Posten er seiner ausgezeichneten Talente willen im ersten Mannesalter berufen ward, übte er sich unter Marcellus Virgilius, Secretär derselben, zuerst in den öffentlichen Angelegenheiten. Bald wurde aber auch ihm der hohe Posten des letztern ertheilt. In den Tagen, wo die Florentiner ihre politische Freiheit gegen die vertriebenen Mediceer wieder erlangt hatten (s. d. Art. Mediceer) und aus Furcht vor diesen in die vergrößerungssüchtigen Fehden und Handel Karls VIII. verwickelt wurden, in einer Zeit, wo die höchste Klugheit in politischen Unterhandlungen und der größte republikanische Sinn der Unterhändler erfordert ward, um die wiedergeborene Republik gegen die Macht der Feinde, und der Freunde selbstsüchtige Treulosigkeit zu vertheidigen, da wurde Niccolò Machiavelli von einem wichtigen gesandtschaftlichen Posten zum andern berufen. Das hierdurch erklärte Urtheil der Republik über ihren Secretär bedarf keines weitern Commentars gegen die ungründlichen Ansichten Neuerer. Von 1500 — 1511 war er vier Mal Bevollmächtigter der Republik bei dem französischen Hofe. Dieselbe Stelle hatte er 1500 und 1508 im Lager von Pisa und 1504 beim Duca di Valentino. 1503 und 1506 war er Gesandter am päpstlichen Hofe; auch beim Kaiser Maximilian bekleidete er die nämliche Würde. Die Republik erkannte Machiavelli's große Verdienste, belohnte sie aber nur kärglich; bisweilen mußte er die Signoria mit Bitteln angehen, ihn aus der Dürftigkeit zu reissen. Armuth war aber in jeder Zeit das Kennzeichen redlicher, dem Staate mit aufrichtiger Treue dienender Männer. Vom höchsten Nutzen waren der Republik seine Rathschläge, als sich die Bewohner von Val di Chiana empörten. Nach den vielen Briefen, welche von ihm in den florentinischen Archiven auf-

bewahrt werden, waren folgende die vorzüglichsten Maximen seiner politischen Rathschläge: Fried- und freundschaftliche Auseinandersetzungen, strenge und durchgängige Gerechtigkeitspflege, das Volk möglichst schonende Abgaben und sorgsame Berücksichtigung der geringfügigsten Umstände, wenn sie in irgend einer Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten standen. Auch in militärischer Hinsicht (hatte er gleich, so viel uns bekannt, niemals unmittelbaren Antheil an einem Gefecht genommen) war die Republik so fest von der Gründlichkeit seiner Einsichten überzeugt, daß sie im Kriegswesen vor allen seinen Rathschlägen folgte; unter andern ward nach seiner Angabe eine toscanische Legion gebildet, welche sich später unter Johann von Medicis Anführung auf das rühmlichste auszeichnete. Als es dem Papste Julius gelang, die französische Oberherrschaft in Italien zu brechen, suchte Ludwig XII., um sich an dem Papste zu rächen, ein Concilium in Italien zu Stande zu bringen, und verlangte, daß die Florentiner selbigem Pisa öffnen müßten, welches damals wieder unter florentinische Oberherrschaft gekommen war. Der Secretär fürchtete die römischen Bannstrahlen und rieth, jenen Antrag abzulehnen. Machiavelli ging selbst in dieser Absicht als Gesandter an den König ab; allein vergeblich. Nach seiner Rückkehr wurde er nach Pisa gesendet, um das Concilium zu beobachten, und wo möglich, dessen Auflösung zu bewirken. Nichts desto weniger war der Papst den Florentinern so erzürnt, daß er in Vereinigung mit den Aragonesern ihnen die Freiheit raubte, und die Mediceer wieder einsetzte. Da Machiavelli durch That und Wort unermüdlich für die Republik zu wirken bemüht gewesen war, so hatte der Mediceer Lorenzo, welcher die Dictatur über Florenz übernahm, nichts angelegentlicheres zu thun, als ihn kraft öffentlichen Decrets seiner sämtlichen Würden zu entsetzen. Bei der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici ward er, der Theilnahme verdächtig, eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, so wie die darauf folgende Verbannung, mit kaltblütigster Standhaftigkeit ertrug. Als der Cardinal Papst ward, erhielt er die Freiheit wieder; nach seiner Rückkehr in das Vaterland schrieb er die Discorsi (Abhandlungen) über die zehn ersten Bücher des Livius, und seinen Principe, welchen er dem Lorenzo von Medici dedicirte. Dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, ward er vom Cardinal Julius, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei einer angeblich beabsichtigten Reform der dasthigen Angelegenheiten, zu Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Sittenlosigkeit, als Rathgeber gebraucht. Machiavelli rieth, ein Gleichgewicht der Parteien herzustellen und die freie Verfassung wieder herzustellen, jedoch mit Vorbehalt der höchsten Obergewalt für den Papst. Mit der beabsichtigten Reform war es niemals ein Ernst gewesen, und eine neue Verschwörung brach aus, an welcher mehrere vornehme Jünglinge Theil nahmen, welche sich in den sogenannten Orti (Gärten) Dricellari zu versammeln pflegten, um hier Machiavelli's Lehren und unterrichtenden Gesprächen beizuwohnen. Der Verdacht, in welchen hierdurch Machiavelli abermals bei den Mediceern kam, hatte für ihn bloß die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte. Als Julius unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, erhielt Machiavelli wieder öffentliche Aufträge; besonders wurde er zu den vereinigten Truppen des Papstes und der Florentiner gesendet, um zur Vertheidigung Toscana's gegen Carl's V. Heer zu wirken. Das zuletzt von den Mediceern ihm bewiesene Vertrauen

hätte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht, und so starb er nach seiner Rückkehr nach Florenz den 22sten Juni 1527 verkannt und verachtet. Seine vorzüglichsten Schriften, politischen Inhalts, sind die *Discorsi* und der *Principe*. In beiden (in Hinsicht der gedrängtern Eleganz des Stils möchte dem *Principe* der Vorzug zu geben seyn) beweist er sich als den gründlichsten Kenner der alten Geschichte und der Geschichte seiner Tage, und als den größten Staatsmann, indem er den Charakter jeder öffentlichen Verfassung auf das lebendigste durchdrungen hatte und zugleich, mit einzig praktischem Geiste begabt, die deutlichsten Einsichten besaß, wie die glückliche Fortdauer, wie der Untergang jeder Verfassung bedingt sey. Die *Discorsi* sind das Resultat seines Studiums der alten Geschichte, der *Principe* des gleichzeitigen italienischen politischen Lebens (über letztere siehe Buchholz in Wolzmanns deutschen Blättern 9tes und 10tes Heft). Dort ist also über das Wesen freier Verfassungen gesprochen; hier von dem des *Principato's*: denn in Machiavelli's Tage treffen hauptsächlich die Momente, wo Italiens freie Volksverfassung listigen und gewaltsamen Usurpatoren erlag. Wer mag also den Autor tadeln, der, indem er ein System von ihm gemachter politischer Erfahrungen aufstellen wollte, nichts anders als eine Schilderung selbstsüchtiger, boshafter Abscheulichkeit zu liefern vermochte. Dies ist die Schuld der politischen Verderbnis, welche damals, und hauptsächlich mit dem Einfall der Franzosen in Italien, über dieses schöne Land hereingebrochen war. Auf unsere Zeiten, die Zeiten constitutioneller Monarchien, sind die in dem *Principe* aufgestellten Erfahrungslehren nicht anwendbar; und wenig müssen daher diejenigen den *Principe* und die neueste Geschichte unserer Monarchien (das bonapartistische System war nur eine freche Episode) begriffen haben, die von jenem ein Verderbnis dieser befürchten konnten. Welche Zeiten dem Machiavelli die liebsten, seinem Gemüth am meisten zusagenden waren, leuchtet aus den *Discorsi* ein, wo er, vom Enthusiasmus für freie volksmäßige Verfassungen hingerissen, oft eine, sonst ganz ruhige, systematische, Darstellung vergißt und selbigen begeisterte Lobreden hält. Als Seitenstück zu seinem *Principe* ist der kurze historische Aufsatz zu betrachten: Ueber das Verfahren des Herzogs von Valentino (Cesare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signors Pagolo und Herzogs di Gravina Orsini, welches das einleuchtendste Beispiel von der Verfahrensart der damaligen italienischen Tyrannen abgibt. Sein Dialog über die Kunst der Kriegsführung (die dialogische Form ist ihm ziemlich willkürlich aufgehängt) eifert gegen das Verderbnis des italienischen Kriegswesens durch den Gebrauch gemietheter Banden und dringt auf die Bewaffnung der eigenen Bürger jedes Staates und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlassung seiner Gesandtschaften von Machiavelli geschriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutschlands sind, ungeachtet der Kürze der letzteren, höchst interessante historische Denkmäler jener Zeiten und der besten Beobachtungsgabe des Schreibers. Das Leben des Francesco Castrucani von Lucca muß bei seinem weniger concentrirten Style (überhaupt ist es nur ein historischer Roman) für ein Jugendwerk gelten, das als eine mißverstandene Nachahmung der Alten zu betrachten ist. Sein größtes historisches Werk ist die florentinische Geschichte, worin er die prächtige Eleganz des Livius, des Tacitus geistreicher majestätischer Kürze zu nähern gewußt und überhaupt ein Muster italienischer Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerk aufgestellt hat, das weder auf italienischem Boden, noch

in dem Auslande bis jetzt ein würdiges Gegenstück gefunden hat. Es besteht aus neun Büchern, wovon das erste vom Untergange des weströmischen Kaiserthums anhebt, und mit der Zeit schließt, wo Florenz eine selbstständige politische Wichtigkeit erhielt. Das Ende machen die Begebenheiten, welche auf die Verschwörung gegen die Mediceer Lorenzo und Giuliano folgten. Das erste Buch ist das geistreichste Compendium der in ihm enthaltenen politischen Geschichte. So viel bei der durchgängigen Objectivität der Darstellung in diesem Werke sich von der Eigenthümlichkeit des Verfassers errathen läßt, so sind auch hier die deutlichsten Beweise von Machiavelli's aufrichtigem Republikanismus niedergelegt. Seine historischen Fragmente sind meisterhafte Skizzen. Der Dialog über den Zorn ist ein Jugendwerk, das eigentlich mehr nicht als eine stylistische Uebung in ciceronianischen Perioden ist. Die Beschreibung der Pest dagegen, welche in Florenz während der zwei Jahre 1522 und 1523 wüthete, darf sich neben die ähnliche thucydideische Beschreibung stellen. Auf echt italienische Weise endet sie mit einem Liebesverständnis. Außerdem hat man noch von Machiavelli eine Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geschlossene Gesellschaft (*compagnia di piacere*). Letztere geben keinen abeln Beweis für die Lebenslustigkeit des Verfassers. Von den Komödien des Machiavelli s. d. Art. italienisches Theater. Ihre geistreiche Frivolität beweist, wie ein so eminenten Mensch ohne allen Sinn für wahre Poesie seyn konnte. Wie wenig er überhaupt für sogenannte schöne Literatur geboren war, ergibt sich auch aus seinem Aufsatz über die italienische Sprache, worin er den florentinischen Dialect als italienische Schriftsprache gegen Dante's Angriff auf eine höchst leichte und unglückliche Weise vertheidigt. Die vollständige Sammlung seiner Werke ist diejenige, welche in 10 Bänden, Mailand 1805 in & in einer Reihe der sämmtlichen classischen italienischen Autoren erschienen ist. Das Vorurtheil gegen Machiavelli ist besonders durch den leichtfertigen Bayle allgemein geworden, welcher (man begreift gar nicht, aus welchem Grunde) in dem Artikel Machiavelli bemerkt gewesen ist, aus spätern Schriftstellern und ganz unglaublichen Ueberlieferungen denselben als den ruchlosesten und schändlichsten aller Menschen darzustellen. Die Zeugnisse glaubwürdiger und gleichzeitiger Autoren zeigen diese französischen Behauptungen der Lüge.

Dm.

Macdonald (Stephan Jacques Joseph Alexandre), von schottischer Herkunft, wie sein Name bezeugt, aber in Frankreich geboren, trat als Jüngling in die Kriegsdienste seines Vaterlandes, als der Generalleutnant, Graf von Maillebois im Jahr 1784 von seinem Hofe nach Holland geschickt ward, um die antiranische Partei gegen den Erbstatthalter und Preußen zu unterstützen. Er ward mit Lieutenantrang in der Legion Maillebois und im Jahr 1787 beim 87 Linien-Infanterieregiment angestellt. In dieser untergeordneten Rolle widmete er sich mit seltenem Eifer dem Studium der Kriegskunst, bis der Ausbruch der Revolution ihn zu Thaten aufrief. Die werdende Republik, von allen Seiten angegriffen, schuf neue Armeen und stellte ohne Unterschied die talentvollsten Männer an die Spitze. Macdonald, welcher der Republik treu blieb und für welchen ein schon zehnjähriger Militärdienst ehrenvoll sprach, wurde im Jahr 1793 zum Brigadegeneral ernannt und mit dem Anfange des Jahres 1794 der Nordarmee zugetheilt, welche Pichegru erobernd nach Holland führte. Er war es, der die Posten von Cammines, Nord, von Barneton und Warvil wegnahm und nachher die Einnahme von Ostfriesland befehligte. Schon

im Jahr 1796 ward er Divisionsgeneral. Als solcher commandirte er anfangs zu Düsseldorf und Ebn, kam dann zur Rheinarmee und endlich nach Italien, wo er sich unter Bonaparte einen Ruf als Feldherr erwarb. Er blieb auch nach dem Frieden von Campo Formio in Italien, und commandirte bei der Einnahme von Rom und dem Kirchenstaate unter Berthiers Anführung. Als gleich darauf auch hier die republikanische Regierungsform eingeführt ward, empfing Macdonald das Commando von Rom und leitete die politischen Operationen des römischen Consulats. Neapel rüstete sich indeß zum Kriege. Macd an der Spitze von 50,000 Neapolitanern, besetzte Rom und den Kirchenstaat. Der französische Obergeneral Championnet, zog die durch Italien zerstreuten französischen Corps zusammen; auch Macdonald mußte zu ihm stoßen. Sobald Championnet stark genug war, seinem Gegner die Spitze zu bieten, ging er ihm entgegen. Bei Trento, Monterosi und Baccano wurden die Neapolitaner geschlagen, bei Calvi und Elvita Castellana zwei ihrer Armee-corps aufgerieben, und schon am 14:ten December zog Macdonald zum zweiten Mal siegreich in Rom ein. Nach Championnets Absetzung empfing Macdonald im Frühjahr 1799 den Oberbefehl über die französische Armee zu Neapel. Während er noch gegen den Cardinal Russo und die Calabresen foht, hatten Suwarow und Melas mit ihren tapfern Schaaren die Lombardei erobert und waren siegend bis Turin vorgeedrungen. Moreau rettete durch flüchts Zaudern eben noch Frankreichs Grenzen, und erwartete Macdonalds Ankunft. Jeder glaubte diesen verloren, als er plötzlich durch Toscana hervor brach, und am 12ten Juni 1799 im Angesichte von Modena die Oestreicher unter Hohenzollern zurück schlug. Dann marschirte er am 14ten auf Parma, und bot mit seinem, durch Marsche und Kämpfe erschöpften Heere der vereinten Macht Rußlands und Oestreichs den Kampf an, um sich mitten durch sie den Weg zur Vereinigung mit Moreau zu bahnen. Drei Tage währte die Schlacht bei S. Giovanni, unweit Piacenza an der Trebia. Erst am Abend des dritten Tages räumte Macdonald, selbst von neuem verwundet, den Siegern Suwarow und Melas das Feld, verließ Toscana, überstieg mit dem Reste seines Heeres ungehindert die Apenninen, und vereinigte sich auf der genuesischen Meeresküste glücklich mit Moreau. Um seine Wunden zu heilen, ging er nach Frankreich. Bonaparte war aus Aegypten zurückgekommen, und fing an, seine ehrgeizigen Plane zu entwickeln. Macdonald vereinigte sich mit ihm zur Revolution des 18ten Brumaire, hob den Club der Jacobiner zu Versailles auf, und wirkte kräftig zur Gründung des französischen Consulats. Im Jahr 1800 führte er das Commando der Reservearmee in Graubünden, mit welcher er mitten im Winter über die tief beschneiten Alpen des Splügen zog und durch das Veltlin vordrang, als der Friede von Lüneville abgeschlossen wurde. Macdonald begab sich jetzt als französischer Gesandter nach Dänemark, wo er bis 1803 blieb. Kurz darauf erhielt er die Decoration als Großofficier der Ehrenlegion, blieb jedoch lange ohne Commando, weil er im Verdacht stand, sehr an Moreau zu hängen. Erst in dem Feldzuge von 1809 ward er wieder angestellt, drang mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, nahm Landbach, drang in Ungarn ein, und entschied endlich durch Wegnahme des letzten Dorfs den Sieg bei Wagram, so daß der Kaiser, indem er ihn zum Marschall erhob, ihn umarmte und sagte: „Ihnen und meiner Garde-Artillerie dank' ich vorzüglich diesen Sieg.“ 1810 bekam er das Commando von Augereau's Corps in Catalonien, und behauptete auch hier,

so wie 1812 und 1813, in dem Kriege gegen Rußland seinen Feldherrnruhm. Der Abfall der Preußen unter York, die unter seinem Befehle standen, zwang ihn zum Rückzug, den er mit gewohnter Ordnung ausführte. Er nahm im Mai 1813 Merseburg, focht ehrenvoll bei Lützen, Bautzen, Leipzig, Hanau und Rastatt. Als im Anfang des April 1814 Napoleons erste Katastrophe eintrat, hatte er verschiedene Audienzen bei Alexander, um für Napoleon zu unterhandeln. Er war es auch, der diesen, da alle andre Bedingungen verworfen wurden, zur Thronentsagung bewog, worauf er Ludwig XVIII. seine Unterwerfung zusandte, „da er nunmehr seines Eides gegen den Kaiser Napoleon entbunden sey.“ Der König ernannte ihn zum Mitglied des geh. Kriegsraths und St. Ludwigsritter. Während Napoleons Rückkunft 1815 blieb er auf seinen Gütern, und nach dessen Sturz ward er Kanzler der Ehrenlegion und erhielt den Oberbefehl über die Loire-Armee, deren Auflösung er hernach bewirkte.

Machaon, Sohn des Aesculap (s. d. Art.). Ihn tödtete Eurypylus, des Telephus Sohn, als er den Tod des Nireus rächen wollte. Noch nach seinem Tode wurde ihm Heilkraft beigelegt. Zu Gerania in Messenien wurde er göttlich verehrt; hier war sein Grabmal, sein Tempel, und seine gekrönte Statue aus Erz.

Macedonien (jetzt Eomenolitari), der nördlichste Theil der östlichen Halbinsel in Europa, von Griechen bewohnt, ein bergiges und wälderreiches Land, dessen Hauptreichtum in Gold- und Silbergruben bestand, das aber an den Küsten auch viel Getraide, Oel, Wein und Baumfrüchte trug. Die Bewohner desselben lebten von Jagd und Ackerbau. Die Gränzen waren zu verschiedenen Zeiten verschieden. Sehr bestimmt waren sie im Süden durch den Olympus und die cambunischen Gebirge (jetzt Monte di Voluzzo), wodurch es von Thessalien, und im Westen durch den Pindus (jetzt Stymphhe), wodurch es von Epirus getrennt wurde. In Ansehung der Ost-, Nord- und Nordwestgränzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp (dem Vater Alexanders) unterscheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenseit des Strymon (Strumona) und selbst die macedonische Halbinsel vom Amphibolis bis Thessalonica zu Thracien, desgleichen auch das Land der Päonier gegen Norden; im Nordwesten aber machte der See Echnitis (Aehrida) die Gränze Macedoniens gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinsel und alles Land bis zum Flusse Nessus (Kara Sog) und dem Rhodope-Gebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenseit des Sees Echnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erstreckte sich also Macedonien vom Gebirge Orbelos (Eumontja) bis an die cambunischen Gebirge, den Pindus und Olymp und wieder vom Flusse Nessus und dem ägeischen Meere bis zum ionischen, wo der Drino die Gränze machte. Die Provinzen waren ihrem Namen nach größtentheils schon vor Herodots Zeiten bekannt. Zu Philipps Zeiten waren deren neunzehn. Die Römer theilten das Land in vier Striche: den östlichen am Strymon und Nessus, Hauptstadt Amphibolis; die Halbinsel, Hauptstadt Thessalonica; den südlichen über Thessalien, Hauptstadt Pella; und den nördlichen, Hauptstadt Pelagonia. Illyrier trennten sie davon. — Macedonien wurde eigentlich durch zwei Völkerstämme besetzt, durch die Thracier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen sich ihrer Sprache und Lebensart nach die Macedonier bekannten. Plinius spricht von 150 verschiedenen Völkerschaften, die in ältester Zeit das Land bewohnt haben sollen; wovon aber keine Nachrichten zu uns

gekommen sind. Die Einwohner Macedoniens wurden eher cultivirt, als die übrigen Griechen, welche sogar von ihnen lernten, in der Folge aber blieben sie so weit hinter den Griechen zurück, daß diese sie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in mehrere kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraciern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieser Staaten das Uebergewicht über die andern gaben und ihn zum mächtigsten der Welt erhoben. Ohne diesen Staat genau zu kennen, wissen wir nur, daß seine Regierungsform eingeschränkt monarchisch war, daß er lange klein und schwächlich blieb, den Illyriern, Thraciern und Persern Tribut zahlte und den Athenern seine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlassen mußte. Die Reihe seiner Könige fängt mit dem Heracliden Caranus an, wird aber erst mit Philipp (s. dies. Art.) für die Geschichte wichtig. Dieser mußte die Kräfte des Landes und seine kriegerischen Bewohner so wohl zu benutzen, daß er das unter sich uneinige Griechenland seiner Herrschaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (s. Alexander den Großen) besiegte Asien und erhob Macedonien auf eine kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt. Nach seinem Tode sank Macedonien von seiner Höhe herab. Die ungeheure Monarchie, die jener durch mehrjährige Eroberungen gebildet hatte, wurde zerstückelt, Macedonien erhielt seine alten Grenzen und verlor sogar nach einigen Kämpfen seine Herrschaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten punischen Kriegs mit Carthago geschlossen hatte. Die Römer verfolgten damals ihre Rache, ohne sie aufzugeben. Die Gelegenheit, sie zu äußern, gab die Belagerung Athens durch Philipp. Diese Stadt rief die Römer zu Hülfe, welche sogleich gegen Macedonien den Krieg erklärten. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, und mußte, um ihn zu erhalten, seine Schiffe ausliefern, seine Truppen auf 500 Mann reduciren und die Kriegskosten bezahlen. Macedonien stand schon jetzt gleichsam unter dem Schutze der Römer; unter Philipps Nachfolger, Perseus, aber wurde es eine Provinz derselben. Der entscheidende Sieg bei Pydna, den Aemilius Paulus über den Perseus erfocht, vollendete die Unterjochung derselben. Gereizt durch die Bedrückungen der Römer machte der macedonische Adel einen nochmaligen Versuch, sich von dem verhassten Joch zu befreien. Die ganze Nation stand unter Andriscus auf, wurde aber nach einem langen Kampfe durch Q. Scaevola Macedonius abermals besiegt, und der römische Senat zwang den Adel des Landes zur Auswanderung. Jetzt gehört Macedonien zur europäischen Türkei und ist von Slaven und Albanern bewohnt.

Mäcenat (C. Cilnius), der bekannte Günstling Augusts und Stifter des Virgil und Horaz, leitete seine Abkunft von den alten etruskischen Königen oder Lucumonen ab. Er ist bis auf den heutigen Tag von den Gelehrten aller Zeiten mit Lobsprüchen und Verehrung genannt worden. Sie schildern ihn als das Muster aller Regenten- und Minister-Tugenden und als den erhabensten Beschützer der Wissenschaften, ohne eine ganz richtige Vorstellung von seinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter August spielte. Mäcen war kein Staatsmann oder Minister, sondern ein vertrauter Freund des Octavius; öffentliche Aemter bekleidete er nie, denn selbst die Praefectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommission. Er begnügte sich stets mit dem Ansehen, das ihm sein persönliches Verhältniß zu Augustus gab. Eben so scheuten auch die Vorstellungen, die man von ihm als Beschützer

der Gelehrten hat, und die seinen Namen zu einem Ehrentitel gestempelt haben, sehr übertrieben zu seyn. Daß er Dichter, wichtige Köpfe und Gelehrte aller Art (wenn sie gute Gesellschafter waren) an seinen Tisch zog, ihren Umgang suchte, und sie gelegentlich dem August empfahl, das hatte zunächst einen politischen Grund, denn er erwarb dadurch dem August selbst Freunde und verbreitete dessen Ruhm; außerdem aber, was that er mehr, als was noch jetzt jeder Reiche und Vermögende thut, den Neigung und Laune für einen solchen Umgang empfänglich machen! Allerdings schenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus, und verhalf Virgil zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Augustus unermesslich reich gemacht hatte, war das Geschenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr, als nur Gerechtigkeit. Mäcen besaß keine großen Eigenschaften. Desto mehr verdankte er dem Glücke, das ihn gerade in die Umstände versetzte, worin er sich am meisten geltend machen konnte. Sein größtes Verdienst war, diese günstige Lage klug zu benutzen. Fern von starken Leidenschaften und Ehrgeiz, wie Wieland seinen Charakter schildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und falschblütig genug, um alles, was er that, recht und ganz zu thun; sanguinisch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erschrecken und sich immer einen guten Erfolg zu versprechen; aber doch zu bequem und wollüstig, um Geschäfte zu lieben und zu suchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Person, jovialisch im Umgange, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Bonhommie; geneigt, über Andre zu scherzen und über sich scherzen zu lassen; oft auf eine angenehme Art höchst sonderbar in Kleinigkeiten, aber desto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geschmeidig, um Andre zu seinen Absichten zu gebrauchen; geschickt, jeden Menschen zu benutzen; behutsam in der Wahl seiner engern Freunde, aber treu und standhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig — alle diese Eigenschaften machten ihn vollkommen geschickt, sich des Augustus Zutrauen zu erwerben, welches — eine einzige kleine Disharmonie ausgenommen — bis an seinen Tod in immer gleicher Stärke fort dauerte. Bei ihm fand August alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch etwas, womit er seinen Freund scherzend aufziehen konnte. So spottete August gern über Mäcens Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelsteinen, Gemmen, über seine Affectation, alte etruskische Worte ins Römische zu mischen und neue Worte zu machen. Dafür durfte sich dieser auch ein freies, ja selbst hartes Wort erlauben, wie er denn einst, als Octavius noch während des Triumvirats zu Gericht saß und viele Todesurtheile aussprach, ihm seine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geschrieben hatte: Surge tandem carnifex! (Stehe endlich auf, Henker!) welcher Befehl seiner folgte, ohne beleidigt zu seyn. Als August mit Agrippa und Mäcen überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen sollte, war es Mäcen, der, dem Agrippa entgegen, zur Beibehaltung der Herrschaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroischen Tugenden, das Nützliche dem Edeln vorzog. Dagegen rühmt man mit Recht seine Gutherzigkeit und Unschuld. Immer rieth er zur Gelindigkeit und Milde, empfahl und wirkte Gnaden aus. So viel von Mäcens Verhältnissen zu August; minder achtungswerth erscheint er als Privatmann. Die reichen und vornehmen Römer glichen damals mehr Fürsten als Privatleuten; ihre Häuser wetteiferten mit den prächtigsten Hofhaltungen. Mäcen aber hatte auf dem esquilinischen Berge

men mit den prächtigsten Gärten umgebenen thurmartigen Palast, wie an vielleicht kein anderer Römer, selbst nicht August, besaß. Hier überließ er sich nach Beendigung der Bürgerkriege, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren, seinem Hange zur Ruhe und zu Vergnügungen. Heppigkeit und Frivolität bezeichnen den Charakter seiner liebsten Ergötzlichkeiten. Unter allen Schauspielen liebte er am meisten die panathenäischen Tänze, welche er zuerst in Rom einführte. Der wegen seiner Kunst und Schönheit berühmte Batholl (s. d.) war sein Liebling. Nicht minder liebte er den Saunenitzel; er erfand selbst eine neue köstliche Speise. Die durch wollüstigen Müßiggang ihm natürlich gewordene Schlassheit des Geistes zeigte sich nicht nur in seiner Klei- dung, seinem Gange, seiner Haltung, sondern auch in seinen Versen und in seiner Prosa. Gegen seine letzten Lebensjahre wurde Augustus etwas kaisersinnig gegen ihn, weil er, wie einige vermuthen, den Umgang des Kaisers mit seiner Gemahlin Terentilla nicht gern sah. Sein Tod verübte den August wieder, der ihn mehrmals schmerzlich vermisse. Er starb nach Einigen kurz vor, nach Andern kurz nach Horaz, im J. Roms 745. Von seinen Schriften, deren Seneca, Jsidor und Andre erwähnen, ist nichts auf uns gekommen.

Mächtigkeit ist ein bergmännischer Kunstausdruck, und bezeichnet, wenn von Gängen die Rede ist, die Breite, bei Stößen aber die Dicke derselben.

Mack (Carl Freiherr von). Dieser durch seine Unglücksfälle allgemein bekannt gewordene österreichische Feldherr wurde 1752 zu Neussingen in Franken geboren, und wohnte seit dem siebenjährigen Kriege mehreren Feldzügen bei. Er trat als Fourier in kaiserliche Dienste. Seine ausgezeichneten Talente zogen bald die Aufmerksamkeit des Grafen Laschy auf ihn, der ihn zum Unter-Lieutenant machte. Im Türkenkriege erwarb er sich das volle Vertrauen des Generals Laudon und wurde von diesem dem Kaiser Joseph empfohlen, der schon früher Gelegenheit gehabt hatte, seine Thätigkeit kennen zu lernen. Er ernannte ihn noch kurz vor seinem Tode zum Chef des Generalstabes, um ihn in einem etwaigen Kriege gegen Preußen zu gebrauchen. Da aber die an der schlesischen Gränze versammelte Armee 1790 aus einander ging, so erhielt Mack einen Zeitpunkt der Erholung, deren seine durch anhaltendes Arbeiten geschwächte Gesundheit bedurfte. Der Prinz Coburg rufte ihn jedoch schon 1793 zu seiner Armee in die Niederlande, um verschiedene Operationen von ihm dirigiren zu lassen. Mack entwarf den Plan zur Ueberrumpelung der französischen Cantonirungen an der Maas, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Jemars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, sich auf sein kleines Güthen in Bdhen zurückzuziehen. Allein der Feldzug von 1794 führte ihn auf den Kriegsschauplatz zurück. Er entwarf den so berühmt gewordenen Plan dazu, und begab sich damit selbst nach London. „Macks, auf zweckmäßige Uebereinkommungen und auf rasche offensive Operationen calculirter Plan“ — sagt Archenholz im 12ten Bande der brittischen Annalen — „war thönn; allein er schien sehr richtig überdacht, und vielleicht hätte dessen Befolgung Belgien und Holland gerettet, ja dem ganzen Kriege eine andere Gestalt gegeben. Allein es mußten deshalb andere, von vornehmer Hand kommende Plane verworfen werden; man calculirte die Wafenschäden und das auch bei minder großen Plänen mehrmaßliche Wafeninglück; überhaupt war dabei ein mannichfaltiges Interesse zu vergleichen; alles das verursachte, daß der macksche Plan bei Seite gesetzt

wurde." — Nachdem Coburg das Commando niedergelegt hatte (28. August 1794), ging auch Mack wieder nach Böhmen. Nach dem Abgange des Erzherzogs Carl zur italienischen Armee wurde Mack bei der Rheinarmee angestellt. Er war inzwischen bis zum Grade eines Feldmarschall-Lieutenants gestiegen. Nach dem Frieden von Campo Formio, als die Revolutionirung des Kirchenstaats und der Fall von Malta sich ereigneten und ein neuer Krieg gegen Frankreich bevorstand, begab sich Mack im October 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand das Commando über die neapolitanische Armee gegen die Franzosen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war, nach dem Urtheile der Kenner, so wohl entworfen, daß, hätte sich Mack an der Spitze einer österreichischen Armee befunden, kein Feind entkommen seyn würde. Er siegte auch anfangs in mehrere Gefechten und nahm den 27. Novbr. das Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom ein, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, den 13. Dec. wieder verlassen und sich zurückziehen. Er nahm eine feste Stellung bei Capua, und schloß in Vereinigung mit dem Prinzen Vignatelli, Vizekönig von Neapel, am 10. Jan. 1799 einen Waffenstillstand ab. Aber jetzt brach bei der unerwarteten Wendung der Dinge ein Aufstand der Lazzaroni zu Neapel aus, welche einen Theil der Truppen unter Mack entwaffneten, die Offiziere der Verrätherie beschuldigten und ihren König selbst vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehen, mußte sich Mack mit seinem ganzen Generalstabe dem feindlichen General Championnet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. Im Jahr 1804 erhielt er das Commando über sämmtliche Truppen in Exrol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organisation der österreichischen Truppen. Endlich nahe sich 1805 die merkwürdige Epoche, wo beim abermaligen Ausbruche des österreichisch-französischen Kriegs, nachdem die Oesterreicher am 14. und 15. Oct. an der Iller geschlagen und Memmingen übergeben worden, Mack, welcher in Deutschland den Chef befehligte, nach diesen Unfällen sich in die Stadt Ulm warf, und, obgleich anfangs zur äußersten Gegenwehr entschlossen, schon am 17. Oct. mit Napoleon eine allerdings schimpfliche Capitulation abschloß, vermöge welcher die 20,000 Mann starke Besatzung Kriegsgefangen nach Frankreich geführt, er selbst aber auf Ehrenwort entlassen wurde. Mack kehrte nach Oesterreich zurück, wurde als Staatsgefangener nach Brünn gebracht, und vor ein Kriegsgericht gestellt, das die Todesstrafe über ihn aussprach. Die Gnade des Kaisers milderte aber dieses Urtheil auf Cassation und zweijährigen Festungsarrest. Im Aug. 1808 wurde ihm auch die übrige Strafszeit erlassen, doch darf er nicht wieder am kaiserlichen Hofsager erscheinen.

MacIntosh (Sir James) Baronet, Mitglied des britischen Parlaments, einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, der sich zugleich als juristischer und politischer Schriftsteller ausgezeichnet hat, ward im Kirchspiel Dore in der Landschaft Inverness geboren. Er wurde auf der Schule zu Fortrose erzogen und auf dem Königs-Collegium zu Aberdeen widmete er sich der Heilkunde. 1787 wurde er zum Doctor der Arzneiwissenschaft promovirt. Nach dem Tode seines Vaters widmete er sich in Lincolns-Collegium der Rechtswissenschaft, wo er bei dem Ausbruche der französischen Revolution mit Godwin und andern ausgezeichneten Personen sich zur warmen Vertheidigung der republikanischen Freiheit und der Staatsreformen verband. Späterhin ließ aber MacIntosh's Eifer für jene Sache nach, und auf Pitts Ein-

phung wurde ihm angetragen, Vorlesungen über die Gesetze und die Verfassung Großbritanniens in Lincolns-Inn zu halten, in welchen er so heftig gegen die Grundsätze seiner alten Freunde sprach, daß er sich dadurch den Vorwurf einer politischen Apostasie zuzog. Als Pelier (s. d. Art.) wegen eines Libells über den Charakter Bonaparte's (damaligen ersten Consuls) in Untersuchung kam, zeigte Macintosh bei der Verteidigung seines Klienten eine bewundernswürdige Beredsamkeit. Dieß verschaffte ihm besonders die Anstellung als Advokat bei dem Gerichtshofe zu Bombay, wo er wegen seiner rednerischen Talente so oft von Europäern und Eingebornen bewundert wurde. Während dieses Verhältnisses soll er seine Musestunden der Abfassung einer Geschichte Englands von der Revolution an bis zur jetzigen Regentschaft und der Stiftung einer literarischen Gesellschaft gewidmet haben. Nach seiner Zurückkunft nach England wurde er zum Parlamentsrepräsentanten für die Landschaft Nairn erwählt, erfüllte aber nicht die Erwartungen, welche man im Unterhause von seinen Kenntnissen und Redner-talenten hegte. Gedruckt erschien von ihm: A Pamphlet on the Regency Question. 8. 1799. — Vindiciae Gallicae, or a Defence of the French Revolution and its english Admirers, against the accusation of Edmund Burke, including some strictures on the late productions of Calonne. 8. 1791. — A Discourse on the Study of the Law of Nature and Nations. 8. 1799. — Discourses on the Laws of England. 8. 1799. — Die Kritiken über Burke's Ebnigsmörderischen Frieden (Regicide Peace), Gibbons Miscellaneous Works und andere Artikel im Monthly Review werden ihm mit Bestimmtheit zugeschrieben. Auch soll er jetzt Mitarbeiter am Edinburg Review seyn.

Maçon, Maçonnerie, der französische Name der Freimaurer und der Freimaurerei; s. d. Art.

Macpherson, eigentlich *Mac à Pherson* oder *Mac Pherson* (James) ein zu seiner Zeit sehr berühmter Schriftsteller, der aus einer in dem schottischen Hochlande angesehenen Familie kamme, und 1738 in Ruthven in der Grafschaft Inverness geboren war. Er studirte auf den Universitäten Aberdeen und Edinburgh. Auf der letztern ließ er 1758 ein Gedicht, *The Highlander*, drucken, worin er viel Feuer und Phantasie verrieth, dem es jedoch noch an Geschmacf fehlt. Er hatte Theologie studirt, war aber nie als Geistlicher angestellt. Im Jahr 1760 lebte er als Privaterzieher in der Familie eines gewissen Graham, und überraschte um diese Zeit die literarische Welt durch die Herausgabe einer Sammlung altschottischer Balladen und Gesänge. Die Aufnahme, welche dieselben fanden, Macphersons abermalige Reise in die hochländer und deren Ausbeute, so wie die Streitigkeiten, welche sich über die Echtheit und den Werth derselben erhoben, sind unter Ossian erwähnt worden, wir fahren daher hier in der biographischen Skizze fort. Macpherson, der auch für das Geschäftsleben Talente besaß, wurde 1764 von dem Gouverneur Johnson nach Pensacola in Florida als Secrétaire mitgenommen. Nachdem er die Angelegenheit der Colonie ordnen geholfen, besuchte er verschiedene westindische Inseln und einige nordamerikanische Provinzen, und kehrte 1766 in sein Vaterland zurück. Hier nahm er seine literarischen Beschäftigungen wieder vor, und gab 1771 seine wohlgeschriebene und gehaltvolle *Introduction to the History of Great Britain and Ireland* heraus. Der Beifall, den sein Ossian gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Uebersetzung des Homer, 1773. Spott und Kritik nahmen ihn so

Hauptprodukte sind Getraide, Zucker, Honig, Früchte, vornehmlich ein starker, angenehmer Wein, von dem jährlich 25,000 Pipen gewonnen werden, und das dem Mahagoniholz ähnliche Maderaholz (s. Mahagoni). Von diesem Holze hat die Insel den Namen, denn Mader bedeutet Holz. Die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs ist Punal mit 15,000 Einwohnern und einem durch vier Forts gesicherten Hafen. Der Handel von Madeira ist fast ganz in den Händen der Engländer.

Madison (James), Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, verwaltet diese Würde seit dem 4ten März 1809, nach dem er früherhin die diplomatische Laufbahn verfolgt und auch die Stelle eines Staatssecretsairs bekleidet hatte. Die schon vor Antritt seiner Präsidenten-Stelle zwischen Amerika und England obwaltenden Streitigkeiten wurden, seitdem er die Leitung der Geschäfte übernommen, immer verwickelter, und arteten endlich in offenbare Feindseligkeiten aus, deren Resultat der durch die Unterhandlungen zu Gent am 24 Decbr. 1814 beendigte Krieg war. Madison hatte sich bei dem Heer des Generals Winde, das zum Schutz der Unionsstadt Washington aufgestellt war, befunden, hatte aber beim Anfange des Treffens die Truppen verlassen, die, von panischem Schrecken befallen, den Engländern die Zerstörung der schönen Stadt Washington erleichterten. Allgemein erhob sich jetzt die öffentliche Stimme gegen den Präsidenten und die von ihm angestellten Generale, die eben so viele Feigheit als Ungeschicklichkeit gezeigt hatten. Man verlangte laut einen andern Präsidenten, und bezeichnete in der Person von Rufus King bereits den Nachfolger Madisons, der auch bei dem wiederhergestellten Frieden schwerlich vermögend seyn wird, seiner fernern Verwaltung Achtung und Glanz zu verschaffen.

D. H.

Madonna. Mit diesem italienischen Worte, welches gleichbedeutend mit dem französischen Madame ist, wird vorzugsweise die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengesicht, Madonnenbild u. s. w. (Vergl. Maria).

Madras, eine Stadt in Carnate, auf der ostindischen Küste von Coromandel, seit 1641 den Engländern gehörig. Sie ist wichtig wegen ihres Handels, und als der Sitz einer der englischen Präsidentschaften oder Regierungen in Ostindien. Eigentlich besteht sie aus drei Theilen, nämlich dem Fort St. George, worin der Gouverneur residirt, der sogenannten schwarzen Stadt, bewohnt von Armeniern, Juden, Mahren, und den reichsten hindostanischen Kaufleuten, und der von den gemeinen Indiern bewohnten Stadt. Unter diesen sind 15,000, welche Zige und Weinwand machen; 30,000 beschäftigen sich mit Glasarbeiten. Die ganze Zahl der Einwohner beläuft sich auf 300,000. Außer seinen Manufacturen (hieher gehören die Madrastücher, baumwollene ostindische Schnupftücher) hat Madras zugleich einen äußerst ausgebreiteten Handel mit allem, was die Küste Coromandel hervorbringt und sich hier in großen Magazinen vereinigt findet. Es hat auch hier die evangelisch-lutherische Mission eine malabarische Schule angelegt, welche 1752 nach Wperli verlegt worden ist. Im Jahr 1748 wurde Madras von den Franzosen unter la Bourdonnaye (s. d. Art.) erobert und da der Gouverneur Du Pleis die von dem Eroberer geschlossene Capitulation verwarf, wurde die schwarze Stadt völlig zerstört. Im Jahr 1759 belagerten es die Franzosen vergeblich. — Die Präsidentschaft Madras begreift das um die Stadt liegende Gebiet, Disbagir genannt, dann die nördlichen Circars, außerdem noch einige zerstreute

schungen liegt der Rühr, als Goldader, Neapolitan, das eine den Holländern gehört, und seit 1793 und 99 beträchtliche Erträge lieferte, die dem Kusse Gold abwarren wurden. Ohne die zu rechnen, betragen die jährlichen Einkünfte 1.070.000 Pf. Sterling, wovon aber nach Abzug des nöthigen Aufwandes nur 650.000 Pfund übrig bleiben. Ihr gehört unter dem Namen eines Bundesgenossen der Kaiser von Oesterreich oder Kaiser, dessen Kaiser die Engländer jetzt auch in unentzehlbarer Zahl genommen haben, so daß die Einkünfte von Madrid sich längst der ganzen Ostküste der indischen Halbinsel erstrecken (Vergl. auch Ostindien).

Madrid oder Madrit, die Hauptstadt des spanischen Reichs, liegt auf mehreren Höhen, in dem Königreiche New-Castilien an den Ufern des Manzanares, und enthält eine Bevölkerung von mehr als 150.000 (nach Houtteging 180.000) Einwohner. Das äußere Ansehen Madrids steht sehr gegen die dienende Pracht anderer Residenzstädte ab, und der Anblick derselben entspricht den Erwartungen nicht, die der Kaiser von einer Stadt hegt, die so lange der Sitz des mächtigsten Hofes von Europa und der Unterwelt aller Schätze der neuen Welt war. Aber hat hier einen Charakter des Uebermaß und der Schwermühsamkeit, der, mit dem altherkömmlichen Geschmack des Volkes zusammengekommen, sonderbar wirkt. Die Unreinlichkeit, über die schon sehr gesagt ward, hat in neuen Zeiten etwas abgenommen, die Stadt ist der Nacht ruhig geworden und die Straßen sind ziemlich gut gepflastert. Im Innern der Kirchen und Klöster darf in der Hauptstadt des religiösen Spaniens nicht auffallen. Unter verschiedenen königlichen Palästen sind das Escorial (s. d. Art.), und der Buen-Retiro auch durch die Geschichte der neuen Ereignisse wieder bekannt geworden. Unter den verschiedenen öffentlichen Plätzen der Stadt ist derjenige, welcher den Namen des Sonnenhofs, Plaza del Sol, führt, obgleich unter den Plätzen und unregelmäßigen von allen, in unsern Tagen vorzüglich durch berühmte geworden, daß er der gewöhnliche Sammelplatz von Neugierströmern und Ueberrundigen war, von wo und hauptsächlich die vielen wahren und falschen Gerüchte und Nachrichten verbreitet wurden, die auf die Stimmung des Volks so entscheidend wirkten. Mehrere Akademien und öffentliche Institute finden sich gleichfalls in der Hauptstadt des spanischen Reichs. Seit der Regierung Philipp II. war Madrid der gewöhnliche Aufenhalt der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd in der Stadt selbst und in dem

n. Mehrere Lustschlösser: sich aber größtentheils in einem verfallenen Zustande befinden. Madrid hauptsächlich deshalb am 1ten Mai 1808 gefeiert, welche der damalige, ein Beispiel gab, eben so vielen Muthes als den unergänglichen sein zu lassen, das dem besten Widerstand entgegen.

C. 2.

Madrigal (ital. madrigale), eine Art Satire, aus freien und ungeschwungenen Versen bestehender Gedichte, denen ein jährliches arbeitsloses Kind zum Grunde liegt. Die Zahl der Verse eines Madrigals ist an der Regel ungerade; des Artus sind gewöhnlich zwischen 10 und 15.

der erste Vers aber reimt gar nicht. Anfangs wurden diese Poesie von den Propensalen in ihrer reichen Mundart *Madrials* genannt, weil man sie zu materiellen Sachen, d. h. zu gemeinen und niedrigen Vorfällen brauchte, ob man gleich noch andere Ableitungen angibt. Die ersten Madrigale hat man von Lorenzo aus Viskja, welche von einem gewissen Casella, dessen Dante Erwähnung thut, in Musik gesetzt wurden. Der dabei gebrauchte musikalische Styl war ursprünglich ein schwaches Recitativo; nachher wurde es gesangreicher und verwandelte sich endlich gar in einen ausgebreiteten Jungsstyl. Gewissermaßen für die T. n. Stelle getreten. Auch auf Instrumente wurde der V. getragen, und man findet daher aus dem 16ten und 17ten auch Madrigale für die Orgel und andere Instrumente. Madrigale sind die schönsten in der ital. Literatur, er br. sich. Epigramm nah. (S. Bourneville Gesch. de Poésie x. 2r Bd. S. 238.)

Maffei (Francesco Scipione) war 1675 in Verona geboren. Seine Vorfahren hatten sich durch Gelehrsamkeit und Waffenthaten. Aber war ein ausgezeichnete General i. Bapern. Er selbst diente einige Zeit und folgte aber dann seiner Neigung zu den Künsten. In einem Alter von sieben und zwanzig Jahren in die Akademie der Arkadier zu Rom, um die in Verona vor einer zahlreichen und glänzenden Gesellschaft der Doctoren vertraten, 100 Edige, welche von der Liebe handelten. Den Anfang machte ein poetisches Stück; drei Akademiker opponirten in der bestimmlichen Form. Maffei, der nach jeder Art des Ruhms gelte, ergriff nochmals die Waffen, und wabte im J. 1704 der Schlacht von Donauwörth als Freiwilliger bei. Über die Liebe zu den Wissenschaften rief ihn bald wieder nach Italien zurück. Hier geriet er bei Gelegenheit eines Streits, worin sein ältester Bruder verwickelt wurde, in einen harten Kampf, und schrieb ein Buch voll gelehrter Untersuchungen der Alten, die Streitigkeiten zwischen Privatschulern, welchem er darthut, daß das Duell der Wissenschaft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens nicht recht. Er richtete er seine Aufmerksamkeit auf das, welches er sowohl durch eine Sammlung und Transcriptione (contro italiano 1723. 3 Voll.) reise bereicherte (s. ital. Theater). Kaum das glänzenden und dauernden Beifall gefunden. 1724, La Coremonia, die ebenfalls mit Erfolg wurde. Maffei's Ruhm war allgemein anerkannt, nach Frankreich begab. Er verweilte hier vier England, Holland, und kehrte über Wien, wo hundertfachste aufnahm, nach Italien zurück. In Wissenschaften und der Poesie gewidmeten seiner Vaterstadt. Seine Hauptwerke sind: 1. Rime e prose, Venez. 1719. 4.; 2. La scienza cavalleresca (gegen das Duell); 3. Meropo; 4. Istoria diplomatica; 5. Degli Ansteari e stogolarmente del Veronese; 6. Museum Veronense; 7. Verona illustrata, und viele andere Schriften, besonders über seine Vaterstadt. Sein opere hat Ippolito Pindemonte, Venez. 1790. 6 Voll. 4. mit einem elogio del Maffei herausgegeben.

Magdalena, s. Maria.

Magdeburg

Magdeburg, ein im niedersächsischen Kreise gelegenes
 städt. Land, das im Osten und Norden an die Mark Brandenburg
 an Wolfenbüttel und südlich an Halberstadt und Anhalt grän-
 zen Theil trennen die anhaltischen Lande. Das Land ist eben-
 mäßigen Ackerbau. Seine Größe beträgt 98 Quadratmei-
 len und ist in vier Kreise getheilt, in den Holz-, Saal-, Jerichau-
 und Jerichow-Kreis, welcher letztere 1773 statt des mit der
 verminderten Luckenwaldischen hinzukam. Auch wird das Ma-
 gdeburger Land gerechnet, so weit es unter brandenburgischer Hoheit steht
 beträgt 10 1/2 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner beträgt
 über das Militär, und die Einkünfte belaufen sich auf ander-
 hundert Taler. Das Land hat guten Fischfang auf der El-
 be Manufakturen, und nicht unbedeutenden Seidenbau. Vordem
 ein Erzbisthum, welches die Bischöfe von Meißen, Merseburg, Hal-
 berstadt und Brandenburg unter sich hatte; im westphälischen
 wurde es säcularisirt, und die Anwartschaft auf das Erzbisthum
 eines Herzogthums dem Hause Brandenburg zugesprochen,
 sollte für das Stück von Pommern zu entschädigen, welches
 Schweden überlassen hatte. Nach Absterben des Administra-
 tor-Herzogs August von Sachsen, kam Churfürst Friedrich Wi-
 lhelm im Jahr 1680 zum Besitze des Herzogthums, und ließ
 durch seinen Gesandten auf dem Reichstage die nächste El-
 Bayern auf der weltlichen Fürstentum nehmen. Magdeburg
 nun wechselten im Vorhinein auf den niedersächsischen Kreistag
 Herzogthum blieb unverändert bei Preußen bis zum 15ten Fe-
 bruar, nach dem auf dem linken Elbufer gelegene Theil abgetrennt
 wurde. Napoleon schlug das Land zum Königreiche Westphalen
 dessen Endschafft 1813 Preußen das Land wieder in Besitz nah-
 me Hauptstadt ist **Magdeburg**, berühmt und wichtig als Fe-
 stung (seit Carl dem Gr.) Handelsplatz. Sie theilt sich in
 Altstadt und Neustadt, wozu noch die Vorstädte Sudenburg und Fried-
 lands gehören. Mitten in der Elbe vor dem Brückenthore liegt die
 alte Citadelle; worin ein großes Proviant- und Zeughaus
 catholische Soldatenkirche anzutreffen sind. Unter den Außen-
 werken die Sternschanze vor dem Sudenburger Thore mit ihren viel-
 nen und Minen besonders merkwürdig. Das Fürsten- oder
 Dombauhaus steht auf dem Fürstenwall, an der Elbe. In
 der Markte steht das seit 1691 neuverbaute große Rathhaus, an
 der Markte oder Domplatz über das Schloß oder sogenannte
 Haus; ferner sind die Domprobstei, das Landschaftshaus, das
 die Accise, die Innungshäuser, der Rathhof, das Waarenlager
 wärtigen Güter an der Elbe, die neue Hauptwache, die alte
 Kaisers Otto I., die schöne Wassermühle und Wasserkunst
 besonders sehenswerth. Die Einwohner sind größtentheils
 und Reformirte; die Catholiken halten sich zu der Cister-
 St. Agnes in der Neustadt. Unter den acht lutherischen P-
 ist die vornehmste die von Quadersteinen mit zwei Thürmen
 Dombkirche zu St. Moritz. Das Capitul bestand aus einem
 sechzehn wirklichen Dombherren (Majoren) und neun Expecta-
 toren). Zur Aufnahme waren sechzehn Aemter erforderlich.
 gab es noch andere Canonicos an einigen hiesigen Collegiat-
 lutherische Schulen sind: die Domschule, das Pädagogium
 lichen Klosters N. L. F., das Stadtgymnasium, die Schu-
 lstadt und eine Handlungsschule. Zum Vortheil des Hand-

Nicht und Etwas da
 superlativ ist die be-
 reit. Sehr ansehnlich
 irren, seinen Hand-
 n. Einband, fassen
 id. besonders in Fests-
 o. Fassung an, welche
 gibt eben das Preis-
 und die nach Hamburg
 in die Garnitur, jedoch
 in halbe Stunde davon

liegt das berühmte lutherische Kloster Bergen. Zur Geschichte der Stadt gehört, daß sie 1631 von Lillie und Pappendorf von Sturm genommen und größtentheils zerstört wurde. Seitdem ist Magdeburg bis jetzt nicht wieder zerstört worden. Demold ging es am 11. November an die Fahrt durch die schiffbaren Kanäle über, obgleich die durchsichtige Karte Pölsang nur oben Fährstellen verzeichnet war. In verräthliche Kapitulation schloß der Commandant, General von Noll, und die Heutheiß Graf Martensleben und von Arnouard. Im Jahre 1813 wurde es von den Preußen unter Lützow eingenommen, und durch nach dem vorherigen Frieden übergeben.

Magellan (Fernando), Magellano, eigentlich Magelhaens, ein portugiesischer, um die Erde herum zu segeln gesandter Seefahrer, ging bald nach Vertheidigung des Landes nach Südamerika um das Vorgebirge der guten Hoffnung dahin, und besaß seine Kasse, indem er unter dem großen Albuquerque an der Eroberung von Malacca im J. 1510 Theil nahm. Er verlor sich nicht nur durch seine Tapferkeit, sondern auch durch seine großen Kenntnisse in der Schiffskunst aus. Dennoch hielt er nach seiner Abreise vergeblich um eine Belohnung bei dem König Emanuel an. Das bewog ihn, seinem Vorgesetzten auf immer zu entsagen und Carl V. seine Dienste anzubieten. Im J. 1493 hatte eine Flotte Alexanders VI. dem Könige von Spanien alle Ansprüche, was auf der Westseite des Ozeans, den er hundert Gewunden nördlich von den Äyern gezogen hatte, den Portugiesen oder eben, was gleich von diesem Wendepunkt angedeutet werden sollte. Letztere waren das zu den Molochen gekommen, von denen Magellan behauptete, daß sie dem Könige von Spanien gehörten. Zum Beweise erbot er sich, in fünf Wochen die Richtung dahin zu gelangen. Er fuhrte sich dabei auf die südliche Spitze der Erde, die man zu erwarten anlang, und auf die Richtung der Ostküste von Südamerika, die ihn vermuthen ließ, daß Amerika sich wie Afrika endigen, und daß an dem äußersten Ende eine Verbindung zwischen dem atlantischen und indischen Ocean statt finden würde. Carl V. nahm Magellans Vorschlag an, und vertraute ihm eine Flotte von fünf Schiffen, welche bereit am 20. Aug. 1498 von Sevilla abfuhr. Am 25. Jan. 1500 erreichte er die breite Mündung des Flusses La Plata. Als man auf der Fahrt von Rio Janeiro war, erwartete der Fürst dieses ungenügsamen Herrschers in der Franzosen auf der Flotte, daß die ganze Schiffsbesatzung sich wieder darauf drang, die Entdeckung nicht weiter fortzusetzen. Der Zustand ging so weit, daß Magellan sich gezwungen sah, zwei außerordentliche Lasten, welche die Hauptlasten waren, mit dem Tode zu befehlen. Er überwanderte mit seiner Flotte auf einem unter dem Joden Fred geleiteten Vorgebirge, wo man den Namen von spanischen Landen fand, daß er das Jangson-Land

umte, weil er es am Tage der heiligen Ursula entdeckt hatte. Zwölf Stunden von diesem Cap entfernt, lief er den 21sten Oct. 1520 in eine mit steilen Felsen umgebene Meerenge ein, deren Mündung eine Stunde breit war, und der er seinen Namen (magellanische Meerenge oder Straße) beilegte. Er legte ungefähr 50 Stunden zurück und fand eine andere größere Meerenge, die in das Südmeer auslief, welches er den stillen Ocean nannte. Dieser Meerenge gab er den Namen des portugiesischen Jägers. Endlich nach einer fünfzehnhundertständigen Fahrt von diesem Cap kam er mit den ihm noch übrigen drei Schiffen zu den Diebsinseln, und begab sich von da nach den Philippinen, die er im Namen des Königs von Spanien in Besitz nahm. Hier wurde er im Kampfe für einen mit ihm verbündeten König durch einen Lanzenstich am 26sten April 1521 getödtet. Die noch übrige Mannschaft von zwei Schiffen reiste weiter, und kam zum Erkennen der Portugiesen, welche von dieser Seite her keine Spanier erwarteten, nach den Molukken. Ein Schiff mit 18 Mann war alles, was von dieser gefährlichen Reise am 7ten Sept. 1522 im Hafen von San Lucar zurückkam. Dieß war die erste Reise, welche um die ganze Erde gemacht worden war. Drake, Cavendish folgten ihm nach. Nach Nicola's Antonio's Angabe befand sich das Reisebuch Magellans handschriftlich in eines gewissen Antonio Moreno's Händen. Ein Auszug daraus steht in Ramusio's Sammlung. Erst 1800 ist Magellans Reisebeschreibung vollständig vom Abt Amoretti zu Mailand herausgegeben worden.

Magen, dasjenige Eingeweide der Thiere und des Menschen, welches zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel bestimmt ist. Er liegt bei dem Menschen unter dem Zwerchmuskel und den falschen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weitesten an der linken Seite, wo die Speiseröhre in ihn übergeht (der Magenmund genannt), etwas enger gegen das rechte Ende ist, wo der Magen in den Zwölffingerdarm (das Duodenum) übergeht (der Pfortner genannt). Wenn der Magen leer ist, so bilden sich zwischen beiden Enden desselben zwei Böden oder Bogen, der obere kleinere und der untere größere. Der obere ist concav, und nimmt einen Theil der Leber auf, der untere größere liegt dem Grimmdarm zunächst. Wird aber der Magen angefüllt, so hebt er sich in die Höhe, so daß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Der Magen besteht aus einer vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle desselben wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an dem Bogen desselben sich entfernt, theils um die Nere, theils die Bänder zu seiner Befestigung zu bilden. Dann kommt die fleischige oder Muskelhaut, welche aus mehreren Lagen sich kreuzender Muskelbündel besteht. Die dritte, die Gefäßhaut ist sehr fest und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut, ist sehr gerunzelt, so daß sie mehrere Falten nach verschiedenen Richtungen bilbet, in deren Zwischenraum sich wieder kleinere Falten bilden. Die innere Seite dieser Haut bildet die innere Fläche des Magens, welche aber nicht glatt ist, denn es zeigen sich eine unzählbare Menge kurzer Hervorragungen, welche ihr ein sammtartiges Ansehen geben, und lauter Enden harter Gefäße sind, welche zwischen der dritten und vierten Haut liegen, und unter der letztern hervorstehen. Auch sind an der innern Fläche der Haut eine Menge äußerst feiner Oeffnungen befindlich, welche theils Mündungen der einsaugenden Gefäße, theils Ausgänge der ausbauchenden kleinen Arterien

und der kleinen Schleimdrüsen sind, welche alle in dem zellichten Gewebe zwischen beiden letzten Häuten liegen. Am dem rechten Ende des Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei inneren Häute durch ringsförmige Verlängerung der Falten eine Art von Klappe, welche mit Muskelfasern versehen ist, und die Oeffnung verschließen kann, so daß die Nahrungsmittel aus dem Darm nicht wieder in den Magen zurückkommen können. Der Magen ist mit vielen Blutgefäßen versehen, welche theils an dem Fleinen, theils an dem großen Bogen desselben hinlaufen, den ganzen Magen umgeben, sich netzartig mit einander verbinden, und zwischen den Häuten des Magens ein Gefäßnetz bilden, aus welchem sich die zur Verdauung nothwendigen Flüssigkeiten (der sogenannte Magensaft, so auch der Schleim in den Schleimhäuten) absondern, die sich durch die schon bemerkten zarten Hautporen in den Magen ergießen. Auch mit Nerven ist der Magen reichlich versehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Absonderungen der Capillargefäße beherrschen, theils sich in die Muskelhaut vertheilen und die Bewegungen derselben erregen. Diese Bewegung nennt man die wurmförmige Bewegung (*motus peristalticus*), indem der Magen sich unaufhörlich, besonders aber während und kurz nach der Verdauung, wechselweise nach der verschiedenen Richtung der sich zusammenziehenden Muskelbündel, bald vergrößert, bald verengert (s. den Art. Verdauung). Die Magenkrankheiten sind solche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder doch ursprünglich von ihm ausgehen. Sie sind verschieden, je nachdem ein System desselben vorzüglich leidet. Ist das arterielle Gefäßnetz desselben in entzündlichem Zustande, so entsteht Magenentzündung, die sich durch heftigen brennenden Schmerz mit stetem Ausbrechen alles Genossenen, selbst des mildesten, äußert. Ist das Nervengewebe bei geschwächten Muskelfasern des Magens in zu empfindlichem Zustande, so gibt dieser Veranlassung zum Magenkrampf, der sich durch ein Gefühl von ängstlicher Zusammenziehung in der Magenegend äußert. Ist das absondernde Capillargefäßnetz zwischen den Häuten des Magens in normwidrigem geschwächten Zustande, so entsteht fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, welche meistens als Magensäure erscheint. Ist der Zustand einer fehlerhaften Absonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, so nennt man es Magenfieber, oder gastrisches Fieber; wiewohl die letztere Benennung mehrere Fieberarten umfaßt, welche in dem System des Unterleibes ihren Centralpunkt haben. Magenschwäche bezeichnet den Zustand des Magens, da die Energie des ihm zugehörigen Nervensystems herabgesetzt ist, so daß es seine Function, die Absonderungen des Magensaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel zu reguliren, nicht gehörig erfüllen kann, daher diese unordentlich und unvollkommen vor sich gehen. Unter Magenmitteln versteht man insgemein solche, welche der geschwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen, die Verdauung befördern sollen. Hierunter gehören vorzüglich die Magenelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemeinlich in geringer Gabe schon wirksame Mittel, z. B. Auflösung von bitteren Extracten mit bitteren und aromatischen Tincturen sind. Vor Zeiten gebraucht man auch die Magenbürste, um den Magen von seinen angethaunten Unreinigkeiten, unverdauten Speisen, oder von Schleim zu reinigen, und ihn im eigentlichen Sinne des Wortes auszubürsten. Sie wurde von zarten Vottshaaren gemacht, war ungefähr eine halbe Hand lang, eiförmig und an einem ausgeglühten doppelt zusam-

nicht mit der Selbe unvorwundern Draht befügt. Der über dem auf der Kranke ein Glaschen voll Branntwein und etwas kaltes Wasser, hierauf fuhr man mit der Bürste durch den Mund in den Magen, bewegte sie hin und her, machte auch verschiedene Bewegungen des Körpers, bis Erbrechen erfolgte, worauf man das Getränk herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, noch Ösen wiederholte. Dieses Instrument und sein Gebrauch war im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und vielleicht noch im sechzehnten Jahrhundert bekannt, und ist wahrscheinlich eine Erfindung der Mönche, welche im jenen Zeitalter sich noch immer sehr mit der Kunst beschäftigten, und in ihrem müßigen Wohlleben viel durch ihre Ueberladungen des Magens vorzüglich Veranlassung zur Erhaltung desselben hatten. Sie hielten ihr Mittel lange geheim, bis es durch einen deutschen Minister, der auf einer Reise in Italien war, und vom Mönchen in einem Kloster durch die Anwendung der Magenbürste wiederhergestellt worden war, bekannt gemacht wurde. In Deutschland wurde sie zuerst 1712 von Berlin aus in ein überaus wohlthätiges, ein hohes Alter besterndes Mittel empfohlen, und eine Zeit lang wurden die deutschen Mägen sehr ausgeleert, bis endlich der Reiz der Neugier verlor, einige Erfahrungen in Schanden, welches aus dieser Operation entspringen konnte, bewies, so die Ärzte sich und das Publikum überzeugten, daß der Nutzen, der damals von ihr zu erwarten war, durch zweckmäßigere Mittel hervorgerufen werden könne.

Magie. **Wagler.** **Magismus.** **Naturliche Magie.** **Maia,** die ewige Mutter der Dinge, ist in der Kosmologie der Juden gleich Obstin der Liebe und geistigen, so wie der sinnlichen Zurechtweisung. In einer andern Bedeutung ist sie Muse, Obstin der Besorgung und der Dichtung, aber auch Obstin der Täuschung und des Truges. **Maia** kommt aus jener mehrseitigen Wurzel, erscheint in Hinsicht auf seine ursprüngliche Bedeutung das Wort **Magie**. Persien und seine Umgebungen durch Astrologie berühmten Nachbarländer, werden uns vorzüglich als die Heimath jener Maier genannt, deren Lehre zum Theil aus dem ältesten Zeitalter hergeleitet scheint. Nach jener alten Lehre des **Magismus** war der Gegenstand, oder wie sich Heraclitus ausdrückt, der **Entwurf, Vater und Ursprung aller Dinge**, und nachdem sich einmal der Gegensatz zwischen **Licht und Finsterniß — Ormuzd und Ahriman** —

— eine ganze Reihe der endlichen Wesen, sich einer segensreichen Schöpfung eine neue Schöpfung der Finsterniß erst als segnende **Yehs** — wohlthätigen **Ahriman** auf der andern Seite — verderbliche Dämonen, feindselig entgegengesetzten Dämonen stellen sich in der Welt des Monats dar, und sind dann ein Tag und Nacht, Licht und Finsterniß. In jenen Zeiten ist sodann ein Abbild der Kräfte des Guten und des Bösen bald auf der Erde der einen, bald das Licht auf immer liegt über

der Finsterniß. Und nicht bloß Abbild jenes Kampfes ist der Wechsel der Zeiten, sondern die Zeit entsteht in einem hohen Sinne selbst aus jenem Kampfe, und besteht durch denselben. Entgegen konnte es einem tiefer in die Natur eindringenden Ahriman nicht, in wie weit alles Endliche in Hinsicht auf Form und Wesen von dem Einflusse der Zeit

in welcher es entstanden und gebildet worden, abhängt. Nicht nur scheinen die verschiedenen Monden und Tage des Jahres als wohlthätig Serien, deren ein jeder seine eignen besondern Gaben mit sich bringt, sondern jede Zeit drückt ihr eigenthümliches Gepräge den Wesen an, die in ihr entstehen, oder nach astrologischem Ausdrucke: das vorübergehende Gestirn, ist von Einfluß auf das Naturell und hiedurch auf das Schicksal der neuentstehenden Wesen. Selbst Buffon deutet darauf hin, daß die verschiedenen Spielarten und Varietäten der Thiergeschlechter durch entstanden, daß man (künstlich) ihnen die sonst fest bestimmte Zeit der Begattung, und sonach der Geburt verändere; — die äußern Formen, Gestalt und Farbe blieben unverändert, so lange die Zeiten der Zeugung und Geburt dieselben blieben. Beobachtungen dieser Art können das Entstehen der Astrologie und des alten Sternendienstes in Etwa begreiflich machen, welcher mit der Magie aufs engste zusammenhängt. Es hat allerdings eine höhere und bessere Magie gegeben, die sich nicht jetzt auf eine ganz andre und ernstere Weise vertheidigen ließe, als jene die der übrigens treffliche De Haen noch in neuerer Zeit in Schutz genommen. Jene bessere Magie gründete sich auf den Satz: daß der Mensch mit Hülfe und im innigen Verein mit seinem höheren und göttlichen Ursprung, in sich und außer sich einer höheren Wirksamkeit fähig werde, die ihn zum Herrscher über seine eigne und die äußere Natur mache. Die Waffentrüstung des bessern Magiers war (man sehe Kleiser in seinem Anhang zum Zendavesta) das Gebet; Gebet und die Kraft des lebendigen Wortes sind es, durch welche der Mensch mit zwingender und lösender Gewalt auf die Gesamtregion der höheren und niederen Natur zu wirken vermag; ohne jene Waffentrüstung, welche der wachsame Magier niemals von sich legt, vermag derselbe nichts, mit ihm hilft er als treuer Streiter dem väterlichen Licht das Reich der Finsterniß bestreiten, wird Retter und segnender Schützer der Zeiten und Völker. Noch in jenem besseren Sinne scheinen die spätern Esseten das aufgehende Gestirn jedes neuen Tages mit Gebet begrüßt, und seinen Lauf mit Gebet begleitet zu haben; und in diesem Sinne, nicht im niederen, waren wohl auch Pythagoras und andre Weise jener Zeiten Magier. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß schon von den ältesten Zeiten, parallel mit jener höhern Magie, eine niedere und schlechtere entstanden, an welcher sich übrigens hie und da die bessere Abstammung nicht verkennen läßt. Wenn nach dem Vorhergehenden alle endlich Dinge unter dem Einflusse der segnenden Treue und schädlichen Dämonen — erhaltender und zerstörender Naturkräfte, unter dem Einflusse der Zeit und des Gestirns stehen; so darf der Mensch nur sich zum Herrscher jener Kräfte oder Dämonen machen, um mittelst derselben auf die unter ihrem Einflusse stehenden Dinge zu wirken. In so fern hat die Lehre von den Dämonen, deren Hülfe sich der Mensch bedienen könne, von den ältesten bis in die neuesten Zeiten in Verbindung mit der sogenannten Magie gestanden. Wählen wir andere Worte, welche den ursprünglichen Sinn selbst jener untergeordneten Magie etwas deutlicher machen können. Wenn sich in der alten Lehre des Magismus (von Raja hergeleitet), Alles auf Liebe und Haß, auf den Streit gütlicher und widerlicher Kräfte gründet: so muß es für den echten Magier von großer Bedeutung seyn, jene wechselseitige Neigung und Abneigung, die Gesetze jener Liebe und jenes Hasses zu kennen. Wie jeder äußere Ton in der ihm verwandten Sprache ein Mittheilen, so ruft vermöge des allgemeineren Naturgesetzes der gegenseitigen Neigung und Abneigung, jede Naturwirkung, die ihr verwandten und hülfreichen, so wie auch auf der an

im Echte die ihr widerstehenden und feindseligen Kräfte hervor. Der Magier wirkt demnach mittelst jener Gesehe der Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur. — So waren die Magier zuvörderst an sich und Andern strenge Diätetiker und Aerzte. Bekannt ist es, daß selbst die geistige Stimmung des Menschen, und im höchsten Grade der Wille, durch manche äußere körperliche Einwirkung beeinflusst zu werden vermöge; daß z. B. die Dämpfe des Schierlingskrautes fast unwiderstehlich zur Zanksucht, die Saamen der Datura Stramonium auf eine unwiderstehliche, aber lebensgefährliche Weise zur sinnlichen Lust aufreizen. Dem Magier, der sich, seiner Lehre getreu, auf allen Seiten von den Wesen einer guten und bösen Natur umgeben sah, deren jene, als Ausgeburten des Lichtes ihm im höhern Bewußtseins Lebens hilfreich beistanden und begünstigten, diese ihm feindselig entgegen wirkten und widerstanden; dessen Pflicht es selbst war, jener Seite die böse Natur zu bekämpfen und zu vernichten, die bessere zu pflegen, konnte es nicht gleichgültig seyn, welche natürlichen Dinge er durch tägliche Berührung, oder in Speise und Trank mit sich in innigste Gemeinschaft setzte. Wachsam enthält er sich vieler Dinge, und bedient sich anderer aus entgegengesetztem Grunde. — Die Magie, in jener alten Herleitung des Wortes, von Raja, Muse, prophetische Besprechung, lehrte aber auch, im Hinblick auf jene waltenden höheren Mächte, aus denen die Welt der endlichen Dinge hervorgeht, von denen sie in Hinsicht ihres Wesens und Schicksals abhängen, in Zukunft und verborgene Vergangenheit schauen, und es gab hier ein höheres und niederes Hellsehen, höhere und niedrigere Magie, je nachdem der ewige Urmuth der Dinge als etwas Höheres und Geistiges, oder sinnlich, als körperlich waltendes Gestirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner, nach der Ansicht des Alterthums, bekannt mit jenen Naturkräften, welche gleich harmonischen Tönen alle verwandten Saiten im Innern der umgebenden Natur aufregen; Gebieter und Herrscher über der außermenschlichen Natur, die sie, wie Orpheus durch seine Instrumente, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienste zwingen. Besonders traute man den Magiern einen Einfluß auf Witterung zu, und noch bis in die neuesten Zeiten herunter finden wir unter den wilden und halbwilden Völkern der verschiedensten Welttheile, Krieger und Zauberer, welchen ein Vorhersagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieselben zugesprochen wird. Auch noch in den aufgeklärtesten Zeiten der Römer gab es Vorseherinnen über den Hagel, Abwehrerinnen desselben, welche die Regierung auf öffentliche Kosten erhielt, und auch in anderen Ueberzeugungen aus jener untergeordneten und unechten Magie, finden wir das Ähnliche. Die Magier waren ferner, so wie die Strahlen der reinen und echten Lehre des Magismus sich immer mehr entstellten und verfinsterten, bössartige, täuschende Zauberer. Unter andern spielten in der Magie, gemäß der Bedeutung des Wortes, in seiner Verwandtschaft mit der Liebesgöttin Maia, die Liebestränke und Liebeszauber eine ausgezeichnete Rolle, und die Magier und Magierinnen der untergeordneten Art, bedienten sich zur Aufregung wilder Geschlechtsbegierden schon damals zum Theil solcher natürlichen Mittel, die noch jetzt den Aerzten und Naturforschern in jener Beziehung als wirksam bekannt sind, und außerdem wahrscheinlich gewisser Pflanzengifte. Außer diesem wurden Gegenstände von zweifelhafter Natur, z. B. Theile von jungen Thieren, welche in heftiger Begierde nach Luft oder Futter gestorben waren, Hirt, welche von dem Speichel eines hungrigen, nach Fraß begierigen

Hundes befeckt waren; und andere noch ekelhaftere Dinge zur Bereitung jener Philtren oder Liebestränke gewählt, deren spätere Wirkung allezeit wie die der Stechapfelsamen und anderer narcotischer Gifte lebensgefährlich, oder wenigstens gar leicht wahnsinnerregend war. Und Kunststücke jener untergeordneten Magie — das Hervorrufen der Toten, das Wahrsagen aus der Hand, das Besprechen des Blutes in Wundungen und Blutflüssen, und andere noch jetzt zum Theil gebräuchliche sympathetische Arzneimittel, noch mehr jenes geglaubte Vermögen der Zauberer, sich unsichtbar zu machen, oder in andere Gestalten zu wandern; die Wirksamkeit der Amulette, die Gewalt über ein andern Menschen, dessen wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, gehören zum großen Theil in jene dunkle Kammer der Magie, wo es, wie jenem Märchen beim Lucian gar leicht möglich ist, die falsche Bährin zu finden, die uns, statt in einen leichten scharfsichtigen Vogel, in einen Esel verwandeln könnte, ein Loos, welches der Schreiber dieses vermeiden möchte, indem er über jene Gegenstände schweigt. Wer dieses Gebiet der Magie von seiner poetischen Seite kennen lernen will, lese Lausend und eine Nacht und andere orientalische Märchen, Dantes Aladbin und de la Motte Fouquet's zarte Dichtungen. Uebrigens gibt nicht bloß die höhere Magie, von der wir vorhin sprachen, sondern auch die Geschichte des thierischen Magnetismus über einige dieser Gegenstände befriedigende Auskunft, und es bleibt wohl eine ungemachte Thatsache, daß die alte Magie sich zum großen Theil auf ein tieferes Kenntniß der Naturkräfte gründete, als vielleicht die glaubwürdigen, welche so gern alles der Art für bloße Gaukelei und Taschenspiellerei halten wollen. Nicht bloß gehörte die Geschichte des Magnetismus wie schon der Name Magnes oder Zauberstein in seiner Verwandtschaft mit Magie zeigt, in das Gebiet dieser Lehre, und mit ihr, wie scheint, eine Menge verwandter Erscheinungen; sondern das Schlagfeuern der metallenen Brocken, dessen sich die Magier bei sehr verschiedenen Gelegenheiten bedienten, das Verschränken der Finger und Hände, die starre Anblicke dessen, auf welchen der Magier wirken will, erinnern sehr an gewisse aus der Lehre des Galvanismus und des thierischen Magnetismus bekannte Erscheinungen (m. s. diesen Artikel selbst). Wer sich übrigens tiefer über das System des echten Magismus unterrichten will, der lese Kleukins Zendavesta und noch mehr sein *Magick*, welches die Geschichte der meisten Geheimlehren, bis herunter an die der Freimaurerei enthält, ferner das, was Kreuzer in seiner *Symbolik* und *Mythologie* über diesen Gegenstand gesagt hat, und ein eben erscheinendes Werk von Windischman. Auch Schuberts *Symbolik des Traums* enthält im letzten Abschnitte einige Beispiele der höhern und echten Magie.

Natürliche Magie. Unter diesem Namen werden seit geraumer Zeit Beschreibungen und Aufzählungen sogenannt natürlicher theils physikalischer und mechanischer, theils chemischer Kunststücke verstanden, welche den Ununterrichteten in Erstaunen setzen können. Insofern ist demnach eine solche natürliche Magie verschieden von der Magie der Natur, deren zum Theil im vorhergehenden Artikel erwähnt worden, und wohin z. B. die unwillkürlich herbeiziehende Wirkung der Klapperschlange auf kleinere Thiere u. s. gehören. Unter andern haben Biegler, Kunz, Eberhard, Rosenthal, Halle, Helmut an ihren Werken über natürliche Magie den Liebhabern eine Menge solcher naturgeschichtlicher und ökonomischer Kunststücke erzählt, von denen viele unter den Handgriffen der gewöhnlichen Taschenspieler be-

sind. Noch im vorigen Jahrhundert machte z. B. in Paris ein hiesiger großes Aufsehen, welcher eine Palingenesie ganz verbrannter Körper aus ihrer Asche, in fest verschlossenen durchsichtigen Gefäßen als möglich zeigen wollte. Die natürliche Magie lehrt wenigstens teilweise jenes Kunststück nachmachen, wenn diese Nachahmung sich etwas hinzieht. Der angeblliche Magicus hält nämlich auf einem aus Holz gefertigten Brettchen einige Abbildungen von jenen natürlichen Körpern (z. B. Blumen, Pflanzenblättern u. f.) bereit, welche verbrannt und dann aus ihrer Asche wieder erzeugt werden sollen. Die Abbildungen sind mit einer fürs erste unsichtbaren, flebrigen sympathetischen Tinte gefertigt, und unter dem Brettchen, worauf sie stehen, befinden sich verborgene Magnete. Unser Magicus bittet nun die Anwesenden aus den mitgebrachten Naturkörpern einen auszuwählen, der verbrannt und palingenesirt werden soll. Dies geschieht. Nach dem Verbrennen sammelt er die Asche, mischt sie geschickt unter Eichenrinde, rückt die Magnete unter die Abbildung des verbrannten Körpers, und setzt nun im Hinabstreuen und Umschütteln die Eisenrinde in die Lage, von den Magneten angezogen und von der flebrigen sympathetischen Tinte festgehalten zu werden, und der verbrannte Körper wird dann auf einmal in seinem Schattenriß wieder erkannt. Es verwandelt unser Magier ein Spiel Karten in einen lebendigen Vogel, indem er neben dem eigentlichen Spiel Karten noch ein nachgemachtes, inwendig hohles, oben und unten mit zwei Kartenblättern, an den Seiten mit Kartenblattschnitten zusammengeleimtes hat, in dem Inneren ein lebendiger Vogel sitzt, der durch einige kleine Oeffnungen Luft hat. Darauf wird das nachgemachte Spiel Karten statt des Karten in eine unten offene blecherne Büchse geschoben, in die es leicht und eng hineinpaßt, das untere, nur leicht angemachte Blatt zerissen, und — statt der Karten kommt ein Vogel aus der Büchse. Unser Magus läßt auch, mittelst eines Hohlspiegels, dessen Bilder sich im häufigen Dampf der Räucherungen fallen, Geister erscheinen, und bekannte acustische Apparate sich Fragen beantworten u. f. Ein Theil jener sogenannten natürlichen Magie beschäftigt sich mit der Angabe zur Bereitung sympathetischer Tinten, mit allbekannten magischen Kunststücken, wie man z. B. durch den elektrischen Funken ein Thier tödten, einem Menschen unvermuthet einen Schlag versetzen u. f. w. In dieser Art beschäftigt sich denn die ganze sogenannte natürliche Magie mit Kunststücken, die zur gesellschaftlichen Unterhaltung sehr angenehm sind, die aber nichts weniger als den Namen der natürlichen Magie, sondern höchstens den einer scheinbaren Täuschung, den Namen Taschenspielererei verdienen. Unter Magie im wahren Sinne sollte man bloß jene geistige (gute oder schlimme) Verfassung verstehen, die sich auf eine Gewalt des Geistes über Geist und Körper — eigenen sowohl als fremden — und über die äußere Natur gründet. Krankenheilungen, die durch Glauben, jene Einwirkung auf den Geist eines Fremden und Entfernten, durch Fixiren des eignen Willens auf jenen (m. s. den Artikel Magnetismus) das ganze Gebiet des Lebens, z. B. das Wissen um fremde Zustände und Gedanken, Vergangenheit und Zukunft, die ansteckende Gewalt des Enthusiasmus, der Verückung und anderer guten und schlimmen Zustände dieser Art und alles Verwandte, gehört in das Gebiet der eigentlichen Magie, denn alle jene Erscheinungen gründen sich auf die Gesetze der geistigen Region herrschenden Liebe oder Abneigung, sind Wirkungen einer geistigen Liebe (Abneigung, Verwandtschaft) oder eines

geistigen Hasses. In das Gebiet der natürlichen Magie gehörten solche Erscheinungen der organischen und anorganischen Natur, welche auf das Geseß einer körperlichen Verwandtschaft (Liebe oder Abgung) gründen, wie z. B. das Mittönen der angespannten Saiten, w außer ihnen und in ihrer Nähe der gleichlautende oder verwandte angeschlagen wird. Natürliche Magie also ist es, wenn in einem benden menschlichen oder thierischen Körper, durch den Gebrauch wisser natürlichen Mittel, z. B. aus dem Pflanzenreich, irgend sinnliche Begierde u. s. erregt wird, oder ein bestimmter Zustand Nervensystems. Natürliche Magie ist es ferner, wenn die Infection eines Thieres (z. B. eines Hundes, der Tauben, Bienen), durch Ausdünstung und den Schweiß eines Menschen, Zuneigung zu Letzteren erregt, ein magisches Geheimniß, das sich selbst öfters in zwei verschiedenen Menschen erprobt hat, wie die plötzlich entstandene Leidenschaft jenes französischen Königs zu einer Prinzessin, welche solche Weise erregt worden, beweist. (V. siehe Kluge über thierischen Magnetismus.) In das Gebiet jener natürlichen Magie gehörten hier Erscheinungen wie jene bekannte, wo ein Mal durch Berührung des Magnets oder großen Stücks Eisen zum großen Theil seiner Magnetstärke beraubt wird, wo ein Gewächs besser und üppiger gedeiht wenn es in der Nähe einer bestimmten Art von Pflanze steht, wo Nervenzufälle von einem Menschen auf einen andern, oder auf ein thierisches zartes Thier fortpflanzen, und so sich lindern, oder wo umkehrt heftige Nervenzufälle durch die selbst unbemerkte Annäherung eines widerlichen Thieres, z. B. einer Katze, erregt werden; Furcht und Zittern selbst in ganz unerfahrenen, erst kürzlich aus Europa z. nach Afrika gebrachten Thieren, bei dem Brüllen eines Löwen, und Menge Erscheinungen, die sich auf natürliche Sympathien und Antipathien gründen. Eine natürliche Magie dieser Art würde aus Naturkunde und selbst Heilkunde und Physiologie vieles Interessante und manches minder Anerkannte umfassen, bei denen der Name Magie (den man in gewisser Hinsicht Liebeskunde, Verwandtschaftslehre oder anderer Art übersetzen könnte) nicht so ganz am unrechten Orte seyn würde. Auch über diesen Gegenstand geben Windischmanns eben erschienenes Werk und selbst das des Dr. Haën, so wie die unter dem Art. Sympathie anzuführenden Schriften, weitere Belehrung. C. G.

Magier (Magi), die Priesterklasse der Meder und Perser. Die Magier waren im Besiz der wissenschaftlichen Kenntnisse und übten die heiligen Gebräuche der Religion aus. Zoroaster war nicht Stifter, sondern ihr Reformator. Er theilte sie in Lehrlinge, Mehl- und vollendete Meister. Da nur durch sie dem Ormuz Gebete und Opfer dargebracht werden konnten, nur ihnen dieser seinen Willen offenbarte, nur sie in die Zukunft blickten, kurz da sie für Mittelspersonen zwischen der Gottheit und den Menschen galten, so mußten nothwendig in großem Ansehn stehn. (s. d. vorig. Art.)

Magister, eine akademische Würde, welche die philosophische Fakultät, nach einer vorausgegangenen Prüfung in den allgemeinen, sondern philosophischen, philologischen, mathematischen, physikalischen und historischen Wissenschaften ertheilt. Mit einer nähern Bestimmung verbunden, erscheint dieses Wort schon bei den Römern als Ehrentitel (z. B. Magister equitum, General der Cavallerie), die jetzt übliche Bedeutung hingegen schreibt sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten her. Auf den frühesten Universitäten kannte man das sich später erst ausgebildete Facultätswesen noch nicht, am wen-

Da man an die drei sogenannten höhern Facultäten der Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akademischen Thätigkeit beschränkte man auf die schon vorher bekannten sieben Künste (s. freie Künste), und nannte die Lehrer derselben die ganze Versammlung derselben artistische Facultät, und die nach völliger Beendigung ihres Studentencurses wegen ihres und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten, Grad eines Baccalaureus schon erlangt hatten, Magistros artium, Meister der freien Künste), womit in der Folge noch der eines Doctors der Philosophie verbunden wurde. Weil diese Art Ursprünge nach alter Art, als die eines Doctors, so wird sie in öffentlichen Anschlägen und Bekanntmachungen der deutschen Universitäten den Doctors vorgezogen. (Auf der Universität Berlin ist der Titel eines Doctors der Philosophie noch ein und setzt eine zweite Prüfung voraus). Das Jahr ihrer Ernennung ist nicht bestimmen, aber schon im 12ten und 13ten Jahrhundert in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehenen Männer sich um dieselbe bewarben. Seit jener Zeit ist sie durch Einführung der Facultätsverhältnisse, theils durch die geringere Achtung der Universitäten, theils auch durch manche dabei eintretenden Mißbräuche in ihrem frühern Ansehen gesunken. Von dem gemeinen Magister ist der magister legens zu unterscheiden, d. h. der sich durch öffentliche Disputation das Recht, Vorlesungen zu halten, erworben hat.

A —

Magister matheseos, s. d. Art. Pythagoras.

Magistratus, Magistrat, bedeutet theils ein öffentliches Amt (als Consulat, Prätur), theils diejenige Person, die ein solches Amt verwaltet. Von den obrigkeitlichen Personen bei den Griechen und Römern ist überhaupt folgendes zu merken. Athen hatte von Cecrops auf Theseus sieben Könige; von Theseus bis Alcmaeon dreizehn Könige, von Theseus bis Erichon sieben zehnjährige und fünf einjährige Archonten. Jetzt war die republikanische Verfassung Athens gegründet, aber nicht so fest, daß keine Unterbrechungen kamen. Die kaum von Solon festgestellte Demokratie veränderte sich wieder in eine Alleinherrschaft und vererbte sich auf die Söhne Hippas und Hipparchus. Aber bald trat die Demokratie wieder ein, welche bis zum unglücklichen Ausgange des peloponnesischen Krieges fortblühte, durch die Regierung der dreizehn Tyrannen nur auf Ein Jahr und durch die Tyrannie der zehn Tyrannen auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den macedonischen Königen, wie später unter den Römern, behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, daß hundert der vornehmsten Bürger die Regierung verwalten sollten. Cassander setzte den Demetrius Phalereus zum Praefecten ein. — In Lacedaemon gehörten zu den obrigkeitlichen Personlichkeiten, die Senatoren, Ephoren u. s. w. Sie wurden durch Mehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslang, theils die Könige und Senatoren, theils eine bestimmte Zeit lang. Den Römern gab es zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Arten von Magistraten. Zuerst regierten Könige; nach Vertreibung des Tarquinus Superbus (im J. der Stadt 244) zwei Consula, welche jährlich wurden. In gefährlichen Zeiten wählte man einen Dictator mit unbeschränkter Gewalt, und wenn keine Magistrate vorhanden waren einen Interrex. Diese Einrichtung währte mit einigen An-

gen bis zum J. der Stadt 672, wo Sulla sich als immerwährender Dictator einer unumschränkten Gewalt annahm. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrschaft freiwillig entsagt hatte, dauerte die consularische Regierung fort bis auf Julius Cäsar, der sich im J. Rom 786 auch zum immerwährenden Dictator ernennen ließ. Von dieser Zeit an wurde die consularische Gewalt nie wieder ganz hergestellt. Die Ermordung Cäsars half nichts dazu; da bald hernach die Triumviren Octavius, Antonius und Lepidus, sich einer noch unumschränkten Gewalt annahmten, endlich aber Octavius unter dem Titel Princeps oder Imperator Beherrscher des römischen Reichs wurde. Ne zum Schein behielt Augustus die republikanischen Magistratswürden bei. Im Anfang der Republik scheinen die Consuln die einzigen vollständigen Magistrate gewesen zu seyn. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei der Armee nothwendig machten, wurden nach und nach noch verschiedene andre Magistrate gewählt, als Prätores, Censoren, tribuni plebis (Volkstribunen) u. s. w. Verschiedne neue Magistrate kamen unter den Kaisern auf. Die römischen Magistrate wurden verschiedentlich eingetheilt: in ordentliche und außerordentliche; höhere und niedere; curulische und nicht curulische patricische und plebejische; städtische und Provinzialmagistrate. Der Unterschied in patricische und plebejische Magistrate kam erst im J. Rom 260 auf; der in städtische und Provinzialmagistrate erst, als die Römer ihre Eroberungen über die Gränzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magistrate zerfielen in höhere und niedere; zu erstern gehörten die Consuln, Prätores und Censoren, zu letztern die Volkstribunen, Aedilen, Quästoren u. s. w. (s. diese Art.). Die wichtigsten außerordentlichen Magistrate waren der Dictator und sein Magister equitum und der Interrex. Der Unterschied zwischen curulischen und nicht curulischen Magistraten beruhte auf dem Rechte sich der Sella curulis bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Consuln, Prätores, Censoren und curulischen Aedilen hatten. — Die Wahlen der Magistrate geschahen zur Zeit der Republik in den Comitien, besonders in den centuriatis und tributis, in erstern die Wahlen der ordentlichen höhern Magistrate, in letztern der ordentlichen niedern. Unter den Kaisern ist die eigentliche Beschaffenheit der Magistratswahlen ungewiß.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literaten und Bibliothekare, war zu Florenz am 28ten October 1633 geboren. Seine Mutter brachte ihn nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters zu einem Goldschmid in die Lehre, vermochte aber nicht, seine Liebe zur Literatur, welche er theils in den Feierstunden, theils selbst während der Arbeit zu befriedigen suchte, zu unterdrücken, und im Tod, welcher 1673 erfolgte, bewog ihn, sich nun ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur zu widmen. Bei einem eifernen Fleiß und einem ungeheuren Gedächtniß erwarb er sich in kurzer Zeit eine Masse von Kenntnissen, welche ihn allgemein berühmte und dem Großherzog Cosmus III. bekannt machte, der ihn zum Bibliothekar an der von ihm errichteten Bibliothek ernannte. Diesen Pflichten, welcher seinen Neigungen und Kenntnissen völlig entsprach, verwaltete er zur allgemeinen Zufriedenheit. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen mit den Schätzen sowohl seiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek, zu dienen, kannte keine Gränzen. Wenig literarische Unternehmungen wurden gewagt ohne bei dem florentiner Literator sich Rathes zu erholen; daher finden

sch auch sein Name in unzähligen Vortreden seiner Zeit, in Briefsammlungen, Reisebeschreibungen zc. s. sehr gefeiert. Dabei zeichnete er sich durch eine beispiellose Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit aus, welche bis zur entschiednen Gleichgültigkeit gegen allen Schein, ja bis zur Vernachlässigung seines Aeußern selbst ging, und oft in einen kleinen Egoismus anartete. Innig zufrieden mit seiner Lage, beschloß er sein Leben am 24ten Juli 1714 in dem hohen Alter von 81 Jahren. Die Treue, welche er durch sein ganzes Leben den Großherzogen (desen Dienste zu verlassen ihn weder die vortheilhaften Anerbietungen Kaisers Leopold noch die schmeichelhaften Einladungen mehrerer Päpste verleiten konnten) bewiesen hatte, besiegelte er noch nach seinem Tode in einem Vermächtnisse, durch welches er ihnen nicht nur seine eigne, son so zahlreiche als schätzbare, Bibliothek, sondern auch sein ganzes in ihrem Dienste erworbenes Vermögen (welches er zur Vermehrung der Bibliothek bestimmte) zuwendete. Ob er gleich unter seinem Namen nichts herausgegeben hat, so hat er doch theils mehrere seltne Werke anonym wieder drucken lassen, theils zu unzähligen Büchern, z. B. zu den Actis sanctorum, die zahlreichsten und wichtigsten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen an ihn geschriebenen Briefen hat Joh. Targuius zu Florenz (1745 ff.) mehrere Bände herausgegeben. A—s.

Magna Charta, s. Charta magna.

Magnaten, ein veraltetes lateinisches Wort, die Großen; hies in Polen und heißen noch jetzt in Ungarn angesehene Reichsstände, welche an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geistlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbischöfe von Gnesen und ehemals auch von Lemberg, die Bischöfe, Voivoden, Cassanen und Reichsbeamten oder Minister. In Ungarn versteht man nicht alle Reichsstände, sondern nur die Reichsbarone darunter. Diese sind: 1. die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeister und die höchsten Hofbeamten; 2. die kleinen, oder Grafen und Freiherren. — Den Prälaten, niedern Edelknechten und königlichen Kaplänen kommt diese Benennung nicht zu.

Magne, s. nordische Mythologie.

Magnesia. Man versteht darunter am gewöhnlichsten eine eiserne Erde, die weiß, leicht, für sich unschmelzbar, geschmacklos, unlöslich im Wasser ist, sich aber in Säuren klar auflöst und einen Bestandtheil der Bitterwässer (des Bittersalzes) ausmacht. Sie bekommt auch die Namen Talkerde, Bittersalzerde, Bittererde, und ist als säuredämpfendes Mittel im Arzneigebrauch; und man bezieht sie aus England und Böhmen in vorzüglicher Güte (Edinburgher Magnesia). Sie wird durch Ghos und Sand häufig verfälscht. *Magnesia violarorum*, besser *Manganese*, ist schwarzes Brauneisen, das Oxyd eines Halbmetalles. Unter *Rother Magnesia* verstand man ehemals ein braunes Eisenoxyd.

Magnesia, in der alten Geographie der Name einer Landschaft in Thessalien, ferner einer Provinz und Stadt von Macedonien und mehrerer Städte, z. B. in Kleinasien, und zwar Magnesia am Sipylus in Lydien, eine wichtige Handelsstadt, wo Antiochus der Große von den Scyionen 190 v. Chr. geschlagen wurde; Magnesia am Mäander in Jonien, wo Themistokles starb.

Magnet heißt zunächst ein Eisenerz, welches in M. in dem Magnetberge von Berchtesgaden in Norrbotten, im Spitzberg, am Harz

und in allen reichhaltigen Eisengruben gefunden wird. Dieses Eisen hat einen der Farbe des Eisens ähnlichen Anstrich, kommt meistens in unregelmäßigen Stücken, seltner in kleinen pyramidalischen Erzkugeln vor, ist hart, spröde und zeichnet sich durch die merkwürdigen Eigenschaften aus, daß es das Eisen anzieht, sich in einer freischwebenden Lage nach den Polen richtet und diese beiden Kräfte dem Eisen mittheilt. Dieses Erz heißt natürlicher Magnet, zum Unterschiede von denen, welche durch die Kunst, d. i. durch Mittheilung oder durch Erweckung der magnetischen Kraft im Eisen und Stahl, hervor gebracht werden. Nicht Eisen allein, wie man bisher geglaubt hat, sondern auch das allerreinste Kobalddmetall wird von dem Magnet angezogen; ja man weiß, daß der Kobalt wiederum den Magnet anzieht und selbst magnetisch wird. Ferner entdeckte A. v. Humboldt bereits vor seiner amerikanischen Reise eine Gebirgskuppe von Serpentinsteine in der obern Pfalz, welche einen starken Magnetismus zeigte, und auf seiner Reise in Südamerika fand er auf dem Chimborasso einen Porphyr von gleicher Eigenschaft. Zwar ziehen beide Steinarten kein Eisen an, aber sie zeigen die polarisirende Kraft, oder die Neigung, mit dem einen Ende sich nach Norden und mit dem andern nach Süden zu kehren. — Gewöhnlich lassen sich an allen Magneten zwei gerade einander entgegensiehende Punkte bemerken, wo die Anziehungskraft am stärksten zu wirken scheint. Dies zeigt sich, wenn man einen Magnet über Eisenfeilspäne hinwälzt, welche sich zwar allenthalben am meisten aber an den erwähnten beiden Punkten ansetzen, wo sie gleichsam einen Bart bilden. Diese beiden Punkte werden die Pole des Magnets genannt; die Neigung aber, sich mit den Polen nach der Gegend der Erd- und Himmelspole zu richten, welche Eigenschaft die Erfindung des Compasses veranlaßt hat (s. dies. Art.), heißt seine Polarität. Der nach Süden gekehrte Punkt führt den Namen Südpol, der nach Norden wird der Nordpol genannt; die gerade Linie von einem zum andern heißt die Axe des Magneten. Bisweilen findet man unter den natürlichen Magneten einen, welcher mehr als zwei entgegengesetzte Pole hat. Ein solcher scheint aus mehreren in einander verwachsenen Magneten zu bestehen und heißt ein zusammen gesetzter oder anomaler. Seine Anziehung gegen das Eisen beweist der Magnet dadurch, daß er dasselbe in einer gewissen Entfernung sich, oder, wenn er mehr Beweglichkeit hat, sich selbst dem Eisen nähert, und es mit merklicher Kraft fest hält. Je stärker der Magnet ist, in desto größerer Entfernung wirkt er und desto mehr Kraft gehört dazu, ihn von dem Eisen wieder zu trennen. Weiches reines Eisen wird nach Musschenbroek am stärksten, hartes Eisen und Eisenzerze, desgleichen Stahl schwächer angezogen. Ist das Eisen mit andern Materien vermischt, oder verkalkt, so erscheint der Grad der Anziehungskraft gegen dasselbe immer schwächer. Mehrere Physiker, welche sich bemühten, den Grad der magnetischen Anziehung zu bestimmen, fanden das Gesetz, daß sich die anziehende Kraft eines jeden einzelnen Theilchens des Magnets direct wie sein Abstand vom Mittelpunkt, und verkehrt wie die Quadratzahl der Entfernung vom angezogenen Punkte verhalte. Gaussure entdeckte, daß die Kraft des Magneten an verschiedenen Orten der Erde veränderlich sey. Verstärkt wird die Kraft des Magneten, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte befindlich sind, glatt abschleift, und dünne eiserne Platten, die in die Enden auslaufen, genau daran anlegt. Diese Belegungen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt

ziehen das Eisen stärker an, als der bloße Magnet. Man will gefunden haben, daß ein armirter Magnet 16 bis 40, ja 320 Mal mehr Gewicht trägt, als ein unarmirter. Farbe, Gestalt und Härte, so wie Größe oder Schwere haben keinen Einfluß auf die Kraft eines Magnets. Oft besitzt ein kleines, aus einem größern Stück herausgeschnittenes, mehr Kraft als zuvor das Ganze. Die Wirkung des Magnets auf das Eisen wird durch einen dazwischen befindlichen Körper nicht gehindert, nur muß letzterer selbst nicht gegen die magnetische Kraft empfindlich seyn. Merkwürdig ist es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewissen Gränze) immer mehr und mehr zu tragen gibt, und daß dagegen seine Kraft verbleichen geht, wenn man ihn unbeschäftigt läßt. Ebenfalls verliert sie sich durch Blößen und Selbsterkalten, durch Schlagen auf Steinen mit Eximen, und durch öfteres Fallenlassen; auch ist ihr der Rost, der Blitz und überhaupt die Electricität nachtheilig. In Ansehung seiner Polarität bietet der Magnet nicht weniger merkwürdige und zugleich wechselhafte Erscheinungen dar. Wenn man eine stählerne, auf einer Ebene frei und beweglich ruhende Magnetnadel, an deren beiden Spitzen sich die Pole derselben befinden, an den Pol eines Magnets hält, so wird die Nadelspitze von einem derselben angezogen, von dem andern aber abgestoßen; der andre Pol des Magnets wirkt entgegengesetzt; und dieselben Erscheinungen zeigen sich sämmtlich umgekehrt an der andern Spitze der Nadel. Die einander anziehenden Pole hat man freundlich, die sich abstoßenden hingegen feindlich genannt; auch nennt man Nordpol und Südpol ungleichnamige, Nordpol und Nordpol aber, so wie Südpol und Südpol, gleichnamige Pole. Das magnetische Abstoßen läßt sich in ein Anziehen verwandeln, wenn man sehr starker einem sehr schwachen Magnet so nahe gebracht wird, daß die südliche Polarität durch Null in die nördliche übergeht. Hieraus hat man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf zwei verschiedene magnetische Materien geschlossen, wovon die eine die andre schwächt, und die sich überhaupt in ihren Wirkungen eben so verhalten, wie die positive und negative Electricität. Man nennt auch die nördliche Polarität wirklich die positive, so wie die südliche die negative, obgleich zwischen der Natur der magnetischen und electricischen Materie ein großer Unterschied ist. Damit soll aber nicht die wirkliche Existenz von zwei verschiedenen magnetischen Materien behauptet werden. In der gewöhnlichen Voraussetzung derselben bezeichnet man die eine $+M$, die andre $-M$; jenes ist die nördliche, dieses die südliche. Wenn wir nun unsre Erde als einen Magnet betrachten, welcher sich in den südlichen Theilen als $+M$, in den nördlichen aber als $-M$ zeigt, so läßt sich daraus die Richtung der Pole eines Magnets nach Norden und Süden erklären. Auffallend ist auch an dem Magnet die Eigenschaft, daß er seine Kraft dem Eisen mittheilt, wodurch die künstlichen Magnete entstehen. Wenn ein Stückchen Stahl oder Eisen eine Zeit lang an einem Magnet gehangen hat, oder auch nur mit demselben bestrichen worden ist, so wird es selbst magnetisch und zieht anderes Eisen an. Man darf dies nicht für eigentliche Mittheilung der magnetischen Materie halten, da der Magnet dadurch nichts an seiner Kraft verliert, und überdies das Stück Eisen oder Stahl auch nicht das empfängt, was der Magnet hat, sondern jedesmal das Gegentheil. Bielwehrl stellt man sich, wie bei der Electricität, vor, daß die (vorausgesetzten) beiden magnetischen Kräfte $+M$ und $-M$ im gemein-

nen Eisen gebunden und, da sie sich im Gleichgewicht befinden, nicht bemerkbar sind; in dem magnetisirten Eisen aber, durch die Kraft des Magnets das Gleichgewicht aufgehoben, eine Vertheilung der magnetischen Kraft bewirkt und dadurch Polarität hervorgebracht werde. Jeder Pol eines Magnets wirkt auf das Eisen schon in einer gewissen Entfernung. Der Raum, durch welchen sich diese Wirkung erstreckt, nennt man den magnetischen Wirkungskreis oder die magnetische Atmosphäre. Bei dieser Wirkung findet das nämliche Gesetz Statt wie bei der Electricität. Ein jeder magnetischer Pol sucht in demjenigen Eisen oder eisenhaltigen Körper, der in seinen Wirkungskreis kommt, eine der seinigen entgegengesetzte magnetische Kraft zu erwecken, woraus das allgemeine Gesetz folgt: ungleichnamige Pole der Magnete ziehen sich an, gleichnamige stoßen sich ab. Wenn man einen unmagnetischen Stab von Eisen oder Stahl in den magnetischen Wirkungskreis eines Pols bringt, welcher freies $+$ M hat, so trennt dies beide bisher gebundene, also im Gleichgewicht befindliche und unmerkliche M des Eisenstabes, in dem es $-$ M schon in der Ferne anzieht, und daher in dem Theile des Eisens, der ihr am nächsten ist, $-$ M hervorbringend das $+$ M hingegen zurückstößt, welches das andere Ende des Eisens empfängt. Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eisen- oder Stahlstabe die magnetische Kraft durch das Streichen mit. Dies geschieht entweder durch den einfachen Strich, indem man den Stab von seiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen, und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals streicht; oder durch den Doppelschlag wenn man den armirten Magnet mit seinen beiden Polen der Länge nach aufsetzt und so mehrere Male von dem einen bis zum andern Ende streicht, und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt. Diese und andre merkwürdige Erscheinungen erklärt man aus dem Gesetze der Vertheilung der magnetischen Materie auf dieselbe Weise, wie bei der Electricität. Aber auch ohne Mittheilung oder Erweckung der electricischen Kraft lassen sich Eisen und Stahl dadurch magnetisiren, daß man sie entweder lothrecht, oder noch besser im magnetischen Meridiane gegen den Horizont unter einem Winkel, den die Neigung der Magnetnadel angibt, eine Zeit lang aufstellt. Indem währt die magnetische Kraft nur so lange, als man das Eisen oder den Stahl in seine horizontale Lage bringt. Eine eiserne Stange wird dadurch magnetisirt, daß man sie vertical in der einen Hand hält, und mit der andern mittelst eines Hammers oder Schlüssels der Länge nach herab gelinde anschlägt. Das untere Ende wird der Nord- und das obere der Südpol; kehrt man aber die Stange um, so verwechseln sich die Pole. Durch Hämmern, Feilen, Bohren und überhaupt durch Operationen, welche mit Reiben verbunden sind, läßt sich das Eisen gleichfalls magnetisiren. Auch zeigt glühendes, im Wasser abgekühltes Eisen Polarität. — Die Summe dieser magnetischen Erscheinungen nennt man mineralischen Magnetismus, im Gegensatz des animalischen. (S. den folg. Art.) Erst nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hatte, fing man an, die magnetischen Erscheinungen von der Erde abzuleiten und sich an Erklärung derselben zu wagen. Wir übergehen die Hypothesen des Descartes, Dalancé, Euler, du Tour, Apinus, Wilke, Burgmann, der Bernouilli, Krassens, Gablers und Prevosts, von denen keine genügt. Alles, was wir von der magnetischen Materie wissen, besteht darin, daß sie in der Natur weit verbreitet ist, und bei vielen Operationen derselben mitwirkt.

Magnetismus, thierischer oder animalischer, auch **Lebensmagnetismus** genannt, ist die Uebertragung eines feinen und unsichtbaren, aber auf das Nervensystem und das Lebensprincip des Menschen unmittelbar und kräftig einwirkenden Stoffes (Fluidums), von einem Menschen auf den andern, mittelst kunstmäßig eingerichteter Behandlung des Körpers desselben. Er ist ähnlich dem Electricismus und Galvanismus der äußern Natur, indem bei allen diesen Wirkungen der Natur das Eindringen eines feinen wirksamen Fluidums in den Körper Statt findet, verschieden von denselben dadurch, daß bei jenen durch den eindringenden, aber nicht verweilenden, der organischen Natur nach ungleichartigen Stoff nur ein vorübergehender Reiz hervorgerufen wird, bei diesem aber durch einen bleibenden Uebergang und unige Vermischung eines dem innern Lebensprincip ganz gleichartigen Stoffes der Körper einen wirklichen Zuwachs der ihm inwohnenden Lebenskraft erhält. Der Name wurde diesem Agens der Natur von **Mesmer** (vergl. diesen Art.), seinem Finder, deswegen mitgetheilt, weil bei dem mineralischen oder natürlichen Magnet ein wirkliches Aus- und Einströmen eines feinen Fluidums nach gewissen Gesetzen Statt findet. (Vergl. den Art. Magnet.) Worin nun das Wesen des animalischen Magnetismus eigentlich bestehe, ist bis jetzt noch nicht erklärt worden, inzwischen läßt sich aus den Erscheinungen desselben vermuthen, daß das hier Wirkende entweder das nervenbelebende Princip selbst, oder doch mit ihm sehr nahe verwandt sey. (S. den Art. Nervensystem.) Die Uebertragung desselben von einem Körper auf den andern und die Erregung der verschiedenen magnetischen Zustände geschieht nun auf verschiedene Weise. Nicht jeder, sondern nur derjenige kann auf einen andern Menschen und mit Nutzen magnetisch einwirken, welcher in physischer Hinsicht ein Uebergewicht der Energie über den zu Magnetisirenden besitzt und vollkommen gesund ist, in psychischer Hinsicht aber auch eine gesunde und starke Seele besitzt. Der Magnetiseur muß ferner ein völlig reiner Mensch seyn; denn ein unlauteres und verderbtes Gemüth wird von dem in magnetischem Zustande befindlichen Kranken, bei welchem überhaupt ein erhöhtes Gefühl Statt findet, wo als das Innere in ihm stärker und lebendiger als gewöhnlich anspricht, und eine solche Klarheit und Verfeinerung des innern Sinnes eintritt, daß die magnetisirte Person in der Seele des Magnetiseurs lieft, um so leichter und schneller erkannt, und es wirkt nicht wohlthätig, sondern verderblich auf ihn. Auch Charakterfestigkeit wird von dem Magnetiseur erfordert, nicht nur weil jede heftige Gemüthsbewegung desselben widrige Wirkung bei dem Kranken veranlaßt, und er entweder ganz oder zum Theil seinen Einfluß auf den Kranken verliert, wodurch die magnetischen Krisen gestört werden, sondern auch weil ungewöhnliche Vorfälle und Erscheinungen, die nicht selten bei dem Magnetisiren sich einstellen, Gegenwart des Geistes, Ruhe und Beharrlichkeit erfordern. Endlich aber gehört auch lebendiger Glaube und fester Wille dazu, um die magnetische Einwirkung ganz in seine Gewalt zu bekommen. Die magnetische Behandlung selbst ist theils einfach, wo der Magnetiseur allein wirkt, theils zusammengesetzt, wo er sich noch äußerer Hülfsmittel bedient. Die einfache Behandlung besteht theils in dem nach gewissen Regeln bewirkten Anbauchen (das Adspiriren), in dem mit Festigkeit beharrlichen Fixiren der Augen und der Gedanken, bei schon in magnetischer Gemeinschaft (in Rapport) stehenden Kranken; theils wird sie mit der Hand verrichtet (*Manipulation*). Letztere besteht größtentheils in einem immer nach einer und derselben Richtung wiederhol-

ten Streichen, wobei jedesmal, um durch entgegengesetztes Streichen die hervorgebrachte Wirkung nicht wieder aufzuheben, in einem nach außen laufenden Bogen wieder auf die vorige Stelle zurückgekehrt zu werden (vagirende Manipulation); zuweilen wird aber auch anhaltend auf einen Punkt hin gewirkt (fixirte Manipulation). Die Wirkungen sind verschieden, je nachdem nun diese Manipulationen nach bestimmten Regeln mit der flachen Hand (Polar-), mit dem Handteller (Palmar-), den Fingerspitzen (Digital-), oder mit der Kante der Hand (Marginal-Manipulation) vollbracht wird; ferner je nachdem die Digital-Manipulation mit ausgebreiteten Fingern (expandirte Digital-Manipulation), oder in einen Punkt vereinigten Fingern (contrahirte Digital-Manipulation) oder mit der Spitze des ausgestreckten Daumens (einfache Punctional-) oder mit beiden vereinigten Daumen (doppelte Punction-Manipulation) verrichtet wird. Die Manipulation wird entweder mit wirklicher Berührung des Kranken verbunden (Manipulation mit Contact), mit angebrachtem Drucke (das Massiren) oder nur mit sanfter Berührung (mit sanftem Contacte); oder es geschieht in einiger Entfernung von dem Körper, zwei bis sechs und mehrere Zoll (Manipulation in Distanz). Außer diesen Manipulationen geschieht die magnetische Einwirkung noch durch eine eigenthümliche Bewegung der Finger, welche das Besprengen genannt wird (Espritagen; bei den französischen Magnetiseurs chargor); durch das Zusammendrücken (Comprimiren) und endlich durch das Anwehen oder Fächeln (das allgemeine Calmiren, Ventiliren). Alle diese verschiedenen Manipulationsarten haben ihre verschiedenen Wirkungen und werden nach bestimmten Anzeigen von dem Magnetiseur, mit einander verbunden oder einzeln, angewandt, je nachdem die Umstände die Reizbarkeit der Kranken und die sich ereignenden Zufälle es erfordern. Der Magnetiseur muß also genau mit der Individualität des Kranken bekannt seyn, den Grad der Nervenempfindlichkeit desselben und seiner Empfänglichkeit für den Magnetismus prüfen, mit dem künftigen Verfahren, den einzelnen Arten des Magnetisirens und ihre verschiedenen Effecten ganz vertraut seyn, um nach Umständen schwach oder stark, reizend und erregend oder beruhigend, allgemein oder bloslich auf den Kranken zu wirken. Magnetische Kranke sind wegen ihrer erhöhten Nerventhätigkeit (Sensibilität) mehr, als andere, gegen schädliche Einwirkungen empfindlich, und diese sind ihnen um so nachtheiliger; daher sie eine vorzüglich regelmäßige und vorsichtige Lebensweise führen müssen. Am meisten müssen solche Kranke heftige Gemüthsbewegungen, Gram, Schreck, ferner Diätfehler, Erkältungen u. s. w. vermeiden. Der Magnetiseur aber selbst muß so viel, als möglich diese schädlichen Einflüsse vermeiden, weil durch ihn der Nachtheil auf die magnetisirte Person übergeht. Die Behandlung dauert bald längere, bald nur kürzere Zeit, je nach dem die Art und Heftigkeit der Krankheit es erfordert. Sie muß so lange fortgesetzt werden, bis alle durch sie veranlaßte Erscheinungen gänzlich wieder verschwunden sind. In der Regel hören mit dem Eintritt der Gesundheit nach und nach alle magnetischen Erscheinungen auf, und die Manipulation wird unwirksam. Die zusammengesetzte magnetische Behandlung nimmt gewisse Mittel zu Hülfe, welche entweder die Wirkung des animalischen Magnetismus bloß verstärken, oder selbst magnetisch wirken, und die Manipulation mehr oder weniger ersetzen (Substitute). Unter den letztern sind vorzüglich die Conductoren, eiserne Stäbe von ungeschliffener

2 Zoll Länge und $\frac{1}{3}$ Zoll Durchmesser, deren eines Ende der Magnet ergreift und mit deren anderem er die zu Magnetisirenden berührt (vergl. auch den Art. Perkinismus); das magnetische Isolatorium, welches nach denselben Regeln erbaut wird, wie das electrische (die Electricität wird selbst auch als Verstärkungsmittel während des Magnetisirens angewandt); endlich auch der Spiegel und die Muffe. Der Gebrauch der magnetischen Substitute kam durch die Erfahrung auf, daß durch die magnetische Behandlung auch in unorganischen Körpern Veränderungen hervorgebracht werden können, welche zwar an sich nicht in die Sinne fallen, aber sich doch durch Zurückwirkung auf Menschen, die in Verbindung mit solchen Substituten kommen; offenbaren, indem diese bei denen, welche Empfänglichkeit dafür haben, dieselben, gleich schwächere Erscheinungen veranlassen. Da es auch hier, wie bei der Electricität, isolirende und leitende Körper gibt, so lassen die leitenden Körper die magnetische Kraft in sich anhäufen, und verwahren sie so lange, bis ein anderer Körper, welcher mehr Anziehung zu ihr hat, in ihre Atmosphäre kommt, und ihnen das Uebertragene wieder entzieht. Nach dem thierischen Körper sind das Eisen, das Glas und das Wasser die empfänglichsten dafür. Man bedient sich daher dieser magnetisirten Isolatoren als Hülfsmittel bei der magnetischen Behandlung, sowohl um die Wirkung der Manipulation zu verstärken, als auch diese selbst zuweilen zu ersetzen. Das kräftigste Substitut, welches man bis jetzt aus Erfahrung kennen lernte, ist der magnetisirte Baum, welcher den ihm durch kunstmäßiges Bestreichen mitgetheilten großen Antheil von magnetischem Fluidum nicht nur durch schnelles und stuppigen Wuchs, sondern auch durch kräftige Mittheilung an die für magnetische Einwirkung empfänglichen, und mit ihm in Verbindung gesetzten Personen offenbart. Was nun die bei den Magnetisirten sich zeigenden Erscheinungen betrifft, so hat man bisher aus Erfahrungen, Versuchen und unverdächtigen Berichten der angesehensten Ärzte, die sich damit beschäftigt haben, folgendes gesammelt. Die allgemeinen Wirkungen des Magnetismus sind fast allezeit überhaupt Erweckung und Verstärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung sowohl in dem Nervensystem, als auch in allen übrigen Systemen des Organismus. Personen, die sich in der größten Schwäche befanden, wurden durch den Magnetismus wieder aufgerichtet. Puls und Athemholen werden durch denselben beschleunigt, mehr Wärme und Röthe des Körpers, erhöhtes Gemeingeist und Heiterkeit der Seele hervorgebracht. Alle Functionen des Organismus werden befördert, besonders die des Unterleibes; Verdauung, Absonderungen und Ausleerungen. Er wirkt beruhigend und besänftigend auf das Nervensystem, hebt jede Störung der Harmonie und Gleichmäßigkeit der Nervenwirkung durch die sanfte Reizung und allgemeine Verbreitung derselben über die ganze Oberfläche des Körpers, besänftigt daher die heftigsten Krämpfe und überspannten Anstrengungen der Lebenskräfte. Er leitet die erhöhte Lebensthätigkeit von leidenden Organen ab, und auf andere hin. Dadurch wird die aufgeregte Thätigkeit von innern edlen Organen auf solche übergeführt, deren stärkere Thätigkeit und heftigere Affection mit wenigern Nachtheile sowohl für sie selbst, als für das Ganze verbunden ist. Nachßdem wird dadurch die Lebensthätigkeit in einzelnen geschwächten Organen verstärkt und erhöht; auch endlich Verminderung und völlige Entfernung des Reizes auf das Nervensystem bewirkt, wodurch dessen krankhafte Thätigkeit aufhört. So lösen sich Schmerzen und Krämpfe meistens in einen ru-

higen und behaglichen Zustand auf, werden in der Folge immer gelinder und kürzer, bis endlich gänzliche Genesung erfolgt. Die besondern Wirkungen des Magnetismus äußern sich nicht nothwendig bei jedem Kranken, sondern nur bei manchen nach ihrer verschiedenen Empfänglichkeit, Geistes- und Körperbeschaffenheit, nach bestimmten Graden der magnetischen Einwirkung, und nach gewissen Perioden. Diese Wirkungen aber sind höchst mannichfach, weil sie das eigenthümlichste innerste Leben des Menschen in wunderbare Bewegung bringen, vorher nie gekannte Kräfte aufschließen, und als leuchtende Blitze in eine bisher mit undurchdringlichem Dunkel verhüllte Region der Natur und des menschlichen Senns gewisse Erscheinungen erblicken lassen, deren bisher nicht geahnete Möglichkeit sich nun auf eine Weise in Wirklichkeit verandelt, welche den Beobachter mit Erstaunen erfüllt. Diese Wirkungen lassen sich am besten durch Festsetzung derjenigen Grade, in welchen sich die magnetischen Zustände darstellen, bestimmen. Je höher der Kranke in diese Grade hinaufsteigt, desto mehr entfernt er sich von der Sinnenwelt; die äußern Sinne verschließen sich, der innere erwacht, und steigt bis zur höchsten Klarheit, wo er auch gleichzeitig wieder zur äußern Wahrnehmung gelangt. Im ersten Grade zeigen sich nur die oben angeführten allgemeinen Wirkungen, die Sinne bleiben noch in ihrer gewöhnlichen Thätigkeit: der Grad des Wachens. Zumeilen erfolgt selbst bei wiederholter Anwendung des Magnetismus kein höherer Grad, und doch tritt die Genesung ein. Bei einigen zeigen sich noch, außer den allgemeinen Wirkungen, brüchige Reactionen, z. B. Kälte, Schwere, Spannen, flüchtige Stiche und Schmerzen, Beklemmung und dergl. m. Im zweiten Grade wird die Sinnesthätigkeit zum Theil unterdrückt, die Function des Gesichtssinnes zurückgebrängt: der Halbschlaf oder die unvollkommene Krise. Die vorigen allgemeinen und besondern Wirkungen treten stärker hervor, die Wärme nimmt mehr zu und verbreitet sich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus, wie aus dem Centralpunkte, über den ganzen Körper. Der Kranke empfindet eine Schwere in den Augenlidern und einen unwiderstehlichen Trieb, sie zu schließen, worauf sie, wie festgeklebt an einander hängen, und von dem Kranken während der ganzen magnetischen Einwirkung nicht von selbst wieder geöffnet werden können. Die übrigen Sinne bleiben indessen noch für Eindrücke empfänglich, sind oft erhöht. Der Kranke bemerkt in diesem Grade bisweilen eine Helligkeit vor den Augen oder lichte Scheine, den Wüngen gleich, ein Stechen in den Spitzen der Finger, Kälte und Schwere der Glieder, ein Reheseyn um die Magengegend, Hebelkeiten u. s. w., Schweiße, selbst Fieberanfälle, brüchige und allgemeine Krämpfe, Lähmungen, Catalepsie, nebst mehreren auffallenden Nervenstörungen. Beruht der Magnetiseur diese Zufälle gehörig zu leiten, zu beruhigen und zu seinem Zwecke zu bestimmen, so wirken sie für den Kranken als heilsame Revolutionen, auf welche Ruhe und Erleichterung folgen. Im dritten Grade weicht die Sinnlichkeit ganz zurück, die magnetisirte Person hat keine Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinne, kommt in den Zustand einer Betäubung, welche mit dem Namen des magnetischen Schlafes belegt wird. In diesem Grade hört und fühlt der Mensch nicht, und liegt in einem Zustand der völligen Erstarrung; er hat zwar dabei die Erinnerung an den wachenden Zustand, nach dem Wachen selbst aber keine an das, was ihm im magnetischen Schlaf vorgekommen ist. Zu den besondern Erscheinungen dieses Grades gehören vorzüglich Ohnmachten, allgemeines, convulsivisches Zittern, Krämpfe

ste, cataleptische und sogar zuweilen dem Schlagfluß ähnliche Zustände. Die beiden vorherigen Grade durchgeht der Magnetisirte zuweilen schnell und oft unmerklich, wenn er in die höhern Grade versetzt wird; dieser aber zeigt sich immer sehr stark, selbst dann, wenn der Mensch von ihm in den vierten Grad übergeht. Dies geschieht, wenn er in dem magnetischen Schlafe, nicht aus ihm, erwacht, wobei ihm das Bewußtseyn, wie aus einem verworrenen Traume zurückkehrt und er sich und seinen Zustand allmählig deutlich erkennt. Er ist dabei immer im Schlafe, den er nicht willkürlich aufzuheben vermag, allein es ist keine Betäubung mehr, und selbst der Schlaf ist nur eine leichte Fessel für ihn, welche das innerlich erwachende Bewußtseyn, einem sehr lebhaften Traume ähnlich, nicht mehr zu beschränken vermag. Da es aber kein natürlicher, sondern ein magnetischer Schlaf ist, so ist auch das Erwachen in ihm nur innerhalb der magnetischen Sphäre möglich, in deren Abhängigkeit er jetzt lebt. Diese Abhängigkeit bezieht sich vorzüglich auf den Magnetiseur, durch welchen er gewissermaßen empfindet, handelt, denkt, und darum gleichsam das Organ für ihn ist, durch welches die Außendinge wieder auf ihn wirken. Dieser Grad ist also ein Schlafwachen, oder das sogenannte Schlafwandeln, und wird mit dem Namen der vollkommenen Trise oder des einfachen Somnambulismus belegt. Der in sich selbst erwachte, äußerlich aber noch schlafende Mensch gelangt wieder zu seinem vorigen Bewußtseyn, aber sein Verhältniß zu der Außenwelt ist abgeändert, die äußern Sinne bleiben gänzlich geschlossen, oder treten unter einer andern Form hervor. Doch geschieht dies nicht plötzlich, sondern nach und nach in mehreren auf einander folgenden magnetischen Behandlungen, und dem gemäß entwickeln sich nun auch die diesem Zustande entsprechenden wunderbaren Erscheinungen. Es kommt dem Kranken anfangs vor, als wenn er in Nebel gehüllt sey; der in sich vollkommen erwachte Somnambulist unterscheidet aber auch in der Folge nichts mit den Augen als Licht und Finsterniß. Gewöhnlich sind die Augen geschlossen, wenn sie aber auch in seltenen Fällen geöffnet sind, so sieht er doch nichts mit ihnen; denn der Augapfel ist krampfhaft in die Höhe gezogen oder starr, die Pupille erweitert und unempfindlich. Weder der Kranke, noch ein Anderer kann das Öffnen der geschlossenen Augen bewirken; will man die Augenlider mit Gewalt aus einander ziehen, so erfolgen convulsivische Bewegungen der Gesichtsmuskeln. Dessen ungeachtet steht der Somnambulist, aber nicht mit den Augen; der Gesichtssinn entwickelt sich zuerst im Geraste, so daß der Somnambulist durch dasselbe die feinsten Gesichtsgegenstände, sowohl ihren Umrissen als Farben nach, deutlich unterscheiden kann. Am vorzüglichsten wird die Nagegegend, dem Sonnenflechte des Nervensystems gegenüber, der Sammelplatz aller Sinnesempfindungen, und hauptsächlich des Gesichtssinnes. Der Somnambulist sieht und erkennt alles, was man ihm an die Herzgrube hält; in der Folge, wenn dieses Wahrnehmungsvermögen erst geübt ist, sogar wenn es diese nicht berührt, sondern man es nur in einiger Entfernung der Herzgrube gegenüber hält, ja weiterhin sogar, wenn Abreper dazwischen gehalten werden; nur dürfen diese keine isolirenden seyn. So wußte z. B. eine Somnambule genau, was der Magnetiseur in der geschlossenen Hand hatte, sobald er den Rücken derselben auf ihre Herzgrube legte. Sie erkannte jede feste oder flüssige Substanz, die, in einem Behältnisse verschlossen, ihr auf dieselbe Stelle gelegt wurde. Eigen auf dieselbe Weise verwahrten Brief konnte sie eben so lesen. Bei weiterer magnetischer Behandlung kann das Wahrnehmungsvermögen

des Somnambuls für Gesichtseindrücke noch höher gesteigert werden, es beschränkt sich dann sogar nicht mehr auf das Getafte und die Herzgrube, sondern es verbreitet sich über die ganze Oberfläche des Körpers, tritt als erweitertes Gemeingefühl über das Hautorgan hinaus und ver-
 schafft dem Somnambulen auch von fernen Umgebungen eine Wahrnehmung. Es drückten sich Somnambulen hierüber selbst auf folgende Art aus, „daß sie die Aeußendinge sähen, aber mit keinem bestimmten Organe, sondern so, wie man im Traume sieht; oder als wenn alles hell vor den Augen wäre, zuweilen gleichsam Blitze vorbei schossen; sie sähen nichts mit den Augen, bemerkten aber doch alles; es wäre, als wenn sie es auf andere Art, als durch das Gesicht wahrnahmen.“ Der Somnambul weiß daher während seines magnetischen Schlafes bei seinem Herumwandeln allen im Wege stehenden Hindernissen, im Hellen so gut als im Finstern, so geschickt auszuweichen, daß er nirgends an-
 stößt, läßt sich auch durch niemand gern führen. Am deutlichsten offenbart sich das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls in Rücksicht seines Magnetiseurs; andere Personen müssen erst mit diesem in Verbindung gesetzt werden, wenn der Somnambul sie sehen soll. Dieses Wahrnehmungsvermögen kann so erhöht werden, daß der Somnambul Dinge bemerkt, die wegen ihrer Feinheit außer der gewöhnlichen Sphäre unserer Sinne liegen, wie z. B. manche einen von dem Magnetiseur ausgehenden Glanz wahrnehmen, der von dem Körper desselben, besonders den Augen, Haaren und Fingerspitzen, wie electrisches Feuer ausströmt. Auch das Gehör des Somnambulen erwacht wieder, aber es ist auch dies kein Hören mit den Ohren, sondern nur ein in der Herzgrube Statt findendes Wahrnehmen dessen, was der Magnetiseur, oder eine mit diesem in Verbindung gesetzte Person, spricht. Das erhöhte Gefühl des Somnambulen äußert sich noch auf manche besondere Weise. Die innigste Verbindung findet zwischen ihm und dem Magnetiseur Statt; die Annäherung fremder Personen empfindet er sogleich, schon auf 10 bis 15 Schritte, auf unangenehme Art, nur wenn sie in Verbindung mit dem Magnetiseur (in Rapport) stehen, kann er ihre Gegenwart ertragen. Auf die Berührung von einer fremden Person bekommt dieselbe Lähmungen oder Krämpfe. Am widrigsten wirken Metalle auf ihn; berühren sie ihn, so erfolgen Stiche, brennende Empfindungen, Unruhe, Angst, Krämpfe, Convulsionen, Lähmung und Erstarrung, ja Selbst Bewußtlosigkeit. In Bezug auf ihn selbst äußern sich bei dem Somnambulen gleichfalls mehrere merkwürdige Erscheinungen. Beinahe alle haben den freien Gebrauch ihrer Sprache, oder sie bedienen sich doch der Schrift- oder Gehehrendensprache; manche sprechen in ganz ungewohnten Dialecten. Hat der Kranke diesen Grad erst einige Mal erreicht, so wird er in der Folge um so leichter in diese Erise versetzt, wenn ihn der Magnetiseur nur anhaucht, oder ihn mit dem Blicke fixirt, sogar von selbst erfolgt dieser Zustand nach gewissen Veranlassungen und Perioden. Die Dauer eines solchen magnetischen Zustandes ist gewöhnlich nur eine oder einige Stunden; er kann aber auch länger, selbst einige Tage, anhalten, mit dazwischen laufendem natürlichen Schlafe, so daß der Somnambul sogar mancherlei Geschäfte verrichten kann. Aber auch in diesem Grade können heftige Reactionen, Krämpfe und Convulsionen eintreten, besonders auf widrige Einwirkungen oder Störungen der Erise. Im fünften Grade des magnetischen Zustandes bleibt der Somnambulismus, der Kranke geht aber wieder in sich zurück zur innern Selbstschauung. Das Gemeingefühl, zugleich auch das Bewußt-
 seyn, wird in dem Grade erhöht, daß der Somnambul eine helle Er-

kenntniß seines innern Körper- und Gemüthszustandes bekommt, die als notwendige Folge eintretender Krankheitserscheinungen auf das plausibelste vorausberechnet, und die wirksamsten Mittel zu ihrer Beseitigung kühnmt. Dieser Grad heißt die Selbstschauung, das Hellsehen, Clairvoyance; der Somnambule heißt nun Hellsehender, Clairvoyant. So sehr die Erscheinungen dieses Grades bezweifelt worden sind, so haben doch unwiderlegliche Beobachtungen sie gewiß gemacht. Das innere Hellsehen erstreckt sich aber auch auf die durch magnetischen Rapport in Verbindung mit ihm stehenden Personen, besonders auf den Magnetiseur. Krankheitsgefühle, welche diesen afficiren, spürt der Clairvoyant mit; eine Taschenuhr, welche z. B. der Magnetiseur gegen sein Ohr hielt, glaubte die Kranke vor ihrem eignen Ohre zu hören, dagegen sie nichts vernahm, sobald die Uhr wirklich gegen ihr Ohr gehalten wurde. Es können sogar nicht bloß die Krankheitsgefühle, sondern wirkliche Unpäßlichkeiten selbst auf den Magnetisirten übertragen werden, auch Gemüthsaffecte des Magnetiseurs wirken auf ihn. Ist der Clairvoyant schon weit gegen den folgenden Grad vorgerückt, so bedarf es nicht mehr der unmittelbaren Berührung, um einen andern Kranken mit ihm in Rapport zu setzen, sondern beide können meilenweit von einander entfernt seyn, und dennoch kann der Magnetiseur vermittelst bestimmter Zwischenkörper einen solchen Rapport zu Stande bringen, daß der Clairvoyant die innern Zustände des entfernten Kranken deutlich fühlt und erkennt. So ist auch bei diesem Grade die Gegenwart des Magnetiseurs nicht erforderlich, sondern ein magnetischer Substitut versetzt ihn schon in den Zustand der Clairvoyance. Im sechsten Grade des magnetischen Zustandes (der allgemeinen Klarheit, Ecstase oder Desorganisation) tritt der Kranke wieder aus sich heraus, und in eine höhere Verbindung mit der gesammten Natur. Das, was vorher bloß innere Selbstschauung war, verbreitet sich nun über das Nahe und Entfernte, wird weder durch Raum noch durch Zeit mehr beschränkt. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er das Verborgne in der Vergangenheit und das in seinem Keime noch liegende Zukünftige. Was der Kranke auch sieht so deutlich erblickt, drängt sich ihm dunkel als Ahnungsgefühl auf. Die schon im vorigen Grad erhöhte Geistesthätigkeit steigt hier noch höher, die Sprache des Kranken veredelt sich, die Fähigkeit, seinen innern Körper zu schauen, erweitert sich sowohl aus vergangenen Zeiten wie, als auch auf künftige Krankheitserscheinungen voraus. Um mit einem entfernten Kranken in Rapport gesetzt zu werden, braucht nur der Magnetiseur ihn lebhaft zu denken. Auf diese Weise haben Clairvoyants von entfernten Personen, die sie vorher nicht kannten, augenblickliche Kunde bekommen. Die Größe der Entfernung scheint hierbei keinen Einfluß zu haben. Die Verbindung mit dem Magnetiseur ist so innig, daß der Clairvoyant es nicht allein augenblicklich weiß, wenn die Gedanken desselben zerstreut sind, sondern daß er auch in dessen Seele zu lesen, und dessen Vorstellungen und Gedanken auf das deutlichste zu erkennen vermag. Selbst der fixirte Wille des Magnetiseurs wirkt bestimmt auf den Clairvoyant. In diesem Zustande scheint der Körper dem Geiste auf das innigste angeeignet und mit ihm zur reinsten Harmonie verschmolzen zu seyn. Allem Erbborn, Sinnlichen ist er entzückt und in den Zustand einer ruhigen, ernsten und höhern Selbstbeachtung versetzt. Das Gefühl des höchsten Wohlbefindens und der Zufriedenheit malt sich auf dem Gesichte ab. Jede Unlauterkeit eines Fremden, sich ihm Nahnenden, stört diese Ruhe und Harmonie auf eine

sehr widerige Art, oftmals zum größten Nachtheil des Kranken. — Dies ist ungefähr die gradweis auf einander folgende Reihe der magnetischen Zustände. Indessen gelangt nicht jeder in die höhern Grade, auch ist die Zeit, in welcher der Kranke die untern durchläuft, nicht bestimmt, sondern der Eine verweilt längere, der Andere kürzere Zeit e ihnen; keiner aber gelangt zu den höhern Graden, ohne zuvor die niedern durchlaufen zu haben. Eine in allen Fällen genügende Erklärung dieser Erscheinungen kann hier nicht gegeben werden, indem eine Theils überhaupt manche derselben nur hypothetisch erklärt werden können, andern Theils aber der Raum es nicht erlaubt; weshalb wir die jenigen Leser, welche sich näher hieron unterrichten wollen, auf Flügel's lehrreiches Werk: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus (Berlin, bei Saalfeld 1811) verweisen. Hier nur einige Andeutungen darüber. Die gesammte Lebensthätigkeit des menschlichen Organismus wird durch das Nervensystem vermittelt. Die Verrichtungen desselben theilen es in das vegetabilische und animalische. (Vergl. de Art. Nervensystem.) Das vegetabilische Nervensystem ist durch das Gangliensystem größtentheils isolirt, vom Gehirnsystem unabhängig und hat seine eigne Region im Unterleibe, wo es verschiedene Nervenaeftelch bildet, unter denen das Sonnengeflechte in der Gegend des Magens oder der Herzgrube das größte und prädominirende ist. Das Cerebral und das Gangliensystem stehen gewissermaßen im entgegengesetzten Wechselverhältniß, so daß im Wachen das erstere, im Schlafe das letztere vorherrscht. Durch Erhöhung der Thätigkeit des Gangliensystems wird die Thätigkeit des Cerebralsystems herabgesetzt, es entsteht der Schlaf. In diesem ruht die Sinnessthatigkeit, aber das dem vegetabilischen Nervensystem entsprechende Gemeingefühl wird erhöht: daher von diesem durch die, beide Systeme in Verbindung erhaltenden, Nerven (vorzüglich die mit beiden in Gemeinschaft stehenden sympathischen Nerven) als Halbleiter, Empfindungen zum Gehirn kommen, welche Vorstellungen erregen können, die, wenn sie lebhaft werden, als Träume sich bemerkbar machen, und zum Bewußtseyn kommen. Wird die Phantasie durch die selben so sehr erregt, daß die dadurch entstehenden Vorstellungen den Schein der Wirklichkeit erhalten, und das Begehrungsvermögen aufreizen, so daß von diesem die Muskelthätigkeit in Bewegung gesetzt wird, so entsteht ein Handeln im Traum (wie bei den Nachtwandlern), und wenn zugleich die sensible Nervenatmosphäre des Menschen vergrößert wird, so wird das Gemeingefühl zugleich ein neues Organ für Wahrnehmungen, das dem Gehirn einen Ersatz der schlafenden Sinnesorgane darbietet, und durch noch weitere Erhöhung, sogar außer sich heraustreten, und von äußern Gegenständen Wahrnehmungen verschaffen kann. Durch die magnetische Einwirkung wird die Nervensthatigkeit des Gangliensystems, vielleicht durch Ueberströmung des Nervenfluidums von Seiten des Magnetiseurs, und durch Aufnahme und Assimilierung von Seiten des dafür empfänglichen Kranken, so erhöht, daß in verschiedenen Graden erst der magnetische Schlaf, dann das Ueberreten der Empfindungen zum Gehirn, die Erhöhung des Gemeingefühls zu einem Wahrnehmungsorgan bis zum Hellsehen, das Außersichtreren desselben bis zu allgemeiner Klarheit hervorbricht. Das Anhäufen des Nervenfluidums in den Gangliensystem, und die Steigerung der Thätigkeit desselben in den Unterleibsgeflechten erhöht das vorzüglichste derselben, das Sonnengeflechte zu einem Centralorgane, welches, dem Gehirn ähnlich, die Sensationen in einem Punkte sammelt, wodurch sie die Klarheit der Sinnesanschauungen erhalten können; daher in der Herzgrube der Sonnenatubulen das Wahrnehmungsvermögen gleich als in einem Brennpunkte concentrirt

schützt. — Die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel ist bis jetzt noch bloß auf Krankheiten beschränkt gewesen, die dem Nervensystem eigenthümlich, und noch mit keinen bedeutenden materiellen Fehlern des Organismus begleitet sind. Er bewirkt sowohl eine Verstärkung der gesammten Lebensthätigkeit durch Uebertragung des belebenden Nervensaftes aus einem Körper in den andern, als auch eine gerechte Vertheilung der Lebensthätigkeit durch Ableitung jenes ätherischen Stoffes von einzelnen Organen zu andern. Er kann daher in Krankheiten von zu schwacher Nerventhätigkeit, und von exaltirter Reizbarkeit mit Mangel an Energie, und von unregelmäßiger Vertheilung der Nervenkraft, heilsam seyn. Seine bestimmte Anwendung ist indessen noch vielen Schwierigkeiten unterworfen und bedarf der größten Vorsicht, da er in die verborgenen Tiefen des organischen Lebens eingreift, und eben sowohl heilsame Wirkungen, als in der Hand des Unkundigen Unvorsichtigen oder Ueinen furchtbare Zerstörungen hervorbringen kann.

Magnetnadel ist die in dem Compaß befindliche nadelähnliche Stahlplatte, welcher die magnetische Kraft mitgetheilt worden. (Man s. die Art. Compaß und Magnet.) Man nimmt dazu den feinsten und besten Stahl, am liebsten das englische Stahlblech, vermeidet daran alle Hervorragungen und unregelmäßige Verzerrungen, weil sonst die Pole nicht immer genau in die Are fallen, und zieht die pfeilähnliche Form vor, weil sie bei gleicher Länge, Dicke und Gewicht ein größeres magnetisches Moment besitzt, als die sonst gewöhnliche Form eines Parabelbogens. Die gewöhnliche Länge einer Nadel zu Seecompassen beträgt vier bis fünf Zoll; man macht aber auch längere. Außer den beiden Arten des Bestreichens kann man den Magnetnadeln die magnetische Kraft auch durch Armirung (s. Magnet) mittheilen. Jede Nadel ist indeß nur eines bestimmten Grades von dieser Kraft fähig, welcher nicht überschritten werden kann. Viel kommt auf die ganz horizontale und oblich freischwebende Lage der Nadel an. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auflegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden werden kann, hat man das Aufhängen derselben mit glücklichem Erfolge versucht. Nach Cavallo dient dazu eine feine Kette von Pferdehaaren, nach Binner ein Faden aus der Gewebe einer Kreuzspinne am besten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hängt, so beschaffen seyn, daß die Luft nicht auf den Faden wirken kann. Auch hat man bemerkt, daß Kälte, Hitze, Feuchte, überhaupt atmosphärische Electricität und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Doch hat die vielfältige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compasses gelehrt, daß, wenn auch alle diese Umstände gänzlich entfernt bleiben, die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten sich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umseglung der Erde stößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, sondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Dieses merkwürdige Phänomen ist unter dem Namen der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt. Sie ist eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieses Instruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittagslinie eines Compasses genau über dem Meridian desselben steht. Bald ist sie östlich, bald westlich, bald größer, bald geringer, in den meisten Fällen aber findet sie Statt. Man hat bereits eine so große Menge von Beobachtungen über diese Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationscharten hat anfertigen können. Aber diese Charten sind nur für einige Zeit brauch-

dar, da unmittelbar, eine lange Reihe von Jahren hindurch fortsetzte Beobachtungen in London und Paris dargehen haben, daß Abweichung an einem Ort veränderlich ist. Sehr wahrscheinlich die Witterung, namentlich die Abwechselung zwischen Wärme und Kälte und insbesondere die Electricität dabei wirksam. Fast unumwundelt führen darauf Cassini's meteorologische Beobachtungen und daraus gezogene Resultate. — Eine andre sonderbare Erscheinung bei der Magnetenadel ist ihre Neigung oder Inclination, welche sich durch zeigt, daß die eine Spitze, bei richtigem Gleichgewichte der Nadel sich gegen den Horizont neigt. Man nimmt sie an den meisten Orten der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Winkel wahr. Sie zu beobachten, hat man eine Neigungssocompass. In dem größten Theil der nördlichen Halbkugel unserer Erde ist es der Nordpol der Magnetenadel, welcher sich gegen den Horizont neigt. Der Neigung, wobei sich der Südpol hebt, wird die nördliche genannt. Sie nimmt zu mit der Annäherung an den Pol. In der südlichen Halbkugel hebt sich der Nordpol der Nadel, indem sich der Südpol gegen den Horizont neigt. Diese Neigung heißt die südliche. Sie nimmt ebenfalls zu, je mehr man sich dem Südpol nähert. Es gibt Oerter auf der Erde, wo sich die Magnetenadel gar nicht neigt; die sollen zwar nicht, wie man aus dem Bisherigen schließen möchte, weiter den Aequator, doch aber in dessen Nähe. Es ist ebenfalls verächtlich, aber nicht in dem Grade, wie die Abweichung. Die Ursache der Neigung der Magnetenadel leiten die Physiker aus der magnetischen Kraft der Erde, die Ursache ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umstande her, daß die magnetischen Pole der Erde sich nach und nach an andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetenadel zu erhellen scheint.

Magnificat, der sogenannte Lobgesang Maria, welcher in der Vulgata anfängt *Magnificat anima mea dominum*. Er wird häufig in Basil gesetzt und als Kirchenmusik aufgeführt.

Magnificenz (eigentlich Herrlichkeit, Hoheit) ist ein Titel der Rectoren und Rector der Universitäten, auch an einigen Orten der Bürgermeister. Ein Fürst, der die Würde eines Rectors übernimmt wird *magnificentissimus* genannt.

Magus, s. **Wale**.

Maggaren.

Nation, von welcher zwischen Nachbarn erbl. Ugorien oder Jugrien waren im äußersten S (nach der Mitte) lichen Asien in der Fluß Lerch herum. gegen den persischen U eine Stadt, deren

des sechsten Jahrhunderts wanderten sie ebenfalls zugleich mit den Ephagaren aus Asien in Europa ein, und besetzten die Gegenden zwischen dem Donau und Don am Jangtasse, im heutigen Carpathinenslawische Gouvernement. Hier, wo sie 200 Jahre lang unter ihren eignen Stammhäuptern und nach eignen Sitte, obwohl unter der Schutzherrschaft der Ephagaren, lebten, wandelte sich ihr bisheriges Nomaden- und Hirtenleben in ein kriegerisches. Doch unterlagen sie ums Jahr 88 den gegen sie andringenden Persern, wurden von denselben an

malen asiatische 2. Bei ihren Sie und ihr Land die ihre frühesten Sit (Sibirien); später blieben sie im süd westlich um den gen sie im J. 62 amals wahrscheinlich heißen. Zu Ent

im Süden vertrieben, und wendeten sich theils nach Persien, theils in die Unterukraine und Moldau. Die erstern verschwinden von da wieder in der Geschichte; die letztern aber ernannten im Jahr 890, mit unbeschränktem Erbfolgerecht für seine Nachkommenschaft, ihren Beherrscher. Allein im J. 894 wurden sie von den vereinten Kassenen und Bulgaren aufs Neue vertrieben, und siedelten sich im folgenden Jahre in Pannonien an, wo sie nach und nach ihre Macht so beträchtlich erweiterten, daß sie zuletzt öfters bis in das Herz von Deutschland eindringen, bis sie im J. 955 von Otto dem Großen so gründlich geschlagen wurden, daß sie nie wieder Deutschland zu betreten wagten. — s. unten Ungarn. A—2.

Mahagony, **Mahoni**, richtiger **Mahogani**. Unter den dreizehn bekannt gewordenen Baumgattungen dieses Namens zeichnet sich die gemeine Mahagonybaum seines schätzbaren Holzes wegen aus. Sein Vaterland sind die wärmern Länder des mittäglichen Amerika's, Jamaica, Cuba, Espannola und Domingo. Das Holz ist ein wichtiger Handelsgegenstand. Es gibt davon viele Sorten. Man hat gewässertes, marmorirtes, gemasertes und ganz glattes. Die anfangs gelbbrothliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz schwarz. Will man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, so darf man es nicht zu oft mit Wachs bohnen, noch weniger aber mit Oel bestreichen. Sein glattes Ansehen, die treffliche Politur, deren es fähig ist, die ausnehmende Härte und die besondere Eigenschaft, daß es nicht fleckt und der Wurm nicht hineinkommt, verschaffen dem Mahagonyholz einen der ersten Plätze unter den kostbaren Hölzern und machen es zu Meubeln sehr geschickt. Die Spanier und Portugiesen in Amerika bauen Schiffe daraus, wozu es sich besser schickt, als das Eichenholz. Das falsche Mahagonyholz, bekannt unter dem Namen Madeiraholz, von dem Baume *Quercus*, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe besser hält. Die Rinde des Mahagonybaums ist von medicinischem Gebrauche, unter andern gegen Wechselfieber und periodisches Kopfschmerz.

Mahlerei oder **Mahlerkunst**, Theorie, Bestandtheile der **Mahlerei**, Gattungen der **Mahlerei**, Geschichte der **Mahlerei** und **Mahlerschulen**. I. **Mahlerei** oder **Mahlkunst** nennen wir diejenige schöne, und zwar bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittelst der Farben auf Flächen darstellt: und ein Kunstwerk dieser Art ein Gemählde (s. d. h.). Als schöne Kunst hat sie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen (s. Kunst). Sie setzt also Genie voraus, welches durch harmonische Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Ist aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, so muß jeder Mahler in gewissem Sinne Dichter seyn, d. h. er muß das Vollendete vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und es muß das Dargestellte das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge (für das Idealische) ernst oder scherzend ausdrücken. Daher man von poetischen oder unpoetischen Gemälden redet, und die poetische (oder ästhetische) Erfindung und Anordnung (oder die Composition) von der eigentlich mahlerschen oder technischen Composition und Anordnung unterscheidet. Selbst bei den eigentlichen Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand, als solcher, dargestellt, der der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den interessanten Geist, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich vollendeter Form darstellen. Indessen hat die technische

Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung der Farben, für die meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesen technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf die Poetische des Gegenstandes bezieht, ganz vergessen wird, und man den Werth des Gemäldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler sich bedient, nicht nach seiner Beziehung auf die durch dieselben darzustellenden Ideen bestimmt. Daher gibt es auch eine technisch und eine ästhetische Theorie dieser Kunst. Letztere gehört in die Kürze hieher. II. Als bildende Kunst stellt die Malerei das Schöne in sichtbaren Gestalten für das Auge ruhend dar. Der Künstler so also etwas Vollenderes für die äußere Anschauung des Auge hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beschränkt, daß er das Sichtbare in einem bestimmten Raume und zwar so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt, manches daher, weil er dieses Moment festhalten muß, nicht darstellen kann und darf, was die in Bildern wechselnde Darstellung des Dichters wohl aufnehmen kann, z. B. das Schrecklichste, das Schnellbeweglichste, die kühnsten Contrast. Dagegen ist die Malerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin überlegen, daß sie die gleichzeitigen Gegenstände und Eigenschaften in erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmtheit und Anschaulichkeit aufzufassen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherem Sinne sichtbare Gegenstände darstellt (s. Darstellung); dahingegen der Dichter nur die bedeutsamsten und bezeichnendsten Merkmale des Gleichzeitigen heraushebt, und durch Nennung derselben die Phantasie zur selbstthätigen Schöpfung des Bildes anzuregen sucht. Am sinnlichlebendigsten steht unter allen bildenden Künsten die Malerei das individuelle Leben der Gegenstände dar. Zwar bildet sie nur scheinbare Körper, indem sie durch Farben schildert, welche — vorzüglich in der Darstellung lebendiger Wesen — nur auf der Fläche die Wirkungen einer schönen Raum hervorbringen fähig sind; sie zeigt mithin die Körper, wie sie dem Auge von einer einzigen Seite erscheinen; aber sie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perspective das Auge über diese Abwesenheit der Raumerfüllung so zu täuschen, und durch Nachbildung der ätherischen Reize der Lichtwelt ihren Scheingestalten ein so lebendiges Daseyn zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste Illusion (s. d. Art.) zuschreibt, und daher dem Ausdruck Gemälde die Bedeutung der ausführlichsten Schilderung der Gegenstände nach ihren eigenthümlichen sinnlichen Beschaffenheiten und Zügen (mit Unrecht nur dann, wenn man dies auf einzelne Naturerscheinungen bezieht) beilegt. Diese Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkunst und Musik, aber nur figürlich, übertragen, und man redet von einem poetischen Gemälde oder mablerischen Gedicht, so wie von einem Tongemälde. Ersteres kann nur eine ausgeführtere, in sich abgeschlossene poetische Schilderung, oder poetische Charakteristik heißen (z. B. eine Idylle, ein Familiengemälde, nur daß man bei letztern zu sehr auf die gemeine Wirklichkeit und ihre Nachahmung zu sehen pflegt), da überhaupt die Poesie mehr das Innere und sein unmittelbaren Aeußerungen schildert, in der ausführlichen Beschreibung des Gleichzeitigen aber ihre natürlichen Gränzen überschreitet. Aus letzterem Grunde gibt es keine eigentliche beschreibende oder mablerische Poesie als Dichtungsart (s. Poesie), und jedes beschreibende Gedicht hört auf, ein freies Werk der Phantasie zu seyn, indem es vergeblich seinen Bildern die Bestimmtheit zu geben strebt, die nur

in Einem Gegenstande möglich und dadurch in ein ängstliches Nachbilden oder Herabhängen der sinnlichen Eigenschaften verfällt, weil kein poetisches Ganzes und kein Totaleffect möglich ist, sondern in Freiheit des Lesers zu slavischem Dienste gezwungen wird, und wozu, wie Jean Paul sich ausdrückt, die Bühne handelt und die Person im grossen Schauspiel werden. (Man vergleiche über die Art, wie der Dichter mahlt, die trefflichen Bemerkungen des Letzteren in seiner *Ästhetik der Poesie*. N. Ausg. im XIV. Programm.) Eben so hat ein Tonstück nur analog oder vergleichungsweise, und zwar als

Schilderung gewisser Gefühle, ein Tonlebensweges aber als Nachahmung der Natur, weil die Nachahmung der Natur überhaupt umfasst, das Tonstück aber ganz vorwiegend als eine Harmonie von Tönen), durch die unharmonischen, d. i. einzelner Töne, in der Natur, nothwendig in die Würde der Kunst erniedrigung des Sichtbaren, welches unmittelbar gefasst werden kann. Den Fortschritt der Tonkunst gemacht hat, haben wir es nicht zu urtheilen über die musikalische Composition, und die musikalischen Compositionen, Musterstücke etc., wie überhaupt die

mehr ein Gegenstand der scherzenden Nachahmung geworden ist. — Doch wir lehren zur Zeit kaum Abstrahiren nur dadurch auf den Ton nach ihren perspectivischen Umrissen, ist also die Zeichenkunst gleichsam in der That jedes Gemäldes ist die Zeichnung, die sich von der Zeichenkunst nur durch die mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt (s. Farbengebung) oder die Farbengebung des Hellschattens, (s. Zeichnung, Zeichenkunst durch Farben, und man darf daher die

als etwas erst Hinzukommendes ansehen auch von einer illuminirten Zeichnung (s. Zeichnung), sondern die Zeichnung wird durch die, wenn gleich Farbengebung ohne Zeichnung wird in der Malerei zu einem bestimmten Charakter der Formen, die Farbe gibt ihnen Leben und Seele; selbst etwas Geistiges und Aetherisches, Objectives und Subjectives. Das Colorit, welches die Darstellung hervorhebt und die Hauptfarbe, oder einen herrschenden Ton des Ganzen bewirkt, und die mannichfache Hierarchie der Verwandtschaft der Zeichnung und Colorit aber müssen Eins sein, wo die Zeichnung vorherrscht, der Colorit zu stark hervortritt, der Styl (Styl.) Beide Erfordernisse sind einander nothwendig, und es ist irrig, wenn man lediglich in die Zeichnung gesetzt ist, wo der Colorit ohne Zeichnung nichts

ist (in dieser Beziehung hat der Ausdruck *Mahlerei* sogar eine Nebenbedeutung erhalten); indem die Zeichnung doch abgesondert vom Colorit noch besteht, und wenn gleich viele große Meister bald in diesem, bald in jenem Elemente der Malerei herrschten (z. B. Titian und die venetianische Schule im Colorit). Mit der Zeichnung aber hat sie gemein, daß sie mittelst ihrer perspectivischen Darstellung das Entfernteste wie das Nächste in ihre, durch Hintergrund und äußere Abgeschlossenheit begrenzte, Schilderung aufnehmen kann. Sie übertrifft daher im Umfange ihrer Gegenstände die Baukunst, wie die Sculptur (oder Plastik im engern Sinn), indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andere bildende Kunst darzustellen im Stande ist; Gegenstände namentlich, welche nur durch Farben, oder Perspective darstellbar sind. Hierdurch aber ist die Malerei insbesondere von der Plastik verschieden, daß in dieser das Raum erfüllende, die Masse und die reine Form vorherrschend sind, weshalb sie auch nur das Feste, Unbewegliche darzustellen vermag und das Mächtige liebt, in jener die Masse nur angedeutet wird, der seelenvolle Ausdruck der Form. Dagegen das Herrschende, und das Feine, Leichtbewegliche und Schwebende leichter darstellbar ist, weil sie die Bewegung nicht so materiell, als die Plastik fixirt. Das Hauptgesetz der Malerei könnte demnach heißen: der Maler stelle Ideen durch sichtbare Bilder anschaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten. Malerisch (*pittoresco*) ist daher, was namentlich durch Farbenreiz und Farbendarstellung in der Anschauung gefällt. Was nicht durch Farbe gefällt, oder durch dieselbe sogar mißfällt, z. B. Geißelungen, der Tod, sollte daher auch nicht dargestellt werden.

III. Eintheilungen der Malerei in verschiedene Gattungen

Die Eintheilungen der Malerei sind nach verschiedenen Beziehungen verschieden: Zuerst nach Verschiedenheit der sichtbaren Gegenstände welche in dem Gemälde die herrschenden sind, kann man die Gemälde eintheilen in Menschendarstellungen, Thierstücke, und Darstellungen der leblosen Natur. Ersteren pflegt man gewöhnlich den Namen der *historischen Gemälde* beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geschichte entlehnt ist, und man rechnet zur Historienmalerei eben so wohl allegorische, mythologische als eigentlich geschichtliche (*historische*) Darstellungen, ja selbst Batallienstücke, Conversationsstücke, Charakterbilder und Portraits (s. d. Art. *Historisch*). Die umfangreichste Gattung der Malerei ist die Historienmalerei; denn sie zeigt den Menschen, die höchste und bekannteste Gestalt der Schöpfung, nach seinen sichtbaren Aeußerungen, Zuständen oder Charakteren, und sie ist es am meisten dann, wenn diese Menschendarstellung eine Handlung durch Zusammenstellung mehrerer Personen, obschon auf einen sprechenden und anschaulichen Moment zusammengedrängt, schildert. Wie sehr muß daher der Historienmaler die Menschengestalt nach ihren verschiedenen, ja den flüchtigsten geistigen Ausdrücken und malerischen Situationen kennen, um bestimmte Ideen durch Menschengestalten in Ruhe und Bewegung mannichfaltig auszusprechen! Wie gegenständlich und klar müssen vor seiner Phantasie diese Gebilde stehen, um sie in Hülfe der technischen Fertigkeit auch äußerlich zu einem anschaulichen und sprechenden Ganzen zusammenzureihen, welches Gefühl und Geist interessiert! Welchen poetischen Sinn und welche lebendige Erfahrung muß er besitzen, um den Geist der historischen Begebenheit, oder den Geist der Sage nicht bloß aufzufassen, sondern auch wahr, sprechen

so harmonisch in den Gestalten und ihrer Umgebung festzuhalten; von auch das poetische und mahlerische Interesse jeder geschichtlichen Lebensbeziehung vorgehen muß! Welchen tiefen Blick, um den Charakter des Individuums in dem Portrait frei von allem Wechsel und zufälligen Modificationen hinzustellen! — Der Historienmahlerei stehen im Umfange und der Würde nach am nächsten die mahlerischen Darstellungen der Naturgegenden, oder die Landschaftsmahlerei im wahren Sinne, zu welcher auch die Stadtprospecte und Seestücke gerechnet werden; (nur sollten diese nicht prosaische Nachbildungen der Natur seyn). Dem Landschaftsmaler sind die Gegenstände der Natur mehr Mittel, sein innerstes Gefühl harmonisch und anschaulich auszusprechen; dahingegen die Historienmahlerei wegen der größern individuellen Bedeutsamkeit der Menschengestalt weit objectiver und charakteristischer ist. Der Maler fixirt gleichsam sein Gefühl in der Anschauung und Darstellung der mannichfaltigsten Naturerscheinungen. Dadurch und in ihrer Wirkung ist die Landschaftsmahlerei möglich der Musik, und in der Poesie der Lyrik zu vergleichen; doch darf das durch die Naturerscheinung objectiv werdende Gefühl nicht unbestimmt bleiben, sondern der Maler muß die einzelnen Partien der Landschaft so in Einklang zu bringen wissen, daß sie eine herrschende Stimmung sicher und bestimmt aussprechen, wie sie gleichsam durch die Natur in einem ihrer vollendetsten Erscheinungsmomente angeregt wird. Diese Darstellungen sind übrigens so verschieden als der Charakter der Naturgegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, denen gemäß auch die Staffirungen und Beiwerke der Landschaft eingerichtet und angeordnet seyn müssen. Auch allegorisch und historisch kann die Landschaft werden durch Staffirung mit Figuren; — von ersterem hat der noch lebende Landschaftsmaler Friedrich, von dem lehtern die größten Landschaftler, Claude Lorrain und Poussin, glänzende Beispiele aufgestellt; — nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landschaft schaden. Das vorzüglichste Studium des Landschaftsmalers ist die vegetabilische Natur, und keiner kann, wie er, des ganzen Reichthums der Farben zu einem magischen Ganzen sich bedienen; auch ist der Landschaft das Hell Dunkel vorzugsweise eigen. (S. d. Art. Landschaft.). Uebrigens würden wir die schöne Gartenkunst eine lebendige Landschaftsmahlerei nennen. Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und Arabesken (s. d. Art.) schließen sich an die genannten, umfassendern Classen der Malerei mannigfaltig an. In jenen ist Wahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Betrachtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundenen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend, und eine liebliche Zugabe zur Kunst. Die dritte Hauptgattung der Malerei ist die Thiermahlerei, beschränkter als jene, und nur dadurch von Interesse, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd (durch Zusammenstellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menschen) mit sprechender Treue und mahlerischer Mannichfaltigkeit darstellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menschlichen analog darstellt. Außerdem werden die Thiere auch als Beiwerke in historischen und landschaftlichen Gemälden gebraucht. — Andere Eintheilungen beziehen sich auf das Äußere dieser Kunst. Die Malerei ist in eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Ma-

terial und die äußere Behandlungsart verschieden, und zwar ent-
 stehende oder eingebraunte Mahlerei (auch Enkaustik), die, wie
 bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwohl die neue
 Wachsmahlerei, oder Enkaustik (s. d. Art.) ihr nahe kommt,
 ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmahlerei, ne-
 Glas- und Porzellanmahlerei, Mosaik oder musivische
 Mahlerei (musivische Kunst, musivische Arbeit) verschiedner Art, ne-
 der Mahlerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das
 Farbmateriale ist sie Wassermahlerei (wozu die Fresco-
 mahlerei oder die Mahlerei mit Wasserfarben auf nassem Kalkgrunde un-
 die Miniaturmahlerei gehört); Pastellmahlerei und Oelmah-
 erei. Ferner in Beziehung auf die Flächen, worauf die Farben aufgetragen
 werden, ist sie Tapeten- oder Wandmahlerei, Glas- und Por-
 zellanmahlerei u., in Beziehung auf den Ort und die Bestim-
 mung der Gemälde Decken- oder Plafondmahlerei, ferner Stuben-
 mahlerei, Theatermahlerei, u. s. w. IV. Die Geschichte
 der Mahlerei hat zwei Hauptperioden. Sie zerfällt nämlich in die
 Geschichte der alten (antiken), und der neuern oder christlichen Kunst.
 Denn nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der
 Kunst wird eine Geschichte derselben eingetheilt, wenn man auch von
 einer orientalischen Mahlerei vor der Zeit der griechischen und
 römischen Kunst, und von den Malereien nichtchristlicher Völker in
 der neuern Zeit sprechen möchte, von welchen nicht viel zu sprechen
 ist. — Ueberhaupt ist die Mahlerei der frühern Völker gleichsam nur
 als Vorbereitung auf die Kunst der Griechen anzusehen. Wahre Kunst
 sagt ein Kenner, kann nur den idealisirenden Völkern griechischer Abstam-
 mung zugeeignet werden; jenseit dieser Gränze finden wir nur Fa-
 benispiele zu Belebung größerer Massen, oder als Ergänzungen der
 Bilderschrift, immer aber auf einen stumpfen, nur für das Grelle und
 Schreiende offenen Sinn berechnet, und den Forderungen des Herkom-
 mens und des Cultus unterworfen. Aber die Mahlerei fängt erst da
 an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutung
 selbstständiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buch-
 stabenschrift bestand, konnte die Mahlerei sich zur Freiheit der
 Kunst erheben. Die Bilderschrift aber ging durch Verkürzung und Ver-
 allgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieser zur Buchsta-
 benschrift über. Aber wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung als Mit-
 telin der Sprache treu blieb, mußte sie, über dem Bestreben nach dem
 möglichst bedeutsamen Ausdruck, der Schönheit der Form entsagen.
 So bei den Völkern, die, schon früh im Besiz eines leicht zu behan-
 delnden Papierstoffs, die Kunst nur aus Bedürfnis mehr oder wenige-
 als eine symbolische Sprache übten, oder sich wenigstens nie zur Frei-
 heit der Darstellung erhoben. In Aegypten und Mexiko scheint die
 Mahlerei nur auf das Bedürfnis nothdürftiger Verständlichkeit berech-
 net worden zu seyn. Der ungebildete Sinn der Hindu fand sich durch
 den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel
 an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung entschädigt. Auch bei den
 Persern war die Mahlerei unfreistig, was sie noch jetzt unter ihnen ist
 ein regelloses Farbgemisch, abenteuerliche Bilder, ohne Contour und
 Haltung. Bei den Aegyptern, welche namentlich auf die Cultur der
 Griechen wirkten, wurde insbesondere die Mahlerei durch religiöse Be-
 dürfnisse veranlaßt und bedingt, und stand zur Sculptur und Archi-
 tektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhält-
 nisse, beide auf Dauer sowohl, als allgemeine Bedeutsamkeit berechnet.

Man findet ägyptische Malereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbniskammern, auf griechischen Reliefs, auf Vasen, Münzen und Denkmälern, und auf Papyrusrollen. Die ersten ägyptischen oder historischen Gemälden (sind bemalte Bildhauerwerke, in versteinerten, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, zu der sogenannten Plakette, das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Laisakomplexen sind colossale bemalte Figuren mit eingegrabenen Umrissen, mit kleineren Wandgemälden umgeben. Auch hier erscheinen die Forderungen des Geschmacks dem Eros nach bildlicher Bedeutsamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunstgemäße Behandlung, ohne Halbheiten und Schwächen. Das Ausführlichste über die ägyptische Malerei, welche späterhin in Verzerrungen in Rom wieder Mode ward, siehe in E. M. B. v. L. (1. Th. Dresden). Die älteste ägyptische Kunst auf dem Festlande macht die Ägypter begreiflich, die (mit Versuchen im Gefärbten) das erste namhafte Bild von der Schlacht bei den Pyramiden sind wahrscheinlich aus jenen auch die griechische in Etrurien die Kunst im eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Sowohl von Alter her, die ersten Idole, denen der Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszumachen, glaubte man noch späterhin, dieses Hilfsmittel zur Bekämpfung des farblosen Stoffes sich bedienen zu müssen; jedoch pflegte man noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Erzen kunstlos einzufügen. Aber unabhängig von der Plastik im heiligen Tempelgemälde zeigte sich die Malerei erst spät. Auch die Friesel der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Giebeln und Caryatiden wurden früher gemalt, oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging natürlich von der Zeichnung und diese von Schattenrissen aus bald auszuzeichnen anfang. — Schattenschemen und Linien. Von diesen schritt man zu Monochromen fort, man war, die Umrisse mit einer Farbe (gerichneter Schatten) auszumachen, dann die Färbung der Körper durch Licht und Schatten (Abkühlung der Farbe genauer auszudrücken). Welche dieser einfärbigen Malerei sind die sogenannten Vasenmalerei (schwarzen silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde) und diese Malerei. (S. den Artikel: griech.). Für die Linienzeichnung (die nach der Anordnung von dem Apelles und Protogenes (s. Apelles) unter den Griechen in großer Vollendung gedieh) und für die einfärbige Malerei reichte die Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, jedoch auch Thierhäute und gezeichnete Buchbaumstämme bearbeitete. Das Monochrom, die unbefarbene Zeichnung, setzt ein künstlicheres Verfahren voraus, — den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den wenigen bekannten Künstlern aus dieser Periode ist Apelles und vornehmlich, der Vater und Schöpfer des Phidias. Er war der erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi

um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im Athendium zu Elis, seine Gemälde im Jupiterstempel zu Olympia, die Ausmahlung der Pöcile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebst den ionischen Bildnissen der griechischen und persischen Anführer, in mehreren Gemälden haben seinen Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausschmückung der Statue des Jupiter. (Ueberhaupt macht der Einfall und die Besiegung der Perser in Griechenland in der Malerei, wie in aller Kunst Epoche). Früher vielleicht noch malte Micon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pöcile, so wie das Theseum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen- und Centaurenkämpfe ausschmückte. Aber erst durch Polygnotus (ungefähr 420 vor Chr. Geb.) aus Thasos erhob sich die Kunst zur Selbstständigkeit. (S. Polygnorus.) Sein Verdienst war erachtete Lebendigkeit des Ausdruck und die Charakteristik, ferner Mannichfaltigkeit der Draperie und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens scheint Apollodor aus Athen (404 v. Chr. Geb.) die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst der berühmte Zeuxis aus Heraklea (ungefähr 378 v. Chr. Geb.); einen Canon derselben stellte er in seiner berühmten Helena auf (s. d. Art. Zeuxis). Sein Nebenbuhler Parrhasius aus Ephesus neigte sich mehr zur Anmuth oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin. Seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt, als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Emos. Apelles aus Cos (s. d. Art.) verband mit äußerster Naturwahrheit, ein schmeichelndes Colorit, und wird als Meister im Portrait genannt. Nach ihm versiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit und Trockenheit, ja sie wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Hypographie). Anderer Künstler zu gedenken würde hier nicht am Orte seyn. Unter den Römern fand diese Kunst nur geringe Theilnahme. Früher kannten sie nur die Malereien der Etrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstannalen Roms. Späterhin wurden die Griechen Lehrer der Römer, als deren Bürgertugend schon verschwunden war und weiche Ueppigkeit an deren Stelle trat. Viele Denkmäler der alten Malerkunst hat man in den Gräbern und Bädern von Rom und an andern Orten Italiens aufgefunden, welche größtentheils aus Frescomalereien und musivischen Arbeiten bestehen. (S. römische Kunst.) Ueberhaupt aber ist die Anzahl der noch vorhandenen Denkmäler der griechischen und römischen Malerei so gering, daß die Archäologie dieser Kunst oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nationen in andern bildenden Künsten, und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheinen folgende Resultate über die antike Malerei von den gelehrten Kennern des Alterthums allgemein anerkannt zu werden. Erstens, daß die Malerei überhaupt in dem classischen Alterthum, sowohl in Hinsicht ihres Gebrauchs, als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet geblieben ist. Daher die bekannte Behauptung, die Malerei selbst sei damals mehr plastisch gewesen. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr widgen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Mangel

und, daß die öffentliche Ausstellung der Mahlerwerke beschränkter war. Die Griechen namentlich strebten, ihrem Charakter zu Folge, nach reiner Objectivität; diese fanden und erreichten sie am vollkommensten durch die Plastik, der vollkommensten Verkörperung der sinnlichen Gegenwart, welche zugleich die imposantesten Symbole einer sinnlichen Religion aufzustellen und der Verehrung zu widmen vermag, indem sie die menschliche Form, als die gottähnlichste, am vollkommensten ausbildet. Was Wunder, wenn sich die Mahlerei nach dieser, der Nationalreligion so innig verwandten Kunst, richtete? Die Religion als veranlaßte ganz vorzüglich jenen Vorzug und jene Herrschaft der Plastik über die Mahlerei. Zweitens scheint unter den Bestandtheilen der letztern Kunst die Zeichnung der Contour (als mit der Plastik am meisten verwandt) und das Localcolorit in der antiken Mahlerei zu vorzüglicher Vollkommenheit gediehen zu seyn; weniger die Perspective. Ja man hat bei der Dunkelheit der Berichte hierüber sogar gezweifelt, ob die Alten die Perspective gekannt haben. Da aber die Perspective von einer Flächendarstellung gar nicht getrennt, und die Bekanntheit der Alten mit Geometrie und Optik nicht gekannt werden kann, auch dieselbe unbezweifelt in andern zeichnenden Künsten angewandt werden mußte, so scheint diese Behauptung nur auf einen sehr unvollkommenen Gebrauch der Perspective in der Mahlerei beschränkt werden zu müssen. Mit mehr Gewißheit läßt sich behaupten, daß die Alten das Hell dunkel, die Poesie des Colorits, gar nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Mahlerei sich größtentheils auf Darstellung historischer Situationen und Thiermahlerei beschränkte. — Die Landschaft aber nicht cultivirt wurde, deren Natur, wie oben gesagt worden, mehr lyrisch und sentimental ist, und deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Ueber die Geschichte der alten Mahlerei sind übrigens zu vergleichen: Junius de pictura veterum, ed. Graevius 1694. Rotterd.; Durand histoire de la peinture ancienne (nach Plinius), Lond. 1725; Turnbull treat on ancient painture etc. Lond. 1740; Vinc. Requaeno saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori. N. ed. Parma 1787. 2 Voll. 8.; And. Riemer über die Mahlerei der Alten. Berlin 1787. 4.; Grund über die Mahlerei der Griechen. Dresden. 1810 und 11. 2 Bde; und Böttiger's oben angeführte Schrift. Abbildungen, vorzüglich römischer Gemälde findet man in Bartoli's und Bellori's Werken (s. B. Recueil des peintures antiques, Paris 1757, und 1784 vermehrt), worin mehrere, s. B. in der casa di Pilo gefundene Frescomahlereien beschrieben und abgebildet sind; ferner in Carletti's und Pance's Beschreibungen der Wälder des Titus, und in der Sammlung der herculanischen Alterthümer. — Größere Vollendung erreichte dagegen die Mahlerei in der neueren, christlichen Zeit, ja sie erlangte sogar über die Plastik die Oberherrschaft, welche man, wie den Geist der neuen Poesie und Kunst überhaupt, im Gegentheil der antiken oft pittoresk genannt hat. „Als sich,“ sagt Jakobs in seiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken, „die Kunst an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte sie sich in neue Gesetze fügen. Ihr Streben mußte zunächst auf Bedeutsamkeit gehen, und da diese in der Mahlerei leichter zu erreichen war, so stieg diese Kunst schon darum über die Plastik hinauf.“ In den christlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrschende Richtung nach Innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr

seine Empfindung abgefelegelt sehen wollte, wurde das die Malerei, als die sich unendlich mehr dem Ausdruck der Empfindung eignet, als die Plastik, mit der größten Liebe geübt, und zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Die neuere, griechische Schule der Kunst wird gewöhnlich für den geometrisch-mathematischen Sinn der neuere Malerei in Europa, oder richtiger für die Kunst der Verbindung stehen. Wie Constantine wandelte die Kunst in das neue Rom das er an der Stelle des alten Byzanz (14 nach Chr. Vrh.) gründet und viele Kunstwerke der Plastik und Malerei wanderten mit. (Vergl. Hume in den Comment. Soc. Gering. T. 21.) Sehr richtig so ähnlich von den spätern griechischen Malern: die Werke der Malerei aus den Zeiten Justinian müssen aus freilich nicht vorkommen, sondern erblüht sich doch immer noch das Handwerk, wenn auch die Kunst. Wohlthätige Arbeiten werden in dieser Zeit häufig gemacht, z. B. eine Verklärung Christi in Moskau für eine Kirche bestimmt. Noch scheint auch die russische Malerei noch im Ganzen geblieben zu sein. (Giovillo Geschichte der Malerei v. Bd. 2.) Im 17ten Jahrhundert, noch mehr im 18ten, verlor sich der Gebrauch heiliger in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allmählich. Der heilige Gebrauch erlosch, und die Kunst zu neuen in Religion ward die Mutter der neuen Malerei in Malerei ist bei ihrer Ausbreitung. Aber auch unter der Herrschaft barbarischer Nationen lebte ganz auf. Die Päpste und Bischöfe bestanden in oder wurden Gemälde religiöser Art im Occident. Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprung dem in Verbindung gesetzt. Von 748 an oder erhoben sich im Orient die perfidesten Verfolgungen gegen die heiligen Bilder, und viele griechische Künstler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunst vorzüglich bewahrt, jedoch wurden seit dem neunten Jahrhundert die Maler weniger. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber beginnt in Italien eine neue Kunst, die man, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Coelo (als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael, Titian und Guido Ricci angesehen werden können) einen eigenthümlichen Charakter annimmt, im Gegensatz der Malerei in den übrigen Nationen die italienische Malerei oder Schule nennen. Ihr Charakter war, die Schönheiten in den christlichen Formen zu offenbaren, und das Ideal der Kunst auf die Malerei übertragen. Man pflegt die italienische Malerei oder Schule (s. d. Art. Jacom. 111) (italienische Kunst) in Schulen einzutheilen, nach den Provinzen wo sie geblüht hat. V. Malerschulen, Schulen der Malerei nennt man überhaupt eine Reihe von Malern, welche durch Bildung nach einem gemeinschaftlichen Meister, oder durch gemeinsame Natur bewahrt, einen gewissen gemeinschaftlichen Charakter in ihren Werken erhalten haben und verrathen. Die älteste italienische ist die florentinische oder toscanische Schule. Leonardo wird als Meister bezeichnet, so wie überhaupt als Vater der neuen Malerei genannt, weil er sich zuerst von jenen Häuten entfernte, welchen man die Fiorillo sagt, nämlich dem Namen der griechischen Maler gibt ein größeres Studium der Natur in seinen Gemälden verrath, und etwas Selbstständigkeit hinzubringen versucht; nicht aber, als habe es in ihm keine italienischen Maler gegeben. Die Malerei schritt vom 16ten zum großen Epi durch Michel Angelo, und Leonardo

da Vinci fort. Die römische Schule, durch Peter Perugino geleitet, zeichnet sich durch richtige Zeichnung und idealischen Ausdruck des Gemüths aus und erreichte ihre Blüthe in Rafael; die venezianische durch herrschendes Colorit und sinnlichen Reiz, erreichte ihre Blüthe in Titian; die lombardische durch Vollendung des Heldentums in Correggio; und die zweite lombardische oder bolognesische Schule durch das Bestreben der Caracci's und Guispi's, diese Vorzüge zu vereinigen. Der italienischen Malerei der Schule sehen mehrere die niederländische, deutsche, französische, spanische und englische entgegen. Andere behaupten, es gebe nur zwei (von einander wesentlich verschiedene) Schulen, die italienische und die niederländische; die deutschen, französischen und englischen Künstler aber (s. d. Art. französische, englische Malerei) gehörten durch den Charakter ihrer Werke bald dieser, bald jener an. Die Tendenz der niederländischen Schule, welche sich wiederum in die flämändische und holländische theilt, ist Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorits (s. darüber d. Art. Niederländische Schule und Flämänder), und hierin entwickelte sie sich früher als die deutsche (s. deutsche Malerei), in welcher Albrecht Dürer einzig steht in seiner Eigenthümlichkeit. Die neueren Beschreibungen aller der genannten europäischen Nationen bilden kein so zusammenhängendes Ganzes, wie wir in den Kunstwerken der Griechen finden. Auch ist jetzt fast überall die Malerei mehr zur Stubenverzierung herabgesunken, wobei die Landschaft und das Portrait das herrschende sind, und vielfältige Kupferstiche die Werke früherer Productivität vervielfältigen. In der Theorie der Malerei ist der technische Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perspektive, dem Colorit u. s. w., mehr als der ästhetische, dessen Grundsätze wir im obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Leonardo da Vinci's und Menges Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Batelet, Du Bos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing (in s. Laocöon), Winkelmann, Fäsky, Fiorillo, Fall (in seinen kleinen Abhandlungen, die Poetik und Kunst betreffend, Weimar 1803), Fernow, Gothe (in s. Proppäden, und besonders in s. Winkelmann und dessen Jahrhundert, Tübingen 1805) manches hierin vorgearbeitet.

Mahlerfarben sind theils Naturprodukte, theils werden sie durch Kunst dargestellt. Hauptsächlich liefert sie das Mineralreich (Mineralfarben), und wenn sie ihr Colorit den Thieren oder Pflanzen verdanken, so ist dieses doch immer an etwas mineralisches (eine Erde oder ein Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe (Saffarfarben) für sich keinen Körper haben, sondern erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann jene in Wasser auflösblichen Farbestoffe sehr wohl ohne mineralischen Zusatz kochen, weil seine Kunst darauf hingeht, die Zeuge mit der Farbe zu durchdringen; der Maler aber erreicht seinen Zweck durch Auftragen auf die Oberfläche, und zwar um so besser, je weniger die Farben sich in den unterliegenden Grund einziehen. Die Farben werden in der Malerei mit irgend einer Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, angerieben und aufgetragen; diese Flüssigkeit ist entweder wässrig (Gummivasser, Seifenspiritus), oder fettig (austrocknende Oele des Rohnsaamens, Leinsaamens), und sonach erfordern die verschiedenen Zwecke eine besondere Auswahl der Farben. Für die Oelmalerei (s. d. Art.) taugen daher die mineralischen besser, als die an

mineralische Körper gebundenen Saftfarben (Lackfarben), indem letztere durch Beimischung von Oel stets dunkler werden. Diese Mineralfarben bestehen alle in metallischen Salzen (Oxyden oder Sauerstoffverbindungen) oder in Metallsalzen und Schwefelverbindungen. Doch hat erstere vor letztern, ihrer Unveränderlichkeit wegen, den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören: vom Zinn die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot, vom Eisen die verschiedenen Ocher, Erden von Sienna, Umbra, die durchs Glähen ihre Farbe ins dunklere ändern, vom Kupfer das Bergblau, vom Kobalt das Smalte. Andere salzige und salzhähnliche Metallverbindungen sind vom Blei das (kohlen saure) Bleiweiß und Kremlerweiß, das (salzsaure) essigsaure Gelb, vom Eisen das (blausaure) Berlinerblau, vom Kupfer (essigsauren) Grünspanblumen, das (kohlen saure) Berggrün, das (salzsaure) Braunschweiger Grün, das (arsenik saure) Scheelsche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben sind der Zinnober (vom Quecksilber), das gelbe Auripigment (vom Arsenik). Lackfarben haben Zinn oder Alaun-erde zur körperlichen Grundlage und verdanken ihre Farbe einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hieher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn, aus Krapp und die schlechten aus Fernambuch bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Schach-Blau; die braunen aus mehreren andern färbenden Rinden; endlich Indig, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. Bei der Porzellan- und Glasmahlerei sind nur metallische Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün. Blau giebt Kobalt, Schwarz wird vom Eisen und Brauneisen, eben so Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. F.

Mahlergold, soviel als Musivgold, s. d. Art.

Mahlerisch, s. d. vor. Art.

Mahlerschulen, s. d. vor. Art.

Mahlischag ist das Geschenk, welches sich Verlobte zum Zeichen des eingegangenen Eheverlöbnißes geben.

Mahmud, der jetzt regierende türkische Kaiser, s. Türkei.

Mahomet (auch Mohammed, am richtigsten Muhamed d. i. der Ruhmwürdige, mit dem Beinamen Abul Casem Ebn Abdallah, der Sohn Abdallahs und Aninahs), aus dem urantizarabischen Fürstenstamme der Koreischiten und der Familie Haschen wurde unweit Mecca, wo sein Großvater Abdal-Mottaleb Beschützer der heiligen Kaaba war, ums Jahr 580 n. Chr. (doch schwanken die Angaben zwischen 568 bis 581), nach der Moslemischen Behauptung am 21. Nisan oder Rabi (April) in einer Periode geboren, welche die Stiftung einer neuen Religion im Orient außerordentlich begünstigte. Die orientalische Christenheit war nämlich gerade durch den berühmten Drei-Capitel-Streit und die Monophysiten-Feinde in die furchtbarste Gährung gerathen, die einfache Gestalt und Weisheit des Urchristenthums schon gänzlich ausgeartet und das Mönchswesen unaufhaltsamem Emporsteigen. Die Juden beschäftigten sich größtentheils nur mit jenen aberwitzigen Gräbeleien der Mishna und Gemarra, wo aus der Talmud entstand; und unter Mahomets Stammvolke wagte der blutgierige, noch immer neue Menschenopfer fordernde Aberglaube den letzten Kampf mit dem auch in Arabien aufgehenden Lichte. Verworren noch sah es in der politischen Welt aus. Das östliche Römerreich war in seinen Grundfesten erschüttert; in Persien kämpften Zerduschts (Zoroasters) Anhänger mit den christlichen Aposteln der Mönchswelt, u

in Arabien bereitet die Trennung der Stämme (s. d. Art. Kalif), da die meisten dem Sabäismus, andere dem Judenthum, einige auch dem Christenthum nach verschiedenen Secten zugethan waren, wie auch ein langer Krieg derselben mit dem großen Emir von Yaman die nahe Revolution vor. Mahomet, mit jener feurigen Einbildungskraft, die dem Araber eigen ist und in einer hehren, mit erhabnen Naturwundern erfüllten Landschaft, stets mächtiger noch befeuert wird, begabt, voll Klugheit und Gewandtheit, Festigkeit und Beobachtungsgeist, fasste leicht den Gedanken auf, von jenen Umständen Gebrauch zu machen, um sein Volk zu erheben. Wie seines Stammes Mitglieder alle, hatte er sich dem Kriege und dem Handel gewidmet, und Abu-Caleb, sein Großvater mütterlicher Seite, ihn früh als Factor in die Dienste der reichen Witwe des Emirs Abu-Halat gebracht. Er besorgte emsig dieses großen Handelshauses weitläufige Geschäfte, führte die Caravanen nach Syrien, Jemen und selbst nach Persien, sah und beobachtete, und brütete, statt ihm von seinen mühseligen Reisen auszuruhen, mit rastlosarbeitender Fantasie in der schaurigen Höhle des Bergs Heroc unweit Mecca, seinen Plan aus. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß durch den nestorianischen Abt des Klosters Abdo'l Kassi zu Basra, im damascenischen Syrien, Mahomet hinlängliche Kenntniß von dem, was damals Christenglaube und Christenthum hieß, erhielt; daß er mit jüdischen Rabbinen, besonders zu Aiden, zusammentraf und ihre Vorstellungen gleichfalls kennen lernte, und daß aus diesem Gemisch von christlichen, alttestamentlichen und nationalen Stammreligionsideen sich eine Religion zusammensetzte, welche er als die einzig wahre, zuerst seinem Stamme, dann den Nachbarvölkern, endlich dem ganzen Oriente aufzudringen für Pflicht hielt. Die Tradition nennt einen christlichen Mönch Nestor und einen jüdischen Rabbi Warada Ebn Ramsal als Mahomet's Gehülfen und Geheimschreiber. Mehr als wahrscheinlich ist es allerdings, daß Mahomet des Schreibens kundige Gehülfen früh gehabt, welche die flüchtigen Fülle seiner Begeisterungen, seiner Dichtungen, seiner aphoristisch hingeworfenen Aeußerungen und Religionsvorschriften in dem klaren und prächtigen Ausdrucke, der seiner und seiner Nation Denkweise gemäß war, niederschrieben. Aus solchen Rapsodien (Suren) ist meistens der Coran entstanden, welchen nicht Mahomet selbst, sondern erst sein Nachfolger, der Kalif Abu-Bekr sammelte. Mahomet wurde durch Vermählung mit Chadijschah, der reichen Witwe Abulhats, die ihm aus dankbarer Liebe Hand und Vermögen gab, der mächtigste und wichtigste Emir im Stamme Koreisch zu Mecca geworden. Bis nach Persien, Yaman und Alexandrien hin hatte er bereits Verbindungen angeknüpft. Zura Manne gereift, umfaßte nun erst sein Blick das Ganze des kühnen Plans, über welchen er lange gebrütet hatte. So trat er in Mecca als Prophet, und Wiederhersteller eines alten Glaubens, der den blutigen Götzendienst gänzlich verbannte, auf. Aber in diesem Götzendienste hesteten sich von uralten Zeiten her politische Ideen und die Herrschaft jenes mächtigen Stammes Koreisch, welcher als Hüter der heiligen Kabba (s. d. Art.) seit Jahrhunderten glänzte, welcher Tribut von den Wallfahrern empfing, und der den entscheidendsten Einfluß auf die Unternehmungen der Stämme Arabiens, welche zur Macht kamen, hatte. Im J. 618 (nach Andern schon 609 oder 610) machte er seine vorgebliche, vielleicht von ihm selbst geglaubte göttliche Sendung zuerst bekannt. Nur wenige glaubten ihm anfangs, und der Stamm Koreisch fing Feindseligkeiten gegen die Familie Haschem an.

Nabonnet, von einem eignen Vetter als Pächter und Unternehmer der Festung der alten Verfassung vertrieben, wandte sich zu den benachbarten Edleuten, bei denen er (besonders in Paris) das Heim (sah) gegen Theben) mehrere Anhänger fand. Nabonnet selbst predigte unter der Färbung — göttliche Offenbarungen vorzutragen, zunächst gegen den Pöbelwuth, kurz, oder sonder seine Anhänger in die Verwirrung des Volks bei der Noth, um dort die Curie vorzuführen, der Priester Aliado dem Propheten umgeben haben sollte. Ein halbes Jahr nach, bei vielen Tausenden galt bald das Wort: der Aliado ist Moos und Nabonnet sein Prophet! Dem Töben, welche Bräutigam unter dem großen Drucke litten, hatte er Erleichterung und sogar Theilnahme an seiner Herrlichkeit versprochen wenn sie ihn anerkannten: auch erbot er Geld und die Prophezeien. Natürlich fand er die Befehle unter ihnen. Einem Anhänger verführte er die Freiheit Griechen, Arabien und des griechischen Reichs. Dennoch war der Einfluss der Kornhändler in Theben noch so groß, daß der Prophet sich in eine Höhle und von da nach Theben, von dort an die Theben (i. d. Ver.) gewandt, zu suchen gezwungen sah. Dort blieb Nabonnet die Weisheit in religiösem Sinne der Färbung — und so beschleunigte die auf dem letzten Tag ihrer Zerstörung. (S. Anmerk.) Es folgten ihm viele seiner Anhänger, und nun machte er sein Vorhaben, die weite Religion mit Gewalt der Kosten einzuführen bekannt, indem er seinen Todem Heimgang die große Pöbelwuth übergab und ihn zum Kriege gegen die Kornhändler auslud. Nach vielen und blutigen Kämpfen wurde Nabonnet der religiöse Jonathas seiner Anhänger keine, sondern daß er sich am achten Jahre der Regierung der heiligen Priester (600) und nach drei Jahren nach der Ordnung, wahrscheinlich im 60. Jahre seines Alters (63.). Den Mann, welcher die heiligste Revolution im Orient bewirkte, ruhig und unerschrocken zu beschreiben, ist daher schwer, denn sein Leben und seine Thaten haben die Nabonneten zu einer jählichen Menge von Fabeln durchwacht; die christlichen Färbungen des Mittelalters aber und selbst der neuen Zeit haben sich den Beweisen daraus gemacht, eine Menge lächerlicher Verschönerungen gegen den verdächtigsten Feind des Jochs vorzubringen. In der That war er der Mann, der mit allen kleinen Färbungen, die zur Unterdrückung seines religiös-politischen von seinem Untergange erfordert war, den ausgerollten war. Al-
 göttliche Offenbarung, ist
 gewöhnlich den hält man
 wirklich für falsch durch ...
 so ganz verdrängt wurde, daß er der Mittel überließ, wodurch er seine Lehre dem Volke annähernd machen und seine Herrschaft über die Pöbelwuth sichern konnte. Dabei die Lehre von seinen Unterredungen mit dem Erzengel Gabriel; dabei seine erdachte Reise durch die sieben Himmel des Paradieses; dabei seine Nothwehr gegen die himmlischen Pöbelwuth eines himmlischen Volks. Des erdigen Glaubens seine Schrifttum war und blieb jedoch: Nabonnet (Aliado) ist Moos und Nabonnet sein Prophet. Dabei galten ihm Moses und Elias als geistigste Lehrer der Pöbelwuth und er riefte ihnen wegen d. Pöbelwuth der heiligen Weisheit und Offenbarungen des alten Judentums und Christentums an, der er nur als verlässliche Hirt. Der Pöbelwuth, welches er seinen treuen Anhängern verdrück, war nichts als ein himmlischer Pöbelwuth; er selbst aber verdrückte seinen andern. Seine Pöbelwuth war aus der altnachrichten und christlichen Pöbelwuthen

Diese Verehrung Allahs, als des einzigen Gottes, unverbrüchliche Treue gegen des Propheten Gebote; Nothwendigkeit des Gebets, Strenge gegen Arme, Keuschheit und Enthaltensamkeit von verbotenen (besonders starker Getränke — dies Verbot ward von verschiedenen Häufereien unter seinen Anhängern gegeben), Tapferkeit, unerschütterlicher Muth für Gottes Sache bis zum Tode, und völlige, unbedingte Ergebung in das unabwendbare Schicksal — Hauptcapitel seiner Sittenlehre. An Ceremonien, Fasten und dergleichen durfte es in einer solchen Religion für ein sinnliches Wohlthun sein; das Gebot der Wallfahrt nach Mecca und Medina war ursprünglich eine politische Maßregel, um den Stammsitz des Islams zu heiligen und Arabiens politisch-religiöse Bedeutung zu heben. Seine Lehren und Gebote trug er bei verschiedenen Gelegenheiten vor. Sie erhielten von der Hauptlehre den Namen Glaube, Ergebenheit gegen den einzigen Gott) und seine Anhänger Moslems (daher Muselmänner) d. i. Gläubige (Islam, soviel als Muhamedanismus). Diese Lehre ist in dem oben genannten Coran (s. d. Art.) enthalten, dem man bald eine zweite Sammlung (zweites Buch von Lebensregeln, die sich auf Mahomet beziehen) an die Seite setzte. Nicht alle Mahometaner nehmen die letztere an; diejenigen, welche sie annehmen, heißen daher Sunniten. Vergl. über die Muhamedanische Religion. Ebn. 8. Ältere Schriften sind von Adr. Roland, de rel. Moham. Ultraj. 1717. 8; Haekspan, H. Hottinger etc. Eine der Ursachen der schnellen und gewaltsamen Verbreitung seiner Herrschaft lag in der Waffengewalt, indem alle, welche sich nicht ihm unterwerfen wollten, mit der Schärfe des Schwerts niedergeworfen wurden. Seltsam genug findet man in seiner Geschichte, daß er zur Ausführung seiner Pläne sich der Weiber bediente, indem er die Vielweiberei mit einiger Einschränkung, und die Unzucht ohne alle Grenzen zuließ. Daß er seiner ersten Frau, die Anfälle von Habsucht, welche er hatte, gegen Entzückung im Paradies, und daß sie durch Verbreitung dieser Fabel ihm zu neuen Anhängern verschafft habe, scheint von christlichen Gegnern erfunden zu seyn, um Verachtung gegen den Lügenpropheten zu bewirken. Gewiß hat er selbst erklärt, er thue keine Wunder. Gleichwohl schrieb er seinen Jüngern die allerunsinnigsten Wunderwerke zu, z. B. daß ein Stein in seinen Armel gefallen und er ihn wieder an demselben Ort geworfen habe; daß Wasser aus seinen Fingern geträufelt, Bäume, Thiere und Menschen ihn für Gottes wahren Propheten erkannt u. s. f. — Tugendhaft im christlichen Sinne war Mahomet keinesweges; denn er predigte nur Toleranz, wo man sich ihm unterwerfen wollte, Mord und Zerstörung aber, wo man die Waffen gegen ihn richtete. — Er war dabei unlösbar ein gränzenloser Wollüstling, und nicht nur 15 Weiber und Lebsweiber besaß, sondern auch unvorstellbare Menge, vorzugeben: Gott habe die Blutschande bei allen Menschen verboten, ihm aber solche aus besonderer Gnade gestattet. Man kann er daher in moralischer Hinsicht mit dem göttlichen Christus verglichen werden. Dagegen hat sein politisches System eine weitere Ausdehnung gewonnen, als die des Christentums: denn unstreitig ist ein größerer Theil des bekannten Erdkreises von Mahomedanern, als von Christen bewohnt. Auch ist die Ebnlichkeit der rechtgläubigen Moslems dem Propheten und allem, was mit ihm zusammenhängt, beweisen, eben so groß, als nur irgend

Christenheit die Verehrung der Reliquien gewesen seyn mag. So ist die Decke in der Moschee zu Mecca, welche alle Jahre erneuert wird, noch jetzt ein Gegenstand der heiligsten Verehrung; das Kameel, welche den Coran zur Kaaba trägt, wird als ein heiliges Thier verehrt, und in dem Gebiete von Mecca giebt es eine unzählige Menge Tauben, die nicht einmal von den Früchten verscheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil sie von derjenigen Taube abstammen sollen, die sie des Propheten Ohre näherte!!! Niemand als der blinde wundersüchtige Pöbel glaubt indessen das Märchen: Mahomets Grab hänge in der Luft. Mahomet liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er starb, und eine in der heiligen Capelle verschlossene Urne stellt sein Grabmal vor das mit eisernem Gitterwerk umgeben ist, wozu aber niemand gelassen wird. So ist auch das sogenannte Testament Mahomets nichts als ein untergeschobenes Nachwerk späterer Zeiten, und es ging in Mahomets Lehre, wie mit der des Christenthums: sie war die fruchtbare Mutter vieler Secten, die sich einander gegenseitig bekämpften, und unter welchen die Sunniten und Schiiten als die vorzüglichsten noch jetzt unter Persern und Türken den heftigsten Religionshaß erhaften. Abu-Bekr, der den Koran sammelte, und Aly, des Propheten Schwiegersohn, waren die thätigsten Begründer und Verbreiter des ungeheuern Reichs (Kalifats v. d. Art. Kalif), worin irdische und weltliche Gewalt mit unbeschränkter Ausdehnung sich in einer Person vereinten, und dessen Paniere sogar über die Meerenge von Gibraltar hinaus durch den Feldherrn Tarif nach Spanien getragen wurden. Die Quellen über Mahomets Leben sind: Ismael Abu'l-seda de vita e rebus-gestis etc. ed. lat. vert. Joh. Gagnier Ox. 1723. 1. Dann 1. vie de Mahomet etc. von Gagnier, Amst. 1732. 2 Vol. 8. Boulainvilliers (übers. von Mebes. Halle 1785) hat mehr romanhaft über ihn geschrieben; ferner Turpin, Mahomets Leben u. übers. Halle 1781. — 21

Mahomet II. (oder Mohammed II.) türkischer Kaiser, mit dem Beinamen Bajazet, der Große, war zu Adrianopel 1430 geboren und folgte 1451 seinem Vater Amurat II. Er genehmigte zwar den von seinem Vorfahren mit dem griechischen Reiche geschlossenen Frieden, erbaute aber schon 1542 ein Schloß an der europäischen Seite am Kanal, um die Schiffahrt aus dem schwarzen Meere zu sperren, und fing noch in demselben Jahre Feindseligkeiten mit dem griech. Kaiser Constantin XI. an, der vergebens den Frieden suchte. Im J. 1453 erschien er vor Constantinopel, das er zu Lande mit einem zahlreichen Heer und zu Wasser mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen zu belagern anfang. Die Belagerten hatten starke eiserne Ketten vor den Hafen gezogen, und vertheidigten sich tapfer. Als aber Mahomet einen Theil seiner Flotte nicht ohne große Anstrengungen über Land in den Hafen schaffen, eine Schiffbrücke schlagen und mit Kanonen besetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen und das Griechische Reich hatte ein Ende. Im Sturm auf die Stadt fiel selbst der Kaiser Constantine Dragases mit den Waffen in der Hand, und die Türken drangen in die Stadt. Ein Theil jedoch kam durch Capitulation an die Türken. Die zügellosen Sieger überließen sich allen Bräulen und Ausschweifungen. Während der Plünderung wurde eine junge Fürstin, Namens Irene, vor Mahomet gebracht. Ohne die Thränen und die Unschuld der Unglücklichen zu achten, überließ er sich drei Tage lang in ihren Armen den Ausschweifungen der rohesten Sinnlichkeit. Unwillig mußten einige Janitscharen und ein Beizir wagte sogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ Mahomet die Gefangne holen, ergriß

bei den Haaren und ermordete sie vor den Augen der Ungesessenen mit den Worten: „Also behandelt Mahomet die Liebe.“ — Endlich machte der Sieger dem Blutbad ein Ende, gab den Gefangenen die Freiheit wieder, ließ den Kaiser mit der seinem Range gebührenden Pracht schreiten, hielt darauf einen triumphirenden Einzug in die Stadt, vertheilte reiche Spenden unter die Sieger und Besiegten, bewilligte beiden die Religionsübung, setzte selbst einen Patriarchen ein und machte Constantinopel zur Hauptstadt seines Reichs (Stambul). Diese Stadt wurde unter ihm eine der blühendsten in der Welt. Seine Eroberungen ungesessenen, schickte Mahomet sein siegreiches Heer gegen Scanderbeg, König von Albanien, der es in mehreren Schlachten besiegte. Ein anderes Heer unter seinem Befehl drang bis an die Donau vor und belagerte Belgrad. Aber der berühmte Hunniad zwang ihn zum Rückzug. Der so tiefes großen Ungarnkönigs belebte Mahomet's Muth aufs neue. Er bemächtigte sich im J. 1458 Corinth, machte sich den Peloponnes zu eigen, und vollendete seine Eroberungen im J. 1561 durch die Eroberung von Trapezunt und desjenigen Theiles von Capadocien, der von den griechischen Kaisern abhängig war. (Vergl. byzantinisches Reich.) Mahomet erschien darauf am schwarzen Meer, und wollte Caffa, das kemptige Theodosia, einnehmen. Die Venetianer schlugen ihn muthig ab. Der erbitterte Sultan schwur allen Christen den Untergang, und drohte, als er von der Vermählung des venetianischen Dogen mit der adriatischen Meere hörte, daß er ihn bald in den Abgrund des Meeres hinabschicken wolle, um seine Hochzeit zu vollziehen. Um seinen Plan auszuführen, griff er 1470 die Insel Negropont an, eroberte die Hauptstadt Chalcis, ließ sie plündern und den Gouverneur Paolo Erizzo, den er Schonung gelobt, mit einer Säge durchschneiden. Zehn Jahre darauf erschien er mit einer großen Flotte vor Rhodus. Die Tapferkeit der Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem, verbunden mit der Standhaftigkeit Peters von Aubusson, ihres Großmeisters, zwang die kühnen nach einem großen Verlust an Menschen und Schiffen zum Rückzug. Sich zu rächen, überfielen die Türken Otranto in Apulien, nahmen es nach siebzehntägiger Belagerung und opferten ihrer Wuth tausend Einwohner. Italien zitterte. Mahomet rüstete ein neues Heer gegen dasselbe und wollte zugleich seine Waffen nach Aegypten tragen, als der Tod im J. 1481 seinen Unternehmungen ein Ende machte. Er hatte während einer Regierung von 39 Jahren zwei Kaiserthümer umgestürzt, zwölf Königreiche und mehr als zweihundert Städte erobert. Auf sein Grab hatte er die Worte zu setzen befohlen: „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern;“ wahrscheinlich, um damit seinen Nachfolgern ihre Pflicht einzuschärfen. Wenn glückliche Eigenschaften und umfassender Ehrgeiz, besonnener Muth und glänzende Thaten einen großen Fürsten, unmenschliche Grausamkeit, schändliche Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gerechtigkeit dagegen einen Vbsewicht machen, so muß man gestehen, daß Mahomet II. beides gewesen. Er sprach griechisch, arabisch und persisch, verstand lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntnisse in der Geographie und Mathematik und war mit der Geschichte der größten Männer des Alterthums bekannt. Kurz, er würde mit den erhabensten Helden zu vergleichen seyn, wenn seine Grausamkeiten nicht seinen Ruhm verfinstert hätten. Die Politik hemmte zuweilen den Ungeßüm und die Barbarei seines Charakters, aber nur zu oft wurde er von ihr hingeführt; doch sind nicht alle Thatfachen, die man von seiner Unmenschlichkeit anführt, beglaubigt.

Mahomet III. (oder **Mohammed III.**), türkischer Kaiser, bestieg den Thron 1595, folgte seinem Vater Murat III. und fing seine Regierung damit an, daß er neunzehn seiner Brüder erdrosseln und zehn Frauen seines Vaters, die man für schwanger hielt, ersäufen ließ. Dieser tapfere Barbar behauptete Siebenbürgen gegen Rudolph II. und erschien persönlich an der Spitze von 200,000 Mann in Ungarn. Agrit hatte sich ihm auf Bedingung ergeben, dennoch wurde die ausziehende Besatzung niedergehauen. Entrüstet über diese Treulosigkeit, ließ Mahomet den Janitscharenaga enthaupten, der die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Der Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaisers Rudolph, marschirte gegen ihn, nahm seine Artillerie, tödtete ihm zwölftausend Mann und würde einen vollständigen Sieg davon getragen haben, wenn Mahomet, der durch einen italienischen Apostaten erfuhr, daß die Sieger sich mit Plündern beschäftigten, nicht den Kampf erneuert und ihnen den Sieg entzogen hätte (1596). Die folgenden Jahre waren wenig glücklich für ihn. Seine Armeen wurden aus Ober-Ungarn, der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen vertrieben. Mahomet bat um Frieden, der ihm aber verweigert wurde. Sich in diesen Wiedermühseligkeiten zu zerstreuen, überließ er sich in seinem Serail einem steten Sinnenrausch, ohne daß weder äußere, noch innere Kriege ihn daraus wecken konnten, und starb 1603 an der Pest, in einem Alter von 39 Jahren nachdem er seinen ältesten Sohn erdrosseln und dessen Mutter ertränkt lassen.

Mahomet IV. (oder **Mohammed IV.**), geboren 1642, bestieg den Thron 1649 nach dem tragischen Tode seines von den Janitscharen erdrosselten Vaters, Ibrahim I. Der Anfang seiner Regierung war glänzend. Die Türken waren damals im Kriege mit den Venetianern. Der Großvezir Coprogli, der bei Raab von Montecuculi geschlagen worden, setzte alles an die Eroberung der Insel Candia. Mehrere Jahre hindurch lahnte die Unternehmung wegen der Unruhen im Serail und der Einfälle der Türken in Ungarn, ohne daß sie darum wäre unterbrochen worden. Endlich im J. 1667 belagerte er mit vielem Nachdruck das von Morosini, Generalcapitain der venetianischen Seetruppen und Montbrun, Commandanten der Landtruppen, tapfer vertheidigte Candia. Die Belagerten, unterstützt von Ludwig XIV., der ihnen 6 bis 7000 Mann unter Beaufort und Monilles zu Hülfe schickte, tröhten fast zwei Jahre den Anstrengungen der Belagerer, und mußten sich endlich im Sept. 1669 ergeben. Der Duc de Beaufort war bei einem Ausfall geblieben. Coprogli zog mit Capitulation in das in Asche gelegte Candia ein. Dem Sieger kostete diese Eroberung 200,000 Mann. „Die Türken,“ sagt Voltaire, „zeigten sich bei dieser Belagerung selbst den Christen in der Kenntniß der Kriegskunst überlegen. Die größten Bomben, die man je in Europa gesehen, wurden in ihrem Lager gegossen. Sie legten zum ersten Male Parallelen in den Laufgräben an; ein Verfahren, das wir von ihnen angenommen und das sie von einem Italiener erlernt hatten.“ Der Strom der ottomanischen Macht brach darauf über Polen ein. Mahomet IV. marschirte persönlich 1672 gegen die Polen, entriß ihnen die Ukräne, Podolien, Wolhynien, die Stadt Kaminiel, und gewährte ihnen den Frieden, nur gegen einen jährlichen Tribut von zwanzigtausend Thalern. Sobieski wollte einen so schimpflichen Vertrag nicht genehmigen; er rächte seine Nation im folgenden Jahre durch die völlige Niederlage der feindlichen Armee in den Gefechten von Choczim. Die zu wiederholten Malen geschlagenen Ottomanen waren genöthigt, ihm 1676 einen ehrenvollen Frieden anzugeben.

Defekti die Ungarn gegen den Kaiser zum
melte der Sultan zur Unterstützung der
Mann unter dem Großvezir Kara Mu-
n vor, das er 1683 belagerte und mit
Arde. Sobieski hatte Zeit, ihm zu Hülfe
das Lager Mustapha's, schlug seine Trup-
p zu lassen und mit den Trümmern des
u suchen. Mahomet ließ den Großvezir
ge begann der Verfall der ottomanischen
Polen vereinigt, überwand den bald dar-
10,000 Mann. Das Jahr 1684 begann
Kriegsbandniß gegen die Türken zwischen dem
und den Polen. Prinz Carl von
Holländischen Heere, schlug sie völlig bei Mo-
nische Feldherr Morosini den Peloponnes
e so viel Unglück der Trägheit des Sul-
und erhob seinen Bruder, Soliman
met, der sich der Unthätigkeit hingege-
gen, die Jagd, entbehren mußte, verzeigte
1691. Ihm fehlte weder Muth, noch
er trotz seines argwöhnischen Charak-

terchen.

Böhmen, Schlessien, Ungarn und Oester-
reich, die von den drei ersten Ländern durch-
zogen, vorzüglich auf der Nordseite, wo die
Höhe 4400 Fuß über die Meeressfläche er-
reicht, Quadratmeilen angegeben. Das Land
der österreichischen Monarchie. Im Gebirge
leben, im obern innern Lande mehr der
Bevölkerung ungeachtet, noch die Aus-
zahl betrug im Jahr 1801, ohne das
darunter waren 27,000 Juden und unge-
(Vergl. d. Art. Oesterreich.) Außer dem
auch Flach, Obst, Wein und Gänse im
erzeugen etwas Silber, Kupfer, viel Eisen,
Stein, auch Edelsteine. Unter den Manu-
facturen und Leinwandmanufacturen durch ihre
reich Porzellanfabriken, Glasbütten, Ei-
sen, f. w. in großer Menge. Die Pferde-
zucht. Die Einwohner bestehen größtentheils
auf dem Lande meistens slavisch gesprochen;
in den Städten wohnen Deutsche. Mähren,
welche aus der böhmern Geistlichkeit, dem
Lande bestehen; sie bewilligen die Steuern.

Vom den 20 Herrschaften des Landes besitzt der Fürst von Lichtenstein
15 und der Fürst von Dietrichstein 7. Das Landesgubernium zu
Brünn (s. d. Art.) verwaltet die Regierung; es dirigirt zugleich die
Geschäfte des österreichischen Antheils von Schlessien. Die geistliche
Verwaltung besorgen der Erzbischof von Olmütz (s. d. Art.) und der Bi-
schof von Brünn. Die Landeseinkünfte lassen sich auf mehr als 7 Mil-
lionen Gulden berechnen. Das Land wird in sechs Kreise getheilt, in
Molmützer, brünner, iglauer, znojmer, braudischer und
brenner Kreis. Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Brünn. —

Von der Geschichte des mährischen oder großen Reichs führen wir folgendes an. Das Land der alten Quaden, welches nach deren Abzug nach Spanien die Scyren, die Rugier, die Heruler, und zuletzt bis um 548 die Longobarden eingenommen hatten, ward endlich von einer Colonie donauischer Slavonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben wurden, und von dem Flusse Morawa den Namen Morawer bekamen aufs neue bevölkert. Bei dem nachmaligen Verfall des avarischen Staates konnten sich die mährischen Slaven weiter ausbreiten und nach und nach ein Königreich errichten, welches unter dem Namen von Groß-Mähren viele mehr Länder als das heutige Mähren in sich begriff. Earl der Große überwand die Mährer und nöthigte ihren König Samoslaw, sich taufen zu lassen, wiewohl erst um das Jahr 856 Cyrillus (s. d. Art.) der wahrer Apostel der Mährer wurde. Ludwig der Fromme legte dem König Reginar Tribut auf; Ludwig der Deutsche machte den König Radislaw zum Gefangnen. Arnulph vergrößerte anfangs und stürzte hernach den mährischen Staat, denn er gab dem Zuatoplic (Swiatopluck) nicht nur Böhmen, sondern auch andre Länder, auf der einen Seite bis an die Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; allein da sich dieser hernach empörte, griff ihn Arnulph mit Hilfe der Böhmen und Ungarn mit solchem Erfolge an, daß das mährische Reich außerordentlich geschwächt und endlich unter Swiatobog, Swiatepluck's Sohne (908) völlig zu Grunde gerichtet wurde. Seitdem wurde es nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Im J. 1056 erhielt Mähren ungefähr den heutigen Umfang und wurde böhmisches, was es zum Theil schon zuvor war. Im J. 1085 bekam es den Titel einer Markgrafschaft und wurde seitdem (bis auf Matthias Zeiler 1611) von den böhmischen Königen unter diesem Titel von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben.

Mährische Brüder. Vergl. d. Art. böhmische Brüder.

Maifeld, s. März- und Maifeld.

Mailand (Mediolanum), ein Herzogthum in Ober-Italien, das zu den schönsten und fruchtbärsten Ländern von Europa gehört. Es grenzt gegen Westen an Piemont und Montferrat, gegen Süden an das genuesische Gebiet, gegen Osten an das Parmesansische, Mantuanische und Venetianische, gegen Norden aber an die vier italienischen Vogteie der Schweizer und an Graubünden. Die Größe beträgt 180 Quadratmeilen und die Einwohnerzahl eine Million. Die Hauptproducte sind Getraide, Reis, Wein, Früchte und Seide. — Der erste Herzog von Mailand war Johann Galeazzo Visconti, welchen Kaiser Wenzel im J. 1395 dazu ernannte; der Hauptfond des Herzogthums bestand aus einer Menge der schönsten und blühendsten lombardischen Städte, in welchen die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigungen der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Der Stamm des Visconti starb aber bald aus (1447), und wiewohl nun Frankreich die nächsten Anwartschaftsansprüche auf Mailand hatte, so lang es doch dem Franz Sforza, dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti (1450), dieses schöne Land für sich und seine Familie zu erhalten. Doch behauptete sich dieselbe nur bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts ununterbrochen darin; denn seit Ludwig XII von Frankreich seine Ansprüche 1499 geltend zu machen anfing, die sein Nachfolger Franz I. noch eifriger versucht, war Mailand wechselweise im Besitz der Franzosen und der Sforza's, (vergl. d. Art. Italien.) Als Franz I. im madrider Frieden (1526) alle italienischen Besitzungen aufgeben mußte, und 1555 mit Maximilian Sforza (w.

da Mailand vom Kaiser als Reichslehn erhielt) der sforzaische Mannstamm ausstarb, gab Carl V. dasselbe seinem Sohn Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es auch bis auf den spanischen Successionskrieg (1700) blieb. Durch denselben kam es an Oesterreich. Durch den Wiener Frieden 1735 und den wormser Tractat 1743 wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlassen. Im J. 1797 bemächtigten sich die Franzosen des Landes und erklärten es für einen Theil der napoleonischen Republik. Und obgleich in der Folge die Oesterreicher und kaiserlichen Herren des Landes wurden und die gemachten Verfügungen vernichteten, so blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo ebenfalls Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italienische Republik und 1805 in italienisches Königreich um, wozu welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereignisse des J. 1814 dasselbe auflösten und die Oesterreicher zurückführten, welche in Folge einer mit dem bisherigen Kaiser von Italien geschlossenen Uebereinkunft das Land besetzten und hier formlich in Besitz nahmen. (s. d. Art. Oesterreich.) — Die Hauptstadt des Herzogthums heißt ebenfalls Mailand. Sie ist eine der größten, reichsten und bevölkerlichsten Städte in Italien, liegt in einer ebenen Ebne zwischen den Flüssen Tessino und Adda, welche durch Canäle mit der Stadt verbunden sind, und zählt 120,000 Einwohner. Außer der hohen Mauer und dem Walle hat die Stadt selbst keine Befestigung; die Citadelle hingegen, Castello di porta Zobia genannt, war ehemals sehr wichtig, ist aber jetzt geschleift. Mailand hat einen Erzbischof, eine von Maria Theresia gestiftete Universität, eine Akademie der bildenden Künste, schöne Kunst- und andre Sammlungen und mehrere gemeinnützige Anstalten, unter denen sich eine milde Stiftung (Consempatorio) für unglücklich verheirathete Frauen auszeichnet. Merkwürdig daselbst ist der Dom, nach der Peterskirche der größte in Italien; sie ist, ob man gleich beinahe 400 Jahre daran gearbeitet hat, noch nicht ganz ausgebaut, 449 Fuß lang und 270 Fuß breit, man zählt über 4000 an den verschiedenen Theilen der Kirche angebrachte Figuren. Neben der Sacristei ist Agrius berühmte Statue des heil. Bartholomäus. Das Schauspielhaus wird für das prächtigste Gebäude gehalten, das in neuern Zeiten für öffentliche Vergnügungen errichtet worden. Die hiesige Bibliothek, Gemäldesamml. und Münzsammlung, welche durch die französischen Eroberer eines Theils ihrer Kostbarkeiten beraubt worden waren, haben dieselben im J. 1815 zurück erhalten. Während der Dauer des Königreichs Napoleon war Mailand die Hauptstadt desselben und die Residenz des Königs.

Mailard (Demoselle), erste Sängerin in der Akademie der Musik in Paris. Nachdem sie seit ihrem zwölften Jahre in der komischen Oper in Paris und Petersburg mit vielem Beifall aufgetreten war, debütierte sie 1781 in der königlichen Musikakademie zu Paris. Ein majestätischer Wuchs, eine edle Haltung, eine sonore und umfassende Stimme eignete sie für das Rollensfach der Königinnen, das sie anfangs mit Madame Saint-Huberty theilte. Natur und Seelenausdruck sind die Grundlage ihres Talents und geben ihrem Spitz das Gepräge der Vollendung. Noch vor einigen Jahren trat sie aus Gefälligkeit gegen Laine als Thaurine in *Collinette à la cour* auf, und trug hauptsächlich dazu bei, daß diese Oper so allgemein gefiel.

Maimon (Mosés Ben oder Maimonides), einer der berühmtesten jüdischen Gelehrten, geboren zu Cordova in Spanien im J. 1139

(nicht 1131). Mit dem mündlichen Unterrichte der Araber Chophal und Averroes in der Medicin und Philosophie verband er ein fleißiges Studium der Werke der alten Philosophen, besonders des Aristoteles machte sich aber dadurch seinen Glaubensgenossen so verdächtig, daß er um ihren Verfolgungen zu entgehen, sich nach Aegypten begab, wo er anfangs einen Zimelirer abgab, bald aber zum Leibarzt des Sultans Saladin von Aegypten ernannt wurde, unter dessen Schutz er eine sehr besuchte Lehranstalt zu Alexandrien stiftete. Neue Nachstellungen seiner Feinde und Verfolger nöthigten ihn, Alexandrien wieder zu verlassen. Im steten Herumziehen verstrich ihm der übrige Theil seines Lebens welches er im J. 1205 zu Kaitra oder in Palästina beschloß. Unter seinen Schriften ist die bekannteste *Moré Nevochim* (doctor perplexorum, Lehrer der Verwirrten oder Wankenden), ein Versuch, die Lehren des A. T. mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen oder eine Art von Religionsphilosophie, welche von seinem hellen Verstande und seinem Scharfsinn auf das rühmlichste zeugt. Diese Schrift war ursprünglich arabisch geschrieben, und wurde von einem Juden in Hebräische und von Buxtorf ins Lateinische übersetzt (1529. 4.) Außer dem verdient genannt zu werden: 2. ein trefflicher Commentar über die Mischna, hebräisch und lateinisch, Amsterdam in 6 Vol.; 3. *Jad Chajja* (die starke Hand), ein Abriss des Talmud, Venedig, 4 Vol.; 4. *Sepher Hamisotz* (das Buch der Lehren), hebräisch und lateinisch, Amsterdam 1640, 4., eine Erklärung der 613 affirmativen und negativen Lehren des Gesetzes. Ferner, ein Buch über den Götzendienst, übersetzt von Bossius, ein andres über Christus, übersetzt von Genebrard, mehrere medicinische und andre Werke, Briefe und Abhandlungen. Die Juden nennen ihn den wahrhaften Meister, den großen Adler, den Ruhm des Morgenlandes, das Licht des Abendlandes, und betrachten ihn als das größte Genie nach dem Gesetzgeber Moses. Sie bezeichnen ihn ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchstaben R. M. B. M. (Rabt Moses Ben Raimon), woraus man R a m b a m gemacht hat. Man hat es jedoch der Moral dieses geistreichsten und ausgezeichnetsten Lehrers der Juden nicht zur Ehre angerechnet, wenn er in seinem *Sepher Mischnotim* (oder das Buch von den Rechten) die Erläuterung gibt: Leute von anderer Religion soll man fleißig mahnen, denn es ist ein verdienstvolles Werk, dieselben zu schinden und zu plagen, nach dem Befehl der Schrift: den Fremden sollst du drängen.

Maimon (Salomon), ein um die Philosophie sehr verdienter jüdischer Gelehrter, geboren zu Meschitz in Litthauen 1753. Da wir eine Lebensgeschichte von ihm selbst besitzen (Berl. 1792 — 93, 2 Thle. 8.), und noch kürzlich *Maimoniana*, oder Rhapsodien zur Charakteristik Salomon Maimons, aus seinem Privatleben gesammelt, von G. J. Vol. Berl. 1813, herausgegeben worden sind, in welchen ein Auszug seiner Biographie enthalten ist, so setzen wir hier nur hinzu, daß Maimon am 22ten Nov. 1800 auf dem Kalkreuthschen Gute Siegersdorf in Niederschlesien starb, und heben eine seiner wichtigsten Schriften aus: Die fünf Versuche über die Transcendentalphilosophie, Berl. 1790; Versuch einer neuen Logik, nebst Briefen an Anusidemus etc. Berlin 1791 durch welche er Kant's transcendente Logik zu berichtigen und näher zu bestimmen suchte; ferner über die Kategorien des Aristoteles ebend. 1794; und Kritische Untersuchungen über den menschl. Geist, Ep. 1798. — in welchen Schriften er die Lehren der kritischen Philosophie in großem Scharfsinn entwickelte, und bestimmte.

Maim oder **Mayan**, ein großer deutscher Fluß, welcher auf de

Isarberge in Bayreuth aus zwei Quellen, welche den weißen und roten Main bilden, entspringt. Nachdem beide sich beim Schlosse Steinhaus unter Culmbach vereinigt haben, nimmt er seinen gekrümmten Lauf durch ganz Franken und fällt über Mainz in den Rhein. Unterhalb Bamberg, wo sich die Regnitz mit ihm verbindet, wird er für beträchtliche Fahrzeuge schiffbar.

Maine (Anne Louise, Benedictine de Bourbon, Duchesse du), war 1676 geboren und erweckte früh die glücklichsten Hoffnungen. Eine Enkelin des großen Condé nährte sie den Geist und die Gefinnungen ihres Großvaters. Im J. 1692 vermählte sie sich mit Louis, Auguste de Bourbon, Duc du Maine, dem Sohne Ludwigs XIV. und der Madame Montespan, geb. 1670, der sich schon in seiner Kindheit durch seinen Verstand auszeichnete, und später mehrere hohe Militärämter bekleidete. So wenig auch die Herzogin schön war, so mußte sie doch nicht nur das Herz ihres Gemahls zu gewinnen, sondern ihn auch zu beherrschen und nicht selten zu übermäßigem Aufwande zu verleiten. Sie wandte ihr ganzes Ansehen an, um ihrem Gemahl und ihren Kindern einen dem ihrigen gleichen Rang zu verschaffen. Stufenweis gelangten sie bis zum vollen Range der Prinzen von Geblüt und erhielten im J. 1711 von Ludwig XIV. ein Edict, das ihnen und ihren Kindern die Thronfolge zusicherte. Dieses Edict war zum Theil das Werk der Duchesse du Maine, welche den Schmerz hatte, ihr Gebäude zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs XV. erschüttert zu sehn. Während der Duc d'Orleans alles aufbot, sich trotz der Verfügungen Ludwigs XIV. die Regentschaft zu sichern, war der Duc du Maine beschäftigt, den Antifac zu übersehen. Diese Sorglosigkeit verschaffte Orleans den Sieg. Die Herzogin, aufgebracht, daß der Regent, wie sie sich ausdrückte, ihre Familie gedemüthigt habe, nahm Theil an der Verschwörung des jungen Cellamare. Sie wurde 1718 verhaftet und nach dem Schlosse Vincennes, ihr Gemahl aber nach dem Schlosse Dourlens gebracht; erst im J. 1720 erhielten sie ihre Freiheit wieder. Der Herzog starb 1736; seine Gemahlin 1753 zu Orléans, wo Gelehrte und Künstler eine freigebige Beschützerin an ihr gefunden hatten. „Nie hat jemand“ sagt Frau von Staël von ihr, „so genau, zierlich und geschwind und zugleich so edel und natürlich gesprochen. Ihr Geist, der lebhaft von den Ereignissen getroffen wurde, war ein Spiegel, der sie zurückwirft, nur etwas hinzuzufügen, ohne sie zu verschönern, ohne sie zu verändern.“ — Sie hinterließ zwei Söhne, Louis-Auguste de Bourbon, Prinz von Dombes, und Louis-Charles de Bourbon, Graf von Eu; beide starben kinderlos, dieser 1775, jener 1755. — Im Jahre 1805 erschienen *Lettres de Madame la Duchesse du Maine et de Madame la Marquise de Simiane*. Voran stehn historische und biographische Nachrichten.

Mainotten. Maina ist eine Landschaft am Flusse gleiches Namens im südlichen Theile von Morea, deren Bewohner man, weil sie sich wie Unsinige in die Feinde stürzen, Mainotten nennt. Sie sind Nachkommen der alten Lacedämonier, und noch jetzt das tapferste Volk unter allen Griechen. Ungeachtet man ihre Mannschaft nicht höher als 12,000 Soldaten rechnet, sind sie doch nie bezwungen oder den Türken jenseitbar geworden. Ihr Land ist von allen Seiten durch Berge besetzt; sie selbst nähren sich von Seeräuberei. Die Genueser verpflanzten ehemals viele Mainotten nach Corsica, auch nahm der Großherzog von Toscana viele in seine Staaten auf. Ihr Hauptort ist Mistra (Mystra). Der oberste Befehlshaber des Landes heißt Bey. Er wird

von den Einwohnern selbst gewählt und vom Großherrscher bestätigt, dessen Befehle er vollstreckt. Sie bekennen sich zur griechischen Religion. Ihnen gehören auch drei kleine, nicht weit vom Lande liegende Inseln, deren jede von einem Capitain regiert wird.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), eine durch ihr Verhältniß zu Ludwig XIV. sehr berühmte Frau, war 1635 in einem Gefängniß von Niort geboren, woselbst sich ihr Aeltern, Constant d'Aubigné und Anne de Condillac, eben befanden. Sie war bestimmt, allen Wechsel des Glücks zu erfahren. Als ein dreijähriges Kind wurde sie nach Amerika geführt, blieb durch die Nachlässigkeit eines Domestiken am Ufer liegen, wo sie fast von einer Schlangge getödtet worden wäre, kam als zwölfjähriges Mädchen nach Frankreich zurück, wurde mit größter Härte bei einer Verwandten, Madam de Mollant, erzogen, und mußte sich glücklich schätzen, des häßlichen Scarrons (s. d. Art.) Gattin zu werden, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, und auf die Nachricht von ihrer bedrückten Lage sich erbott hatte, entweder die erforderliche Summe für sie zu bezahlen, wenn Nonne werden wollte, oder sie zu heirathen, wenn sie sich zu verheirathen wünsche. Sie wählte das letztere, und gab als ein sechzehnjähriges Mädchen dem berühmten Burleskendichter ihre Hand. Dieser sonderbare Mann war nicht reich und an allen Gliedern gelähmt, aber seine Familie stand in hohem Ansehn und sein Haus bot allem, was der Hof und die Stadt Liebenswürdigen und Ausgezeichnetes besaß, einen Vereinigungspunkt dar. Vivonne, Grammont, Coligni, Charleval, Pellisson, Hénault, Marigni u. s. w. versammelten sich um ihn als einen geistreichen und heitern Kranken. Seine Gattin, die ihm eigentlich nur Freundin und Gesellschafterin seyn konnte, erwarb sich durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch Geist und Bescheidenheit allgemeine Liebe und Achtung; ihre Tugend, sagt man, war nicht Heuchelei, wenigstens gibt die berühmte Ninon de Lenchos ihr die ehrenvollsten Zeugnisse. Nachdem Scarron 1660 gestorben war, sank seine Wittve in die vorige Noth zurück. Ein Marquis bot ihr seine Hand, aber sie schlug die Verbindung mit einem Manne aus, in welchem sie nur einen lasterhaften Gecken erkannte. Die vereitelte Bemühung, die Pension ihres Gatten für sich zu erhalten, bestimmte sie zu dem Entschluß, ihr Vaterland zu verlassen. Eine in Paris erzogene Prinzessin von Portugal suchte durch den Gesandten eine Dame von Stand und Verdienst zur Erzieherin ihrer Kinder. Madame Scarron bekam den Antrag und nahm ihn an. Als sie von der Frau von Montespan Abschied nahm, redete diese ihr zu, in Frankreich zu bleiben, und erbot sich, dem Könige eine Bittschrift um eine Pension zu übergeben. Letztere wurde bewilligt, und die Reise nach Portugal unterblieb. Frau von Montespan ließ es nicht dabei bewenden, sondern stellte sie auch dem Könige vor. Ihre Lage verbesserte sich bald, da Frau von Montespan, welche die Kinder, die sie von dem Könige hatte, zu verheimlichen wünschte, sie zur Gouvernante derselben wählte. Madame Scarron lebte damals sehr zurückgezogen mit ihrer Pension von 2000 Livre und hatte den Kummer, zu wissen, daß sie dem Könige mißfiel. Dieser Fürst war ihr abgeneigt, weil er sie für eine Scheinheilige und für einen schönen Geist hielt. Uebrigens achtete er sie, und als man nach einer Person umfab, die den Herzog von Maine in die Stadt von Barège begleiten sollte, fiel seine Wahl auf sie. Madame Scarron wurde die Gouvernante dieses Kindes, das mit einem ungehaltenen Fuß zur Welt gekommen war, und da sie jetzt dem Könige

mittelbar schrieb, gelang es ihr, nach und nach die ungünstigen Eindrücke auszulöschen, die sie früher auf denselben gemacht hatte. Ihr Muth trug ebenfalls dazu bei. Der Monarch spielte oft mit ihm und freute sich über seine klugen Antworten. „Du bist recht verständig,“ sagte er ihm einst. „Das muß ich wohl seyn,“ antwortete der Inabe, „ich habe ja eine Gouvernante, die der Verstand selbst ist.“ — „Ach,“ sagte der König, „und zeige ihr an, daß du ihr hunderttausend Franken für deine Zuckerhörner gibst.“ — Sie erkaufte für dieses Geld im J. 1674 das Landgut Maintenon, dessen Namen sie annahm. Der König, der sich nur langsam an sie gewöhnte, ging von der Abweisung zum Vertrauen und vom Vertrauen zur Liebe über. Frau von Montespan selbst trug durch ihren ungleichen, sonderbaren, herrschsüchtigen Charakter viel zur Erhebung der Frau von Maintenon bei, indem sie den König von dieser Verbindung abzog, sich in seinem Armen des Platzes bemächtigte, den Frau von Montespan einnahm. Ludwig XIV. gab ihr die Stelle einer Hofdame bei der Dauphine; bald darauf trug er ihr die Stelle einer Dame d'honneur an. Letzteres lehnte sie ab, um nicht, wie sie sagte, den Neid auf sich zu ziehen. Bald aber dachte der König darauf, sie noch höher zu erheben. Dieser Fürst war damals in dem Alter, wo Männer einer Frau bedürfen, in deren Brust sie ihre Leiden und Freuden niederlegen können, und wünschte die Beschwerden der Regierung durch die unschuldigen Annehmlichkeiten des Privatlebens zu versüßen. Der geschmeidige Geist der Frau von Maintenon, die von Jugend auf gelernt hatte, sich fremden Charakteren anzupassen, versprach ihm eine angenehme Gefährtin und zuverlässige Vertraute. Der Pater La Chaise, sein Beichtvater, schlug ihm vor, seine Neigung durch die unauslöschlichen Bande einer geheimen, aber mit allen Kirchengebräuchen vollzogenen Ehe zu legitimiren. Dies geschah gegen das Ende des Jahres 1685. Der Erzbischof von Paris, Harlay, trauete beide in Gegenwart des Beichtvaters und zweier Zeugen Ludwig XIV. war damals 48, die Maintenon 50 Jahre alt. Im Hofe erschien die Ehe immer räthselhaft, obgleich tausend Anzeichen sie verriethen. Sie hörte die Messe in einer von den Tribunen, die nur von der königlichen Familie eingenommen wurden: der König wählte sie ohne Zusatz Madame. Im Innern des Schlosses war es nicht zu verkennen, daß sie die Gemahlin des Königs sey. Sie stand, wenn Monseigneur oder Monsieur hereintraten, nur einen Augenblick auf. Die Prinzen oder Prinzessinnen von Geblüt wurden nur nach mütterlicher Erlaubniß in ihr Zimmer gelassen, oder wenn sie dieselben nicht ließ, um ihnen einen trocknen Berweis zu geben. Sie nannte die Herzogin von Burgund nie anders als Mignonne, und wurde von dieser Tante genannt. Doch war das Glück der Frau von Maintenon von kurzer Dauer. Sie selbst äußert sich darüber so: „Ich war eheutig geboren; ich bekämpfte diese Neigung. Als die Wünsche, die ich nicht mehr hatte, erfüllt waren, hielt ich mich für glücklich; aber dieser Aushang währte nur drei Wochen.“ — Sie lebte seit ihrer Erhebung in einer Art von Abgeschlossenheit von der Welt. Ludwig XIV. kochte sie täglich nach der Mittagstafel und vor und nach der Abendmahl. Er arbeitete bei ihr mit seinen Ministern, während sie las oder sich sonst beschäftigte. Wiemohl sie dem Anschein nach von den Staatsgeschäften nichts wußte, noch wissen wollte, so hatte sie doch oft den verschiedensten Einfluß auf dieselben. So geschah die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht ohne ihren Einfluß. Auch wurde durch ihre Anwirkung Chamillart zum Minister, Marsin zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland (1703) ernannt, Vendôme und Lutinat aber

erfüllt. Das Publicum machte ihr einen Vorwurf aus ihren Fehlern, die ihre angeblich guten Absichten nicht immer entschuldigen konnte. In allem übrigen dem Willen Ludwigs XIV. unterworfen, war sie einzig mit der Sorge beschäftigt, ihm gefällig zu seyn; und diese Selbsterlei in einem schon hohen Alter machte sie unglücklicher als die Thätigkeit, in welcher sie sich in ihrer Jugend befunden. Ihre Briefe enthalten darüber die merkwürdigsten Aeußerungen. „Welche Marter, sagte sie einst zu Frau von Volingbroke, ihrer Nichte, „einen Mann zu unterhalten, der der Unterhaltung nicht fähig ist!“ — Der König, der sie zuweilen mit süßler Laune plagte, glaubte sie durch Beweise von Hochachtung zu entschädigen, wie er sie nie einer Frau gegeben. Aber diese äußern Zeichen stillten nicht ihren innern Gram. Die Mäßigung, die sie sich vorgeschrieben hatte, vermehrte das Unglück ihrer Lage. Sie that für ihre Familie nicht, was sie hätte thun können, weil sie die Blicke des Publicums zu sehr auf sich und auf die Ihrigen zu ziehen fürchtete. Sie selbst besaß nichts als das Landgut Maintenon und ein Jahrgeld von 48.000 Livres. Auch weigerte sie sich, mehr anzunehmen. Dagegen sorgte sie für ihre Freunde und für die Armen. Der Marquis Dangeau, Barillon, der Abt Lefau, Racine, Despréaux, Barbes, Bussi, Montchevreuil, Mademoiselle de Scuderi, Madan des Houlières verdankten ihr Glück der Bekanntschaft mit ihr. Die Wohlthätigkeit, die sie üben konnte, erleichterte ihr manche Beschwerden, welche mit ihren Verhältnissen verbunden war. So entwarf sie den Plan zu einer Anstalt für unbegüterte Mädchen von Stande. Auf ihre Bitte stiftete Ludwig XIV. im J. 1686 in der Abtei von Saint-Etienne (eine Stunde von Versailles) eine Anstalt, worin dreihundert junge Mädchen von sechsunddreißig Nonnen und vierundzwanzig Laienschwestern unentgeltlich erzogen und unterrichtet und beim Austritt mit 1000 Eblrn. ausgestattet wurden. Die Maintenon gab dieser Anstalt ihre ganze Einrichtung. Sie entwarf die Reglements, die auch gedruckt erschienen sind. Die Erziehung von Saint-Etienne wurde unter ihre Augen musterhaft, und die Anstalt ihr um so werthwer, je glücklicher der Erfolg derselben war. Nach dem Tode des Königs (1715) zog sie sich ganz nach Saint-Etienne zurück, wo sie selbst an dem Unterricht, wie an den Spielen und Unterhaltungen der Zöglinge Theil nahm, und endlich 1719 starb. „Das Grabmal der Frau von Maintenon in der Anstalt von Saint-Etienne, die sie gestiftet hatte, wurde unter der revolutionären Regierung zerstört. Die Ueberreste wurden von Erouzet dem Director des Hauses, gesammelt und in diesem Denkmale niedergelegt auf den Beschluß der Administratoren des französischen Provinces, Anson, Hourier Eloi, Le Febvre, Corbinière, Laudigcois und Nicod, im dritten Jahre des Consulates von Bonaparte.“ So lautet die Inschrift, welche man gegenwärtig in der Anstalt von Saint-Etienne auf einem Monumente liest, auf dessen Gegenseite folgende Verse stehen

**Les Elèves du collège de St. Cyr à Madame de
Maintenon.**

Elle fonda Saint-Cyr, édifia la Franco.
Son tombeau fut détruit, ses restes outragés;
La jeunesse en gémit et la reconnaissance
Èlève une autre tombe à ses mânes vengés.

La Beaumelle hat die Briefe der Madame Maintenon nach ihrem Tode herausgegeben (Amsterdam 1756, 9 Bände 12). Sie sind mit Geheimschriften, aber auch mit so vieler Zurückhaltung, als hätte sie da

bekanntwerden derselben vorausgesehen. Ihre trockne, präcise und knappe Schreibart ist ein Bild ihres Charakters. Dennoch sind diese Briefe köstlich, weil sie jene interessante Mischung von Religion und Galanterie, von Schwäche und Würde verrathen, die sich so oft im menschlichen Herzen findet. Dagegen ist zu bedauern, daß der Herausgeber sich eine Menge willkürlicher Veränderungen erlaubt hat. Die Ausgabe von 1807 in 6 Bänden 12. ist unvollständiger als die vorhergehenden. Auch hat La Beaumelle *Memoiren* zur Geschichte der Maintenon in 6 Duodezbanden herausgegeben, denen man jedoch mehr Genauigkeit wünschen möchte. Briefe und *Memoiren* sind 1778 in 16 Duodezbanden erschienen. Man muß damit ein kleines seltenes Buch, *Entretiens de Louis XIV. et de Madame de Maintenon sur leur mariage*, Marseille 1701, verbinden. Auch sind *Maintenoniana* erschienen. Caraccioli hat ihr Leben beschrieben. Ihre Biographien von Regault-Barin und der Madame Genlis sind Romane. Eine nach den Handschriften verbesserte und um zweihundert Briefe vermehrte Ausgabe ihrer Briefe ist in 6 starken Duodezbanden erschienen und enthält: 1. Ihr Leben von Auger; 2. Notizen über die wichtigsten Damen und Männer ihrer Zeit; 3. Unterhaltungen der Maintenon mit einigen Damen von Saint-Evr; 4. Denkschriften der Maintenon über die Zurückhaltung der flüchtigen Protestanten und Hugenotten; 5. Ihre Werke in Versen und Prosa; 6. Ihr Testament; 7. Briefe des Bischofs von Narbonne, Sedets des Marais, die ihre Vermählung mit Ludwig XIV. betreffen; 8. Briefe des Königs an sie. Die neueste Schilderung ist von Bredow in dem Taschenbuche *Minerva* a. d. J. 1814 und 15. — Von der Familie der Maintenon nennen wir ihren Bruder, den Grafen Flabigne, Lieutenant-général und Gouverneur von Verri, dessen Tochter der Duc und nachmalige Marschall de Noailles heirathete; ferner die Enkelin ihrer Mutter-Schwester, die sich mit dem Marquis Caplus verheirathete und deren Sohn der berühmte Graf Caplus war.

Mainz, s. **Maynz**.

Maire, die erste obrigkeitliche Person einer Commune in Frankreich. Vormalig führten diesen Titel nur die ersten Magistratspersonen einiger Städte, wie Paris, Bordeaux u. s. w. Auf ähnliche Weise heißen in England die Bürgermeister der vornehmsten Städte *Mayor*, und der Bürgermeister von London *Lord-Mayor* (s. d. Art.).

Mais, eine amerikanische Getraideart, auch türkischer Weizen genannt, der ein sehr gutes Mehl gibt, und auch auf schlechten Feldern vorkommt, weshalb er auch in andern Welttheilen angepflanzt wird.

Maisch oder **Meesch**, d. i. Gemisch, heißt in der Bierbrauerei und Stärkemacheret das in dem Maischbottig erweichte Getraide oder Malz, woraus Stärke oder Bier bereitet werden soll.

Maittaire (Michel), ein berühmter Grammatiker und Bibliograph. Er war 1668 geboren, erhielt die zweite Lehrerstelle an der Westminster-school und starb 1747. Die gelehrte Welt dankt ihm eine Folge von guten Ausgaben der lateinischen Classiker, welche in 28 Duodezbanden von 1721-1719 zu London erschienen; ferner die bekannten *Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice usque annum 1664*. Dieses schätzbare Werk hat 1797 Panzer in einer neuen Gestalt herausgegeben, ohne es jedoch durch seine Bearbeitung merklich zu machen, denn mehr als die Hälfte desselben besteht aus Abhandlungen und Anmerkungen, von denen Panzer keinen Gebrauch gemacht hat. Im J. 1789 erschien von Denys ein *Supplément zum Maittaire*, worin über sechstausend im fünfzehnten Jahrhundert ge-

druckte Bücher nachgetragen sind. Die übrigen Werke Maittaire's, als seine *Historia Stephanorum*, seine *Historia typographorum aliquot. Parisiensium*, seine *Graecae linguae Dialecti* u. s. w. können hier nicht weiter berührt werden.

Maja, die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in der Höhle Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Sie wurde zuletzt mit ihren übrigen sechs Geschwistern unter die Sterne versetzt, wo sie den gemeinschaftlichen Namen der Pleiaden führen. — Auch die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erd-Cybele, war. Die Eusculaner nannten ihren höchsten Gott Majus; daß also hier die beiden höchsten Naturwesen in männlicher und weiblicher Gestalt erscheinen. Von ihnen soll der Monat May den Namen erhalten haben. (Vergl. d. Art. *Magie*.)

Majestät, **Majestätsrechte**, **Majestätsverbrechen**. **Majestät** ist im eigentlichen Sinne die höchste Würde im Staat, welche auf demjenigen ruht, dem die Obergewalt im Staate übertragen ist, — oder die Würde des Regenten, als solchen. In der äußeren Anerkennung dieser Würde beruht das **Majestätsrecht**, welches mehrere Beziehungen hat, die man **Majestätsrechte** nennt. Zuleztern gehört hauptsächlich die persönliche Unverletzlichkeit der regierenden Personen. Denn es ist natürlich, daß diejenigen vor allen geehrt werden, deren Thätigkeit das Bestehen und Wohl des Ganzen bezweckt, auch würde ohne dieses die höchste Gewalt, deren Repräsentanten sie sind, ohne Wirkung seyn. Ein Verbrechen daher, durch welches man die regierenden Personen und ihre Würde verletzt (*crimen laesae majestatis*, Verbrechen der beleidigten Majestät genannt), ist eines der schwersten Criminalverbrechen, und zu jeder Zeit und überall hart bestraft worden. Einige nennen auch die Hoheitsrechte überhaupt, insbesondere die abgeleiteten oder Regierungsrechte **Majestätsrechte**. (S. d. Art. *Hoheit*, *Hoheiten*.) Da in der Demokratie die Gesamtheit des Volks, in der Aristokratie ein Ausschuss oder eine Classe desselben, in der Monarchie Einzelne regieren, so sind hiernach auch die Majestätsrechte auf mehrere oder weniger Personen verbreitet. Den größten Glanz hat die Majestät, wo sie sich auf einer Person gleichsam concentrirt, daher in den monarchischen Verfassungen die Majestätsrechte und Majestätsverbrechen von vorzüglicher Bedeutung sind. (S. auch *Hochverrath*.)

Majo, Angelo, Abt und einer der Aufseher der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, hat sich durch Entdeckung und Herausgabe mehrerer Schriften des römischen und griechischen Alterthums sehr verdient und berühmt gemacht. Schon im J. 1814 gab er die in einer Leder entdeckten Fragmente dreier noch ungedruckter Reden des Cicer (Mailand b. Pirotta); im J. 1815 einige bisher noch unbekannte Schriften des Cornelius Fronto (eines der größten lateinischen Redner nach Cicero, aus Afrika gebürtig, und Lehrers der Kaiser M. Aurelius und L. Verus) heraus, und fügte einige Briefe dieser Kaiser nebst andern kleinen Stücken und Fragmenten alter Schriftsteller bei. Eben so gab er in demselben Jahre ansehnliche Fragmente von acht Reden des A. A. A. Aurel. Symmachus (eines berühmten lat. Redners um die Mitte des 4ten Jahrhunderts) aus einem Leder der ambrosianischen Bibliothek ebenfalls mit kritischen und geschichtlichen Anmerkungen heraus. In demselben Jahre stellte er abermals eine Ausbeute seiner unermüdeten Forschungen, bestehend in ungefähr 60 noch unedirten Versen aus der *Vidularia* des Plautus, in Gemälden zu Terenz Lustspielen nebst al-

im Commentar; der vollständigen Rede des Isaus über die Erbschaft des Kleonum, und einer Rede des Philosophen Themistius aus Licht; nicht soll er noch einige fehlende Bücher der Geschichte des Dionysius von Halicarnas entdeckt haben, und man sieht erwartend der Herausgabe seiner 56 homerischen Bilder mit 600 Versen der ältesten homerischen Handschrift entgegen, die dieser gelehrte Jesuit gleichfalls entdeckt und angekündigt hat.

Majolika, eine ältere Benennung der Favence, welche Einige im dem Namen des Erfinders, Andre aber von der balearischen Insel Maiorca, Mallorca, ableiten wollen.

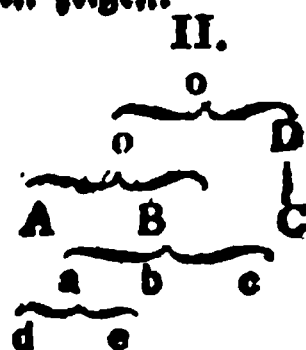
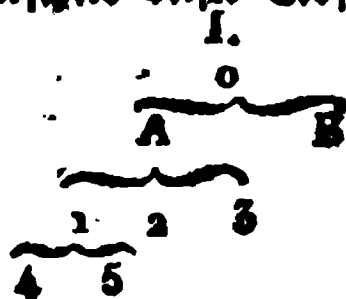
Major, in der Logik der Obersatz, der allgemeinere Satz in einem Syllogismus (s. d. Art.). Beim Militär heißt Major derjenige Officier, welcher auf den Oberstlieutenant folgt, der dritte Stabsofficier; bei der Reiterei der Oberstwachmeister.

Major Domus, der Titel des angesehensten Hofbeamten im alten fränkischen Reiche. (S. Pipin, Frankreich.)

Maiorano (Gaetano). Dieser unter dem Namen Caffarelli berühmte Sopranist war gegen das Jahr 1703 zu Bari im Königreiche Neapel, wo sein Vater ein Landmann war, geboren. Er zeigte in seiner Kindheit einen entschiedenen Hang für Musik und ließ jedem Instrument und jeder schönen Stimme, ungeachtet der Drohungen und Tausen seines Vaters, nach. Ein Musiker der Cathedralkirche bemerkte ihn immer in der Kirche, und hörte ihn daselbst mit vortrefflicher Stimme in den Gesang einstimmen, ging zu seinem Vater und beredete ihn, den Sohn auf die Schule nach Norcia zu schicken, nahm ihn dann in sein Haus und in seinen Unterricht, und sendete ihn darauf nach Neapel zu Porpora. Fünf Jahre lang beschäftigte ihn dieser ununterbrochen mit den ersten Elementen; erst im sechsten lehrte er ihn die Vocalisation, Aussprache und Declamation. Am Ende dieses Jahres überraschte ihn Porpora mit der Erklärung, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, indem er nun der erste Sänger Italiens und der Welt ist. — Gegen das Jahr 1730 begab sich Caffarelli nach England, wo er alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland sang er auf mehreren Theatern mit außerordentlichem Beifall, und verbreitete den verklärten italienischen Gesang. Im J. 1740 sang er in Venedig; man führt an, daß er für einen einzigen Abend 700 Schillingen erhielt. Er brachte in kurzem ein so bedeutendes Vermögen zusammen, daß er die Herrschaft Santo Dorato kaufen konnte, von welcher er den Titel Duca annahm. Nichts desto weniger fuhr er fort, in den Klöstern und Kirchen zu singen, und sich tücher bezahlen zu lassen; auch besuchte er Paris. Bei seinem Tode, welcher 1783 erfolgte, hinterließ er seinem Neffen 12,000 Ducaten jährlicher Einkünfte und jene Herrschaft. Seine Anmaßung war eben so groß, als seine Virtuosität.

Majorat, im weitesten Sinne, bezeichnet jede Erbfolgeordnung, welche nach dem Alter bestimmt und das Vorzugsrecht, welches hier dem ältesten zukommt. Es gibt davon dreierlei Arten; 1) die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, nach welchem allein der Älteste der ältesten Linie zur Succession gelangt. Von dieser sind die Majorate der Lords in England, und des neuen hohen Adels in Frankreich; überhaupt ist nach diesem Gesetz fast in allen europäischen Reichen die Thronfolge geordnet; 2) das Majorat im engeren Sinne ruft unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach gleich sind, den Ältesten zur Erbfolge; 3) das Seniorat gewährt dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, alle-

mal dem ältesten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden den Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.



I. Unter Descendenten. Stirbt A, nachdem sein ältester Sohn (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein ältester Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2 nach dem Seniorat sein Bruder (B). II. Unter Seitenverwandten. Stirbt A, nachdem sein Bruder (B) und dessen ältester Sohn (a) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht der älteste Großnichte (d), nach dem Majorat der zweite Nefse (b), nach dem Seniorat der Vaters-Bruderssohn (C), wenn nämlich der Oheim (1) früher gestorben, lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, sondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. Das Majorat betrifft alle oder die vornehmsten Güter der Familie, sie heißen Majoratsgüter, Majorate, und können in der Regel nicht veräußert oder verpfändet werden.

H. L.

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit, ist dasjenige Alter welches man nach zurückgelegter Minorennität erreicht, und in welche man nach den Gesetzen berechtigt ist, ohne Zuziehung eines Vormunds seine Angelegenheiten selbstständig und nach eigener Willkür zu besorgen (S. Minorennität.)

Maiorka (Mallorka), die größte von den balearischen Inseln (S. Balearen.) Sie zählt auf 92 Quadratmeilen gegen 140,000 Einwohner, welche sich durch ihre Arbeitsamkeit und Tapferkeit vortheilhaft auszeichnen. Die Hauptproducte sind Wein, Getraide, Salz, Oel, Safran, Birk und Wildpret. Die Nordküste ist gebirgig. Hin und wieder finden sich an den Klüften Corallen. Die Hauptstadt der Insel heißt gleichfalls Maiorka (Mallorka und ehemals Palma), ist nach der neuesten Art befestigt, hat einen Hafen, eine Universität und ein Blüthen, welches unter Valencia gehört. Auch ist sie die Residenz des General-Capitains über die balearischen und pitiusischen Inseln, die zusammen das Königreich Mallorka ausmachen. Die Zahl der Einwohner beträgt 23,500. Man verfertigt hier grobes Tuch, Cassent und sehr feine eingelegte Tischlerarbeiten. Der Hafen Porto Pi ist reichlich und wird durch das Fort St. Carlos gedeckt.

Makler, s. Censal.

Makkabäer, s. Maccabäer.

Makrele, Makrele, *Scomber scomber* L., ein Fuß lang Seefisch, der wegen seines angenehmen Geschmacks frisch und gesalzen häufig gesucht wird. Kopf und Leib sind rund und ohne Schuppen, der Bauch silberfarbig, der Rücken blau. An den Küsten von Frankreich und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfischerei im Juni und Juli mit Angel und Netz häufig betrieben, stärker noch an den Küsten von Nordamerika, in Neuschottland und Connecticut, in Ostindien im bengalischen Meerbusen. Dieser Fisch gehört zu denjenigen, die sich jährlich wegen ihrer ausgezeichneten Fruchtbarkeit in gewaltigen Zügen im Meere anhäufen.

L.

Makrobiotik (aus dem Griechischen zusammengesetzt von *makros*, lang, *bios*, das Leben, *blotica* [ars], die Kunst zu leben), die Kunst, ein langes Leben zu führen, Lebensverlängerungskunst. Das Leben zu verlängern, ist nur auf bedingte Weise möglich. Die absolute Lebensdauer ist dem Menschen bestimmt nach den Gesetzen der Natur (s. d. Art. Leben); allein höchst selten erreicht er das Ziel des möglich längsten Lebens, sondern durch mancherlei, dem Leben feindliche Einflüsse wird sein Daseyn verkürzt. Gleichwohl fetter schon der von Natur eingepflanzte Trieb den Menschen an das Leben, so daß der Wunsch, es so lang als möglich fest zu halten, in einer jeden Seele lebt. Von jeher war das Bestreben der Menschen dahin gerichtet, diesen Wunsch in Erfüllung zu sehen: alle Nationen haben nach ihrem verschiedenen Grad von Cultur, nach ihren Kenntnissen und Sitten hierzu Anleitung zu geben versucht. Erfahrung lehrte die feindlichen und günstigen Einflüsse auf das Leben kennen, und jene vermeiden, diese befördern. Da man zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens schon die Erhaltung der Gesundheit hinlänglich hielt, so faßte man diese besonders ins Auge, und glaubte alles gethan zu haben, wenn man nur keine Krankheit entstommen ließ, und jede eingetretene so schnell als möglich entfernte. Die Aerzte bemächtigten sich daher ganz dieses Feldes der Wissenschaft, und betrachteten sie als einen Anhang zur Medicin. Es entstand daher die medicinische Diätetik, wozu man nach und nach sehr viele Anleitungen hatte, die jedoch anfangs bloß eine Zusammenstellung verschiedener Regeln, die Gesundheit zu erhalten, war. Diese Diätetik umfaßte aber noch nicht das Ganze der Makrobiotik, sondern war nur ein einzelner Theil derselben, welche unter den höhern Standpunkt derselben geordnet werden mußte. 2^{te} medicinische Diätetik umfaßt bloß den gegenwärtigen individuellen Gesundheitszustand des Menschen, und sucht bloß diesen relative Gesundheit zu erhalten. (S. Gesundheit.) Die Makrobiotik geht weiter, sie sucht das Leben selbst bis zu seiner absoluten Lebensdauer hin zu verlängern, alle Feinde des Lebens zu erkennen und zu vermeiden, die der Lebensdauer günstigen Einflüsse auf den menschlichen Körper zu befördern, und beschränkt in sofern zuweilen selbst die Medicin in Anwendung mancher heroischen, der künftigen Lebensdauer unheiligen Mittel, oder in zu schneller Entfernung und Unterdrückung unheiliger Krankheiten. Dieses höhere Ziel der Makrobiotik faßte vorzüglich der vortreffliche Hufeland in seiner allgemein bekannten Schrift: - die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, ins Auge, und er erreichte es mehr als irgend einer seiner Vorgänger. (Vergl. d. Art. Leben, Lebensmittel.) H.

Malabar oder **Malebar**, d. h. das Land um Male, eine große Landschaft in der indischen Halbinsel diesseit des Ganges, längs der westlichen Küste. Gewöhnlich versteht man bloß die Küste südlich von Goa bis an das Cap Comorin unter dieser Benennung. Von dem wichtigsten Producte derselben heißt sie auch die Pfefferküste. Sie ist fruchtbar an Reis, Obst, Specereien, Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Cassinen, und wird in verschiedene Königreiche eingetheilt, davon die vornehmsten sind Calcut, Cochin, Cananor, Cranganor, Angamele, Mangale, Tanor, Travancor u. s. w., welche von eignen Fürsten regiert werden. Die vier größten Flüsse heißen Pergera, Panage, Cranganor und Cochin. Die Einwohner, welche auch Tamuler heißen, sind von mehr schwarzer oder schwärzgelber als brauner Farbe und von guter gefälliger Gesichtsbildung. An natürlichen Fähigkeiten fehlt es ihnen nicht, aber ihre moralische Güte wird von den meisten Be-

Nachtern beymwelfelt. Ihre Sprache ist eine Hauptsprache in Ostindien. Die Malabaren werden gleich den übrigen Bewohnern Hindostans in verschiedene Casten oder Stämme getheilt und die Parias sind hier in tiefer Verachtung, daß, wenn ein solcher einem von dem Stamme der Nairen oder Soldaten zu nahe kommt, dieser das Recht hat, ihn an der Stelle niederzuhauen. In Absicht der Religion unterscheiden sie sich nicht von den Hindus, nur verehren sie mehr Götzenbilder als jene. Seit 1706 hat Dänemark Missionsanstalten und einige Colonien daselbst angelegt. Gegenwärtig ist das ganze Land mit seinen Fürsten von den Engländern abhängig; vormals war der Handel größtenteils in den Händen der Portugiesen und Holländer.

Malacca, eine große Halbinsel in Asien, welche den südlichen Theil der indischen Halbinsel jenseit des Ganges bildet. Von der Insel Sumatra ist sie durch die Meerenge von Malacca getrennt. Sie hat drei kleine Könige, nämlich zu Jhor, Pahang und Queda, welche dem Könige von Siam zinsbar sind. Das Land ist vorzüglich fruchtbar an Reis und Pfeffer; ferner liefert es Elfenbein, spanische Rohr, etwas Gold u. s. w. Der Haupthandel besteht aber in dem feinen Zinn, wovon die Holländer in den letzten Zeiten jährlich 20,000 Centner in China und 5000 Centner in Europa absetzten. Außer der Stadt Malacca hatten die Holländer zu Pera, Queda und Ligor, an der Ostküste der Halbinsel, Factoreien. Die Einwohner von Malacca heißen Malayen (s. d. Art.).

Malaga, eine ansehnliche, aber enggebaute Stadt mit einer schönen, durch einen langen Seedamm gesicherten Hafen an der Küste des mittelländischen Meeres, im spanischen Königreiche Granada. Sie ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Granada steht und zählt 50,000 Einwohner. Einen ausgebreiteten Handel treibt sie mit Wein (s. Weine), Del, Feigen und andern Südfrüchten. Im Jahr 1803 liefen 3021 Fahrzeuge in den Hafen ein, worunter 2420 spanische waren. Malaga gehört zu den wenigen Städten Spaniens, die während der französischen Occupation nie von den Franzosen besetzt worden sind.

Malagrida (Gabriel), ein fanatischer Jesuit, der den 21. Dec. 1761 zu Lissabon in einem Auto-da-Fé verbrannt wurde. Er war Lissabon geboren, und ward von seinen Obern als Missionair nach Lissabon geschickt, wo sein stürmender Eifer und seine feurige Beredsamkeit ihm bald ein glänzendes Ansehen verschafften. Alles wollte ihn zu Reichthümern haben, Alles verehrte ihn und betrachtete ihn als ein Orakel. Als aber die Verschwörung des Herzogs von Aveiro gegen den König von Portugal ausbrach und mißlang, ward er nebst zwei andern Jesuiten als Mitschuldiger angeklagt. Man legte ihm zur Last, er habe gelehrt, der Mord eines Königs, der die Heiligen verfolge, sey nicht einmal eine Erlässungsünde. Der Orden der Jesuiten ward verbannt, die drei Beklagten aber, sey es, daß man ihnen nichts beweisen, oder ihre weltliche Bestrafung von Rom aus nicht erhalten konnte, wurde der Inquisition als Ketzer übergeben, und zwar Malagrida auf Grund zweier Schriften: Ueber das Leben und das Reichthum des Antichrists (in lat. Spr.), und Leben der heil. Anna unter dem Beistand der gebenedeiten Jungfrau Maria und ihres heil. Sohnes verfertigt (in portug. Spr.). Seine Werke verrathen ein durch religiöse Schwärmerei verengtes Gehirne. Er erklärte sich vor den Richtern als von Gott selbst gesandten Propheten, und schrieb sich die Macht zu, Wunder zu thun. Während sein

Justes Kard der Marquis von Lamoignon, General-Gouverneur von Formadara, und das Castell Lissabon und alle Forts am Tage gaben bei Nacht Artilleriefalven zu seiner Todtenfeier. Diese hörte Malagrida, und glaubte, sie zeigten den Tod des Königs an. Er beehrte daher am folgenden Morgen ein Verhör, in welchem er zum vorgebliebenen Beweis seiner göttlichen Sendung aus sagte, daß Gott ihm diese Nacht den Tod des Königs offenbart habe. Dieß entschied sein Urtheil. Er ward als Betrüger, verführter Sünder und Verbreiter kaiserlicher Ehren im 75ten Jahre seines Alters verbrannt. (Vgl. d. Art. Pombal.)

Malayen. Der Ursprung dieses Volks, dessen Sprache in einem großen Theile von Asien, besonders auf den Inseln verstanden wird, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Lange vor 1160 nach Chr. Geb. wohnten am Flusse Malaye (Malaju) auf Sumatra Fischer, welche unter dem Könige von Siam standen und Urang Malaju (Leute von Malaju) genannt wurden. Um das Jahr 1160 wählten sie sich ein Oberhaupt, Siri Luri Bowana, und ließen sich auf dem gegenüber liegenden festen Lande nicht weit von Hutschong Tanah (des Landes Ende) nieder. Von ihnen bekam das Land den Namen Tanah Malaju (das Land der Malayen), welcher sich mit dem Volke bis Tenasserim ausbreitete. Hier bauten sie die Stadt Singapura. Ein König von Madagapahit, eines Theiles von Groß-Java, bezwang einen Theil von Sumatra und fiel wiederholt die Malayen an, die sich aber tapfer vertheidigten und in dem Lande festsetzten. Um das Jahr 1252 aber mußten sie Singapur verlassen und sich nordwärts ziehn. Damals erbauten sie auf der Westküste die Stadt Malacca (Malaya). Im J. 1278 bestieg Sultan Mahomet Shah den Thron von Malacca. Er führte die mahomedanische Religion ein und vergrößerte seine Macht durch Naga, Dintam, Diobot, Patani, Queda, Peita, und durch Gampah und Ara auf Sumatra. Die folgenden Könige erweiterten das Reich nicht nur durch Heirathen, sondern erbitterten auch das Reich Andraghite auf Sumatra und Pahang, schlossen mit China Bündnisse, eroberten Patani auf Sumatra, schlugen die Malassaren, und machten sich im Ostmeere und auf den Molucken berühmt. Unter Sultan Mahomet Shah eroberte 1511 Albuquerque Malacca. Seitdem war Diobohor (Johor) die Residenz. Sultan Abdul Djalil Shah III. verlegte um das Jahr 1700, da er von den Diobohoren verlassen wurde, seinen Sitz nach dem Lande Pahang. Unter seinen Nachfolgern wurde der 1783 regierende König den Holländern unterwürfig. Schon lange vor Albuquerque hatten sich die Malayen als ein unternehmendes, gewinnflüchtiges, handelndes und tapferes Volk im ganzen östlichen Inselmeere ausgebreitet; überall nahmen sie Besitz von den Küsten und drängten die Landesbewohner in das Innere zurück. Einige Malayen wurden bis nach den Ladroneen, den Pelew-Inseln, den Carolinen, und sogar nach den freundlichen Societäts-, Marquesas-Inseln und Neu-Seeland zerstreut. Selbst im Reiche Wydah an der afrikanischen Küste von Guinea hat man handeltüchtige Malayen gefunden, die quer durch Afrika von Cap Guardafuy dahin gekommen waren. Die Verfolgungen und Bedrückungen ihrer Großen, der Siamesen, der madagapahitischen Könige, der Portugiesen und Holländer, haben diese Nation noch mehr versprengt, und veranlaßt, daß sie sich die schrecklichste Rache und Treulosigkeiten erlauben. Der Haß gegen andre Glaubensgenossen vermehrt ihre Mord- und Rache sucht. — Nach andern Schriftstellern, z. B. Sprengel, kamen die ältern Malayen von dem festen Lande von Indien vor 1278 nach Sumatra und bevölkerten auch die andern ostindischen, molukischen und philippinischen Inseln.

Ippinischen Inseln und Formosa, selbst die Südsee-Inseln, und Madagascar, welchen gemeinschaftlichen Ursprung der dasigen Einwohner Gleichheit ihrer Sprachen, z. B. der sundaischen und javaischen, dem Hochmalayischen beweist. (Man hat ein malayisches Wörterbuch in holländischer Sprache von Fr. de Houtmann. Amsterd. 1603. Sie waren in den ältesten Zeiten die größte Handelsnation in Asien, deren Fürsten große Flotten unterhielten.

Malchus, s. Porphyrius.

Malchus (Carl August, Graf von Marienrode), Minister Finanzen und des Innern im ehemaligen Königreich Westphalen, 1770 in Mannheim geboren. Sein Vater war herzogl. zweibrückl. Burgvogt und Oberaufseher aller herrschaftlichen Gebäude. Der 109 Carl, sein Taufpathe, bemerkte Anlagen in dem Knaben, und so mit Theilnahme für deren Ausbildung. Im 15ten Jahre bezog er bei dem Mannheimer Gymnasium befindliche Convictorium. Nach Jahren ging er auf die Akademien zu Heidelberg und Göttingen. Er ward er, auf Müllers Vorschlag, Privatsecretair bei dem zum Statthalter in Mainz ernannten Grafen von Westphalen. Hier bekam wenigstens durch die verschiedenen politischen Correspondenzen eine gute vorbereitende Ansicht des Geschäftsganges. Nützlicher war für seine Beschäftigung als Legationssecretair bei dem Grafen, als d. 1791 zum K. K. bevollmächtigten Minister am Kurhofs zu Coblenz, nannt worden, indem das doppelte Verhältniß des Wiener Hofes Reichsoberhaupt und als souveraine Macht, der Aufenthalt der französischen Prinzen in Coblenz, der Reichstag und mehrere andre durch besondern Zeitereignisse herbeigeführten Umstände dieser Mission einen hohen Grad von Wichtigkeit gaben. Er begleitete den Minister in Niedersachsen und nach Wien, und kehrte dann nach Hildesheim zurück, um den wegen der Neutralität des nördlichen Deutschlands versammelten Convent zu beobachten, da, wegen Mißbilligung desselben von Seiten des kaiserl. Hofes, der Minister selbst sich hatte entfernen müssen. Er hat während dieser Zeit auf offizielle Veranlassung mehrere Aufschätze auf die damaligen Umstände und Ereignisse Bezug habende Schriften verfaßt. Im J. 1799 trat er als Domsecretair, Schatzactuar und Gerichts-Assessor in einen neuen Wirkungskreis. Mit der erstern Stelle war zugleich die Verwaltung des Vermögens des Domcapitels verbunden, und als Schatzactuar war er dessen Consulente in den landesrechtlichen Angelegenheiten. Als solcher führte er den bekannten Hildesheimer Banernprozeß, den er, vorzüglich durch seine Schrift: „Ueber Hochstift-Hildesheimische Staatsverwaltung“ glücklich beendete. Laufe desselben schrieb er auch noch zwei andre Werke, über den Handel selbst und über die Accise. Durch die Einrichtung des Schul- und Steuerwesens der Exernten erwarb er sich ebenfalls ein Verdienst um die Verwaltung dieses kleinen Staats. Durch jene Schrift war auch dem Berliner Cabinet bekannt geworden, und wurde, bei Einverleibung dieses Staats in die preussische Monarchie, zum Mitgliede der Special-Organisations-Commission ernannt. Durch diese Auszeichnung, so wie durch die von ihm vorgelegene Abschaffung der Klöster, Stifter, und endlich dadurch, daß seine Commissionsacten loco instructions an die Organisations-Commissionen der übrigen Provinzen geschickt wurden, machte er sich in seinem Wirkungskreise sehr bemerklich. Er bewirkte die Auseinandersetzung des Staats mit den Exernten und der Landesschulden nach den neuen Verhältnissen, regulirte das Steuerwesen, und leitete die Errichtung eines stabilen, bei den Landwirten selbst etablirten Landmagazins ein, wodurch dem Lande die freie Dis-

ausführung erhalten wurde. Der König von Preußen ernannte ihn hierauf zum wirklichen Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer in Halberstadt, welche Stelle er seit 1803 mit gewohnter Thätigkeit verwaltete. Nach mehr Gelegenheit, dieselbe zu entwickeln, erhielt er nach der Schlacht bei Jena, indem ihm alle durch die feindliche Occupation der Kammer entstandene Geschäfte allein übertragen waren. Auch führte er dieselben zum Vortheil des Landes aus, zumal er bewirkte, daß dasselbe von der Uebernahme eines Theils der Kosten, die Braunschweig ihm zuwälzen wollte, verschont blieb. Mit Errichtung des westphälischen Königreichs begann die wichtigste Periode seiner politischen Wirksamkeit. Er ward 1808 zum Staatsrath erwählt, und war nebst dem magdeburger Kammerpräsidenten v. Bülow unter allen Mitgliedern der Finanzsektion der einzige, der durch frühere Arbeiten im Finanzfache praktische Kenntnisse darin besaß, und besiegte glücklich die unendliche Schwierigkeiten, welche sich der Organisirung eines neuen Staats stets entgegenstellen. Er ward in kurzer Zeit General-Director der Steuern, General-Liquidator der Staatsschuld und General-Director der Amortisationscasse; die beiden letzten Stellen legte er jedoch bald darauf wieder nieder. In dieser Zeit verfaßte er alle auf diese Verwaltungsweige Bezug habende Dekrete, und Instructionen, und wirkte überhaupt zur Begründung des ganzen Finanzsystems auf das thätigste mit. Außerdem ward er mit mehreren Missionen beauftragt: 1808 nach Berlin, wegen Theilung der reservirten Domainen; 1810 nach Hannover, zur Einleitung der Organisation der dortigen Provinzen; 1810 — 11 nach Paris, wegen Ausgleichung der Domainenstreitigkeiten; und endlich 1813 an den Kaiser Napoleon, erst nach Mainz, und dann nach Magdeburg, wo er diesem über die unbedingte Fortsetzung der Requisitionen zwar vergebliche Vorstellungen machte, aber durch seine Festigkeit die Aufhebung der Sequestrirung des Elbe-, Saale-, Ocker- und Aller-Departements, so wie die Erlassung einer bedeutenden Requisition erhielt. 1811 mußte er, trotz seiner Gegenvorstellungen beim Könige, die Finanzministerstelle annehmen, mit der 1812 die Leitung aller Truppenverpflichtungen, und 1813 das Ministerium des Innern verbunden wurden. In diesem Jahre ward er auch Commandeur des Ordens der westphälischen Krone und in den Grafenstand erhoben. Als nach Auflösung des westphälischen Königreichs seine Verwaltung und seine Persönlichkeit auf das bestigste angefallen wurde, verteidigte er sich durch die Schrift: „Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen, besonders seit dem Monat April 1811,“ welche bis jetzt noch unwiderlegt geblieben ist. Er privatistirt gegenwärtig in Heidelberg und lebt den Wissenschaften. Genauere Nachrichten, die er selbst von sich gegeben hat, findet man in den Zeitgenossen (1r Bd. 3r Hest.)

Maldiven oder maldivische Inseln, d. d. die um Male gelegenen Inseln, heißt ein aus 1200 Inseln bestehender Archipelagus im indischen Meere vom achten Grad N. B. bis zum vierten Grad S. B. Die Portugiesen, welche 1512 dahin verschlagen wurden, brachten diese Inseln wegen ihrer Cocosnüsse und Tauris (welche letztere als Scheidemünze dienen) bald in Ruf. Auch findet man auf ihnen viel Hirsen, Cocosnüsse, andre Früchte, Schildkröten, schwarze Corallen und Ambra. Die meisten aber sind unbewohnte und unfruchtbare Sandbänke. Die in der Mitte gelegene Insel Male ist die größte und zugleich der Wohnsitz des Königs. Sie hat beinahe eine Meile im Umfange. Die Maldiver sprechen eine eigne Sprache. Das Arabische und

Malapische lernen sie des Handels wegen. Ihre Religion ist die mathematische. Sie werden als geistreich, tapfer, zu Künsten und Wissenschaften geneigt, betriebsam und geschickt geschildert. Besonders sind sie berühmt in Verfertigung von Binsenmatten, Kattunen und seidnen Zeugen, die sie verkaufen und vertauschen.

Maleachi, Malachias, der letzte der zwölf sogenannten kleinen Propheten der Hebräer.

Malebranche (Nicolas), wurde am 6ten August 1638 zu Paris geboren, wo sein Vater königlicher Secretär und Schatzmeister war. Sein fränklicher Zustand wurde die Ursach seiner Menschenfurcht und Liebe zur Einsamkeit. Im 22sten Jahre seines Alters begab er sich in die Congregation de l'Oratoire, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete. Die Lectüre der Schrift des Descartes de homine, welche ihm durch einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreibart und wegen der Neuheit und scheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie. Er wandte zehn Jahre auf das Studium der cartesianischen Grundsätze, und stellte endlich sein berühmtes Werk de la recherche de la vérité (von Erforschung der Wahrheit) ans Licht, welches durch seine tiefsinnige Originalität und die Eleganz der philosophischen Schreibart großes Aufsehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner verschaffte, unter welchen Antoine Arnauld (de vraies et des fausses idées, Cologne 1683. 8.). Der Zweck dieses, in sechs Bücher getheilten, Werkes war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen ist, psychologisch zu untersuchen, aber auch zugleich zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sey, und worauf sich diese zuletzt gründe. Es ist dieses Werk ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes und enthält eine große Mannichfaltigkeit interessanter psychologische Beobachtungen und Winke. Das Princip seiner Vernunftserkenntniß, welche er mit der Offenbarung zu verbinden suchte, war der Satz: wir erkennen alle Dinge in Gott. Daß seine moralische Theorie noch nicht ganz geläutert war, sieht man daraus, daß er die Furcht vor der Hölle für ein eben so gutes Motiv zur Tugend erklärte, als den Wunsch nach Glückseligkeit. Die erste Ausgabe erschien Paris 1674, 12., wiederholte ebendasselbst 1700, 3 Bde. 12. 1712, 2 Bde. 4. und 4 Bde. 12. lateinisch von Lensant, Genf 1753, 2 Bde. 4., deutsch, Altenburg 1776 - 86, 4 Bde. 8. mit Anmerkungen. Außerdem schrieb er noch: Traité de la nature et de la grace, Rotterd. 1684; Traité de Morale, ebenda 1684. 12. u. f. w.; Oeuvres, Paris 1712. 11 Bde. in 12. Er war übrigens ein Mann von dem edelsten Charakter und von einer fast überspannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Academie der Wissenschaften geworden war, starb er am 13ten Oct. zu Paris in seinem 77sten Jahre.

A — s.

Maleherbes (Chretien-Guillaume Lamoignon), s. Lamoignon.

Malet (Charles François), Brigadegeneral und Commandant der Ehrenlegion, berühmt durch seine 1812 mißlungene Verschwörung gegen Napoleon. Er war 1754 in Dole in Franche-Comté geboren, ging im sechszehnten Jahre unter die Mousquetaires, und erhielt bei deren Auflösung das Patent als Rittmeister. Als solcher machte er den ersten Feldzuge der Revolution mit. 1799 war er Brigadegeneral, und führte den Krieg in den Alpen, worauf er ein Commando im Inneren erhielt. Im Jahr 1805 focht er unter Massena in Italien mit große

Epistel. Bald nachher fiel er wegen politischer Aeußerungen bei dem Kaiser in Ungnade. Malet ging nach Paris, setzte sich mit den Resten der Jacobiner-Partei in Verbindung, und ward in mehrere Verschwörungswürfe verwickelt. Endlich hob ihn die Polizei auf, und er blieb mehrere Jahre gefangen, bis er 1812 die Erlaubniß erhielt, sich in einem Gesundheitshause aufzuhalten. Napoleons Entfernung in Rußland gab ihm Gelegenheit, seinen lange gehegten Plan ins Werk zu setzen. In der Nacht vom 27sten zum 28sten Oct. 1812 stahl er sich heimlich aus seinem Hause, und befahl einer pariser Cohorte, deren Oberst mit ihm einverstanden war, auf die Hotels der Polizei und der Commandatur zu marschiren, um den Herzog von Angouleme und den General Hullin zu arretiren. Hullin setzte sich zur Wehre und empfing einen Pistolenschuß am Halse, der ihn aber nur verwundete. Darauf ging Malet zu Laborde und Doucet, um sich ihrer zu bemächtigen, ward aber selbst festgehalten, und von seinen eigenen Soldaten, die er von seiner Absicht nicht unterrichtet hatte, in's Gefängniß geführt, den andern Morgen vor eine Militair-Commission gestellt und zum Tode verurtheilt. Als er auf die Ebene von Grenelle kam, sagte er mit großer Kaltblütigkeit zu seinen Führern: „Vous avez la tête, mais vous n'avez pas la queue“ (das Haupt habt ihr, aber der Schweif ist noch nicht da), trat mit unverbundenen Augen vor die Fronte und commandirte selbst das Feuer.

Malfilâtre (Jacques-Charles-Louis), geboren zu Saint-Jean de Caen im J. 1733, studirte mit Auszeichnung bei den Jesuiten dieser Stadt, und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst, durch welches er bei einem längern Leben sich einen noch entschiednern Ruhm erworben haben würde. Er starb in der Blüthe seiner Jahre zu Paris 1767. Sein Gedicht: *Narcisse dans l'île de Venus*, empfiehlt sich durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache; in der Anlage bleibt manches zu wünschen, aber die Details sind geistreich und anmuthig. Seine Oden zeichnen sich so wie seine Uebersetzungen durch einzelne gelungenen Stellen vortheilhaft aus; unter letztern sind Ovids *Metamorphosen* in Prosa die wichtigste. Malfilâtre lebte in der größten Dürftigkeit; aber keine äußere Bedrängniß war im Stande, seinen von Natur sanften, leutseligen und heitern Charakter zu verändern. Seine Werke sind in einer vollständigen Ausgabe erschienen.

Malherbe (François de), ein Mann, den die Franzosen als den ersten ihrer classischen Lyriker verehren, geboren zu Caen gegen das Jahr 1555 in einer alten adeligen Familie, hatte zuerst in seiner Vaterstadt, dann zu Heidelberg und Basel die Rechte studirt, trat aber, als sein Vater zur protestantischen Kirche überging, wie es scheint, aus Eifer für den katholischen Glauben, in Kriegsdienste, und diente unter der Ligue. Nachher wurde Heinrich IV. der Gegenstand seiner Lieder. Er selbst aber starb als Kammerherr Heinrichs IV. im Jahr 1628, nachdem er unter sechs französischen Königen gelebt hatte. Malherbe wird als der erste Dichter seiner Zeit angesehen. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langsamkeit, und pflegte zu sagen, daß man nach einem Gedicht von hundert Versen, oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhn müsse. Auch sind seine Poesien nicht zahlreich, und sind größtentheils Gelegenheitsgedichte. Sie bestehen in Oden, Stanzzen, Sonnets, Epigrammen, Chansons u. s. w. (*Oeuvres* 1666. Paris; und mit seinem Leben *Poesies de Malherbe etc.* Paris 1764. 8.) Malherbe hat es zuerst versucht, die französische Sprache zur Majestät der Ode zu erheben. Die Nettigkeit seiner Gedanken, die glück-

liche Wendung seiner Phrasen, die Wahrheit seiner Beschreibungen, die Richtigkeit und Auswahl seiner Vergleichen, die sinnreiche Anwendung der Fabel, die Mannigfaltigkeit seiner Bilder machen ihn zu dem Schöpfer dieser Gattung. Bleibende Verdienste hat er um die Reinheit, Wohlklang und die Versification der französischen Sprache. Mit Recht gibt ihm daher Boileau folgenden Lobspruch:

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans ses vers une juste cadence;
D'un mot mis à sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit sa Muse aux règles du devoir.
Par ce sage écrivain la langue réparée
N'offrit plus rien de rude à l'oreille épurée,
Les stances avec grace apprirent à tomber,
Et le vers sur le vers n'osa plus enjamber,
Tout reconnut ses lois; et ce guide fidèle
Aux auteurs de ce temps sert encore de modèle,
Marchez donc sur ses pas; aimez sa pureté,
Et de son toir heureux imitez la clarté.

Man erzählt viele Anekdoten von diesem sonderbaren, seiner Muttersprache, seinen Studien und seinem Glauben eifrig ergebenen, übrigens geizigen, empfindlichen und sarcastischen Manne. Wir führen einige davon an. Seinem Bedienten gab er zwanzig Thaler Lohn und zehn Sous für die tägliche Ausgabe. Dieser, damit nicht zufrieden, stellte vor, daß er nicht auskommen könne; damit aber machte er es nur schlimmer. „Mein Freund,“ sagte Malherbe, „wenn man seinen Herrn beleidigt, beleidigt man Gott, und wenn man Gott beleidigt, muß man, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen, fasten und Almosen geben. Darum ziehe ich dir fünf Sous ab, die ich den Armen geben werde.“ Sein Zimmer war auf das ärmlichste ausgemöblt; da er nur einen Stuhl hatte, ließ er nie mehr als einen Fremden ein, und rief denen, die anpochten, zu: „Wartet, ich habe keine Stühle für euch!“ — Wenn ihn die Armen um Almosen baten und sagten, daß sie für ihn zu Gott beten wollten, pflegte er ihnen zu antworten: „Ihr mögt im Himmel nicht in großer Gunst stehen; es wäre besser, ihr stündet in Gunst bei Hofe.“ Er wollte in seiner letzten Krankheit nicht beichten, weil er, wie er sagte, es nur zu Ostern zu thun gewohnt sey. Einer seiner Freunde und Schüler in der Dichtkunst stellte ihm aber vor, daß, da er gelobt habe, wie andre Menschen zu leben, er auch wie sie sterben möchte. Auf diese Vorstellung ließ er einen Geistlichen rufen, der unter andern von dem Glück des andern Lebens sprach, sich aber dabei schlechten und unfranzösischer Ausdrücke bediente. Malherbe, der schon im Sterben war, unterbrach ihn, indem er sagte: „Hören Sie auf davon; Ihr schlechter Ausdruck könnte mir's verleiden.“ —

Mallet du Pan (Jacques), geboren zu Sens im Jahr 1750, genoß in seiner Vaterstadt des trefflichsten Unterrichts. Voltaire, der ihn früh kennen lernte und lieb gewann, verschaffte ihm eine Professur der schönen Wissenschaften zu Cassel. Mallet legte jedoch nach einiger Zeit sein Amt nieder und warf sich in die Politik. Es ging nach Paris, wo er zuerst die Annalen von Linguet fortsetzte. Pandolfe übertrug ihm bald darauf den politischen Theil des Mercure de France. So lange es ruhig blieb, gefielen die unparteiischen Ansichten und Bemerkungen des Journalisten allgemein. Aber sobald die Revolution ausgedehnt war, fingen die Republikaner an, ihn zu verfolgen, obgleich seine entschiedne Neigung für eine gemischte Verfassung den Royalisten

nicht geküßelt. Er verlebte vier Jahre, wie er selbst erzählt, ohne zu wissen, wenn er sich Abends niederlegte, ob er noch am nächsten Morgen leben oder frei seyn würde. Da er weder in Frankreich, noch in der Schweiz mehr sicher war, ging er nach London, wo er den brittischen *Mercur* herausgab. Dieses Journal, das ein Gleichgewicht zwischen allen Parteien bewirken sollte, mißfiel allen, so eifrig es auch gelesen wurde. Die Jakobiner erbitterte er durch die beständige Darstellung ihrer Zügellosigkeit; nicht minder exaltirte er die Emigranten durch seine Bemerkungen über die falschen Maßregeln, die man ergreifen, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diejenigen, die ihm Unparteilichkeit absprachen, gestanden ihm wenigstens große historische und politische Kenntnisse und einen Styl zu, der bei mancher Incorrectheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig sey. Die Unparteiischen sahen in ihm die Unabhängigkeit des Charakters, die jeder haben soll, der von öffentlichen Angelegenheiten spricht. Er hatte eine Bitterkeit gegen die Welt angenommen, die seine Gesundheit untergrub. Er litt an der Brust und starb 1800 zu Richmond bei seinem Freunde Lally-Tolendal. Seine Freunde eröffneten für seine Frau und fünf Kinder eine Subscription. Außer verschiedenen politischen Werken, als *Considérations sur la nature de la révolution française et sur les causes qui en prolongent la durée*; *Correspondance politique, pour servir à l'histoire du republicanisme français*; *Péril de la balance de l'Europe* u. s. w., schrieb er früher einen *Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres* u. s. w.

Malmaison, ein Lustschloß mit schönen Gärten und Wasserläufen, nordwestlich von Paris, im Departement der Seine und Oise, Bezirk Versailles, unweit des Fleckens Ruel. Bonaparte, dessen Gemahlin Josephine die Besitzerin war, wohnte hier einige Zeit als erster Consul. Es gehöret gegenwärtig dem Prinzen Eugen Beauharnois als mütterliches Erbtheil.

Malmesbury, ehemalige Benedictinerabtei im westphälischen Kreise, welche mit Stablo einen gemeinschaftlichen Abt hatte, der des heiligen römischen Reichs Fürst und Graf von Lohne war. Im läneviller Frieden kamen die Besitzungen der Abtei an Frankreich, und die Stadt Malmesbury mit ihren 4300 Einwohnern, welche Tuch-, Leder- und Seidenfabriken haben, wurde der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Ourthe.

Malmesbury (James Harris, Graf von), der einzige nachgeliebene Sohn des berühmten Schriftstellers James Harris (s. d. Art.), wurde den 9ten April 1746 zu Salisbury geboren, und im Merton-Collegium zu Oxford erzogen, wo er nachher die Würde eines Doctors der Rechte erhielt. Seine diplomatische Laufbahn fieng er früh an. Schon 1771 war er bevollmächtigter Minister an dem Hofe zu Madrid, 1772 zu Berlin, 1776 zu Petersburg, und 1783 außerordentlicher Gesandter im Haag, 1777 vermählte er sich mit Henriette Marie, Tochter des verstorbenen Sir George Amysand, Baronets, von der er mehrere Kinder hatte, unter denen Viscount Fitzharris, welcher zu Petersburg geboren, zu Eton und Oxford erzogen, und jetzt Mitglied des Parlaments für Hertfordshire ist. 1788 wurde Lord Malmesbury zum Ritter des Bathordens ernannt, und im folgenden Jahre erhielt er den preussischen Adlerorden wegen seines Benehmens während der holländischen Insurrection. Nachher begleitete er die Prinzessin von Wales nach England, da er vorher zur Unterzeichnung und Schließung des Heirathscontractes bevollmächtigt gewesen war. 1797 kam er nach dem Conti-

ment; um zu Lille und Paris mit den Ministern der französischen Republik über den Frieden zu unterhandeln. Ungeachtet durch dies Geschäft die Beilegung der Zwistigkeiten nicht bewirkt wurde, so zeichnet sich doch Lord Malmesbury als einen einsichtsvollen Staatsmann aus, und ward zum Lohn seiner Dienste (20sten Dec. 1800) zum Grafen ernannt. Seine selbstverfaßten und herausgegebenen Schriften sind: *Introduction to the History of the Dutch Republic for the last ten Years from 1777. 8. 1788.*; und *Works of James Harris Esquire with an account of his Life and Character, by his Son. 2 Vol. 4. 1801.*

Malpighi (Marcello), ein berühmter italienischer Arzt und Anatom, war 1628 zu Crevalcore in der Nachbarschaft von Bologna geboren. Seine Talente erwarben ihm 1656 eine Professur der Medicin in der letztern Stadt. Der Großherzog berief ihn in der Folge nach Pisa; da er aber die dortige Luft nicht vertragen konnte, ging er 1657 nach Bologna zurück. Im J. 1662 begab er sich abermals als erster Professor der Arzneikunde nach Pisa, kehrte aber vier Jahre nachher wieder nach Bologna zurück, wo er sein Lehramt bis 1691 mit Ruhm vermalte. Im J. 1669 ernannte ihn die königliche Gesellschaft zu London zu ihrem Mitgliede. Als der Cardinal Antonio Pignatelli, den ihn zu Bologna während seiner Legation kennen gelernt, unter dem Namen Innocenz XII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, berief Malpighi als seinen ersten Leibarzt nach Rom. Als solcher starb derselbe im J. 1694 am Schlagfluß. Er hinterließ eine Menge lateinischer Werke. Seine Werke sind zu London in zwei Foliobänden erschienen; seine nachgelassenen Werke sind mehrmals gedruckt worden. Eine vollständige Ausgabe erschien 1733 zu Venedig mit Anmerkungen von Sinelli. — Malpighi hatte die Bescheidenheit, die meisten seiner Entdeckungen seinem Freunde Borelli zuzuschreiben.

Malmö, Malmö, eine freundliche Stadt in Schonen (s. 1. Art.) mit ohngefähr 6000 Einwohnern. Sie erwähnt die Geschichte schon im J. 1259. Sie war von ihrer Entstehung an ein Privateigenthum der königl. Familie. Erst unter Erich von Pommern wurde sie bedeutend. Unter Christian II. erhielt sie einen Stukus (eine Art von Statthalter), zugleich Obrichter über alle Landstädtergerichte in Schonen. Sie war eine der ersten Städte, wo die lutherische Lehre öffentlich gepredigt und eingeführt wurde, und zwar 1527 durch Claus Tennesinder. Im J. 1529 wurde ein luth. Gymnasium, und 1529 eine Buchdruckerei daselbst errichtet. Erst Gustav. Adolph befreite sie von ihren Festungswerken, wodurch sie an Schönheit und Raum gewann. Er hatte die Absicht, sie zur Residenz zu machen. Sie hat seit 1807 ein Theater, seit 1806 eine Armenversorgungsanstalt, besitzt ein Hospital für 60 Kranke und eine Trivialschule. Die schönste Kirche daselbst ist die Peterskirche.

Malta, eine im mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste gelegene Insel, $4\frac{3}{4}$ deutsche Meilen lang und $1\frac{1}{4}$ breit. Man hat Erde aus Sicilien dahin geführt, um die Felsen aus denen die ganze Insel besteht, urbar zu machen. Obst und Baumwolle gedeihen vortreflich, aber gering ist der Ertrag an Getraide und Wein. Dennoch leben auf Malta 150,000 Menschen, so daß diese Insel vielleicht der bevölkertste Landstrich auf der Erde ist. Die Sommerhitze wird durch die Seewinde gemäßiget; einen Winter kennt man nicht. Die Ausfuhr der Pomeranzen und anderer Südfrüchte, fern der Baumwolle, die meist gesponnen nach Barcellona geliefert wird, bringt jährlich gegen 3 Millionen Gulden fremdes Geld auf die Insel.

Malte dagegen den größten Theil ihres Getraides auf Sicilien und der spanischen Küste kaufen muß. Der Fisch- und Corallenfang ist beschaffen. Von fließendem süßen Wasser findet man nur eine einzige Quelle auf der Insel. Auf dem Lande wird ein verdorbnenes Arabisch, in den Städten italienisch gesprochen. Der Hauptort ist La Valetta, eine in den Felsen gehauene Festung vom ersten Rang, mit einem trefflichen Hafen. Außerdem enthält die Insel in ihrem Umfange noch neun zum Theil befestigte Häfen, und in allem 22 Flecken. Ferner gehören dazu die beiden kleinen Inseln Gozo und Comino. Siehe Robert, Was Reise durch die Insel Malta. Aus dem Engl. Lpz. 1795. — Malta wurde im J. 1530 von Carl V. dem Johanniterorden (s. d.) als ein Lehen des Admireichs Sicilien zugetheilt. Die Ritter hatten in ihrem neuen Sitz 1565 einen furchtbaren Angriff der Türken auszuhalten, nöthigten sie aber endlich nach großem Verlust zum Abzug. Malta war bis zum J. 1798 im Besiz des Ordens. Damals nahm Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten die Insel ein; Valetta ergab sich verrätherischer Weise ohne Widerstand. Im J. 1800 mußte sich die französische Besatzung an die Engländer ergeben, welche durch eine strenge Blokade die Insel ausgehungert hatten. Im Frieden von Amiens war zwar die Rückgabe der Insel an den Orden unter neutraler Garantie versprochen, allein die Engländer trugen Bedenken, diese Bedingung zu erfüllen. Im Frieden von Paris verblieb sie den Engländern, welche dadurch das mittelländische Meer völlig beherrschen.

Malte Brün, ein berühmter, jetzt lebender französischer Geograph, vorzüglich durch sein Werk: *Précis de la géographie universelle*, Paris 1810, übers. von Zimmermann; und seine *Annales des voyages* bekannt.

Malter wird vorzüglich ein Getreidemaß genannt. In Obersachsen und Thüringen beträgt es die Hälfte eines Wispels, mithin 12 Scheffel; in Preußen und Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In Hammerwerken und Kohlenbrennereien ist es ein Holzmaß, und beträgt etwa 84 Enbiffuß.

Malteser-Ritter, Malteserorden, s. Johanniterorden.

Malsafier, s. Weine.

Malz ist Gerste (Weizen, Hafer), die durch Einweichen im Wasser bis zum Keimen gebracht und nachdem vorher die Keime abgerieben worden, im Luftzuge (Luftmalz) oder durch Feuerhitze (Darrmalz) schnell getrocknet worden ist. Durch diesen anfangenden Vegetationsprozeß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des Malzes (Wärze) in geistige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Viele Seestädte (Danzig, Stralsund, Königsberg) treiben mit Malz starken Handel, und in Stralsund bilden die Malzbreiter sogar ein eigenes Gewerbe.

Mälzl oder Mälzel (J.), Mechaniker in Wien, bekannt als der Erfinder des Panharmonicons, ist aus Regensburg gebürtig (ohngefähr 1776 geb.) und erhielt den Titel eines k. k. österreichischen Hofmechanikers. Das von ihm erfundene Instrument ahmt mittelst mehrerer Walzen und Blasbälge ein ziemlich vollständiges Orchester nach, indem er durch diese die Instrumente selbst in Bewegung setzt; besonders ist von Kennern die Kraft und Präcision der Blasinstrumente, z. B. der Trompeten, bewundert worden. Mälzl hat sich damit an vielen Orten hören lassen, namentlich 1807 in Paris, wo er täglich, mit

allgemeinem Beifall der Musikfreunde und Kenner Concerts d'harm nie gab. Im Jahr 1808 war er ebenfalls dort, um ein neues Kunstwerk, einen Trompeterautomaten, hören zu lassen.

Mamelucken (Mamlucken, von dem arab. Memalik, ein Sclav) nannte man schon früh die aus den Gegenden des Caucasus herkommenden Sclaven, die bei ihren Herren ehrenvolle Hausämter verwalteten und sich hernach zu den wichtigsten Staatswürden emporschwangen. Sie machten jedoch kein besondres Corps aus. Als aber im dreizehnten Jahrhundert Dschingischan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sclaven wegführte, kaufte Nodschmadd Sultan von Aegypten, deren 12,000, Mingrelie, Tscherkassen, meistens aber Türken aus den Kapttschak, ließ sie in allen kriegerischen Wissenschaften unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, welches bald jähellos und rebellisch wurde. Schon unter seinem Nachfolger mischten sie sich in Regierungsangelegenheiten, erwordeten den Sultan Euran Schah, und setzten einen andern Regenten ein. Diese Mameluckenregierung dauerte von 1254 bis auf die Eroberung Aegyptens durch Selim 1517. Die meisten Sultane, die in diesem Zeitraum regierten, waren vorher Sclaven gewesen. Selim setzte über die mameluckische Völkerschaft einen osmanischen Pascha, nahm ihre sieben Oberhäupter zu Gliedern des Divans und ernannte aus ihnen die vierundzwanzig Statthalter oder Bey's von Aegypten. Diese Einrichtung stand über 200 Jahre. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlangte das Ansehn der Mamelucken durch ihre Anzahl und ihre Reichtümer ein solches Uebergewicht über die Osmanen, daß deren Macht völlig in nichts versank. Dieses Uebergewicht verschaffte ihnen vorzüglich seit 1766 Ali Bey, welcher mit unumschränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Auch zur Zeit der französischen Invasion spielten die Mameluckenbey's, namentlich Murad Bey, eine wichtige Rolle. Die Mamelucken, deren Anzahl sich auf 6 — 8000 beläuft, pflanzen sich meistens durch Sclaven fort, die aus den Gegenden zwischen dem schwarzen und caspischen Meere nach Cairo gebracht werden. Man zwingt sie zum Glauben Mahomets und bildet sie zu Krieger. Die Mamelucken machen einen Theil der türkischen Reiterei aus, und sind sehr gut beritten und bewaffnet. Sie gelangen hernach zu Staatsämtern und werden oft selbst Bey's; denn nur Mamelucken können diese Stelle erhalten, und sind daher als die eigentlichen Beherrscher Aegyptens anzusehen. (S. Aegypten.)

Mammouth, Mammut, Mammutsknochen nennt man die ungeheuern Thierknochen, welche in Sibirien, in Deutschland und andern europäischen Ländern, besonders aber am Ohio in Nordamerika ausgegraben werden. Der Name scheint aus Momotomakoff, eine sibirische Worte, verstümmelt zu seyn. Man belegte damit das unbekannte Ungeheuer, dem die fossilen Knochen gehören sollten, bevor man ihre Aehnlichkeit mit den Knochen des Elephanten und des Nashorn erkannte, die sich wenigstens an den in Sibirien und zum Theil in Deutschland vorgefundenen Knochengerippen ergab. Die ungeheuern Knochen am Ohioflusse in Nordamerika, die daselbst in Menge ausgegraben werden, gebören einem von dem jetzt lebenden Elephanten ganz verschiednen Landthiere, welches allein schon aus der besondern Form der Backenzähne erhellt. Bestimmbar ist übrigens dieses Thier nicht, ob es gleich Curier den Ohioelephanten zu nennen pflegt.

Mammouthszähne sind gegrabene Stoßzähne eines nicht mehr vorhandenen Thieres, das an Größe dem Elephanten übertroffen habe

und, wie die übriggebliebenen hin und wieder zerstreut aufgefundenen Knochen beweisen. Obgleich in Frankreich und Deutschland sich Reste dieser Thierart vorgefunden, so hat doch Sibirien einen bei weitem größern Vorrath davon. Noch zum Anfange dieses Jahrhunderts fand ein russischer Jäger am Eismeere ein solches noch größtentheils unverfressenes Thier zwischen den Eisschollen und schnitt ihm die Zähne ab. Die herrschende Meinung, daß jeder, der ein solches erblickte, unglücklich werden müsse, warf ihn aufs Todesbett. Die petersburger Akademie bezogte indeß die Entdeckung, und sandte einen Pensionär aus, es aufzusuchen und nach Petersburg zu bringen. Die gegrabenen Zähne sind dem Elfenbein gleich, sie werden von den Russen in Stücken von einigen Pud zerschnitten zum Verkauf gebracht.

Man, eine zu England gehörige Insel zwischen England, Schottland und Irland. Sie ist ungefähr sechs deutsche Meilen lang und zwei breit. Sie hat keinen für den Ackerbau günstigen Boden, aber gute Viehzucht, beträchtliche Fischerei und über 20,000 Einwohner. Unter den fünf kleinen Städten, die sie enthält, ist Ramsay die vorzüglichste. Die Lage der Insel ist sehr bequem für den Schleichhandel, der in frühern Zeiten, wo sie nicht der Krone, sondern der gräflichen Familie Derby gehörte, sehr beträchtlich war, aber auch jetzt noch fortdauert. Der Bischof von Man, der zugleich das Bisthum von Sodor besitzt, und unter dem Erzbischof von York steht, ist kein Pair des Reichs. Bei dieser Insel wurde am 26ten Febr. 1760 die kleine Escadre des französischen Seecapitains Thurot geschlagen und erobert.

Manaden (von *μανωμαι*, ich rase), hießen die Bacchantinnen, die Priesterinnen des Bacchus, s. d. Art.

Manando (abbeviert manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunst, daß das Zeitmaß eines Tonstücks immer langsamer werden, und der Ton allmählich schwinden soll.

Manchester, eine große, unregelmäßig gebaute Stadt in der englischen Landschaft Lancashire (Lancaster) am Zusammenflusse des Irk und Irwell. Durch Brücken über letztern Fluß ist sie mit Salford verbunden. Man zählte 1801 über 84,000 Einwohner. Da Manchester ursprünglich ein Dorf war, so hat es im Parlament keinen Repräsentanten. Es ist als der Mittelpunkt der in England vorhandenen Baumwollensfabriken anzusehn, und dankt diesen Flor nicht sowohl der Nähe der Steinkohlenbergwerke, als dem Canale des Herzogs von Bridgewater, wodurch es die Kohlen um die Hälfte wohlfeiler erhält als vorher, und mit allen Hauptplätzen und Häfen des Königreichs in bequemer Verbindung steht. Die vielfältigen Erfindungen und Verbesserungen in allen Theilen der Behandlung der Baumwolle bis zum vollendeten Zeug sind erst als Folge jener Grundlage zu betrachten.

Manchester (engl. Ververet und Velvetoot), ein sammetartiges, aus Baumwolle gewebtes Zeug. S. Wolle.

Manco-Capac, der Stifter und erste Inca des peruanischen Reichs, dessen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, sein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte sie civilisirt und mit verschiedenen nützlichen Beschäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne, und lehrte innerlich und als höchste, aber unbekannte Gottheit, Pachacamac, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, sichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, seine Mutter, verehren, und befahl, Lestere für die Wohlthaten, womit sie die Menschen überhäufe, Opfer darzubringen.

Mandarin ist eigentlich ein portugiesisches Wort (von *mandar* und bezeichnet jeden öffentlichen Militär- oder Civil-, geistlichen und weltlichen Beamten im chinesischen Reiche, seine Würde sey groß oder klein. Das chinesische Wort dafür ist *Quang* oder *Quang*. Man erkennt den Grad der Würde an der Farbe der Knöpfe, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth ist die erste, dann folgen blau, weiß, vergoldet und versilbert. Roth und blau haben Unterabtheilungen in dunkel und durchsichtig. Außer den Knöpfen und Pfaufedern an den Hüten, aus denen man den Rang eines jeden Mandarinen erkennen kann, sieht man bei Hofe noch zwei andre Kennzeichen der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben auf der Brust und auf dem Rücken viereckige reiche Stickereien; die Unterthanen, Colao's (d. i. Cabinetsminister), und Prinzen haben nur eine, nicht nur auf der Brust und dem Rücken, sondern auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Ferner sieht man viele in Gelb gekleidet, eine Farbe, die bloß von den Vornehmsten und von solchen getragen wird, denen der Kaiser Erlaubniß dazu ertheilt, als Ministern, Viceregenten, Verschnittenen.

Mandat, 1) Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag; eine landesherrliche Verordnung, oder auch eine richterliche Verfügung durch welche auf des Klägers Anbringen der Gegenpartei etwas anzufohlen oder verboten wird. Daher ein Proceß, der mit einem solchen Mandat anfängt, Mandatsproceß heißt. 2) Hießen Mandate Territorial-Mandaten, eine Gattung Papiergeld, das zur Zeit der republikanischen Verfassung in Frankreich in Umlauf gesetzt wurde. Nachdem die Assignaten (s. d. Art.), denen Kopeepierze einen gezwungenen Cours zu erhalten gewußt hatte, nach dessen Hinrichtung durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgesunken und durch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlösung angewiesen hatte, wieder frei geworden waren; nachdem ferner die Regierung vergebens eine Anleihe zur Bestreitung der Kriegskosten und ihrer dringenden Staatsausgaben eröffnet hatte, schuf sie dieses neue Papiergeld unter dem Namen der Mandaten, die im Grunde nicht anders als ebenfalls Assignaten waren, denn auch sie waren Annahmen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüter hatten jedoch vor den Assignaten einen doppelten Vorzug. Erstlich hatten die Mandaten eine specielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Assignaten nur im Allgemeinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten die Mandaten jeden Augenblick realisirt werden, indem der Inhaber ohne alle Weiterungen und Formalitäten, in jedes auf der Verpfändstafel verzeichnete Gut, sobald er sich deshalb meldete und den vierten Theil des Preises hinterlegen würde, sofort eingesetzt werden sollte. Es wurden ihnen anfänglich für 600 Millionen, aber bald darauf — den 18ten März 1796 — für 2,400,000,000 erschaffen. Die Regierung gab ihnen zwar einen allgemainen gezwungenen Cours, wodurch es ihr gelang, die Kosten des bevorstehenden Feldzugs damit zu decken, allein kaum war dies geschehn, als sie ebenfalls fast zu nichts herabsanken; sie wurden daher theils eingewechselt und vernichtet, theils verschwanden sie von selbst. Statt unter seiner Last zu erliegen, verdankte Frankreich diesem Papiergelde seine Rettung. Das Uebel trieb durch sein Uebermaß sein Heilmittel zugleich in sich, und auch hier in im ganzen Laufe der Revolution waren die Wirkungen immer im Gegensatz mit ihren Ursachen.

Mandeln (*Amygdalae*, franz. *Amandes*), sind die Keime der Steinfrucht des Mandelbaumes, *Amygdalus*, L. Die süßen sind wegen ihres fetten und milden Oeles sehr nährend, von angenehmem Geschmack und dienen sowohl zur Speise, als zur Arznei. Die bittern enthalten noch außerdem ein flüchtiges Oel, was ihnen den unangenehmen Geschmack und betäubende Eigenschaften gibt. Diese äußern sich bei Thierien (Hunden, Katzen, Vögeln etc.) oft sehr stark und lebensgefährlich. Der Mandelbaum ist in Asien und in dem mittägigen Europa einheimisch, auch hin und wieder in Deutschland, gleich dem Pfirsichbaum, wegen seiner zeitigen und schönen rothen Blüthen angepflanzt, bringt jedoch hier selten reife Früchte. Die besten Mandeln von langer Form kommen von Malaga, eben so gesucht werden die aus Valenzia und die italienischen Ambrosinmandeln. Sicilianische und Provençaler sind eine Mittelsorte und mehr rund als lang. Die bittern kommen aus der Peruberei. Knackmandeln in dünnen zerbrechlichen Schalen (*Mollesse*, *Saville*) dienen zum Dessert. F.

Mandeville (Bernard de), ein holländischer Arzt, welcher zu Dordrecht 1670 geboren war, in England lebte und 1733 starb, ist durch seine irreligiösen Schriften berühmte, welche der Abdruck seines Lebens waren. Unter diesen ist am meisten bekannt seine *Fabel von den Bienen* (*the fable of the Bees or private vices made public benefits*. Lond. 1714. 6 Ed. 1732. 2 Vol. 8; franz. Uebers. 1740. 8. Die zweite Ausgabe ist eine *Enquiry into the origin of moral virtue* als Apologie beigelegt). Er behauptete hier, daß die Tugend nur ein künstliches Product der Klugheit und Eitelkeit sey, auch der Luxus und die Laster der Einzelnen zum Wohl und Vortheil der Gesellschaft gereichen, und selbst die Verbrechen nützlich seyen, in so fern sie dazu dienen, eine gute Gesetzgebung einzurichten; 2. freie Gedanken über die Religion, die Kirche und das Glück der Nation. 3. Untersuchungen über den Ursprung der Ehre und über den Nutzen des Christenthums im Kriege, in welchem Werke er vielen seiner früheren Ideen und Ansichten widerspricht.

Mandoline (italienisch *Mandola*, *Mandora*), ein kleines, mit vier Saiten bezogenes lautenartiges Instrument, welches sowohl mit einem Federkiel, als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Man hat auch dergleichen Instrumente mit sechs und mehr Saiten, welche, da sie der Laute noch ähnlicher sind, *Mandores* luthées genannt werden.

Mandschu, **Mandschuren** oder **Bogdier**. Zwei Nationen, die eigentlichen Mandschuren und die Tungusen, deren gemeinschaftlicher Ursprung an ihren Traditionen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen ist, gehören zu dem mandschurischen Volksstamm, der im östlichen Sibirien und in der nördlichen Mongolei weisläufige Länder und Wälder bewohnt, und auch noch jetzt sehr mächtig ist, da eine mandschurische Fürstenfamilie über China herrscht. In den ältesten Zeiten waren sie unter dem Namen *Kin* oder *Njudschen* bekannt; seit 926 dem *Jin* anhängig, und wohnten im Norden von Corea in der östlichen Tartarei bis ans Ostmeer und den Amur. Sie empörten sich 1114 unter Okota gegen die Kitonen und stifteten 1128 das Reich der *Kin* in China, das von dem Namen des Stifters der Dynastie so genannt wird, indem sie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitsong machte aus dem Reiche der Kitonen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hilfe gerufen hatten, selbst an, entriß ihnen Peking und Ehenji und zwang Weptsong, ihm einen Theil von China,

und dessen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, so da diesem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vasallen der Kin, fielen unter Taitsongs Nachfolgern ab, und nöthigten sie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im J. 1208 verweigerte Dschingischan ihnen den Tribut, schlug sie 1212 und 1213 obltg, machte sie von der Abhängigkeit los und legte dagegen den Kin Tribut auf. Die Kin versagte nun auch 1215 Ringtsong, China's Beherrscher aus der Dynastie Song. Durch Dschingischan verlor jenes Volk Chensi 1221. Oktai setzte den Krieg gegen dasselbe fort (1230) und eroberte ihr Reich unter Gnaitsong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erschienen sie erst im sechzehnten Jahrhundert wieder (1556), unter dem Namen der Mandtschu. Sie hatten in dem angeführten Jahre in Leatong (einem Erblande der kaiserlichen Familie in Pina, zwischen der Scharra Mongolei und Corea) Aufnahme gefunden; aber schon 1616 fielen sie unter Hienming in China ein und machten hier große Eroberungen. Die Pörrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff der Kaiser Whaptsong 1643 in seiner Residenz an, und besiegte ihn. Der Kaiser erhenkte sich und in ihm erlosch die Dynastie Ming, die letzte eingeborne Regentenfamilie von China. Jetzt verallich man sich mit den Mandtschu. Tsontse vertrieb den Li aus Peking, starb aber mitten unter seinen Eroberungen, welche sein Sohn 1644 vollendete, seit welcher Zeit die Mandtschu Regenten dieses Landes sind. — Unter russischer Herrschaft stehen keine Mandtschu; denn als die Russen nach Sibirien kamen, verließen sie zum Theil ihre Wohnplätze, die sie in Ostsibirien vom Baikal bis an das mongolische Gebirge und um den Amurfluß inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China; die übrigen blieben und sich der russischen Herrschaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nerischinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfenen Mandtschuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Gränze, in welchen Tungusen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei sind.

Manelli (Pietro), ein berühmter komischer Sänger Italiens gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Er trug besonders zu der Revolution bei, welche um diese Zeit mit der alten französischen Musik zu Paris vorging, indem er zuerst den Geschmack der Franzosen für die neue italienische Musik empfänglich machte. Manelli stand um das Jahr 1750 als erster Sänger an der Spitze einer Gesellschaft von Sängern italienischer Intermezzo's. Sein komisches Talent zog unaußersprechlich das Publikum in seine Vorstellungen und erwarb ihm einen solchen Anhang, daß eine Art von Bürgerkrieg daraus entstand. Er disputirte mit der Serva Padrona von Pergolesi, die einen ungemeinen Enthusiasmus erregte. Bald aber bildete sich eine Gegenpartei, welche die alte französische Musik gegen diese Neuerer in Schutz nahm. Es entstanden die Bouffonisten und Antibouffonisten. Unter den Schriftstellern und Schöngeistern, die an diesem Streit Theil nahmen, bemerkte man vornehmlich J. J. Rousseau und Grimm.

Manes, ein berühmter Keger des 3ten Jahrhunderts, der Stifter der Sekte der Manichäer. Geboren in Persien in der Sklaverei wurde er von der Natur mit einnehmenden Gaben des Geistes und Körpers ausgestattet. Eine Witwe, deren Sklave er war, gewann ihn lieb, adoptirte ihn und ließ ihn von den Magiern in der Philosophie der Perser unterrichten. Manes fand bei seiner Wohlthäterin die Bücher des Zebinthus, und schöpfte aus ihnen die ausschweifendsten Lehrsätze, die

anfangs in Persien ausströmte, wo sie sich schnell verbreiteten. Er verrichtete Wunder, und gewann theils dadurch, theils durch seine strengen Sitten, die Meinung des Volks für sich, das ihm Gewalt über alle Geister zuschrieb. Sein Ruf kam bis an den Hof des persischen Königs Sapor, der ihn rufen ließ, als einer seiner Söhne gefährlich darniederlag. Manes entfernte alle Aerzte und versprach, den Kranken durch seine Gebete wiederherzustellen. Da aber der junge Fürst in seinen Armen starb, ließ der Vater den vorgeblichen Wunderrhäter in Ketten legen. Er war noch im Gefängniß, als zwei seiner Schüler, Thomas und Buddas erschienen, um ihm von ihrer Sendung nach Aegypten und Indien Bericht zu erstatten. Erschrocken über den Zustand, worin sie ihren Lehrer fanden, beschworen sie ihn, an die Gefahr zu denken, die ihm drohte. Er aber beruhigte sie, erweckte ihren Muth, entflammte ihre Einbildungskraft, und stößte ihnen einen blinden Gehorsam gegen seine Befehle und eine Seelenstärke ein, die allen Gefahren trohte. Thomas und Buddas erzählten ihm, daß sie keine furchtbarern Feinde gefunden, als die Christen. Manes fühlte die Nothwendigkeit, sie mit sich auszusöhnen und beschloß, seine Lehresätze mit dem Christenthum zu vereinigen. Manes las in der heiligen Schrift, daß ein guter Baum keine schlechten Früchte, noch ein schlechter Baum gute Früchte tragen könne. Darauf gründete er die Nothwendigkeit eines guten und bösen Princip's in der Welt, wodurch Gutes und Böses hervorgebracht würde. Er fand, daß Satan das Princip der Finsterniß und der Feind Gottes sey; er machte demnach aus ihm den Urheber des Bösen. Endlich sah er im Evangelium, daß Jesus seinen Jüngern versprach, ihnen den Paraclet zu senden, der sie alle Wahrheiten lehren würde; er glaubte, daß der Paraclet zur Zeit des Apostels Paulus noch nicht gekommen sey, weil dieser sagt: Unser Wissen ist unvollkommen, aber wenn die Vollkommenheit gekommen seyn wird, dann wird alles Unvollkommene vernichtet seyn. — In der Meinung, daß die Christen den Paraclet noch erwarteten, glaubte er seiner Lehre Eingang bei ihnen zu verschaffen, wenn er diese Eigenschaft annähme. Während er so im Allgemeinen mit dem Plan zur Gründung seiner Secte beschäftigt war, hörte er, daß Sapor seinen Tod beschlossen habe. Er entfloß aus dem Gefängniß, wurde wieder erlangt und auf des Königs Befehl unges. 277 n. Chr. geschunden. Die Lehre des Manes, deren Apostel im zweiten Jahrhundert schon Eudon gewesen, handelte dem bereits Gesagten zu Folge besonders von dem Unterschiede zweier höchsten, von einander unabhängigen Principien, eines guten und bösen. Nach ihm hatte der Mensch auch zwei Seelen, eine gute und eine böse. Das Fleisch war ihm Werk des bösen Princip's; demnach verbot er die Ehe und die Zengung, die er für sündig hielt, und gebot, durch Ausrottung jedes sinnlichen Triebes die Seele von den Fesseln des Körpers zu befreien. Auch das alte Gesetz schrieb er dem bösen Princip zu, und behauptete, daß alle Propheten verdammt seyen. Er verbot, Almosen zu geben, erklärte die Verehrung der Reliquien für Abgötterei, und läugnete, daß Christus Mensch geworden und wirklich gelitten habe. Er lehrte, daß wer eine Pflanze ausreißt oder ein Thier tödtet, in diese Pflanze oder in dieses Thier verwandelt werde. Seine Schüler pflegten, bevor sie ein Brot anschnitten, denjenigen zu verfluchen, der es brotete, indem sie ihm wünschten, gesät, geerntet und gebacken zu werden, wie diese Speise. Diese Abgeschmacktheiten, statt den Fortschritten der Secte zu schaden, dienten nur dazu, sie noch mehr zu verbreiten. Der Manichäismus ist von allen Ketzereien diejenige, die am längsten bestanden hat. Gegen das 10te Jahrhundert kamen die Manichäer nach

stalten und setzten sich besonders in der Lombardei fest, von wo sie Persien ausschickten, welche viele Proselyten machten. Die neuen Manichäer hatten in ihrer Lehre vieles verändert. Viele von ihnen waren Enthusiasten, welche die vermeintliche Erhabenheit ihrer Moral anzog. Dahin gehörten die Domherren von Orleans, die einen großen Ruf der Frömmigkeit hatten. König Robert verurtheilte sie zum Feuer, und sie stürzten sich mit Entzücken in die Flammen (1212). Am meisten machten die Manichäer in Languedoc und in der Provence Fortschritte. Man versammelte mehrere Concilien gegen sie, konnte aber ihre Secte mit den härtesten Maßregeln nicht austrotten. Sie drängen sogar nach Deutschland und gingen nach England über. Allenthalben fanden sie Anhänger, aber allenthalben bekämpfte man sie. Der Manichäismus, der trotz aller Hindernisse bestand, artete unmerklich aus und erzeugte im 12ten und 13ten Jahrhundert jene Menge von Secten, welche die Religion und die Kirche zu verbessern vorgaben. Die ursprünglichen Manichäer waren in zwei Classen getheilt: die Hörer, die sich des Weins, des Fleisches, der Eier und des Käses enthalten mußten, und die Erwählten, die außer einer strengen Enthaltensamkeit das Gelübde der Armut thaten. Diese Erwählten hatten allein das Geheimniß aller Mystereien d. h. der ungereimtesten Schwärmereien der Secte. Es waren wohl unter ihnen, die man Meister nannte, und ein dreizehnter, welcher das Haupt aller Andern war, nach des Manes Muster, der, indem er sie den Paraclet nannte, zwölf Apostel erwählt hatte. — Unter den Kirchen Vätern sind die Manichäer von Augustin, der früher selbst zu ihnen gehört hatte, am nachdrücklichsten und kräftigsten bekämpft worden.

Manen (Manes), bei den Römern die Seelen der Verstorbenen. Man nannte sie auch Laren, wenn sie wohlthuend, Larven oder Manie (Larvae vel Maniae), wenn sie schädlich waren. Einige hielten sie auch für die bösen und guten Geister der Menschen, welche diese bei ihren Leben begleiteten. — Man zählte die Manen zu den unterirdischen Göttern, glaubte aber, daß sie bisweilen auf der Erde erschienen und als Gespenster sichtbar würden. Insbesondere sollten sie an drei Tagen des Jahres, den 30ten August, 4ten Octob. und 7ten November, die Oberwelt besuchen; daher diese Tage bei den Römern für unglücklich galten. Der allgemeine Volksglaube, daß die Geister der Verstorbenen auf das gute oder böse Schicksal der Lebenden, besonders derer, mit denen sie ehemals genau verbunden gewesen, den mächtigsten Einfluß hätten, schufte eine allgemeine Furcht vor ihnen ein, und man hütete sich sehr, sie zu beleidigen. Da man annahm, daß sie jeden Störer der Ruhe des Leichnams verfolgten, so verehrte man die Begräbnisse sehr und brachte den Manen Opfer (Infortiae) und Libationen; ja man errichtete, wenn man nicht mußte, ob ein Todter begraben wäre, ein Cenotaphium und lud die Manen desselben unter feierlichen Ceremonien ein, sich dahin zur Ruhe zu begeben, aus Furcht, daß sie außerdem noch lang auf der Oberwelt zur Qual der Lebendigen herumirren und den Ahrpe suchen möchten. Man glaubte ferner, daß sie an Blut Wohlgefalle hätten, schlachtete ihnen daher beim Scheiterhaufen verschiedene Thiere, besonders solche, die dem Verstorbenen lieb gewesen waren, und verbrannte sie mit dem Leichnam.

Manetho, **Manethon** aus Diospolis in Aegypten, um das Jahr vor Chr. Geb. 270, Oberpriester zu Heliopolis, Verfasser einer ägyptischen Chronik in 3 Büchern, die selbst in noch vorhandenen Bruchstücken noch wichtig ist (man findet sie in Scaliger's Werke de emendatione temporum). Das ihm beigelegte Gedicht vom Einfluß der Si-

Ante (*antiquissima*, ed. Gronov. Leiden 1693. 4.) gehört in die folgende Periode und ist, wie das ihm beigelegte Buch von den Königen von Aegypten, untergeschoben. A — s.

Manichäer, die Anhänger des Manes, s. d. und Secten.

Manier und manierirt. Mit diesen Ausdrücken im weitesten Sinn bezeichnet man in den Künsten vorzüglich diejenigen Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus seinem Wesen selbst, sondern aus der Individualität des Künstlers hervorgegangen sind, mithin tadelhafte Eigenschaften, da, gewisse Fälle ausgenommen, die Kunst nach möglichster Objectivität streben soll; im engeren Sinn sind sie gleichbedeutend mit *Stil* und *Stilei*, und gekünstelt, doch wird es auch oft mit *Styl* gleichbedeutend gebraucht. In einem andern Sinne spricht man von *Manieren* in der Musik und versteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den *Noten*, oder vermittelst kleinerer *Noten* zwischen den gewöhnlichen *Noten* hergestellt werden. Dahin gehören der *Triller*, *Pralltriller*, *Mordent*, *Doppelschlag*, *Schleifer*, *Vorschlag*, *Nachschlag*, *Bebung* u. s. w. Oft theilt man die *Manieren* auch ein in *Seh-* und *Spielmanieren*. Zu jenen gehören alle diejenigen *Noten*, die aus der Vergliederung der *melodischen Hauptnoten* und aus der Vermischung derselben mit *Nebennoten* entstehen, und von welchen man einige mit besondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den *Lauser*, die *Walze*, den *Schwärmer* u. s. w. Zu diesen gehören theils die vorhin angelegten bestimmten *Manieren*, theils auch Veränderungen der *Melodie* von unbestimmter Form, womit die *Melodie* einer *Solostimme*, besonders in *Adagio*sätzen, oft verziert wird.

Manifeste. Mit diesem Namen pflegt man die Erklärungen zu bezeichnen, welche vornehmlich im Anfange eines Krieges von den streitenden Mächten öffentlich bekannt gemacht werden, um die rechtfertigenden Ursachen des Kriegs darzustellen. Es sind diese Erklärungen gewöhnlich an das gesammte Publicum gerichtet und sollen das Unrecht des Gegners und die eignen Beschwerden gegen denselben ins Licht stellen. Die Form, in der die *Manifeste* aber abgefaßt werden, ist die der offenen Briefe, das heißt, sie beginnen mit einer kurzen Anrede an das gesammte Publicum und sind mit der einfachen Unterschrift des Regenten versehen. Verschieden von ihnen sind die *Deductionen* und *Darstellungen* der Beweggründe, und die sogenannten *Exposés des motifs*; letztere sind gleichfalls officielle, an das gesammte Publicum gerichtete, aber nur selten im Namen des Regenten abgefaßte und von ihm nicht unterschriebene Schriften in Form eines juristischen Libells; wogegen sich diese, die gewöhnlich in französischer Sprache abgefaßt sind, durch ihre weniger juristische Form unterscheiden; letztere sind, mit Ausnahme von Deutschland, beinahe allein noch in den letztern Zeiten im Gebrauche geblieben. Der Gebrauch der *Manifeste* dagegen hat sich allgemein bis auf unsere Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das sich aber so viele bis dahin allgemein für notwendig geachtete Formen hinwegsetzte, erließ in den letzten Zeiten keine *Manifeste* mehr, sondern es erfolgten nur *Botschaften* des Kaisers an den Senat, *Proclamationen* an die Armee und oft sehr pöbelhafte Ausfälle im *Moniteur*; denn freilich was konnte die französische Regierung auch der Welt sagen, daß diese nicht schon längst wußte, da selbst der Versuch, ein so heilloses System zu beschönigen, vergeblich war. — Was den Werth oder den Awerth der Kriegserklärungen betrifft, so weiß man freilich, daß in denselben nicht immer die Sprache der Wahrheit gesprochen ward, daß

jeder Theil sich in ihnen nur gar zu gern als den Beeinträchtigten, seinen Gegner aber als den Bekleidiger darzustellen suchte, daß man all die Manifeste nur mit großer Vorsicht als historische Quellen brauchen kann. Jedoch machen hiervon die in den letzten Kriegen gegen Frankreich erlassenen Manifeste eine rühmliche Ausnahme, indem sie mit vollem Rechte als historische Quellen angesehen werden können, und in ihnen vielmehr der entgegengesetzte Fall eintritt, daß in ihnen, statt Ubertreibungen, eine im Verhältnisse zu den Unbilden, die sich Frankreich der Reihe nach gegen alle Staaten des Continents erlaubte, fast gemäßigte Sprache herrscht. C. z.

Manilla und Manillen. oder manilische Inseln, s. Philippinen.

Manipel, manipulus, s. Legion.

Manipulation. Behandlung, besonders die magnetische s. Magnetismus.

Manlius (Titus), mit dem Beinamen **Torquatus,** ein berühmter römischer Consul und Feldherr, war ein Sohn des Manlius Imperiosus. Bei einem lebhaften Geiste gebrach ihm das Talent, gut zu sprechen. Sein Vater, der ihn nicht in die Stadt zu bringen wagte, hielt ihn auf dem Lande unter den Sklaven zurück. Dies Verfahren schien dem Volkstribunen, Marcus Pomponius, so ungerecht, daß er ihn vorladen ließ, um sich deshalb zu verantworten. Der Sohn, der im Unwillen seinen Vater seinetwegen verfolgt sah, eilte mit dem Dolch in der Hand zu dem Tribun und ließ ihn schwören, von seiner Anklage abzustehn. Diese Kindesliebe rührte das Volk, welches ihn im nächsten Jahre zum Tribunus militaris erwählte. Er zog mit dem Heere gegen die Gallier, deren einer den tapfersten Römer zum Zweikampf forderte. Manlius nahm die Ausforderung an, erlegte seinen Gegner und schmückte sich mit der goldnen Halskette desselben. Davon erhielt er den Beinamen **Torquatus,** der auf seine Nachkommen überging. Einige Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt; er war der erste Römer, der, ohne Consul gewesen zu seyn, diese Würde bekleidete. Darauf war ihm mehrmals das Consulat ertheilt; unter andern war er Consul im J. 340 vor Ehr. Geburt, während des Krieges der Lateiner. Gegen die ausdrückliche Verordnung des Manlius, daß ohne Befehl und außer seinem Gliede sich kein Römer in ein Gefecht einlassen solle, nahm sein Sohn, eingedenk des Sieges seines Vaters, einen Zweikampf an, zu dem einer der feindlichen Anführer ihn herausforderte. Er war siegreich und legte die Beute des Feindes seinem Vater zu Füßen. Dieser aber weigerte sich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz, und befahl zugleich dem Lictor, die Todesstrafe, der er verfallen sey, an ihm zu vollziehen. Dieses Beispiel der Strenge verschaffte dem Manlius den pünktlichsten Gehorsam. Er besiegte wenige Tage darauf die Feinde am Tifris, während sein Mitconsul, Decius Mus, sich für das Vaterland den Tod widmete. Der Senat bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. Er trat darauf in den Privatstand zurück, den er bis an seinen Tod nicht verließ. Man nannte nach ihm sprichwörtlich *Manliana edicta* alle Verordnungen, in denen eine so strenge Gerechtigkeit gehandhabt wurde.

Mann, s. Geschlecht.

Manna heißt der eingetrocknete flebrige, blaßgelbe, durchsichtige schleimicht-süße Saft, den einige Gattungen der Esche im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien, liefern. Man könnte eine ähnliche Substanz auch aus verschiednen andern Gewächsen, z. B. aus den Kunkelrüben, gewinnen. In den Morgenländern gibt es dieser Man-

da liefernden Gewächse mehrere, welche man zum Theil noch nicht einmal näher kennt. Eine dieser Pflanzen gehöret zum Geschlechte des Hahnenkopfs (*Hedysarum*) und man vermuthet, daß ihr Manna dasjenige gewesen sey, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabischen Wüste genossen. Auch in Amerika gibt es Gewächse, die Manna liefern. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume.

Mannert (Conrad), geboren am 17ten April 1756 zu Altdorf, erst Lehrer an der Sebaldschule und dann am Regiduanum zu Nürnberg, darauf seit 1797 Professor der Philosophie zu Altdorf, und seit 1808 k. bair. Hofrath und Professor der Geschichte zu Landshut. Er hat sich als gründlichen Geschichtsforscher (*Compendium der deutschen Reichsgeschichte*. 2te Aufl. Nürnberg. 1808. 8. Die älteste Geschichte Boioariens. Nürnberg. 1807. 8. Kaiser Ludwig IV. oder der Baier, Landsh. 1812. 8.) und insbesondere als genauer und sorgfältiger Diplomatiker und Epistologer bewährt (*Miscellanea*, meist diplomatischen Inhalts. Nürnberg. 1793. 8. *Compendium der Statistik*. Bamberg. 1805. 8.). Ganz vorzügliches Verdienst hat er sich aber um die alte Geographie erworben, welche er durch sein aus völlig neuer Forschung hervorgegangenes Werk: *Geographie der Griechen und Römer*, aus ihren Schriften dargestellt (Nürnberg 1788. ff. 7 Bände) mit unendlich vielen neuen Ideen, Gränzbestimmungen, Eintheilungen und neuen Ansichten bereichert hat.

A—1.

Manngericht, **Mannengericht**, s. **Mannrecht**.

Mannheim, vormals die Hauptstadt in der untern Pfalz, jetzt die Hauptstadt des Großherzogthums Baden, liegt am östlichen Ufer des Rheins, wo der Neckar hineinfällt. Churfürst Friedrich IV. fing 1606 an, aus dem alten Dorf und Schloß Mannheim eine Stadt zu erbauen, und bevölkerte sie mit Niederländern, welche wegen der Gewissensfreiheit ihr Vaterland verlassen hatten. Zwar wurde 1622 die neue Stadt von den Bayern und 1688 von den Franzosen verwüstet; aber die Churfürsten Johann Wilhelm und Carl Philipp, welcher Letztere 1720 wegen der Religionsfreitigkeiten mit den Reformirten seine Residenz von Heidelberg dahin verlegte, stellten sie wieder her, so daß sie jetzt zu den schönsten Städten Deutschlands gehört. Sie ist ganz offen; vormals war sie mit Wällen und Gräben eingefaßt und durch dreizehn Bollwerke verwahrt, aber durch die Ereignisse des Revolutionskrieges wurden die Festungswerke vernichtet. Unter den Plätzen sind der Markt und der Paradeplatz, und unter den Kirchen die ungemein prächtige Kirche, die den Jesuiten gehörte, und die Schloßcapelle am ausgezeichnetsten. Ferner sind sehenswerth das Kaufhaus, Rathhaus, Zeughaus, die Münze, verschiedene Hospitäler, das Kommodienhaus, der botanische Garten, das Observatorium, das Zucht- und Waisenhaus u. s. w. Das Schloß ist groß und prachtvoll und enthält verschiedene kostbare Sammlungen; auch ist daselbst der Versammlungsaal der dasigen Akademie. Die Zahl der Einwohner ist in den letztern Zeiten bis auf 18,000 gesunken. Handel und Fabriken werden zwar sehr begünstigt, wollen dennoch aber nicht besonders gedeihen. In dem Kriege Deutschlands gegen Frankreich zu Anfang der Revolution litt die Stadt durch Belagerung und gegenseitige Besetzung; selbst ein Flügel des Schlosses wurde vernichtet. Statt der ehemaligen Schiffbrücke geht jetzt eine fliegende Brücke über den Rhein.

Mannlehen, s. **Lehen**.

Mannrecht hieß ehemals dasjenige Recht, nach welchem adeliche Befallen gerichtet wurden — das Lehnrecht. Dann bezeichnete man auch damit und mit dem Worte **Manngericht**, **Mannengericht** das

aus den Vasallen eines Lehnherren bestehende Gericht, vor welchem der Vasall, wenn zwischen dem Lehnherren und ihm Streit entstand, stellen mußte. Daher rühren auch die Benennungen: *Mannstet*, der Richter bei einem solchen Gericht; *Mannbote*, *Mann* u. s. w. Doch sind diese Ausdrücke jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Mannus, einer der berühmtesten Helden der alten Deutschen Sohn Thuislons, welcher nach seinem Tode als Schutzgott verehrt wurde. Er war der Mars der Deutschen. Sein Bildniß, in der Gestalt eines alideutschen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, Schild an der Seite, und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke stehend, wurde lange bei den Rugiern verehrt. Kritiker haben ihn für den Adam, bald für den Noah in der biblischen Geschichte gehalten. Von ihm bedeutet das Wort *Mann* einen mit Kraft und Ausrüsteten Menschen.

Manometer, oder Dichtigkeitsmesser, ist ein Werkzeug, das Veränderungen anzeigen soll, welche die Dichtigkeit der Luft durch Einfluß der Kälte und Wärme, so wie der Feuchtigkeit beständig bedet. Otto Guericke gab das erste Manometer an. Es besteht einer Kugel von einem Fuß im Durchmesser, welche, nachdem die herausgepumpt worden, mit einem, dem Umfange nach, möglichst neuen Gegengewicht an einer Wage ins Gleichgewicht gebracht wird. Bald nun die äußere Luft dünner wird, als sie vorher war, so trägt natürlich nur einen geringern Theil vom Gewichte der Kugel als vorher, und dadurch erhält die Kugel den Ausschlag; wird aber die dichter, als sie vorher war, so trägt sie einen größern Theil vom Gewichte der Kugel als vorher, und dadurch erhält ihr Gegengewicht Ausschlag. Um zu erfahren, wie viel die Luft dünner oder dichter worden ist, legt man entweder genau abgemessene Gewichte zu, bis gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt ist, oder man bringt ober des Wagebalkens einen in Grade und Minuten abgetheilten Halbkreis, an welchem die Zunge selbst jedesmal den Winkel anzeigt, um welchen sie von der Verticallinie abweicht. — An diesem Werkzeuge man nachher ansehnliche Verbesserungen angebracht; besonders ist es unter Jouchy's Händen zu großer Vollkommenheit gediehen, welcher nem Manometer den gleichbedeutenden Namen *Dasymeter* bei. Dagegen gibt Caussure dem gemeinen Barometer, das er in eine ferne Kapsel brachte, um die Elasticität der darin befindlichen Luft verschiedenen Wärme- und Feuchtigkeitsgraden zu bestimmen, mit recht den Namen *Manometer*.

Mansard (François), ein berühmter Baumeister, geboren Paris 1598. Auch sein Vater, Pierre François, war Baumeister, aber so frühzeitig, daß er den Unterricht seines Sohnes nicht vollenden konnte. François erwarb durch sein Genie bald großen Ruf; seine Arbeiten schmückten nicht nur Paris und dessen nächste Umgebungen, denn auch die Provinzen. Die Kirche Val de Grace ist nach seinen Zeichnungen bis an das große Gesims (Corniche) aufgeführt worden und es ist bedauern, daß es seinen Meidern gelang, ihn später davon entfernen. Mansard starb als erster königl. Baumeister 1666, und wurde in der Kirche St. Paul beigesetzt. Die Prachtgebäude, die nach seinen Zeichnungen aufgeführt wurden, sind eben so viele Denkmale seiner Tugend. Er entwickelte in seinen Entwürfen edle und prächtige Ideen, seinen feinen Geschmack, und eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile seiner Kunst; dabei war er sehr streng in seinen Forderungen an sich selbst. Colbert forderte ihn auf, einen Plan für den Palast des Louvre zu

wurden, und fand die Arbeit Mansfards so vortrefflich, daß er das Versprechen von ihm verlangte, seinen Entwurf ohne Abänderung auszuführen. Mansard aber verweigerte diese Zusage, um sich die Freiheit vorzubehalten, seine Arbeit noch verbessern zu können. Das Lustschloß Mansard wird für sein Meisterwerk gehalten. Von ihm haben die gebrochenen Dächer, die er zuerst angab, den Namen Mansarden.

Mansfeld, eins der ältesten gräflichen und fürstlichen Geschlechter in Deutschland, das von den edeln Herren von Quersfurt abstammt und von dem Schlosse Mansfeld seinen Namen hat. Es ist in viele Linien getheilt, und erzeugte mehrere verdienstvolle Helden und Staatsmänner. Unter den alten mansfeldischen Grafen hat sich Hoier, der 1215 in dem Treffen bei Welfsholz blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Albrecht, Graf von Mansfeld, erklärte sich für Luthers Sache und war in dem Religionskriege eine der vornehmsten Stützen der Protestanten. Er zwang 1547 Heinrich von Braunschweig, die Belagerung von Bremen aufzuheben, und starb 1560 im 80sten Jahre. Bolrath Graf von Mansfeld, sein 5ter Sohn, zeichnete sich als Krieger aus, und rettete im Treffen von Montcontour durch einen schönen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. Er starb den 30sten Dec. 1578. Man muß den letztern nicht mit dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld verwechseln, der 1552 in Jory gefangen wurde, wor nach dem Treffen von Montcontour den Oberbefehl hatte. Er hatte nachher an den wichtigsten Geschäften Theil, wurde Statthalter von Luxemburg und Brüssel, und starb 1604 in seinem 87sten Jahre mit dem Titel eines Fürsten des römischen Reichs. Carl, Prinz von Mansfeld, sein rechtmäßiger Sohn, that sich im flandrischen und ungarischen Kriege hervor, und starb 1595 ohne Nachkommen. Ernst von Mansfeld, des Letztern natürlicher Bruder, den Peter Ernst von Mansfeld mit einem Frauenzimmer von Stande zu Mecheln erzeugte, wurde von seinem Taufvater, dem Erzherzog Ernst von Oesterreich, in der catholischen Religion erzogen, und leistete, nebst seinem Bruder Carl, dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, daher ihn Kaiser Rudolph II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde seines Vaters und die Güter, die er in den spanischen Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebne Versprechen vorenthielt, ward er so mißvergünstigt darüber, daß er sich 1610 zu den protestantischen Fürsten schlug, die reformirte Religion annahm, und einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Oesterreich wurde. Dieses nannte ihn den Attila der Christenheit. Er setzte sich 1618 an die Spitze der empörten Böhmen, nahm 1619 Pilsen ein, und obgleich seine Völker in verschiedenen Treffen geschlagen wurden, so ging er doch in die Pfalz, eroberte viele Plätze daselbst, verheerte Elßaß, nahm Hagenau ein und schlug die Bayern. (S. dreißigjähriger Krieg.) Endlich ward er im April 1666 von Wallenstein bei Dessau gänzlich geschlagen. Nachdem er die Völker, die ihm noch übrig geblieben waren, an den Herzog von Weimar überlassen, wollte er in die venetianischen Staaten reisen, wurde aber in einem Dorfe zwischen Zara und Spalatro krank, und starb daselbst 1626 im 46sten Lebensjahre, wahrscheinlich an Gift. Man rechnet ihn unter die geschicktesten Feldherren seines Jahrhunderts. Er war unermüdet, und zu Arbeit, Wachen, Kälte und Hunger bis aufs äußerste abgehärtet. Er brachte schnell Armeen auf die Beine und verlor die feindlichen Länder mit unglaublicher Geschwindigkeit. Heinrich Franz, Graf von Mansfeld, aus eben diesem Geschlechte, zeichnete sich im spanischen Successionskriege aus, und starb zu Wien 1715

in seinem 74sten Jahre als Fürst des römischen Reichs und von Fondi Grand von Spanien und kaiserlicher Generalfeldmarschall. Er war auch Generalfeldzeugmeister, Gesandter in Frankreich und Spanien, Präsident des Hofkriegsraths und Großkammerer des Reichs gewesen.

Mansfeld, eine Grafschaft in Ober-Sachsen, welche gegen Norden an das Anhaltische, gegen Osten an das Magdeburgische, gegen Westen an Stollberg und gegen Süden an Thüringen gränzt. Sie hat ihre eignen Grafen, die aber schon im 16ten Jahrhundert in große Schulden verfielen. Die Folge davon war, daß die beiden Lehnsherren, Churfürst Sachsen und Magdeburg, die Grafschaft 1570 in Sequestration nahmen, jedoch unbeschadet der Reichsstandschaft, und des Stimmes und der Stimme, welche die Grafen auf den Reichs- und ober-sächsischen Kreistagen hatten. Im J. 1716 wurde die Sequestration in Ansehung der unter magdeburgischer Landeshoheit stehenden Theile aufgehoben; die churfürstliche Administration dauerte fort. Graf Heinrich Franz erhielt 1690 von König Carl II. von Spanien das neapolitanische Fürstenthum Fondi, und vom Kaiser Leopold die Reichsfürstenwürde, welche 1699 und 1709 bestätigt und 1711 öffentlich bekannt gemacht wurde. Das Haus Mansfeld bestand zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus zwei Linien, der bornstädtischen oder catholischen, und der eislebischen oder lutherischen, wovon diese 1710, jene 1780 in dem männlichen Erben erlosch, worauf die Gräfin Colloredo, geborne Fürstin von Fondi und Mansfeld die Allodialerbschaft überkam; die Grafschaft aber Sachsen und Preußen in Besitz nahmen. Im J. 1807 hatte der preussische Theil das Schicksal aller preussischen Länder auf dem linken Elbufer, fiel aber 1814 an Preußen zurück. Das Land ist auf der Nordseite gebirgig und wenig fruchtbar. Dagegen hat es viele Bergwerke auf Kupferschiefer, auch auf Silber, deren Ausbeute in frühern Zeiten sehr beträchtlich war. Die Schafzucht ist nicht unbedeutend, die Waldungen sind trefflich. Der sächsische Theil, welcher seit 1815 ebenfalls an Preußen fiel, 6 1/2 Quadratmeilen mit 23,600 Einwohnern, der preussische aber 6 Quadratmeilen mit 26,500 Einwohnern. Der Hauptnahrungsweig derselben ist der Bergbau.

Mansfield (William Murray, Graf von), geboren zu Perth in Schottland 1705, kam schon in seinem dritten Jahre nach London, studirte zu Oxford, bereiste Frankreich und Italien, widmete sich nach seiner Rückkunft gerichtlichen Geschäften und wurde bald als Redner allgemein bewundert. Nach einer zehnjährigen Praxis in der Kanzlei wurde er 1742 Solicitorgeneral, 1756 Lordoberrichter der Kingsbench, zugleich versetzte ihn der König in den geheimen Rath, und er zeichnete sich in jeder Art von Geschäften, die er verwaltete, ruhmvoll aus. Er besaß das Talent, die verwickeltsten Fälle mit Ruhe zu durchschauen und sie mit Klarheit und Präcision vorzutragen. Im Argumentiren war er zierlich, einnehmend und bündig, und besaß einen unerschöpflichen Schatz classischer, historischer und gesetzlicher Stellen. Seine Aussagen waren klar, eindringend und seine Beredsamkeit unwiderstehlich. Er besaß einen einnehmenden Anstand und eine schöne Stimme. Im geheimen Rath verließ man sich fast ganz allein auf seinen Ausspruch in Bestimmung aller Streitigkeiten, welche die Colonien oder Präfecturen betrafen. Im Oberhause vertheidigte er stets Duldung und Religionfreiheit, und nur selten sah er seine Aussprüche umgeköpft. Zuweilen ging aber doch sein Eifer für die Sache des Königs in Parteilichkeit über; daher wäre er im J. 1780 fast das Opfer einer Volksbewegung geworden, in deren Folge sein Haus überfallen und in Brand gesteckt wurde.

te. Nachdem er das Amt eines Obergerichters 32 Jahre lang verwaltet hatte, legte er es 1788 nieder, zog sich in die Einsamkeit zurück und starb 1793 auf seinem Landſiße zu Ken-Wood unweit Hampstead.

Manso (Johann Kaspar Friedrich), geboren zu Zella im Herzogthum Gotha, im J. 1759, erhielt den ersten Unterricht, der sich größtentheils auf die alten Sprachen beschränkte, im väterlichen Hause von Privatlehrern. Dadurch wurde er früh mit den römischen Classikern vertraut. Noch vor seinem siebzehnten Jahre hatte er die meisten von ihnen, selbst den bändereichen Livius, mehrmals durchgelesen, und im Griechischen, welches er meistens durch eignen Fleiß erlernen mußte, den Hesiod und Theokrit übersezt. Zu frühen Versuchen in der Poesie weckten ihn theils die romantischen Umgebungen der Natur, theils die Bekanntschaft mit J. Fr. Schmidt, dem bekannten Uebersetzer des Horaz, der ihm durch Rath und Kritik nützlich wurde. Im siebzehnten Jahre besuchte er das Gymnasium zu Gotha. In Jena, wo er 4 1/2 Jahr zuletzt als Erzieher im Hause des berühmten Rechtsgelehrten Hellfeld lebte, ging er von der Theologie zur Philologie und Philosophie über. Am meisten wirkten hier auf ihn Schüz und Ulrich, und nächst diesen einige geistreiche Jugendfreunde, als die beiden Jacobs, Grabner und Schaz. Von der Universität kehrte er zurück nach Gotha, wo er eine Hauslehrerstelle annahm und zugleich seit 1785 am Gymnasium, zuerst als Collaborator, später als Professor, lehrte. Im Jahr 1790 wurde er als Protector an das Maria-Magdalenen Gymnasium in Breslau berufen, und übernahm drei Jahre darauf, als erster Professor und Rector, die Leitung dieser Anstalt. In wie engen Freundschaftsverhältnissen er hier mit Garve lebte, erhellt vorzüglich aus den Briefsammlungen, die nach Garvens Tode erschienen sind. Manso ist als Dichter und Prosaiker, als Uebersetzer, Humanist und ästhetischer Kunstrichter bekannt. Von seinen Uebersetzungen sind die bekanntesten Virgils Landbau, Bion und Moschus, der König Oedipus des Sophokles, und das befreite Jerusalem; letzteres unvollendet. Aus diesem Gesichtspunkte einer treuen Uebersetzung können wir weder Manso's Oedip in Alexandrinern, noch seinen Tasso in wendischen Stangen, deren Inhalt dem Tasso eben sowohl gehört als nicht gehört, noch auch seinen Virgil, Bion und Moschus in ziemlich unvollkommenen Hexametern mit besonderm Beifall nennen, wiewohl in diesen Arbeiten gelehrte Kenntnisse und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen sind. Unter seinen eignen Gedichten ist seine Kunst zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern, das bedeutendste, dessen Werth sich größtentheils auf einen zierlichen Anstand und Correctheit des Ausdrucks beschränkt. Ein Gleiches gilt von der Epistel an Garve, über die Verleumdung der Wissenschaften, die als philosophisches Gedicht nicht ohne Verdienst ist. Auch in den zwei Bänden seiner vermischten Schriften finden sich unter dem Namen, poetische Wälder, zwei Bücher vermischter Gedichte. Es sind didaktische und lyrische Stücke, Elegien, Madrigale und Epigramme, theils Originale, theils freie Nachbildungen, unter denen manches durch Zartheit und Innigkeit anspricht. Von Manso's prosaischen Schriften nennen wir seine Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer, ferner Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats. In beiden finden sich schätzbare Materialien und manche neue Ansicht. Eine Menge kleinere Abhandlungen, deren mehrere in Sulzer abgedruckt sind, d. dgl. übergehen wir.

Mansfeld (Christoph Herman von), wurde zu St. Petersburg den 1ten Sept. 1711 geboren, erhielt von seinem Vater, welcher zu letzt Generallieutenant und Gouverneur zu Reval war, Unterricht in der Mathematik, und besuchte die Schule zu Narva bis in sein dreizehntes Jahr. Um diese Zeit kam er in das Cadettencorps zu Berlin wo er drei Jahre zubrachte, und dann als Werbeoffizier gebraucht wurde. Auf einer Reise zu seinen Aeltern stellte ihn der schwedisch Minister der Kaiserin Anna vor; welche ihm so geneigt wurde, daß sie ihm am preussischen Hofe seinen Abschied auswirkte, und ihn zum Grenadierhauptmann bei dem St. Petersburgischen Regimente ernannte, mit welchem er sich zur Armee des Feldmarschalls Grafen von Münnich begab, der damals in die Crim einrücken wollte. Er fand in diesem Feldzuge solche Gelegenheit sich auszuzeichnen, daß er bald erster Oberfluchtmeister und Generaladjutant des Feldmarschalls wurde. Bei seiner Rückkehr nach St. Petersburg wurde er zum Oberstlieutenant ernannt, aber kurz darauf (1740) starb seine Gönnerin. Nach ihrem Tode nahm er auf Befehl des Grafen von Münnich den Herzog von Curland und seinen Bruder Carl Biron gefangen, und zog sich dadurch den Haß des Grafen Bestusches zu, erwarb sich aber zugleich die Gnade der Großfürstin Anna, die Stelle eines Obersten beim astrachanischen Regimente, und einige Güter in Ingermannland, mit denen die Großfürstin ihn beschenkte. In dem Kriege mit Schweden 1741 trug er zu dem Siege bei Wilmanstrand vieles bei. Als Elisabeth den Thron bestieg, verlor er plötzlich seine Güter und sein Regiment und erhielt Befehl, sich sogleich nach St. Annen, nicht weit von Escherkask im moronesischen Gebiet, zu begeben, wo man ihm ein andre Regiment ertheilte. Durch Vermittlung seiner Freunde erhielt er indeß Urlaub auf ein Vierteljahr, welches er in Liefland zubrachte, wo er auch blieb, als er das zweite moskowische Regiment erhielt. Mit diesem wohnte er 1743 den Seezügen wider die Schweden bei, und kehrte nach dem aboischen Frieden wieder nach Liefland zurück. Hier flagte ihn ein russischer Offizier der Verrätherie an, und ob ihn gleich das Kriegsgericht zu Dorpat, vor welches er gestellt wurde, frei sprach so forderte er doch seinen Abschied, den ihm jedoch die Kaiserin in den gnädigsten Ausdrücken versagte, und ihm hingegen Urlaub ertheilte. Nun reiste er 1744 nach Berlin, und bat von hier aus abermals vergeblich um den Abschied. Da er ihn nicht erhielt (nach andern Nachrichten erhielt er ihn endlich), so trat er in preussische Dienste, wohnt 1745 als Freiwilliger dem preussischen Feldzuge wider die Oestreicher bei, und zeichnete sich in demselben so aus, daß ihn der König zu seinem Adjutanten, und im Jahr 1754 zum Generalfeldwachtmeister ernannte. Neue Beweise seiner Tapferkeit gab er in dem kurz darauf ausbrechenden siebenjährigen Kriege, dessen Ende er aber nicht erlebte. Denn als er auf königlichen Befehl, um sich von einer in der Schlacht bei Collin am Arm erhaltenen Schußwunde heilen zu lassen, nach Dresden reiste, stieß er bei Belmina unweit Leitmeritz auf einen beträchtlichen Haufen östereichischer Husaren und Kroaten, welche Laudon anführte. Es kam zum Handgemenge, und Mansfeld, der ihn nicht gewachsen war, hüßte in demselben am 27ten Junius 1757 durch einen Schuß in die Brust sein Leben ein. In ihm verlor der König von Preußen einen eben so tapfern, treuen und erfahrenen, als menschlichen und gebildeten Krieger. Einen Beweis seiner Kenntnisse liefert seine *Mémoires historiques, politiques et militaires sur la Russie depuis 1727 — 1744*. Avec la vie de l'auteur par Mr. Huber Leipzig. 1772. 8.

englisch überf. London 1770, 8. und 1773. Auch gibt es zwei deutsche Übersetzungen. Leipzig 1771, 8. und Bremen 1771, 8. A — 5.

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten italienischen Maler, geboren zu Padua 1431. Seine großen Talente bewogen seinen Lehrer Squarcione ihn an Kindesstatt anzunehmen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen und malte schon in seinem siebzehnten Jahre ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua, und erregte bald die Eifersucht seines Meisters. Von Padua begab er sich in den Dienst des Marchese Ludovico Gonzaga nach Mantua, und eröffnete hier eine große Schule. Hier malte er auch seinen großen Triumph des Julius Cäsar, ein Gemälde, für welches in Mantua ein eigener Pallast erbaut wurde, um es gehörig aufstellen und bewundern zu können. Es kam nachher in die Gallerie des Hofes, ging nach der Eroberung und Plünderung von Mantua verloren, und befindet sich jetzt in dem kbnigl. Pallast Hamptoncourt bei London. Der Marchese ernannte den Künstler zur Belohnung zum Ritter. Mantegna wurde hierauf vom Pabst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen. Hier malte er eine Menge vortrefflicher Bilder. Eines seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giov. Franc. Gonzaga abbildete, der es für den Sieg, welchen er 1496 gegen Karls des VIII. Armee erfochten, gelobt hatte. Es wurde von den Franzosen weggeführt. In der Dresdner Gallerie findet man von ihm eine Verkündigung der Maria. Mantegna starb im J. 1506; sein Grabmal ist in der Kirche des heil. Andreas zu Mantua. Seine Schule kann als ein Zweig der des Squarcione angesehen werden. Mantegna war stark in der Perspective, welche damals selten war; seine Behandlung war stets streng und trocken. Er war mit einer Tochter des Jacob Bellin verheirathet; sein Sohn Francesco Mantegna war ebenfalls Maler, und malte die Kapelle, in welcher sein Vater begraben wurde. Wahrscheinlich waren Bartolomeo und Carlo Mantegna ihm verwandt. Zu seinen Schülern soll auch Correggio gehören.

Mantineia, heut zu Tage Trapolizza, Stadt in Arkadien (s. d. Art.) an der Gränze von Argolis, ward während des peloponnesischen Kriegs von den Spartanern zerstört, aber nach der Schlacht von Leuctra wieder aufgebaut, und ward berühmt durch den Sieg, welchen Epaminondas (s. d. Art.) über die Spartaner bei ihr erfochten.

Mantua, italienisch **Mantova**, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, welches, mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino, auf einem Flächenraum von 46 Quadratmeilen über 200,000 Einwohner zählte. Es hatte als ein kaiserliches Reichslehn seine eignen Herzoge aus dem Hause Gonzaga. Der letzte Herzog Carl IV. wurde, weil er in dem spanischen Successionskriege die französische Partei gehalten, 1708 von dem Kaiser in die Acht und Oberacht erklärt, und starb bald hernach zu Padua ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Oesterreich in dem Besiz des Landes, und vereinigte es zu Anfang des Jahres 1786 ganz mit den mailändischen Landschaften, mit denen es die österreichische Lombardei bildete. Im J. 1797 wurde es von Bonaparte mit zur cisalpinischen Republik gezogen, und machte nachher den größten Theil vom Departement des Mincio im Königreich Italien aus, bis Oesterreich 1814 wieder Besiz davon nahm. Die Hauptstadt **Mantua** liegt in einem großen See, welchen der Mincio bildet. Man gelangt nur vermittelst zweier Dämme oder Hauptbrücken

in die Stadt, beide aber können von eben so viel Forts und andern aufgeworfnen Werken bestrichen werden. Die Stadt selbst umgibt eine starke Mauer, und überdies ist sie durch eine Citadelle gedeckt. So ist Mantua durch Natur und Kunst eine Festung vom ersten Rang. Die Gassen sind meistens breit und gerade, und zum Theil mit schöngebauten Häusern besetzt. Der Bischof stand ehemals unmittelbar unter dem Papst und wurde 1770 für sich und seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand erhoben; nachher stand er unter dem Erzbischof von Ferrara. Die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franciscaner, die Kirche der vormaligen Jesuiten mit ihrem zum astronomischen Observatorio eingerichteten Thurme, der ehemalige herzogliche Palast und Palazzo della Giustizia, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughaus, die Judensynagoge, die Mühle der zwölf Apostel, der in Gestalt einer Terbaute Palast Pitti mit seiner Gemäldegallerie, die Akademie der Wissenschaften und Künste, und die damit vereinigte Mahler- und Bauakademie gehören und gehören zum Theil noch zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Die blühende Stadt wurde äußerst verwüstet als durch Verschulden Baldwins del Monte die Kaiserlichen im J. 1631 in dem damaligen Erbfolgestreit sich mit stürmender Hand ihrer bemächtigten. Nachher erholte sich Mantua wieder, seitdem aber kein Heer mehr daselbst war, hat es an Einwohnern und Fabriken sehr abgenommen. Die Zahl der Einwohner, welche sich 1780 auf 30,000 belief, verminderte sich in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts um ein ganzes Drittel, weil die wichtige Festung Mantua damals eine große Rolle in den Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich spielte. Im J. 1796 eroberten sie die Franzosen durch eine enge Blockade, in dem sie Wurmser zwangen, sich wegen Mangels an Lebensmitteln zu ergeben. Im J. 1799 wurde sie den Franzosen von den Oesterreichern unter Kranz durch eine förmliche Belagerung wieder entrisen, aber im Anfang des J. 1801 in Folge des nach der Schlacht von Marengo geschlossenen Waffenstillstandes wieder übergeben. Nach dem pariser Frieden räumten sie die Franzosen ohne Belagerung.

Man u a l oder Memorial nennt der Kaufmann dasjenige Handlungsbuch, in welches alles in der Handlung täglich vorkommende so gleich eingetragen wird. (S. Buchhalterei). An der Orgel heißt Manual die Claviatur für die Hand, im Gegensatz des Pedals.

Man u f a c t u r e n heißt man Werkstätte, wo Waaren im Großen verfertigt werden, und wobei eine Theilung der verschiedenen Arbeiten Statt findet. Man macht eigentlich einen Unterschied zwischen **F a b r i k** und **Man u f a k t u r** (s. Art. Fabrik) und nennt dergleichen Werkstätten wo das Artefact vorzüglich durch Feuer und Hammer hergebracht wird, **F a b r i k**, die, wo es mehr durch Hände und Maschinen geschieht, **Man u f a c t u r**. Im gemeinen Leben wird indessen dieser Unterschied oft vernachlässigt, und man spricht hier so gut von einer Schuhsfabrik, als von einer Eisenwaarenmanufaktur. Die Manufakturarbeiten haben ihre größte Vollkommenheit in England durch die möglichste Theilung der Arbeit erreicht. Denn je weiter die Theilung der Arbeit geht, desto vollkommener wird nicht nur jeder Arbeiter in seiner Beschäftigung, sondern es wird auch mehr Product in ein und derselben Zeit geliefert und der Erzeugungspreis muß mithin geringer seyn. Dazu kommt noch, daß sich nur bei der in den Manufacturen und Fabriken möglichen Theilung der Arbeit Maschinen am besten und vortheilhaftesten anwenden lassen, welche ebenfalls nicht bloß zur Vollkommenheit der Erzeugnisse, sondern auch zur Niedrigkeit ihres Preises

beitragen. Man kann übrigens sämmtliche Manufakturen und Fabriken eintheilen, entweder nach den Erzeugnissen, die sie liefern, oder nach den darin wirkenden Kräften. BC.

Manumission, bei den Römern der feierliche Act, durch welchen ein Sklave freigelassen wurde, s. **Freielaßne**.

Manuscripte (Handschriften.) Aus der Lehre von ihnen, welche einen Haupttheil der Diplomatik ausmacht, kann hier nur das Haupt-**schlichste** erwähnt werden. Alle noch vorhandene Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches (aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes) theils Baummollen- oder Seidenpapier (*charta bombycina*, ums J. 706 n. Chr. Geb. im Orient erfunden, das bis zu Einführung des Linnenpapiers gebraucht wurde, und sich in Gemeinschaft mit diesem noch bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, jedoch mehr in griechischen als lateinischen Handschriften, erhalten hat), theils Linnenpapier (dessen Erfindungszeit, welche man in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzt, indem man sich auf ein auf dasselbe geschriebenes Document vom Jahr 1243 stützt, noch immer streitig ist). Die früheste Erwähnung der Schreibfedern findet man im siebenten Jahrhundert. Von den Dinten war die schwarze die gewöhnlichste, und ist sehr alt; nur war die älteste nicht mit Vitriol versetzt, wie die unsrige, sondern sie bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. Auch rothe Dinte findet man schon in alten Zeiten in den Handschriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die erste Zeile und die Inhaltsanzeigen (daher **Rubrik**, und der Schreiber **Rubricator**) geschrieben. Etwas seltner, doch häufig genug, findet man in alten Handschriften auch blaue Dinte; noch seltner grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften (welche jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte doch die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die Manuscripte in Rollen (*Volumina*, die älteste Art, auf welche in spätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte schrieben) und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche *Codices*). Die Schreiber der Manuscripte waren bei den Äbten meistens theils Freigelassene oder Sklaven (*scribae*, *librarii*), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als diese äußern Umstände und Merkmale sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschrift die innere, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Die Beurtheilung des Alters der griechischen Manuscripte nach den Schriftzügen ist schwerer, als die der lateinischen. Nur so viel läßt sich von ihnen hier im Allgemeinen bemerken, daß die Züge einer griechischen Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Fortgehn der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Daseyn der griechischen Accente ist unbestimmt und entscheidet nicht. Uebrigens wird man nicht leicht ältere griechische Handschriften, als aus dem 7ten, höchstens 6ten Jahrhundert finden. Die Schriftzüge der lateinischen Manuscripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (**Maxuskeln**, **Minuskeln**), theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Vätern oder in gewis-

sen Zeiträumen annehmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica Longobardica, Carolingica etc., wozu seit dem 12ten Jahrhundert die sogenannte gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckige Minuskel ist), eingetheilt, und bei jeder dieser Schriftarten wieder einzelne Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Wegen ihrer Menge können nur folgende allgemeinere hier erwähnt werden. Vor dem 8ten Jahrhundert wird man selten Interpunctionen antreffen, auch nach eingeführter Punctuation können aus dem 12ten und den folgenden Jahrhunderten noch Manuscripte ohne Interpunction, aber mit Absetzen der Worte vorkommen. Handschriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt; der sogenannte Eufios, Wurm, oder die Wiederholung des ersten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorgehenden, gehört in das 12te und spätere Jahrhunderte. Je weniger und leichtere Abbrüviaturen eine Handschrift hat, desto älter ist sie. Endlich hängen in den ältesten Handschriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen an einander; erst seit dem 9ten Jahrhundert ist die Abtheilung der Worte zum allgemein herrschenden Gebrauch geworden. Auch die Gestalt der arabischen Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerst in Manuscripten aus der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Bei verschiedenen Manuscripten haben am Ende eine deutliche Bestimmung wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind (datirte Codices.). Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschriften nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft bloß die Abfassung des Buchs anzeigen, oder sich bloß auf einen Theil der Handschrift beziehen oder gar erdichtet sind. Welches die älteste noch vorhandne Handschrift sey, läßt sich nicht bestimmen; nur so viel ist gewiß, daß, auch seitdem wir die Proben der herculanischen Manuscripte haben, alle unsre Handschriften nicht über das erste christliche Jahrhundert hinausreichen. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß man im Mittelalter ganze auf Pergament geschriebene Bücher auslöschte und abkratzte, um neue darauf zu schreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (codices rescripti, rasi). Doch hörte dieser Gebrauch im 14ten Jahrhundert auf, wahrscheinlich weil nun das Papier mehr aufkam. — Das best. Handbuch über diese ganze Materie ist: D. Aug. Friedr. Pfeiffer über Bücherhandschriften überhaupt. Erlangen 1810. 8. A—s.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manuzi oder Manuzzi, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geschichte der Buchdruckerkunst und Gelehrsamkeit höchst ausgezeichnete Männer. Ausgerüstet mit weitverbreiteten gelehrten Kenntnissen und unermüdblicher Thätigkeit haben sie in den Zeiten, wo die Wissenschaften wieder erwachten und die Buchdruckerkunst zu wirken anfing, eine Folge von trefflichen Ausgaben der griechischen und römischen Classiker, die fast alle Meisterwerke der alten Literatur umfaßt, und eine Menge, theils eigener, theils fremder Werke herausgegeben, und dadurch zur Erleichterung und Verbreitung der Studien in ganz Europa mächtig gewirkt. — Aldus Pius Manutius Romanus, auch Aldus de Veltore genannt, war 1446 zu Vassano geboren, studirte hier und zu Ferrara, und ward Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Alberto Pius, der ihm neben andern Gunstbezeugungen den Beinamen Patertheilte. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona unter Guarini und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an. Die Buchdruckerkunst wurde durch ihn ungemein vervollkommen.

schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab und führte die sogenannte Antiqua ein, erfand die Cursivschrift, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Colon und Semicolon. Auch ließ er sich sehr angelegen seyn, nicht nur schön und correct, sondern auch richtig in Abicht auf den Text zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abdruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Die griechische Grammatik von Constantinus Lascaris und das Gedicht des Musäus waren 1494 die ersten griechischen von ihm gedruckten Bücher; auf diese folgte eine beträchtliche Reihe griechischer und römischer Classiker, 14: noch gegenwärtig sehr geschätzt werden. Von seinen eignen Schriften sind, außer Anmerkungen und Vorreden zu mehreren Schriftstellern, bemerkenswerth: Institut. gramm. gr. 1515. 4.; Dictionar. gr. 1497 (und Basil. 1519) Fol.; Institut. gr. lat. 1501. 1508. 4.; Introduct. perbrevis ad hebr. ling. zuerst bei Lascaris Grammatik, 1501, 4. Er verlor sein Leben 1516 durch drei Mörder, die ihn tödtlich an dem Kopf verwundeten. In die Fußtapfen des Vaters trat sein Sohn, Paulus Manutius, geboren zu Venedig den 1sten Juli 1512. Er studierte besonders die lateinische Sprache, die er vortreflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der venetianischen Bibliothek gebraucht. In der Folge besorgte er seines Vaters berühmte Buchdruckerei, lieferte viele treffliche Ausgaben griechischer und römischer Classiker und starb 1574. Seine Editionen, besonders der Werke des Cicero, werden überaus hochgeschätzt, und unter seinen eignen Schriften zeichnen sich, außer den Anmerkungen zu verschiedenen lateinischen Autoren seine Epistolae et Praefationes aus (1558 und oft wiederholt). — Gleich rühmlich zeigte sich sein Sohn, Aldus Manutius der Jüngere, geboren 1547. Schon in seinem vierzehnten Jahre schrieb er einen Tractat von der lateinischen Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust, Cäsar, Eutrop und mehrere Abhandlungen über römische Alterthümer, welche sich in Grävius und Gellengre's Thesaurus finden u. s. w. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bescheiden mit der Beschrift: Sudavit et alit. Die Ausgaben der griech. und römischen Schriftsteller, welche aus der Aldinischen Druckerei bis 1574 hervorgingen, und welche in solchem Werthe stehen, daß sie fast den Handschriften gleich geachtet werden, heißen Aldinen. Zur genauern Kenntniß derselben ist nothwendig A. A. Renouard annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1803. 2 Voll. gr. 8.; und Serie dell' edizioni Aldine etc. Padua 1790. 12.

Mara (Bertrud Elisabeth), geborne Schmehling, geboren zu Casel, unstreitig eine der größten und ausgezeichnetsten Sangerinnen unsrer Zeit. Ihr Vater, ein Compositur, brachte sie in ihrer zartesten Kindheit nach London, wo sie die Cither lernte, und sich in ihrem zehnten Jahre vor der Königin hören ließ. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie dieses Instrument bei Seite und wurde dem Unterricht eines alten Sopranisten, Paradisi, übergeben, unter dessen Leitung sie sich schon im vierzehnten Jahre als Sangerin bei Hofe mit großem Beifall hören ließ. Nach einigen Jahren reiste ihr Vater

mit ihr nach Cassel zurück, wo man sie keiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und von da im J. 1766 nach Leipzig, wo sie bei den ersten dort errichteten Concert als erste Sängerin engagirt und bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde. Im J. 1767 erhielt sie den Ruf nach Dresden, um in einem am Geburtstage des Fürsten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwitwete Churfürstin, Maria Antonia, selbst eine große Kennerin der Musik, übernahm es, sie zuvor in der Action zu unterrichten. Nach dieser Vorstellung reiste Dem. Schmeeling zu Anfang des J. 1768 geehrt und belohnt nach Leipzig zurück. Hier bildete sie sich noch einige Jahre unter Hillers Anleitung, und ward zugleich Virtuosa auf dem Clavier. Im J. 1770 wurde sie darauf nach Potsdam berufen. Friedrich II., welcher bekannlich gegen deutsche Sängern und Sängerinnen eingenommen war, hatte sich durch ihre Bewunderer bewegen lassen, sie zu sich einzuladen, erwartete jedoch so wenig, daß er das Concert nur im Nebenzimmer abzuwarten Willens war. Kaum aber hatte der Gesang begonnen, als der König näher rückte und nach und nach bis dicht an die Sängerin vorschritt. Nach geendigter Arie lobte er laut ihren Gesang, und fragte, ob sie sich eine andre Arie vom Blatte zu singen getraue. Auf ihr Bejahen suchte er ihr eine der schwersten Arien aus, die sie, wie alle übrigen, die er ihr vorlegte, mit der größten Fertigkeit sang. Sie wurde sogleich mit 2000 Thln. Gehalt engagirt, und trat 1771 in Hassens Intermezzo Piramo e Tisbe zum ersten Mal in Berlin auf, und wetterferte mit dem großen Virtuosen Conciolini um den Preis. Neben diesem und unter Porpora's Anleitung bildete sich die Schmeeling zugleich zur empfindungsvollen Adagio-Sängerin und guten Actrice, und genoß die allgemeine Bewunderung. Aber durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Mara (1774) wurde sie in unzählige Verdrüsslichkeiten verwickelt. Zwar wußte sie mit ihrem Gatten, der sich durch seine Unbesonnenheiten oft des Königs Ungnade zuzog, durch ihre Virtuosität sich immer wieder zu behaupten; doch kam es endlich soweit, daß sie der König, nachdem sie einige vergebliche Versuche gemacht hatte, den Abschied zu erlangen, 1780 im höchsten Unwillen entließ; worauf sie wieder nach Leipzig, und 1782 nach Wien, von da durch die Schweiz und 1783 nach Paris reiste. Hier trat sie als die überwiegende Nebenbuhlerin der von den Franzosen fast vergötterten Lodi auf, und erhielt den Titel einer ersten Concert-Sängerin der Königin. Im J. 1784 ging sie wieder nach London, wo sie mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde, und gleich anfangs für dreizehn Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. In dem berühmten Concert, das jährlich zu Ehrens Handels veranstaltet wird, trat sie als erste Sängerin auf; auch wurde sie im Winter 1785 und 1786 am londoner Operntheater engagirt. So einstimmig aber die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß sind auch die Klagen über ihren Eigensinn gewesen, den man wenigstens in England, besonders in Oxford nachdrücklich geahndet hat. Dennoch besuchte sie Turin und Venedig (1788) nur auf kurze Zeit und kehrte wieder nach England zurück. Dagegen ging sie 1802 nach Paris und besuchte 1803 ihr Vaterland. Sie ließ sich an mehreren Orten, als Frankfurt, Gotha, Weimar, Leipzig, Berlin hören, und entzückte allenthalben durch den Schmuck und Zauber ihres ausgebildeten Gesanges. Sie wandte sich darauf nach Petersburg, von wo sie wieder nach England zu ziehen gedachte. Im J. 1808 befand sie sich aber noch zu Moskau, wo sie nach dem Tode ihres längst von ihr getrennt

an Mannes, der in demselben Jahre bei Rotterdam im Elende starb, ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben soll. — Der Ruhm dieser großen Sängerin gründet sich nicht bloß auf die Stärke und Fülle ihres Tons, und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme (der sich vom gestrichnen G bis zum drei gestrichnen F in völliger Gleichheit erstreckt), sondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vorträgt, und endlich auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Besonders berühmt ist ihr Vortrag Händel'scher Arien, z. B. der Arie: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt (aus Händels Messias).

Maranen, s. Mauren.

Marat, (Jean Paul). Dieser mit verdienter Schmach gebrannte markte Bdschicht, dessen Blutdurst und Mordlust ein heldenmüthiges Mädchen zu dem Entschluß brachte, sich selbst aufzuopfern, um ihr unglückliches Vaterland von ihm zu befreien, war 1744 zu Baudry im dem Fürstenthum Neuchâtel geboren. Sein unruhiger Charakter bewog ihn, seine Familie und Heimath zu verlassen. Er kam ohne Mittel zum Unterhalt nach Paris, studirte die ersten Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie, zog dann als Charlatan umher, und verkaufte den Volks öffentlich Kräuter. Bald stieg sein Ehrgeiz; er bereitete ein Wasser, das er für eine Universalmedicin ausgab, und verkaufte das Fläschchen um zwei Louisd'or. Bei diesem hohen Preise fanden sich wenig Abnehmer. Um sich dem Elend zu entreißen, schmeichelte er auf das demüthigendste den Großen und brachte es durch viele Bitten dahin, daß ihn der Graf Artois zu seinem Kobarzt ernannte. Einige Werke, in denen er sonderbare medicinische und physikalische Sätze behauptete, machten ihn bekannt. Dahin gehört seine Schrift *De l'homme ou des principes de l'influence de l'ame sur le corps et du corps sur l'ame*, welches Voltaire einer derben Kritik würdigte; seine *Découverte sur le feu, l'électricité et la lumière* (deutsch von Weigel) und einige ähnliche Werke, welche dieselben Gegenstände behandeln. Ja er verkündigte sogar, daß er mit einer Schrift beschäftigt sey, nach deren Erscheinung man alle Werke Newtons ins Feuer werfen werde. Er besuchte England, wo er mit dem sich in London aufhaltenden Duc d'Orleans in enge Verbindung trat, und kam zu Anfang der Revolution nach Paris zurück. Hier gab er einige Pamphlets zu Gunsten des Grafen Artois, dann *Monsieurs*, heraus, und ergab sich nach ihrer Abreise aus Frankreich ganz der orleanischen Partei. Sein erstes Journal: *Le Publiciste parisien*, griff die ersten Beamten, namentlich Necker, an, den er einen *Chevalier d'industrie* nannte. Diesem Journal folgte *L'ami du peuple*, worin er jeden Tag Mord, Plünderung und Aufruhr gegen den König mit einer Kühnheit predigte, wovon man noch kein Beispiel hatte. Er suchte die constitutionelle Garde und die Bürger zu entzweien, verfolgte den General Lafayette, den Gegner des Duc d'Orleans; er foderte die Armeen auf, ihren General umzubringen, die Armen, über das Vermögen der Reichen herzufallen. Sein Journal wurde die Ursache der Ermordung des Commandanten von Caen, Belsunce. Er wurde mehrmals denuncirt, entging aber jedesmal, bald durch die Flucht, bald durch Kühnheit und Unverschämtheit dem Gericht. Im J. 1789 machte er bei der Nationalversammlung Reclamationen gegen die Gewaltthätigkeiten, die, wie er sagte, wegen Herausgabe seines Journals an ihm verübt wurden. Im J. 1790 verfolgte ihn die Gemeinde von Paris; der District der Cordeliers nahm ihn in Schutz. Bald darauf belagerte Lafayette sein Haus um sich seiner zu bemächtigen. Er flüchtete zu ei-

ner Schauspielerin und von da zu dem Pfarrer von Versailles. Am 1sten August 1790 übergab er der Versammlung einen Plan zu einer Criminalgesetzgebung; den 22sten wurde er von Malouet denunciirt, weil er geäußert hatte, man solle in den Tuilleries achthundert Galgen errichten, und alle Verräther daran hängen, zuerst aber den ältern Mirabeau. Aber dieser ließ voll Verachtung zur Tagesordnung schreiten. Im Juni 1792 denunciirten mehrere Deputirte der Girondepartei die Aufforderungen, welche Marats Blätter anfüllten. Damals faßte er den unveröhnlichen Haß gegen die Gironde und gegen diejenigen, welche Staatsmänner nannte. Das Haus des Fleischers Le Gendre und die unterirdischen Räume der Kirche der Cordeliers dienten ihm zur Zuflucht, um sich seinen Verfolgern zu entziehen. Von dort aus fuhr er fort, seine Blätter in die Welt zu schleudern. Dantons Schuß und der Club der Cordeliers verschafften ihm stets den Triumph. Umsonst ließ die Obrigkeit seine Pressen aufheben; er erlangte einen Befehl, daß ihn vier in der königlichen Druckerei eingeräumt wurden. Bald that er sich aufs neue am 10ten August 1792 hervor, welcher über die Monarchie entschied. Marat wurde damals Mitglied der nach diesem Tage benannten Municipalität, und Präsident jenes schrecklichen Ausschusses, der sie bald aller Gewalt bemächtigte. Marat gab zuerst den Rath zu den schrecklichen Blutbädern am 2ten und 3ten September 1792. Er schloß ein Umlaufschreiben an alle Stadträthe Frankreichs vor und unterzeichnete es, um sie zur Nachahmung dieser Mordscenen einzuladen. Zwar waren damals zwei Anklagedecrete gegen Marat vorhanden, den noch wurde er zum Deputirten von Paris für den Convent ernannt und nahm sogleich seinen Platz ein. Als er am 25sten September die Rednerbühne besteigen wollte, wurde er von mehreren Mitgliedern angegriffen und nach Verdienst behandelt; aber von andern unterstützt, griff er mit Kühnheit seine Feinde an, rechtfertigte Dantons und Robespierre's Vorschlag einer Dictatur, gestand, daß er darauf angetragen, und bot mit eherner Stirn allem Hohn und Spott, mit welchem ihn fast der ganze Convent überhäufte, Troß. Am 24sten Oct. wurde er angeklagt, unaufhörlich Anarchie gepredigt und noch 200,000 Köpfe verlangt zu haben. Weit entfernt, diesen scheußlichen Antrag abzulängnen, gestand er öffentlich, daß dieses seine Meinung sey. Am 6ten December machte er die Motion, „daß man den König durch namentlichen Aufruf richten und eine Uebersicht der Abstimmung öffentlich anschlagen solle, damit das Volk die Verräther im Convent kennen lerne.“ Er denuncierte zugleich die Existenz einer großen Verschwörung, um den König zu retten, „deren Häupter,“ wie er sagte, „Vollrepräsentanten, Geistliche, Journalisten, Edelleute und sogar Conventmitglieder wären.“ Unzufrieden mit dem Bericht, den am 10ten ein Deputirter gegen den König erstattete, bestieg er die Bühne, strömte die größten Schmähungen über den König aus, und widersetzte sich am folgenden Tage dem Vorschlage, den königlichen Rathgeber zu bewilligen, indem er hinzusetzte: „Ich verlange, daß das Urtheil und die Hinrichtung nicht mehr vierundzwanzig Stunden verschoben werden.“ Auch fuhr er fort in seinem Journale die Rath des Volks gegen die Regierung anzureizen. Als es ihm am 2ten Januar 1793 nicht gelingen wollte, die Permanenz der Sectionen decretiren zu lassen, schalt er die Mehrzahl Schurken, schändliche Lumpenbunde u. s. w. Am 26sten Februar flagten ihn die Deputirten der Gironde an, weil er zum Raube aufgefordert habe. Er, wie gewöhnlich, rühmte sich seiner Verbrechen und antwortete mit den größten Schmähungen. Mit Erstaunen hörte man ihn am 12ten März Dumouris

verteidigen. Als er aber am 21ten alle Anführer als Verräther, und alle Armeen als unfähig, dem Feinde zu widerstehen, denuncierte, verlangte ein Deputirter, daß man ihn für toll erklären solle. Am 4ten April drang er auf die Bildung des allgemeinen Sicherheitsausschusses, um die Verdächtigen zu arretiren, und erklärte seinen Collegen nach vielen Vorwürfen, daß sie sich betrügen, als ob sie dem Irrenhause entsprungen wären. Am 6ten verlangte er, man solle 100,000 Unverwandte von Emigranten als Geißeln für die Sicherheit der von Dumouriez dem Feinde ausgelieferten Commissarien ausheben. Am 11ten trug er darauf an, auf die Köpfe der flüchtigen Bourbons einen Preis zu setzen, welchen Vorschlag er in der Folge erneuerte. Bald darauf präsidirte er in dem Jacobinerclub und unterzeichnete als Präsident die berüchtigte Adresse an das Volk, um es gegen die Mehrzahl des Convents zur Insurrection zu reizen. Die Girondisten griffen ihn deshalb an und bewirkten sogar am 13ten ein Anklagedecret. Marat verbarg sich damals und erklärte dem Convente schriftlich, daß er sich seinem Decrete nicht unterwerfe. Nachdem er indessen seine Banden abgerichtet und alles in Bereitschaft gesetzt hatte, erschien er am 18ten vor dem Tribunal, wurde losgesprochen, im Triumph in den Convent getragen und erschien mit Lorbeern gekrönt auf der Tribune. Jetzt suchte er an seinen Feinden Rache zu nehmen. So wurden zu Anfange des Juni 27 Deputirte auf seinen Antrieb verhaftet und nachher enthauptet. Aber der Tod, den er am 14ten Juli 1793 von Charlotte Corday's Hand empfing (s. Corday), machte endlich seinen Ruchlosigkeiten ein Ende; auch ohne dies würde sein durch frühere Ausschweifungen zerrütteter Körper in kurzem haben unterliegen müssen. Als einem Märtyrer der Freiheit wurde ihm fast göttliche Ehre erwiesen. Triumphbogen und Mausoleen erhoben sich auf allen Plätzen von Paris. Man erkannte ihm das Pantheon zu, und Dichter verherrlichten ihn. Als aber dem berauschten Volke die Vernunft zurückkehrte, verschlug man seine Büsten, riß seine Asche aus dem Pantheon und warf sie in die Cloake Montmartre. Marat war nur fünf Fuß hoch und äßel gebaut; sein Kopf war unförmlich dick, sein Blick wild, seine Stimme krächzend, sein Gesicht häßlich und durch sinnliche Ausschweifungen entstellt. Seine schmutzigen Kleider und fettigen Haare, so wie der Name *Ami du peuple*, den er sich selbst gab, vermehrten nur seine Gunst beim Volke.

M a r a t h o n, ein Flecken in Afrika, 140 Stadien von Athen entfernt, berühmt durch den Sieg, welchen hier im 3ten Jahre der 72sten Olympiade die Athenienser unter Miltiades über die Perser erfochten. (S. Miltiades.)

M a r a t t a (nach andern Maratti) (Carlo), ein berühmter italienischer Maler und Kupferstecher, geboren 1627 zu Camerano in der Mark Ancona. Er verrieth schon in frühester Kindheit große Liebe zur Malerei, indem er mit dem Saft von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauses zeichnete, ausmalte. In seinem eilften Jahre kam er nach Rom. Er blieb er bis zu seinem neunzehnten Jahre in der Schule des Sacchi, studirte die Werke Rafaels, der Caracci und des Guido Reni und bildete sich nach ihnen eine eigenthümliche Manier, mit der er großen Ruhm erwarb. Für Ludwig XIV. malte er sein berühmtes Bild der Daphne. Mehrere Päpste benutzten seinen Pinsel. Clemens XI., der sich von ihm malen ließ, bewilligte ihm eine Pension und ernannte ihn zum Aufseher der vaticanischen Zimmer, welches er auch unter Innocenz XII. blieb. Er starb 1713 in einem hohen und geehrten Alter. Bescheidenheit und

Gefälligkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Nicht zufrieden zur Erhaltung der Malereien Rafaels im Vatican und Caracci's dem farnesischen Palast beigetragen zu haben, ließ er diesen Meist Denkmäler in der Kirche Della Rotonda setzen. Als Künstler verdi Maratta den ihm von Richardson gegebenen Namen des letzten Mal der römischen Schule. Er war ein großer Zeichner; seine Gedanken waren erhaben, seine Anordnung war schön, sein Ausdruck gefällig, seine Behandlung verständig und sein Colorit lebhaft. Er verstand Geschichte, Architektur und Perspective, und wußte in seinen Gemälden einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert man die Grazie, die in allen seinen Werken herrscht, und die herrliche Zeichnung in seinen Händen und Füßen. Seine Hauptwerke sind in Rom; auch sieht man ein schönes Gemälde von ihm in dem Palast Michailow zu Petersburg. Die Dresdner Gallerie hat drei Stücke von ihm. Er hat außerdem mehrere treffliche Blätter geätzt, unter andern das Leben der Maria in zehn Vorstellungen. Von seinen Schülern sind bekanntesten Chiari, Berettoni und Passori.

Maravedi, eine spanische Scheide- und die kleinste Kupfermünze; sie ist jetzt selten und wird nur als Rechnungsmünze gebraucht.

Maratten, ein hindustanisches Volk, welches die innern gegligten Gegenden der Halbinsel diesseit des Ganges und ein großes Gebiet Landes von Surate bis Goa und an die malabarische Küste bewohnt. Sie gränzen nordwärts an Hindostan, ostwärts an den bengalischen Meerbusen, südwärts an Golconda und westwärts an das Meer. Ihr Gebiet beträgt ungefähr 28,000 deutsche Quadratmeilen. Die Hauptstadt war sonst Satara oder Settarah. Die Maratten gehören zu den Kriechern, einem alten kriegerischen Volke, und fingen erst im 17ten Jahrhundert an, sich hervorzuthun. Der Stifter ihres Staats war Sewajee, welcher 1680 starb. Seine Nachkommenschaft starb 1777 aus. Im achtzehnten Jahrhundert vergrößerte sich die Macht der Maratten beträchtlich und bildete bis 1739 eine vollkommene Monarchie. Als 1740 der schwache Ram Rajah den Thron bestiegen hatte, theilten sich die beiden Hauptminister, der Weischwah oder Civilminister Bajirow und der Busschi oder Kriegsminister und Oberfeldherr Ragogi, das Reich. Der Weischwah eignete sich die Herrschaft der westlichen Provinzen an und nahm seinen Sitz zu Punah, der Busschi nahm die östlichen Provinzen und wählte Nagpur in Berar zur Residenz. Ram Rajah wurde in der Festung Sattarah gefangen gehalten, wo er 1777 starb. Es entstand ein doppeltes Reich: der Punah-Maratten und der Berar-Maratten. Die andern Fürsten folgten dem Beispiel der Minister, der riß ein größeres oder kleineres Gebiet an sich, und die Eine monarchie zerfiel in einen von vielen föderirten Fürsten herrschten Staat. Das Punah- und Berarreich wurden von ihren Anführern abgesondert und unabhängig von einander regiert. Nur nach ihrer Gründung machten sie (zwischen 1742 und 44) einen gemeinschaftlichen Einfall in Bengalen, zu welchem jeder 80,000 Reiter stellte. Oliverp Chan hatte (kurz vor 1738) Bengalen zu einem unabhängigen Reiche gemacht und bisher die ganzen Einkünfte bezogen. Nun den Maratten der Chout (Tribut) auch in Bengalen eingeräumt, setzten Rückstände die beiden Marattenhäupter, als ihnen gemeinschaftlich zugehörig, mit gewaffneter Hand foderten. Eifersucht und Uneinigkeit machten ihren Einfall weniger furchtbar. Erst 1744 zogen die Maratten mit reicher Beute ab; aber auch nachher wurde der Chout nicht regelmäßig eingefordert. — Folgendes ist ein kurzer Abriss der Gesch.

der beiden Marattenstaaten: 1. der Staat der Pundab-Maratten. Er umfaßt die ganze Küste Coorgs von Goa bis Cambola ein, und war von Profore, Belkonda, Verar und den marattischen Fürstenthümern Bajpore, Agria und Endore umgeben. In denselben lagen die vortheilhaftesten Befestigungen der Präsidenschaft Bombay. Die jährlichen Einkünfte des Reichthums betrugen über 50 Millionen Rupees. Bajpore machte verschiedene Eroberungen. Sein Sohn Raskaji, der ihm 1759 in der Würde eines Reichthums folgte, setzte diese Eroberungen bis in den Pundab und in den Ufern des Indus fort. Aber durch diese Vergrößerung des Pundabstaates kam er in Verbindung mit den von Abdallah, einem vormaligen Generale Nadir Chahs, regierten Ländern. Der Reichthum beschloß, alle Hindostanier zu vertreiben, und die Marattenherrschaft über ganz Indien zu verbreiten. Er schickte (1759 — 61) in zwei Parthien zu einem al Hindostanier schlossen sich an Abdallah an, wenn fort in den Ebenen von Larnam und in Verbindung mit den Jats, führten 300.000 Mann in blutigen Kämpfen wider die Engländer, verloren sie die Oberherrschaft über Indien, worauf sich die Maratten zu wiederholten Malen darauf sein Sohn Raderow schon im J. 1773 Kam ward das Jahr darauf von seinem Oheim doch gelangte dieser nicht zur Reichthumswürde, wurde des ermordeten Narain nach seinem Tode der dessen Sohn erkannt wurde. Nun bei dem Kommando die Insel Calferte an, wenn sie keine Gegenpartei unterstützen würde. Aber der Kaiser einen Krieg mit den Maratten und schloß 1776 einen Vertrag, nach welchem Raskaji seinen Forderungen entsagte, die Enkländer aber die Festung von Calferte blieben, und außerdem einen Distrikt von drei bis vier hundert jährlicher Einkünfte erhalten sollten. Raskaji blieb in Bombay; die Enkländer behaupteten, der ihnen eingeräumte Entschädigung nicht die bedungene Summe ein; Raskajis Freunde hatten die Partei des jungen Reichthums in Pundab gestürzt, und die Mächtigsten von Bombay schickten mit Unterstützung des Königs von Bengalen den Raskaji (1778) mit einer englischen Armee nach Pundab. So brach der zweite Krieg zwischen England und den Maratten aus (von 1773 — 82). Die Enkländer erlitten große Verluste und drangen weit vor; dennoch war ihnen der Friede, des Königs mit Hyder Ali wegen, misslingend geblieben. Sie schlossen ihn 1782 und gaben alle Eroberungen, bis auf Calferte und die benachbarten Inseln, zurück. Raderow, der Sohn des ermordeten Narain Kam, geb. 1774, wurde als Reichthum anerkannt.

2. Der Staat der Verar-Maratten. Er ward weniger in unabhängige Kriege verwickelt, aber desto häufiger durch innere Unruhen zerstückt. Die Provinz Verar, sein Hauptquartier, ist 300 indische Meilen lang und 100 breit. Einige Jahre nach der Errichtung der Raskaji aus dem Reichthum nach Bengalen unternahm, entzog er dem Usurpator von Bengalen, Alivardi, den besten Theil von Orissa. Von Bengalen nur durch einen schmalen Fluß getrennt, trüfften die Verar-Maratten häufig in die Provinzen dieses schönen Landes. Erst nach dem Tode des Alivardi von Bengalen (1761), die Provinzen Burdwan und Midnapur den Engländern abgetreten hatte, hörten diese Plünderungen auf, wiewohl sie ihre Aufmerksamkeit auf den ihnen nach Kurnajebah Loh in Bengalen verwilligten Löwe von 16 Lak Rupien (2.400.000

Edirn.) nicht aufgezogen haben. Es fehlte jedoch an der Erbschaft, und selbst während des fast allgemeinen Krieges 1780 wurde nur schwach an die Erweiterung des vierten Theils gedrungen. Ragogi, der erste Herr Rajah, hinterließ nach einer langen Regierung vier Söhne. Der älteste folgte dem Vater, starb aber kinderlos; die beiden folgenden, Sedagi und Urdagi, bestritten sich über die Erbschaft. Der erste fiel, worauf der zweite Rajah wurde. Der jüngste Bruder, Bembagi, verwaltete nach ihm die Provinzen Kurrumgur und Gumbalur.

Marburg, die Hauptstadt in Ober-Sachsen, ist eine Stadt mit einem Schloß, an der Spitze eines Berges, auf welchem oben das Kloster war, die erste protestantische Universität, welche unter Kurfürsten ansehnliche Unterstüzungen erhalten hat (1816) aus 25 ordentlichen und 5 außerordentlichen Professoren, unter welchen die Philosophen Wagner und F. Kammann, Justiz, Kammann, der Mathematiker, Naturforscher Wurm, Buch, Stein, hat u. s. w. (1801) ein anatomisches Theater mit einer Präparate, welche schon Cuvier beschrieben hat, daselbst ein anatomisches Theater, und ein nach der verstorbenen Sterns Angabe 1775 eingerichtetes Beobachtungshaus, und eine ansehnliche Bibliothek, welche durch die Bibliothek der Commende Luthum vermehrt worden ist. D. K. 1809 1811, und 1810 1811. Unter den lutherischen Kirchen ist die St. Elisabethskirche mit ihren schönen Gemälden die bedeutendste. Die Stadt hat einige Manufacturen. Im J. 1529 wurde hier auch zwischen den münchener und schwäbischen Reformatoren das bekannte marburger Religionsgespräch gehalten. Im J. 1757 besetzten die Franzosen das Schloß; die Mächtigsten es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. Im J. 1761 eroberten es die Franzosen von neuem und behaupteten sich 1762 gegen einen heftigen Angriff der Mächtigsten. Während der Dauer des Reichs Westphalen war Marburg die Hauptstadt des Rhen-Departements.

in d. d.

hartige Substanz genannt, von welcher man häufigst bemerkt man damit ein be, wohl auch ins Stahlgrau spielend so hart ist, daß er am Stahl zu Schmelze verwehrt Eisen, zuweilen an die. Uebrigens nennen die Materialisten Marcaste, so wie endlich in denselben Namen beilegen.

2. aus Antiochien (gegen 370), die er in Rom, beschrieb die merkwürdige Nerva Tod bis Valens in 321 als aus eigener Erfahrung, theils eine jungen unparteiisch und wie Urtheil die Composition oft fehlerhaft. (Nov. 1693. 4. (f. rom. Literatur.)

ein berühmter Musiker und trefflicher

Dichter, geboren von adeligen Eltern zu Venedig im J. 1630. Er war sehr lieblich und sich ihr widmete, so erlangte er

noch auch nicht dem Dienste der Republik. Obgleich Jaber befehligte er das wichtige Amt eines Richters unter den Römern. Darauf wurde er Proconsul zu Pisa und endlich Praetor zu Perusia, wo er 173 (nach Jaber 175) starb. Seine Werke, Comitia, Placatus und Aderia, welche erlangten einen unermesslichen Ruf, und verdienen ihn wegen ihrer edeln Einsprüche und Erfindungen. Aber sein Gesang ist den fast unübersehbaren Schwermüthen, und erfordert eine Prüfung von weitestem Umfang, welche die unerschöpflichen Interessen nicht fürst. Er hat für die Kirche, das Theater und die Komiker geschrieben, und außerdem verschiedene theoretische und andere Werke geschrieben. In seinen Schülern gebrüht die berühmte Faustina Cordani, nachmalige Kaiserin. Auch seine Vermählung war eine erfindliche, und ihm gebrüht die Angerinn.

Marcillus (M. Claudius), ein berühmter römischer Feldherr, der im zweiten punischen Kriege zuerst glücklich gegen Hannibal kämpfte. Schon früher hatte er während seines Consulats im J. Rom 514 die großen Provinzen von Africa und Asien für sich gehalten, indem er den Kaiser der Gallen (Bardanes), der ihn zum Zerstörer forderte, besiegte und dadurch die überlegene gallische Armee so zerstreut gemacht hatte, daß sie vor dem kleinen Athener der Flucht ergriff. Das Folge dieses Sieges war die oblique Befestigung Ober-Italiens. Marcillus teilte die Provinzen, weil er, so lautet der Vermählungsbericht, die Provinzen und Provinzen bezeugen habe. Das ist das erste Mal, daß in der römischen Geschichte die Provinzen genannt, und das letzte Mal, daß die persönlichen Zweikämpfe der Feldherren erwähnt wird. Als bald darauf der zweite punische Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannae gegen den Hannibal auf, indem er als Führer des Commandos über die schiffsbewehrten Truppen zu Cannae an den Terventus Doro Seele übernahm. Auf der Nachricht, daß Hannibal sich gegen Pisa wende, eilte er ihm zuvor, und warf sich in die Schlacht, die zu entscheiden. Er zwang die Carthaginenser, sich zum Frieden zu beugen. Einmal zum Consul, da er zwischenzeitlich war, wurde er als Führer der aristokratischen Partei von den Römern für unwürdig erklärt. Marcillus blieb daher zu Pisa, welches Hannibal

zu aller Macht bestimmt, und beschloß, als der Ort wurde eine Heerfahrt in seinem Hause zu machen. Eine große Heerfahrt hatte den Vortheil längerer Ruhe. Nach einem sehr kurzen Aufenthalt wurde Hannibal gezwungen, sich zu ihm zurückzuziehen. Während wurde er im J. Rom 514 zugleich mit dem berühmten Marcus Cato zum Consul erhoben. Er vernichtete in der Schlacht bei Cannae auf Pisa und der Provinzen eine große Heerfahrt nicht zu vermeiden. Eine Heerfahrt wurde durch seine Heerfahrt. Nachdem er gestorben war, ging Provinz Cato, wo er mehrere andere Werke verfaßte.

Die Belagerung von Syracusa die unglücklichste ist. Nachdem er vergeblich seit 10 Jahren versucht hatte, sich dieser Stadt, welche Archimedes (s. d. Art.) durch seine wunderbaren Erfindungen zu freierhand vertheidigen, mit Gewalt zu bemächtigen, beschloß er sich auf die Veste, vernichtete die Veste der Carthaginenser, die zu zerstören, und war so glücklich, sich dort auch und noch mehr durch sich, bald durch die Waffen zu bemächtigen (s. d.). Da die Stadt ohne Belagerung übergeben war, konnte er die Belagerung nicht verhindern, doch brach er, seine Expedition zu haben. Durch wurden von dem schrecklichen Schicksal der Car-

wahner ermordet; unter diesen auch Archimedes. Marcellus bedauerte sehr den Tod desselben, verlieh seinen Anverwandten große Vorrechte und ließ ihn feierlich bestatten. Nachdem er den größten Theil der Insel (543) unterworfen und noch einen vollständigen Sieg über die Carthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Im J. 543 wurde er mit dem M. Valerius Laevinus zum Consulat erhoben und sollte wieder das Commando in Sicilien erhalten; aber die Syracusaner sandten Abgeordnete nach Rom, welche sich über seine Grausamkeit beschwerten und einen andern Feldherrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigesprochen, tauschte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dies später die Syracusaner bereuten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, sondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alte Freiheiten zurückgegeben und sie als Bundesgenossen Roms angesehen wurden. Jene erklärten sich aus Dankbarkeit für Klienten des marcellischen Hauses. Marcellus führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Numistrum lieferte er eine unentschiedne Schlacht; im folgenden Jahre wurde er bei Canusium von Hannibal geschlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge sammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und siegte, wiewohl mit großem Verlust. Im J. Rom 545 erhielt er das Consulat zum fünften Mal mit L. Quinctius Crispinus. Beide Consuln vereinigten sich am Liris, aber Hannibal lehnte die von ihnen angebotne Schlacht ab. Die Römer waren im Begriff, einen kleinen Berg zur bequemen Lagerstätte zu besetzen, als sie sich plötzlich vor Feinde umringt sahen. Dennoch würden sie sich vielleicht durchgeschlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavallerie ausmachten, sich sogleich ergeben hätten. Marcellus selbst blieb; sein Sohn und der andre Consul schlugen sich durch. So starb dieser große, von Hannibal selbst gefürchtete Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild desselben hieß. Hannibal zog seinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter den größten Ehrenbezeugungen verbrennen, und die Asche dem Sohne in einer kostbaren Urne überbringen. Sein Geschlecht blühte lange, umfaßte mehrere consularische Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schwester Augusts, den Virgil verherrlicht hat, ausstarb.

Marchand (Theobald), ein berühmter Schauspieler, welcher sich um die deutsche Bühne große Verdienste erworben hat, ward zu Straßburg 1750 geboren, erlernte früher die Wundarzneikunst und practicirte in den Spitalern seiner Vaterstadt, dann in Paris, folgte aber endlich seinem unwiderrstehlichen Hange zum Theater, ward 1774 Director einer eignen Gesellschaft und spielte in den vornehmsten Städten am Rhein. Der Churfürst von der Pfalz, Carl Theodor, nahm ihn 1776 mit seiner ganzen Gesellschaft in seine Dienste. Marchand begleitete diesen Fürsten auch 1778 nach München, und wurde in dieser Stadt bis an seine Tod 1802 bewundert. Vorzüglich groß war er in der Geberdenkunst; seine Gesten und Blicke waren so sprechend, daß man ihn fast ohne Kenntniß der deutschen Sprache verstehen konnte, und in jeder Rolle zeigte er ein anderes Gesicht. Auch seine Gattin Magdalena, geb. Brochard (st. 1794), war eine gute Schauspielerin.

Marchese, s. **Marquis**.

Marchesi (Luigi), auch **Marchesini** genannt, einer der berühmtesten Sopranisten, um das J. 1755 zu Mailand geboren. Schon in der zartesten Kindheit zeigte er sich als Virtuosen auf dem Waldhorn; allein von Kunstverständigen aufgefodert, verließ er heimlich se-

den Vater, ging nach Bergamo und unterwarf sich hier der Operation. Ungeachtet er hier vielfältigen Unterricht genoß, so scheint er seine höchste Bildung doch in Deutschland, und zwar in München, wohin er von 1775 bis 1777 ging, erhalten zu haben; denn als er von dort in sein Vaterland zurückgekehrt war, erregte er allenthalben Erstaunen und Entzücken. Besonders wurde er 1779 zu Florenz und 1780 zu Mailand mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen, und 1782 mit einer Denkmünze beehrt, welche die Akademie zu Pisa ihm hatte prägen lassen. In Turin, wohin er mit tausend Ducaten Gehalt berufen wurde, bot ihm der Kaiser von Rußland als Großfürst bei seiner damaligen Anwesenheit 5000 Ducaten Gehalt, wenn er ihm nach Petersburg folgen wollte; dennoch scheint er diesem Ruf erst 1786 (nachdem er sich zu Rom, Lucca und auch 1785 zu Wien hören lassen) gefolgt zu seyn. Berlin hörte ihn 1787. Im folgenden Jahre trat er zu London auf, wo er von den Unternehmern der italienischen Oper für einen Winter 1500 Pf. Sterling, eine Benefizvorstellung, und freie Station erhielt. Seine Stimme wurde als überaus rein und hell bewundert; in Ansehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Dabei rühmte man seine Declamation und Action, so wie auch seine Einsichten in der Musik. Er starb 1792 zu Mailand.

Marchetti-Fantozzi, Sängerin bei der ehemaligen ital. Oper in Berlin, jetzt in Moskau, geb. zu Venedig 1763; eine der größten Künstlerinnen, mit tiefer Musik begabt und Meisterin in der Ausführung. Ihr Ausdruck ist bewundernswürdig und von wahrhaft tragischer Gewalt sowohl im Gesange selbst, als in der großartigen Declamation und Action, worin sogar Fleiß der eifrige Bewunderer ihrer Meisterchaft war.

Marcion, Marcioniten, s. Gnostis.

Marco da Siena, eigentlich Marco Pino, ein berühmter italienischer Maler. Sein Lehrer war ein gewisser Macherino in Siena, sein Muster Michael Angelo; er begab sich 1556 nach Neapel und erhielt daselbst das Bürgerrecht. Da ihn sein Zeitgenoss Vasari nicht erwähnte, so entschloß er sich, selbst ein Buch über die neapolitanischen Maler zu schreiben. In Neapel arbeitete er seine vorzüglichsten Werke. Er starb 1586.

Marcolini (Camillo, Graf), königl. sächsischer Cabinetsminister, starb, 76 Jahre alt, im J. 1814 zu Prag. Ueber das Leben dieses in der sächsischen Geschichte denkwürdigen Hofmannes ist wenig Bekanntes öffentlich vorhanden. Als Günstling des Königs Friedrich August hatte er Einfluß auf den Hof und auf das ganze Land. Je höher er von Stufe zu Stufe stieg, und je länger er das Vertrauen seines Souverains besaß, desto strenger beurtheilte ihn die öffentliche Stimme. Aber selbst seine Feinde bekennen, Graf Marcolini war ein Mann von großem natürlichen Verstande, richtiger Urtheilskraft, vieler Erfahrung, sichrem Tact, treuer Ergebenheit gegen den König, und ohne Falsch; für einen Günstling wahrlich ein großes Lob. Er stammt aus einem italienischen Geschlecht. Als jüngster Sohn des Hauses war er ohne Vermögen. Er wurde in Dresden als churfürstlicher Edelknabe erzogen, wo er in den nächsten Umgebungen des damaligen Churprinzen u. d. nachmaligen Königs Friedrich August sich befand. Seine äufre Bildung, sein gesundes Urtheil und sein gerades Wesen, verbunden mit jener feinen Biegsamkeit des Italieners, gewannen ihm bald die Zuneigung des Churprinzen. Er wurde beim Austritt aus dem Pagenhause Kammerjunker, blieb fortwährend im Hofdienste, erhielt endlich die be-

deutende Stelle eines Kammerers, wodurch mehrere Hoffläbe und die Gallerien unter seine oberste Leitung kamen. Zugleich erhielt er den Rang eines wirklichen geheimen Rathes, ward Director der Porcellanmanufaktur, Generaldirector der Künste und Kunstakademien in Sachsen, Oberstallmeister, und nachdem der polener Friede den Catholiken gleiche bürgerliche Rechte mit den Lutheranern ertheilt hatte, Cabinetsminister ohne jedoch als Staatssecretär einem besondern Departement vorgesetzt zu seyn. Die letztere Ernennung machte Aufsehn, weil Graf Marcolini nie ein eigentliches Staatsamt bekleidet, auf alle Staatsgeschäfte aber bisher nur mittelbaren Einfluß gehabt hatte. Beim Hofstaate selbst konnte ohne ihn und gegen seinen Willen nichts geschehn. Der König hörte und achtete seinen Rath, und seit des Ministers Gutschmid Tod besaß kein Minister in dem Grade die persönliche Achtung und das Vertrauen des Königs. Um ihn herum bildete sich daher ein besondere Hof; und die ersten Staats- und Militärbeamten schlossen sich an den klugen und mächtigen Hofmann an. Er mißbrauchte sein Ansehn nicht. Zwar erwarb er ein ansehnliches Vermögen; allein seine vielen, einträglichen Hofämter, und seine italienische Haushaltungskunst erklärten die auf eine unverdächtige Weise. Dem Herkommen gemäß, behielt er seinen als Page gezogenen Kammerjunker-Gehalt von 300 Thlr. jährlich bis zum J. 1813. Auch waren seine Häuser in Dresden von der Einquartierungslast frei, weshalb seine Erben einen beträchtlichen Nachschuß zahlen mußten. Auch erbte er, da seine ältern Brüder starben, die große Majorathsherrschaft Gano in Italien. So schlicht und einfach sein Aeußeres war, so wenig handelte er als Hof- und Staatsdiener leidenschaftlich; er war ein Feind der Ungerechtigkeit; er kannte die Menschen, und behandelte sie ohne Günstlingsstolz, mit gutmüthiger Würde. War er spröde in Versprechungen, so war er noch larger in Bewilligungen; und eine gewisse Kälte, wo nicht Härte verwundete zuweilen die Bittenden. Auch will man öfters Vorliebe für Italiener und Fremde, so wie die Einwirkung der Geistlichkeit in seinen Entschlüssen wahrgenommen haben. Auf das politische System des Königs hatte er anfangs einen entschiednen Einfluß; doch war er zu erfahren, als daß er nicht im Frühjahr 1813 selbst geschwankt und die Trennung von Frankreich und dem Rheinbunde für nothwendig erachtet hätte. Da ihn genau beobachteten, versichern, er sey dem System Napoleons nicht aufrichtig ergeben gewesen. Indes wurde er Großadler der Ehrenlegion, auch erhielt er den sächsischen Orden der Krone, und den kaiserlich-russischen St. Andreasorden. Als die Verwaltung des Königreichs Sachsen vom Fürsten Repnin angetreten wurde, erhielt Graf Marcolini den Befehl, sich nach Bangen zu begeben, und von da die Erlaubniß, in Prag seinen Aufenthalt zu wählen. In der geheimen Geschichte des dresdner Hofes war seine Rolle die erste, die wichtigste und die dauerndste. Man erzählt, daß er durch die vom preussischen Hofe zuerst den Churfürsten mitgetheilte Entdeckung der gegen die Person des Churfürsten gerichteten Hofintrigue, in welche der sächsische Oberst Agdello, ein geborner Italiener, verwickelt war, der zeitlebens als Staatsgefangener auf die Festung Königstein kam, zuerst das unerschütterliche Vertrauen seines Souverains sich erworben habe. Auch hatte er den Charakter des Königs ganz studirt, und richtete sich in der Regel stets nach dessen Ansichten; daher liebte er keine Neuerungen und ließ Alles so lang als möglich in dem gewohnten Gange fortgehn; doch war er einleuchtenden Verbesserungen, vorzüglich im Oekonomischen nicht entgegen. In den letzten Jahren machten sein Alter und die schwierigen Verhältnisse

nisse des Staats durchgreifende Abänderungen in allem, was unter seiner Direction stand, unmöglich. Unter ihm standen eine lange Zeit und zum Theil bis zum Jahr 1813, die königliche Bibliothek, das grüne Gewölbe und die Kunstschatze, oder die Cabinetter und Gallerien, das Ober-Stallamt und die königlichen Stuttereien u. s. w. Seine Geschäftserkenntniß war bloße Erfahrung. Er kannte Sachsen, die Rechte und die Verfassung nicht genau; in der Literatur und im Gebiete der schönen Künste war er fremd, oder bewies keine rege Theilnahme; auch verließ er sich ganz auf das Gutachten derer, die sein Vertrauen besaßen. Die Porcellanmanufaktur brauchte unter seiner Direction seit längerer Zeit schon einen monatlichen Zuschuß aus der Staatskasse von 5000 Thirn. Jetzt erhält sie sich durch ihren eignen Betrieb. Auch die Eutereien kosteten dem Staate unverhältnißmäßig große Summen, so daß jetzt ein Beträchtliches in diesem Verwaltungsweige erspart wird. Ein Verdienst, das sich Graf Marcolini erwarb, war die Cultivirung eines großen sandigen Landstrichs vor Neustadt an der hainzer Straße, wo er eine schöne Meierei und andre Anlagen mit vielen Kosten für sich anrichtete. Diese Pflanzung allein wird ein Denkmal seines Namens sein, den man stets unter ausgezeichneten Fürsten-Günstlingen mit Achtung nennen wird.

Op.

Marcus, der Evangelist, ist nach der Angabe alter Kirchenschriftsteller derselbe, den man aus der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes Marcus als den vieljährigen Begleiter der Apostel Paulus und Petrus auf ihren Reisen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jesu und sein Haus zu Jerusalem die Herberge der Apostel. Er hatte daher theils selbst erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er in seinem Evangelio von Jesu erzählt und er verdient nicht weniger Glauben als die übrigen. Offenbar schrieb er für Christen aus dem Heidenthume, jedoch ist es nicht ausgemacht, ob sein Evangelium zuerst zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden gesüht hatte, oder zu Antiochien gelesen worden ist. Es unterscheidet sich von dem übrigen durch eine bündige Kürze, die vieles, was mit der Messiaswürde Jesu zusammenhing und zunächst nur den Judenchristen nützlich seyn konnte, mit Stillschweigen übergeht. Seine Echtheit ist niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden.

E.

Marcus (Adalbert Friedrich), Fürstl. Bambergischer und seit 1795 fürstl. würzburgischer Hofrath und Leibarzt, auch erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, Director des Medicinalausschusses, wurde den 21sten Nov. 1753 zu Wroslan in Westphalen von jüdischen Aeltern geboren. Der berühmte Baldinger ahnete ihn bei seinem Aufenthalt auf der Universität den ungewöhnlichen Geist an ihm. 1778 kam Marcus nach Bamberg, wo er bald dem vor. Leff. bekannt wurde und die katholische Religion annahm. Als Leibarzt des Fürsten erwarb er sich um zweckmäßigere Einrichtung des Medicinalwesens in den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg große Verdienste. Ihm verdanken die Bäder von Lissingen und Voelket ihre Wiederherstellung, und er war es vorzüglich, der den Fürsten zur Errichtung des, nach seinen Ideen erbauten, berühmten Krankenhauses in Bamberg bewog. Als Arzt mit seltenem, oft bis ins Wunderbare gehendem diagnostischen Blick ausgerüstet, und in seinem Heilverfahren eben so sehr vom Glück als vom unbedingten Vertrauen der Kranken begünstigt, war er einer der ersten Aerzte Deutschlands, der das chemische System ins Leben einführte und in Verbindung mit Rösche-

land zu dessen Verbreitung beitrug, so wie er in der Folge, in Vere mit Schelling, Steffens u. a. die Medicin nach den neueren naturphilosophischen Ansichten umzugestalten suchte. Am 26ten April 1818 starb dieser große Arzt, dem Bamberg, außer dem schon erwähnt musterhaft organisirten Krankenhause, seine medicinisch-chirurgische Schule, das Irrenhaus, das Haus der Unheilbaren, und viele and theils praktisch nützliche, theils die höhere Geistesbildung und die A muth des geselligen Lebens bezweckende Anstalten verdankt. Marcus Verdienste um die Heilkunde wird die Nachwelt vielleicht erst voll würdigen, wenn so Manches, was in den Augen gemeiner Empirie d Schein des Paradoxen trägt, von mehrjähriger Erfahrung geprüft u bestätigt seyn wird. Wer den Zustand der Medicin kennt, muß jed Versuch, Licht und Einheit in dieses Chaos zu bringen, dankbar an kennen. Marcus vorzüglichere Schriften sind: Prüfung des brownisch Systems der Heilkunde durch Erfahrungen am Krankenbette; Magazin für specielle Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde nach den Grun sätzen der Erregungstheorie; Beiträge zur Erkenntniß und Behandlun des gelben Fiebers; Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft betrach tet von Schelling und Marcus; über die Natur und Behandlung d häutigen Bräune; Entwurf einer speciellen Therapie, 3 Bde.; Eph meriden der Heilkunde, 7 Bde; Ueber den jetzt (1813) herrschenden Ty phus; der Reichhusten. Siehe: Adalbert Friedrich Marcus, nach de Leben und Charakter geschildert von Jäck. Erlangen 1813.

Marcusplatz, s. Venedig.

Marder, ein Raubthier zum Wieselgeschlecht, *Mustela L.*, gebi rig, das in dicken Wäldern und Steinflüsten lebt, und wegen seine guten Pelzwerks in Canada und Rußland ein Gegenstand der Jagd u des Pelzhandels ist. Steinmardersfelle, vom Hausmarder, *Mustela fo na*, sind am Kopfe kastanienbraun, am Halse weiß, übrigens schwarz braun, so daß die kurzen wolligen und der untere Theil der Stachel haare aschgrau, der mittlere braun und die Spitze schwarz ist. Baum mardersfelle, von *Mustela martes*, unterscheiden sich durch rothgellb Refarbe und lichtere, zarte und dichte Haare. Jene kommen au Schweden und Rußland, diese als die bessern aus Canada. F.

Mardonius, ein persischer Feldherr, wurde vom Pausanias i Griechenland geschlagen (s. Pausanias und Xerxes).

Maree heißt in Frankreich jeder frische, nicht gesalzne Ceeßsch. F.

Marengo, ein Städtchen in der Ebne zwischen Alessandria u Tortona in Ober-Italien, ist für die Geschichte durch die in seine Nähe am 14. Jun. 1800 vorgefallne entscheidende Schlacht höchst merkwürdig geworden. Bonaparte hatte am 8. März die Errichtung einer neuen, bei Dijon zu sammelnden Reserve-Armee von 60,000 Mann beschlossen, welches man für eine unausführbare Prahlerei hielt, und von der Seite her schlechterdings keine Operation nach Italien vermuthete. Indessen war nicht nur binnen sechs Wochen jene Reserve-Armee versammelt, sondern sie ging vom 16ten bis zum 27ten Mai schon über die Alpen; nämlich Bonaparte und Berthier mit den Hauptcorps über den großen St. Bernhard, die Division Chabaud über den kleinen St. Bernhard gegen Aosta, die Division Souvart über den Mont Cenis, die des Generals Bertheneourt über den Simplon, und die des Generals Moncey über den Gotthard nach Piemont. Nun, da es zu spät, öffnete der österrreichische Feldherr die Augen. Bonaparte eroberte am 2. Juni das Felsenschloß Bard am Eingange des Thals von Aosta, Murat rückte nach Mailand

Schmet nahm Miza, und Berthier schlug in scharfem Treffen bei Monte Vello den Feldmarschall-Lieutenant von Ott. Am 13ten Juni kam der berühmte Desaix aus Aegypten in Bonaparte's Hauptquartier an; die Hauptcorps unter Berthier, Murat, Victor, Lasnes, Gardenne, Dupont und Marmont waren bei Marengo vereinigt; Desaix commandirte die Kerntruppen der Consulargarde, und so gedieh es am 14. Juni zu der blutigen, lange mit zweifelhaftem Glücke gefochtenen Schlacht, worin Desaix Tapferkeit (der hier den Tod fand) zuletzt den Sieg entschied und das österreichische Heer unter Melas, mit einem Verlust von 7000 Gefangnen und 1200 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Unmittelbare Folge dieser Niederlage war die Waffenstillstands-Convention zu Alessandria zwischen Bonaparte und Melas, nach welcher die österreichische Armee binnen 14 Tagen die Citadellen von Alessandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetona, Arona und Piacenza, nebst den Festungen Genua, Coni, Ceva, Savona und Arbino räumen, auch sich über Piacenza zwischen den Po und Mincio zurückziehen mußte. Bonaparte organisirte nun in Mailand die provisorische Regierung der wiederhergestellten cisalpinischen Republik, erhob Massena zum Obergeneral der gesamten französischen Armee in Italien, und kehrte nach Paris zurück, wo schon am 28. Juli als Folgen jener unglücklichen Schlacht, die Friedens-Präliminarien von Talleyrand und St. Julien unterzeichnet wurden, welche Duroc dem deutschen Kaiser zur Ratification überbrachte. 22.

Maret (Hugues-Bernard), Herzog von Bassano, Staatssecretair, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pair und Großkreuz der Ehrenlegion, unter Napoleon, ist 1758 zu Dijon geboren, und hatte sich früh der Diplomatie gewidmet. Er war Departementschef beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, als er zu Ende des Jahres 1792 nach England geschickt wurde, um Englands Beitritt zur Coalition zu verhindern. Seine Bemühungen blieben jedoch fruchtlos, und er erhielt im Februar 1793 seine Depeschen vom Lord Grenville uneröffnet zurück, und mit seinen Reisepässen zugleich den Befehl, nebst seinem Secretär das Königreich binnen drei Tagen zu verlassen. Der schnelle Wechsel der Begebenheiten in Frankreich hatte die Gunst, die er vorher unter dem Schutze des Ministers Lebrun genossen, vermindert, weshalb er auch seine Stelle als Departementschef im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten verlor. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Botschafter am neapolitanischen Hofe. Als er sich zu dem Orte seiner Bestimmung begeben wollte, wurde er den 25. Juli unterwegs im Dorfe Novate im Graubündnerlande, nebst Simonville, durch österreichische Truppen in Verhaft genommen und als Gefangener nach Kufstein gebracht, von wo er einige Monate darauf mit den von Dänemark den Oesterreichern überlieferten Deputirten zu Basel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt wurde. Für den bei dieser Gefangenschaft erlittenen Verlust gestand ihm nachmals (1798) der hohe Rath zu Mailand eine Entschädigung zu. Im Juni 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der 3 Commissaire, welche mit Malmesbury zu Litz unterhandeln sollten. Nach der Revolution vom 18ten Fructidor ward er zurückberufen; und im Sept. 1799 wurde er Staatssecretair der Consuln. Er gewann bald Napoleons Vertrauen, und begleitete ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen. Er half die Friedenstractate von Preßburg, Litz und Wien schließen; und erhielt 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Auch in dem russischen Kriege

von 1812—13 war er um die Person des Kaisers. Den 1. Jan. 1813 schlug er, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, eine Aushung von 350,000 Conscripten zum Ersatz des in Rußland erlittenen Verlustes im Senate vor. Den öffentlichen Gerüchten nach ist er hauptsächlich an der Fortsetzung dieses Krieges Schuld gewesen, welches ihn auch bewogen haben soll, im Anfang des Jahres 1814 das Ministerium dem Herzog von Vicenza zu überlassen. Napoleon brauchte ihn nun zu verschiedenen Privatunterhandlungen, bis er im April mit dieser vom Schauplatz abtreten mußte, und erst bei dessen Rückkehr 1815 neuem erschien, wieder Minister, Staatssecretair und Pair von Frankreich ward. Er war auch in der königlichen Verordnung vom 24. Juni mit begriffen, aus Paris verbannt, und unter die Aufsicht des Polizeiministerii gestellt; hat aber jetzt Pässe erhalten, sich nach Linz in Oesterreich zu begeben. Seine Gemahlin war bei der Kaiserin Palastdame.

Marforio, eine ziemlich große, in etwas verstellte, kleinere Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels vom Campidoglio an die Wand steht, und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. Pasquill.)

Margarethe, Waldemars III., Königs von Dänemark, Tochter, und Hakons VIII., Königs von Norwegen, Gemahlin, bestieg 1380 nach ihres Sohnes Olaus Tode, der Norwegen und Dänemark in seiner Person vereinigt hatte, den Thron beider Königreiche. Da noch von Waldemars Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt war, setzte sie, von den unzufriednen Ständen dieses Reichs aufgefodert, denselben fort, und war so glücklich, den schwedischen König Albrecht nach einer siebenjährigen hartnäckigen Gegenwehr zu besiegen und in der Schlacht bei Falköping gefangen zu nehmen, worauf sie im J. 1396 auch den Thron von Schweden einnahm. Als sie so in ihrem vier und dreißigsten Jahre die Kronen der drei nordischen Reiche auf ihr Haupt gesetzt hatte, dachte sie nun auch darauf, die Vereinigung derselben dauernd zu machen. Sie berief die dänischen, schwedischen und norwegischen Stände im J. 1397 nach Calmar zusammen, und bewog sie, ein feierliches Gesetz zu geben, das alle drei Königreiche zu einer einzigen Monarchie vereinigte. Diese berühmte Urkunde, die unter dem Namen der calmarischen Union bekannt ist, beruhte auf drei Hauptpunkten. Nach dem ersten sollte der König ein Wahlkönig bleiben; nach dem zweiten sollte der Regent verpflichtet seyn, abwechselnd in den drei Reichen zu residiren; nach dem dritten sollte jedes Reich seinen Gesetzen und seine Privilegien behalten. — Diese auf den ersten Blick so vortheilhafte Verbindung der drei Reiche wurde die Quelle ihrer Unterdrückung und ihres Unglücks. Margarethe selbst verletzte alle Bedingungen der Vereinigung und reizte besonders die Schweden zu gerechten Beschwerden. Nach ihrem Tode (1412) folgten langwierige Kriege, durch welche endlich die Union vernichtet wurde. Ihr nächster Nachfolger war ihr Nefse Erich XIII., Herzog von Pommern. Margarethe vereinigte mit den Talenten einer Heldin einige Herrschereigenschaften. Sie ließ das Gesetz mit lobenswerther Festigkeit beobachten so lange es nicht ihrem Interesse und ihren Plänen entgegen war. Ihr Politik war gewandt, und oft ränkevoll. Ihre Sitten waren nicht sehr streng; aber sie suchte die Meinung des Volks durch reiche Geschenke die sie der Kirche machte, zu gewinnen. Ihr Geist würde sich weit ausgedehnt haben, wenn er gebildeter gewesen wäre. Sie sprach in Kraft und Anmuth, und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlichen

Streb. Verschwenkerisch in ihren Lustbarkeiten und prachtvoll an ihrem Hofe, hatte sie sich den Beinamen der nordischen Semiramis erworben. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Anjou, Tochter René's Königs von Anjou, Königs von Sicilien, und seit 1443 Gemahlin Heinrichs VI., Königs von England, aus dem Hause Lancaster. Die Fürstin verband einen männlichen Charakter und großen Verstand mit seltner Schönheit. Sie verband sich eng mit der Partei, die sie auf den Thron berufen hatte; dagegen wurde sie eine Feindin des Herzogs von Glocester, und kam sogar in den Verdacht, in die Ermordung desselben im J. 1447 eingewilligt zu haben. Es war geheime Bedingung bei der Vermählung Margarethens gewesen, daß ihr Oheim, Earl von Anjou, wieder in den Besitz der Grafschaft Maine eingesetzt würde, die in den Händen der Engländer war. Dies geschah gleich nach Glocesters Tode; die Leichtigkeit, mit welcher die Franzosen nunmehr in die Normandie eindringen konnten, verursachte zwei Jahre darauf den Verlust dieser Provinz. Die Offiziere und Soldaten, welche sie vertheidigt hatten, kehrten mißvergnügt, daß man sie ohne Unterstützung gelassen, nach England zurück. Sie schrieb der Schwäche des Königs und der Herrschaft, die Margarethe unter seinem Namen ausübte, die erlittenen Unfälle zu, und der größte Theil ihrer Landsleute war derselben Meinung. Diese Stimmung der Gemüther bewog die Communen, den Herzog von Suffolk, Margarethens Lieblingsminister und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths anzuklagen. Der König rief die Sache vor sein Conseil und verbannte Suffolk auf einige Zeit; aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlassen, ermordet, und sein Tod blieb ungerächt. Die Revolte, welche im J. 1450 Statt fand, schreckte die Minister, die in Heinrichs Namen regierten, und erweckte einigen Argwohn gegen Richard, Herzog von York, welcher frühere Rechte auf die Krone hatte; dennoch wurde dieser im J. 1454 an die Spitze des Königreichs gestellt, in einem Augenblicke, wo Heinrichs Geisteschwäche durch Krankheit noch vermehrt wurde. Als der König im folgenden Jahre wieder hergestellt war, widerrief er die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht. Dieser griff zu den Waffen, schlug Heinrichs Truppen, nahm ihn selbst gefangen und zwang ihn, die Macht wieder in seine Hände zu legen. Dies war der Anfang vieler folgenden Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster. (S. England.) Im J. 1456 benutzte Margarethe die Abwesenheit des Herzogs, und führte den König in die Kammer der Pairs, wo er aufs neue die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht vernichtete. Der Krieg brach wieder aus, und wurde mit wechselndem Erfolg geführt. Endlich wurden 1460 die Lancastrischen zu Northampton durch den berühmten Grafen von Warwick geschlagen und Heinrich abermals gefangen genommen. Margarethe floh mit ihrem noch unerwachsenen Sohn in das nördliche England, und mußte durch ihr Unglück einen solchen Enthusiasmus zu erregen, daß sich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für sie erklärte und in kurzem ein Heer von 20,000 Mann versammelt war. Der Herzog von York marschirte nur mit 5000 Mann gegen sie, und fand sich zu Wakefield zwingt. Sein Heer wurde in Stücke gehauen und er selbst in dem Gefecht erlegt. Margarethe ließ seinen Kopf mit einer Papierkrone auf das Thor von York aufstecken. Im Jahr 1461 schlug sie den Grafen Warwick in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, und befreite ihren Gemahl. Aber sie besteckte ihren Sieg späterhin durch blutige Hinrich-

tungen. Trotz der Niederlage seiner Partei war indessen der älteste Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard IV. zu London als König proclamirt, und Margarethe genöthigt worden, sich in den Norden von England zurückzuziehen. Alles strömte unter ihre Fahnen, wo die größte Zügellosigkeit und Ungebundenheit herrschten; sie stand kurzem an der Spitze von 60,000 Mann. Aber dieses Heer wurde bei Towton vernichtet. Margarethe und ihr Gemahl flohen nach Schottland; Eduard berief ein Parlament, ließ seine Rechte auf die Krone anerkennen, und Heinrich VI., seine Gemahlin, ihren Sohn und alle Anhänger des Hauses Lancaster proscribiren. Margarethe eilte, da sie in Schottland keine Unterstützung erlangen konnte, nach Frankreich und bewog Ludwig XI. durch das Versprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu geben, womit sich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Dieses Heer wurde 1464 bei Exham geschlagen. Margarethe, von Allen verlassen, suchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde, wurde hier von Räubern überfallen, ihrer Kostbarkeiten beraubt, entkam ihnen aber glücklich, während sie über die Theilung der Beute in Streit gerathen waren. Hunger und Ermattung hatten sie aufs Aeußerste gebracht, als ein anderer Räuber mit entblößtem Schwert auf sie zukam. Entschlossen ging sie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit den Worten: „Ich vertraue euch den Sohn eures Königs an.“ — Der Räuber, erschaut und gerührt, nahm sie in Schutz, hielt sie verborgen und verschaffte ihr die Mittel, nach Flandern zu entkommen. Heinrich VI., minder glücklich, wurde Eduard IV. ausgeliefert und in den Tower gesetzt. Bald nachher erregte Eduards Vermählung mit Elisabeth Gray die Unzufriedenheit des Grafen von Warwick und des Herzogs von Clarence. Sie empörten sich im Jahr 1470, mußten aber, da sie sich verlassen sahen, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. sie in Achtung aufnahm und eine Vereinigung zwischen ihnen und Margarethen zu Stande brachte, kraft welcher sie vereinigt alles anwenden wollten, Heinrich VI. wieder auf den Thron zu setzen. Noch in demselben Jahre landete Warwick, von dem Herzog begleitet, in England und eroberte es in eilf Tagen. Eduard IV. floh nach Holland, Heinrich bestieg den Thron, und Warwick und der Herzog von Clarence führten die Regentschaft. Aber schon nach sechs Monaten erschien Eduard, unterstützt von Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in London und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde bei Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geschlagen und blieb im Handgemenge. Am demselben Tage landete Margarethe mit ihr achtzehnjähriger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Mann verließ sie zum ersten Male, als sie Warwicks Niederlage und Tod erfuhr. Als indeß die Trümmer ihrer Partei sich um sie sammelten, fing sie wieder an zu hoffen. Eduard abgerichtet nicht zu erscheinen, kam bei Tewkesbury zur Schlacht. Margarethe wurde vollkommen geschlagen und nebst ihrem Sohne gefangen. Der junge Prinz wurde fast unter ihren Augen von Eduards Brüdern durchbohrt, Margarethe aber in den Tower gesetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl von Würdehänden starb. Erst nach vier Jahren erlangte Margarethe durch den Tractat von Pecquigny ihre Freiheit wieder. Ludwig XI. löste sie für 60,000 Thaler. Sie kehrte nach Frankreich zurück, wo sie 1482 starb, nachdem sie als Königin, Wittin und Mutter großes Unglück erfahren, und mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen und gekämpft hatte.

Margarethe von Frankreich, Tochter Heinrichs II., geboren im J. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Béarn, später bekannt unter dem Namen Heinrich IV., vermählt. Diese mit Pracht vollzogene Vermählung war der Vorläufer der schrecklichen Bartholomäusnacht, die mitten unter den Lustbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürstin war damals in der Blüthe der Jahre und Reize; aber nicht ihr Gemahl, sondern der Herzog von Guise besaß ihr Herz. Heinrich schenkte das seinige verschiedenen Geliebten. Zwei Gatten von solcher Denkart konnten nicht in gutem Einverständnis leben. Margarethe, die 1582 an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ sich frei der Salanterie. Die Mißbilligung ihres Bruders, Karls IX., bewog sie jedoch, sich für einige Zeit zu mäßigen. Heinrich verbarg seine Gesinnungen nicht gegen eine Frau, die er ihrer Zügellosigkeit wegen verachtete. Margarethe dagegen nahm den von Sixtus V. gegen ihren Gemahl geschleuderten Kirchenbank zum Vorwand, und ließ sich zu Agen nieder, von wo sie ihrer Sittenlosigkeit und ihrer Bedrückungen wegen verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unstetes, unregelmäßiges Leben, bis sie auf dem Schlosse Usson festgesetzt wurde, dessen sie sich jedoch bemächtigte, nachdem sie das Herz des Marquis von Canillac, der sie daselbst festgenommen, gewonnen hatte. Nachdem Heinrich König geworden, ließ er ihr vorschlagen, zum Wohle des Staats ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der einzigen Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde. Die Trennung geschah 1599 durch Clemens IX. Margarethe verließ Usson im J. 1605 und ließ sich in Paris nieder, wo sie in der Rue de Seine ein großes Schloß mit weitläufigen Gärten längs des Flusses erbaute. Hier lebte sie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Übungen, und starb 1615 als der letzte Sprößling des Hauses Valois. Abgesehen von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte Margarethe ein edles Herz, viel Verstand und seltne Reize. Sie schrieb und sprach besser als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der schönen Geister, die sie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war sie ungerecht, um großmüthig zu seyn; sie borgte ohne zu bezahlen und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloster der Petits-Augustins erbaut und dotirt; in der Kirche desselben wurde ihr Herz beigesetzt. Im J. 1790 wurde dies Gebäude zu einem Museum historischer Denkmäler Frankreichs eingerichtet. Man sieht daselbst noch einen schwarzen Marmor, in welchen folgende Verse der Königin, worin sie ihr Unglück schildert, eingegraben sind:

Cette brillante fleur de l'arbre des Valoys,
En qui mourust le nom de tant de puissans roys,
Marguerite, pour qui tant de lauriers fleurirent,
Pour qui tant de bouquets chez les muses se firent,
A vu fleurs et lauriers sur sa tête sécher,
E par un coup fatal les lys s'en détacher.
Las! le cercle royal dont l'avoit couronnée
En tumult et sans ordre un trop prompt hymenée,
Rompu du mesme coup devant ses pieds tombant,
La laissa comme un tronc dégradé par les vents.
Espouse sans espoux et royne sans royaume,
Vaine ombre du passé, grand et noble fantôme,
Elle traîna depuis les restes de son sort,
Et vint jusqu'à son nom mourir avant sa mort.

Sie besaß von ihr Poesien und Denkmäler von 1563 bis 1562. Sie schildert sich in letztern als eine Beklagte. Der Styl ist rein und angenehm und die Anecdoten anziehend und unterhaltend.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schwester Franz I. und Tochter Karls von Orleans, Herzogs von Angoulême und Luise von Savoyen, war zu Angoulême 1492 geboren, vermählte sie 1509 mit Carl, letztem Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Condé und Connetabel von Frankreich, der zu Lyon nach dem Ueberfalle von Paris 1525 starb. Sie empfand den tiefsten Schmerz bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und der Befangennehmung des Königs. Aus jürllicher Liebe zu letztem begab sie sich selbst nach Madrid um ihm während seiner Krankheit zu pflegen, und trug durch ihre Bemühungen mit der seinem Range gebührenden Hochachtung seine Nachsicht nach Frankreich bezogen zu werden, und bewilligte sie sich mit Henri d'Albert, König von Navarra, die Mutter Heinrichs IV., war die. Ihre Maßregeln auf dem Throne waren.

Sie hob den Unterricht, ermunterte die Künste, verschönerte und befestigte die Städte, ließ sie auch einlegen, und machte sich mit ihren Grundbesitzern im J. 1533 in einer kleinen Schrift so betheiligend, welche von der Cordeau beurtheilt wurde. Diese strenge führte ihr nur mehr Interesse für die Künste ein, welche sie als Unglückliche und Verfolgte betrachteten. Sie schenkte ihnen ihr Vertrauen und wandte ihr ganzes Ansehen an, um sie bei der Errettung der Befestigung zu unterstützen. Auf ihre Empfehlung schrieb Franz I. zu Gassen mehrere ihrer religiösen Meinungen wegen verfolgten Gelehrten an das Parlament. Doch lehnte sie gegen das Ende ihres Lebens zur katholischen Religion zurück. Sie starb 1549 auf der Schloß Odes in Bigorre. Margarethe verband einen männlichen Geist mit theilnehmender Güte und sehr umfassende Kenntnisse mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie war sanft ohne Schwäche, prächtlich ohne Eitelkeit, den Beschäftigten wie den geselligen Vergnügungen freundlich ohne eins über das andre zu vernachlässigen, gegen Franz I. eine ebenso jährliche Schwester als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte die Künste und schrieb selbst mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schandens erwarben ihr den Namen der lehrreichen Muse und der ersten Grazie. Wir führen folgendes kleine Gedicht vor ihr an, das sie als Antwort für Helene von Lorraine an den Dichter Marot richtete, der sich über die Menge seiner Gläubiger beklagt hatte.

Si ceux à qui devez comme vous dites,
Vous connoissent comme je vous cognois,
Quins seriez des dactes que vous sîtes
Au temps passé tant grandes que petites,
En leur payant d'azai contelots,
Tel que le vôtre, qui vaut mieux mille fois,
Que l'argent deu par vous en conscience:
Car estimer on peut l'argent au poix:
Mais on ne peut (et j'en donne ma voix)
Avez priser votre belle science.

Sie hat folgende Werke hinterlassen: 1. Hoptaméron ou les Nouvelles

de la reine de Navarre, Erzählungen im Geschmack des Boccaj, deren Freiheit mit der damaligen Sitte übereinstimmte und keinesweges zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten darf. 2. Les Marguerites de la Marguerite des princesses, gesammelt von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye. Man findet in dieser Sammlung von Gedichten vier religiöse Komödien und zwei Farcen, nicht ohne Naivete, ferner ein langes Gedicht: Le triompho de l'Agneau u. s. w.

M a r g g r a f (Andreas Sigismund), berühmter Chemiker, ist 1709 in Berlin geboren. Sein Vater war Hofapotheker. Er gewann früh Geschmack an der Chemie, die er 5 Jahre unter dem berühmten Prof. Neumann, dann unter Spielmann in Straßburg, unter Junker in Halle und unter Henkel in Freyberg, wo er sich vorzüglich in Experimenten übte, mit dem größten Erfolge studirte. Im J. 1735 kam er nach Berlin zurück, ward 1738 Mitglied der dortigen wissenschaftlichen Gesellschaft, und 1744, bei Stiftung der königlichen Akademie der Wissenschaften, in die Klasse der Experimental-Philosophie aufgenommen, deren Director er 1760 ward, nachdem ihm schon 6 Jahre vorher das Laboratorium anvertraut worden war. Auch die Akademien zu Paris und Neß nahmen ihn zum Mitglied auf. Durch sein emsiges Studiren hatte er seine Gesundheit untergraben. Er starb im August 1782. Die chemische Untersuchung über die Metalle verdankt ihm viele Fortschritte. Er ist der erste, der eine vollständige Analyse der harten Steine geliefert hat; auch hat er zur Einführung einer einfachen, klaren, von allem Spektem- und Hypothefengeist freien Methode in den chemischen Operationen beigetragen. Nachdem er lange die Platina bearbeitet, bereicherte er die Mineralogie mit der Entdeckung des Braunkalks und vielen andern höchst wichtigen Entdeckungen. Seine verschiedenen chemischen Schriften befinden sich sämmtlich in den Memoiren der Berliner Akademie.

M a r i a, die Mutter Jesu, ist der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der sie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangelische Geschichte gedenkt ihrer zuerst als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme Davids, die zu Nazareth, einem galiläischen Städtchen, in stiller Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermann, Namens Joseph, verlobt war. Daß sie zu den edelsten ihres Geschlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jesu, in dem wir lieber eine höhere, wenn auch wunderbare Wirklichkeit, als die poetische Ausschmückung einer für sie und ihren Sohn ehrenrenden Thatfache erkennen mögen. Ein Himmelsbote tritt mit dem Gruße der ehrfurchtsvollsten Huldigung in ihre Einsamkeit und sie erschrickt jungfräulich über die ungewohnte Erscheinung; ihr bescheidener Sinn weiß sich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigt ihr, sie sey Gott wohlgefällig, und werde einen Sohn gebären, der Gottes Sohn heißen und der Retter seyn werde, welchen das jüdische Volk erwartete. Aber nicht die Größe des ihr hier verheißenen Glücks, welches einer Jüdin das Höchste seyn mußte, nur die Seltsamkeit der Anmuthung, als Jungfrau Mutter zu werden, erschüttert ihr unschuldiges Herz. Wie soll das zugehn, antwortet sie, da ich von keinem Manne weiß? Beruhigend fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde sie befruchten und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Elisabeth geschehen sey. Und demüthig unterwirft sie sich dem Willen des Höchsten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Die Sprache der wahren Natur, der reinsten Jungfräulichkeit und des unbeschränktesten Gottvertrauens, die aus Mariens Antworten redet, ab-

darf keiner Auslegung. Ihr Herz ist durch das Gefühl der höchsten und wunderbarsten Bestimmung über jede Bedenklichkeit erhoben und Lobgesang, in den sie sich beim Zusammentreffen mit ihrer Freundin Elisabeth ergießt, drückt die freudige Begeisterung aus, mit der sie Segen dieser Bestimmung vorempfindet. Das Wenige, was weiter der Geburt Jesu, da die Hirten ihn begrüßen, und bei seiner Darbringung im Tempel von ihren Empfindungen gesagt wird, bestätigt wie lebendig jenes durch die Verkündigung angeregte Gefühl geblieben. Sie sieht den Zusammenhang der Engelererscheinung, die die Hirten erzählen, mit dem, was sie schon mußte, und Simeons ahnungsvoller Segen setzt sie nicht in Erstaunen, wenn auch bei dem Gedankensatz, daß der Göttliche, den sie an der Brust trug, nicht ohne harte Leiden durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbsten Schmerzes ihr Mutterherz dringe. Als eine zärtlich besorgte, doch weise und ruhende Mutter zeigt sie sich, da der 12jährige Jesus von ihrer Seite wich und in Jerusalem zurückgeblieben war. Sie bestürmt ihn nicht, ihn wiederzufinden nicht mit Vorwürfen, nur seine kindliche Liebe spricht mit den Worten an: „Warum hast du uns das gethan?“ Da er Mann geworden, und auf die Höhe der öffentlichen Wirksamkeit getreten ist, bescheidet sie sich willig, daß er der Welt mehr als seinen Verrathern angehören müsse, und bei der Hochzeit zu Cana, wo sie mit mütterlicher Besorglichkeit seine Wunderkraft in Anspruch nimmt, um Neuvermählten eine Beschämung zu ersparen, beleidigt es sie nicht, seiner tiefern Einsicht zu unterwerfen; auch wird sie darum nicht an der irre, daß er, einst im Lehren begriffen, sie und seine Brüder nicht zu verlassen ließ. Ohne Zweifel hat sie ihn auf dem gefährlichen Wege seines Rufes mit zärtlich wachsamem Auge begleitet; denn endlich unter seinem Kreuze finden wir sie im tiefsten Schmerze neben Johannes wie an der Hand dieses Jüngers, den ihr Jesus zum Sohne gab, verschwindet sie aus der Geschichte, die nur von den hier berührten Aufstiegen und Zügen aus Mariens Leben, aber nichts von ihren fernern Schicksalen und von der Himmelfahrt weiß, mit der die Legende ihren Lauf ausgeschmückt hat. Doch wer kann zweifeln, daß sie in den Himmel in dem ihr Sinn schon auf Erden war, eingegangen sey! Leicht konnte die Poesie und mit ihr die catholische Kirche das Bild Mariens zum Ideal der Weiblichkeit gestalten, denn wenn Frauen Heilige sind, so wird immer eine Maria an Unschuld, Demuth und Frömmigkeit erste unter ihnen seyn. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienst auf, und von jeher haben sich christliche Frauen am liebsten an diese Fürbitterin gewandt. Man kann es der Andacht auch verzeihen, daß sie in der verkörperten Marie eine Himmelstbigin, etwas Aehnliches von einer Göttin sieht und sie die Mutter Gottes nennt. Aber die Ehre, die schwärmerische Mönche ihr durch die Behauptung, sie hätte Jesum ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft geboren, anzuheben zu müssen glaubten, bekommt doch nur dann einen Sinn, wenn von ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede ist; denn diese konnte auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joseph nachher noch jüngst von Herder unterstützten Meinung mit ihr gezeugt werden soll, und die daher die Brüder Jesu heißen, nicht verletzt werden. Hinausgerückt aus dem Felde der Geschichte und emporgehoben in das Gebiet der Religion erscheint sie daher immer als die Krone und Königin der Frauen, und jede übt sich eben so fleißig in der Nachahmung ihrer Tugenden, als die Künstler wettsiezen, und das Bild ihrer Heiligkeit vor Augen zu stellen. Aber auch den Männern bleibt sie um

Sohnes willen, den sie groß geliebt, an die Quellen der älttern Offenbarungen Gottes geführt und mit ihren Tugenden, die so mild an ihm überstrahlten, ausgestattet hat, heilig und der Verehrung werth. (Vgl. d. Art. Jesus.) Als Stütze des zweiten Ranges erscheinen neben ihr in der evangelischen Geschichte noch mehrere Marien. 1. Maria von Bethanien, die Schwester des Lazarus, Jesu geliebteste Schülerin und persönlichste Verehrerin, die er selbst seiner Freundschaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte, Matth. 26, 13. 2. Maria von Magdala oder Magdalena, die Jesu ihre Heilung von einer schweren Krankheit schuldig war und ihren Dank durch die treueste Anhänglichkeit gegen ihn bewies. Sie dient ihm mit ihrem Vermögen, sie begleitet ihn auf seinen Reisen, sie weint unter seinem Kreuze, sie ist die Letzte bei seiner Beerdigung und die erste, die am Ostermorgen zu seinem Grabe eilt und den Auferstandenen widersteht. Ein Verächter, durch die Kunst wie durch die Kirche geheiligter Irrthum verwechselte sie mit der nicht genannten Sündlerin zu Nain, die Jesus für ihre Reue und für die Aufopferung, mit der sie seine Füße salbte, der Vergebung ihrer Sünden versicherte, Luc. 7, 36-50. 3. Maria, des Cleophas Frau, die Mutter des Josephs Jacobus und 4. Maria, die Schwester der Mutter Jesu, die wir beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jesu sahen, in dessen Gefolge sie wahrscheinlich schon früher gewesen waren.

Maria I., Königin von England, geboren 1515, die Tochter Heinrichs VIII. und Catharins von Aragon. Ihre, wiewohl kurze, Regierung macht Epoche in der Geschichte Englands. Als die Tochter einer verhassten Königin hatte sie früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gedeugt zu werden; sie war, wie ihre Mutter vom Himmelfall aus abgelenkt, von ihrem Vater hatte sie blutdürstigen Charakter. Mit diesen Eigenschaften, Edwards VI. Tode, in ihrem 37ten machten noch drei Prinzessinnen Ansprüche die zweite Tochter Heinrichs und in der Linie Gray und Maria Stuart; die erstere Edwards Testament zur Erbin bestimmte, deren Recht jedoch eben so schwach war als machen. Maria, als Heinrich VIII. diese glücklichen Ansprüche auf den Thron; denn dem sie sich innerlich zur Aufrechterhaltung verpflichtet hatte, die unter Edward als bei worden war (1553). Der erste Gebrauch, machte, war, daß sie ihre Schwester Elisabeth glückliche Johannes Gray, die wider ihren Namen gegen alle weltlichen Titel angenommen, sammt denen, die sie dazu gezwungen hatten, blutigen ließ. Gleich darauf öffnete sie die Gefängnisse der Katholiken und verleierte ihnen Gewissensfreiheit. Dies war zwar gerecht; aber gegen ihre ausdrückliche Verpflichtung, gegen das politische Interesse und höchst verdammtlich wegen der Mord, die sie dazu anwandte, war es, daß sie die römisch-katholische Religion förmlich wiederherstellte. Nach Hume's Angabe wurden binnen drei Jahren 3 Bischöfe, 21 Bischöfe, 8 Edelknechte, 84 Bürger, 100 Landknechte, Diensthofleute und Handwerker, 55 Frauen und 4 Kinder der Religion willen verbrannt. Aber auch in Fällen, wo nicht der Religionsifer sie hinderte, verfuhr sie nicht minder tyrannisch. Eine Jury hatte wegen Mangels an Beweis einen angeklagten Anführer einer Verschwörung freigesprochen;

Maria ließ die Geschwornen einferkern, belegte sie mit 1000 und 1/2 Pfund Sterling Strafe und hielt den Losgesprochenen zwei Jahre gefangen. Ihre Vermählung mit Philipp II. (s. d. A.) 1554 stin-
 neder mit dem Interesse der Nation und Europa's, noch mit ihrer
 Söhnlichkeit überein, da Maria um mehr als zwölf Jahre älter als d
 Fürst war. Aber sein Beispiel feuerte sie noch mehr zur Verfolgung
 Protestanten an. Ueberdies machte sie Anleihen, zum Theil gezwu-
 ne, und erlaubte sich Erpressungen aller Art, um die Ausbeute d
 nach Flandern zu schicken, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war.
 schrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abwesenheit und
 te ihres Gemahls, während dieser, der nur ein Jahr mit ihr verlebt
 te, sie selten einer Antwort würdigte. Marie starb, ohne Kinder g
 ren zu haben, 1558, in einem Alter von 43 Jahren, nachdem sie n
 rend ihrer fünfjährigen Regierung gegen 800 Menschen um ihres G
 bens willen hatte hinrichten lassen. Calais wurde ihr von dem He
 von Guise entzissen, und so verloren in wenigen Wochen durch Mar
 Schuld die Engländer alles, was ihnen von ihren alten Eroberun
 in Frankreich noch übrig geblieben war. — Betrachtet man alle Lei
 die sie ihrem Vaterlande in dem kurzen Zeitraume von fünf Jal
 theils zugefügt, theils vorbereitet hat, so findet man wenige verabsch
 enswerthere Tyrannen. Die gemäßigten Geschichtschreiber behandeln
 mehr mit Verachtung als mit Haß. „Sie vereinigte in sich alles,“
 der geistreichste, „was eine abergläubige Andächtlerin macht; ihre
 ferste Unwissenheit machte sie eben so unfähig, Meinungen zu bezi
 feln, die sie gefaßt hatte, als Nachsicht mit Andrer Meinungen zu
 ben.“ Und an einer andern Stelle sagt derselbe Schriftsteller: „
 diese Fürstin zu schildern, bedarf es nicht vieler Worte; sie hatte wer
 liebens- oder achtungswerthe Eigenschaften, und ihre Person stimmte
 ihrem Charakter würdig überein. Eigensinnig, abergläubig, heftig, b
 haft, rachsüchtig, tyrannisch, verrieth sie in allen ihren Neigungen i
 Handlungen ihr böses Naturel und die Beschränktheit ihres Geistes.“

Marianenorden, s. Orden.

Maria Stuart, die Tochter Jacobs V., Königs von Sch
 land, und der Maria von Lothringen, erbt den väterlichen Thron a
 Tage nach ihrer Geburt im J. 1542. Heinrich VIII., König
 England, dessen Urnichte sie war, wollte sie mit seinem Sohn Edu
 vermählen, um beide Reiche zu vereinigen. Da aber diese Verbindu
 nicht zu Stande kam, vermählte sie sich im J. 1558 mit dem D
 phin Franz, dem Sohn und Nachfolger Heinrichs II. Das schd
 Loos schien einer Fürstin beschieden, die das Glück wie die Natur
 Günstbezeugungen überhäufte, die in ihrem siebzehnten Jahre die dop
 te Krone von Frankreich und Schottland trug und Elisabeth den Th
 von England und Irland streitig machen konnte, die mit hoher Ech
 heit einen gebildeten Geist und ein edles, großmüthiges Herz verban
 geliebt von ihrem Gemahl, angebetet von den Franzosen und verehrt
 einem Hofe, der bei der Neigung für die Wissenschaften noch die fe
 Elite und Galanterie bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Höch
 Monsard, Du Bellay und alle Dichter jener Zeit priesen wetteifernd
 bezaubernde Amuth, die sanften Tugenden, den Geist und die Tal
 te der jungen Königin und erblickten für sie in der Zukunft eine la
 Verkettung von Glückseligkeiten. Diese Täuschung verschwand i
 achtzehn Monaten. Franz II. starb; Carl IX. folgte ihm und Cal
 rina von Medicis erlangte ihr ganzes Ansehn wieder. Maria Stu
 erkannte bald, Laß sie nur noch in Schottland Königin sey und d

genöthigt, dahin zurückzukehren. Sie hatte ihren Schmerz über den Tod ihres Gemahls in einer rührenden Elegie ausgelassen; bei ihrer Abschied drückte sie ihren Kummer und ihr banges Vorgefühl in den bekannten Versen aus:

Adieu, plaisant pays de France!

O ma patrie

La plus chérie,

Qui a nourri ma jeune enfance,

Adieu, France! adieu nos beaux jours!

La nef qui desjoint nos amours,

N'a eu de moi que la moitié,

Une part te reste, elle est tienne:

Je la fie à ton amitié,

Pour que de l'autre il te souviene.

Nach ihrer Rückkehr in Schottland verheirathete sie sich in zweiter Ehe mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter. Dieser Prinz hatte alle äußern Liebenswürdigkeiten, um ein junges unerfahrenes Herz anzuziehen. Maria gab ihm, in dem ersten Entzücken der Liebe, den Titel als König und setzte seinen Namen neben den ihrigen in allen öffentlichen Urkunden. Aber sie entdeckte bald in ihrem Gemahl einen anmaßenden, heftigen, unentschloßnen, leichtgläubigen, niedrigen, in seinen Vergnügungen brutalen Mann, der von den elendesten Schmeichlern beherrscht wurde. Sie wollte sich nun mehr zurückhalten; darüber wurde er aufgebracht und allen, die das Vertrauen der Königin hatten, höchst abgeneigt. Ein italienischer Sänger, David Rizzio, war damals der Rathgeber dieser Fürstin. Heinrich, darüber eifersüchtig und empört, bringt auf einer geheimen Treppe mit einigen Bewaffneten in das Zimmer, wo seine Gemahlin allein mit dem Sänger und der Gräfin Argyll speist. Man stürzt den Tisch um und tödtet Rizzio vor den Augen der Königin, die seit fünf Monaten schwanger, den Unglücklichen zu retten sich umsonst bemüht. „Ich will nicht mehr weinen,“ sagte sie nach dieser schrecklichen Scene, „ich will nur auf Rache denken.“ Rizzio war gewiß nur der Vertraute und der Liebling Mariens gewesen. Ein gefährlicherer Mann nahm seinen Platz ein, der Graf Bothwell. Diese neue Verbindung mit einem heftigen und lasterhaften Manne wurde die Ursach zum Tode des Königs, der zu Edinburg in einem einzeln stehenden Hause in die Luft gesprengt wurde. Maria vermählte sich darauf mit ihrem Liebhaber, der allgemein für den Mörder ihres Gatten galt. Diese unglückliche Verbindung brachte Schottland wider sie auf. Verlassen von ihrer Armee, war sie gezwungen, sich den Conqueranten zu ergeben und die Krone ihrem Sohne abzutreten. Man erlaubte ihr, einen Regenten zu ernennen, und sie erwählte den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, der sie nichts desto weniger mit Vorwürfen und Schmähungen überhäufte. Der herrische Charakter des Regenten verschaffte der Königin einen Anhang. Sie entfloß aus dem Gefängniß, versammelte 6000 Mann, wurde aber besiegt und genöthigt, in England eine Zuflucht zu suchen, wo sie statt dessen eine achtzehnjährige Gefangenschaft und endlich den Tod auf dem Blutgerüste fand. Elisabeth ließ sie zwar ehrenvoll in Carlisle empfangen, ihr aber gleich darauf andeuten, daß, da die öffentliche Stimme sie der Ermordung ihres Gemahls anklage, sie sich deshalb zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commissarien und brachte sie in Haft nach Newbury, um den Proceß gegen sie einzuleiten. Daß sie in ihren Leiden theilnehmende Freunde hatte, verwehrete ihr Unglück. Täglich bildeten sich, sey es

nun wirklich oder vorgeblich, Complots gegen Elisabeth, um die Königin von Schottland wieder einzusetzen. Ein Priester, Raimund Joh. Ballard, wurde beschuldigt, einen jungen Edelmann, Babington im Namen, zur Ausführung dieses Plans aufgefordert zu haben. Einige andere traten mit in den Bund. Der Anschlag wurde entdeckt und sieben der Schuldigen hingerichtet. Diese Verschwörung beschleunigte Mariens Schicksal. Man verbreitete täglich beunruhigende Gerüchte. Eine spanische Flotte, sagte man, sey angekommen, sie zu befreien, die Schotten hätten einen Einfall gemacht, eine Armee unter dem Herzog sey in der Provinz Sussex gelandet. Elisabeth darüber beunruhigt oder beunruhigt scheinend, ließ Marien richten, als ob diese ihre Unterthanin sey. Zweiundvierzig Parlamentsglieder und fünf Richter des Königreichs verhörten sie in ihrem Gefängnis zu Fotheringay. Sie protestirte, aber antwortete. Nie gab es ein incompetenteres Gericht, nie ein unregelmäßigeres Verfahren. Man legte ihr Copien von ihren Briefen vor, nicht die Originale. Man machte das Zeugniß ihrer Secretäre gegen sie geltend, aber man stellte sie ihr nicht gegenüber. Man gab vor, daß sie durch Aussagen dreier Verschwornen überführt worden, die man hingerichtet hatte, und deren Tod man hätte aufschieben müssen, um sie mit ihr und vor ihr zu befragen. Kurz, wäre man in den Formen verfahren, welche die Billigkeit für den geringsten Menschen fodert, und hätte man auch beweisen können, daß Maria sich um Hülfe und Rath bemühte, so würde man sie doch nicht haben des Todes schuldig erklären können. Elisabeth hatte kein gütliches Richteramt über sie; ihr Recht war das Recht des Stärkern über den Schwachen und Unglücklichen, aber ihre Politik foderte dies Opfer. Maria wurde zum Tode verurtheilt, und ertrug ihn mit großer Seele. „Der Tod, der meinen Leben ein Ende machen wird,“ sagte sie, „ist mir willkommen. Ich habe die Seele für unwerth der himmlischen Herrlichkeit, die zu schwach ist, den Körper auf dem Hinübergange in die Wohnung der Seligen zu unterstützen.“ In ihren letzten Tagen verband sie die Übungen einer muthvollen Frömmigkeit mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihre Diener. Nachdem sie Geschenke unter sie ausgetheilt und zu ihren Günstigen an Heinrich III. und den Herzog von Guise geschrieben hatte, verlangte sie, daß man sie Zeugen ihres Todes seyn lasse. Der Graf von Kent verweigerte es mit Härte. Gebränkt rief Maria aus: „Ich bin die Ruhme eurer Königin, ich bin aus dem königlichen Blute Heinrichs VIII., ich war Königin von Frankreich durch Heirath und als Königin von Schottland geweiht.“ — Statt ihr einen catholischen Beichtvater zu geben, den sie verlangte, schickte man ihr einen protestantischen Geistlichen, der sie mit der ewigen Verdammniß bedrohte, wenn sie nicht ihrer Religion entsagte. „Beunruhigen Sie sich darüber nicht,“ sagte sie ihm mehrere Male mit Lebhaftigkeit, „ich bin in der catholischen Religion geboren, ich habe darin gelebt, ich will darin sterben.“ — Ein Crucifix, das sie in der Hand hielt, bewog den Grafen Kent zu der Aeußerung, daß sie den Christus lieber im Herzen als in den Händen haben solle. Sie antwortete mit Würde, daß es schwer sey, den Erbsen in der Hand zu haben, ohne daß das Herz davon lebhaft gerührt werde. Man erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, sie zu begleiten. Sie wählte vier männliche und zwei weibliche Personen aus ihrer Dienerschaft. „Lebe wohl, Melwill,“ sagte sie zu einem derselben, „Du wirst das lang ersehnte Ende meines Unglücks sehn. Verkündige es, daß ich unerschütterlich in der Religion gestorben bin, und daß ich den Himmel für diejenigen um Gnade bitte, die nach meinem Blu-

gedrückt hat. Sage meinem Sohn, daß er seiner Mutter gedenke; noch einmal lebe wohl, Melvill, deine Königin empfiehlt sich deinem Gebet." — Nachdem sie am 18ten Februar 1587 zwei Stunden vor Tagesanbruch aufgestanden war, um die Vollziehung des Urtheils nicht zu verzögern, kleidete sie sich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Sie legte ein schwarzes Sammtkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erscheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer, wo sie nach ewigem Gebet sich selbst das Abendmahl reichte, mittelst einer geweihten Hostie, welche der Papst ihr gesandt hatte. Als die Commissarien eintraten, dankte sie ihnen für ihre Sorgfalt und setzte hinzu: „Die Engländer haben mehr als einmal ihre Hände in das Blut ihrer Könige getaucht. Ich bin aus demselben Blute; so ist denn in meinem Tode und ihrem Betragen nichts Ungewöhnliches.“ — Man führte sie in einen Saal, wo ein schwarz ausge Schlagenes Blutgerüst aufgerichtet war. Die Zuschauer, welche ihn erfüllten, sahen mit Erstaunen die Fassung dieser Königin, die in einer so vieljährigen Gefangenschaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter sie entkleidete, da sie nicht gewohnt sey, zu dergleichen Diensten Männerhände zu gebrauchen. Nachdem sie noch gebetet hatte, bot sie ihren Hals dar, ohne die mindeste Furcht zu zeigen. Erst auf dem zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüste herab zeigte, als den Kopf einer Verbrecherin. Dies war das tragische Ende einer der schönsten Hälften ihrer Lebenszeit im Gefängniß ließ von ihrem zweiten Gemahl, Heinrich England, und von ihrem dritten Gen in Notre-Dame von Soissons. Nur an der catholischen Religion und ihren waren in Elisabeths Augen ihre Haupttalente, der Schutz, den sie den Erfolg, womit sie selbst sich ihnen mit Augenblicken, ihre Erdmüdigkeit bezeugen, und man gedenkt heut nur dieser Erzählung dem wahrheitsliebenden Hume gefolgt, welche mit Sorgfalt die Töchter Mariens geprüft haben. Sie die Heldin; aber ihr Leben war nicht würdig. So lange nicht der Thron mit Tode Heinrich Stuarts, Grafen von: mit David Rizzio, von ihrer Vermählung Darnley's, sagt, etwas gründliches viel Flecken in dem Leben Mariens zu entdecken, um uns zu, um ihren Charakter in Schatten zu stellen, nöthig haben, ihr aus ihren Galanterien, aus ihrer Liebchaft mit Damville, dem Sohn des Comtes von Montmorency, der ihr nach Schottland folgte, aus ihrem Abenteuer mit Chastelard, der mit einer verbrecherischen Kühnheit sich in ihrem Schlafzimmer verborgen hatte, und den sie ihrer Ehre ausopferte, weil sie nicht anders handeln konnte, ein Verbrechen zu machen. Auch übergehen wir ihre Poesien und ihre Briefe an Bothwell und gründen unser Urtheil auf bis jetzt noch unwiderlegte Thatsachen, wobei wir jedoch zugeben, daß der Tod ihres Gemahls und ihr Antheil daran vielleicht noch ein historisches Problem sind. — Die beste historische Darstellung ihres Lebens und Charakters ist von Geny (in dem bei Beyer in Braunschweig herauskommenden Taschenduch Jahrg. 1799). —

Ueber die dramatische Benutzung dieses Stoffs, namentlich von Schiller die Kupfererklärungen zum Taschenbuche Minerva J. 1813.

Maria von Medicis, die Tochter Franz II. von Medicis, Großherzogs von Toscana, geboren zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV., König von Frankreich, vermählt. Nach Heinrichs Tode sie 1610 als Regentin an die Spitze des Königreichs. Der Duc d'Alençon hatte das Parlament gezwungen, ihr die Regentschaft zu erteilen, ein Recht, das bisher nur die Generalstände gehabt hatten. Maria, zugleich Regentin und Vormünderin ihres minderjährigen Sohns Ludwigs XIII., verabschiedete den großen Sully und ließ sich von französischen und spanischen Günstlingen leiten. Der Staat verlor Ansehen von außen und wurde im Innern von den mächtigen Größern zerrüttet. Ein im J. 1614 geschlossener Vertrag bewilligte den Mißvergnuten alles, was sie forderten; dennoch erwachte der Parteigeist bald auf neue, da man allgemein mit dem Betragen Mariens unzufrieden wurde, die sich ganz dem Marschall d'Ancre und seiner Gemahlin Saligai, unverschämtesten Günstlingen, die je einen Thron umgaben, hingab. Der Tod des Marschalls, der auf Befehl Ludwigs XIII. ermordet wurde, erstickte den Bürgerkrieg. Maria wurde nach Blois verwiesen, von wo sie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Bischof von Luçon und später Cardinal, versöhnte 1619 die Mutter und den Sohn. Aber Maria, unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, kündete einen neuen Krieg, mußte sich aber bald unterwerfen. Nach dem Tode des Connetables de Luynes, ihres Verfolgers, stand sie an der Spitze des Staatsraths. Um ihr beginnendes Ansehen zu befestigen, führte sie Richelieu, ihren Günstling und Oberintendanten, denselben ein. Kaum aber hatte der Cardinal den Gipfel der Macht erreicht, als er seiner Wohltäterin zeigte, daß er nicht mehr von ihr abhänge. Diese versäumte nichts, ihn wieder zu stützen, und als Ludwig XIII. zu Loon gefährlich krank geworden, entriß sie ihm das Versprechen, den Cardinal zu entfernen. Um sich diesem Versprechen zu entziehen, suchte der König nach seiner Genesung beide zu versöhnen. Maria war nicht zu bewegen. Diese Hartnäckigkeit mißfiel dem König, welcher einwilligte, sie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staatsrath gehalten, dessen Seele der Cardinal war. Dieser zeigte in einem langen, aber nicht wohl abgefaßten Rede, daß entweder die Königin oder er entfernt werden müsse; dann sprach er von den Gefahren, welche dem Staate von außen und innen drohten, und wußte dem Könige Abhänge zu machen, daß sich dieser ohne die Stütze seines ersten Ministers für verloren hielt. Alle, die der Berathschlagung beizuhörten, bekräftigten theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht den König in seiner Meinung, welcher auch um so fester darin beharrte, da der Cardinal ihm vorgespiegelt hatte, daß seine Mutter ihren zweiten Sohn Gaston auf den Thron heben wolle. Demzufolge wurde ihr im J. 1620 das Schloß zu Compiègne zum Aufenthaltsort angewiesen; alle ihre Freunde und Anhänger aber exilirt oder in die Bastille gesetzt. Sie fühlte bald, daß sie zu Compiègne in einer wahren Gefangenschaft lebte, entfloh noch in demselben Jahre nach Brüssel, forderte mehrere Male vom Parlament Gerechtigkeit, und starb 1632 in großer Dürftigkeit zu Eöln. — Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, schöne Wasserleitungen, und die öffentliche Promenade Cour la Reine. — Das Mißgeschick dieser Fürstin entsprang aus ihrem eifersüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unter Heinrich IV. nicht glücklicher gewesen, als unter Ludwig XIII. D.

Liebschaften ihres Gemahls verursachten ihr den größten Kummer, und die Eifersucht führte oft die heftigsten Scenen herbei. Mit einer unbegrenzten Leidenschaftlichkeit verband sie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einsicht, rachsüchtig aus Eigensinn und geizte mehr nach Ansehen als nach Macht. — Ihre Lebensgeschichte ist 1774 zu Paris in 3 Bänden erschienen.

Maria Theresia, f. Theresia (Maria).

Maria Antoinette, f. Antoinette (Maria).

Mariana (Juan), ein berühmter spanischer Geschichtsschreiber, geboren zu Talavera im J. 1536. Er widmete sich früh dem geistlichen Stande und trat in den Jesuitenorden. Seine Studien vollendete er auf der berühmten Universität zu Alcalá; hier erwarb er jenen reinen Geschmack, jene Beredsamkeit und Genauigkeit, welche man vorzüglich in seinen Schriften wahrnimmt. Diese Eigenschaften befestigten sich in ihm durch den Besuch der Schulen mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, unter andern des P. Cyprian de Huerga, eines besonders in den orientalischen Sprachen sehr bewanderten Cisterziensers. Mariana ging sodann auf Reisen und lehrte die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris. Da jedoch die Beschaffenheit der Luft in letzterer Stadt, noch mehr aber der anhaltende Fleiß, womit er seinen Geschäften oblag, seine Gesundheit erschütterten, kehrte er 1574 nach Spanien zurück und nahm seine Wohnung in dem Jesuitencollegium zu Toledo, nachdem er dreizehn Jahre seines Lebens dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte. Er schrieb jetzt seine *Historia de rebus Hispaniae*, ein Werk, wie es seinem Vaterlande noch fehlte. Er verfaßte es in lateinischer Sprache, damit der Ruf von den Großthaten seiner Nation allen Völkern bekannt werden möchte. Die erste Ausgabe, Toledo 1592, enthält 20 Bücher, zu denen er in den beiden folgenden Ausgaben noch 10 Bücher hinzufügte. Die günstige Aufnahme, die sein Werk allgemein fand, die wiederholten Aufforderungen seiner Freunde, die Furcht vor einer fremden schlechten Uebersetzung, alle diese Rücksichten bewogen Mariana, sein Werk selbst ins Spanische zu übersetzen. Vier Ausgaben der Uebersetzung erschienen bei Lebzeiten des Verfassers, jede mit neuen Veränderungen, Zusätzen und Berichtigungen. Mariana's übrige Schriften sind 1. seine berühmte Abhandlung *De rege et regis institutione*, welche elf Jahre nach ihrer Erscheinung als aufrührerisch von dem Parlament zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde, und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Mariana behauptete in diesem Werke, daß es erlaubt sey, sich eines Tyrannen zu entledigen. Die Originalausgabe dieses Buchs ist sehr selten geworden. 2. *De ponderibus et mensuris*; 3. Sieben Abhandlungen, welche zusammen in einem Foliobande 1609 in Eßln erschienen sind. Die letzten Lebensjahre widmete Mariana seinen Scholien über das alte und neue Testament, deren Beendigung Krankheit und Altersschwäche verhinderten. Dennoch ließ er sie 1619 zu Madrid drucken. Er starb 1623 zu Toledo in einem Alter von 87 Jahren.

Marie Louise Leopoldine Caroline, älteste Tochter des Kaisers Franz II. aus zweiter Ehe mit Maria Theresia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, ist geboren den 12ten December 1791, und wurde dem Kaiser Napoleon vermählt den 11ten März 1810. Man empfing sie in Frankreich mit den glänzendsten Festen, und unzählige Broschüren verkündigten, daß durch Verschwägerung der Napoleoniden mit dem alten Stamme Habsburg der Continentalfriede nun

auf immer befestigt und gesichert sey. Napoleon führte seine zu Gemahlin gleichsam im Triumph durch die Provinzen seines großen Reichs; aller Orten empfing sie Bewunderung und Verehrung, schließender Genius schien sogar die Flammen in Schwarzenbergs Bälle von ihr abgewandt zu haben, und schon am Ende des Jahres verkündete Napoleon freudig seinen Völkern, daß Maria Lou ihren sehnlichsten Wunsch erfüllen, den längst ersehnten Thronerben hören würde. Dieses prophetische Wort ging wirklich in Erfüllung. Am 20 März 1811 gebar Maria Louise, mit dem Titel Königin von Rom, und die ganze französische Welt jubelte laut; denn, nach den Ausdrücken des Moniteurs, dachte jedermann an die Zukunft der Macht, Ruhm und Glückseligkeit, welche sich an die Wiege des Kindes knüpfte!!! Der Hofstaat der Kaiserin wurde nun noch glänzender als zuvor; er zählte allein sechsundzwanzig vornehme Palastkammern u. s. f. — Im folgenden Jahre begleitete Maria Louise ihren kaiserlichen Gemahl nach Dresden, von wo sie mit ihren kaiserlichen Aeltern eine Zeit lang die geliebte Heimath besuchte. Dann kehrte unter feierlichem Prunk wieder in die Hauptstadt des großen Reichs zurück, wo unter den sich drängenden Siegsberichten von der großen Armee ihr der verfehlte Contre-Revolutionsversuch in Paris und die Erscheinung des 29sten Bülletins die ersten ängstlichen Augenblicke verursachten. Doch als Napoleon selbst erschien, war alle Furcht verschwunden. Er ernannte seine theure Gemahlin feierlichst zur Regentin des Reichs vor seiner Abreise zum neuen entscheidenden Kampfe, doch unter so genau abgemessenen Instructionen und Beschränkungen, daß sie über die Maximen und die Art ihres Betragens als Stellvertreterin des Monarchen nie zweifelhaft seyn konnte. Sie erfüllte ihre Pflichten mit fast beispielloser Gewissenhaftigkeit, wovon die letzten Reden, welche sie in der großen Rathversammlung nach der unglücklich Schlacht bei Leipzig hielt, Documente liefern, welche der Geschichte stets wichtig bleiben werden. In dem Unglück ihres Gemahls kann man ihr durchaus das Lob eines edlen, würdigen Betragens nicht versagen ihm zu folgen, war ihr nicht vergönnt; eine Zusammenkunft mit ihrem Vater bestimmte fortan ihr Verhalten; sie schied von Napoleon, und regiert jetzt das ihr durch den Pariser Frieden verliehene Herzogthum Parma. Ihr Sohn wird in der Nähe ihres erhabenen Vaters erzogen, der durch sein Benehmen bei dieser intriguanen Angelegenheit doppelt ruhmvoll als Friedensstifter erscheint.

22.

Maria Louise (Königin von Spanien), Prinzessin von Parma ward geboren am 9ten December 1751, und mit Carl IV. wider dessen Willen, auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters, vermählt am 4ten September 1765. Sie ist eine kluge, höchstgewandte und ihrem Gemahle an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig mußte sie dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen und selbst die spanische Etikette so zu mildern, daß sie sich dem Könige zu jeder Zeit nahen durfte. Von allem, was in Staatsangelegenheiten vorging, war sie bald gut unterrichtet; oft wohnte sie der Ausfertigung geheimer Staatsacten im geheimen Rathe bei und nicht selten mußten die Minister Beförderungsdecrete, welche zu Unterschrift schon bereit lagen, zurücknehmen, wenn sie einen anderen Candidaten befördert wissen wollte. Sie war nämlich klug genug ihre Günstlinge nur von solchen Seiten zu empfehlen, die den Könige am meisten einnahmen, und auch dann erst sich öffentlich zu dem Em-

pfahlen hinzuneigen, wenn Carl IV. ihm seine Gunst schon geschenkt hatte, und sie also nur dem Befehle ihres Gemahls und ihres Gebieters Gehorsam zu leisten schien, wenn sie den von ihm Begnadigten gleichfalls auszeichnete. Auf diesem Wege erhielt sie völlige Herrschaft über ihren Gemahl und schon als Prinzessin von Asturien hatte sie eine Intrigue mit dem ältern Godoy, dem Sohn eines armen Edelmanns in Estremadura. Allein der kluge König Carl III. hatte die Gewohnheit, sobald er dergleichen Liebesverhältnisse bei seiner Schwiegertochter entdeckte, den Günstling schnell zu entfernen, und so mußte auch Godoy der ältere den Hof und Madrid verlassen. Bald kam jedoch in die offene Stelle sein jüngerer Bruder Don Manuel Godoy, damals Leibgardist, ein schöner, angenehmer Mann, trefflicher Scharrenspieler und Hofsling. Maria Louise mußte ihre neue Liebe dem scharfsichtigen Schwiegervater zu verhehlen und den Don Manuel bei ihrem Gemahle dergestalt in Gunst zu setzen, daß er bald dessen erster Liebling wurde. Nachdem also Carl IV. den Thron seines Vaters bestiegen, rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern, ward endlich selbst einer Prinzessin aus königlichem Geblüte vermählt und mit dem Titel Principe de la Paz zum Generalissimus der spanischen Landmacht, und zum Generaladmiral der ganzen spanischen Marine ernannt. Maria Louise und Godoy regierten Spanien unumschränkt, und ihr beiderseitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand und dessen Partei beim alten Könige verdächtig zu machen, damit sie ungestört das Ruder fortführen könnten. Aus diesen Hofcabalen, an welchen unläugbar Maria Louise aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn thätigen Antheil nahm, entspann sich mit Hülfe französischer Intriguen und gegenseitiger Aufhebungen jene seltsame, die spanische Thronrevolution vorbereitende Catastrophe vom 29ten October 1807, wobei der alte König seinen Sohn und Thronfolger vor aller Welt des Verbrechens beleidigter Majestät, projectirter Empörung und unnatürlicher Gewaltthat gegen seinen Vater beschuldigte. Doch wurde dieser schimpfliche Handel, weil Maria Louise und ihr Liebling des Volks Stimme fürchteten, vorerst wieder beigelegt und der Prinz, welcher auf Godoy's dringende Vorstellung einen demüthigen Brief an Vater und Mutter gestellt, zu Gnaden angenommen. Seine bekannten Anhänger, Infantado und Escóiqui, aber blieben vom Hofe verwiesen. Dem schimpflichen Vorspiele folgte bald die große Tragödie selbst; schon am 18ten März 1808 brach die weltbekannte Revolution von Aranjuez aus. Ferdinand warf seinen Vater vom Throne, nöthigte ihn zur kühnen Entsagung der Krone, drohte, seiner Mutter Aufführung einer strengen Untersuchung zu unterwerfen, und setzte sich mit allgemeinem Volksjubel auf Spaniens Thron. Maria Louise hatte jetzt, da Godoy verhaftet und der wildesten Volkswuth Preis gegeben war, keinen andern Rückweg, als sich dem Kaiser Napoleon und seinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, der schon mit beträchtlicher Heeresmacht nach Madrid vorgerückt war, in die Arme zu werfen. Carl IV. mußte daher ins geheim (am 21sten März) gegen seine Thronentsagung protestiren, und durch Murats Adjutanten, Demouthion, wurde jene Correspondenz mit Murat eingeleitet und fortgesetzt, die ein ewiger Schandfleck für Maria Louise bleiben wird, indem sie selbst in einem eigenhändig am 18ten März geschriebnen Briefe ihren Sohn beschuldigte, er habe ein sehr schlechtes Herz, sey blutdürstig und habe Vater und Mutter nie geliebt. Murat mußte mit Gewalt den Liebling der Königin aus den Händen seiner Feinde zu retten. Carl IV.,

Marie Louise und Godoy erschienen, von französischen Truppen escortirt, sämmtlich zu Bayonne vor Napoleons Thron, als Ankläger Ferdinands VII., und die schändliche Intrigue, wobei Dür eine der thätigsten Mitgehülfsen war, entwickelte sich also, daß Ferdinand durch Todesdrohung zur feierlichen Entsagung des spanischen Throns zu Gunsten der Verfügung Napoleons gezwungen und als Gefangener ins innere Frankreich nach Valençay abgeführt, Carl IV. Marie Louise, Godoy und die Königin von Etrurien ab mit königlichem Pompe nach Frankreich begleitet und daselbst ebenfalls wie Staatsgefangene bewacht wurden. Man veränderte dort mannichfaltig ihren Aufenthaltsort; zuletzt war es Marseille, von wo sie nach Rom abreisten, wo sie sich seit der Thronbesteigung ihres Sohnes noch aufhalten.

Marie Louise Josephine, Tochter Carls IV. und Maria Louises, war geboren den 6ten Juli 1782 und mit Ludwig, Infanten von Spanien, vermählt, der durch die Convention vom 21sten März 1801 das Herzogthum Toscana unter dem Titel Königs von Etrurien erhielt. Nach seinem Tode war sie Vormünderin des unmündigen Prinzen Carl Ludwig und Regentin des Landes, welches durch den Tractat von Fontainebleau vom 27ten October 1801 an Napoleon cedirt wurde, wogegen man der Königin die portugiesische Provinz Entre Minho e Douro zusicherte. An den Intriguen der Revolution von Aranjuez hatte sie großen Antheil, führte den lebhaftesten vertraulichen Briefwechsel mit Murat, und begleitete ihre Aeltern nach Frankreich, ist jetzt auch bei ihnen zu Rom.

Marienburg, eine Stadt in Westpreußen, sonst Sitz der deutschen Ritter (s. d. Art.) (polnisch Malbork), am Rogat mit 5400 G. Von ihr hieß Catharina I. (s. dies. Art. und d. Art. Peter I.) die Mädchen von Marienburg.

Marienglas s. Frauenglas.

Mariengroschen, Mariengulden, Marienthaler sind Münzen mit dem Marienbilde; ersteres eine Silber- und Rechnungsmünze in Niedersachsen und am Niederrhein, ungefähr 8 Pf. am Wei the; die zweite Münze unges. 13 gr. 4 pf. (nach dem Wienerguldenfuß); die dritte gewöhnlich eine Gedächtnismünze.

Mariette (Jean), Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker, gestorben zu Paris 1742 in einem Alter von 82 Jahren. Er studirte die Malerei mit Erfolg unter seinem Schwager Jean-Baptiste Corneille aber der Rath seines Freundes Lebrun ließ ihn die Kupferstecherkunst vorziehen, in welcher er vortreffliche Arbeiten geliefert hat. — Sein Sohn Pierre-Jean, welcher 1774 in einem Alter von 8 Jahren zu Paris starb, war von seinem Vater in der Kupferstecherkunst unterrichtet worden und hatte sich auf seinen Reisen durch Deutschland und Italien vervollkommenet. Er verkaufte 1750 seinen Bücherverlag, faufte sich die Charge eines königlichen Secretärs und Kanzleikontroleurs, und beschäftigte sich einzig mit Vervollkommenung seiner Kupferstichsammlung. Wir besitzen von ihm: 1. *Traité du cabinet du roi*, Paris 1750, 2 Fol. Bde. voll gelehrter Untersuchungen; 2. *Lettres à M. de Caylus*; 3. *Lettres sur la fontaine de la rue de Grenelle*; 4. die Beschreibung in der Sammlung von Kupferstichen nach Cajots Gemälden, 1729, 2 Foliobände; 5. *Description sommaire de statues, figures, vases etc. du même Cabinet*, Paris 1750, 8. 6. *Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles*. Paris 1755 Fol. — Mariette's Talente und lebenswürdiger Charakter hatten ihn

in Geschäftsverbindung und nachher in Freundschaft mit Caylus, Barthelemy und La Borde gebracht, von denen er den Auftrag bekam bei der Herausgabe des Recueil des peintures antiques, nach den Zeichnungen des Pietro-Santo-Bartoli die Aufsicht zu führen. Außerdem hat Mariette mehrere wichtige Werke, z. B. die Beschreibung der Arbeiten bei dem Fuß der reitenden Statue Ludwigs XV., herausgegeben.

Marine. Das Wort Marine wird oft überhaupt mit dem Ausdrucke Flotte gleichbedeutend gebraucht; man spricht von einer Handels- und einer Kriegsmarine. Vornehmlich werden unter Marine die Flotten von Kriegsschiffen verstanden, die gegenwärtig in Europa von mehreren Mächten ausschließlich zum Kriege gehalten werden. Ihr Ursprung datirt sich im Allgemeinen von der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien. Hatte gleich schon vorher die Staaten Europa's Kriege zur See geführt, so hatten sie doch noch keine ausschließlich zu diesem Endzwecke bestimmten Flotten unterhalten; man bediente sich gewöhnlicher Handelsschiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So bestanden die ersten Flotten der Spanier und Portugiesen, mit denen sie die entferntern Meere befuhren, aus Handelsschiffen, die zugleich zum Kriege gerüstet waren. England und Holland waren es, die zuerst eine eigene Kriegsmarine in Europa errichteten; ein Beispiel, das die übrigen seefahrenden Staaten nachahmten. Die englische Marine, vom Anfange an eine königliche, entstand schon unter Heinrich VIII., ward aber erst unter Elisabeth von Wichtigkeit, während die holländische sich in dem Kriege mit Spanien bildete und seit der directen Fahrt nach Ostindien einen nicht unbedeutenden Zuwachs durch die Seemacht der ostindischen und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge erhielt die Seemacht, in mehr sich das Mercantilsystem über Europa verbreitete, eine immer steigende Wichtigkeit. Durch Colbert trat auch Frankreich in kurzer Zeit als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, eine entschiedene Superiorität zu erlangen, nur durch den Seesieg der Briten bei la Hogue im Jahr 1692 gebrochen ward, und in der Folge nie wieder auf eine gleiche Stufe der Macht sich erhob. Der Zeitraum Ludwigs XIV. war es zugleich, der die politische Wichtigkeit der Seemächte als solcher dauernd begründete. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts ward zugleich Rußland im Norden von Europa, wo bis her Schweden bei dem Verfall der Hanse einen beinahe unbestrittenen Principat zur See geübt hatte, als Seemacht wichtig; Peter errang mit selbstgebauter Flotte die Herrschaft der Ostsee. Doch blieben die Seemächte England und Holland fortdauernd die ersten in Europa bis seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts, vorzüglich seit der Epoche des siebenjährigen Kriegs, das rüstige England eine allmählich immer entschiednere Superiorität über seine alten Nebenbuhler, die Holländer errang, die durch alle folgende Kriege befestigt und durch den französischen Revolutionärskrieg vollendet, England in unsern Tagen zur herrschenden Seemacht in Europa gemacht hat. — Um überhaupt eine beträchtliche Kriegsmarine halten zu können, wird vorausgesetzt, daß ein Staat eine ausgedehnte Handelschiffahrt besitze und, was davon größtentheils abhängt, sich die zur Erbauung und Ausrüstung von Schiffen erforderlichen Materialien leicht verschaffen könne. Die erste dieser Bedingungen setzt ihn allein in den Stand, zu jeder Zeit viele und worauf es hier vorzüglich ankommt, gekübte Seeleute zu haben. Solange daher ein Staat größtentheils nur Passiv-Handel treibt, wie z. B. Rußland, werden auch alle seine Versuche, eine Seemacht zu

würdig waren. Marino's berühmteste Arbeit ist sein heroisches Gedicht *Adone* in zwanzig Gesängen, das mit eben so vielem Enthusiasmus bewundert, als bitter getadelt worden ist. Getadelt hat man Anlage und Ausführung, und manche wollüstige Gemählde, wegen deren der *Adone* in Italien zu den verbotenen Büchern gehörte. Ferner hat man ihm vorgeworfen, daß er, die edle Einfachheit der frühern Dichter verlassend, seine Schreibart durch Schwallst, erkünstelte und übertriebene Metaphern und überfeine Pointen und Wortspiele (sogenannte *Concetti*) entstellte habe. Letzterem Vorwurf liegt zum Theil Einseitigkeit und Pedantismus zum Grunde. Zwar wollen wir es nicht übernehmen, den Marino allenthalben zu rechtfertigen, geschweige denn als Muster aufzustellen, wozu nur die einfache Größe sich eignet; aber wir schätzen und bewundern seinen Scharfsinn, die geistreichen Spiele seines Witzes, und seine kühnen Verknüpfungen und Vergleichen, wodurch er auch dem Alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Nicht sowohl er selbst, als seine Nachfolger verdienen Tadel, welche ohne Geschmack und Geist ihn zu copiren glaubten, wenn sie sich bis zum Abenteuerlichen verirrt. — Werthes hat die schönsten Stellen des *Adone* im Auszuge zusammengestellt. — Die übrigen Werke Marino's bestehn in einem erzählenden Gedichte *La strago degli Innocenti*, und einer großen Anzahl vermischter Gedichte, die theils unter dem Titel *La Lira*, theils unter der Ueberschrift *La Sambogna* verschiedentlich gedruckt sind, ferner aus *Lettere grave*, argute, facete und andern Sachen in Prosa und Versen. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen noch seine *Conette*, worunter einige zu den vorzüglichsten gehören, welche die italienische Sprache besitzt.

Marino (C.), eine kleine Republik in Italien, welche im Kirchenstaate auf einem von den Herzogthümern Romagna und Urbino umgebenen Gebirge liegt, und unter päpstlichem Schutze steht. Sie besteht schon über dreizehn und ein halbes Jahrhundert, und soll auf folgende Art entstanden seyn. Ein Mauermeister, Namens Marino, begab sich auf den einsamen Berg und führte ein einsiedlerisches Leben. Er kam dadurch in den Ruf großer Heiligkeit, und die damalige Besitzerin des Bergs schenkte ihm denselben. Nun bauten sich hier allerlei Leute an, die mit der Zeit einen eignen Staat bildeten, und denselben nach jenem Einsiedler nannten. Im J. 1100 kaufte die Republik das Schloß Pennarosta in der Nachbarschaft und im J. 1170 ein anderes Namens Casolo. Ungefähr 290 Jahre nachher leistete sie dem Papste Pius II. Beistand, der sie dafür ansehnlich beschenkte. Damals war sie im größten Flor, allein gegenwärtig ist sie wieder in ihre alten Gränzen eingeschränkt. Im Jahr 1739 wurde sie zwar auf Verlangen einiger Unterthanen von dem Cardinal Alberoni, päpstlichem Legaten zu Ravenna, dem römischen Stuhle unterwürfig gemacht, aber auf die vom Rathe geführten Klagen kurz vor dem Tode Papsts Clemens XII. wieder in ihre Freiheit eingesetzt. Die Regierung besteht aus einem Rathe von 60, zur Hälfte adeligen, zur Hälfte bürgerlichen Personen. Bei wichtigen Angelegenheiten versammelt sich der große Rath, wozu jede Familie eine Person gibt. Die vornehmsten Beamten sind zwei Capitani, die ihr Amt sechs Monate verwalten, und der Commissarius oder Civil- und Criminalrichter, der den Capitani zugegeben, allemal ein ausländischer Rechtsgelehrter ist, und auf drei Jahre angenommen wird. Alle weisfähige Mannschaft steht unter einem Kriegstribun, den das Volk wählt, und der unabhängig von den Capitani ist. Die ganze Republik von $\frac{1}{2}$ Quadratmeile enthält in den 10 Kirchspielen der Stadt C.

Marino und den zwei dazu gehörigen Dörfern 7000 Einwohner. Ihr Wappen ist ein Berg, auf dem drei Castelle stehn.

Marionetten, Marionetten-Theater. Marionetten sind eine Gattung künstlicher Puppen, welche an verborgnen Fäden, Schnüren oder Drahten gezogen und gelenkt werden, und mit welchen man auf kleinen dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) Schauspiele aufführt, indem die hinter den Coulissen befindlichen Personen die Worte dazu sprechen. Gewöhnlich spricht der Marionettenspieler, der die Bewegung der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialog. Sie waren schon bei den Griechen und Römern bekannt, indem Herodot, Xenophon, Aristoteles u. A. solcher hölzerner Figuren, die durch Fäden in Bewegung gesetzt werden u. s. w., Erwähnung thun. Man brauchte auch öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujagen den Hölle auseinander zu treiben u. s. w. (S. Beckmanns Geschichte der Erfindungen.) In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich großen Beifall gefunden; ja man wollte sogar die Erfindung derselben einem Franzosen, Brioché, einem Zahnausreißer zu Paris, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts zuschreiben, der aber nur vervollkommenet hatte. Selbst eine Marionetten-Oper gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall fand. (S. d. Art. Oper.) In mehreren großen Städten Italiens befinden sich noch Marionettentheater (z. B. in Mailand das Teatro Giromalo), welche regelmäßig mit den übrigen Schaubühnen spielen und von den ersten Ständen besucht werden. Die Figuren sind hier so künstlich eingerichtet, daß ein Unternehmer mit ihnen große Stücke und Opern auszuführen im Stande sind. Auch in Deutschland gibt es herumziehende Marionettentheater, die zum Theil durch ihre mechanische Fertigkeit, zum Theil durch ihre derben, aber oft ächtkomischen, aus dem Leben gegriffenen Späße selbst ein gebildetes Publikum zu ergötzen vermögen. Doch ist hier das Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabgesunken; es wird von den nichtswürdigsten Landstreichern, die mit den unanständigsten Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu beschaffen suchen, oft nur als ein Hülfsmittel gebraucht, um sich in Ländchen einzuschleichen, in welche ihnen sonst der Eintritt versagt seyn würde, und den Beutel des unwissenden und leichtsinnigen Pöbels zu füllen. Daher in mehreren Staaten, namentlich im Preussischen und im Dänischen, strenge Gesetze gegen die Zulassung der unbefugten Kunst- und Marionettenspieler ergangen sind.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin sous Beaune, wurde 1666 in die französische Akademie aufgenommen und starb den 12. Mai 1684. Er hat die Physik und Mechanik mit vielen Entdeckungen bereichert und verschiedene geschätzte Schriften herausgegeben. Er besaß ein besonderes Talent im Experimentiren, wiederholte die Versuche Pascals über die Schwere, und machte Beobachtungen, die jenem großen Genie entgangen waren. In der Hydraulik machte er eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abgang der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter. Er stellte sodann Untersuchungen über die Leitung des Wassers an und über die Stärke, welche die Röhren haben müssen, um dem Druck zu widerstehn. Auch stimmte er die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm hat der in der Lehre von der Luft allgemein angenommene Grundsatz, daß die Dichtigkeit derselben sich wie das Gewicht, das sie trägt, so wie die zusammendrückende Kraft verhalte, den Namen das Mariottesche Gesetz. Die von Ch. Bren zuerst bearbeitete Lehre vom Elasticum bearbeitete er genauer und vollständiger. Seine Werke sind 1717

selben in 2 Quartbänden erschienen. Die wichtigsten derselben sind: *Traité du choc des corps*; *Essai de physique*; *Traité du mouvement des eaux*; *Nouvelles découvertes touchant la vue*; *Traité du nivellement*; *Traité du mouvement des pendules*; *Expériences sur les couleurs*.

Marius (Caius). Dieser berühmte Abnehmer ward aus dem Lande der Arpiner im Gebiete der Volser gebürtig und stammte von geringen Aeltern. Ohne seinen Geist durch wissenschaftlichen Unterricht, noch selbst seine Sitten durch Erziehung zu bilden, hielten diese ihn von Jugend auf zu harten Landarbeiten an. Aber er besaß bei einem kraftvoll entwickelten Körper viel natürlichen Verstand, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist. Aber sein Charakter war rauh und wild, undiegig und ehrgeizig. Mit diesen Eigenschaften wählte er die kriegerische Laufbahn, und legte die ersten Proben seines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienst hob ihn von Stufe zu Stufe, und Scipio ahnte schon den großen Feldherrn in ihm. Unter dem Consulat des Cæcilius Metellus und L. Aurelius Cotta bewarb er sich um das Tribunat und erhielt es auf des Metellus Verwendung. Mit welcher Energie er zu handeln gesonnen sey, zeigte er schon hier. Um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, schlug er vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern, und dadurch die hinaufgehenden Bürger vor dem Andringen der Candidaten und ihrer Freunde zu sichern (*lex Maria*). Die Patricier, über ein Gesetz erbittert, das ihnen Eintrag that, forderten von Marius Rechenschaft vor dem Senat. Beide Consula erklärten sich gegen ihn; er aber drohte unerschrocken, ihnen die Gewalt seines Amtes zu beweisen, und gab, ohne Rücksicht, daß er dem Metellus dieses Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Consul ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte und gewann ihm eben so sehr die Liebe des Volks, als die Patricier in ihm einen Feind ihres Ansehns zu hassen anfangen. Bald aber lernten sie ihn auch achten, als er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Besten der Staatscasse, den Vorschlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getraides an die armen Bürger milderte. Um die Aedilwürde bewarb er sich vergebens. Dagegen erhielt er im J. der Stadt 638 die Prätur. Von der Beschuldigung, daß er sich der Bestechung dabei bedient habe, wurde er freigesprochen. Er verwaltete sein Amt fast zu allgemeiner Zufriedenheit, indem er den Mangel an gelehrten Kenntnissen durch natürlichen Verstand zu ersetzen wußte. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er sich ebenfalls großen Beifall. Er säuberte das Land von Straßenräubern und suchte die noch wilden Einwohner zu einem kultivirten Leben zu führen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder den Angelegenheiten des Staats und verband sich durch Heirath der Julia, einer Tante des Julius Cæsar, mit dem angesehenen Geschlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn eröffnet wurde. Der Consul Q. Cæcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den jugurthinischen Krieg mit. Seine Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beschwerden, worin er sich dem gemeinsten Soldaten gleich stellte, erwarben ihm eben so sehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metellus Ursach, seine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwischen beiden stieg immer höher. Marius hat endlich den Metell, ihn

nach Rom zurückkehren zu lassen, wo er sich um das Consulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott griff dieser seine hochstrebenden Plane an und verweigerte die Erlaubniß. Jener aber setzte dem Widerstand Ausdauer entgegen und ließ nicht ab, bis er, noch wenige Tage vor der Wahl der neuen Consuln, jenem die Erlaubniß zur Abreise abgedrungen hatte. In sechs Tagen eilte er nach Rom, und mußte theils durch Versäumdungen des Metellus, theils durch große Verheißungen von sich selbst das Volk dergestalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum Consul erwählt, sondern auch (ob man gleich den Metellus schon in dem Proconsulat von Numidien für das dritte Jahr bestätigt hatte zum Oberbefehlshaber in dieser Provinz ernannt wurde. Dies geschah im J. Roms 646; sein Mitconsul war L. Cassius Longinus. Da Marius wohl einsah, daß er als ein Plebeier nicht hoffen dürfe, sich die Gunst der Patricier zu erwerben, und er sein Ansehn nur auf einen mächtigen Anhang im Volke gründen könne, trat er als ein entschiedener Gegner der Vornehmen auf, denn schon dadurch war er des Beifalls der Menge gewiß. Je heftiger seine Reden den Adel angriffen, desto mehr gewannen sie beim Volke Beifall. Er rüstete sich unverzüglich zum Kriege und versammelte ein Heer. Um bei der Abneigung der Reichen, sich anwerben zu lassen, seine Legionen vollständig zu machen nahm er seine Zuflucht zur letzten Bürgerklasse, den *capite censi*, welche man bisher nur im äußersten Nothfall gebraucht hatte und lehrte den röm. Pöbel sich durch Kriegsdienste bereichern. Mit Blitzesschnell erschien er bei Utica und begann den Feldzug. Noch immer war der numidische Krieg nicht seinem Ende nahe. Vielmehr hatte Jugurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bundesgenossen bekommen. Sie standen mit zwei Heeren den Römern entgegen. Marius vermied im ersten Sommer eine Hauptschlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Da drang er auf einmal durch die numidischen Wüsten gegen Capsa, die Hauptstadt des Landes, vor, erstürmte und zerstörte sie. Erschreckt durch dieses Beispiel barbarischer Strenge, unterwarf sich alles, wohin er kam, den Römern; was widerstand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Während Marius diesen Krieg fortsetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quästor mit der Reiterei zur Verstärkung an, und erwarb sich schnell durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und strenge Lebensweise die Freundschaft des Oberfeldherrn, der anfangs über seine Erscheinung mißvergnügt gewesen war. Nach der Eroberung von Muluha zog Marius sich an die Meeresküste zurück, um seine Truppen in die Winterquartiere zu führen. Auf diesem Marsche griffen ihn Bocchus und Jugurtha an, und schlossen ihn, als er sich auf zwei Berge zurückgezogen und dort verschanzt hatte, ein. Die Römer schienen verloren, als Marius die vom Lärm und Schmausen ermüdeten Feinde im ersten Schlafe überfiel und fast gänzlich aufrieb. Auf diese Niederlage veröhnte sich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha aus; Marius aber theilte einige Länder desselben unter den Bocchus Hienpsal II. oder Mandrestal und machte die andern zur römischen Provinz. Sylla, der die Friedensunterhandlungen betrieb, und sich an den öffentlichen Denkmälern die Besiegung Numidiens zuschrieb, reizt dadurch die Eifersucht des Marius sehr. Dieser war noch nicht nach Rom zurückgekehrt, als er mit der freudigen Nachricht überrascht wurde, daß er zum zweiten Mal zum Consul erwählt sey. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geschreckt, hatte diese Wahl gegen die Gesetze durchgesetzt. Marius eilte nach Rom, wo er

triumphirend einzog. Unverzüglich ging er darauf zu seinem Commando nach Gallien jenseit der Alpen ab und sein Mitconsul, C. Fulvius Fimbria, nach Ober-Italien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehn; nach Gallien und Spanien gegangen waren, so mußte sich Marius begnügen, seine Armee durch strenge Kriegsmacht zu bilden. Das Lob, das er sich dadurch erwarb, und die fortwauernde Furcht vor den Cimbern machten, daß er hinter einander noch zum dritten und vierten Mal das Consulat erhielt. Nur nach einer scheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit seinem Heere eine Stellung am Zusammenfluß der Rhone und Isere, während sein Mitconsul, Lucatius Catulus, am Fuße der nordischen Alpen dasselbe thun sollte. Da die Mündung der Rhone die Passage der Schiffe nicht erlaubte, so legte er einen Canal, die bekannte Fossa Mariana, an, durch den er das Wasser der Rhone leitete, so daß er nun Lebensmittel vom Meere aus bekommen konnte. Kaum war diese Arbeit vollendet, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Cimbern erschien und sich den Römern gegenüber lagerte. Marius blieb unbeweglich in seiner Stellung, denn er trug Bedenken, so überlegenen Feinden in offnem Felde zu begegnen, und hoffte sie durch Abschneidung der Lebensmittel wo nicht aufzureihen, doch zuvor zu schwächen. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüssig, beschloßen, ihren Marsch, ohne des römischen Heers zu achten, fortzusetzen. Marius folgte ihnen und holte sie bei Aquæ Sextiä ein. Er griff zuerst die Ambronnen, und zwei Tage nachher die Teutonen an, deren er 200,000 erschlug und 90,000 zu Gefangnen machte. Auf die Nachricht von diesem großen Siege brachten ihm Gesandte aus Rom die Botschaft, daß ihm ein fünftes Consulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er sich durch Besiegung der Cimbern ihrer würdig würde gemacht haben. Diesen, die von der Ostseite in Italien eingedrungen waren, zu begegnen, vereinigte er sich mit Lucatius. Die Cimbern, welche den Römern gegenüber gelagert, die Ankunft der Teutonen und Ambronnen erwarteten, forderten durch eine Gesandtschaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweisen solle; Marius gab ihnen Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenossen. Statt muthlos zu werden, ergrimmten die Barbaren nur noch mehr; und ihr König Boiorix forderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entscheidenden Schlacht zu bestimmen. Dieser wählte eine Ebene, Campi Raudii genannt, unweit Verona, die dem cimbrischen Heere, das aus 300,000 Mann Fußvolf und 15,000 Reitern bestand, nicht erlaubte, sich gehbrig auszubreiten, und bestimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52,000 Mann stark; Obgleich Marius aus Ehrgeiz sich selbst den Hauptangriff vorbehalten hatte, so fügte es doch der Zufall; daß Lucatius und Sulla die eigentliche Entscheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollständig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben sich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sklaverei vor. Marius und Lucatius zogen triumphirend in Rom ein, und ersterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Seine Bewerbung um das sechste Consulat konnte dem gefeierten Sieger nicht fehlschlagen; obgleich der große Metellus Numidicus sein Nebenbuhler war. Er verband sich jetzt mit dem vorlährigen Tribunen, Apulius Caturninus, und dem Prätor Cervilius Glaucia, und diese drei suchten alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patricier zu

rer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dies geschah besonders durch das Gesetz, daß jede Volksverordnung fünf Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat bestätigt werden solle. Die Senatoren mußten dies Gesetz beschwören, und Metellus, der sich dessen weigerte, wurde ins Exil geschickt. Indes hatte Marius sich durch seine Zweijüngigkeit beiden Parteien verdächtig und verhaßt gemacht, und wurde bei der neuen Consulwahl übergangen; Saturninus und Glaucia aber kamen in einem Volksaufstand um. Aus Verdruss über die Zurückberufung des ihm verhaßten Metellus verließ Marius Rom und ging nach Ahen, unter dem Vorwande, der Ephele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzettlung eines neuen Krieges neue Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr sich fast vergessen und den Sylla in hohem Ansehn beim Volke. Dies entflammte seinen Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Consuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf brach der Bundesgenossenkrieg aus, in welchem Marius als Unterfeldherr zwar einige Siege ersocht, im Ganzen aber weniger Ruhm eintrug, als man hätte erwarten sollen. Alter und Kränklichkeit hatten seine Kraft geschwächt; er legte daher seine Feldherrnstelle noch im Laufe des Krieges nieder. Kaum war dieser gefährliche Krieg beendet, als der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla begann. Beide bewarben sich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Consuln sich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun M. Sulpitius, der dem Marius anhing, sie mit bewaffneter Hand, und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius das Commando und benachrichtigte davon durch Abgeordnete das Heer. Dieses aber, dem Sylla anhängend, setzte sich unter Anführung desselben nach Rom in Marsch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerstand zu finden, zog Sylla in Rom ein, aus dem Marius mit seinem Sohne geflohen war, und erklärte beide in die Acht. Dieser hatte auf seiner Flucht mit tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Von seinem Sohne getrennt, irrte er an der Küste Italiens, von allem entblößt, umher, und war mehrmals seinen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Reiter ihn aus einem Sumpfe hervorjag, in welchem er sich vor ihnen zu verbergen gehofft hatte. Sie führten ihn nacht nach Minturnä, wo der Magistrat nach einigem Bedenken beschloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehorchen. Aber der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des Marius Anblick und Anrede das Schwert fallen, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Dies bewog die Minturner zum Mitleid; sie widerriefen ihr Urtheil, und brachten ihn an die See Küste, von wo ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen der zerstörten Carthago, und vereinigte sich hier mit seinem Sohne, der vergebens in Numidien Hülfe gesucht hatte. Beide verlebten den Winter auf der Insel Cercina, als sie die Nachricht erhielten, daß durch Einzug die marianische Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe. Sie eilte dahin zurück, lehnte die ihm angetragenen Ehren ab, und vereinigte sich mit Cinna und Certorius. Sie beschloßen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot sich der Senat gegen das Versprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, die Thore zu öffnen. Dies geschah. Anfangs wollte Marius nicht vor Aufhebung seines Exils die Stadt betreten, und schon waren die Bürger dazu versammelt, als er mit seinem zügellosen Anhang eindrang, und ein für

terliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius selbst ein Ende machten. Er hatte alle zu ermorden befohlen, deren Begräbnissen er nicht auf gleiche Weise erwiedern würde. Alle Senatoren, die sich der Volkspartei widersetzt hatten, wurden ermordet und ihr Vermögen confiscirt. Nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als Cinna's Consulat zu Ende war, ernannte dieser sich und den Marius eigenmächtig zu Consuln. Marius, jetzt 70 Jahre alt, bekleidete diese Würde zum siebenten Mal, aber er starb schon nach dem ersten siebzehn Tagen, erschöpft von den überstandnen Beschwerden, und niederbeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sulla Drohungen in ihm erwecken mußten. Rom freute sich des Todes seines Tyrannen, ward aber nur zu bald die Beute nicht minder eizgeiziger Bürger.

Marivaux (Pierre Carlet de Chablain de), französischer Roman- und Theaterschriftsteller, geboren zu Paris 1688, erhielt von seinen wohlhabenden Aeltern eine sorgfältige Erziehung, die seine Talente früh entwickelte. Das Theater fesselte seinen Geschmack; da er aber im Felde der Charakterstücke nichts Neues mehr liefern zu können glaubte, widmete er sich dem Intriguenstück. Er faßte die Wahrheit unwillkürlich sich verrathender Regungen glücklich auf. Feinheit ist ihm nicht abzuspochen, doch ist sie mit einer gewissen Kleinlichkeit des Geistes gepaart. Charaktere weiß er eigentlich eben so wenig zu schildern als Intriguen zu erkennen. Jenen fehlt Leben, diesen Mannichfaltigkeit. Die Verwicklung ist gewöhnlich so lose und durchsichtig, daß man ihre Auflösung schon im ersten Augenblicke erwartet. Dabei ist er in seinen Motiven so einförmig und manierirt, daß die Franzosen eine eigne Benennung (*marivaudage*) dafür erfunden haben. Bei ihrer Erscheinung fanden Marivaux Stücke vielen Beifall, aber nur einige haben sich auf dem Theater erhalten. Sie sind gesammelt in 5 Duobänden 1758 erschienen. Außerdem hat Marivaux geschrieben: 1. *Le spectateur françois*, welcher jedoch dem englischen Zuschauer weit nachsteht; 2. *Vie de Marianne*, einer der besten französischen Romane, reich an interessanten Situationen, wahren Schilderungen und zarten Empfindungen, aber etwas zu wortreich, (Friedr. Schulz hat diesen Roman unter dem Titel *Josephine* abgekürzt übersetzt); 3. *Le paysan parvenu*, (der emporgekommene Landmann, übers. von Wylins), geistreich und lustig, aber eben so wenig wie der vorgenannte Roman von ihm beendigt; 4. *L'Homme travesti*; 5. *Le philosophe indigent*; 6. *Pharmon*, sämmtlich von geringerm Werth. — Im Ganzen gebührt seinen guten Romanen der Vorzug vor seinen Theaterstücken. Sie drehen sich nicht, wie diese, in dem engen Kreise einer sich verbergenden Liebe; aber seine Gemählde von Leidenschaften haben mehr Zartheit als Energie, gehen oft ins Kleinliche und werden dadurch ermüdend. Seine Schreibart in den Romanen ist eben so tadelhaft wie in den Komödien, festbar und wirbelnd. — Uebrigens war Marivaux angenehm im Umgang und von großer Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Bescheidenheit. Nothleidenden half er mit der größten Aufopferung. Die Gunst der Großen suchte er nie; aber eben so wenig scheute er sich anzunehmen, was ihm das Glück darbot. Er starb zu Paris im J. 1763.

Markt bedeutete früherhin so viel als Gränze, besonders die Gränze eines Landes oder Bezirks (daher auch Dorfmarkt, Feldmarkt, Holymarkt) und das Gränz- und Kennzeichen, ferner auch ein Gränzland oder eine Gränzprovinz des Reichs, welche zur Sicherheit desselben besetzt und durch Markgrafen (s. d. Art.) besetzt wurde, wie die Markt Brandenburg. Vorzugweise und ohne Beifug führt den Namen Markt eine

Grafschaft im westphälischen Kreise, welche gegen Norden an das Fürstenthum Münster, gegen Osten an das Herzogthum Westphalen und gegen Süden und Westen an das Herzogthum Berg gränzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 Quadratmeilen und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern nördlichen, und in das Sauerland den kleinern südlichen Theil getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar, hat auch starken Getraidebau und Viehzucht; dieser ist rauh, felsicht, und wenig fruchtbar, hat aber viele Eisenerze und vorzüglich einen großen Vorrath sehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufakturen desto willkommener sind, da es wenig Holz gibt. Die Manufakturen im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, ernähren über 5000 Menschen. Im Jahr 1801 betrug die Einwohnerzahl 138,000, deren größter Theil lutherisch ist; die Einkünfte schätzte man auf 400,000 Thaler. Die gemeinschaftliche clevisch-märkische Regierung befand sich zu Cleve, nachher zu Münster, die Kriegs- und Domainenkammer aber zu Hamm. Die Grafschaft Markt fiel aus der jülichischen Erbschaft an Churbrandenburg; der große Churfürst versprach den Einwohnern, daß sie stets bei seinem Hause bleiben sollten. Seitdem befand sich das Land sehr glücklich, und als 1805 und 6 verschiedne Ländertausch Statt fanden, erinnerten die getreuen Einwohner, besorgt, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines großen Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte. Nur die entfernte Nothwendigkeit konnte ihm im tiltsiter Frieden die Abtretung der Grafschaft Markt abnöthigen. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartement aus, bis sie 1813 von den Preußen wieder in Besitz genommen wurde.

Markt heißt in der Physiologie einmal die fettige Substanz, welche sich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in denselben eindringenden Arterien abgesetzt wird; dann aber auch das zelllichte Gewebe, welches man bei Gewächsen in der Mitte des Stammes und der Aeste antrifft. Dieses Pflanzenmarkt verbreitet sich auch noch durch andre Theile der Gewächse, und hat mit dem zelllichten Gewebe der Rinde die größte Aehnlichkeit. Es besteht aus den feinsten Fäserchen der Gewächse, die nach allen Richtungen durch einander laufen und so ein feines Gewebe bilden, in welchem sich sehr kleine Höhlen oder Zwischenräume befinden. Diese Höhlen erscheinen nicht nur in verschiedenen Pflanzen, sondern auch in den verschiedenen Theilen derselben Pflanzen in veränderter Gestalt. Mit dem zelllichten Gewebe der Rinde steht das eigentliche Markt in Verbindung. Bei Bäumen dringt es durch das Holz in den Splint, und macht einen Theil des neßförmigen Gewebes der Rinde selbst aus. Es verbreitet sich bis in die Blätter und Blüthen und endigt sich gleichsam im Samen, mit welchem die Pflanze ihre äußersten Markspitzen abwirft. Das Markt scheint der wesentlichste Theil der Gewächse zu seyn, der zum Wachsthum unentbehrlich ist. Vermindert es sich, so wird auch das Wachsthum geschwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derselben abstirbt, so verschwindet das Markt gänzlich. Wegen seiner zelllichten Bildung ist das Markt zu Einsaugung und Bewegung des Nahrungsstoffes der Vegetabilien ganz besonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Markt wären, so würde auch die Ernährung nicht von Statten gehn; dies erhellt, wenn sie das Markt zusammenzieht und an den innern Wänden der Gefäße anlegt; das Wachsthum der Pflanze ist sodann zu Ende. Die Halme der Getraides bilden zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen verliert sich das Markt in den innern Holzringen und wird hart. Seit

Kasern vereinigen sich genauer mit einander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur fester, sondern auch enger mit einander verbunden; während das Mark in den äußern Ringen noch seine Dienste thut, bis der Baum gänzlich abstirbt.

Mark heißt auch ein Gewicht, womit besonders Gold und Silber gemogen werden. Die Mark Goldes wird in 24 Karat (s. d. Art.) eingetheilt. Die Mark Silbers in 16 Loth, das Loth in 6 Gran. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 12 Rthlr. Im 14ten Jahrhundert aber änderte sich die Rechnung, und eine Mark löthiges Silber oder die löthige Mark betrug nur 3 Gulden. Gegenwärtig beträgt die feine kölnische Mark 13 Thlr. 8 Gr. Sächsisch oder 14 Thlr. Preussisch. Eine Mark nennt man reines Gold oder Silber, das nicht mit unedlern Metallen vermischt ist. Dann ist Mark auch eine Metall- oder Rechnungsmünze, jedoch von verschiedenem Werth. Die Mark Banco beträgt 12 Gr. 4 Pf., eine Mark Dänisch 4 Gr. 8 Pf.; eine Mark Courant 9 Gr. 4 Pf., eine Mark Lübsch 8 Gr., jetzt aber über 9 Gr. oder 41 Kreuzer Reichsgeld. Die englische Mark ist $\frac{2}{3}$ Pfund Sterl. Eine Mark löthiges Gold macht 36 Ducaten.

Markbriefe heißen außerordentliche Erlaubnißscheine, welche besonders in England den Befehlshabern der Kauffahrtsschiffe oder den Kapern ertheilt werden, um gegen feindliche Fahrzeuge Kreuzen und sie auf der See und in Häfen wegnehmen zu dürfen.

Markgraf (marchio) war ursprünglich ein Befehlshaber an der Gränze (Mark) oder in einem Gränzlande, um solches gegen Auswärtige zu beschützen. Obgleich schon zu Karls des Großen Zeiten Markten und Markgrafen vorkommen, so gab es deren in Deutschland doch erst im 10ten Jahrhundert durch Kaiser Heinrich I. Ordentlich Weise standen sie unmittelbar unter den deutschen Königen und Kaisern und nicht unter den Herzogen, zu deren Land die ihnen anvertraute Gränze gehörte: doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Insgemein wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die selbst in den ihnen zur Beschützung übergebenen Districten ansehnliche eigenthümliche Güter hatten. Nach und nach wurde die markgräfliche Stelle erblich und endlich reichsfürstlich, so daß ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand, und einen Fürsten eines Landes bedeutete, welches ehemals eine Mark gewesen war.

Markig, im Franz. moëlleux, nennt man in der Malerei das Glieckende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolzenen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken; im Gegentheil des Harten, Trocknen. Einen markigen Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremias), Mitglied des Collegiums St. Peter zu Cambridge, dessen Senior er zuletzt wurde, und einer der berühmtesten englischen Kritiker. Er war 1693 geboren, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Ruhe zu leben, und starb, nachdem er lange an der Sicht gelitten hatte, im J. 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer glücklichen Combinationsgabe. Im Jahr 1728 erschien von ihm eine Ausgabe des Statius, worin er gegen 500 Stellen durch scharfsinnige Conjecturen herstellte. Ferner sind von ihm anzuführen: *Lysias Oratt.* 1762, 4.;

jetzt hießen, mit Namen Thassilo, gezwungen wurde, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Sie gehörten seitdem zum fränkischen Reiche.

Marktscheide heißt im Bergbau ein gewisses Merkmal, womit man die Orte bezeichnet, wo die Gänge und darauf gemutheten Fundgruben einer Zeche aufhören, um sie von angränzenden Grubengebäuden einer andern Zeche abzusondern, auch dieser Ort selbst. Dieser Ort wird am Tage, d. h. auf der Oberfläche der Erde, gewöhnlich durch einen Lochstein, in der Grube aber oder unter der Erde durch ein Zeichen, welches in das feste Gestein eingeschlagen wird, und auch die **Marktscheide** **Stufe** heißt (gewöhnlich \dagger) bezeichnet.

Marktscheidkunst (*Geometria subterranea*) nennt man die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf den Bergbau, oder die Kunst, die Grubengänge auf der Oberfläche richtig zu bestimmen und zu bezeichnen. Ihre Benennung ist unstreitig aus den altheutschen Worten **Mark** oder **Mar** (Gränze) und **scheiden** (theilen) entstanden. Sie ist eine dem Bergmann unentbehrliche Kunst und von diesem auch zuerst erfunden worden. So wie viele andre nützliche Künste dem Deutschen ihre Entstehung verdanken, so ist dies auch hier der Fall. Das erste Werk über Bergbau, worin auch diese Kunst abgehandelt wird, erschien 1556 von G. Agricola in lateinischer Sprache. Am vollständigsten schrieb jedoch über diese Kunst zuerst N. Voigtel 1686. Seitdem hat sich diese Kunst, so wie die Bergbaukunde überhaupt, sehr ausgebildet und vervollkommenet. BC.

Marlborough (John Churchill, Herzog von), einer der größten Feldherren und Staatsmänner, welche England hervorgebracht hat, war geboren 1650 zu Ash in Devonshire. Er kam früh an den Hof und erwarb sich schon in einem Alter von 12 Jahren die Gunst des Herzogs von York. In seinem 16ten Jahre machte ihn dieser zum Käubdrich. Die erste kriegerische Unternehmung, der er beizuhnte, war die Entsetzung von Tangier, welches die Mohren belagerten. Im Jahr 1672 zeichnete er sich unter dem Herzog von Monmouth im niederländischen Kriege, vorzüglich bei Nimwegen, aus, und bei der Eroberung von Mastricht erwarb er sich so glänzenden Ruhm, daß ihm der König von Frankreich im Angesicht der Armee für seine Tapferkeit dankte. Er ward Oberster und besorgte für den Herzog von York mehrere wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieser 1685 unter dem Namen Jacob II. den englischen Thron bestieg, schickte er den Baron Churchill als Botschafter nach Frankreich. Dies hinderte ihn nicht, gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien zu diesem überzugehen, welcher Churchills Fähigkeiten so gut einsah, daß er ihn sogleich zum Generallieutenant erhob. Ueberall handelte Churchill mit so vielem Verstand und Eifer für das gemeine Beste, daß der König ihn 1689 in den geheimen Rath aufnahm und gleich darauf zum Grafen von Marlborough ernannte. Im J. 1690 ging er als Befehlshaber der Armee nach Irland, und zwang die starken Besatzungen von Cork und Kinsale, sich gefangen zu geben. Allein seine Thaten machten den Reid rege und Wilhelm wurde so sehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihm seine Ehrenstelle nahm, und ihn bis 1698 ohne Auszeichnung und Belohnung ließ. In diesem Jahre rief ihn der König zur größten Verwunderung des Hofes zurück, machte ihn zum Hofmeister des Herzogs von Glocester, und bemühte sich seit dieser Zeit, dem Grafen seine lange Abwesenheit und Ungnade zu vergüten. Er machte ihn zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der ganzen englischen Macht in Holland,

und zum außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten im Haag. Als die Königin Anna 1702 den Thron bestieg, ertheilte sie ihm den Hosenbandorden, und bestätigte ihn in allen seinen Würden. Seine Tugenden wurden bereits so allgemein anerkannt, daß alle Allirte England ihre Truppen seinem Befehl unterordneten. In dem Feldzuge dieses Jahres mußten die Franzosen, die seit einem Jahrhunderte immer siegreich gewesen, vor Marlborough fliehen, und ihm ihre Festungen überlassen. Den nächsten Feldzug eröffnete er mit der Belagerung von Bonn, welches er zu capituliren zwang. In demselben Jahre endigte er den flandrischen Feldzug und im folgenden marschirte er mit einer Heere nach Deutschland, um den Churfürsten von Bayern zu hindern sich auf den deutschen Kaiserthron zu setzen. Nach vielen mehr oder weniger wichtigen Vorfällen kam es bei Donaunwerth mit den Franzosen und Bayern zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Engländer und Oesterreicher siegten. Im August 1704 vereinigte sich Marlborough mit dem Prinzen Eugen, und schon zwei Tage darauf lieferte er die große Schlacht bei Höchstädt. Der Feind verlor über 40,000 Mann 221 Standarten und 179 Fahnen. Nach diesem glorreichen Treffen durch welches das deutsche Reich gerettet und ganz Bayern erobert ward, setzte Marlborough seine Unternehmungen fort, bis er die Franzosen nöthigte, über den Rhein zurückzugehn. Dann reiste er nach Berlin, legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei, und ging nach London, wo er mit dem glänzendsten Jubel empfangen wurde. Aber schon im März 1705 eilte er wieder nach Holland und führte mehrere wichtige Unternehmungen aus. Im Herbst machte er eine Reise an die Höfe von Wien, Berlin und Hannover. Kaiser Joseph I. belohnte seine Verdienste durch Ertheilung des Fürstenthums Mindelheim. Durch neuen Siege verherrlichte er seinen Namen auch in den folgenden Jahren. Die wichtigsten waren 1706 bei Ramillies und 1709 bei Malplaquet. Der französische Marschall Villars mußte ihm trotz der tapfersten Gegenwehr nach und nach gänzlich unterliegen. Aber mitten im Lauf dieser Siege untergrub die Cabale Marlboroughs Größe und stürzte ihn endlich. Seine Gemahlin Sara, die Favorite der Königin, verlor durch ihren unerträglichen Stolz alle Liebe der Monarchin, und machte zugleich auch ihn verhaßt; die Partei der Tories (die Volkspartei), welche eifrig den Frieden wünschte, siegte über die Partei der Whigs, welche auf Fortsetzung des Kriegs drang und zu welcher Marlborough vorzüglich gehörte, dem alle Vorschläge Ludwigs XIV. nicht genügten. Die Königin Anna willigte in einen Separatfrieden, der 1713 zu Utrecht geschlossen wurde, und durch welchen England zwar gewann, aber treulos an seinem Bundesgenossen, dem Kaiser, handelte. Marlborough wurde aller seiner Stellen entsetzt, der Untreue, der Unterschlagung von Geldern und anderer Verbrechen beschuldigt, und wählte ein freiwilliges Exil. Erst nach Annens Tode 1714 kehrte er in sein Vaterland zurück, bekam von Georg I. alle seine Aemter wieder, konnte sie aber wegen seiner Altersschwäche nur kurze Zeit verwalten, und starb 1722 zu Windsorledge im 73sten Jahre seines thatenvollen Lebens.

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein französisches prächtiges Lustschloß und Flecken von 312 Feuerstellen und 1227 Einwohnern an der Seine, mitten in einem Lustwalde, eine französische Meile von Versailles. Man bewundert daselbst die Wassermaschine, mittelst welcher das Wasser nach Versailles geleitet wurde. Ludwig XV. ließ Marly mit großen Unkosten

verbessern. Während der Revolution ist das künstliche Werk fast gänzlich verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch eine weniger zusammengesetzte Maschinerie wieder in brauchbaren Stand gesetzt.

Marly ist ein gitterförmiges Gewebe entweder aus Zwirn, Seide, Wolle und Seide, oder Baumwolle und Seide, dem bisweilen auch Blumen, Muster oder Florstreifen eingewebt sind. Es hat seine Benennung von der Stadt gleiches Namens, wird aber jetzt außer Frankreich und Holland auch in Deutschland verfertigt, und zu Puz und weiblichen Kleidungsstücken gebraucht. F.

Marmelade ist eine durch Einkochen dick zubereitete Fruchtgallerte von Quitten, Kirschen, Johannisbeeren, Aprikosen zc., welche durch Senf und Zucker einen angenehmen Geschmack erhält, und in Schachteln gegossen (daher Schachtelsaft) in Handel kommt. Sie dient als Confect. Italien und Frankreich liefert die vorzüglichsten Sorten; auch kommen Marmeladen von ostindischen Früchten über England und Holland. F.

Marmont (Biesse de), Herzog von Ragusa und Marschall von Frankreich, geboren um das J. 1770, stammt aus einer adeligen Familie und empfang eine gute Erziehung. Man widmete ihn dem Artillerie-dienst. Er diente in der Armee von Italien, als Bonaparte ihn zu einem seiner General-Adjutanten wählte. Muth und Einsicht erwarben ihm das Vertrauen des Oberbefehlshabers, dessen oft schwierige Aufträge er mit Glück vollzog. Er war noch Bataillonschef, als er 1796 nach Paris gesandt wurde, um dem Directorium 22 den Oesterreichern unter Murrser abgenommene Fahnen zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit pries er in einer langen pathetischen Rede die Thaten der italienischen Armee und das Genie ihres Anführers. Zur Zeit der Eröffnung der italienischen Republik überbrachte er die Beschlüsse Bonaparte's dem Congreß von Reggio. Auch befand er sich bei der Expedition gegen Rom. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte er nach Paris zurück; und verheirathete sich mit der einzigen Tochter des durch Reichthum und Rechschaffenheit gleich ausgezeichneten Banquiers Pergaur. Als Bonaparte nach Aegypten ging, folgte ihm Marmont. Bei der Einnahme von Malta commandirte er eine der gelandeten Colonnen, schlug die Malteser zurück, erbeutete die Ordensfahne, und ward dafür zum Brigadegeneral ernannt. Bei dem Angriff auf Alexandria und auf dem Marsch nach Cairo leistete er wesentliche Dienste. Zur Zeit der Expedition nach Syrien löste er den General Kleber in dem Commando von Alexandria ab. Er hatte hier nicht nur die Verteidigung der Küsten gegen jeden Landungsversuch der Türken, sondern auch die Correspondenz mit Frankreich und insgeheim die Vorbereitungen zur etwanigen Abreise Bonaparte's zu besorgen. Letzterer Auftrag ist ein Beweis der großen Vertraulichkeit, die damals zwischen Beiden Statt fand. Nachdem er mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, beförderte er aufs thätigste die Revolution vom 18ten Brumaire. Er erhielt vom ersten Consul das Commando der Militärschule, ward zum Staatsrath für das Kriegsdepartement und zum Divisionsgeneral ernannt, und erhielt den Oberbefehl der Artillerie bei der Reservearmee, die zur Wiedereroberung Italiens bestimmt war, sich bei Dijon versammelte und zu Anfang Mai's 1800 zu Genf eintraf. Bei dem Uebergang über den Bernhard entwickelte er eben so viel Kenntnisse als Entschlossenheit. Er leitete den höchst beschwerlichen Transport des Geschützes und der Munition über diesen Berg, befand sich allenthalben, wo die Schwierigkeiten am größten waren, persönlich, und führte

glücklich eine der außerordentlichsten Unternehmungen in der neuen Kriegsgeschichte aus. In der Schlacht von Marengo unterstützte Marmont den entscheidenden Angriff Desaix auf das kräftigste, indem er seine Artillerie bis auf Musketenschußweite gegen die feindliche Linie vorrücken ließ, und wohnte dem Feldzug bis zu seiner Beendigung gleich thätig bei. Darauf wurde er General-Inspector der Artillerie und General en Chef der Armee von Holland. Von jetzt an zeigte sich eine große Veränderung in seinem Charakter. Stolz und übermüthig, als einer der reichsten und von dem ersten Consul am meisten begünstigten Geldherren, machte er sich seinen Soldaten eben so sehr als den Holländern verhaßt, welche dem Himmel dankten, als er 1805 zur großen Armee berufen wurde, um das zweite Corps zu befehligen. Er nahm an den Begebenheiten von Ulm Theil. Während der Schlacht bei Austerlitz hatte er in Steiermark die Bestimmung, die Armee des Erzherzogs Carl im Rücken zu beunruhigen. Nach dem Frieden wurde er zum Herzog von Ragusa ernannt. Er blieb mit seinem Corps in Ober-Italien stehen. Beim Ausbruch des Kriegs im J. 1809 stand Marmont in Dalmatien, und schien verloren, als die Unfälle bei Regensburg den Erzherzog Johann in Italien zum Rückzug zwangen. Er konnte sich hierauf mit der italienischen Armee vereinigen, mit welcher er siegreich gegen die Donau vordrang. In der Schlacht von Wagram befand er sich mit seinem Corps im Centrum. Nach Massena's Rückzug aus Portugal wurde ihm der Oberbefehl der gegen dieses Reich operirenden Armee übertragen. Seine Vereinigung mit Soult nöthigte Wellington, die Belagerung von Badajoz aufzugeben, aber die Franzosen vermochten oder verstanden nicht, ihre Vortheile zu verfolgen. Selbst als Marmont sich mit Dorsenne unter den Mauern von Ciudad Rodrigo vereinigt hatte, wagte er nicht, den Engländern eine Schlacht anzubieten, die sich in der Folge freiwillig zurückzogen. Als später Wellington wieder vorrückte, kam es am 22ten Juli 1812 zu einer blutigen Schlacht bei Salamanca; welche Marmont, der selbst verwundet wurde, verlor. Er war noch nicht ganz wiederhergestellt, als er 1813 zur Armee nach Deutschland berufen wurde, wo er sich bei Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig rühmlich auszeichnete. Als endlich die feindlichen Armeen immer weiter in Frankreich vordrangen, zog er sich hinter die Seine zurück, und nahm den 3ten April 1814 Schwarzerbergs Vorschläge an, Napoleons Fahnen zu verlassen und die provisorische Regierung anzuerkennen. Er war einer der ersten, die sich für Ludwig XVIII. erklärten, der ihm das Commando einer Compagnie Garde du Corps gab, und ihn zum Pair von Frankreich machte. Während Napoleons Usurpation 1815 folgte er dem Könige nach Genève und ward nach dessen Rückkehr Präsident des Wahlcollegiums des Côté d'or Departements.

Marmontel (Jean François), einer der classischen Schriftsteller der Franzosen, Mitglied der Academie française, war 1719 zu Vort in Limousin geboren. „Ich habe das Glück gehabt,“ sagte er, „an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleichheit des Ranges und Vermögens nicht fühlbar war. Ein kleines Eigenthum, einige Industrie oder ein kleiner Handel war der Nahrungszweig fast aller Bewohner. Daher wurde der Muth, die Freiheit des Charakters durch keine Art von Demüthigung unterdrückt. Ich kann sagen, daß ich während meiner Kindheit, obgleich ich in der Dunkelheit geboren worden, nur meines Gleichen gekannt habe, daher vielleicht etwas Unbiegsames, das ich in meinem Charakter behalten habe, und das

selbst Vernunft und Alter nie gehörig gemildert haben." Sein Vater war ein Schneider und besaß ein Landhaus. Hier verlebte Marmontel seine Kindheit, und lernte die Natur lieb gewinnen. Seine glücklichen Anlagen bewogen seine Aeltern, um einen Freitisch für ihn anzuhalten, den sie auch auf dem Collegium von Toulouse erhielten. Als Jüngling zeichnete sich Marmontel durch sein bündiges *Raisonnement* und eine genaue Ideenfolge aus; aber er nahm dabei einen steifen und pedantischen Ton an, den der Umgang mit der Welt und sein langer Aufenthalt in der Hauptstadt nie ganz vertilgen konnten. Obgleich ihm sein erster Versuch eines Preisgedichts mißlang, fuhr er doch besonders durch *Voltaire*, dem er seine poetischen Arbeiten sendete, aufgemuntert fort, und nachdem er einige Preise in den Blumenspielen (*jeux floraux*) von Toulouse gewonnen und einige Zeit das Abbeßkleid getragen hatte, kam er 1745 nach Paris. Hier lebte er in mäßigen Glücksumständen, und wohnte mit einigen ebenfalls unbegüterten Schriftstellern zusammen, mit denen er die Einrichtung getroffen hatte, daß jeder der Reihe nach einen Tag für die gemeinschaftlichen Ausgaben sorgte. *Voltaire's* Empfehlungen führten ihn in ansehnliche Häuser. Sein erstes Trauerspiel *Denis le Tyran* machte ihn als Theaterdichter bekannt. Durch Begünstigung der *Pompadour* ward er *Secretair* bei dem Bauwesen zu Versailles (*historiographe des batimens du roi*) mit 1500 Livres Pension, und erhielt auf zwei Jahre das Privilegium des *Mercur*. Er gewann damit 40,000 Livres. Eine sehr lustige Parodie einer Scene aus *Einem*, worin ein Vornehmer angegriffen war, wurde ihm fälschlich zugeschrieben; um ihn dafür zu bestrafen, verlor er das Privilegium und wurde auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Er hatte seine literarische Laufbahn mit Tragödien und Opern eröffnet. Seine *Contes moraux*, die bald darauf erschienen, erwarben ihm Ruf; er behauptete ihn durch andre Werke. Nach *Duclous* Tode erhielt er die Stelle eines *Historiographen* von Frankreich, und ward 1783 an *d'Alemberts* Stelle *Secretair* der *Academie*. Bei dem Ausbruche der Revolution verlor er seine Stellen. Während der ersten Stürme zog er sich auf ein Landhaus, einige Stunden von Paris, zurück, wo sein edles und sanftes Herz die Uebel besenkte, deren Zeuge er seyn mußte. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer lebenswüthigen Nichte des *Abbé Morelet* linderte einigermaßen seine Leiden, und gewährte ihm Trost in seiner Abgeschiedenheit. Doch ernannte man ihn 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinstituts. Im May 1797 wurde er von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt, und entging glücklich den damit verbundenen Gefahren, obwohl man ihn 1798 in St. Aubain, aber aus Irrthum in der Person, auf kurze Zeit verhaftete. Nach dem 18ten Fructidor des Jahres V wurde seine Wahl cassirt; er zog sich nach Abbeville im Departement der untern Seine zurück, und starb daselbst 1799 unter einem Strohdach, wo er einsam, arm und vergessen gelebt hatte. Marmontel hat ein bedeutendes schriftstellerisches Talent in seinen zahlreichen Werken entwickelt, welche in 32 Bänden (in 8. und 12.) erschienen sind. Seine berühmtesten sind *Contes moraux*, 3 Bände, welche Muster der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, und daher auch vielfältig gedruckt und übersezt (Deutsch von Schütz Leipz. 1794. 2 Bde. 8.) worden sind; *Bélaire*, zu trocken und ermüdend (dieses Buch, in welchem er den Fürsten gute Lehren geben wollte, verwickelte ihn in Streitsigkeiten mit der *Academie*, welche sich bei dieser Gelegenheit lächerlich machte); *Les Incas ou la destruction de l'empire du Pérou*, wenigstens theilweis in

interessant und anziehend; *Elémens de littérature*, eins der besten didaktischen Werke in der französischen Sprache; *Nonveaux contes moraux*, wiewohl minder berühmt als die frühern, doch nicht ohne großes Verdienst. Seine *Poétique française* in einem trefflichen Styl geschrieben ist reich an Paradoxien. Unter seinen historischen Werken ist das ausgezeichnetste: *Régence du Duc d'Orléans* (*Oeuv. post.* T. V. et VI. Paris 1805.)

Marmor, jeder Kalkstein, der wegen seiner Dichte und Härte Politur annimmt. Man verarbeitete ihn daher schon zeitig zu allerhand Kunstwerken, wovon der auf der Insel Paros vorkommende Beweis gibt, indem die mehrsten Werke der antiken Bildhauerkunst, welche auf uns gekommen sind, aus diesem Marmor gearbeitet sind. Er ist weiß, wie gebleichtes Wachs und hat seines Ansehens und matten Glanzes wegen viele Vorzüge. Jetzt schätzt man den von Carrara in Italien am höchsten, weil er sich gut bearbeiten und in großen Blöcken ohne Risse brechen läßt. Außerdem kommen in Italien, Frankreich, Deutschland viele farbige und bunte Marmorarten vor, wie unter den italienischen der schwarzliche *parangone*, der bunte *mistlo*; der graue *bardiglio*, *bigio antico*, der rothaderige *broccatello* etc.; unter den französischen der röhlich bunte *serancolin*, der schwarz und weiß geäderte *barbasan*, der grüne *campan*, aus dem Bisthum Vermand; unter den deutschen ist der von Blankenburg, (wo es auch eine Marmorühle gibt), welcher von allen Farben vorkommt, der beste. Gewöhnlich ist der weiße Marmor, welcher sich in Deutschland findet; von grobem Korn. Einfarbig grauer Marmor ist selten und theuer. Am häufigsten ist der bunte, der sich mit allerlei Farben gestreift, gefleckt, geädert, gewölkt etc. in vielen Ländern und besonders auch in Deutschland findet. In vielen Marmorarten finden sich demeritsche d. i. baumartige Zeichnungen, andere wie der florentiner Ruinen Marmor zeigen mitunter Umrisse von Gebäuden, Ruinen und allerlei andre Figuren (Bildermarmor); noch andere Sorten enthalten versteinerte Seethiere, Muscheln (Muschelmarmor), auch Abdrücke von Pflanzen. Spröder Marmor ist von feinem Korn und specifisch leichter als der weiche, der, wegen besserer Bearbeitung, jenem vorgezogen wird. Fehler am Marmor sind, wenn er Knoten, oder sogenannte Nägel, Schmirgelfstellen u. s. w. hat, welche schwarze Flecken bilden oder Ungleichheiten hervorbringen; welches besonders beim weißen Statt findet. In Sachsen, Coburg und Meiningen verfertigt man viele Millionen kleiner Marmor- und Steinfugeln auf besondern Mühlen, die als Ballast nach Indien gehen, und obgleich sie am Orte der Verfertigung sehr wohlfeil sind, doch einen Handelszweig für jene Gegend geben. Künstlicher Marmor wird aus Gyps bereitet. Zu dem Ende wird eisenfreier Gyps gebrannt, mit reinem Leimwasser und den beliebigen Farben zum Teige eingeknetet, an die zu überziehenden Wände angeworfen, glatt gerieben, nach dem oberflächlichen Trocknen stark genäßt und mit feinem Kalkpulver mittelst weicher Pinsel geglättet und polirt. F.

Marmorchronik, arundelianische oder parische, oder auch arundelischer Marmor. Diese Chronik, das einzige Originalwerk aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr. Geb.) verfertigt, und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meisten Schriftstellern, die ihrer erwähnen, zu Paros (daher parische Chronik), nach andern zu Emrna ausgegraben. Sie umfaßt unerschämmt seinen Zeitraum von 1328 Jahren. Sie

lang nämlich von Ciceron 1582 v. Chr. Geb. an und endigte 264 v. Chr. Geb. Das erhaltene, unleserliche Bruchstück reicht nur bis 354 v. Chr. Geb. Thomas, Graf von Arundel (daher auch Marmora Arundeliana) erkaufte sie 1627, und sein Enkel, Heinrich Howard schenkte sie 1667 der Universität Oxford. Johann Selden (1623), Humphrey Prideaux (1676), M. Mattaire (1732), M. Chandler (1763 sehr prachtvoll) und Wagner (übersetzt und erläutert nebst Bemerkungen über ihre Richtigkeit nach dem Engl. von Robertson und Hewlett) Göttingen 1790 herausgegeben.

Marmotte, s. Murmelthier.

Marocco, oder Maroko. Das afrikanische Kaiserthum Fez und Marocco gränzt an das mittelländische und atlantische Meer, an das Atlasgebirge und Algier, und besteht aus den Reichen Fez, Marocco, Suß, und den Ländern Tassilet, Dra (Darab), Segelmessa, Sarah, einem Theile der Wüste gleichen Namens und Tremezen. Man schätzt die Größe auf 7425 Quadratmeilen mit 3 Millionen Menschen. Das Klima gehört zu den angenehmsten, da hier fast ein ewiger Frühling herrscht. An der Seelüste ist der Boden sandig und wenig bewohnt, im Innern aber fruchtbar und wohlangebaut. Aus den Seehäfen Salé, Mogador, Saffo, St. Croix, Larache, Tetuan und Tanger werden von den Europäern jährlich ansehnliche Quantitäten von Getraide, Wolle, Oel, Gummi, Häuten, Mandeln, Datteln und rohem Kupfer ausgeführt. Unter den Fabrikaten sind Saffian (daher Maroccanisches Leder, marroquin) und Seidenzeuge die vorzüglichsten. Der Kaiser, welcher sich einen Herrn des Westens nennt, erkennt die Oberherrschaft des türkischen Kaisers nicht an, und wird durch keinen Divan eingeschränkt. Er herrscht völlig despotisch in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Man schätzt seine Einkünfte auf eine Million Piaster. Die Landmacht besteht aus 6000 Negern und 6000 Arabern; die Seemacht aus 24 Fahrzeugen von 45 bis 4 Kanonen. Die Bewohner des Landes sind: 1. Mauren, die Bewohner der Städte; 2. Araber, die Bewohner des Landes (wobei auf die Abstammung nicht gesehen wird). Beide haben die mahomedanische Religion und arabische Sprache gemein, und heißen Befreite oder Rechtgläubige; 3. Berber, oder wie sie sich selbst nennen, Amazig, die von den Fremdlingen in die Gebirge gedrängten Abkömmlinge der alten Bewohner, die größtentheils unter eignen Fürsten, welche sie Amgar nennen, stehen. Sie sind auch Mahomedaner, aber ihre Sprache hat mit der arabischen nur die Buchstaben gemein; 4. Neger, etwa 24,000 an der Zahl und im ganzen Lande zerstreut. Sie sind keine Sklaven, sondern stammen aus einem Lande jenseit des Atlas über, das der Sultan Ismael eroberte, und dienten Anfangs als Soldaten; 5. Juden, die sich selbst Philister, d. h. Leute aus Palästina, nennen. Sie sind äußerst verachtet und gedrückt; 6. Renegaten von Juden und Christen, unter welchen letztern die Spanier die zahlreichsten sind; 7. Christen, die als Kaufleute, Künstler oder Sklaven dort leben. — Die Hauptstadt Marocco, von einem arabischen Fürsten, Namen Jussuf, um die Mitte des 11ten Jahrhunderts erbaut, zählt 20,000 Einwohner, und ist die gewöhnliche Residenz. Fez ist die reichste Handelsstadt des Reichs, mit 30,000 Einwohnern, über 200 öffentlichen Herbergen und gegen 500 Moscheen, auch der reichsten Bibliothek in Afrika. Sie hat viele Fabriken. Meknes hat 10 bis 15,000 Einwohner. Sie ist sehr unreinlich und schlecht gebaut. — Von der Geschichte des Landes mag folgendes hinreichen. Das Reich, das anfangs einen Theil

der östlichen afrikanischen Besitzungen der Califen ausmachte, kam seit 1551 in die Gewalt des Scherifs, oder angeblichen Nachkommen Mahomets. Um die Zeit, da Fez und Marocco in die neuere Geschichte eintritt, wurden diese Länder von den letzten Fürsten aus dem Hause der Merinen beherrscht. Das Reich selbst war in mehrere kleine Staaten zerstückelt, deren Beherrscher alle zur merinidischen Dynastie gehörten. Die aus einer solchen Zersplitterung entstandene Schwäche machte schon den Portugiesen Eroberungen leicht; noch mehr aber reizten sie die benachbarte Scherife vom Hause Saadi, sich des ganzen Staats der Marinen zu bemächtigen, die Fez und Marocco auch von 1551 bis 1654 beherrschten. Die Brüder Ahmed und Mehemed hatten sich anfänglich in die Länder getheilt; aber sie bekriegten sich und letzterer behauptete sich allein (von 1550 bis 1556). Als er 1556 ermordet wurde, hinterließ er seinem Sohne Abdallah ein Reich, das die beiden Mauritaniën, den größten Theil von Numidien und noch 14 andre Provinzen enthielt. Sein Sohn und Nachfolger, Mulei Mahomet, ward von seinem Oheim Abdelmelec des Reichs beraubt. Nachdem beide auf dem Schlachtfelde geblieben waren, kam das Reich ungetheilt an Ahmed Scherif, Abdallahs dritten Bruder, unter dem es seine größte Ausdehnung erhielt. Seine fünf Söhne bekriegten sich der Thronfolge wegen, bis endlich der älteste, Mulei (Prinz) Zidan wieder Herr aller maroccanischen Länder wurde. Während seiner Regierung vertrieb Philipp III. (1610) 90,000 Maranen, die sich größtentheils in Fez und Marocco niederließen, und hier neues Leben verbreiteten. Nach Mulei Zidans Tode (1664) ließ sich der Araber Krom Elhadshi zum König des Reichs ausrufen, und alle Sprößlinge der saadischen Scherife vertilgen. Gegen ihn erhob sich Scherif Mulei Ali aus Janbo in der Nähe von Medina, der Stifter der alidischen Scherife aus Janbo (von 1654 bis auf unsre Zeiten). Er wurde König von Tafillet. Während seiner milden Regierung erholte sich das hart mitgenommene Land. Ihm folgte (1658) sein Sohn Mulei Mahomet, dessen friedliche Regierung durch die Empörung seines Bruders Reschid beunruhigt wurde. Nach Mahomets Tode (1664) war Reschid nicht nur Herr von Tafillet, sondern er eroberte Fez, Marocco, Mekines u. s. w. aufs neue und war der mächtigste und reichste Regent von Afrika. Unter ihm und seinem Sohne Mulei Ismael war Fez und Marocco ein halbes Jahrhundert lang eine Blutbank der Unterthanen. Bei Mulei Reschids Tode trennte sich das Reich. Mulei Ismael erhielt Fez; Tafillets bemächtigte sich sein Bruder Harran, und seinem Neffen Mulei Ahmed verschaffte Mulei Harran Dra (Dera) als ein eignes Königreich. Ismael theilte nach wiederhergestelltem Frieden seine Zeit zwischen Weibern (deren er 8000 hatte, mit denen er 1200 Kinder gezeugt haben soll) und Blutbefehlen. Um sich auf dem Throne zu sichern, errichtete er ein Heer von Negern, mit welchem er Tanger (1684) und andre auf der Küste gelegne Plätze nach und nach besetzte. Mulei Ismael endigte seine lange Regierung in einem Alter von 81 Jahren (1727) unter den Empörungen seiner Söhne. Sein Nachfolger ward endlich Mulei Ahmed, der seinen Bruder Abdul Melic erdrosseln ließ, bald darauf aber selbst starb (1729). Die Neger schalteten nun über dem Thron. Mulei Busaris, des Vorigen Sohn, der das meiste Recht zur Nachfolge hatte, wurde von seinem Oheime, Mulei Abdallah, Mulei Ismaels Sohn, verdrängt, der eben so launenvoll und grausam wie sein Vater herrschte (von 1729 bis 1757). Er wurde fünf Mal abgesetzt; während der letzten Jahre, wo er seine Zeit zwischen Trin-

ten und Hinrichtungen theilte, besorgte sein einziger Sohn und Thronerbe, Sidi Mahomet, die Staatsgeschäfte. Er befestigte die Ruhe im Reiche, fuhr nach seines Vaters Tode fort, die Statthalter von sich abhängiger zu machen, und suchte Industrie und Handel zu beleben. Aber dadurch, daß er zu früh ernten wollte, brachte er sich um die Früchte seiner lobenswerthen Anstrengungen. Besser gelang es ihm, seine Einkünfte durch Friedensverträge mit den europäischen Mächten zu vermehrten. Dennoch wollten die Einkünfte zur Bestreitung der Ausgaben nicht hinreichen. Er bot daher schon 1778 seinem ältesten Sohne, Mulei Ali, und als dieser ihn ausschlug, seinem jüngern Sohne Mulei Jezid, den Thron an. Nach dem Tode seines Vaters, der schon die Negermacht vernichtet hatte, war seine Thronerhebung mit wenigern Unruhen verbunden, als in frühern Zeiten. Wegen der Erschöpfung des Schatzes mußten die europäischen Mächte, um Frieden mit Marocco zu behalten, sich zu neuen Geschenken verstehen. Mulei Jezid belagerte Ceuta, die Spanier bombardirten Tanger (1791) und in Marocco selbst brach ein Aufruhr aus, wobei Mulei Jezid tödlich verwundet ward (reg. von 1790 bis 92). Unter den verschiednen Thronpräsidenten behauptete sich ein Bruder des vorigen Sultans, Mulei Soliman, als Hauptregent von Mez und Marocco, neben dem aber mehrere königliche Prinzen als Unterregenten in den Provinzen bestanden. Zu dem Kriege der Psorte gegen Frankreich in Aegypten stellte Mulei Soliman ein ansehnliches Contingent. Fast alle europäische Nationen erkaufen den Frieden dieser Seeräuber durch jährliche vorgeschriebne Geschenke.

M a r o c c o, ein Schnupstabaß aus Marylandischen Blättern; er wird feiner gemahlen, als der Kappse, und zu Offenbach und Frankfurt am M. bereitet. (s. Tabak.) F.

M a r o n e n nennt man die italienischen, eßbaren Kastanienfrüchte. Sie sind größer als die in Frankreich und Deutschland erbauten, und zeichnen sich durch angenehmen Geschmack aus. Toskana und Corsika treiben damit starken Handel. Der Kastanienbaum (*Castanea vesca*) ist sehr fruchtbar und kann binnen wenig Jahren sehr groß werden. Am Aetna sieht man den berühmten Castagno do cento Cavalli, dessen hohler Stamm 204 Fuß Umfang hat, und den C. del Galea von 76 Fuß. F.

M a r o n i t e n heißt eine Partei orientalischer Christen, deren Entstehung eine Folge der monotheletischen Streitigkeit war. Im 7ten Jahrhundert war die Meinung, daß Christus nur mit einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen und selbst von einigen Kaisern, namentlich Heraclius, unterstützt worden. Da aber ihr letzter Beschützer, der Kaiser Philippicus Bardanes, 713 starb, wurden die Monotheleten (d. i. die, welche nach Vereinigung beider Naturen in Christo nur einen Willen annahmen) feierlich verdammt und von seinem Nachfolger Anastasius II. vertrieben. Ueberreste dieser Partei ertheilten sich in den **M a r o n i t e n**, einer Mönchsgesellschaft in Syrien um den Berg Libanon, welche schon im 6ten Jahrhundert erwähnt wird, und von ihrem Stifter Maron diesen Namen führte. Ein gewisser Mönch Johannes Maro oder Marum hatte dort im 7ten Jahrhundert den Monotheletismus verbreitet. Von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen gedrängt und als Ketzer behandelt, wuchsen sie in der Gegend des Gebirges Libanon, die jetzt **K e s r u a n** heißt, zu einem kriegerischen Bergvolke zusammen, das seine politische wie seine kirchliche Selbstständigkeit auch gegen die Ma-

homerischer tapfer zu vertheidigen mußte und sie bis jetzt unter türkischer Oberherrschaft gegen Erlegung eines Tributs, wie die Drusen, behauptet. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militärischen Freistaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. Gemeingeist hält sie zusammen. An Einfachheit der Sitten, Frugalität und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griechischen Kirche. Seit dem 12ten Jahrhundert haben sie sich mehrere Male dem Papste unterworfen und an die römische Kirche angeschlossen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß sie bei einer in ihrem Stammkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltenen Synode die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung annahmen. Bis dahin hatten sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen, und sich dabei wie die Griechen, schlichter Brote bedient; nach dieser Synode blieb ihnen noch die Priesterweihe nach Art der griechischen Kirche und der Gebrauch der arabischen Landessprache beim Gottesdienste, nur die Messe wird in altirischer Sprache gelesen. Ihr Oberhaupt nennt sich Patriarch von Antiochien, ob er gleich im Kloster Kanobin auf dem Libanon residirt, und legt dem Papste allemal nach 10 Jahren Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Cleriker, die in sieben Graden aufsteigen. In Kesruan sind über 200 maronitische Manns- und Frauenklöster, die der Regel des heiligen Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Cleriker besteht seit 1548 ein maronitisches Collegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt, noch durch die Sendung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der römischen Kirche ganz einzupflügen, und sowohl die in Kesruan, als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben. E.

Maroquin, s. Marroquin.

Marot (Élément), ein französischer Dichter, der sich besonders im Epigramm und im leichtern Liede ausgezeichnet hat. Er war 1495 zu Cahors geboren und kam früh nach Paris, wo er, wie sein Vater, Kammerdiener Franz I. und Page der Herzogin von Alençon, Margarethe von Frankreich, wurde. Er folgte 1525 dem Könige nach Italien, und wurde in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen. Nach seiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luthers zu seyn, mußte Gefangenschaft und Verfolgungen erdulden, floh endlich 1543 nach Genf und ging von da nach Eurla, wo er 1544 starb. Marot besaß bei einem ernsten und philosophischen Weupern, eine angenehme und fruchtbare Phantasie und einen lebhaften Witz. Man hat von ihm Briefe, Elegien, Rondeaux, Valladen, Sonette und Epigramme. Alle seine Gedichte, so wie auch seine in Gesellschaft des Reza vörfertigte Uebersetzung der Psalmen, die lange in den protestantischen Kirchen Frankreichs gebraucht worden ist, sind im epigrammatischen Styl abgefaßt. Natur und Naivetät sind der Charakter dieses Stils, der unter dem Namen Style Marotique eine eigne Gattung der poetischen Schreibart bei den Franzosen bildet, in der verschiedene der besten Köpfe gearbeitet haben. (s. d. Art. franz.)

Poesie.) Seine Werke sind mit den Werken seines Vaters Jean und seines Sohnes Michel, die ebenfalls Dichter waren, zusammen erschienen. (*Oeuvres à la Haye 1731. 3 Voll. 4. und 6 Voll. 12.*)

Marburg (Friedrich Wilhelm), war 1718 zu Seehausen geboren. Er verband mit dem Studium der Wissenschaften ein gründliches Studium der Musik, welcher er seine meiste Zeit widmete, auch nachdem er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an seinen Tod 1795 bekleidete. Er war ein eben so scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaften gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Gerber nennt ihn unsern ersten musikalischen Literator und Tonlehrer. Von seinen sehr zahlreichen Schriften nennen wir seine Anleitung zum Clavierspielen in zwei Bänden, seine Abhandlung von der Fuge, seine historisch kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik, sein Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition, seine Anfangsgründe der theoretischen Musik, seine Anleitung zur Singcomposition, seine kritische Einleitung in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuen Musik, seine kritischen Briefe über die Tonkunst, und seinen Versuch über die musikalische Temperatur. Seine Geschichte der Orgel, die ihn in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, blieb unvollendet. Als Componist war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie ist eine Art der mosaïschen oder musivischen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verschiedne Farben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warmem Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt sind, ganze Gemählde zusammensetzt. Diese Kunst war schon den Alten bekannt und wurde theils durch Philipp Bruneleschi (geb. zu Florenz 1377, gest. 1446), theils durch den Julianus da Majano (geb. zu Neapel 1387, gest. 1457) wieder hergestellt. Letzterer verfertigte in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Cervellino und Dominicus di Mariotto unterstützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, gest. 1498) übertraf in der mit Holz eingelegten Arbeit alle Künstler seiner Zeit; er verfertigte Perspective, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln, und wurde dazu selbst ins Ausland berufen. Johannes da Verona, (geb. 1469, gest. 1537), der bei Philipp Bruneleschi gelernt hatte, wurde zu Rafaels Zeit in Rom durch seine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunst, dem Holz mit durchdringenden Ölen und siedendheißen Farben alle Arten der Farben zu geben; und mit diesen gefärbten Hölzern besonders Häuser, Perspective und andre Malereien täuschend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergleichen Arbeiten ausgeführt. So wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Carl von Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorstellten.

Marquis (ital. *Marchese*), ist ein Titel, welchen ohne alle weitere Veränderung seiner Verhältnisse jeder von niederm Adel erhalten kann, und welcher folglich mit der Würde eines Markgrafen in deutschem Sinne nicht zu verwechseln ist. Er stand in Frankreich zwischen dem hohen und niedern Adel; in England folgte sonst der Marquis nach den Herzogen; in Italien hat der *Marchese* seinen Rang vor dem Grafen. *Marquise* heißt die Gemahlin eines Marquis; denselben Namen führt ein vor den Fenstern angebrachtes Dach von Leinwand, als Schutz gegen die Sonnenstrahlen.

arroquin, Marokkanisches Leder, ist soviel als Saffian Zubereitung bei den Türken ein Geheimniß ist. Man hat in Deutschland viele Fabriken, welche in Marroquin allerhand Arbeiten (Chatouillen, Struis u. s. w.) arbeiten; eben so in oquinpapier, welches das Ansehen des Marroquins nachahmt. arroquin wird vorzüglich in Syrien, auf der Insel Cypern u. a. uischen Orten von verschiedenen Farben bereitet.

ars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges, nach den ältesten Dichtern war er ein Sohn des Jupiters und nach spätern der Juno allein, der wildeste der Götter. Er ist Mars eine pelasgische Gottheit, welche in Thrazien ursprünglich ehrt wurde, und von da aus zu den Griechen kam. In den frühzeiten war er das Symbol der Macht der Gottheit, und bei den n das Symbol des Krieges, in so fern nur Stärke, Kühnheit und Muth dazu gehören; dahingegen Minerva als Kriegsgöttin das der mit Ueberlegung und Kenntniß des Kriegswesens verbundene pferkeit ist. In spätern Zeiten wird er immer menschlicher gehalten als Ketter der Unschuld &c. Die Römer erhielten seinen Dienst in den frühesten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer Romulus und Remus, waren von ihm mit der Rhea Silvia worden. Außer mehreren Tempeln war ihm zu Rom auch das feld (s. Märzfeld) gewidmet. Seinen Dienst verrichteten ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier, seinen vom Himmel gefallnen Schild (ancile) aufbewahrten. ar ihm der Monat März geweiht. Am ersten März und am October wurden ihm Feste gefeiert. Ihm waren bei den Römern uer, die Soldaten und Jechter, desgleichen auch die Pferde, obogel, Geier, Hähne, Spechte und Wblse heilig; auch die aurilia wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannten sie irinus, gradivas, der schreitende im Kriege. Seine Gemahlin chwefter war bei ihnen die Bellona. Die Griechen hingegen n ihm keine eigentliche Gemahlin zu; aber er erzeugte einige Kint der Venus und verschiednen andern Geliebten. Die Umarmung ern wurde vom Helios dem Vulkan verrathen. Dieser verfertigte stliches, überaus feines Netz, warf es über beide, die er eben n Lager beisammen fand, rief sodann alle Götter herbei und gab hämten Gefangnen dem Spotte der Olympier Preis. Venus gen die Harmonia (Eintracht). Deimos (Schreck) und Phobos) sind seine Söhne. Simonides nennt noch den Eros als einen des Mars und der Venus. — Phobos ist sein steter Kriegsgefährund Deimos spannen seinen Kriegswagen an und lenken ihn im e; Enyo, die Städteverwüsterin (Bellona) und Eris wandeln npe neben ihm her. — Die Fabel erzählt verschiedene einzelne von ihm. Im Gigantenkriege kommt er nur bei den spätern n vor. Nach Claudian griff er die Riesen zuerst an und erlegte orus und Atlas. Vor dem Typhorus mußte er aber, wie die Götter, fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er einen Fisch. Im Gefechte mit den Alroiden Otus und Ephialtes er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß wo er 13 Monate schmachten mußte. Die Mutter der Alroiden aber seinen Aufenthalt dem Hermes und dieser befreite ihn wie. Mit dem Hercules geriet er zwei Mal in Kampf, indem er selb ihnen gegen ihn beistehn wollte. In dem einen Kampfe wurde er selbst verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er sein is zwischen die Fechtenden schleuderte. Dagegen tdtete Mars

den Halirrhottus, Neptuns und der Nymphe Euryste Sohn, weil er seiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollen. Neptun verklagte ihn deshalb bei den zwölf Göttern, welche ihn auf einem Hügel bei Athen (Marsbügel) richteten und lossprachen. Da Mars der erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so bekam dasselbe nach ihm den Namen Areopagus. Im trojanischen Kriege stand Mars den Troern gegen die Griechen bei. Diomedes verwundet ihn, daß er gleich zehntausend Männern schreit. Auch kämpfte er gegen die Minerva, in deren Regide er seinen Speer schleuderte, wogegen sie ihn mit einem Steinwurf zu Boden schmetterte, daß er sieben Hufen Landes mit seinem Körper bedekt. Abgebildet wird Mars als ein junger männlicher Krieger in voller Rüstung, von kräftigem Körperbau, mit gedrungenem Gesicht, breiter Stirn, tiefliegenden Augen, kleinem Mund, dichtem, aber kurzem Haar. Helm, Speer, Schwert und Schild sind seine Attribute. Den Namen Mars führt auch ein Planet; in der Chemie bedeutete dieser Name sonst auch das Eisen, in beiden Fällen wurde er durch ♂ bezeichnet.

St. Marsan (Graf von), gehörte früher zu den mit der Regierung unzufriedenen Piemontesen, welche die Partei der Franzosen ergriffen. Bonaparte nöthigte ihn, wider Willen im diplomatischen Dienste zu seyn. Am Hofe zu Berlin war er natürlich eine der wichtigsten Personen; man schätzte ihn sehr, weil er, soviel es bei einem Herrn, wie der seinige war, anging, zum Besten des preussischen Staats handelte, und oft mit Verläugnung und Gefahr seiner selbst die demselben verderblichen Maasregeln abwandte oder mäßigte. Auch einzelne Individuen warnte er zu rechter Zeit vor der ihnen bevorstehenden Verfolgung. Nach dem Falle Bonapartes trat er wieder in die Dienste des in Turin wieder eingesetzten Königs von Sardinien, und war dessen Gesandter beim Congresse in Wien, wo er aller Achtung genoß, aber seine Bedeutung mit der unter Bonaparte gehaltenen freilich nicht zu vergleichen war.

Marsch ist ein kurzes Constück von ernsthaftem und feierlichem Charakter, in einer geraden Tactart und einem gemäßigten Zeitmaße, welches vorzüglich zu militärischen Aufzügen bestimmt ist. Weil der Marsch nicht bloß die Absicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, sondern auch zugleich die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern, so muß der Rhythmus dabei sehr stark markirt und herausgehoben werden. Leider wird der charakteristische Marsch der Deutschen in der neuern Zeit durch Tänze verdrängt.

Marschall, alt Marschall, franz. Maréchal. Man hat vielerlei Meinungen über die Etymologie dieses Worts. Manche haben es von Mars, dem Kriegsgotte, und Schall, einem feinen, listigen Diener, hergeleitet, so daß es gleichsam einen im Kriege wohlverfahrenen Diener bezeichne; Andre von dem alten Mar, Pferd, und Schall, also, der bei den Pferden angestellt wäre, Stallmeister (daher auch im Französischen Maréchal, der Hufschmid); endlich noch Andre von Meher oder Maper (einem Vorseher, Versorger) und Saal, Hof, um damit einen obersten Vorsteher des Hofes, einen Oberhofmeister anzuzeigen. Die letztere Bedeutung scheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarschall verbindet, übereinzustimmen, welcher an fürstlichen Höfen einen der vornehmsten Hofbedienten anmacht, von welchem die ganze innere Haushaltung des Hofes, der Küche, des Kellers u. s. w. und die Aufsicht über die Hofbedienten abhängt, so daß er den gewöhnlichen Aufgang, die vorfallenden Gepränge beim Empfang fremder Gäste, bei besondern Feierlichkeiten und Fe-

ßen bestreiten und besorgen muß; daher es auch ein besonderes Hofmarschallamt gibt, welches einem untergeordnet ist. — Es ist denn auch der Reichsmarschall, Land- oder Hofmarschall auf einem Reichs- oder Landtage bezeugt unter den Reichs- oder Landesherrn, welcher auf die äußere Ordnung bei den Versammlungen der Erndte steht, den Vortrag dabei führt, den Vortrag hält u. s. m. Er heißt Hofmarschall, in so fern die Amt bei einem gewissen Hofe bezieht sich. — Bei kaiserlichen Ankerhöfen, Kurfürsten u. dergl. pflegen Marschälle bestellt zu werden, welche den Zug oder Abreisen des Herrschers anzuordnen, für Ordnung sorgen, und zum Zeichen ihrer Würde einen Marschallstab tragen. — Der Feldmarschall (marchal de camp) ist der oberste Befehlshaber bei den Landkriegen. — Endlich erwähnen wir noch der ehemaligen Würde eines Reichs-Erzmarischalls des deutschen Reichs, welcher als ein vornehmer Erbkämmerer für die Ordnung der Reichstagen und außerordentlichen Fürstlichkeiten besorgt wurde, und sein Amt wieder durch einen Hofmarschall verwaltet wurde. Dieses Erzmarschallamt hatte der Kurfürst von Sachsen zu.

Marschall von Sachsen, s. Maria, Graf von Sachsen.
Marschälle, Reichsmarschälle, französische. Es gibt deren gegenwärtig 12 ernannte Ludwig XVIII. am 3ten Jul. 1816, nämlich 1) den Herzog von Orleans, seit 1790 Generalleutnant; 2) den Grafen von Beaumont, seit 1792 Generalleutnant; 3) den Kriegsminister Clarke, Graf von Hennin, Herzog von Fieschi, seit 1793 Divisionsgeneral und Generalleutnant, und 4) den Grafen Darnley. Die übrigen 8 waren 1) Darnley, Herzog von Conz, 2) Graf Joubert, 3) Darnley, Herzog von Fieschi, 4) Darnley, Herzog von Fieschi, 5) Darnley, Herzog von Fieschi, 6) Darnley, Herzog von Fieschi, 7) Darnley, Herzog von Fieschi, 8) Darnley, Herzog von Fieschi, 9) Darnley, Herzog von Fieschi, 10) Darnley, Herzog von Fieschi, 11) Darnley, Herzog von Fieschi, 12) Darnley, Herzog von Fieschi. Alle diese leisteten im Juli 1816 dem König den Eid der Treue.

1816 ist, eine Tafel bei Hof, für die kaiserlichen, die kaiserliche Tafel selbst, ihres hohen Ranges wegen, dienen.

nder, so nennt man fleckige, besonders an Wein- und Ländereien, die sich durch einen sehr fruchtbaren, guten, sauren, fruchtbaren, oder doch stark zusammenhängenden Boden auszeichnen. Dergleichen Ländereien sind gewöhnlich der trockenen Pflanze, daher auch die große Fruchtbarkeit, welche Ländereien finden sich an den Ufern der großen Flüsse, wo die Pflanze ausgetrocknet, oder durch Dürre (Dürre) trocken gelassen.

Diese nennt man aber nicht sowohl Marschländer, welche Pflanzung nur an den Meeresküsten ähnlich ist, sondern Marschland. An der Nordsee sind die Marschländer die bekanntesten. — Marsfelle, die Hauptstadt des französischen Departements der Rhonemündungen, eine große und schöne Handelsstadt an der Mündung der Rhone, mit einem Freihafen. Sie wird in die alte und neue Stadt getheilt. Berühmt ist die schöne Aussicht (Vista) auf einer Höhe von Marsfelle, von welcher man das mittelländische Meer vor sich, und zur Linken unzählige Felsklippen (Felsen genannt) überblickt. Marsfelle zählte vor der Revolution gegen 100.000 Einwohner, hatte beträchtliche Fabriken von Eisen, Stahl, Salpetermineralen, Kupfer, die im

Generalarfenal verfertigt werden, Seife (Marfeller Seife), Corallen u. f. w. und trieb einen anfehnlichen Handel nach der Levante, nach Italien und Spanien und nach der nordafrikanischen Küfte. Der Hafen, deffen Eingang wegen verborgener Klippen gefährlich ift, kann mehrere taufend Schiffe faffen; für Kriegsfchiffe ift er jedoch zu Etadelle auf der einen und das Fort St. Jean auf der andern feiten ihn. Außerdem beherrscht das auf einem fteilen F Fort Notre Dame de la Garde die auf der Landfeite n Stadt. Das Trinkwaffer wird durch Wasserleitungen h zu dem Sehenwürdigkeiten gehören einige jezt aufgehoben Domkirche (vormals ein Dianentempel), das Rathhaus, der Palaß des Gouverneurs, das Zeughaus und das 1 Ferner ward allda 1726 eine Akademie der fchönen Künfte, ein Lyceum errichtet, mit welchem eine öffentliche Bibliothek verbunden ift. Wegen des Handels halten fich immer eine große Menge Fremde daselbft auf, auch ift der Ton daselbft frei, ungezwungen und herzlich als in Paris. Marfelle gehört übrigens zu den älteften Städten von Europa; es wurde zu den Zeiten des Tarquinius Prifcus von einer Colonie der Phocier erbaut, hatte eine freie aristokratische Verfassung, und war ein Sig der Künfte und Wiffenfchaften, bis die Barbaren Gallaunien überfchwemmten.

Marfeller Hymne, Marfeller Marfch, f. Rouget de Lisle.

Marfer. Mit diefem Namen werden zwei verschiedene Völker bezeichnet: einmal ein kriegerifches Volk in Mittel-Italien, das fich in dem Bundesgenoffenkrieg, der auch nach ihm der marfische heißt, hervorthat; zweitens ein deutsches Volk, vom Stamme der Ifäbonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang, und fich besonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Abmer aber fich wieder in das Innere zurückzog. Es scheint, daß die Marfer zu den Eberuffern gehörten, und nur kurze Zeit als ein eignes Volk auftraten.

Marfch (Herbert), einer der berühmteften und fruchtbarften polli-

nds, ift der Hauptfich schon ie auf dem m Water-e, ging er kommen. auf, und (Richard Englische theilte er verschaffen ihm we ntion. Als ng Marfch Mit el- felt er sel- in lateini- en an Ge- und be- Et hatte

das Schicksal, in viele gelehrte Streitigkeiten verwickelt zu werden, und zwar zuerst mit einem Archidiaconus Carbis über einen Gegenstand der theologischen Kritik. Darauf suchte er in dem Werke: *Patle's Essay on the English national Credit, or an attempt to remove the apprehensions of those, who have money in the English Funds; translated from the German*, 8. 1797. die Hilfsquellen und die Ehre Britannien's gegen die Verkleinerer derselben zu vertheidigen, und seine Landsleute über den Zustand ihres Vaterlandes zu beruhigen. Späterhin vertheidigte er seine in seiner Dissertation on the origin and composition of the three first Gospels, 8. 1802. aufgestellte Hypothese in mehreren Schriften, besonders gegen eine scharfsinnige anonyme Schrift, welche die allgemeine Meinung dem damaligen Bischof von Orford zuschrieb. Hierauf ward er in einen Federkrieg über das Erziehungssystem des Doctors Bell und Joseph Lancaster's verwickelt. Mit dieser Fehde war eine andere in Rücksicht der Bibelsocietät verbunden, wegen welcher unser Schriftsteller von einem Schwarm erhabter Köpfe mit einer solchen Bitterkeit angefallen wurde, die des Gegenstandes durchaus unwürdig war. Während er sich auf diese Weise herumstritt, ward er schon wieder von einer andern Seite herausgefordert. Einer der beliebtesten katholischen Geistlichen in London, von dem Wunsche beseelt, einen so großen Streiter zur Mutterkirche zu bringen, suchte den theologischen Ritter zu überzeugen, daß er mehrere seiner schärfsten Pfeile aus des Papstes Röcher genommen habe (1813). Aber der Ausgang lehrte, daß der katholische Befehrer seinen Kräften zu viel, und der Stärke seines Gegners zu wenig getrauet habe: denn er mußte auf eine lächerliche Weise abziehen. Seine übrigen wichtigern theologischen Schriften sind: *Essay on the usefulness and necessity of theological Learning*, 4. 1792. — *History of the translations, which have been made of the Scriptures*, 1812. 8. — *A Course of Lectures containing a descriptive and systematic arrangement of the several Branches of Divinity*, 8. 1810. — *Six lectures on the Interpretation of the Bible, being part. III. of a course of Lectures*. — Als politischer Schriftsteller hat sich Marshall auch bekannt gemacht durch seine *History of the Politics of Great Britain and France from the time of the conference at Pillnitz to the declaration of the war*, 2 vol. 8. 1799. — *An examination of the conduct of the British Ministry, relative to the late proposal of Buonaparte*, 8. 1800. — *The History of the Politics of Great Britain and France vindicated from a late attack of William Belsham*, 8. 1801. Sein neuestes Werk ist: *A comparison View of the Churches of England and Rome*.

Marshall (John), geboren zu London am 23ten August 1602, gestorben zu Busbyhall in der Grafschaft Orford am 25ten Mai 1685 als Kanzleischreiber, Ritter und Baronet, hat in seinem *Canon chronicus aegyptiacus, hebraicus, graecus*, (Lond. 1672. f. Frankfurt 1696. 4.) zuerst Licht und Ordnung in die ägyptische Chronologie gebracht. Ungeachtet seiner zu großen Vorliebe für das Ansehen der hebräischen Nachrichten, und seines zu gewagten Vordringens in Zeiten, welche keine historisch-kritische Genauigkeit zulassen, sind seine Resultate über die verschiedenen Dynastien und über die Regentenfolge in Aegypten im Wesentlichen als die bewährtern gültig geblieben. A—s.

Marfigli (Lodovico Fernando, Graf von), geboren zu Bologna im Jahr 1658, war von Jugend auf mit den berühmtesten Gelehrten Italiens in Verbindung. Eine Reise, die er im J. 1679 mit dem vaticanischen Gesandten nach Constantinopel machte, verschaffte ihm Ge-

legenheit, sich selbst von dem Zustand der ottomannischen Kriegsmacht zu unterrichten. Nachdem er elf Monate in der Türkei verweilt hatte, kam er nach Bologna zurück und sammelte dort die auf seinen Reisen gemachten Beobachtungen. Kaiser Leopold war damals im Krieg mit den Türken. Marsigli trat in seinen Dienst und zeigte große Kenntniß in der Kriegs-, besonders in der Befestigungskunst. Verwundet und zum Gefangenen gemacht beim Uebergang über die Raab im J. 1683, schätzte er sich glücklich, von zwei Türken gekauft zu werden, die ihn weniger durch ihre Grausamkeit als durch ihr Elend peinigten. Nachdem er im folgenden Jahre seine Freiheit wieder erlangt hatte, wurde er 1684 zum Obristen ernannt. In demselben Jahre wurde er zwei Mal nach Rom gesandt, um Innocenz XI. und Alexander VIII. die Siege der christlichen Waffen zu melden. Als endlich der Kaiser und die Republik Venedig einer, und die ottomannische Pforte andrer Seits Frieden zu schließen gedachten, wurde Marsigli zu den Gränzbestimmungen zwischen den drei Mächten gebraucht. Im Jahr 1701 begann der spanische Erbfolgekrieg. Marsigli befehligte unter dem Grafen Arco in Brissach, welches sich 1703 nach einer kurzen Gegenwehr an den Herzog von Burgund ergab. Beide Commandanten wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, nach dessen Ausspruch Arco des Todes schuldig war, Marsigli aber aller Ehren und Würden beraubt und ihm der Degen zerbrochen werden sollte. Marsigli hatte in seinem Unglück den Trost, daß man allgemein dieses Urtheil für eine Wirkung der Politik hielt, welche, um die Ehre des Oberbefehlshabers, des Prinzen von Baden, zu retten, Arco und ihn opferte. Er nahm seine Zuflucht zu den Wissenschaften, die er, den Degen in der Hand, unter Gefahren und Strapazen studirt hatte. Er bereifte die Schweiz, um die Gebirge, besuchte Marseille, um das Meer genau kennen zu lernen. Im J. 1709 berief ihn Papst Clemens XI. zu sich, um ihm das Commando einer Armee zu geben, die er gegen den Kaiser Joseph mobil machte. Marsigli glaubte in Provence, wohin er 1728 zurückgekehrt war, seine Tage beschließen zu können, als Familienangelegenheiten ihn nach Bologna riefen und er daselbst 1730 am Schläge starb. Sein Vaterland verdankte ihm die Errichtung der unter dem Namen des Instituts von Bologna bekannten Akademie, welche 1710 entstand und 1714 eröffnet wurde. Außer einer Schrift über das Meer, einer andern über den Caffee, über den militärischen Zustand der ottomannischen Pforte und verschiedenen andern, ist sein Hauptwerk *Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis u. s. w.* 6 Folioabände. Er beschreibt darin die Donau von dem Kalenberg in Oesterreich bis zur Verbindung mit der Jantra in der Bulgarei. Der erste Band enthält eine Generalkarte der Donau von ihrem Ursprung bis zu ihrer Mündung. Diese Karte zerfällt in 19 Specialkarten, welche die Städte, Dörfer, Schlösser, Inseln u. s. w. enthalten, die an der Donau liegen. Man findet hier eine geographische Beschreibung von Ungarn, astronomische und hydrographische Beobachtungen mit einem Verzeichniß aller Flüsse, die in die Donau fallen, u. s. w. Der zweite Band enthält die Alterthümer an der Donau; der dritte beschreibt die Mineralien in der Gegend der Donau, der vierte die Fische der Donau, nebst ihren Abbildungen; der fünfte liefert eine Beschreibung der Vögel, welche die Donauufer besuchen, mit 74 Kupfern; der sechste endlich enthält vermischte Beobachtungen, ein Verzeichniß der Pflanzen, der vierfüßigen Thiere u. s. w., welche sich in der Nähe der Donau finden.

Marsilius Ficinus, s. Plato.

Marsyas, ein Sohn des Olympus, Deagrus oder Hyagnis. Die Fabel erzählt: Als Minerva die von ihr erfundene Flöte, unwillig, daß sie das Gesicht beim Spielen entstelle, wegzuwerfen, und den, der sie wieder aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluch belegt habe, sey zufällig Marsyas der Finder dieses Instruments gewesen, auf dem er durch Uebung bald eine solche Vollkommenheit erlangt, daß er es gewagt habe, den Apoll zum Wettkampf herauszufordern. Zu Kampfrichtern seyen die Musen herbeigerufen worden. Anfangs habe wirklich der stärkere Flötenton die sonstigen Töne der Lyra, welche der Gott gespielt, übertäubt, und schon sey Marsyas im Begriff gewesen, den Sieg zu gewinnen, als Apollo die Zither umgewandt und sein Spiel mit Gesang begleitet habe. Dies habe ihm Marsyas mit seiner Flöte nicht nachthun können, und die Musen darauf für Apollo entschieden, welcher dem Vermessenen lebendig die Haut abgezogen und getödtet habe. Also sey der Fluch der Minerva in Erfüllung gegangen. Diese Mythe bezeichnet wohl den Sieg, welchen die Citharistik (Kunst zur Lyra zu singen) vor der Aulistik (Flötenspielerkunst) bei den Erfindern dieser Mythe erhielt. S. Böttiger im att. Museum 1 Bd. S. 239. u. f. — Viele Künstler der alten und neuen Zeit haben den Wettkampf, so wie die Strafe des Marsyas dargestellt.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteste römische Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien (dem heutigen Bujara in Aragonien) 40 Jahr nach Chr. Geb. geboren, kam als ein zwanzigjähriger Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom, und verlebte dort unter Galba's und der folgenden Kaiser Regierung, deren einige ihm Freundschaft und Achtung bewiesen, fünfundsiebzig Jahre. Domitian ernannte ihn zum Tribun. Martial vergiftete den Kaiser während seines Lebens, brandmarkte ihn aber nach seinem Tode. Man findet in den Anmerkungen eines alten Commentators des Juvenals ein Epigramm von ihm, das also lautet:

Flavia gens, quantum tibi tertius abstulit haeres,

Paene fuit tanti non habuisse duos.

Trajan, der die Satiriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, sich in sein Vaterland zurückzuziehen. Er, der Rom, den Mittelpunkt der Künste, verließ, um fortan in einer kleinen Stadt zu leben, wo weder Geschmack noch Gelehrsamkeit einheimisch waren, empfand daselbst Langeweile und Ueberdruß. Auch wurde er von Eifersüchtigen und Tadlern angefeindet. Um die Reise machen zu können, hatte ihm Plinius eine Summe Geldes gegeben. Dies beweist seine Armuth, die er auch selbst bekennt:

Sum, fateor, semperque fui, Callistrate, pauper.

Später verheirathete er sich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte,

Hae Marcella domos parvaque regna dedit.

Er starb im J. 101. Als ein Beweis der Achtung, worin er zu Rom stand, wird angeführt, daß ein Patricier, Stertinius, ihm eine Bildsäule in einer Bibliothek setzen ließ. Schmeichelter noch war es für den Dichter, daß der Kaiser Verus ihn seinen Virgil nannte, wiewohl man die Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtern nicht einsieht. — Martials Ruhm gründet sich auf 14 Bücher Epigrammen, von denen er selbst mit Bescheidenheit sagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

In der That gibt die Menge und der verhältnißmäßige Werth seiner Epigramme einen hohen Begriff von dem fast unerschöpflichen Witz des

Figural. Die meisten derselben sind ungemein schaffens- und treffend, auch noch Remark und geistlichen Rathes, viele aber auch, in denen er der Lasten seiner Zeit bepothet, noch unsere Vorfahren höchst anständig und schamlos. — Ein Raschel marmalischer Congruenz hat Kamler ins Deutsche überlegt.

Martin (der Heilige), der berühmte dieses Namens war in Caesarea in Pontus (jetzt Sin in Turkey-Ungarn), um des J. 3. h. von heidnischen Eltern geboren. Sein Vater, Eusebius, wollte, daß seine auch den Sohn aus dem 15ten Jahre der Waisen zu erziehen. Er war früh so ein junger Mann, daß er sich in einer christl. Kirche haben unterrichten lassen. Er wurde unter Constantius und Julianus und ging nach Gallien, wo er als ein Kaiser oder Kaiser erschien. Er wollte unter andern sein Leben mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Die Freunde sahen, daß Eusebius ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte seines Kleides bedeckt, erkrankte. Martin ließ sich bald nach dieser Erkrankung nieder, 37, erlagte seinem Grunde und verlebte mehrere Jahre in der Einsamkeit, bis der heilige Hilarius, Bischof von Poitiers, ihn in den Orden der Einsiedler aufnahm. In Poitiers wurde er geistlich zum Priester im Dienste zu einem Kloster und widerlegte sich mit Eifer den Irrthümern der Heiden. Bei seiner Rückreise geriet er öfters in Gefahr. Doch wurde er durch eine Vision, wobei er die Erscheinung des ersten O. bei sich darauf bei Poitiers sah, wo er eine O. seiner ersten Erleuchtung, und viele Wunder waren seiner Erleuchtung, von dem Tode erweckt haben wurde ihm das Bisthum von Tours übertragen.

Wohl zu erinnern, erbaute er zwischen der Tour und das berühmte Kloster von Marmoutier, wo er bis 1. und im J. 400 sich mühsam leben beschloß. Man hält das Kloster für die älteste Abtei Frankreichs. Der heilige Martin ist der erste, dem die christl. Kirche öffentliche Verehrung bewiesen hat. Er machte sich durch seinen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und für die Verbesserung des Heidenums am Frankreich sehr verdient. Die Nachrichten, daß er der Kaiser Maximian bei einem Gastmahl, wo er ihn zu seiner rechten Hand sah, ihm den Fächer zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand auch ihm zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht; sein Fest, das auf den 11ten November fällt, wurde ehemals durch Schmausieren und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zugeht (wie bei allen Nachbarn Martinus und so auch unter Martin für zu viel Trinken und Trunkenheit bewacht), gefeiert. Es schreiben sich die Martinsschiffe und Martinsschiffe daher, die das Volk in diesem Tage den Heiligen zu ehren feiert, so auch die Martinsschiffe, welche das oberdeutsche Volk in der Martinsnacht froh auf Bergen und Feldern an, andern, in dem Glauben, daß die erleuchtete Pflanz vor Winterkälte beschützt werde. — Die dem heiligen Martin beigelegte Prognose hat so trübselig wird für ein untergeordnetes Werk gehalten.

Martin ist der Name von fünf Päpsten, unter denen folgende zwei die wichtigsten sind. — **Martin I.,** aus Todi in Toscana gebürtig, genoss einer vorzüglichen Erziehung und wurde 649 zum Papst erwählt. Er hielt jedoch nur wenige von solennischen Bischöfen in der Kirchenversammlung zu Rom, und ließ die Auserwählten und den Kaiser

Heraclius feierlich verdammen. Zur Bestrafung dieses Schrittes wurde er gefangen nach Constantinopel geführt, und daselbst als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man die Todesstrafe in Verbannung. Martin wurde aller Zeichen seiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten Preis gegeben, und sodann nach dem Eherones verwiesen, wo er 655 starb. Wegen dieser bestandnen Leiden wurde er unter die Heiligen versetzt. Man hat von ihm achtzehn Briefe von geringer Wichtigkeit. — Martin V., aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde im November 1417 nach Gregors XII. Entsagung und Benedict XIII. Absetzung, während der costniger Kirchenversammlung, zum Papst erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je mit solcher Feierlichkeit geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Churfürst von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. Sein erstes Geschäft war, eine Bulle gegen die Husiten zu erlassen. Diese Bulle ist darum merkwürdig, weil darin der Papst die Obergewalt der Concilien anzuerkennen scheint. Im J. 1418 schloß er das costniger Concilium, obgleich eine Menge von Beschwerden noch nicht abgestellt waren. Die Spaltung in der Kirche war noch nicht beendigt. Benedict XIII. lebte noch, und als er 1424 starb, wurde ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, welcher erst 1429 seinen Ansprüchen entsagte und als Entschädigung das Bisthum von Maiorka erhielt. Eine Kirchenversammlung, welche Martin V. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. Bald darauf starb er (1431). Er hatte das Verdienst, die Einheit in der Kirche wiederhergestellt und Italien beruhigt zu haben. Wir besitzen von ihm einige Werke.

Martin St. (Louis Claude), ein französischer Mystiker im guten Sinne des Worts. Er war von adligem Herkommen (Marquis), geb. zu Amboise in Touraine 1743, trat als Jüngling in Kriegsdienste, und widmete seine Mußestunden dem Studium alter und neuer Sprachen, den religiösen Betrachtungen, der Konfust und der Natur. Um seine Ansichten ungestörter auszubilden und seine Kenntnisse zu erweitern, verließ er den Dienst, durchreiste Deutschland, die Schweiz, England und Italien, und fand durch seinen Charakter überall Freunde und Verehrer. Während der franz. Revolution, an welcher er keinen besondern Antheil nahm, versah er seinen Dienst bei der Nationalgarde, bis ihn das gebürige Alter frei sprach, ward dann Mitglied der ersten Wahlversammlung seines Departements, zog sich dann in die Einsamkeit zurück und starb zu Autray bei Chatillon d. 14. Oct. 1803. Er war voll Bescheidenheit und Demuth, stiller Wohlthätigkeit und tiefem religiösen Sinn. Letzterer spricht sich in allen seinen Werken größtentheils unter der Gestalt symbolischer Fragmente aus, in welchen er oft die schwersten Gegenstände der Naturlehre und Metaphysik mit einem genialen und religiösen Blick beleuchtet. Doch sind dieselben auch nicht frei von Paradoxien und überspannten Einfällen. Die Seltenheit eines solchen theologischen Geistes in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft seiner Werke erwarben ihm eine Menge Verehrer, so, daß sich in Frankreich eine besondere theosophische Secte bildete, welche sich Martinisten nannten. St. Martin übersetzte auch die Morgenröthe des ihm geistig verwandten Jacob Böhme, schrieb sein berühmtestes, mystisches Werk: des erreurs et de la vérité, Lyon 1775. 8. und Apter (deutsch von Mathias Claudius, Hamb. 1782. 8.), tableau na-

quel des rapports qui existent entre dieu, l'homme et l'univers, *Leibn. Voll. II. 1782. 8.*; de l'esprit des choses, 1800. Voll. II. 8. (vom Geist und Wesen der Dinge oder philosophische Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daseyns, wobei der Mensch hiezu als die Lösung des Räthsels betrachtet wird, a. d. Franz. von D. E. G. Schubert, 2 Thle. 2pt. 1811. 8.); *Ecco homo; le nouvel homme; 1796. 8.*; *ministère de l'homme d'esprit, 1802. 8.*; *l'homme de désir, nouv. éd. Metz, Voll. II. 1802. 8.* (des Menschen Sehnen und Verlangen übersetzt v. Ad. Wagner 1813.) *le Crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme épico-magique en XII. chants, 1800. 8.*, *de dieu et de la nature; titre rouge etc.* Man hat in der neuesten Zeit, der Zeit der Rückkehr zu der durch Verstandesaufklärung verdrängten Religion unter den Deutschen sich von diesen Schriften vorzüglich angezogen gefühlt, um so mehr, da die theosophischen Fragmente des St. Martin auf eine wunderbare Weise mit den wissenschaftlichen Forschungen der neuern Philosophie übereinstimmen. — v

Martin, gegenwärtig einer der berühmtesten und angesehnensten Schauspieler und Sänger in der *Opéra Comique* zu Paris und erster Tenorist der Capelle, ist 1770 zu Paris geboren. Erzogen in dem Hause seines Oheims, der sich durch seine Arbeiten zu seiner Zeit einen Namen gemacht hatte und außerdem ein unterrichteter und gebildeter Mann war, wurde er früh mit der Malerei, Musik und Tanzkunst bekannt. Er hatte seit seinem siebenten Jahre Unterricht in der Musik, und sang anfangs in Gesellschaftsconcerten Sopran. Als aber seine Stimme im Uebergange zur Mannbarkeit sich verlor, widmete er sich der Geige, und erlangte darauf eine ausgezeichnete Fertigkeit. Er suchte, jedoch vergebens, in das Orchester der Oper zu kommen. Seine Stimme fand sich inzwischen wieder ein; er sang jetzt Bariton, ließ sich in Privatconcerten hören, und erwarb sich als Sänger Ruf. Der Umgang mit den besten Sängern berichtigte seinen Geschmack und vervollkommnete seine Kenntnisse. Sein Wunsch war, bei der Oper angestellt zu werden, aber die Vorsteher derselben wiesen ihn aus dem Grunde zurück, weil seine Stimme nicht Stärke genug habe. Dies war zu seinem Vortheil, denn gleich darauf trat er in die sich bildende Operngesellschaft von Monsieur. Er debutirte als zwanzigjähriger Jüngling in dem *Marquis Tulipano* zu Ende des Jahrs 1788. Sein Gesang entzückte allgemein. Martin war der erste, der in Paris den italienischen Gesang bei französischen Texten anwandte. Im Spiel leistete er damals weniger, indes konnte man sein komisches Talent schon im *Nouveau Don Quixote* deutlich erkennen, welches sich in der Oper *Les Visitandines* noch glänzender zeigte, und immer herrlicher entwickelte. Martin spielt vorzüglich Vertraute und Bediente in der komischen Oper; sein Rollensach hat durch ihn und seine Darstellungsart einen generischen Charakter erhalten. Die Franzosen sagen: „wir haben einen neuen Martin erhalten,“ oder: „wir erwarten oder suchen einen neuen Martin.“ Spiel und Gesang sind bei ihm gleich vorzüglich. Auch hat er seine Kenntniß in der Composition, die er unter Candeille studirte, durch mehrere Romanzensammlungen und eine komische Oper, *Les Oiseaux de mer*, welche 1796 auf dem Theater Feydeau gegeben wurde, bekräftigt.

Martin (Vincenzo), einer der beliebtesten italienischen Componisten, zeichnete sich schon um 1782 durch verschiedene Opern und Balletcompositionen aus, welche man auf italienischen Theatern anführte. Hiernach kam er nach Wien, wo er um 1785 seinen von

Kennern sehr geschätzten Burbero schrieb. Den meisten Ruf und Beifall erwarb er sich jedoch durch seine Oper *Cosa rara* (Eile, oder Schönheit und Tugend); welche Musik wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf allen italienischen und deutschen Theatern noch jetzt gern gehört wird, und einen bleibenden Werth hat (italienisch im Clavierauszuge, und als Violinquartett, Wien, b. Artaria; deutsch von Streicher, Mannheim). Sie ward zum ersten Male bei Gelegenheit der Vermählung des königl. sächs. Prinzen Anton aufgeführt. Auch sein *arbores di Diana* (Baum der Diana), zuerst 1787 zu Wien aufgeführt, hat ihm viele Freunde verschafft (ital. im Clavierauszuge, Wien, bei Artaria; mit ital. und deutschem Text vom Verf. Bonn 1796.). Im J. 1788 ging er nach Petersburg, wo er als Kapellmeister und Componist bei der Russischen Oper angestellt wurde; im J. 1798 ward er zum Russischen Kaiserl. Hofrath ernannt. Er starb im J. 1816. Außer den genannten Tonstücken haben wir in derselben leichten und gefälligen Manier: XII *Canoni per Cembalo*; XII *Ariette italiane con accomp. di cemb. etc.*; beide in Wien gestochen; *il sogno* (der Traum), eine Cantate für 3 Stimmen für das Clavier ausgesetzt mit deutschem und ital. Text, von Schicht, Lpz. 1793. Aus seiner Oper *gli sposi in contrasto* ist nur die Ouvertüre und einige Arien, gestochen zu Wien, 1794 erschienen. Bekannter ist seine Oper *la capriciosa corretta* (die gebesserte Eigensinnige) gestochen b. Simrock 1800.

Martini (Giam-Battista), ein geschickter Componist und sehr gelehrter Musiker, geboren zu Bologna 1706. Er trat schon in seiner Jugend in den Franciscaner-Orden. Ob er vor oder nach diesem Schritt mehrere Länder von Europa und selbst Asien besuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern, wissen wir nicht genau. Nach seiner Rückkehr widmete er sich der Musik und studirte diese Kunst namentlich unter dem berühmten Ant. Vetti. Seine Fortschritte in der Composition waren so schnell, daß er schon 1725 in einem Alter von 19 Jahren zum Capellaristen des Franciscanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine um so beträchtlichere Anzahl großer Componisten hervorging; da schon anerkannte Künstler sich beeiferten, seinen Unterricht zu benutzen; unter andern der berühmte Tomelli. Mit dem Talent, gute Schüler zu bilden, verband Martini das Talent des Componisten. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duetten und Canons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen *Saggio fondamentale pratico di contrapunto* und seine *Storia della Musica*, wiewohl beide Werke für uns einen großen Theil ihres Werths verloren haben. Für das zweite Werk, von welchem er nur drei Bände vollendet, hatte er eine musikalische Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geschriebnen Werken gesammelt; wobei der berühmte Farinelli ihn sehr freigebig unterstützt hatte. Martini wurde wegen seiner gründlichen theoretischen Kenntnisse auch außer seinem Vaterlande als Schiedsrichter in der Tonkunst anerkannt. Er fiel durch sein anhaltendes Studiren in eine anhaltende Schläffsucht; in welcher er oft 30 Stunden zubrachte und starb 1784 an der Brustwassersucht. Wie es heißt, bat er seine Materialien dem Abt Martini hinterlassen, welcher die Geschichte der Musik beendigen wird.

Martini (Friedrich Heinrich Wilhelm); practischer Arzt in Betr

lin, geboren zu Ohrdruf im Gotha'schen den 31sten Aug. 1729, bildete sich in Jena, Berlin und Frankfurt an der Oder, kam 1757 nach Berlin zurück, erhielt daselbst ein Pöpstat, nachdem er vier Jahre im Mannsfeldischen glücklich practicirt hatte, und starb 1778. Die Naturgeschichte war von frühern Jahren an seine Lieblingswissenschaft, ihr widmete er seine ganze schriftstellerische Thätigkeit und erwarb sich dadurch mannichfaltiges Verdienst, da er in seinem Fache sehr ausgebreitete Kenntnisse und einen glücklichen Beobachtungsgeist besaß. Viele gute Bemerkungen von ihm findet man in folgenden Zeitschriften; deren Herausgeber und vornehmster Verfasser er war: *Berlinisches Magazin* u. s. w. 4 Bde. 1765, 8.; *Berlinische Sammlungen zur Beförderung der Arzneiwissenschaft, der Naturgeschichte* u. s. w. 10 Bde. 1769, 8.; *Mannichfaltigkeiten, eine gemeinnützige Wochenschrift*, 4 Jahrgänge, 1770, 8.; *Neue Mannichfaltigkeiten*, 4 Jahrg. 1774, 8.; *Neueste Mannichfaltigkeiten*, 4 Jahrg. 1778, 8. (auch nach seinem Tode von Andern fortgesetzt, unter dem Titel: *Älternueueste Mannichfaltigkeiten*, 4 Jahrg. 1781 — 85, 8.). Von Buffons *Naturgeschichte* fing er an, eine deutsche Bearbeitung herauszugeben, die durch Verbesserungen und Zusätze wesentliche Vorzüge vor dem Original erhielt, aber seine allgemeine Geschichte der Natur in alphabetischer Ordnung mit vielen Kupfern, Berlin 1774, 8., wovon er 4 Bände herausgab und die nach seinem Tode bis zum 10ten fortgesetzt wurde, war zu weitläufig angelegt und blieb unbeeidigt. Das meiste Verdienst hat sein neues systematisches *Conchyliencabinet*, 1768 — 88, 10 Bände, 4., mit vielen illuminierten Kupfern und Bignetten, vom 4ten Bande an von Ehemich fortgesetzt; ein für die Conchyliologie classisches Werk, das zugleich seiner typographischen Schönheit wegen unter die deutschen Prachtwerke gehört. Martini war auch Stifter der noch bestehenden Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, die 1773 zusammentrat.

Martiniere, Anton Augustin Bruzen de la (geboren zu Dieppe 1639, gestorben am 19. Juni 1749. in Haag), ein zu seiner Zeit sehr beliebter historischer und geographischer Schriftsteller. Indessen verdient von seinen sämtlichen, meist werthlosen Compilationen hier keine genannt zu werden, als sein *grand dictionnaire géographique et critique* (à la Haye 1726 — 1739. X. Vol. Paris 1763. VI. V. deutsch, Leipzig 1744 — 1750. XIII. V.), welches ungeachtet seiner großen Fehlerhaftigkeit doch zur allgemeinen Verbreitung geographischer Kenntnisse viel beigetragen hat, und auch von Seiten der Form nicht ohne Verdienst ist.

A — 2.

Martinique die wichtigste unter den Cariben (s. d.), südwärts von Dominica, zwischen dem 14ten und 15ten Grad nördlicher Breite. Sie ist meistens bergig, besonders im Innern. Die Küsten haben eine Menge Bays und Buchten, von denen die meisten den Schiffen vollkommene Sicherheit gewähren. Die Spanier, welche diese ergiebige Insel entdeckten, vernachlässigten sie; und bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war sie bloß der Wohnsitz von Cariben, welche sich nach der nordöstlichen Küste der Insel begaben, als 1635 eine französische Colonie von St. Christoph herüberkam und sich in dem südwestlichen Theile derselben ansiedelte. Nach vielen blutigen Scenen und Gewaltthatigkeiten zwischen den Colonisten und den Ureinwohnern wanderten 6000 Cariben nach den Inseln St. Dominica und St. Vincent aus; 1658 waren die Franzosen Herren der ganzen Insel. Die erste Nation, die sie ihnen entreißen wollte, waren die Holländer; aber der Admiral Ruyter wurde zurückgeschlagen. Eben so wenig richteten die Engländer

1693 aus. Glücklich waren sie seit 1761. Sie eroberten Martinique, dessen Wiedererlangung einer der Hauptgründe war, die Frankreich 1763 zum Frieden geneigt machten. Zum zweiten Mal fiel die Insel 1794 den Engländern in die Hände. Sie behaupteten den Besitz bis zum Frieden von Amiens 1802, durch welchen Frankreich diese Colonie wieder erhielt. Zum dritten Male eroberten sie die Engländer zu Anfang des J. 1809 und behielten sie bis zum pariser Frieden 1814. Anfangs pflanzte man auf Martinique bloß Tabak und Baumwolle, dann auch Cacao und Indigo. Hierauf folgte der Anbau des Zuckers und im J. 1718 der des Caffe's. Der Caffee von Martinique stammt aus Mocha in Arabien ab; man zählt jetzt über 700,000 Caffeebäume. Im J. 1788 wurden von Martinique ausgeführt: Rohzucker 18,795 Centner (636,000 Franken); gereinigter Zucker 137,945 Cent. (8,027,000 Franken); Zucker in Hüten 119,453 Centn. (5,049,000 Fr.); Caffee 68,161 Centn. (8,315,000 Franken); Baumwolle 11,550 Centn., Indigo 10 Centn. Schon 1776 beschäftigte der Handel des Mutterlandes mit dieser Colonie 122 Schiffe. Martinique hat einen Flächenraum von 50 französischen Quadrat-Lieues; ihr Umkreis beträgt ungefähr 34 deutsche Meilen. Im J. 1789 bestand die Bevölkerung aus 12,500 Weißen, 3000 Mulatten und 78,000 Negerclaven. Später gab man die gesammte Bevölkerung auf 110,000 Seelen an. Martinique hat drei feste Punkte, St. Pierre, Fort Royal und Fort Trinité.

Martyn (John), als einer der ausgezeichnetsten botanischen Schriftsteller in der gelehrten Welt bekannt, wurde zu London 1699 geboren. Obgleich er von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt war, so widmete er sich doch seinem Lieblingsstudium, und gab schon 1720 seine Uebersetzung von Tourneforts Geschichte der Pflanzen, die in der Gegend von Paris wachsen, heraus. Um ein ähnliches Werk über die Flora von London zu schreiben, machte er mehrere Fußreisen in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt. Späterhin unternahm er weitere Reisen, wodurch sein englisches Herbarium bis auf 1400 Gattungen vermehrt wurde. 1724 bis 1725 hielt er zu London botanische Vorlesungen, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden. 1727 ward er zum Mitgliede der königlichen Societät ernannt, welcher er nachmals bei der Anordnung ihrer Bibliothek und ihres Museums wichtige Dienste leistete. 1730 trat er in das Emanuel-Collegium zu Cambridge, um sich ganz der Arzneikunde zu widmen; aber häusliche Verhältnisse und seine Vorliebe für die Kräuterkunde hielten ihn davon ab. Er hielt übrigens sowohl in London, als in Cambridge Vorlesungen über Botanik und materia medica, und wurde 1733 zum Professor der Botanik auf der gedachten Universität ernannt. Da er das Klima von London seiner Gesundheit nicht zuträglich fand, begab er sich nach Chelsea, und 1752 nach Streatham. 1761 legte er seine Professur nieder, welche darauf seinem Sohne (s. unten) übertragen wurde. Aus Erkenntlichkeit dafür schenkte er der Universität seine botanische Bibliothek, seine Kräutersammlung, viele Zeichnungen von Schwämmen und mehrere andere Sammlungen. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind folgende: *Tabulae synopticae ad Methodum Rakanum dispositae*. fol. 1726. — *Methodus plantarum circa Cantabrigiam nascentium*. 12. 1727. — *Historia plantarum rariorum decades quinque*, ein sehr prächtvolles, mit vielen nach der Natur gemalten und illuminierten Kupfern ausgestattetes Werk, dem die oben erwähnte Uebersetzung des Tournefortschen Werks in zwei Octavbänden voranging. Auch gab er eine Uebersetzung von Virgils Georgica und dessen Schäfergedichten in Prosa

mit Anmerkungen 1745 bis 1746 heraus, und zeigte sich dadurch auch als Kenner der alten Literatur. Manche Aufsätze von ihm befinden sich in den „Transactions of the Royal Society;“ auch übersetzte er verschiedene ausländische medicinische Schriften in seine Muttersprache. Sein eben so berühmter ältester Sohn war.

Martyn (Thomas), geboren 1735. Seine frühere Erziehung erhielt er zu E Chelsea, ward darauf in das sogenannte Emanuel-Collegium zu Cambridge als Schüler aufgenommen, und erlangte auf dem Gymnasium zu Sidney den Grad eines Baccalaureus der Künste, und folgte endlich seinem Vater als Professor der Botanik zu Cambridge, in welchem Amte er eben so viele Thätigkeit, als Talente zeigte. Seine Vorlesungen hielt er übrigens nicht in lateinischer, sondern in englischer Sprache. Er erlangte nach und nach mehrere akademische Grade, und wurde 1764 zum Anwald der Universität ernannt. 1766 übersetzte er in Verbindung mit seinem Colleggen Lettice eine Beschreibung der herculanischen Alterthümer. 1772 erhielt er die Pfarrstelle zu Luggorshall in Buckinghamshire, welche er nebst der zu Little Marlow mehrere Jahre verwaltete. Während dieser Zeit wohnte er zu Eriplow bei Cambridge, wo er sich mit der Erziehung von 4 oder 5 reichen jungen Leuten, unter denen sich auch der jetzige Admiral Warren befand, beschäftigte. Mit einem dieser jungen Männer, Hartopp, durchreiste er Frankreich, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr erhielt er von der Gesellschaft zur Beförderung der Schiffbaukunst das Ehrenamt eines Secretärs, und übernahm von Buchhändlern aufgefodert, die Vermehrung und Verbesserung des Millerschen Gartenlexicons, welches von ihm bearbeitet 1802 — 1807. in 4. Folioebänden herauskam. Außer diesem bemerken wir von seinen zahlreichen Schriften, die theils in Uebersetzungen, theils in eigenen Werken bestehen: *Plantae Cantabrigienses, or a Catalogue of Plants, which grow in the Country of Cambridge.* 8. 1763. — *English Connoisseur.* 2 vol. 12. 1766. — *The Gentlemans Guide in his Tour through France.* 8. 1787. — *A Tour through Italy* 8. 1791. — *The Language of Botany, being a Dictionary of the Terms made use of in that Science.* 8. 1793. 3d edition 1807. — *Flora Rustica.* 4 vol. 8. 1792 — 1794. und mehrere andere.

Märtyrer, Zeugen, werden vorzugsweise diejenigen Befenner des Christenthums genannt, die in den Zeiten der Verfolgung sich lieber umbringen ließen, als daß sie ihren Glaubensverläugnet hätten. Der Enthusiasmus, den der Glaube, wo er Widerspruch findet und unterdrückt werden soll, in edlen Gemüthern erzeugt, hat der christlichen Kirche viele heroische Vorbilder dieser Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrertume, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben, wieder erweckt. Die Schilderungen des Lebens, der Verfolgungen und Martern der christlichen Märtyrer, worin sich viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, werden martyrologia genannt. Ueber die Verehrer der Märtyrer vergl. den Artikel Heilige. E.

Maryland, eine Provinz der vereinigten Staaten von Nordamerika (s. d. Art.). Sie besteht aus zwei Halbinseln, die von dem Flusse Potomack von der Chesapeakebay und vom atlantischen Meere eingeschlossen werden; ihr Flächeninhalt beträgt ohne die Chesapeakebay 471, mit ihr 517 Q. Meilen, die Zahl ihrer Einwohner 319,718, worunter 103,036 Neger-Sklaven seyn sollen. Sie ist fruchtbar an Getraide, Hanf, Flachs, Obst, und vornehmlich an Tabak, wovon jährlich gegen 10,000 Tonnen nach allen Staaten Europas ausgeführt werden.

Die holländischen Seeleute pflegen den marylandischen Tabak zu kauen, und haben ihn sehr im Gebrauch. Die Hauptstadt ist Annapolis; wichtiger sind Baltimore und Washington.

März, oder Maifeld. Der Campus Martius war ein großes schönes Wiesen- und Ackerfeld im alten Rom an der Tiber, in der Nähe des heutigen Ponte Molle. Es wurde, nach Vertreibung des letzten Königs, dessen Eigenthum es war, dem Mars geheiligt. Zugleich diente es der römischen Jugend zu kriegerischen Übungen. Auch versammelte sich daselbst das Volk, um seine Obrigkeiten zu wählen; daher schmückte man diese Gegend mit Prachtgebäuden und Bildsäulen. In der Nähe befanden sich Augusts Grabmal und das Pantheon, jetzt Maria rotunda. Als die Franken (486) Gallien erobert hatten, hielten sie nach germanischer Sitte unter freiem Himmel Volks-Versammlungen, die im 5ten und den folgenden Jahrhunderten, nach der Zeit der Zusammenkunft Märzfelder genannt wurden. Im 8ten Jahrhundert verlegte sie Pipin der Kleine, Karls des Großen Vater, auf den Monat Mai. Man hieß sie Maifelder; doch wurde die Ebene, wo die fränkischen Könige jährlich ihr Heer musterten, das Marsfeld genannt. — In Paris ist der Champ-de-Mars ein weiter, von Gräben eingefasster, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die französische Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Den 27. Aug. 1783 ließ daselbst Prof. Charles den ersten Aërostaten von seiner Erfindung steigen; und Blanchard erhob sich den 25. März 1784 das erste Mal mit einem Ballschiff in die Luft. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w. Selbst Ludwig XVI. und seine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeste im J. 1790 hier Zubereitungen traf. Dann fielen aber auch blutige Auftritte vor. — Im J. 1815 wählte Napoleon Buonaparte diesen Platz zur Schaubühne eines Maifeldes für die Franzosen des 19ten Jahrhunderts. Er wollte seine, nach der Rückkehr von Elba entworfenen, Zusatz-Versfassungs-Urkunde, in der Form fränkischer Capitularien, der Nation in ihren Stellvertretern vorlegen und dabei durch ein großes Staats-Schaufest die Begeisterung des Volks aus den ersten Jahren der Revolution wieder erwecken, überhaupt aber seiner zweiten Thronbesteigung in den Augen von ganz Europa, um den Bann des Wiener Congresses vom 13ten März zu beschwören, den Charakter der Rechtmäßigkeit geben. Dieses Maifeld wurde den ersten Juni 1815 gehalten. Von seinen Brüdern Lucian, Joseph und Hieronimus, und von den Marschällen Soult, Ney, Jourdan und Grouchy begleitet, fuhr Napoleon um 11 Uhr Morgens aus den Tuilleries nach dem Marsfelde. Nach einer feierlichen Messe las Dabois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, die vor den Stufen des Thrones durch den Reichs-Erzkanzler Cambaceres vorgestellt worden waren, im Namen des französischen Volks, eine Huldigungs-Anrede vor. Darauf machte der Reichs-Erzkanzler die Abstimmung der Nation über den Zusatzbeschluss zu dem Grundverfassungsgesetzen bekannt. Ob nun gleich von 40 Departements keine Abgeordnete erschienen waren, so rief dennoch der Massenberuf aus, daß jener Beschluss von dem französischen Volke angenommen sey. Sofort unterzeichnete ihn Napoleon, und erklärte in einer Anrede an die Versammlung, daß er als Kaiser, Consul und Soldat alles vom Volke habe u. s. w. Hierauf schwur er, die Grundgesetze des Reichs zu beobachten und beobachten zu lassen. Die ganze Versammlung, un-

geführt 20,000 Personen, erwiderte diesen Eid. Nun folgte ein Erdbeben. Sodann erhob sich Buonaparte auf einen andern in der Mitte des Markfeldes errichteten Thron, und vertheilte Adler an die Nationalgarden und die Soldaten der Land- und Seemacht, welche Bataillons- und Escadronsweise seinen Thron umgaben, und vor ihm aufstiegen. Sie machten, mit Inbegriff von 27,000 Nationalgarden, 50,000 Mann aus. Nach diesem politisch-militärisch-religiösen Schauffeste rief Napoleon feierlich die Kammern der Pairs und der Volksdeputirten zusammen. So begann ihre erste Sitzung, die nach drei Wochen des Kaisers Absetzung beschlossen haben würde, wenn er ihr nicht mit seiner Thronentsagung zuvor gekommen wäre. Sie trank *à la mundi*!

Masaccio, sein eigentlicher Name Tomaso Gudi, einer der ältesten und berühmtesten Meister der florentinischen Malerschule (s. italienische Kunst). Er war von St. Giovanni im Valdarno gebürtig, und soll 1402 geboren seyn. Er führte die Kunst durch eignen Schwung so weit, daß man in den Bewegungen des Körpers nun nicht mehr bloß den Schein des Lebens, sondern auch die Bewegungen der Seele erblickte. In der Kirche del Carmine zu Florenz befinden sich einige vorzügliche Werke von ihm; hier hat er die Apostel Petrus und Paulus, wie sie zum Gefängnisse verdammt werden, vollstehenden Ausdrucks dargestellt. Baldinucci hat sein Leben genau beschrieben, und den Vasari in mehrerem berichtigt. Beide setzen ihn unter die ersten Künstler, durch welche die Härte, Unvollkommenheit und Schwierigkeit der Kunst vermindert, und Leben und Ausdruck verkörpert wurde.

Masaniello, eigentlich Tomaso Aniello, war zu Amalfi geboren und näherte sich als Fischer und Fisch- und Obsthändler zu Neapel. Obgleich er in der größten Armuth lebte, so hatte er doch einen hohen, stolzen und unternehmenden Geist. Liebe zur Freiheit und öftere lebhaftere Aeußerungen über den gränzenlosen Druck, den das Königthum Neapel seit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem gemeinen Volke verschafft, welches seine Kühnheit bewunderte. Es bedurfte nur eines Anlasses, ihn, dem es so wenig an Beredsamkeit, als am Muth fehlte, als Haupt des großen Haufens auftreten zu sehen, und dieser Anlaß ereignete sich im J. 1647. Masaniello hatte einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einwohner den Impost verlangten. Er weigerte sich, und da sie ihn bedrängten, warf er sich auf die Erde und rief das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einwohner. Sogleich versammelte sich eine aufrührerische Menge, an deren Spitze er mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!“ auf das Accis-Bureau drang. Von da liefen die Auführer zum Schlosse des Viceröns, Duca di Arcos, und verlangten von ihm, daß er Masaniello zum Collegien annehmen solle. Umsonst suchte der Cardinal Filomarini, Erzbischof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen, umsonst erschien Johann von Oesterreich, ein natürlicher Sohn Philipps II., mit zwei und zwanzig Galeeren im Hafen; der Aufruhr stieg nur noch höher und wüthete auch gegen den Adel. Masaniello, welcher Gouverneur der Stadt geworden war, ließ sechzig der ansehnlichsten Paläste in Asche legen, ohne daß man das geringste rettete. Alle Zeichen des Königthums verschwanden. Der Nordbrennerei folgte bald das Blutbad. Alles war Masaniello verdächtig, und der Tod folgte seinem leisesten Argwohn auf dem Fuß. Sieben Tage verfloßen unter diesen Schrecknissen, bis man endlich von Capitulation sprach. Man kam überein, daß die

Fruchtvolle abgeschafft und die alten Freiheiten wieder hergestellt werden sollten. Die Genehmigung des Königs von Spanien wurde binnen einer gewissen Zeit versprochen. Masaniello legte hierauf die Waffen nieder, und kehrte, ohne irgend eine Belohnung oder Auszeichnung zu fordern, in seinen vorigen Stand zurück. Allein da er wegen seines immer noch großen Anhangs dem Vicekönig, der sein Versprechen keineswegs zu erfüllen gemeint war, gefährlich schien, faßte dieser den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er lud ihn zu sich und mischte ihm wahrscheinlich Gift unter den Wein. Dieses tödtete ihn zwar nicht, aber machte ihn rasend, wozu jedoch auch seine Leidenschaft für bittre Getränke beigetragen haben mag. So rannte der Unglückliche durch die Straßen von Neapel, erschöpfte seine besten Freunde und beging die äußersten Ausschweifungen. Das Volk, das in seinem Ketter einen neuen Unterdrücker zu sehen glaubte, und durch seine Gegner wider ihn aufgebracht wurde, ergriffte haufenweis gegen ihn, jauchzte dem Vicekönig Beifall zu und verlangte Masaniello's Tod. Er floh in ein Carmeliterkloster; aber vier Verschworne, ehemals seine Freunde, stürzten sich auf ihn und streckten ihn mit einer Kugel zu Boden (1647). Der Leichnam wurde von dem wüthenden Pöbel gemißhandelt. Bald aber äußerten sich die wahren Gesinnungen des Vicekönigs, und als eines Tages die Brote ungewöhnlich klein waren, fing das Volk, Erneuerung der vorigen Bedrückungen fürchtend, die Unruhen von Neuem an. Man gedachte jetzt des Märtyrers der Freiheit, den man selbst aufgestopft hatte. Masaniello's Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth, sein Körper aber mit den höchsten Ehrenbezeugungen und unter dem schrecklichsten Tumult begraben, ja selbst einige Zeit für heilig gehalten. Neapel blieb noch länger der Schauplatz unruhiger Auftritte; aber das Volk richtete nichts weiter aus. — Meißner hat diese Begebenheit in der Form eines Romans behandelt.

Maschine jedes künstlich zusammengesetzte Ding ohne Leben und eigne Bewegung, welches als Mittel zur Erreichung eines äußern Zwecks dient; besonders wenn ihm durch mechanische Geseze äußerlich eine Art von Bewegung mitgetheilt ist (wie der Uhr); im engsten Sinne ein zusammengesetztes Werkzeug (dem einfachen entgegengesetzt) — (wie z. B. ein Getriebe, eine Wasserkunst) — welches als Hervorbringung oder Erleichterung einer Bewegung dient. Maschinerie ist die künstliche Einrichtung solcher Erriebwerke. Man trägt dieses Wort auch auf Menschen und deren geistige Erzeugnisse und Anstalten über, und nennt einen Menschen, der nur durch äußere Triebe, und gleichsam durch äußern Anstoß, mithin ohne Selbstthätigkeit des Geistes, denkt und handelt, ein Werk, welches keinen innern und gleichsam organischen Zusammenhang, eine Anstalt, welche nicht durch eigenthümlichen und innern Geist belebt wird, eine Maschine, und eine solche Wirksamkeit ohne freie Bewegung mechanisch oder maschinenmäßig. (Vgl. auch den folgenden Art.) — Die Theorie des Maschinenwesens macht die practische Mechanik aus. Hierüber hat man eine treffliche Anleitung in Poppe's Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens oder vollständiger Unterricht in der practischen Mechanik in 6 Theilen.

Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle jene außerhalb des Kreises unserer Erfahrung hergenommenen Wesen, als da sind Götter, Engel, Teufel, abgeschiedne Geister, Zauberer, Feen u. s. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darstellung erhöht, theils der sonst nicht lösbare Knoten gelöst werden soll. Der Ausdruck schreibt sich von der

griechischen Fäbne her, auf welcher zu solchem Zweck Mitter und Mittern gewöhnlich in Flugmaschinen erscheinen. So z. B. in dem Jon und in dem Eupolis des Euripides. Dagegen gab den dramatischen Dichtern (nicht Zeit dem guten Rath: Auch soll kein Poesie sich in die Handlung wichen, wofür der Knoten sein Zurechtfinden nicht unverständlich macht, und dessen würdig ist. Wenn man darauf schließt, daß sich, was die Beförderer Maschinerie nennen, eigentlich nur auf die Entschlüsselung des Knotens durch eine solche äußere Einwirkung bezieht, so hat man ganz Recht. Indes hat man den Ausdruck weiter ausgedehnt, und ihn besonders auf das wirkliche Gedicht bezogen, worin man alle darin vorkommenden höheren Poesie Maschinen nennt. Man hat gefragt, ob diese dem Endzweck dienlich seien oder nicht. Weil sie in dem ersten Gedichte Homers vorkommen, glaubt man so sehr an den Unvermeidlichen, daß man, allem Vollesagenden zumider, lieber durch die falschen personifizierten Abstracta läuft, als über die ganze Darstellung dachte, als sie wirklich. Das dies geschehen könnte ohne alle Fälschung, so zum Vortheil eines epischen Gedichtes, das und Sachs's Herrmann und Dorothie gezeigt. Nur würde man wieder zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, sie müßten überall wegbleiben. A. d. Art. Unabänderbar. Ob Maschinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt wohl von dem bedeutenden Stoffe ab, ob dieser aus dem Kreise der Religion, der romanischen oder natürlichen Welt genommen ist. In Stoffe aus der natürlichen Welt ist einzuräumen, und immer etwas Künstliches behalten. Aber auch in andern Stoffen dürfen sie der innern und psychologischen Nachschneidung nicht ermangeln und nicht ohne Vorbereitungen eingreifen.

Maschinist ist der große Theaterschreiber, welcher das Maschinentext, Verwandlungen, Verwicklungen, Dekorationen u. so dergleichen dar, und versehen erledigt. Eine satirische Darstellung dessen, was der Maschinist sein soll, sieht in den Fälschungen in Lohse's Maske, 2. Buch.

Massee (Johann Jacob), ein berühmter Publist und wurde zu Dillingen 1709 geboren, studierte zu Leipzig die Rechte, ging dann mit zwei jungen Grafen von Waderburg nach seiner Rückkehr 1719 zum außerordentlichen Professor ernannt, noch in demselben Jahre in den bayerischen Dienst, wurde darauf ordentlich Prof. der Rechte und de. u. sog. durch seine Vorlesung viele Studierende aus Heidelberg und Leipzig, und starb am ersten Mai 1761 als bayerischer Professor der Rechte Leipzig und Dekan der Jurisprudenz. Unter den bayerischen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine principia juris publici R. G. (1748) und 1750) erwarben sich durch Gründlichkeit, klare Ordnung, reichhaltigen Inhalt und einen geschickten Ausdruck so allgemein, daß sie lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht wurden. Aber nicht nur der thematische Erwerb der Verdienste, welches er sich nur durch die deutsche Reichsbeschreibung erwarb. So wenig war bekannt, seine unendliche Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der französischen Monarchie (1790) und 1791, II. u. auch englisch, französisch und deutsch übertrug) als Kaiserlicher Contingent zu preisen, so ist es doch nicht zu verkennen, daß er richtige Kenntnisse von dem Wesen der Deutschen hatte, als es sich von seiner Zeit erwarten ließ. Während in allen deutschen Reichsbeschreibungen die Zeit des Reichs vorwaltete, und ständische Verhältnisse hielten

europäischer Reichs- oder Kaiser-Reichsichten Nestern, unternehmen er ist, die Geschichte der Nation zu schreiben. Gelang es ihm auch in diesem Werke nicht immer, sich alles Einflusses seiner Zeit zu entziehen, so darf man nicht vergessen, daß es selbst zu seiner Zeit noch historischer gabe, welche in der deutschen Geschichte nichts als die Geschichte des Staatsinteresse zu erblicken vermögen, und daß sein Werk auch von Seiten der bloß sorgsam und verständig angeordneten Forschung, und selbst auch der freieren, ungezwungenen Darstellung Aufmerksamkeit verdient. Als Fortsetzung zu dem letztern Werk: gehören drei lateinische Commentarii de rebus imperii romano-germanici, Lips. 1741, es ist

einen Abriß einer vollständigen Historie des 13—14. und Einleitung zu der Geschichte

. Lips. 1752 4. u. 2.

A—2

hefte Krankheit mit einem an Farbe, Besatz Ausschläge (4. Exanthem) auf der Haut vorkommenden, welche aus dem Fieber zu unterscheidet, und sich von ihm durch Ausbreitungsgestalt ist ihr ausgebreitet, das wenigstens Entzündung auch diese Krankheit, wie die Malaria u. a. daß sie die Entzündung für sich selbst vorüber einmal befällt. In der Regel ist sie etwas

Masernepidemien gehabt, welche sehr tödlich gewesen sind. So sollen 1. B. nach englischen Todtenlisten im J. 1670 200 Personen, im J. 1674 795 Personen, im J. 1733 bis auf 901 gestorben sein. Eine tödliche Masernepidemie herrschte 1732 in Wien, wo bei den meisten Kranken der Brand im Halse entstand, und sie am dritten oder vierten Tage starben. In Edinburgh starb der größte Mensch daran, ob man gleich diese Epidemie noch für gelind hielt. Sehr oft kommt auch bei gelind verlaufenden Fällen die meiste Gefahr erst hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche oft noch in später Folge tödlich werden. Die Masern kündigen sich an durch trocknen Husten, Niesen, Augenentzündung, Schnupfen und Fieber. Andere Zufälle sind nicht wesentlich und hängen von der Eigenartlichkeit der jedesmal herrschenden epidemischen Constitution ab. Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage, kommen zuerst im Gesicht kleine runde Pocken von verschiedener Größe, die sich in den drei folgenden Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem sie drei Tage gestanden haben, verschwindet die Rube, die Haut schält sich in fleckenartigen Schuppen ab. Wieder bei dem Vorhandensein des Exanthems, noch nach dessen Verschwinden hört der Husten und das Fieber auf. Sehr oft wird das Letztere wieder stärker, Brustzufälle nehmen zu, und ein heftiger Zustand folgt. Das Maserngift ergreift vorzüglich die pneumatische Extre des Brustkorbs, setzt sich bis in das Innere der Luftröhre und Lunge fort, erhebt die Reizbarkeit des Lungeninhalts, und gibt daher nicht selten zu Lungenentzündung Veranlassung. So gelinde daher auch die Krankheit erscheint, so ist doch immer ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät, und vorzüglich die zeitige Hilfe eines Arztes notwendig, um gleich anfangs tödlichen Folgen vorzubeugen.

Masaka, ein berühmter König der Massaker in Numidien, des Königs Gula Eoda. Er wurde in Carthago erzogen. Schon als Jüngling von 17 Jahren bewies er eine heldenmuthige Tapferkeit gegen den numidischen König Eodax, der sich mit den Römern verbündet hatte. Nachdem er zwischen aus dem Felde geschlagen hatte, ging er

mit den Carthaginensern nach Spanien über, um mit ihnen gegen die Römer zu kämpfen. Anfangs war ihm das Glück günstig. Nachdem er aber noch dem Mithridat und Mago der Bärta von dem großen Scipio Africanus persönlich geschlagen worden, unterzeichnete er mit den Römern und war in Folge eines Bündnisses zu ihnen über. Zugleich war das Massinische Volk gestorben und Mithridat, ein Feind seines Hauses, dankte sich der Herrschaft unter dem Römern eines Vorwandes beraubt. Auf die Nachricht davon eilte Masinissa nach Afrika zurück und war so glücklich, das väterliche Reich zu erodern. Carthago und Euphrat hatten sich während der Zeit mit einander verfehlet, und Mithridat eine Tochter Euphratis, die vorher dem Masinissa versprochen gewesen, dem Euphrat gegeben. Dieser griff auch den Mithridat angriff, den Masinissa an und schlug ihn dergestalt, daß er sich mit wenigen Reitern auf den Berg Pindus flüchten mußte. Eroderte so dann ganz Massilien, und bewerkte seinen Feldherren Vortag gegen Masinissa, der ihn dergestalt in die Lage trieb, daß er nur mit sehr wenig Fußknecht schwer verwundet entkam, indem er über einen schmalen Fluß sprang. Da zwei von seinen Begleitern dabei ertranken, so glaubte man, Masinissa habe ein glückes Schicksal gehabt. Dieser aber war sehr mit dem zwar noch übrigen in einer Höhle geblieben, wo er, die seine Wunden geheilt war, vom Raube lebte. Dann begab er sich an die Bedrängung von Massilien, wo viele der Einwohner sich zu ihm schlugen, weil durch Hilfe er nicht nur sein Reich erodert, sondern auch in Massilien eintrat. Euphrat riefte abermals gegen ihn an und schlug ihn so vollkommen, daß Masinissa nur mit 70 Reitern nach der kleinen Stadt entkam. Dort verweilte er bis zur Ankunft der Römer, trug Vordrängungen, in Afrika. Anfangs in seiner Bedrängung bemog vor den Euphrat, dem Masinissa kein Reich zurückzugeben, um ihn für sich zu gewinnen; allein dies gelang nicht. Masinissa ließ zwar zum Euphrat aus seiner anständigen Kinnern zum Mithridat, hielt aber von Zeit zu Zeit getreue Nachrichten mit dem Euphrat und verrückte diesem die künftlichen Pläne, die er ebenfalls auf seine Feinde trat. Dies verstand, an dem Euphrat Mache zu nehmen. Er Verbindung mit den Römern mehrere Male, verfolgte ihn fort, und nahm ihn endlich nach seinem Euphrat gelangt. Auftrachtung der Hauptstadt vollendete er die Eroberung. Seine ehemalige Tochter Euphratis in sein Gewalt. Er schloß sie, sie für der Mithridat zu bestrafen, erodete sie Friede, als sie zu seinem Thron am den Tod stieß, der der schwerwiegenden Befangenheit der Römer befreien stand sie in seiner Gemach, in der Meinung, den Mithridat Mache auf sie zu nehmen. Alle Euphrat verlangte sie, der Römer. Der unglückliche Mann, der sich ganz in die Römer befand, und eine andere Anwesenheit. Als sie als den Tod sah, sandte ihr den Mithridat, den sie mit der Eroberung lernte, daß sie ganz Friede, da es auf seinen Befehl geschah, und daß er ihre erste und letzte einzige Liebe gewesen. Euphrat erodete den Euphrat des Masinissa und suchte ihn durch glänzende Ehrenbezeugungen zu mildern. Er erodete ihn vor dem verarmten Herrn starklich zum Thron, übergab ihm eine goldne Krone, einen curulischen Stuhl u. s. w. und bewerkte die Verdrängung der Königin vom Euphrat. Masinissa blieb bei dem römischen Herrn und erodete sich in der Schlacht der Juncos gegen Hannibal neue Feinde. In dem Frieden mit Carthago bekam er nicht nur alle früheren Besitzungen zurück, sondern auch einen Theil von

dem Reiche des Syphax. Sein Haß gegen Carthago dauerte fort und er machte auf Kosten desselben noch manche Eroberungen, worin die Römer ihn bestärkten. Einige Jahre vor dem Ausbruche des dritten punischen Krieges kam es zum öffentlichen Bruch zwischen Masinissa und Carthago. Der rüstige König blieb trotz seines achtzigjährigen Alters Sieger. Gegen das Ende seines Lebens fing der dritte punische Krieg an; als Masinissa die Annäherung seines Todes fühlte, ließ er den jungen Scipio Aemilianus zu sich kommen und gab ihm Vollmacht, mit seinem Reiche solche Verfügungen zu treffen, als er zum Besten seiner Kinder für nöthig erachten würde. Er starb in einem Alter von 90 Jahren und hinterließ den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürsten. Seine Unterthanen machte er gesitteter und lehrte sie die Vortheile des Ackerbaues kennen.

Maske (die eiserne), oder der Mann mit der eisernen Maske. Mit diesem Namen bezeichnet man einen unbekannten Gefangnen, der unter der Regierung Ludwigs XIV. unter dem größten Geheimniß auf das Schloß von Pignerol und von da nach der Insel St. Margarethe gebracht wurde. Es war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe und sehr wohlgestaltet. Seine Haut war sehr weich, aber etwas braun. Er liebte seine Wäsche, Spitzen und Flitterstaat, spielte die Guitarre, und verrieth eine sehr gute Erziehung. Seine Stimme war einnehmend. Ueber seinen Zustand klagte er nie, noch ließ er merken, wer er eigentlich sey. Wenn er krank war, so daß ihn ein Arzt oder Wundarzt besuchen mußte, und wenn er von einem Orte zum andern gebracht wurde, trug er eine sammetne Maske, die dergestalt mit Federn eingerichtet war, daß sie ihm zu essen und zu trinken erlaubte. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, wenn er sich demaskire: dies durfte er nur, wenn er allein war. Dann unterhielt er sich damit, sich die Bart Haare mit einer stählernen Zange auszuraufen. Er blieb zu Pignerol, bis der Commandant des Schlosses, Saint Mars mit Namen, ein vertrauter Offizier, die Statthalterschaft der Inseln unter dem Binde erhielt, und ihn dorthin mitnahm. Als derselbe später Commandant der Bastille wurde, folgte sein Gefangner ihm auch dorthin. Er bekam in diesem Gefängniß eine möglichst gute Wohnung. Man versagte ihm nichts, was er verlangte. Man gab ihm die schönsten Kleider, das köstlichste Essen, und der Gouverneur, der mit abgezogenem Hute mit ihm sprach, setzte sich selten in seiner Gegenwart. Der Marquis Louvois, der ihn vor seiner Abreise nach Paris auf St. Margarethe besuchte, betrug sich mit einer Achtung gegen ihn, die an Ehrfurcht gränzte. Bewundernswürdig ist es, daß nach seiner Verhaftung in Europa kein Mann von Bedeutung vermißt wurde. Auf Margarethe trug der Gouverneur ihm die Speisen selbst auf, und entfernte sich, nachdem er ihn sorgfältig eingeschlossen hatte. Eines Tages schrieb der Gefangne auf einen silbernen Teller mit einem Messer, und warf den Teller aus dem Fenster nach einem Fahrzeuge hin, das am Ufer, nahe am Fuße des Thurms, lag. Der Fischer, dem das Fahrzeug gehörte, nahm ihn auf und trug ihn zum Gouverneur. Erschrocken fragte dieser, ob er gelesen, was darauf stehe, und ob es irgend jemand gesehen habe. Ich kann nicht lesen, antwortete der Fischer, und niemand hat es gesehen. Der Mann wurde erst frei gelassen, nachdem sich der Gouverneur von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt hatte. La Grange-Chancel erzählt in einem Briefe an den Verfasser der *Année littéraire*, daß, als Saint-Mars die eiserne Maske nach der Bastille führte, der Gefangne gefragt habe: „Will mir der König ans Leben?“ jener geant-

antwortet habe: „Nein, mein Prinz, Ihr Leben ist gesichert, Sie dürfen sich nur führen lassen.“ — Ich habe, setzt jener hinzu, von einem gewissen Dubuiffon, der ebenfalls in der Bastille und auf St. Margarethe gefangen war, erzählen hören, daß er sich mit einigen andern Gefangnen in einem Zimmer gerade unter dem Unbekannten befunden, und daß sie mittelst der Kaminesse mit einander hätten sprechen können. Auf die Frage von ihrer Seite, warum er ihnen so hartnäckig seinen Namen und seine Schicksale verschweige, habe er geantwortet, daß diese Mittheilung ihm und ihnen das Leben kosten würde. Alles beweist, daß die eiserne Maske ein höchst wichtiger Gefangner war. Die Verhaftnehmung desselben fällt nach Vergleichung mehrerer Thatsachen zwischen die Jahre 1666 und 1671. Von der Zeit bis 1687 war er zu Pignerol, dann bis 1698 auf St. Margarethe in einem eigens dazu erbauten Gefängniß, und vom 18ten Septbr. 1698 bis an seinen Tod, den 10ten Nov. 1703, in der Bastille gefangen. Er starb nach einer Krankheit von wenigen Stunden. Der todte Körper wurde dergestalt verstümmelt, daß es unmöglich war, etwas daran zu erkennen. Um alles zu vertilgen, was er hätte verbergen können, um eine Nachricht oder Auskunft über sich zu geben, verbrannte und zerstörte man alles, was er in Gebrauch gehabt hatte, untersuchte den Fußboden und weißte die Decke und die Wände seines Gefängnisses. Im Todtenschein wurde er *Marchiali* genannt und 45 Jahre alt angegeben. Er selbst hatte kurz vor seinem Tode dem Arzt geäußert, er glaube, daß er 60 Jahre alt sey. Die Register der Bastille, die seinen Eintritt in dieses Schloß constatirten, nahm man weg, ob sie gleich, wie man aus einer Copie ersieht, die sich davon erhalten hat, kein Kennzeichen angaben. Die Frage, wer dieser Gefangne gewesen und welche Gründe Ludwig XIV. bewogen haben, ihn mit einer fast beispiellosen Sorgfalt und mit einer so strengen Verheimlichung seines Standes zu bewachen, ohne ihn ermorden zu lassen, ist auf verschiedene Weise beantwortet worden. Erwägt man aber eben diese Umstände, und wirft man einen Blick auf das Verhältniß, das zwischen Ludwig XIII. und seiner Gemahlin Anna Statt fand, und berücksichtigt dabei, daß beide die ersten 23 Jahre in kinderloser Ehe und 12 Jahre außer aller ehelichen Gemeinschaft lebten, daß die Königin eine galante Dame war, die mit mehrern Männern, namentlich mit dem Bruder ihres Gemahls, mit Buckingham, Montmorency, Mazarin, in Vertraulichkeit stand; so wird es mehr als wahrscheinlich, daß der Gefangne ein älterer Bruder Ludwigs XIV. war. Der Verfasser einer 1790 erschienenen Abhandlung über die eiserne Maske hat dies bis zur Evidenz dargethan. Minder bündig ist sein Beweis, daß Buckingham der Vater gewesen sey. Andere halten die Maske für einen bedeutenden Staatsmann, der ein Opfer des Hofdespotismus geworden sey, noch andere für einen Minister des Herzogs von Mantua. Endlich gibt es auch Personen, welche die ganze Erzählung für eine Erdichtung gehalten haben. Wohl nicht der unwichtigste Umstand dieser merkwürdigen Erscheinung ist es, daß trotz der langen Gefangenschaft des Unbekannten, und trotz der nothwendigen Mittheilung einer und der andern Person um das Geheimniß, doch niemand es gewagt hat, eine Aufklärung darüber zu geben oder zu hinterlassen.

Maskelyne (Nevil), ein berühmter englischer Gelehrter und Astronom, war 1731 geboren und starb 1811. Nachdem er schon früh Beweise seiner Geschicklichkeit als Mathematiker und Astronom gegeben hatte, wurde er nach Barbadoes geschickt, um Harrisons Marine-Zeitmesser, wofür der Erfinder den vom Parlament ausgesetzten Preis in

Anspruch nahm, zu prüfen. Sein erstes Werk war *The British Mariner's Guide* 1763, wodurch er seinen Ruf so vollkommen begründete, daß er nach Nathanael Bliss Tode 1765 zum königlichen Astronomen ernannt wurde. Im Jahr 1767 erschien sein Bericht über Harrisons Uhr. Im Jahr 1774 gab die königliche Gesellschaft in einem Foliobande seine Tabellen heraus, um den scheinbaren Ort der Fixsterne zu berechnen und die Beobachtungen der Planeten zu reduciren. Von seinen astronomischen Beobachtungen, seit 1765 auf der königlichen Sternwarte zu Greenwich angestellt, erschien der erste Band 1776, und dieses wichtige Werk wurde seit dem auf des Königs Befehl fortgesetzt. Im J. 1792 beschenkte Maskelyne das Publikum mit den schätzbaren Logarithmentafeln, welche der unermüdlche Michael Taylor bis auf wenige Blätter vollendet hatte. Er fügte eine meisterhafte Einleitung hinzu, wodurch das Werk ein treffliches Ganze wird. So ausgezeichnet Maskelyne als Gelehrter war, eben so achtungswerth war er als Mensch wegen seiner Redlichkeit, Gefälligkeit und Anspruchslosigkeit.

Masken. Die Masken oder Larven (s. d. Art.) suchen ihren Ursprung in dem grauesten Alterthume. Hier wurden sie besonders bei den Processionen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen in die Orgien drei Grade gab: den Grad des Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, so hatte auch jeder dieser Grade seine eigenthümliche ihn charakterisirende Maske. Man findet dieselben ausgezeichnet häufig auf den alten Vasen dargestellt. Bei dieser religiösen Bedeutsamkeit, welche den Masken im Alterthum eigen war, ist es nicht auffallend, daß die Masken, in Verbindung mit dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, als ein wirksames Mittel gegen Zaubereien gebraucht wurden. Ein alter Schriftsteller erklärt die zauberabwehrende Kraft der Masken dadurch, daß ihre lächerliche Verzertheit, den schädlichen Blick des Zaubersenden auf sich ziehend, ihn von den Personen abwendete, die jene an sich trügen. Daher läßt sich auch vielleicht die schauerliche Mißgestalt, der widerwärtig weit geöffnete Mund der ältesten Masken erklären. Unmöglich war es aber dem Griechen, dessen Höchstes in allem Seyn und Wirken die Schönheit war, nicht auch auf die Masken ihren veredelnden Einfluß wirken zu lassen, und so entstanden endlich auch aus jenen ungestalteten Maskenbildern gefälligere Silenen, und Satyrmasken und mannichfach andere anmuthig scherzhafte Künstlerphantasien, die nach und nach die Groteske und Arabeske veranlaßten. Wie der Ursprung der griechischen Tragödie im genauesten Zusammenhange mit dem Cultus des Bacchus steht, so waren auch gleich anfangs in ersterer die Masken gebräuchlich. Wer sie zuerst in der Komödie eingeführt hat, in welcher sie jedoch auch bald durchgängige Aufnahme fanden, ist unbekannt. Man würde irren, wenn man sich die griechischen Masken den heutigen italienischen durchaus gleich vorstellte; anstatt diese nur das Gesicht bedecken, bestanden jene in einem Ueberzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorstellte. Sie waren anfangs von Baumrinde, dann von Leder, späterhin von Holz, welches geschickte plastische Künstler nach Angabe der Dichter gestalteten. Man unterschied tragische mit großem aufgesperrtem Munde und furchtbarem Ansehn, komische mit lächerlicher Geberde, satyrische und orchestrische oder Masken mit regelmäßigen Zügen für die Tänzer. Sie hatten meistens sehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallstangen oder andern thönernen Körpern versehen waren, um die Stürme des

Schauspielers zu verstärken; eine Vorlesung, die bei der Einrichtung der alten Theater und ihren ungeheuern Dimensionen sehr zweckmäßig war. Viele sogenannte Kunsttrichter, ohne Sinn für die Eigentümlichkeiten der griechischen Bühne, sind unerschöpflich, die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauspieler zu tadeln, weil dadurch alle Mimik, und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaft nöthige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen sey. Sie bedenken nicht, daß, da die ganze tragische Mimik der Alten vor allem auf die höchste Würde und Anmuth gerichtet, d. i. idealisch war, jene Darstellung der Individualität, in welche die Modernen ihrer Schauspieler Meisterschaft zu setzen gewohnt sind, ihnen durchaus das Letzte seyn mußte, zu dessen Darstellung ihr Theater herabstufen konnte. „Die Griechen wollten lieber an der Lebendigkeit der Darstellung einbüßen, als an der Schönheit. Der Gebrauch der Masken war diesem Streben zufolge nicht bloß zu rechtfertigen, sondern durchaus wesentlich, und weit entfernt, daß er ein Nothbehelf gewesen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar für einen Nothbehelf erklärt, einen Schauspieler mit gemeinen unedeln, auf jeden Fall mit allzu individuellen Zügen, einen Apoll oder Hercules darstellen zu lassen, ja dies hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten.“ Hierzu kommt, daß bei der colossalen Größe der griechischen Theater unsere heutige Mimik wohl ohnedies größtentheils verloren gegangen seyn würde. Wie das römische Theater fast in allen seinen Bestandtheilen auf Nachahmung des griechischen berechnet war, so fügte es auch im Gebrauch der Masken wenig Neues hinzu. Höchst interessant und besonders durch die zahlreich beigefügten Kupfer belehrend ist das italienische Werk des Francesco de' Sicroni über die Theatermasken und komischen Personen der alten Römer. Nur das italienische komische Volkstheater, die sogenannte *Commedia dell'arte*, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altromischen Nimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Masken. Denn jene Possenspiele Roms, keiner besonders gelehrten und dichterischen Bildung bedürftig, konnten sich unterbrochen auch während der Herrschaft der Barbaren erhalten. Der Harlekin in seinem buntscheckigen Kleide und glattschornen Kopfe scheint die nämliche Gattung von Masken feststehender komischer Theaterpersonen zu seyn, welche die Alten *Planipedes* nannten. Auch die Benennung *Zanni*, welche die besten italienischen Schriftsteller dem Harlekin geben, und welche, wie sich erweisen läßt, von dem lateinischen Worte *Sannio* her stammt, deutet auf denselben antiken Ursprung hin. Die übrigen stehenden Theatermasken der Italiener aber, der *Pantalone*, *Brigella*, *Cartaglia*, *Truffaldino*, der *Burattino*, der *Doctor Gratiano*, der *Capitain Spavento*, und noch einige andere scheinen moderner Erfindung zu seyn. Ruzante aus Padua darf für denjenigen gelten, welcher (1530) diese Maskencharaktere zuerst in das italienische Lustspiel einführte, indem er im J. 1530 sechs in Prosa geschriebene Lustspiele herausgab, in denen jede Person einen andern Dialect redet, venetianisch (der *Pantalone*), bolognesisch (der *Doctor Gratiano*), bergamossisch, paduanisch, florentinisch, ja sogar neugriechisch, worin er wahrscheinlich den Plautus nachahmt. Die Maskerade des Carnevals gaben ihm wahrscheinlich die Idee zur Kleidung und den Charakteren seiner Personen. Flaminio Scala, Flavio genannt, bediente sich später dieser von Ruzante eingeführten Masken, schrieb aber keine ausgeführten Lustspiele, wie sein gefeierter Vorgänger, sondern gab dem Schauspieler nur Skizzen, welche diese impro-

disirend ausfüllen. Uebrigens geht hieraus hervor, daß man auch die mit den Masken verbundenen Charaktere (Maskencharaktere) und das ganze Costum derselben Masken nennt. Im zweiten Theile von Riccoboni's Geschichte des italienischen Theaters findet man sehr gute und genaue Kupferstiche von den stehenden Theatermasken der italienischen improvisirten Komödie. Die Masken im eigentlichen Sinne, welche man bei uns fast nur bei Redouten (s. d. Art.) oder Maskeraden braucht, sind aus einer leichten Materie verfertigte Köpfe und Gesichter oder Theile derselben, durch welche man sich theils unkenntlich machen und verbergen, theils etwas anders vorstellen (maskiren) will. Es gibt ganze und halbe Masken (z. B. Nasen, Augenmasken). Die vorzüglichsten sind von feiner Leinwand, die schlechtern von Pappe. Jene liefert Italien, besonders Venedig, diese Frankreich, namentlich Paris und Rouen, und man hat natürliche Masken und Caricaturmasken (mascherracelle) u. s. w.

Mason (William), ein ausgezeichnete englischer Dichter, ist 1725 zu Hull in Yorkshire geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er studirte auf dem Johannis-Gymnasium zu Cambridge, ward 1747 Collegiat der hohen Schule zu Pembroke, 1749 Magister, 1754 ordinirt, bald darauf königl. Caplan und Pfarrer zu Aston in Yorkshire, und endlich Präcantor und Canonicus am Dom zu York. Man hat viele Gedichte von ihm, worunter zwei Trauerspiele, in denen er den griechischen Chor auf die Bühne bringt; eine Sammlung Oden, mehrere Elegien, z. B. Isis; der englische Garten, ein didactisches Gedicht u. a. Beim Ausbruch des amerikanischen Krieges zeigte er sich als warmer Verfechter der Freiheit. Nach Admiral Keppels Freisprechung richtete er eine Ode an die Seeoffiziere, in welcher er die Feindseligkeiten gegen den transatlantischen Theil der Gemeinde heftig tadelt. Als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er auch ihn mit einer Ode, und sah in diesem Minister einen vom Himmel Gesandten, um die Wunden des Staats zu heilen, und die Parlaments Einrichtungen zu verbessern. Im spätern Alter aber, da sich die ersten Schrecken der französischen Staatsumwälzung überall verbreiteten, und Mason zu einem ruhigen und ansehnlichen Besizthum gelangt war, änderten sich seine Grundsätze, und er schrieb einen Widerruf an die Freiheit (Pallody to Liberty). Er war ein Freund des berühmten Gray, dessen Gedichte er nach dessen Tode nebst einer Lebensbeschreibung und den Briefen dieses Dichters herausgab. Er hat auch die Inschrift auf Gray's Monument in der Westminster-Abtei verfertigt. Sein Amt als Präcantor leitete seine Aufmerksamkeit sehr natürlich auf die Musik. Das Resultat seiner Betrachtungen über diesen Gegenstand ist ein historischer und kritischer Versuch über die englische Kirchenmusik, welcher er die größte Einfachheit empfiehlt. Masons Gedichte zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und Eleganz, und eine vorzüglich reine Moral aus. Er starb im April 1797. Man hat ihm in der Westminster-Abtei, unter den Dichtern, eine Gedächtnistafel errichtet.

Masora ist eine Sammlung kritischer, grammatischer und exegetischer Bemerkungen späterer jüdischer Gelehrten des dritten und der folgenden Jahrhunderte nach Chr. über die Bücher des alten Testaments. Nachdem sie sich diese lange Zeit hindurch bloß mündlich fortgepflanzt hatten (daher auch der Name, welcher so viel als Ueberlieferung bedeutet), wurden sie zu Anfang des sechsten Jahrhunderts zu Tiberias, wo sich eine berühmte jüdische Akademie befand, in diese

Sammlung vereinigt, und späterhin von Zeit zu Zeit mit neuen Zusätzen vermehrt. Man theilt sie in die große und kleine Masora; erstere enthält die ganze Sammlung in eignen für sich bestehenden Büchern, die andere ist ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der biblischen Handschriften beige-schrieben wurde. Sie ist für die Kritik des alten Testaments wichtig wegen der Verzeichnung der verschiedenen Lesarten, und enthält auch zur Erklärung einzelner Stellen manche sehr schätzbare Beiträge; — leider verloren sich aber auch zugleich die Verfasser und Sammler derselben (**Masoreten**) in den mühsamsten und unnütze- sten Spielereien, zählten die Verse, die Worte, ja selbst die einzelnen Consonanten, suchten die mittelften Worte und Buchstaben eines jeden Buchs auf, bemerkten die Verse, in welchen alle Consonanten des hebräischen Alphabets vorkommen u. s. w. Da die Sammlung theils durch die nach und nach hinzugekommenen Zusätze, theils durch Schuld der Abschreiber in die größte Unordnung gekommen war, so brachte sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts **R. Jacob Ben Chajim** für den venediger Buchdrucker, **Daniel Bomberg**, in Ordnung (*biblia rabbinica* hebr. Vened. 1518, 1521, 1525 — 28. Fol.), und hundert Jahr darauf ergänzte **Joh. Buxtorf** der ältere die Arbeit seines Vorgängers (Basel 1618. Fol.) A — s.

Masoreten, s. den vor. Art.

Massageten war bei den Alten der Collectivname (Gesamtbene- nennung) der unbekannten nördlichen asiatischen Völker, welche an der Ost- und Südseite des kaspischen Sees bis an die Gränzen der persischen Monarchie, wo jetzt die Turkestaner und Karakalpakten wohnen, ihre Sige hatten. Sie kommen in der scythischen und persischen Geschichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (s. d. Art.). Die Alanen waren ein besonderer Stamm derselben. A — s.

Masse nennen wir die Menge der beweglichen Theile in einem bestimmten Raume, d. h. die Menge aller Substanzen, woraus die Materie besteht. Die Atomisten stellen sich jeden Körper als eine Summe von Atomen vor, deren Zahl die Masse des Körpers ausmacht. Da es unmöglich ist, die Atomen zu zählen, so kann man nach dem atomistischen System die Masse eines Körpers nur durch Vergleich mit andern Massen bestimmen. Nach der Theorie der Dynamisten kann die Menge der Materie, d. h. die Masse, in Vergleich mit jeder andern nur durch die Größe der Bewegung bei gleicher Geschwindigkeit geschätzt werden; denn da nach dieser Theorie die Materie bis ins Unendliche theilbar ist, so läßt sich auch die Menge keiner Materie durch die Menge der Theile unmittelbar bestimmen; vergleicht man aber eine Materie mit der andern, so kann man zwar bei gleichartigen Materien die Verhältnisse der Massen bestimmen, indem die Quantität der Materie mit der Größe des Umfangs proportionirt ist; allein es wird sich doch kein Verhältniß der einen Materie zu einer andern mit jener specifisch verschieden angeben lassen. Man hat also weder mittelbar, noch unmittelbar ein gültiges Maas, durch Vergleichung die Menge der Materie zu schätzen, so lange ihre Bewegung nicht in Betracht gezogen wird; es bleibt mithin kein Maas als die Größe der Bewegung übrig. Hierbei aber muß die Geschwindigkeit der Materie als gleich angenommen werden, und in dieser Voraussetzung läßt sich die Quantität der Materie, d. h. die Masse, in Vergleichung mit jeder andern nur durch die Bewegung bei gleicher Geschwindigkeit schätzen. — Die Erfahrung lehrt, daß alle Theile eines Körpers von der Schwere afficirt werden,

und daß es keinen materiellen Stoff gibt, der nicht gegen die Erde, im so fern er mit ihr in unmittelbarer Verbindung steht, schwer seyn sollte. Nur an der electrischen, magnetischen, so wie an der Licht- und Wärmematerie hat man bis jetzt noch keine Schwere entdecken können.

Massena, Fürst von Eßlingen und Herzog von Rivoli, Marschall von Frankreich, Großadler und Chef der vierzehnten Cohorte der Ehrenlegion u. s. w. Er war in der Grafschaft Nizza geboren und stand beim Ausbruch der französischen Revolution noch als Unteroffizier unter den sardinischen Truppen. Als aber die Krieger der neuen Republik den Mont-Cenis überstiegen hatten, gestellte er sich zu ihnen und that sich bald durch Muth und Einsicht hervor. Er ward Oberoffizier und stand schon 1793 an der Spitze einer republikanischen Brigade. Hier, ohne Meißer, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg. Er schlug die Piemonteser bei Castel-Seneste (Nov. 93.), verstreute bei Ponte di Noya ein Corps Oesterreicher, bemeisterte sich Ormea's, und trug das meiste zum Siege bei Saorgio bei. Im April 1794 wurde er Divisionsgeneral, und fuhr fort, manchen glücklichen Erfolg zu erröthen. Als 1796 Bonaparte Oberbefehlshaber des italienischen Heeres wurde, war Massena sein unzertrennlicher Massengefährte. Um daher die Thaten desselben in Bonaparte's zwei ersten italienischen Feldzügen zu erzählen, müßte man ihre ganze Geschichte von den Schlachten bei Montenotte, Millesimo und Lodi bis zur Schlacht bei Rivoli und bis zu den Kämpfen in den Gebirgen von Tarvis und Klagenfurt wiederholen. Bei Lonato war er bereits von den österreichischen Colonnen umzingelt und lief Gefahr, gefangen zu werden, als Bonaparte ihn rettete. Er wurde von dem Oberfeldherrn nach Wien gesandt, um die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann 1797 nach Paris, um sie ratificiren zu lassen. Die Hauptstadt empfing ihn mit Jubel und feierte ihm glänzende Feste. Während Bonaparte in Aegypten foht, waren Massena und Moreau Frankreichs Hoffnung. Er hatte als Divisionsgeneral bisher nur diejenigen Talente entwickeln können, die zur glücklichen Ausführung fremder Entwürfe gehören; aber im Feldzuge von 1799 bewies er in der Schweiz seine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber. Zwar mußte er nach einer glücklichen Eröffnung des Krieges bis zum Albis zurückweichen, hier aber erwartete er in einer festen Stellung den günstigen Augenblick, und kam durch die Schlacht bei Zürich der Vereinigung Korsakows und Sumarows, der bereits den Gotthard überstiegen hatte, zuvor. Dieser Sieg, der das halbe russische Heer aufrieb und in dessen Folge Rußland sich von Oesterreich trennte, rettete Frankreich. Als Massena die helvetischen und rhätischen Alpen wieder erobert hatte, sandte ihn das Directorium im J. 1800 nach Italien, wo allenthalben die Oesterreicher sitzend vordrangen. Statt einer Armee fand er einen schwachen Haufen Soldaten, die, von Frankreichs elender Regierung vergessen, ohne Geld, Lebensmittel und Munition gegen einen sieggewohnten überlegenen Feind das Feld behaupten sollten. Massena eilte, Genua zu erhalten. Seine Vertheidigung dieser Stadt gehört zu den außerordentlichen. Zur See von den Engländern, zu Lande von einem starken österreichischen Heere unter Melas belagert, hatte er mit Pest und Hunger im Innern zu kämpfen und ein den Franzosen abgeneigtes Volk im Zaum zu halten. Erst als alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, nahm Massena, zehn Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an; aber diese Schlacht schlug Oesterreichs Heer zu Boden, und der Consul Bonaparte, der nach Paris zurückkehrte, übergab dem Vertheidiger Ge-

aus's den Oberbefehl der Armee. Bald darauf erfolgte der Friede. Massena wurde vom Seinedepartement in den gesetzgebenden Körper gewählt und Frankreichs neuer Kaiser erhob ihn 1804 zum Reichsmarschall. Im J. 1805 erhielt Massena den Oberbefehl in Italien; dem überlegenen Genie des deutschen Helden Carls gegenüber, unterlag er in der Schlacht bei Caldiero. Als aber dieser durch das Unglück der deutschen Waffen in Franken und Bayern zum Rückzug in das Innere Oesterreichs gezwungen war, verfolgte er ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abzugewinnen zu können. Der Friede von Preßburg wurde geschlossen, und Massena eilte auf Napoleons Befehl nach Neapel, um dieses schwach vertheidigte Königreich für Joseph in Besitz zu nehmen. Hier blieb er, bis ihn 1807 Napoleon nach Polen berief, um den rechten Flügel der weitgedehnten französischen Heeresmacht zu befehligen. Er bestand den mörderischen Kampf bei Pultusk, und am 12. Juni 1807 erstürmte er die Linien von Drokolenka. Der Friede von Tilsit hatte kaum auf dieser Seite Ruhe gewährt, als 1808 der Krieg in Spanien sich entzündete. Mit dem Titel eines Herzogs von Angoli betrat er diesen Kriegsschauplatz, von dem er 1809 nach Deutschland abgerufen wurde. Hier kämpfte er die großen Schlachten bei Regensburg, Aspern und Eßlingen und bei Wagram mit. In der zweiten rettete seine Standhaftigkeit und Ausdauer das französische Heer vom gänzlichen Untergange, und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürsten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er aufs neue nach Spanien, um Englands unbeseigtem Feldherrn sich entgegenzustellen. Dieser zog sich vor der französischen Uebermacht zurück und begnügte sich, in einer felsenfesten Stellung die Hauptstadt Portugals zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unumgänglich machte. Massena würdigte seinen Gegner zu richtig, um einen Angriff auf ihn zu wagen, und zog sich zurück. Sein Heer litt bedeutend, sowohl durch Hunger als durch den thätig verfolgenden Gegner. Napoleon, mißvergnügt über diese ihm unerwünschten Resultate eines prahlerisch angekündigten Feldzugs, rief Massena zurück, und ließ ihn bis zu seinem Sturze ohne Anstellung; eine Erscheinung, welche die höchste Spannung zwischen beiden vermuthen läßt. Auch erklärte sich Massena, der 1814 in Toulon commandirte, sogleich für Ludwig XVIII., und ließ ihm mit vielem Geräusche huldi gen. Er ward Commandeur des St. Ludwigs-Ordens, und versicherte dem Könige bei der Fahnenweihe in Marseille aufs neue seine unwandelbare Treue. Bei Napoleons Landung 1815 aber war sein Betragen in Toulon mindestens zweideutig. Als der Kaiser wieder eingesetzt war, schwor er zu seiner Fahne, und ward Pair und Commandant der pariser Nationalgarde. Als solcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei, die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebt er von allen Geschäften zurückgezogen. Im Juni 1816 erwarteten die pariser Blätter seinen Tod wegen Engherzigkeit.

Massenbach (von), königl. preussischer Obrist, Generalquartiermeisterlieutenant und Ritter des Ordens pour le mérite. Aus dem Württembergischen gebürtig und am das Jahr 1782 bei der preussischen Armee angestellt, zeichnete er sich frühzeitig als Schriftsteller aus. Zu seinen ersten literarischen Producten gehörte ein kleines Werk über die Differentialrechnung. Seinen ersten Feldzug machte er bei Gelegenheit der preussischen Expedition nach Holland im J. 1787. Den Feldzügen am Rhein vom J. 1792 bis zum baseler Frieden wohnte er sammtlich

als Offizier des Generalquartiermeisterstabes bei, und verfertigte während dieser Zeit mehrere Memoires, sowohl über streng militärische, als auch politische Gegenstände; in welchen letztern er stets die Ansicht geltend zu machen bemüht war: daß Preußens Wohl und dauernde Größe nur auf einer genauen Allianz mit Frankreich beruhe. Nach dem baseler Frieden übergab er mehrere Memoires, die Organisation des Generalquartiermeisterstabes betreffend, die zum Theil berücksichtigt wurden. Er unterhielt einen fortbauernenden Briefwechsel mit dem Herzog von Braunschweig, den er, wie auch andre bedeutende Männer des preussischen Staats, für seine Ansichten zu gewinnen bemüht war, dabei aber viele Schwierigkeiten fand. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich wurde er als Generalquartiermeisterlieutenant bei der Armee des Prinzen von Hohenlohe angestellt, und theilte durch die Capitulation zu Prenzlau am 28ten October 1806 mit seinem Feldherrn das Loos der Gefangenschaft. Verschiedne ihm vorgeworfene Versehen veranlaßten ihn zur Herausgabe seiner historischen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preussischen Staats seit dem Jahre 1794, denen er als eine Ergänzung Memoiren über seine Verhältnisse zum preussischen Staat, und insbesondre zum Herzog von Braunschweig in drei Bänden folgen ließ. Beide Werke enthalten eine Menge interessanter Darstellungen und Anekdoten, und wenn, wie billig, Preußens wieder aufgelebter Ruhm und neue Größe jene Unglücksfälle gewissermaßen aus dem Gedächtniß der lebenden Generation gern vertilgt sieht, so werden die Erzählungen des wahrheitsliebenden Mannes, für welchen Massenbach stets zu haben ist, doch für den Geschichtsforscher und Staatsmann nie ihren Werth verlieren. Uebrigens lebt der Obrist von Massenbach seit seiner Gefangenennahme im Privatstande. LR.

Massillon (Jean Baptiste), einer der größten französischen Kanzelredner, geboren im J. 1663 zu Hieres in der Provence, trat in seinem 17ten Jahre in die Congregation des Oratoriums, und gewann sich die Herzen allenthalben, wohin er geschickt wurde, durch sein einnehmendes Betragen, wie durch seinen Geist und seinen Charakter. Aber er zog dadurch auch den Neid seiner Mitbrüder auf sich; man beschuldigte ihn einiger Intriguen mit Frauen, und suchte ihn aus der Congregation zu entfernen. Wirklich soll er sich auf einige Monate in die Abtei von Saint-Fonds zurückgezogen haben. Der Beifall, den seine Leichenrede auf den Erzbischof Henri de Villars allgemein fand, bewog den damaligen General seiner Congregation, La Tour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen und gegen seine eigentliche Neigung die Kanzel besteigen, auf der sein Genie bald in seiner ganzen Eigenthümlichkeit sich entwickelte. Nach andern machte eine Antwort auf einen Hirtenbrief des Cardinals Noailles, die er im Namen seines Klosters auflesen mußte, den Cardinal auf ihn aufmerksam, und auf seinen Befehl kehrte Massillon wieder zu den Oratoriern zurück, und legte sich ausschließlich auf Kanzelberedsamkeit. Der allgemeine Beifall, den er fand, war fast ohne Beispiel und bald wünschte ihn der Hof zu hören. Auch hier fand er volle Anerkennung, denn er sprach mit jener mächtig ergreifenden Einsicht, der nur gänzliche Gefühllosigkeit widersteht. Auch entging es Ludwig dem XIV. nicht, daß Massillon sich von allen andern Predigern unterscheide, und als er zum ersten Mal zu Versailles gepredigt hatte, sagte der König zu ihm: „Wenn ich andre Prediger gehört habe, war ich sehr wohl mit ihnen zufrieden; aber da ich Sie gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst gewesen.“ — Seine Declamation trug nicht wenig zu der

Wirkung seiner Worte bei. Mit scheinbarer Kunstlosigkeit, in Nachlässigkeit, rührte und belehrte er sicherer, als Andre durch einen pathetischen Vortrag, dessen Er künstliches der Zuhörer oft mit Widerwillen wahrnimmt. Der berühmte Schauspieler Baron brach einst am Schluß einer Predigt Massillons, der er beigewohnt, in die merkwürdigen Worte aus: „Das ist ein Redner, wir sind nur Komödianten.“ — Im J. 1704 erschien Massillon zum zweiten Mal am Hofe und fand denselben Verfall. Der König sagte ihm, daß er ihn alle zwei Jahre zu hören wünsche. Seiner philosophischen und friedliebenden Gesinnungen wegen wurde er gewählt, um den Cardinal Noailles mit den Jesuiten wieder zu versöhnen; allein er mißfiel beiden Parteien und machte die Erfahrung, daß es leichter sey, Sünder zu befehren, als Theologen auszusöhnen. Der Regent, der sein Verdienst kennen gelernt hatte, ernannte ihn 1717 zum Bischof von Clermont. Er würde dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundenen Kosten bezahlt hätte. Als er im folgenden Jahre vor Ludwig XV., der erst neun Jahr alt war, predigen sollte, versaffte er jene unter dem Titel Petit-Carême (Fastenpredigten) bekannten Reden, die ein Meisterwerk der Kanzelberedsamkeit sind. Unter den wichtigen Wahrheiten, die er darin einschärft, ist auch die: daß nicht die Fürsten, sondern das Gesetz über die Völker herrschen solle; daß erstere nur die Diener und Bewahrer des letztern sind; daß die Völker sie, auf Gottes Befehl, zu dem gemacht, was sie sind, und daß sie das, was sie sind, nur für die Völker seyn sollten; daß die Fürsten an Macht verlieren, wenn sie mächtiger seyn wollen als das Gesetz, und daß alles, was die Oberherrschaft verhaßt macht, sie entkräftet und vermindert. — Im J. 1719 trat Massillon in die Akademie française. Der Cardinal Du Bois wirkte ihm die Prälatur von Evégnay aus. Seine letzte Rede, die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Duchesse von Orleans. Seit dem verließ er seine Diocese nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe und Verehrung gewannen. Er starb 1742. Der Werth seiner Beredsamkeit bestand nicht in seiner declamatorisch scheinbaren Wortfülle und in jenem sichtbaren Aufschäumen aller Künste der Rede, durch welche Bourdaloue sich die Gunst seiner Zeit mühsam errang, sondern in jenem edeln und schlichten Fluß der Rede, die auf tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, die Hörer ergriff und rührte, ohne sie zu betäuben und eben daher tiefer und bleibendere Eindrücke hinterließ. Indem er vorzüglich das Gefühl ansprach, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilsamen Nahrung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Gehaltvolle Ideen, gewählte und harmonische Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Stils charakterisiren seine Beredsamkeit, besonders in dem Petit-Carême. Der Neffe dieses berühmten Mannes hat eine vollständige Ausgabe der Werke seines Oheims besorgt. 1745 und 1762 in 15 Bänden (deutsch Dresden 1753, 15 Bände in einer schlechten Uebersetzung).

A—s.

Massilia, der ursprüngliche Name von Marseille (s. d. Art.)

Massinger (Philipp), ein ausgezeichnetes englischer Schauspieldichter, geboren zu Salisbury um 1585, studirte zu Oxford, ging darauf nach London, und schrieb für das Theater, oft in Verbindung mit andern englischen Schauspieldichtern seiner Zeit, z. B. Decker, Middleton und Rowley. Nach einigen ist er 94 Jahr alt geworden, nach andern schon 1639 gestorben. Massinger ist nach Bouterweck ein verständiger und geistreicher Schriftsteller. Der Hauptvor-

besteht besonders in einer kunstreichen und interessanten Verbindung der Scene in einer durchdrachten Scene der überragenden und doch geduldig vorbereiteten Enten. Sein englischer Schriftsteller hat vor Mailänder einen verständigen entworfen und die Einheit der Handlung in romantischen Manichfaltigkeit der Scene verbunden in Regelmäßigkeit seiner Schicksale von der französischen Freiheit, welche der Ausland mehr beherrscht. Seine nicht Endurtes oder Nachhören. Seine Phantasie oder behandelte dramatische Stoffe mit Freiheit und hat 17 Schauspiele von ihm, darunter 10 besondere verspielt und Tragikomödien begeben. Ihre heile aus Novellen oder aus der Geschichte geschöpft. D. die Dasei of Milan (der Herzog von Mailand), endiger Handlung und Darstellung der Leidenschaftern. 17 weniger glücklich. Seine dramatische Werke hat 17. Lond. 1761. in 4 Bänden A. und W. Mason.

Lond. 1779. 8 Voll. A. herausgegeben.

Nasson (Charles-François-Filibert), Mitglied des Instituts von Frankreich, der philosophischen Gesellschaft u. s. w., Generalsekretär der Akademie von Lodi, geboren 1762 zu Clamont im Gebiet von Montbéliard. Er trat sehr jung in russische Dienste und wurde geheimer Sekretär bei dem Großfürsten Alexander, späterem Kaiser. Paul I. ernannte ihn zu einem Ausländer als einen Teilnehmer an der französischen Revolution. Nasson starb im J. 1807. Man hat von ihm: 1. Cours memorial de géographie, 2. Essai de corps d'artillerie des autres, Berlin 1787, und Petersburg 1790; 2. L'union ou le fleur qui ne se sépare jamais, Berlin 1790; 3. Mémoires secrets sur la Russie, 1800 u. s. 4 Bände. Diese, in mehrere Sprachen übersetzten Vermehrungen machten zur Zeit ihrer Erscheinung großes Aufsehen; neue Nachrichten von dieser Kaiserin, geheimer Nachrichten, und schmeichelnde Epigramme auf Paul I. machten das Werk ansehend. Man konnte indes dem Verfasser vorwerfen, die Ereignisse des Russischens zu sehr gebiet und seine Erzählungen übertrieben zu haben; 4. Les Horvations, ein Gedicht in zehn Gesängen, 1800, 1 Band. Es ist von sehr mangelhaftem Werth; 5. La nouvelle Ancre, Roman in 2 Bänden. — Außerdem hat man von Nasson Oden, deren eine auf die Gründung der Republik im J. 1800 von dem Institut gekrönt wurde.

Nass, — Flößen heißen die größten und längsten Baumstämme, die auf den Schiffen das Segel und Taumel tragen, und durch das sogenannte Wand aufrecht erhalten werden. Daraus ergibt sich, daß sie zu den wichtigsten Theilen des Schiffes gehören, ohne welche die Navigation größter Schiffe unmöglich ist. Die kleinen Schiffe haben einen oder zwei, die großen 4 bis 5 solcher Flößen. Man unterscheidet den größten Mittelmaß, welcher unmittelbar auf dem Kiel ruht, den vorderen Rodmaß oder die Fode, und den hintersten Wesa oder Wessowad, wozu das Schiff vorwärts hinwandelnde Bewegung kommt. Die ersten Flößen sind von Eichen. Die längsten messen über 100 Fuß und sind 25 bis 30 Palmen, 4 auf den Fuß gerechnet, dick. Von demselben Holz das Ende des oder des Endes. Man handelt sie in den Häfen der Ostsee. Nach denen, welche die Rodelbäume im Norden von Europa liefern, kommen die aus Nordeuropa.

Nassaller (Carl), geboren zu Wien im J. 1734, war Mitglied der im J. 1773 aufgedachten Gesellschaft Jesu, Lehrer der schönen Künste

ſchaften auf der Univerſität, wie auch Mitglied der Akademie der bildenden Künſte zu Wien und ſtarb daſelbſt 1795. Nur zu einer dürftigen Nachahmung fremder Dichtwerke konnte ſich Maſtaller erheben, in deſſen Oden ſelbſt keine Bewunderer poetiſche Kraft und lyriſches Feuer vermiſſen, dagegen aber das finden, was ſie Correctheit und guten Geſchmack nennen. Wer Zeit und Ort kennt, wo und wann er ſchrieb, der wird es übrigens begreiflich finden, daß man in ihm einen würdigen Nachahmer und Nebenbuhler des Horaz erblicken und bewundern konnte.

Maſtix, das reine, gelblichweiße Harz des immergrünen Maſtixbaumes, *Pistacia Lentiscus*, der auf der Inſel Chio, in Italien, Portugal wild wächst. Auf jener Inſel rißen die Einwohner die Rinde der Stämme und ſammeln das tropfenweis hervorquellende Harz; die Aernz iſt gewöhnlich ſo ergiebig, daß ſie jährlich an 800,000 Pfund anſtatt des Tributs nach Konſtantinopel abgeben. Es iſt von baſamiſchem Geſchmack und angenehmen Geruch, und wird zum Räuchern und zu Arzneien, auch zu verſchiedenen Kitten gebraucht. Der Maſtixharz giebt mit Weingeiſt oder Roſmarinöl guten Firniß. I.

Maſtkorb, die oben am Maſtbaume befeſtigte, runde, aus ſtarken Balken beſtehende und mit einem Geländer verſehene Scheibe, wozu an die Bänder, d. i. die ſtraff angezogenen Tane befeſtigt, Schildwachen geſtellt werden u. ſ. w. Auf Kriegſſchiffen wird auch Geſchütz darauf geſtellt.

Maſtricht (*Trajectum ad Mosam*) eine wohlgebaute und befeſtigte Stadt an der Maas, die vermittelt einer ſteinernen Brücke mit der gegenüber liegenden Stadt Wyck zuſammenhängt. Sie liegt im ehemaligen Stifte Lüttich, wurde aber ſeit 1648 zu der alten holländiſchen Barriere von Brabant gerechnet. Nach der franzöſiſchen Beſignahme war ſie die Hauptſtadt im Departement der Niedermaas, und hatte im J. 1802 gegen 18,000 Einwohner. Im Frieden von 1814 wurde ſie wieder abgetreten. Die Einwohner ſind theils reformirt, theils catholiſch. Man bemerkt hier die langen und ſchönen Straßen, den Marktplatz und den mit Bäumen beſetzten Beythof, die catholiſchen zwei Collegiat- und vier Pfarrkirchen, 20 nun aufgehobne Klöſter und das ehemalige Jeſuitercollegium, die lutheriſche Kirche, die drei reformirten Kirchen, das reformirte Gymnaſium, die ehemalige Commenthurei des deutſchen Ordens, das Rathhaus mit ſeiner Bibliothek, die Häuser des Gouverneurs und der Deputirten der Generalſtaaten, die Tuch- und Gewerfabriken u. ſ. w. Die Generalſtaaten hatten allein das Beſatzungsrecht. Im J. 1761 litt die Stadt durch eine Pulverexploſion. Nicht weit von hier iſt der hohe St. Petersberg mit einer von den Holländern 1703 angelegten Citadelle, St. Pierre, welche die Stadt beherrscht, und mit einem wichtigen Steinbruch, deſſen unterirdiſche Gänge wohl 40,000 Menſchen faſſen können, wie ſich denn auch in Kriegszeiten die Einwohner mit ihren Habſeligkeiten hieher zu flüchten pflegten.

Maſurich, **Maſure**, iſt ein polniſcher Nationaltanz, deſſen Melodie in den Dreiviertelact geſetzt wird, und wobei die Grundſtimme immer auf einem Tone liegen bleibt, oder ſich in gebrochenen Octaven, wie bei dem Murky, bewegt.

Matador, wörtlich ein Todtſchläger. Dieſer Name, den man gegenwärtig noch in einigen Kartenspielen, als *L'Hombre*, *Tarock*, Solo von den höchſten Erſumpfen und daher auch von wichtigen Perſonen braucht, ſchreibt ſich von den Matadores, einer Compagnie freiwilliger Spanier her, welche die Bewohner Barcelona's zu Anfang

dieses Jahrhunderts errichteten, als sie wider Philipp V. stritten, und welche die Bestimmung hatten, beständig die Straßen zu durchziehen und das geringste Murren wider die Regierung mit dem Tode zu bestrafen.

Mater, f. Filial.

Materia medica, Heilmittellehre, f. Medicin.

Materie, Materiell. Materie oder Körperlicher Stoff ist dasjenige, was den Raum ausfüllt. Jeder Körper muß in einem Raume enthalten seyn, daher ist die Vorstellung von Ausdehnung jedesmal damit verbunden. Dessen ungeachtet ist der Raum nicht als Eigenschaft der Körper zu betrachten, sondern bloß als Form der äußern sinnlichen Anschauung. Die Materie ist Erscheinung unsrer äußern Sinne überhaupt. Von dem Wesen der Materie und von der Art, wie sie auf uns wirkt, hat man sich von jeher die verschiedensten Vorstellungen gemacht. In den ältesten Zeiten nahm man seelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Democrit setzten den leeren Raum und Atomen an ihre Stelle und erklärten daraus die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußerer Kräfte. In den spätern Zeiten unterschied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geistigen, und setzte das Wesen der Materie bloß in die Ausdehnung. Nach ihm ist die Materie nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verstande oder in der Vorstellung aber noch theilbar und ausgedehnt sind. Newton, der in metaphysische Untersuchungen nicht einging, führt bloß an, daß er die Materie als eine Zusammenhäufung der kleinsten Theilchen betrachte, die selbst wieder materiell und ausgedehnt sind und durch eine unbekannte Kraft sehr stark unter sich zusammenhängen; woraus folgt, daß auch er zu den Atomisten gehörte. — Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphysiker wegen der Verknüpfung des Geistigen mit dem Materiellen in große Schwierigkeiten, und veranlaßte mehrere metaphysische Systeme. Eins der merkwürdigsten ist das idealistische oder der Idealismus (f. d. A.), nach welchem alle Materie schlechterdings geläugnet, alle Vorstellungen aber, die man sich von der Materie macht, für nichts weiter erklärt werden, als für Ideen oder Vorstellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menschen erweckt. Malebranche gründete darauf die Meinung, daß wir alle Dinge in Gott sehen, und daß uns selbst der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott, und die Geister überhaupt zu läugnen. Er betrachtet die Wirkung der Materie auf unsern Geist als Einwirkung der Gottheit. Spinoza und Hume gingen im Idealismus noch weiter. Der erstere nahm eine einzige Substanz an, deren Eigenschaften unendliche Denkraft und Ausdehnung sind, so daß alle geistigen Erscheinungen Zustände dieser einzigen Denkraft und alle materiellen Phänomene Zustände eben dieser einzigen Ausdehnung sind. Hume nimmt weder Substanzen noch Subjecte oder sonst selbstständige Wesen an, sondern betrachtet alles Geistige und Materielle als eine Reihe vorübergehender Erscheinungen. Leibniz, welcher einsah, wie schwer sich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus, Idealismus und Materialismus erklären lasse, stellte die Lehre von den Monaden auf. Er hielt dafür, daß nur etwas Geistiges auf unsre Seele wirken könne, und daß alle unsre Begriffe von Materie sich zuletzt in bloße Begriffe von Erscheinungen und Eigenschaften auflösen müßten. Er verwarf die Atomen, und behauptete, daß sie wenigstens im Verstande theilbar seyn müßten.

müßten keine wahre Eigenheiten wären. Die Eigenschaften der Materie sah Leibniz für bloßen Schein an, und den physischen Körper, so wie er sich unsern Sinnen darstellt, als ein verworrenes Phänomen der Wirkungen einfacher Substanzen auf die Organe unsrer Sinne. Die einfachen Erbstanzen, d. i. die Monaden, sind den geistigen ähnlich, beide aber Vorstellungskräfte, wovon jede ihre Grundbestimmung hat. Die ganze Welt macht nach Leibniz eine zusammenhängende Reihe solcher Vorstellungskräfte aus, deren Größe und Beschaffenheit verschieden ist. Die ruhenden Vorstellungskräfte sind die Substanzen der scheinbaren Materie; die wachenden aber sind Geister; die vollkommenste aller möglichen und wirklichen Vorstellungskräfte ist die Gottheit selbst, die sich alle mögliche Substanzen mit ihren Eigenschaften und Verhältnissen auf das deutlichste und ohne vorbildende Außendinge vorstellt. Priestley bildete die Meinung Boscowichs, daß die Materie bloß aus physischen Punkten bestehe, welche einander anziehen und abstoßen, weiter aus, und sagte, die Materie sey ein bloßes Anziehen und Abstoßen welches sich auf gewisse mathematische Punkte im Raume beziehe. Einem Daseyn nach läßt sich die Seele recht wohl aus einer veredelten Materie erklären, welche bloß aus Kräften besteht, und ungeachtet ihrer Materialität dennoch das Vermögen zu denken und zu empfinden besitze. Dem widerspricht De Luc, der übrigens ein Verteidiger der atomistischen Vorstellungsart, und dem Dualismus zugethan ist. Wir könnten noch mehrere Meinungen über die Natur und das Wesen der Materie anführen, wenn nicht aus dem Bisherigen genugsam erhelle, daß mit Bestimmtheit: . . darüber entschieden werden kann. — In der Philosophie wird die . . Materie (Gehalt) auch der Form entgegengesetzt. — Materiell ist sonach, was der Materie angehört; mithin was Ausdehnung und Theilbarkeit hat, körperlich, — entgegengesetzt dem Spirituellen; und uneigentlich das Dichte, Grobe, Starke, dem Feinen, Aetherischen entgegengesetzt. Dann auch dem Formalen entgegengesetzt, was den Inhalt, das Wesen eines Gegenstandes betrifft (besser material).

Materialismus, diejenige philosophische Behauptung oder systematische Ansicht, vermöge welcher die Materie, oder die körperliche Substanz als Grundprincip der Dinge angesehen wird. Wer ihr zugethan ist, heißt Materialist im philosophischen Sinne, z. B. der Verfasser des *Système de la nature* u. A. In Beziehung auf die Seelenlehre insbesondere ist Materialismus die Annahme, die Seele sey eine materielle Substanz (psychologischer Materialismus). Der Materialismus ist somit dem Spiritualismus oder Immaterialismus entgegengesetzt; beide aber sind Arten des monistischen Dogmatismus (s. d. Art.). Jener kann nun wie dieser entweder empirisch seyn, wenn er seine Behauptung auf Erfahrungen von der Sinnenwelt zu gründen, und also die innern Erscheinungen aus den Erscheinungen des äußern Sinnes abzuleiten versucht, — oder transcendental, wenn er über diesen letztern Unterschied selbst, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus sowohl, als der Materialismus, sind Einseitigkeiten und enthalten keine zureichenden Erklärungsgründe der entgegenstehenden Erfahrung. Der Materialismus ist aber verschieden, je nachdem er die Materie an sich, oder die Organisation derselben zu dem Ursprünglichen macht, und im erstern Falle bald eine ätherische Materie, ein unsichtbares Fluidum, bald das Licht, das Wasser u. als die Grundmasse annimmt, wie auch nach den besondern Hypothesen, durch welche er das Entstehen aller Dinge daraus erklärt. In besondrer Beziehung auf die Seele behauptet der Materia-

Ist daher, die Materie bringe an sich geistige Veränderungen hervor, oder sie sey Resultat der ganzen körperlichen Organisation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiste veredelt werde. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken und die physische Bewegung geistige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an so vielen organisirten Wesen nicht wahrnehmen, wie namentlich eine Vorstellung von seiner eignen Thätigkeit entstehen könne. Man erfand daher viele eben so unerweisliche Hülfsypothesen. Am meisten aber streitet gegen eine solche Annahme das Bewußtseyn der Identität und Freiheit des Menschen, welche durch dieselbe aufgehoben wird, indem die Materie durch das Gesetz der Naturnothwendigkeit unbedingt beherrscht, und das freie Wesen dadurch zur Maschine erniedrigt wird. Auch geht der Materialismus in der practischen Philosophie nothwendig in den Eudämonismus über, so wie er in religiöser Beziehung zum Atheismus oder zum Pantheismus und Fatalismus führen muß. Wie er sich zum Realismus verhalte, mit welchem er oft verwechselt wird, s. in dem Art. Realismus. Uebrigens ist der Materialismus eine sehr alte Vorstellungsart, und die herrschendere in der ältern griechischen Philosophie, Mythologie und Poesie: denn die Sinnwelt regt zuerst das Nachdenken auf, der Mensch bildet sich zuerst sinnlich aus, auch ging darum der poetische Materialismus dem philosophischen vorher; nur wurden beide von einem phantasiereichen und sinnigen Volke sehr verfeinert und poetisch ausgebildet. T.

Mathematik, **Mathēsis**, Größenlehre (von den Griechen vorzugsweise Lehre oder Wissenschaft genannt, da sie keiner Erfahrung zu ihrer Begründung bedarf), umfaßt alle Größenverhältnisse, entweder als Gegenstände der bloßen Abstraction ohne Rücksicht auf Materie und Gestalt (mit deren wissenschaftlichen Darstellung sich die reine Mathematik, *mathesis pura*, beschäftigt), oder als Gegenstände der Erfahrung (angewandte Mathematik, *mathesis applicata*). Wie überhaupt Größe erkannt, und gewissen Operationen des Denkens, nämlich der Vergleichung und Verbindung oder Trennung, unterworfen werden könne, muß eine Philosophie der Mathematik zeigen; die Größe jenen Operationen wirklich zu unterwerfen, ist der Zweck der Mathematik selbst. Alle Größen sind entweder zählbare (*discrete*, arithmetische), oder meßbare (*indiscrete*, ausgedehnte, geometrische). Erstere werden durch das Vermögen des Zählens erhalten, und in der Arithmetik oder Zahlenwissenschaft betrachtet; letztere entstehen durch Bestimmung der Ausdehnung im Raume, und machen den Gegenstand der Geometrie aus. Beide zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Arithmetik in allgemeine und besondere: jene wieder in Analysis des Endlichen und Analysis des Unendlichen, diese in niedere und höhere Arithmetik (s. d. besondern Art.). Die Geometrie wird ebenfalls in niedere und höhere eingetheilt. An sie schließt sich die Trigonometrie an. Einen besondern Theil der Arithmetik macht die Syntaktik, Combinationslehre oder Ordnungslehre aus, welche die möglichen Anordnungen einer gewissen Zahl von verschiedenen Dingen lehrt und worauf die Wahrscheinlichkeitsrechnung beruht. Die angewandte Mathematik betrachtet jene Wissenschaften, in so fern sie auf Gegenstände des gemeinen Lebens angewendet oder auf Erfahrungssätze gegründet werden, und dann machen jene genannten Theile der reinen Mathematik Theile der angewandten Mathematik aus. Zur angewandten Mathematik gehören die

gemeine Arithmetik, Rechnung mit benannten Zahlen; die Mechanik, Optik, Astronomie, Chronologie, Gnomonik, die architektonischen, nautischen und Kriegswissenschaften. In der Mechanik oder Bewegungslehre wird die Zeit betrachtet, in welcher Körper einen bestimmten Raum durchlaufen, oder die Geschwindigkeit nebst der dazu erforderlichen Kraft. Die reine Mechanik umfaßt als besondere Theile, Statik und Mechanik der festen Körper, Hydrostatik und Hydraulik oder Hydrodynamik und Aerometrie (s. d. bes. Art.). — Die Mathematik hat übrigens, obgleich sie, bloß auf Principien a priori gegründet, gleich anfangs in einer gewissen Vollendung aus dem menschlichen Geiste hätte hervorgehn können, dasselbe Schicksal mit allen übrigen Wissenschaften gemein gehabt, daß sie, von geringen Anfängen an, erst allmählich sich emporgehoben hat. Wahrscheinlich haben sie zuerst Indier und Aegyptier cultivirt, von denen sie auch zum Theil zu den Griechen mag übergegangen seyn, unter denen sich Pythagoras, Plato und Eudorus die ersten Verdienste um sie erwarben. Ihnen folgten die berühmtesten griechischen Mathematiker, Euklides, Archimedes, Eratosthenes, Apollonius, Conon, Nicomedes, Hipparchus und andre vor Chr. Geb.; nach Chr. Geb. Nicomachus, Ptolemäus, Diophantus, Pappus, Theon und seine Tochter Hypatia, Proclus, Eutocius.. Doch hob sich vorzüglich nur die Geometrie, während die Arithmetik noch ziemlich unvollkommen blieb, und die übrigen Theile der Mathematik noch völlig unbekannt waren. Unter den Römern hat diese Wissenschaft nie sonderlichen Eingang gefunden, um so mehr aber bei den Arabern, bei welchen sie vorzüglich vom 10ten bis zu Ende des 12ten Jahrhunderts blühte, und von denen die Trigonometrie und Algebra erfunden wurde. Von hier drang sie durch die Macht der Barbarei auch endlich nach Europa, wo sich schon im 13ten Jahrhundert König Alphons von Castilien durch die Herausgabe der alphonsinischen Tafeln von mehreren Gelehrten, die er an seinem Hofe versammelt hatte, bleibende Verdienste um die Mathematik erwarb. Im 15ten Jahrhundert betrieben sie zuerst in Deutschland Johann von Gmünd, Peurbach, Regiomontanus mit vielem Eifer, von welcher Zeit an sie schnelle Fortschritte machte, so daß das 16te Jahrhundert schon mehrere vorzügliche Mathematiker, wie Cardanus, Vieta, Ludolph van Ceulen, Peter Nunez, Justus Borge u. A. aufzuweisen hatte. Doch erst das 17te und 18te Jahrhundert zeichneten sich durch glänzende Entdeckungen aus: ersteres durch Erfindung der Logarithmen, der Differenzial- und Integralrechnung, durch Männer, wie Galiläi, Toricelli, Pascal, Descartes, L. Hospital, Cassini, Huyghens, Neper, Harriot, Wallis, Barrow, Newton, Halley, Leibniz, Jacob und Johann Bernoulli und viele Andre; das 18te Jahrhundert durch Erfindung der Combinationslehre und der Variationsrechnung und durch große Vervollkommenung aller Theile der Mathematik, durch einen Manfredi, Nicoli, Nicol. und Don. Bernoulli, Leonh. Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, La Grange, La Place, Le Gendre, Gauß und mehrere noch Lebende, durch deren Bemühungen die meisten einzelnen Theile der Mathematik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt sind. Uebrigens ist die Mathematik eine solche Wissenschaft, deren Sätze die strengsten Beweise verfahren, und die einleuchtendste Gewißheit (Evidenz) gewähren, daher heißt mathematisch auch, was unumstößlich gewiß ist. L.

Mathematische Methode, Lehrart, s. d. A. Methode.
Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre unbe-

gränzte Unhänglichkeit an Gregor den siebenten. Sie war eine Tochter des Marquis Bonifaz von Toscana, geb. 1046, und vermählte sich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt und mochte das milde Klima Italiens nicht mit einem nordischen Himmel vertauschen. Im 30sten Jahre Witwe, trat sie ganz auf die Seite Gregors VII. und Urbans II. gegen den Kaiser Heinrich IV. ihren Vetter. Sie war beinahe die unzertrennliche Gesellschafterin Gregors, stets bereit, ihm in allem, was er bedurfte, beizustehen. Diese enge Verbindung gab schon der Welt zu vielen ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch höchst wahrscheinlich ungerecht waren. Denn so gewiß es nicht bloß Politik, sondern auch gegenseitige Neigung und Achtung war, worauf ihre Verbindung beruhte, so wird es durch alle Umstände immer glaublicher gemacht, daß auch das härtere Verhältniß, was dadurch zwischen ihnen geknüpft wurde, immerfort reines Verhältniß blieb. Mathilde war von Kindheit an daran gewöhnt worden, in dem Papst einen Heiligen, und den Heiligen zugleich als Vater zu verehren; denn ihre Mutter Beatrix hatte ihr schon im jüngsten Alter diese Gesinnungen eingebläht. Auch war sie schon als Kind in öftern Umgang mit ihm gekommen. Dadurch hatte auch er mehr Gelegenheit erlangt, zur Bildung ihres Geistes mitzuwirken. Nimmt man noch dazu, daß ihr Geist einer sehr hohen Spannung empfänglich, und in ihrem Charakter die weibliche Beharrlichkeit bis zur männlichen Festigkeit abgehärtet war, so begreift man auch, wie sie soviel für Gregor wagen und thun konnte. Die berühmte Schenkung aller ihrer Güter und Besitzungen an die Römische Kirche (im J. 1077 oder 1079, denn das Instrument darüber ist verloren) darf wohl kaum unter die Opfer gerechnet werden, die sie ihm brachte; denn dies kostete sie zuverlässig am wenigsten; aber es war dieser weibliche Genius, der in jeder Gefahr als sein Schutzgeist über ihn wachte, jede Gefahr, die er nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm theilte, und ihn noch ermunterte, der unabwendbaren Gefahr mit Muth und Standhaftigkeit entgegenzugehen. Sie allein stand ihm im J. 1081 gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit den Schätzen ihrer Kirche, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach Gregors Tode den offenen Krieg gegen den Kaiser fort. Ihr Tod erfolgte im Jahr 1115 und gab zu neuen Fehden zwischen Kaiser und Papst (Pascal III.) wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der Mathildinischen Güter dem Papste abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoleto, Verona, fast allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Theil der Mark Ancona bestanden. (Vergl. d. Art. Papst und Gregor VII.) A — 3.

Matraße oder **Madraße**, ein mit Haaren, besonders mit gesottenen Pferdehaaren ausgestopft und durchnähtes großes Kissen, welches man in warmen Ländern oder im Sommer oder der Gesundheit wegen statt der Unterbetten braucht.

Matrikel heißt eigentlich jedes förmliche schriftliche Verzeichniß gewisser Personen, welche zu Einem Stande gehören. So ist namentlich bei der Universität die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Soldaten die Musterrolle; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, so wie der Getauften, Gestorbenen, Getrauten, auch der bei einer Pfarre befindli-

den Einkünfte; ferner die Reichsmatrikel, ehemals das Verzeichniß aller Stände des deutschen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen. Daher *Matricular-Anschlag*, die Bestimmung dessen, was ein Reichsstand zu den allgemeinen Bedürfnissen beizutragen hatte.

Matrixe heißt eigentlich bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den Schriftgießern heißt es die Form, worin Buchstaben abgegossen werden. Sie besteht aus einem viereckigen Stück Kupfer, auf welches der Buchstabe mittelst der *Matrixe* eingeschlagen wird; beim Münzwesen der Prägestock.

Matrose (*matelot* fr.) ein Bootsknecht, gemeiner Arbeitsmann auf einem Schiffe, welcher das Schiff regieren hilft. Die sammtlichen Matrosen eines Schiffs werden *Matroschaft* genannt.

Matrosenpressen, s. Pressen der Matrosen.

Matt, 1) im Schachspiel, — soviel als *schachmatt*, wenn der König der einen Parthei keinen Zug mehr thun kann, und so dieselbe überwunden ist; 2) ohne Glanz, Politur.

Matte, ist bekanntlich ein Flechtwerk aus Baumbast, Binsen, Stroh, Schilf, Rohr und andern dazu tauglichen Materien. Man gebraucht die Matten zum Verpacken der Waaren, zu Körben und Behältnissen trockner Sachen, Fußtapeten &c. Sie werden von unglückseligen Handwerkern (*Mattenflechtern*) verfertigt. Die wichtigsten für den Handel sind die in Rußland, besonders in Sibirien aus Lindenbast verfertigten (*Rodogoshi*), welche aus Archangel und St. Petersburg in großer Menge verführt werden. Die Schilfmatten braucht man zu Fußdecken. Sie werden im Preussischen, in Holland und in verschiedenen Gegenden von Amerika verfertigt, und sind oft bemahlt.

Matthäi (Friedrich), ein ausgezeichnete Maler, geboren in Dresden um 1775, Sohn des Bildhauers und jetzigen Inspectors über das dortige menfische Gipscabinet, bildete sich zur Kunst unter Anleitung seines Vaters, und auf der dasigen Akademie unter Casanova. Im J. 1796 wurde er zum Pensionär dieser Akademie aufgenommen, und trat um diese Zeit mit einem sein Talent zur Kunst bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris vorstellend, auf. Nach Casanova's Tode ging er nach Wien und setzte seine Studien auf der Akademie daselbst unter Füger mit großem Fleiße fort. Von dort aus sendete er zwei Gemälde, beide mit halben Figuren, den Cato von Utica und den Brutus, dem sein bber Genius erscheint, nach Dresden, welche auf der Kunstausstellung mit vielem Beifall betrachtet wurden. Noch mehr Lobspäche erhielten seine im Jahr 1800 aufgestellten Gemälde, Easor und Pollux, und eine Scene aus der Sündfluth nach Geyners Dichtung. Im Jahr 1802 verließ Matthäi Wien, um sich in Italien nach den Meisterwerken der Kunst weiter auszubilden; er blieb zuerst einige Zeit in Florenz, und lieferte zu der dortigen Preisvertheilung im Jahr 1803 ein Gemälde, welches denselben Gegenstand, wie das letzterwähnte behandelt. Er erwarb sich durch dasselbe nicht allein den ersten Preis, sondern wurde auch zum Professor honorarius der Akademie ernannt. Späterhin sendete er aus Italien mehrere Gemälde nach Dresden, die daselbst öffentlich ausgestellt waren; besonders großen Beifall erhielt im J. 1807 seine Ermordung des Megistus, und seine Copie einer Grablegung Christi von Rafael, welche er im folgenden Jahre bei seiner Rückkehr in sein Vaterland mitbrachte, im Jahr 1812 aber ein dort aufgestelltes Gemälde, Christus, der die Kinder segnet. Matthäi ist seit 1809 Pro-

fessor an der dresdner Mahlerakademie. Wenn auch die von ihm erschienenen Werke nicht von gleichem Gehalt sind, so bewährten doch schon die frühesten Arbeiten seinen Beruf für die Kunst, seine Liebe zu derselben und seinen Fleiß. Man rühmte darin besonders die Composition, die richtige Zeichnung und großartige Draperie, vor allem aber sein Colorit, welches sich der alten florentinischen Schule näherte. Eine gewisse Härte und Kälte, ein Mangel an Anmuth und tiefem Gefühl wurde an denselben damals gerügt, allein an seinen neuern Arbeiten hat man diese Mängel weniger bemerkt, und sie in aller Art lobenswerth befunden. Seine Portraits sind treffend und wahr. Auch im Leben zeichnet sich dieser Künstler als ein unterrichteter, durch Reisen gebildeter, und im Umgang höchst angenehmer Mann vorthellhaft aus.

Matthäus, der Evangelist und Apostel, war vor seiner Berufung zu diesem Amte ein Untereinnahmer bei dem römischen Zoll am See Liberias und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, die die Legende von seinen Lebensumständen und Reisen gibt, sind unverbürgt. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er um das Jahr 60 nach Chr. Geb. für palästinenfische Christen aus dem Judenthume zum Erweis der Messiaswürde Jesu, ohne strenge chronologische Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit geschrieben hat. Daß er es ursprünglich hebräisch schrieb, ist durch die Untersuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der ersten beiden Capitel in Zweifel setzte, wahrscheinlich geworden. E.

Mattheson (Johann), einer der vorzüglichsten Componisten, Sänger und Clavierspieler seiner Zeit, war 1681 zu Hamburg geb. Er erhielt eine sehr gute Erziehung, componirte schon in seinem 9ten Jahre, und ließ sich auf der Orgel hören, im siebzehnten trat er mit seiner ersten Oper, *Platades*, auf, die er nicht nur allein dirimirte, sondern in der er auch die Hauptrolle sang. Dem Umgange mit Handel verdankte er vieles. Nachdem er mehrere Jahre die Stelle des ersten Sängers am hamburger Theater bekleidet hatte, wurde er 1706 Gesandtschaftssecretär beim englischen Gesandten und Hofmeister bei dessen Sohne. Er wurde über 40 Jahre lang in Gesandtschaftsgeschäften gebraucht, und erhielt den Charakter eines großbritannischen Legationsraths. Dabei blieb er der Musik treu, und ward zum Capellmeister, Canonicus und Musikdirector am Dom zu Hamburg ernannt. Die letztere Stelle legte er seines harten Schicks wegen 1728 nieder. Nur dadurch wurde es ihm möglich, den Wunsch, soviel Werke auszuarbeiten, als er Lebensjahre zählen würde, zu erfüllen, ja zu übertreffen; denn er hatte bei seinem Tode, 1764, 88 Schriften über Geschichte, Moral und Musik herausgegeben, seine 24 Oratorien und andere Cantaten ungerechnet. Er hinterließ deren noch ungleich mehr im Manuscripte, die er dem hamburgischen Gymnasium schenkte. In seinem Testamente vermachte er 44,000 Mark hamburger Courant zum Orgelbau in der Michaeliskirche zu Hamburg. Unter seinen gedruckten Werken sind die vorzüglichsten: die große Generalbasschule 1731, und der Capellmeister 1739. Seine Werke haben über mehrere Zweige der Musik Licht verbreitet, obgleich er sich durch seinen rauhen und verben Styl manchen heftigen Gegner zuzog.

Matthias Corvinus, König von Ungarn, war der zweite Sohn des durch seine Tapferkeit berühmten Hunyadi, und erwarb sich durch seine Kriegsthaten den Beinamen des Großen. Die Feinde seines Vaters hielten ihn in Böhmen gefangen; aber im J. 1458 wurde er als ein sechzehnjähriger Jüngling auf den Thron von Ungarn berufen.

Mehrere ungarische Große widerstehen sich seiner Wahl und luden Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen. Die Türken, diese Spaltungen benutzend, waren in Ungarn eingefallen und verheerten es. Aber sobald Matthias Corvinus den Kaiser Friedrich gezwungen, ihm die Krone des heiligen Stephanus, deren er sich bemächtigt hatte, und ohne welche er nach der abergläubigen Vorstellung des Volks nur dem Namen nach König war, zurückzugeben, eilte er gegen die Türken herbei, und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schlesiens, Mährens und der Lausitz (1463 — 1478), siegte gegen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil von Oesterreich nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn auch, seinen Unterthanen große Lasten aufzuerlegen. Ueberhaupt regierte er mit großer Willkür. Nichts desto weniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung, daß er die Wissenschaften nicht nur ehre und befördere, sondern auch gern sich mit ihnen beschäftige. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in seinem geliebten Rusentempel Ofen zusammengebracht hatte, zwanzig Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Hier ruhte er von seinen Kriegsbeschwerden in wissenschaftlichen Beschäftigungen aus, und versammelte Gelehrte und Künstler um sich. Auf seinem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehrere Gesetze gegen die Zweikämpfe, die Eheskandale in den Prozessen und mehrere andere Mißbräuche. Er war mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, als er 1490 zu Wien starb. Die Nation verlor in ihm ihren größten König. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der umsonst sich bemühte, seinem Vater auf dem Throne zu folgen. Die Ungarn wählten unter vielen Bewerberu König Vladislaw VII. von Böhmen.

Matthias II., König von Böhmen und deutscher Kaiser (1612 — 1619) unter dessen Regierung der dreißigjährige Krieg (s. d. Art.) vorbereitet wurde.

Matthias Johann von Harlem, siehe den Artikel **Wiederstäuffer**.

Matthisson (Friedrich von). Sein Großvater, Matthias Matthisson, geboren 1699 zu Elbing in Westpreußen, wohin dessen Vater, ein schwedischer Kaufmann, Familie und Handelshaus von Stockholm versetzt hatte, gestorben 1773 als Prediger der Dorfgemeinden Kraßau und Preßter bei Magdeburg, war so glücklich, die Versorgung von sechs wohlgerathnen Söhnen zu erleben. Der Älteste von diesen, Johann Friedrich, war als preussischer Feldprediger Augenzeuge der größten und entscheidendsten Scenen des siebenjährigen Kriegs. Als Kanzelredner ward ihm ungetheilter Beifall. Außerdem hatte die Natur ihn mit der, in Italien häufig, in Deutschland selten vorkommenden Gabe, in Versen zu improvisiren, freigebig ausgestattet. Von einer metrischen Predigt, die er kurz vor einem Treffen, nach dem Wunsche des Prinzen Heinrich von Preußen, hielt, hat sich im Gedächtniß mehrerer Veteranen aus jener Heldenzeit noch lange manches kernhafte Bruchstück bewahrt. Im Jahre 1758 folgte er dem Ruf als Prediger nach Hohendobelen, einem ansehnlichen, in der magdeburgischen Börde gelegenen Dorfe, und wurde so mit seiner Lebensgefährtin, einer gebornen Calzelli aus Zerbst, nach langer Trennung aufs Neue vereinigt. Aber kaum waren zwei Jahre verfloßen, als er diesem stillern Wirkungskreise durch den Tod entziffen wur-

de, bevor er das Kind noch segnen konnte, welches die trostlose Gattin in Kurzem gebären sollte. Einen Monat nach dem Hintritte dieſer Frommen und Gerechten, erblickte Friedrich Matthiſſon, von deſſen Leben hier ein kurzer Abriß mitgetheilt werden ſoll, neben des Vaters kaum geſchloſſenem Grabe das Licht, am drei und zwanzigſten Tage des Jahres 1761. Bald mußte ſeine Mutter nun das große und bequeme Pfarrgebäude räumen und ſich in dem engen und unbeimlichen Witwenhauſe einrichten. Sie fand aber den genügendſten Erſatz für jedes Entbehren in den beiden fröhlich aufblühenden Kindern. Dorothea war nur um ein Jahr älter als Friedrich. Den erſten Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen hatten die Geſchwister mit der übrigen Vorſtugend gemein. Die Knaben gingen zum Kantor, die Mädchen zum Organisten in die Schule. Friedrich war bald im Stande, der Mutter, während ſie ſich mit Handarbeiten beſchäftigte, aus der Bibel vorzuleſen. Dieſe gab ihm aber, alles Bittens ungeachtet, das Buch niemals in die Hand, ſondern beſtimmte die vorzutragenden Kapitel mit kluger Auswahl. Friedrichs Oheim väterlicher Seite, Diaconus in der Stadt Großen-Salza, gab im J. 1770 den angelegentlichſten Wunſch zu erkennen, des Bruders einzigen Sohn um ſo mehr als den ſeinigen betrachten zu dürfen, da er feſt entſchloſſen ſey, ſich niemals zu verheirathen. Die Mutter, hocherfreut über die günſtige Schickſalsfügung, brachte nun unverzüglich die kleine Mitgabe des, zufolge ihrer Hoffnung in jeder Hinſicht geborgenen, Sohnes in Ordnung, und führte ihn ſelbſt in die Arme ſeines Oheims, der den Pflegling mit Herzlichkeit aufnahm, eben ſo wie die Tante, eine ſchöne, ungefähre neunzehnjährige Jungfrau, welche dem Hausweſen des Bruders vorſtand. Dieſe Pflanze ihres Geſchlechts, die in Abſicht auf ächte Geiſteskultur dem Zeitalter, worin ſie geboren wurde, vorausgeeilt war, machte ſich eine beſondere Angelegenheit daraus, der Geſamtbildung des Neffen auf jede Weiſe förderlich zu ſeyn. Alles, was in ihren Lieblingsbüchern ſie des Knaben Faſſungsvermögen irgend nur angemessen glaubte, mußte dieſer, nach vollbrachtem Tagewerke in der Stadtschule, theils vorleſen, theils abſchreiben, und mitunter auch auswendig lernen. So mußte er in kurzer Zeit mehrere von Sellers Erzählungen und von Geſners Idyllen mit Geläufigkeit, und, nach dem Urtheil der Tante, nicht ganz ohne Gefühl und Ausdruck herzuſagen. Mit ſolcher heiteren Gedächtnißübung trat eine andre in etwas nebelhaften Kontrast. Der Oheim, ein redlicher, pflichtgetreuer, gelehrter und Kanzelberedter, nur durch immer zunehmende Kränklichkeit etwas verſtimmteter Mann, neigte zu dem von Kloſter Berge ausgegangenen Pietismus, und ſtand auch mit einigen Mitgliedern der benachbarten Herrnhuterkolonie zu Gnadau in vertrautem Umgang. Sein Pflegeſohn, dem er der ſorglichſte und liebevollſte Vater war, mußte von Zeit zu Zeit Lieder aus dem alten magdeburgiſchen Gefangbuch auswendig lernen, worin die myſtiſchen Symbole und Embleme der Nachfolger Bingenſdorfs am wenigſten geſpart waren. Demungeachtet nahm er lebhaften Antheil an den Fortſchritten der vaterländiſchen Literatur, und hatte jedesmal große Freude, wenn Klopke, Paſſe, Zunk, Sturm und andre gelehrte Bekannte einige Stunden unter ſeinem Dache fröhlich zubrachten. Da wurden denn die neuſten Bände der Allgemeinen deutſchen Bibliothek mit rückſichtsloſer Unparteilichkeit beurtheilt, oder irgend ein vorzügliches Muſenprodukt vorgeleſen. Indem der adoptirte Sohn vom Hauſe in einem entfernten Winkel des Zimmers dem Scheine nach ſich mit etwas Anderm zu ſchaffen machte, war er einer der auf-

merkſamſten Hörer dieſer Verhandlungen, ungeachtet ihm, wer weiß wie vieles, davon dunkel und unbegreiflich vorkommen mußte. Schon damals wirkten harmoniſche Verſe mit einer Art von Zauber auf ſein Ohr, und es war ihm daher ein wahres Feſt, wenn Paſſe, der in Magdeburg für den größten Deklamator galt, eine neue Ode von Kamlar vortrug. Des Oheims fränkeliſcher Zuſtand ward immer bedenklicher. Er ſtarb 1771. Die Schweſter zog nun mit ihrem, zum zweitenmal vaterlos gewordenen, Neffen wieder nach Krakau in das Elternhaus, wo der fromme Greis Matthias Matthiſſon und ſeine ehrwürdige Gattin Tochter und Enkel nach Patriarchenweiſe aufnahmen. Erſterer verließ mit Freuden, ſo lange Vaterſtelle bei dem Knaben zu vertreten, als Gott ihm das Leben noch riſten würde. Wirklich ward er, ſchon ein Greis, der Lehrer des Enkels, mit einem ſo unermüdlichen Eifer, als wenn von gar keinem andern Berufswerke die Rede geweſen wäre. Als der Lehrling das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, erklärte der treffliche Mentor, daß dieſer im Wiſſen und Können nicht hinter ſeinem Alter zurückgeblieben ſey, beſonders in den Sprachen von Griechenland und Rom. Hierzu geſellte die Tante eine noch immer gedeihlich fortwirkende Thätigkeit für ſeine Geſchmacksbildung. Eines Abends fand er die Wohlthäterin nicht im Zimmer, wo ſie um die Stunde gewöhnlich ihrem Vater die Zeitungen vorlas. Plöbliches Uebelfeyn hatte ſie befallen, das in Kurzem ſich als hitziges Fieber ankündigte. Nach wenigen Tagen folgte ſie dem vorangegangenen Bruder. Dies war der erſte gewaltige Schlag, der das innere Weſen des Knaben und ſeinen angeborenen Frohsinn erſchütterte. Die Eltern trauerten in ſich gemindert und ſchweigend. Der greiſe Vater überlebte die einzige Tochter nur wenige Wochen. Sein Hinſcheiden erfolgte 1773 mit den fallenden Blättern. Der verdienſtvolle Frommann war Abt zu Kloſter Berge. Er hatte dem von ihm geſchätzten Prediger in Krakau vor geraumer Zeit ſchon das Wort gegeben, ſeinen Enkel unter die Freſchüler des Pädagogiums aufzunehmen. Dem gemäß nun bezog der junge Matthiſſon jene berühmte Lehranſtalt. Hier that ſich ihm ein ungewohnter Schauplatz auf, beſonders in Betreff des Tons, welcher damals in Worten und Benehmen unter dem zahlreichen, größtentheils aus Adlichen beſtehenden, Schülerperſonale vorherrſchte. Faſt alle Studierende ſuchten vor der Zeit entweder den Offizier oder Akademiker zu ſpielen, und wenn es ernſtlich darum zu thun war, als ein würdiges Mitglied vom ſogenannten Renomiſtenorden anerkannt zu werden, der diſtete ſich, wie die jungen Herren ſich ausdrückten, von keinem Präceptor etwas bieten laſſen. Hieraus entſprang eine permanente, höchſt ärgerliche Oppoſition des Lehr- und Lernſtandes. Die ordnungsliebenden, rechtlichen und leiſtigen Schüler konnten gegen die tonangebende Partei niemals aufkommen, und bildeten deshalb eine ſtille Gemeinde, die ſich die Neckereien und Pagenſtreiche der luſtigen Wildfänge, die in Treſſenkleidern und Fepertüſen einherſtolzirten und ſich mitunter auch ſchon auf den De. .i forderten, wenig oder gar nicht kümmern ließ. Eins der achtungswertbeſten Mitglieder der ſtilen Gemeinde war ein Berliner, Namen Copius. Dieſer vortreffliche Jüngling hatte ſich das Geſetz vorgeschrieben, jeden ahnungsloſen und unverdorbenen Ankömmling vor phypiſcher und moralischer Gefahr zu warnen. Da Matthiſſon ihm als ſolcher erſchien, ſo war er eifrig darauf bedacht, ſich ihm zuvorkommend anzunähern. Der ältere Freund verlor nun den Jüngern faſt niemals aus dem Geſicht, und ertappte die Verführung, ſo oft ſie dem Unerfahrenen eine Schlinge bereitere, jedesmal auf der That.

Während eines Ferienaufenthalts bei Mutter und Schwester lernte Matthiſſon den jungen Rosenfeld kennen, der ſich auf dem Kloſter unſrer lieben Frauen in Magdeburg zur Univerſität vorbereitete. Beide Jünglinge ſchloſſen den Vertrag, Gedanken und Gefühle durch Red' oder Schrift in Zukunft immer brüderlich umzutauſchen. Es ging es auch in Erfüllung bis zu Rosenfelds Tode. Unter den hohen Kieferngebölben des Gartens von Kloſter Berge dichtete Friedrich Schmit, Lehrer der englischen und italieniſchen Literatur und Sprache, ſeine ſchönſten Lieder an Stella, welche die frühern Göttinger Muſenalmanache bekannt machten. Durch dieſe ſchwärmeriſchen Ergieſſungen eines tiefen und innigen Gefühls, im Geiſte Petrarkas, noch mehr aber durch das Aufmuntern ihres humanen Verfaſſers, entglomm zuerſt in der Seele Matthiſſons die Liebe zur Dichtung, die kurz darauf durch Hölty's Gefänge noch ſtärker angefaßt wurde. Der einzige lyriſche Verſuch aus jener Zeit, welcher durch alle Ausgaben ſeiner Poefien ſich erhielt und wovon er niemals eine Sylbe änderte, iſt ein von mehreren Konſtänlern in Ruſſiſ geſetztes Lied, überſchrieben: die Betende. Er wagte nun auch metriſche Ueberſetzungen aus Horaz und Anaſreon. Von letzterm ließ Vorbeck, ſein griechiſcher Sprachlehrer, einige drucken in den Kloſterbergiſchen Vorleſungen über Anaſreons Lieder. Götters Nachbildung von Grays Kirchhofſelegie und Heines Biographie Taſſos trieben ihn mächtig an zur Erlernung des Engliſchen und Italieniſchen. Duſch und Reinhard erhöhten durch ihre Verdeutſchungen aus beiden Sprachen in ihm den Eifer noch mehr, ſich darin zu vervollkommen. Alles, was Matthiſſon in Verſen oder Proſa ausarbeitete, wurde dem treuen Rosenfeld zu ſtrenger Beurtheilung mitgetheilt. Die wöchentliche Korreſpondenz der beiden Freunde dauerte bis zur Abreiſe nach Halle, wo ſie Stubengenossen wurden, regelmäßig fort. Der Abt Frommann ſtarb von vielen Redlichen betrauert, und Reſewitz ward von Kopenhagen zu ſeinem Nachfolger berufen. Die Erwartungen, welche man von dem berühmten Verfaſſer des Buches von der Erziehung des Bürgers, als umſichtigen und weiſen Schuldirektor geſaßt hatte, blieben, wie die Folge deutlich zu Tage brachte, größtentheils unerfüllt. Friedrich Schmit und andre wahr' Männer nahmen ihren Abſchied. Der Verluſt des erſtern ward indeß, in manchem Betracht, mehr als doppelt erſetzt durch Chriſtian Gottlieb Perſchle aus Inſterburg, einem jungen Mann von vielſeitig, beſonders philologiſcher Gelehrſamkeit, ſeinem Geſchmack, raſtloſem Fortſtreben und feuriger Einbildungskraft. Heyne zählte ihn zu ſeinen vorzüglichſten Schülern. Auch ſtand er zu Göttingen in genauerer Beziehung mit einigen Mitglieðern des dortigen Dichterbundes, beſonders mit Hölty. Ein Sterblicher, der dieſen lebenswürdigen Sänger nicht nur von Angesicht geſehen, ſondern ſogar ſich ſeines täglichen Umgangs erfreut hatte, mußte Matthiſſons Augen ſehr natürlich als ein bedeutendes Loſen empfinden. Auf jede Weiſe war er daher um des neuen Lehrers Wohlwollen bemüht. Offen und herzlich begegnete dieſer dem Wunſche des Jünglings, und ging unvermerkt in das Verhältniß des Vertrauten und Freundes aus dem des Lehrers und Vorgeſetzten über. Rosenfeld ward mit in dieſes Bündniß gezogen. Perſchle widmete dem jungen Freunde die meiſten ſeiner Nebenſtunden. Er las mit ihm, zur Uebung im Engliſchen, Addiſons Zuſchauer und Macphersons Oſſian, erwärmte für das Hebräiſche den etwas erkalteten Eifer aufs Neue dadurch, daß

er ihm die von Herder in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts meisterhaft verdeutschten Bibelstellen mit dem Grundtexte vergleichen ließ, wandte sein Erkenntniß- und Beurtheilungsvermögen so viel als möglich von einseitiger Anschauung ab, und suchte vor allen Dingen ihm die Gewohnheit anzueignen, täglich nicht nur etwas Nützliches oder Schönes auswendig zu lernen, sondern auch etwas Selbstgedachtes oder Selbstempfundenes zu Papier zu bringen. Perschle war ein eifriger Freimaurer. Er schlug daher der Magdeburger Loge, worin er als Bruder Redner in Ansehn und Achtung stand, die jungen Freunde zu Mitgliedern vor. Trotz ihrer maurerischen Minderjährigkeit ward ihnen der Lehrlingsgrad ertheilt. Dankbar erkannten Beide während ihres akademischen Lebens, daß die Freimaurerei sie vor den gefährlichen Thorheiten der Winkellorden bewahrte, und sie näher mit vielen guten und weisen Männern in Beziehung setzte, deren Beispiel und Lehre auf ihre wissenschaftliche und moralische Bildung nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb. Im Frühjahr 1778 überraschte Perschle die Freunde durch den Vorschlag, ihn auf einer Lustfahrt nach Dessau zu begleiten, um dem Philantropin Basesdow und auch dem Landschaftsgarten von Wörlitz den lange von ihm projektirten Besuch zu machen. Die Reisegesellschaft wohnte der Gottesverehrung im Beisale des Philantropins bei, wo Basesdow eine Rede voll Kraft und Salbung über die Pflichten des kindlich gesinnten Zöglings gegen den väterlich gesinnten Lehrer hielt. Die Zöglinge, fast alle von freiem Ausblick und blühender Gesichtsfarbe, trugen gestuftes Haar und gleichförmige Kleidung. Kein Federhut unterschied, wie zu Kloster Berge, den Edelmann vom Bürgerlichen, eben so wenig als eine reichlicher besetzte Tafel. Nach der Gottesverehrung machten die Fremdlinge Basesdows Bekanntschaft. Sein Sprechen war kurz und gediegen. Einen schönen Knaben von ungefähr acht Jahren stellte Basesdow den Reisenden vor, indem er sagte: „Das ist unser Erbrinz. Er lernt jetzt gehorchen, um einst befehlen zu können.“ Matthiſſon that im Stillen den Wunsch, nach vollbrachtem Universitätswerke hier in die Reihe der Lehrer zu treten. Nach diesem Ausfluge begaben Rosensfeld und Matthiſſon sich nach Halle, wo sie, in Gemäßheit ihres Lieblingswunsches, nun stets ungetrennt lebten. Sie bewohnten das nämliche Zimmer und besuchten die nämlichen Hörsäle. Der Kursus der theologischen und philosophischen Wissenschaften ward, unter Semler, Rösselt, Knapp, Niemeyer und Eberhard, nach der hergebrachten Stala von ihnen durchgemessen, und ohne namhaftes Hinderniß keine Vorlesung versäumt. Einige Versuche im Predigen, die Matthiſſon in Dorfkirchen anstellte, mochten sich, mit ähnlichen in der Nachbarschaft von Halle verglichen, immer noch erträglich genug ausnehmen. Wenigstens gelang es ihm, die fleißig memorirten Kanzelreden ohne Stocken und Anstoß vorzutragen. Zu seiner nicht geringen Unlust aber hatte jede Predigt stechenden und beklemmenden Schmerz in der Brust für ihn zur unausbleiblichen Folge. Er trachtete daher, nach eines geschickten Arztes wohl beherzogter Warnung, das Bild von Goldsmiths ländlichem Presbyterium aus der Phantasie los zu werden, und beschloß, in Schul- und Erziehungswesen für den zerstörten Lieblingsplan Entschädigung zu suchen. Rousseaus Emil und Trapps Kollegium über die Pädagogik, neben der entschiedenen Vorliebe für das Dessauer Philantropin, trugen zur Befestigung dieses Entschlusses unfehlbar das Meiste bei. Ohne eigene oder fremde Anflage wegen verschwenderischer Zeit oder verschwenderischer Gesundheit fürchten zu dürfen,

konnten die beſten Freunde von der Uniuerſität im Herbſte 1780 Abſchied nehmen. Roſenfeld begab ſich für den Winter nach dem Dorfe Niedernodeleben bei Magdeburg zu ſeinem Vetter und Vormund, dem Prediger Rodenburg. Matthiſſon folgte der Einladung des Amtmanns Caleſti, ſeines Oheims mütterlicher Seite, nach Coſwig, einem zwiſchen Deſſau und Wittenberg angenehmen an der Elbe gelegenen Städtchen. Im Philantropin zu Deſſau, das er von Coſwig aus mehrere Mal beſuchte, webte ſich zwiſchen einem Lehrer, Namens Ollier, und ihm ein Freundschaftsband, welches die ſpättere Lebensfolge noch als dauerbar bewährte. Nun verlor er keinen Augenblick, Ollier den ſchon lange gehegten Wuſch zu vertrauen, mit einer Lehrerſtelle am Philantropin ſeine pädagogiſche Laufbahn zu eröffnen. Der Direktor Wolke kam der Erfüllung deſſelben um ſo willfähriger entgegen, da man eben im Begriff ſtand, zwei neue Lehrer anzuſtellen, über deren beſtimmte Wahl noch nichts entſchieden war. Im Frühjahre 1781 trat Matthiſſon in den freundſchaftlichen Wirkungskreis, unter günſtigen Vorbedeutungen, ein. So waren z. B. die acht Knaben, welche ſeiner unmittelbaren Aufſicht übergeben wurden, durchaus gutartig und wohlgezogen. Mit ganz beſonderer Liebe hingen an ihm zwei Brüder aus Liefland, der eine von zehn, der andre von acht Jahren. Ihre ſchon ſeit Jahren kränkelnde Mutter, Juliane, Gräfin von Sievers, war durch den feſtbegründeten Ruf des Arztes Henſler beſtimmt worden, in ſeiner Nähe Genesung oder Tod ruhig zu erwarten. Auf ihrer Durchreiſe nach Altona lernte Matthiſſon die würdige Frau, mit welcher er ſchon in regelmäßigen Briefwechſel ſtand, perſönlich kennen. Sie ſchied mit den Worten: „Auf frohes Wiederſehn in Altona!“ Nach getroffener Verabredung ſollte nämlich Matthiſſon binnen Jahresfriſt in Geſellſchaft ihrer Kinder eine Beſuchreiſe dahin machen. Roſenfeld, eingedenk des Plans, wenn es die Umſtände nur irgend geſtatten würden, immer am nämlichen Orte mit ſeinem Freunde zu leben, zog nun ebenfalls nach Deſſau, um unter dem Kapelldirektor Ruſt die unter Tietz in Halle begonnenen Muſikſtudien fortzuſehen; denn er war nun feſt entſchieden, die Geſamtkräfte ſeines Geiſtes der Tonkunſt und Poeſie einzig und ganz zu widmen. Die Verſchwisterung beider Künſte, hoffte der hochſtrebende Jüngling, würden ihn unausbleiblich zu großen und uunſterblichen Reſultaten führen. Im December 1782 brachte man Roſenfeld von der Eiſbahn auf einem Schlitten nach Hauſe. Durch einen unglücklichen Fall ward ihm der Schädel ſchwer verletzt und das Gehirn völlig zerrüttet. Bis zu ſeinem Tode ſprach er kein Wort, und erkannte keinen Freund mehr. Vielleicht ging in ihm ein Dreyden und Handel zugleich verloren. Matthiſſon erhielt ein Schreiben aus Altona von der Gräfin Sievers, worin ſie dem bisherigen Aufſeher ihrer Söhne den Vorſchlag that, mit ihnen das Deſſauer Erziehungshaus zu verlaſſen, und ſich dieſen Knaben allein zu widmen, in deren Geſellſchaft ſie die letzten, vielleicht nur noch ſparſam gezählten, Lebenstage zubringen wünſchte. Matthiſſon folgte dieſem Ruf ohne weiteres Bedenken; denn es war ihm ſeit Roſenfelds Tode hier und da leer und öde geworden in Deſſau. Auch begannen die unaufhörlichen Fehden zwiſchen den Direktoren und Lehrern auf die Annehmlichkeiten ſeiner bisherigen Lage immer dunklere Schatten zu werfen. Im April 1784 verließ er mit ſeinen beiden Zöglingen Deſſau. Bei der Ankuft in Altona trafen unſre Reiſenden die kranke Gräfin Sievers ſehr leidend an. Ihren Gemahl hielten ſo-

mlichgeſchäfte noch im Vaterlande zurück. Seine Stelle vertrat, als
 Reiſegeſährte und Sachwalter, ihr älteſter Bruder, Gottſhard, Graf
 von Mantauſel. Dieſer ausgezeichnete Nordländer verband mit
 einer ſchönen, männlichen Geſtalt, ſeine Hoſſitte, mannichſache Geiſtes-
 bildung, vielſeitige Welterfahrung und weitemſichtige Lebensflugheit.
 Ihm verdankt Matthiſſon die wichtigſten Vorſchriften, Winke und
 Aufſchlüſſe über Welteleben, Geſellſchaftsweiſe und Schicklichkeiten; zu-
 gleich ward er aber auch durch den Eintauch trauriger Wahrheit gegen
 frühlichen Wahn auf den Uebertritt aus der idealischen Welt in die wirkliche
 allmählich vorbereitet. In Hamburg war Matthiſſons erſter Gang
 zu Klopſtock, der beinahe ganz dem Bilde ſeiner Einbildungskraft
 gleich, nur daß er ſich den großen Dichter nicht ſo natürlich, ſondern
 vielmehr feierlich in Benehmen und Reden vorgeſtellt hatte. Von wel-
 cher Wichtigkeit der Umgang mit Klopſtock für ſeine Bildung und
 Entwiſſelung in äſthetiſcher Hinſicht war, darüber hat er ſich in den
 Erinnerungen (fünf Bände, Zürich 1810—16.) eben ſo dankbar
 als umſtändlich ausgeſprochen. Claudius kam öfters zu der fran-
 ken Gräfin Sievers, die ſeine Schriften liebte. Ihre Kinder erwie-
 erten, in Begleitung ihres Lehrers, dieſe Beſuche zu Wandsbeck.
 Der philoſophiſche Arzt Henſler wurde Matthiſſons väterlicher
 Freund, und ihm verdankte dieſer es hauptſächlich, daß er den griechi-
 ſchen und römischen Klaſſikern, als den ſicherſten Begweiſern zu allem
 Nützlichen und Schönen in Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht nur unver-
 brüchliche Treue gelobte, ſondern auch bewährte. Als der Frühling
 1785 zu grünen begann, ſtarb die Gräfin Sievers und ward, ihrem
 Verlangen gemäß, auf dem Gottesacker des Dorfs Ottenſen an der
 Seite von Margaretha Klopſtock begraben. Um den Schmerz
 der troſtloſen Knaben zu mildern, ließ der Graf Mantauſel ſie mit
 ihrem Lehrer eine Fußreiſe durch einen Theil von Schleswig und Hol-
 ſtein machen. In Lütin wurde dieſer mit Gerſtenberg und Voß,
 zu deſſen Muſenalmanach er damals anſang, Beiträge zu liefern, in
 Kiel mit Ehlers und Fabricius und in Lübeck mit Overbeck
 bekannt. Der Graf Mantauſel hatte nun den Entſchluß geſaßt, die
 Oberauſſicht über die Erziehung ſeiner Neffen zu führen, und bis zur
 Endigung derſelben ſich nicht von ihnen zu trennen. Es war eine ſei-
 ner vorherrſchenden Erziehungsideen, den Aufenthaltsort der jungen Leute
 von Zeit zu Zeit wo anders hin zu verlegen. Er vertauschte daher im
 Sommer 1785 Altona mit Heidelberg. Nicht nur des Oheims
 väterliche Vorſorge, ſondern auch des Lehrers redliches Bemühen, be-
 lohnten die hoffnungsvollen Knaben im reichſten Maäß. Zur Aufmun-
 terung und Belehrung der letztern dienten Spaziergänge nach Man-
 heim. Hier wurden die Gemäldegallerie und der Antikenſaal mit Ei-
 ſer durchgemuſtert. Auch das Theater dieſer freundlichen Stadt, deſſen
 Zierden Böck, Weil, Jffland, Beck und die Wirthſt waren,
 blieb ſelten bei ſolchen Ausflügen unbeſucht. Ungeachtet auffallender
 Verſchiedenheit im philoſophiſchen und theologischen Denken, Glauben
 und Meinen wurde Jung, welcher als Profeſſor an der Kameralſchule
 in Heidelberg lebte, Matthiſſons herzlichſter Bekannter. In
 ſeinem Hauſe ſah dieſer zuerſt Sophien von la Roche, die Dich-
 terin der Sternheim, und Pfeffel, den lebensfrohen Blinden. Um
 dieſe Zeit brachte Karl Viktor von Bonſetten aus Bern ſe-
 nen jungen Verwandten nach Kolmar, um ihn der Militärſchule
 Pfeffels zu übergeben. Schon lange gehörte die Bekanntschaft mit der
 Verfaſſerin von Roſaliens Briefen und der Freundin von Julie

Bonelli zu ſeinen Lieblingswünſchen. Er folgte alſo dem Laufe des Rheins bis nach Speier, wo Sophie von la Roche damals lebte. Hier brachte der Zufall ihm ein Gedicht vor die Augen, das Matthiſſon Sophien mitgetheilt hatte, um ihre Meinung darüber zu erfahren. Es war die Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchlottes geſchrieben. Bonſtetten wünſchte dem Verfaſſer zu begegnen, und kam nach Heidelberg. Schnell erkannten ſich Beide. Sie blieben mehrere Tage mit einander. An der Quelle des Wolfsbrunnens wurde der Plan ihres nachherigen Schweizerlebens entworfen. Im Frühjahr 1786 verlegte der Graf Manteuffel ſeinen Wohnſitz nach Mannheim. Hier gab Matthiſſon ein Bändchen von lyriſchen Gedichten heraus, dem die Allgemeine deutſche Bibliothek ein aufmunterndes Urtheil ſprach. Im Herſt 1786 machte er die Rheinfahrt von Mainz bis Däſſeldorf. Einen Umriß der herrlichen Landſchaft, worin Johann Müller, Wilhelm Heinſe, Chriſtian Wilhelm Dohm und Friedrich Jacobi als Hauptfiguren erſcheinen, hat er im dritten Bande der Erinnerungen ausgeſtellt. Kaum nach Mannheim wiedergekehrt, ward er von einem hartnäckigen Fieber befallen, deſſen Folgen für jede anhaltende Thätigkeit oder Anſtrengung ſo nachtheilig waren, daß die fortgeſetzte Uebung der Berufspflicht ſeine gänzliche Wiederherſtellung, nach dem Ausſpruch des Arztes, hätte gefährlich verſpäten können. Der treue Jung hatte, ohne des langſam Genefenden Willen und Wiſſen, hierüber an Bonſtetten Bericht erſtattet. Da wurde Matthiſſon von dieſem dringend aufgefordert, zu ihm zu kommen und die alte Burg von Nyon wie ein Waterhaus zu betrachten. Der Graf Manteuffel, immer konſequent und gerecht, ſo oft vom Wohl oder Wehe des hinlänglich erprüften Familienfreundes die Rede war, bot hierzu die Hand um ſo williger, da er die Privaterziehung ſeiner Neffen für vollendet erklärte. Dem zufolge trat ihr biſheriger Lehrer im Sommer 1787 die Reiſe nach der Schweiz an. Bei ſeiner Ankuſt in Bern fand er Bonſtetten in vollem Beſchicken und Ordnen zur Abreiſe nach Nyon, wo ihm die Einführung als Landvogt in Kurzem bevorſtand. In einem Wäldchen an den Ufern der Aar ward Elyſium gedichtet, und einige Wochen ſpäter der Genferſee. Beide lyriſche Verſuche haben Wieland und Schiller mit ehrenvoller Ausführlichkeit beurtheilt, und hiedurch zuerſt ihrem Verfaſſer die Aufmerkſamkeit eines Publikums zugewendet, das in der Folge, nicht ohne Theilnahme, ſeinen Liedern horchte. Gegen Ausgang des Octobers 1787 wurde Bonſtetten zu Nyon als Landvogt eingefetzt. Die edelſte Freundschaft und die erhabenſte Natur gaben hier dem Geiſte wie dem Körper Matthiſſons erneute Kraft und erneutes Leben. Er benutzte die glückliche Lage vorzüglich zum fortgeſetzten Studium der alten Literatur und einiger Zweige der Naturgeſchichte. Letztere Wiſſenſchaft machte den Umgang mit Bonnet ihm doppelt wichtig. Während eines Aufenthalts von mehreren Monaten auf deſſen Landſitz zu Gerthod, unweit Genf, wurde dieſer berühmte Weltweiſe und Naturforſcher dadurch ſein unvergeßlicher Wohlthäter, daß er einen großen Theil der Werke mit ihm las, in welchen er ſich bei der Nachwelt unſterblich machte. Andre denkwürdige Bekanntschaften Matthiſſons in dieſer Lebensperiode waren die mit Caſſüre, Bourrit, Sennehier, Montgolfier, Chandler, Gibbon, Trembley, Gorani, Frau von Staël, Larive dem Landſchaftsmaler und Larive dem Schauspieler. Nach zwei glücklichen auf dem Schloſſe zu Nyon verlebten

Jahren regte ſich in ihm aufs Neue das Verlangen nach einem beſtimmten Berufskreiſe. Zu gleicher Zeit eröffneten ſich hierzu zwei Ausſichten. In Lauſanne wünſchte der daſelbſt angeſiedelte Engländer Gibbon ihn zum Hausgenoſſen, hauptſächlich der deutſchen Sprache wegen, welche dieſer Gelehrte noch zu lernen wünſchte, und von Lyon aus machte Hetr. Scherer, einer der begütertſten Banquiers in dieſer damals noch blühenden Fabrikſtadt, ihm den Antrag, die Erziehung eines kaum ſiebenjährigen Sohnes zu übernehmen. Er entſchied ſich für das Letztere, ſieg im Herbſte 1789 zu Genf in die Dilligence und gelangte unter mancherlei Vorzeichen der bedrohenden Staatserſchütterung nach Lyon. Nur auf kurze Friſt nahm er indeß Abſchied von der Schweiz, weil die Familie Scherer die milde Jahreszeit auf ihrem Landſitz St. Andelos, unweit Villeneuve am Genferſee, und nur die Wintermonate in Lyon oder Paris zuzubringen pflegte. So verfloſſen ihm einige Jahre ruhig und unumwölkt, mitten unter den Stürmen der indeß ausgebrochenen Revolution. Durch den Umgang mit Silibert dem Naturforſcher, Chinard dem Bildhauer und Et. Aubin dem Schauspieler mußte der Aufenthalt in Lyon für ihn an ertrugreicher Annehmlichkeit auf ausgezeichnete Weiſe gewinnen. In dieſe Zeiten fällt ſein Freundschaftsbund mit dem Dichter von Calis, damals franzöſiſchem Hauptmann im Régimente Calis, Camadon, und mit Friederike Brun aus Kopenhagen, die nebst ihrem Gatten, auf einer Geſchäftsreiſe nach Bordeaux, auch Lyon beſuchte, ſeine merkwürdige Lebensrettung auf den Walliſer Eisgebirgen, die er in den Erinnerungen ſchildert, ein Ausflug in die ſüdlichen Provinzen von Frankreich, und der Tod ſeines großen Wohlthäters Bonnet. Von Lyon aus beſorgte Matthiſſon ein Bändchen lyriſcher Gedichte, das, mit einer Vorrede von H. H. Gäßli, in Zürich herauskam. Wenige Stücke nur aus der Mannheimer Ausgabe trug er in die neue Sammlung über, welche nach und nach acht rechtmäßige, zum Theil vermehrte Auflagen, und eine noch beträchtlichere Reihe von Nachdrücken erlebte. Bei der Belagerung der Stadt Lyon durch die Conventiſtuppen verlor Matthiſſon Alles ein, was er an handſchriftlichen Papieren beſaß, worunter eine ſorgfältig aufbewahrte und geordnete Brieffammlung ihm weit empfindlicher zu Herzen ging, als der ganze Vorrath akademiſcher Feſte oder eigener Aufſätze. Endlich riefen Familienpflichten ihn im J. 1794 in das Vaterland zurück. Nachdem er zuvor noch, auf Senſlers Anrathen, die Reiſe nach Kopenhagen gethan hatte, wovon die Erinnerungen eine kurze Darſtellung enthalten, wurden ihm einige glückliche Monate im Schooße ſeiner Familie zu Krakau bei Magdeburg. Nicht lange nach der Wiederankunft in der Heimath ertheilte die Naturforſcher-Geſellſchaft in Jena ihm das Diplom eines Ehrenmitgliedes. Auch ward er zu eben der Zeit Mitarbeiter an der Jenaer Literaturzeitung im ſchönwiſſenſchaftlichen Fache. Im J. 1795 trat er in Anhalt-Deſſauſche Dienſte, als Lektor und Reuegeſchäftsführer der regierenden Fürſtin. Dieſe trauete, ſchon ſeit mehrern Jahren, ihrer zerſtörten Geſundheit wegen, zu wärmern Himmelsgegenden abwechſelnd ihre Zuflucht nehmen, und ſo ward ihm das Glück zu Theil, in ihrem Gefolge, noch vor dem Zeitpunkt, Italien zu beſuchen, der die trefflichſten Kunſtwerke Roms und der Lombardei nach Frankreich verſetzte. Die Hinreiſe ging über den St. Gotthardsberg, die Rückreiſe über Venedig und Wien. Von den Ärzten ihr permanent vorgeschriebene Traubenkur führte die Fürſtin ſaß jeden Herbſt in ein ſüdliches Nebenland. Im Jahr 1799

wählte ſie zu dieſer Geſundheitspflege die Stadt Bozen. Von hier aus ward eine Luſtfahrt nach Verona unternommen, wo Matthiſſon der für die Geſchichte der Erdrevolutionen überaus wichtigen Perſekutionen-Sammlung des Grafen Gazzo la die meiste Zeit und Aufmerkſamkeit widmete. Auf der Heimreiſe wurde die Fürſtin in Inſbruck von einer gefährlichen Krankheit befallen, die das Weiterkommen um einen ganzen Monat verzögerte. In dieſe Tage fällt Matthiſſons Freundschaftsbund mit Wenceslaus, Grafen von Wolkenſtein, Major im Dienſte des Vaterlands, der, wie Kleiſt und Calis, Muſenliebe mit Heldenmuth vereinte. Gewöhnlich kehrte die Fürſtin nach vollendeter Herbfſtur wieder nach Wörlitz zurück. Einmal erkor ſie für den Gebrauch der Trauben Stuttgart, und fand alda den Aufenthalt ihr in phyſiſcher Hinſicht ſo zuſagend, daß ſie gewöhnlich weit über die Kurzeit ihn verlängerte. Hier war es, wo ihr Begleiter dem Herzog Friedrich dem Zweiten zuerſt bekannt wurde. Dieſer wünſchte von ihm einen Prolog mit Ehren zur bevorſtehenden Feier der Churfürſtenwürde. Der Verſuch wurde nachſichtsvoll aufgenommen. Mehr indeß, als die dafür erhaltenen Erinnerungszeichen, mußte dem Verfaſſer die perſönliche Bekanntschaft mit einem geiſtvollen und kenntnißreichen Fürſten gelten, der auf ſeine ſpättern Lebensverhältniſſe ſo beglückend einwirkte. Auch gingen zwei von Matthiſſons erfreulichſten Reiſen von Stuttgart aus. Die eine, im Frühling 1803, nach Inſbruck, um den Grafen Wolkenſtein zu beſuchen, und die andre, im Herbfte des nämlichen Jahres, nach Paris, um die einſt auf italieniſchem Boden von ihm einzeln bewunderten Kunſtwerke in ihrem Exil vereinigt wieder zu ſehen. Den Südreifen der Fürſtin ſetzte die Schlacht bei Jena 1806 ein unbeſtimmtes Ziel. Nach dieſer Kataſtrophe richtete die franzöſiſche Armee durch die anhaltiſchen Fürſtenhümer den Lauf gegen Berlin. Vier Tage währte der Hauptſturm. Matthiſſons genauere Kenntniß des Charakters einer Nation, unter welcher er mehrere Jahre lebte, und vorzüglich die Gewohnheit, ihre Sprache zu reden, ließen ihn Verſchiedenes zu Wörlitz glücklich vollbringen, was er, auf den erſten Blick, als unausführbar betrachten mußte. Es gelang ihm, von den fürſtlichen Wohnungen manche Gefahr abzuwenden. Die Herzogin von Anhalt-Deſſau (die anhaltiſchen Fürſtenhäuſer hatten um dieſe Zeit die Herzogswürde angenommen) letzter Aufenthalt am Genferſee fällt in das Jahr 1809. Sie bewohnte das Landhaus Bürg zw iſchen Vevey und Clarens. Von hier aus machte Matthiſſon die Reiſe nach Mailand, Turin und Grenoble über den Simplon und Cenisberg, wovon die Erinnerungen unter der Aufſchrift: Wallfahrt nach der großen Karthauſe bei Grenoble, eine Schilderung liefern. Während ſeines Beſuchs in Stuttgart, auf der Heimkehr nach Deſſau, ertheilte der König von Württemberg ihm das Adelsdiplom, und beſtimmte zugleich das Wappen, beſtehend in einer geſtülgeten goldenen Harke im blauen Felde, und einem geſtülgeten weißen Roß auf dem Helme. Auch beehrte der Monarch ihn mit dem Ritterkreuz des Civil-Verdienſtordens. Im Jahr 1810 verheirathete ſich Matthiſſon mit der älteſten Tochter des um die ſchöne Gartenkunſt hochverdienten Ober-Hofgärtners Schoch zu Wörlitz. Bald nach dem Tode ſeiner fürſtlichen Wohlthäterin, der im December 1811 erfolgte, öffnete ſich ihm in Stuttgart eine neue Laufbahn. Der König von Württemberg ernannte ihn, mit dem Charakter eines geheimen Legationsraths, zum Mitgliede der Oberintendantz des Hoftheaters, und einige

Wochen später auch zum Oberbibliothekar, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er in Absicht auf seine Amtsverhältnisse unmittelbar unter ihm stehe. Im Frühling 1812 traf er in Stuttgart ein. Um den Schmerz der Gattin über den Verlust eines Kindes zu zerstreuen, ging er im Sommer 1813 mit ihr auf zwei Monate nach der Schweiz, wo manche Feier des Wiedersehens und der Erinnerung ihn erwartete. Zu Bern widerstand er der Versuchung nicht, die Wunderstraße des Simplon, die bormiänschen Inseln und Mailand noch in den Reiseplan mit aufzunehmen. Im Frühjahr 1815 unternahm er eine Besuchsreise nach Berlin, um den todkranken Schwiegervater durch die Stimme der geliebten Tochter vom Rande des Grabes zurückzurufen, und um dem ehrwürdigen Nestor der deutschen Fürsten noch einmal im Leben die Versicherung mündlich zu erneuern, daß er nie aufhören werde, dankbar und innig ihn zu verehren und zu lieben.

Mauer, babylonische. Dieses zu den sogenannten sieben Wundern der Welt gezählte Werk der alten Baukunst, war nach den ältern, auf jeden Fall übertriebenen Sagen 288 Fuß hoch, 60 Meilen lang und 44 Ellen breit, so daß 16 Reiter bequem auf derselben reiten und 8 Wagen neben einander fahren konnten. An jeder Seite dieser Mauer, welche die Stadt Babylon in einem Viereck einschloß, waren 25 Thore. Zwischen zwei Thoren ragten drei Thürme hervor. Sie war aus Ziegeln mit Erdharz verbunden.

Mauer, chinesische, oder die große Mauer, eines der ungeheuersten Werke der alten chinesischen Baukunst und überhaupt der Menschenhand. Sie trennt China von der mongolischen Tartarei, und läuft an der nördlichen Gränze des chinesischen Reichs über die höchsten Berggipfel, mitten durch tiefe Gründe, ja sogar mittelst Bogen über breite Ströme. An wichtigen Pässen ist sie doppelt und dreifach, und fast alle 200 Schritte mit viereckigen Thürmen und Bastionen versehen; an minder wichtigen Orten ist sie weniger stark und fest, ja an einigen sogar nur einem Erdwall gleich. Man rechnet ihre Länge zu 130, nach andern 240 Meilen. Die Grundmauer und die Ecken sind von festen, grauen Granitblöcken, der größere Theil aber von bläulichen Backsteinen aufgeführt. Sie ist an einigen Stellen 13 Ellen hoch und 10 Ellen dick, und so breit, daß 2 Wagen neben einander fahren können. Sie soll gegen die Einfälle der Mongolen aufgeführt worden seyn (nach einigen schon 200 J. v. Chr., nach Bell erst um 1160 nach Chr.); vielleicht ist sie öfter wieder hergestellt, und allmählich erweitert worden.

Maulbeerbaum, Morus. Die verschiedenen Arten des Maulbeerbaumes sind im gemäßigten Asien zu Hause, doch ertragen auch mehrere das europäische Klima. Unter diesen ist vorzüglich der mit schwarzen Beeren aus Persien, wegen seiner eßbaren Frucht, in Europa angepflanzt worden und der mit weißen Beeren aus China deshalb, weil seine Blätter zur Speise der Seidenwürmer dienen. In mittägigen Ländern, in der Provence und Italien wird auch noch das Holz des weißen Maulbeerbaumes zu allerhand Gefäßen für Flüssigkeiten benutzt, weil es sich im Wasser sehr dauerhaft zeigt. Die Rinden dieser Bäume sind zäh und können zu Stricken verarbeitet werden, die des chinesischen Papiermaulbeerbaums dient in China und Japan zur Bereitung des Papiers.

Maulesel. Maulthier ist ein Bastard vom Pferd und Esel. Der von einem Mutterpferde erzeugte ist etwas größer und hat mehr die Pferdegestalt, als der von der Eselin geborne; übrigens sind sie am Körper dem Pferde gleich und haben nur Ohren und Schweif mit

dem Esel gemein. Wegen ihres sichern Ganges zieht man! sie in Gebirgsgegenden zum Lasttragen den Pferden vor, auch sonst wohl, weil sie sich mit geringerem Futter befriedigen lassen. Spanien schätzt diese Thiere vorzüglich und führt viele aus Poitou ein, die Ausfuhr hingegen ist bei schwerer Strafe verboten. Statt der Pferde dienen Maulthiere dem Papst und seinen Cardinälen bei feierlichen Aufzügen. Der orientalische Chagrin wird aus Maulthierhäuten bereitet. F.

Mauvertuis (Pierre Louis Moreau de) geboren zu St. Malo im J. 1698 von vornehmen Aeltern, zeigte bereits in seiner Jugend viele Neigung für die Mathematik und Kriegswissenschaften. Er trat 1718 in die Musketiiergarde, und widmete alle Muse, die ihm der Dienst übrig ließ, dem Studium. Nachdem er zwei Jahre in diesem Corps gestanden, erhielt er eine Escadron in dem Cavallerieregiment La Roche-Guyon, nahm aber bald seinen Abschied, um sich nach seiner Neigung ganz dem Studium der strengen Wissenschaften widmen zu können. Im J. 1723 trat er in die Akademie der Wissenschaften. Vier oder fünf Jahre nachher führte ihn die Begierde, sich zu belehren, nach London, wo die königliche Gesellschaft sich ihm öffnete. Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Basel, um mit den berühmten Brüdern Bernoulli in Verbindung zu treten. Neue Ansichten und die Freundschaft dieser großen Mathematiker waren die Frucht dieser Reise. Sein Ruf und seine Talente lenkten im J. 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden schickte, um die Gestalt der Erde zu bestimmen. Mauvertuis leitete diese Unternehmung, die in einem Jahre mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten glücklich ausgeführt wurde. Zuerst, erzählt ein Geschichtschreiber, suchten sie nach einem für ihr Vorhaben günstigen Ort an den Küsten des bothnischen Meerbusens; sie fanden keinen. Dies nöthigte sie, sich in das Innere des Landes zu begeben, und den Tornefluß von der Stadt Tornio, nördlich vom Meerbusen, bis zum Kittisgebirge über den Polarkreis hinaus aufwärts zu gehn. Hier mußten sie sich vor den scheußlichen Fliegen sichern, welche der Schrecken der Lappländer sind, und in solcher Menge über den Menschen verfallen, daß sie ihn in kurzer Zeit tödten würden; sie verunreinigten außerdem alle Speisen. Die unter diesem Klima sehr zahlreichen und sehr fähnen Raubvögel entführten nicht selten das für die Akademiker bestimmte Fleisch; wie Aeneas waren sie mitten unter Harpyien. Man mußte über die Wasserfälle des Flusses sehen, sich mit der Art in der Hand durch einen ungeheuern Wald durcharbeiten, der den Messungen im Wege stand, alle Berghöhen erklettern, ihre Gipfel von den Baumstämmen befreien, die sie dem Anblick entzogen, auf den Spitzen der höchsten Signale aufrichten, die mehrere Stunden weit sichtbar waren, um nach ihnen die erforderlichen Dreiecke zu bestimmen. Man mußte eine Basis auf einem gefrorenen und mit einem trocknen, sehr feinen und mehrere Fuß hohen Schnee bedeckten Fluß messen. Dieser dem Sande ähnliche Schnee rollte unter den Füßen fort, und entzog dem Auge die Abgründe, in die man hinabstürzen, und unter ihnen begraben werden konnte. Man mußte einer so strengen Kälte Troß bieten, daß selbst die daran gewohnten Bewohner des Landes zuweilen einen Arm oder ein Bein dadurch verlieren. Das einzige Getränk, das nicht gefror, war der Branntwein, aber wenn man das Gefäß damit an die Lippen brachte, hing es augenblicklich fest daran, und man konnte es nicht ohne Verletzung wieder losmachen. Nichts schreckte die Akademiker zurück. Jeder machte seine eignen Beobachtungen; alle stimmten mit einer Genauigkeit über-

an, die ihre Nichtigkeit beweist. Und nach allen diesen Beschwerden, Mühseligkeiten und Arbeiten litten sie noch zuletzt in dem bohnischen Meerbusen Schiffbruch und hätten fast mit dem Leben die Frucht einer so schwierigen und mühsamen Unternehmung verloren. Nachdem Mauvertuis mit seinen Collegien glücklich nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er im J. 1740 von Friedrich II. berufen, um die Präsidentenstelle und die Direction der Berliner Akademie zu übernehmen. Dieser Monarch war damals mit Oesterreich im Kriege. Mauvertuis wollte die Gefahren desselben theilen, und setzte sich in der Schlacht von Molwitz so aus, daß er von den Husaren gefangen genommen und geplündert wurde. Er kam nach Wien, wo der Kaiser ihn mit Auszeichnung aufnahm. Als er dem Kaiser erzählte, daß er unter den ihm abgenommenen Sachen besonders ungern eine Uhr von Graham einbüße, die ihm bei seinen astronomischen Beobachtungen von großem Nutzen gewesen, überreichte ihm der Kaiser eine ihm gehörige, mit Diamanten besetzte desselben Meisters, indem er sagte: „Die Husaren haben Ihnen einen Streich spielen wollen; sie haben mir Ihre Uhr gebracht, und ich stelle sie Ihnen hier wieder zu.“ Seine Gefangenschaft war weder streng, noch von Dauer. Mit vielen Zeichen der Achtung und Güte überhäuft, erhielt er die Erlaubniß nach Berlin zurückzukehren. Mauvertuis besuchte Frankreich, wo seine Freunde ihn zu behalten hofften; aber er ging wieder nach Preußen, war jedoch kaum dort angekommen, als er es bereute, seinem Vaterlande entsagt zu haben; Friedrich entschädigte ihn für seine Verluste durch Wohlthaten und durch sein Vertrauen, aber geboren mit einer unseligen Geistesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Einem solchen Charakter ist kein friedliches Leben bestimmt; auch hatte Mauvertuis mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Professor König in Francker und durch diesen mit Voltaire. Er hatte unter die Memoiren der Akademie für das J. 1746 einen Aufsatz über die Gesetze der Bewegung und der Ruhe nach dem metaphysischen Princip des mindern Grades von Thätigkeit aufgenommen. König griff diesen Aufsatz nicht nur an, sondern legte die Idee dazu Leibniz bei, indem er einen Brief anzog, den derselbe einst an den Professor Hermann in Basel geschrieben haben sollte. Um die Beschuldigung eines Plagiats von sich abzuwenden, forderte Mauvertuis die Vorlegung des Originalbriefes, und bewirkte, als Hermann diesen nicht beibringen konnte, dessen Ausstoßung aus der Akademie, deren Mitglied er war. Mehrere Schriften waren die Folge dieses Kriegs, in den sich jetzt auch Voltaire mischte. Dieser war anfänglich ein genauer Freund Mauvertuis, den er als seinen Lehrer in der Mathematik betrachtete; später aber entzweite sie gegenseitige Eifersucht. Voltaire benutzte diesen Streit, um seine Galle auszulassen; vergebens befahl ihm der König von Preußen, neutral zu bleiben. Voltaire trat zuerst mit einer sehr bittern Antwort eines berliner an einen pariser Akademiker, betreffend den Streit des Präsidenten der berliner Akademie mit dem Professor in Francker, auf. Dieser ersten Satire folgte die Diatribe du Docteur Akakia, eine beißende Kritik der Person und Werke seines Feindes, voll seiner Ironie und Laune. Voltaire verlacht besonders sein Project, eine Stadt anzulegen, wo lateinisch gesprochen würde, die Aerzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht gesund würden, das Daseyn Gottes durch eine algebraische Formel zu beweisen, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu machen u. s. w. Diese auf den Unternehmer der Reise nach dem Pol geschleuderten Pfeile setzten seine Freunde in

Erkaunen. Man stellte den Satiren Voltair's die Lobsprüche entgegen, die er früher seinem Freunde ertheilt hatte. Im J. 1738 war Maupertuis ein erhabenes Genie, der größte Mathematiker Frankreichs, ein Archimedes, ein Columbus in Entdeckungen, und im J. 1752 ein bizzarrer Kopf, ein ausgelassener Râsonneur, ein unsinniger Philosoph. Voltaire kühlte zwar durch diese Satiren seine Rache, allein er verlor zugleich an der Achtung des Publicums und der Gunst des Königs. Die Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, bewogen ihn sogar, 1753 den preussischen Hof zu verlassen; er suchte Trost in neuen Satiren, und schilderte Maupertuis als einen alten in einen Philosophen verlassenen Rittmeister, zerstreut und übereilt, mit runden kleinen Augen, müßiger Nase, die Perücke in die Quere, schlechter Physiognomie, plattem Gesicht und eitler Gemüthsart. Maupertuis schickte ihm eine Ausforderung, aber Voltaire antwortete mit Spott. Das Possenspiel endigte damit, daß der König Voltaire sammt seiner Nichte in Frankfurt arrestiren ließ. Maupertuis kam in den Verdacht, diese Maßregel veranlaßt zu haben. Brustbeschwerden und Blutauswurf bewogen ihn, abermals nach Frankreich zu reisen. Er blieb hier von 1756 bis zum Mai 58, und begab sich von da nach Basel, wo er im J. 1759 in den Armen seiner Freunde Bernoulli starb. — Maupertuis war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit seiner Art sich zu kleiden, ein sonderbares Aeußere gab. Er war höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Aber dieser Vorzüge angeachtet führte er ein trauriges Leben. Eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, mürrischer, herrischer Charakter, und das allzugroße Bestreben, emporzukommen, schaden ihm sehr. Als Schriftsteller zeigt er sich geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesacht, steif und paradox. In seinem Style ahmte er bisweilen Fontenelle nach. Seine Werke, theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts, sind zu Lyon 1756 in 4 Octavbänden erschienen. Wir schließen diese Skizze mit dem Urtheil Condorcets, welcher sagt: Maupertuis, ein Mann von vielem Verstande, ein mittelmäßiger Gelehrter und noch mittelmäßigerer Philosoph, wurde von jener Begierde nach Ruhm gequält, welche verleitet, auch kleine Mittel zu wählen, wenn die großen fehlen, und Ungereimtheiten zu sagen, wenn man nichts pikantes findet, was wahr ist; im Allgemeinen zu sprechen, wenn man nichts zu erfinden weiß, und Paradoxen aufzutischen, wenn man keine neuen Ideen hat.

Mauren. Diesen Namen führt ein altes, noch jetzt in Afrika vorhandenes Volk, das seine ehemaligen Wohnsitze an der am weitesten westwärts gelegenen Nordküste Afrika's nebst einem Landstrich am atlantischen Meere hinunter noch jetzt im Besitz hat. Die Äthiopier, ihre ersten Unterjocher, nannten diesen weitläufigen Landstrich *Mauritanien*. Sie wurden von den Vandalen bezwungen; diese mußten wieder den Griechen weichen, welche aber auch bald von den Arabern oder Saracenen vertrieben wurden. Als im J. 711 die Araber Spanien eroberten, waren viele Mauren, die indeß Mahomedaner geworden waren, in ihrem Heere, und lebten bis zum elften Jahrhundert unter ihrer Herrschaft. Aber zu dieser Zeit vertrieben sie die Araber aus ihren alten Besitzungen in Afrika, und stifteten hier das Königreich Fes und Marocco. In Spanien verjagten sie fast um dieselbe Zeit die Araber aus den meisten Ländern, vereinigten sich aber bald mit den Ueberwundnen so fest, daß beide Ein Volk auszumachen schienen. Man nannte sie *Mauren*. Allein im 13ten Jahrh. wurde ihre Herrschaft durch die Siege der Christen auf das einzige Königreich *Granada* einge-

Schicksal. Die Mauren waren in der That ein treffliches Volk. Wo sie herrschten, blühte Ackerbau und Industrie; sie liebten Künste und Wissenschaften; kein Feudalsystem, das in dem christlichen Spanien so viel Unheil verbreitete, störte ihren Wohlstand, und ihre Toleranz und Friedfertigkeit gegen die Christen ist um so lobenswürdiger, je mehr die spanischen Könige es sich angelegen seyn ließen, sie auszurotten. Zuerst unternahm Ferdinand der Catholische dieses der Kirche wohlgefällige Werk, benutzte die innern Unruhen in Granada, eroberte nach zweijährigem, ungewein tapferm Widerstande das Reich sammt der gleichnamigen Hauptstadt (im J. 1492), und zwang die Ueberwundnen, entweder sich taufen zu lassen, oder Sklaven zu werden. Sie wählten das erstere, und erhielten seitdem den Namen Morisko's oder Mauren. Ingeheim aber blieben sie der mohamedanischen Religion getreu. Philipp II., in seinem grausamen Eifer für das Christenthum, beschloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufstand der Morisko's zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb sie (1609 und 10) gänzlich. Die Bedrängten flohen über das Meer in ihr Vaterland zurück; aber mit ihnen floh Industrie und Wohlstand aus den Wohnungen der Sieger, die ihre geschicktesten, arbeitssamsten und wohlhabendsten Mitbürger verbannt hatten. Spanien verlor fast eine Million seiner Bewohner. Wirklich ist die Vertreibung der Morisko's eine Hauptursache des innern Verfalls Spaniens und die nachtheiligen Wirkungen werden noch jetzt empfunden.

Maurepas (Jean Frédéric Phélypeaux, Graf von), geboren im J. 1701, wurde schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre Minister des Königs über das Departement der Marine, und in einem Alter von sechsunddreißig Jahren Decan des Conseils. Ein wenig berauscht von diesem schnellen Glück, mochte er wenig hören, um desto mehr selbst zu sprechen, behandelte Kleinigkeiten mit Ernst und wichtige Gegenstände leicht, und beschloß, ehe er die Gründe gehörig hatte erwägen können. Ohne Plan und Voraussicht hing er vom Augenblick ab. Mit diesem Leichtsinne verband er ein glückliches Fassungsvermögen und Gedächtniß. Durch die Intriguen der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gewicht gemacht haben sollte, wurde er 1749 nach Bourges verwiesen. So wenig er auch Philosoph war, so ertrug er sein Mißgeschick doch mit Anstand und Gleichmuth, und genoß die Freuden der Gesellschaft in einem großen Kreise von Freunden, die ihn nicht verließen. Von Ludwig XVI. im J. 1774 zurückgerufen, trat er wieder in das Ministerium und erwarb sich das ganze Vertrauen des Königs. Frankreich verdankt ihm manche Verbesserungen in der Marine, namentlich im Schiffbau. Er starb im November 1781. Interessant, wiewohl nachlässig geschrieben, sind seine Memoiren, verfaßt von Calé und herausgegeben von Soularie.

Mauresque so viel als Orcuske (s. d. Art.).

Maurétania, Mauritanien, ein ehemaliges Königreich in Afrika, das in seiner weitesten Ausdehnung vom Flusse Nupfaga bis an den westlichen Ocean reichte und anfänglich das alte Numidien mit in sich begriff. Die Einwohner waren theils Abkömmlinge Phuts, theils phöniciſche Colonisten, und nach dem Zeugniß der Römer gute Reiter und Bogenschützen. Die Nachkommen des Syphax, des Stammvaters der numidischen Könige, werden erst seit 349 vor Ehr. Geb. bekannt. (Vgl. Numidien.) Nach Bocchus' Tode, der ganz Mauritanien besessen hatte, wurde es (26 vor Ehr. Geb.) eine römische Provinz, behielt

war, daß es eben so gefährlich seyn werde, diesen Menschen auf ein-
 mal die bürgerlichen Rechte zu ertheilen, als sie gänzlich davon auszu-
 schließen. Er wollte, sie sollten nur schrittweise dazu gelangen, wie
 dieses in andern wohl eingerichteten Staaten geschehen sey. Es würde
 zu weitläufig seyn, hier alle Gelegenheiten zu erwähnen, bei welchen
 der Abbe Maurp seine Talente und seine Beredsamkeit entwickelte, die
 ihn als einen der ersten Redner der constituirenden Versammlung aus-
 zeichneten, welche so reich an beredten Männern war. Nach der Auf-
 lösung dieser Versammlung im Jahr 1792 verließ er, unzufrieden mit
 dem Gange, den die französische Revolution genommen hatte, Frank-
 reich, und begab sich nach Rom, wo er mit offenen Armen aufgenom-
 men wurde. Der Papst gab ihm den bischöflichen Titel und schickte
 ihn noch in dem nämlichen Jahre als apostolischen Nuntius zur Krö-
 nung Franz II. nach Frankfurt. Bald darauf ernannte er ihn zum
 Bischof von Nicaea, und am 21sten Februar 1798 zum Cardinal. Bei
 den fortwährenden Stürmen der Revolution in seinem Vaterlande, wäh-
 rend welcher fast alle Glieder seiner Familie ihren Tod auf dem Blut-
 gerüste fanden, blieb Maurp in Rom, und beschäftigte sich bloß mit
 den Pflichten seines bischöflichen Amtes und mit den Wissenschaften.
 Indessen unterließ er nicht, bei jeder Gelegenheit in seinen Hirtenbrie-
 fen und Circularen seinen Abscheu vor den in Frankreich verübten
 Gräueln laut auszusprechen und der Familie der Bourbons seine An-
 hänglichkeit und Treue zu beweisen. Der Abbe und nunmehrige Car-
 dinal Maurp hatte bis dahin eine Festigkeit des Charakters behauptet,
 die ihm die Achtung auch derte, die mit jenen Grundsätzen nicht
 übereinstimmten, ja selbst seiner erklärten Gegner erwarben. Aber auch
 ihm sollte die Stunde einer Versuchung schlagen, welcher er nicht zu
 widerstehen vermochte. Als Bonaparte im Jahr 1804 die kaiserliche
 Würde angenommen hatte, hielt er die Sache der Bourbons für re-
 sungslos verloren, und glaubte, daß auch ihm die Klugheit rathe, sich
 der von der ganzen französischen Nation und fast allen Mächten Eu-
 ropa's anerkannten kaiserlichen Regierung zu unterwerfen. Er konnte
 diesen Schritt einigermaßen vor sich selbst mit seiner stets bewiesenen
 Anhänglichkeit an monarchische Grundsätze entschuldigen; er konnte al-
 lein auf diese Weise hoffen, der Erweiterung der hierarchischen Gewalt,
 die ihm stets vor Allem am Herzen gelegen, und die durch das am
 25ten Juli geschlossene und am 10ten September 1801 ausgewechselte
 Concordat in Frankreich sehr beschränkt worden, förderlich zu seyn;
 vielleicht schmeichelte sich auch der ehrgeizige Mann mit der Hoffnung,
 auf diesem Wege zu der höchsten geistlichen Würde in der kathol. Chri-
 stenheit gelangen zu können. Kurz, er schrieb in sehr ergebenen Aus-
 drücken der Hochachtung und Bewunderung an den Kaiser Napoleon,
 und leistete ihm als Franzose förmlich die Huldigung. Dem Stolz des
 Chronräubers mußte die Unterwerfung eines solchen Mannes mehr
 schmeicheln, als die Eroberung einer Provinz. Es ist daher sehr be-
 greiflich, daß er eine huldreiche Aufnahme fand. Im Laufe des Jah-
 res 1804 reiste er in dem Gefolge des Papstes nach Paris, und asse-
 sirte bei der am 2ten December erfolgten Kaiserkrönung. Im Jahr
 1808 wurde er darauf zum Erzbischof von Paris erhoben. Von nun
 an war er einer der ergebensten Diener seines Herrn. Alle seine Hir-
 tenbriefe, alle seine Reden predigten den unbedingtesten Gehorsam für
 seine Decrete, und seine Anreden und Adressen an ihn erschöpften alles,
 was die niedrigste Schmeichelei, die in Frankreich eine wahre Wissen-
 schaft geworden war, zu leisten vermochte. Natürlich konnte ihm die

ses Verfahren bei der im Frühling 1814 erfolgten glücklichen Veränderung nicht vortheilhaft seyn. Er erhielt daher auch keinen Zutritt bei Ludwig XVIII., vielmehr mußte er, seines Widerstrebens ungeachtet, den erzbischöflichen Palast in Paris räumen, der zu einem andern Zwecke eingerichtet wurde. Das Capitel wollte ihn auch nicht als Erzbischof anerkennen, da er, zufolge des Concordats, kein päpstliches Breve hatte. Um es zu erhalten, reiste er nach Rom; aber die Aufnahme daselbst entsprach seiner Erwartung nicht. Statt der gewünschten Bestätigung seines Erzbisthums, ward er wegen Annahme desselben ohne Genehmigung des heil. Stuhls auf die Engelsburg in Verhaft gesetzt, wo er sich noch befinden soll.

Mausierung, s. Bängel.

Mausoläum hieß das prächtige Denkmal, welches etwa viertheilshundert Jahre vor Ehr. Geb. dem Mausolus, Könige von Carrien, von seiner Gemahlin und Schwester Artemisia in ihrer Hauptstadt Halicarnassus errichtet wurde. Pracht und Schönheit wiesen ihm einen Platz unter den sogenannten sieben Wundern der Welt an, und alle prächtigen Grabmäler erhielten von ihm in der Folge den Namen Mausoleen. Die ersten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaxis, Scopas, Leochares und Timotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; von Pythes war das Biergespann, welches die kegelförmige Spitze des Gebäudes zierte. Nach Vitruv arbeitete auch Praxiteles daran. Nach der Artemisia Tode vollendeten es die Künstler unentgeltlich, um nicht auch die Ehre ihres Fleißes einzubüßen. Es bestand aus einem längl. Viereck von 411 Fuß im Umfange, 120 hoch. Die Hauptseite war mit 36 Säulen geziert, und 24 Stufen führten zum Eingange.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jacob), ein bekannter deutscher Gelehrter, wurde am 8ten März 1745 zu Leipzig geboren. Seine Aeltern, welche aus Frankreich stammten, hatten in Leipzig ein Erziehungshaus, wo vorzüglich die französische Sprache gelehrt wurde, und sein Vater war ein sehr geachteter französischer Sprachlehrer bei der dortigen Akademie. Schon von Jugend auf schwächlich, hinterließ ein unglücklicher Fall, worauf noch eine schwere Krankheit folgte, bleibende Spuren an seinem durchaus verwachsenen Körper. Nach seines Vaters Wunsch widmete er sich der Theologie, doch nicht lange, da er beim Lesen mehrerer theologischer Werke seine Meinung schon zu sehr abweichend fand. Dennoch blieb Theologie sein Lieblingsstudium; auch hat er nachher ein weitläufiges Werk über die Trugschlüsse der christlichen Religion geschrieben. Da aber die Verlagshandlung noch vor dem Drucke desselben Bankerott machte, konnte das Manuscript, aller Mühe ungeachtet, nicht wieder herbeigeschafft werden. Sein Buch, das zum Theil einzige wahre System der christlichen Religion (Berlin, 1787), ist durch Reminiscenzen aus jenem frühern Werke entstanden. Als sein Vater im Jahr 1756 den Ruf als Professor der französischen Sprache an das Carolinum nach Braunschweig erhielt, genoß Mauvillon daselbst von seinem dreizehnten Jahre an den Unterricht der vielen berühmten Männer, welche damals das Collegium Carolinum zierten, Jerusalem, Gärtner, Ebert und Anderer. Von nun an sollte er die Rechte studiren, wozu er aber nicht die allergeringste Neigung hatte. Dagegen liebte er vorzüglich das Sprachstudium, das Zeichnen und die Mathematik, und hatte er, obgleich schwächlich, klein und verwachsen, eine entschiedene Neigung für den

Militärstand. Als daher der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, ließ er sich vom General Balmoden als Ingenieur anwerben und trat in hannöberische Dienste. Da er nach erfolgtem Frieden keine nahe Aussicht auf Beförderung in diesem Dienste hatte, und sein Vater immer noch wünschte, daß er die Rechte studiren möchte; so entschloß er sich, seinen Abschied zu nehmen und in jener Absicht nach Leipzig zu gehn, fand sich aber bald bewogen, diese Studien wieder zu verlassen. Im Jahr 1765 erschien von ihm die Uebersetzung der Briefe der Frau von Sévigné, und einige Zeit nachher schrieb er die Briefe über die Kochische Schauspielergesellschaft, welche ihm, der Freimüthigkeit wegen, mit welcher er über die Verhältnisse einiger Mitglieder derselben geschrieben hatte, vielfachen Verdruß zuzogen. Er kam im Jahr 1766 als Collaborator an die Schule nach Jena. Außer daß er hier noch unter dem Rector Päß die alte Literatur und besonders die lateinische Sprache studirte, schloß er mit den beiden Unjern aus Wernigerode eine enge Freundschaft. Kurz darauf ward er durch Empfehlung als Weg- und Brücken-Ingenieur und zugleich als Lehrer der Kriegsbaukunst bei dem Carolinum in Cassel angestellt. Er war um diese Zeit Mitarbeiter an der Lemgoer Bibliothek, an dem casseler Zuschauer, und schrieb auch damals Briefe über den Werth deutscher Dichter. Dieses Werk, so wie seine freien Aeußerungen in den von ihm verfaßten Recensionen, zogen ihm viele Feinde zu. Im Jahr 1775 gab er die Stelle als Wegebau-Ingenieur auf und blieb nur noch bei dem dortigen Collegium Carolinum. Er übersezte jetzt Raynals Geschichte der beiden Indien und den Ariost, arbeitete an verschiedenen Journalen, schrieb seine Ansichten über Gegenstände der Staatskunst und übersezte Lurgots Werke. Als der damalige Landgraf das Cadetten-Corps errichtete, wurde Mauvillon dabei als Hauptmann angestellt. Um diese Zeit schrieb er die physiocratischen Briefe (Braunschweig, 1780), die Einleitung in die militärischen Wissenschaften, über den dreißigjährigen Krieg und über den Einfluß des Pubers in den neuern Kriegen. Da aber seine Geschäfte bei dem Cadettencorps immer drückender wurden, so reiste er nach Potsdam, um Friedrich dem Großen, den er leidenschaftlich liebte, seine Dienste anzubieten. Dieser trug ihm die Stelle als Capitain bei dem Ingenieur-Corps mit 600 Thalern Besoldung und noch andern kleinen Vortheilen an. Mauvillon brach aber die Unterhandlungen ab, da seine Frau gegen einen Aufenthalt in den preussischen Staaten war, und blieb in Cassel. Nun arbeitete er sein Religions-System (Berlin, 1787) aus, nahm Theil an dem militärischen Journale, entwarf den Plan zu seinen dramatischen Sprichwörtern (Leipzig, 1785) und fieng an, eine Geschichte des Feldzugs in den Niederlanden von 1745 zu schreiben, welches Werk nachher im Manuscript vollendet worden ist. Im Jahr 1785 erhielt er einen Ruf nach Braunschweig als Major bei dem Ingenieur-Corps und als Lehrer an dem dortigen Carolinum. Gleich nach seiner Ankunft daselbst übersezte er Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Kriegs ins Französische, welche Uebersetzung aber nicht gedruckt worden ist. Im folgenden Jahre lernte er Mirabeau kennen, welcher durch Braunschweig reiste. Mauvillon überschätzte ihn, und daraus läßt sich das Interesse, welches Mirabeau, als ein sehr eiler und ruhmstüchtiger Mann, an seinem Lobredner nahm, leicht erklären. Vielleicht aber fand auch Mirabeau an Mauvillon Eigenschaften des Kopfes, die er

er schenke sich durchstreuzenden und wunschküßigen Zweck demogen zu
 Damm glaubte; grang, die Freundschaft unter beiden Männern wurde
 sehr vertraut und von Etien Mauvillon sogar herzlich. Von dem
 Umfange dieser Freundschaft geben die *Lettres du Camille de Mirabeau*
 à son de ses amis en Allemagne écrites durant les années 1788—90
 (Braunov. 1793), welche W
 nach. Gleich zu Anfang
 neuen Freunde den Plan i
 philosophisches Werk über den i
 fern Verhältnissen betrachte
 über und widmet dem W
 aus vollständig gedruckt u
 seine Aufmerksamkeit. Um aber e
 arbeiten zu können, kam E
 und blieb bis zum August
 sich mit Mauvillon verließ

ulichen Ge
 deau stinam
 lisch-philos
 m und auf
 i ein in diese
 von Berlin
 sendte, aus
 dem Werk
 französisch
 ausschließ
 andern in

Er nach Paris, ordnete dort das Werk zu einem Ganzen, und gab
 es unter seinem Namen heraus. Dies ist die Entstehung des berühm
 ten Werks über die preussische Monarchie. Mauvillon über
 trug es ins Deutsche und zeigte dabei an, daß dem Grafen Mirabeau
 die Idee derselben, mancher Vortrag nebst der Einleitung, ihm aber
 die Darstellung und Ausführung des Einzelnen geböre. Mirabeau's
 Tod trennte eine Freundschaft, die vielleicht, wenn dieser länger gelebt
 und auf die Begegnungen Frankreichs Einfluß behalten hätte, in dem
 Leben Mauvillon's eine bedeutende Veränderung hervorgebracht haben
 würde. Ingeachtet ihm die mit Mirabeau gemeinschaftlich unternommen
 ten Arbeiten viel Zeit kosteten, so fand er dennoch für andre literari
 sche Unternehmungen Raum. Als im Jahr 1787 Brantes Werk
 über die Weiber erschien, war Mauvillon, der von Jugend auf
 die Weiber geliebt hatte, und von den geistvollsten Frau'samen höch
 lobend stets ausgesprochen worden war, über die darin aufgestellten
 Grundsätze aufs höchste entrüstet. Er ließ sogleich alle andre Arbeit
 liegen, um jenen Schriftsteller durch sein Werk, *Wenn und Wie*,
 zu widerlegen. Dennoch brachte diese Schrift nicht die Wirkung her
 vor, welche er von derselben erwartet hatte. Als ihm nun die franzö
 sische Revolution Belebend gegeben hatte, sich mit vieler Lebhaftig
 keit für Freiheit und Gleichheit zu erklären, so entfernten diese Grund
 sätze eine Menge seiner Bekannten und Freunde von ihm, und er war
 gezwungen, seinen Umgang meistens auf sich und seine Familie zu be
 schränken. Eben diese Grundsätze jagten ihm auch in seinen körperli
 chen und bürgerlichen Verhältnissen viele Unannehmlichkeiten zu. Jetzt
 erschien Robespierre mit der *Neuen Eten*, jene Schrift, welche,
 wie es hernach bewiesen und eingestanden worden, Robespierre und
 Marat verfertigt hatten. Bekanntlich wurde in derselben auch Mau
 villon auf eine herbe und strenge Weise angegriffen. Da die hollän
 dische Justizkanzlei eine Untersuchung begann, um den Verfasser die
 ser Schrift zu entdecken, und Mauvillon öffentlich gesagt hatte, er
 habe Zimmermann in Hannover für den Urheber derselben, auch er
 hernach auf mehrere gerichtliche Anfragen deshalb endlich einen schrift
 lichen Bussatz mit dem Titel: des Obedienten Mauvillon gründliche
 Vermuthungen und gesammelte Data, nach welchen er sich überzeugt ist,
 daß der Verfasser der Schrift, Robespierre mit der *Neuen Eten*, kein andrer
 sey, als der Herr Ritter von Zimmermann, zu Protokoll

gab, welches selbst der auch gedruckt dem Publikum vor Augen gelegt wurde (Braunschweig, 1712), so zog er sich durch diese Uebersetzung große Unannehmlichkeiten zu. Novot aber Zimmermann durch das Auerbachs eines schauderhaften Todes, den er, auf eine kleine Stelle zu gebracht, seinen Freunden insandte, sich von jenem Todestill los sagte, blieb Novot dennoch der Meinung, daß Zimmermann von der Schrift gewußt habe, und versicherte dies noch kurz vor seinem Tode. In der fern diese Meinung geandert seyn möge, können wir nicht entscheiden; doch haben unterdessen Zeit in der hohen Zeit wirklich behaupten wollen, Novot sey, durch die Verunglimpfungen, welche man ihm gemacht habe widerstehen lassen, zu der Nachforschung seiner Ison an, die U schweig zu unter allen; Nade mit U die preuß. Je Monarchie und Imperie, außer der Uebersetzung der Briefe von Voltaire über die französische Revolution, auch die Geschichte des Erbfolgekriegs für den geistlichen Alimnoch. In Folge einer Erklärung, welche er sich auf dem Rückwege nach Braunschweig, auf welchem er Hamburg berühren, ausgesprochen hatte, gingen sich bei ihm alle Folgen einer Kofferkrankheit, die nicht mehr so heilbar war, und an welcher er kurz nach seiner Zurückkunft nach Braunschweig 1704 starb.

Novot, soviel als Novot (f. d. Art.)

Wagen, ein sächsisches Dorf im Amte Pirna im meißner Kreise, wo am 21sten November 1759 der preussische General Rast (f. d. Art.) sich mit 15.000 Mann an die Oesterreicher ergeben mußte. In der Nähe befindet sich gute Stein- und Thonwerke.

Warima in der Kunst, eine sehr seltene gisende Farbe, welche man in allen Tonen so geschickt anwendet (f. d. Art.).

Warime, in der Philosophie ein Subjekt, d. i. in der Natur und dem Interesse des Subjekts beruhendes Grundgesetz (f. d. Art.).

Maximilian I., römischer Kaiser, ein Sohn Karls Friedrichs III., geboren 1459, vermählte 1477 mit Maria von Burgund, der Erbprinzeßin Karls des Kühnen, mit welcher er den Kaiser Maximilian, den Vater Karls V. und Ferdinands I. zeugte. Er wurde 1486 zum römischen Kaiser gewählt und bestieg den Kaiserthron 1493 unter sehr ungünstigen Umständen. Unter dem schwachen und unglückseligen Friedrich III., der zum Unglück des Reichs fast ein halbes Jahrhundert regiert hatte, war Deutschland in Verwirrung und Anarchie verfallen. Maximilian hatte durch seine Heirat die reichhaltigen Besitzungen Karls des Kühnen an das Haus Oesterreich gebracht. Aber bei der geringen Unterstützung, die er von seinem Vater erhielt, konnte er sie gegen den herrschsüchtigen Ludwig XI., König von Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Brabant, Flandern und das Herzogthum Burgund entzogen hatte. Maximilian unternahm, freiwillig, edel, uneigennützig und gerichtlich tadellos gezeigt, dennoch erlitten wir in ihm einen Fürsten, der oft durch ungünstige Fügung und Mangel an Voraussicht die besten Pläne verfehlte, und durch schlechte Verwaltung der Finanzen, wodurch beständiger Geldmangel verursacht wurde, nicht selten die Krone verlor und gänzlicher Armut auf ein mal verlor. Seine Regierungsgeschichte ist eine ruhmvolle Reihe von Kriegen. Ad gelang ihm, bis 1496 angesehene Fürsten zu gewinnen, und sie zu

ganzes Leben hindurch von seinen Erbländern abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß sich die Schweiz nach einem, 1498 und 99 sehr unglücklich geführten blutigen Krieg vom deutschen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., König von Frankreich, große Macht in Italien einzuschränken, und ihn zur Aufgebung seiner Ansprüche auf Mailand mit den Waffen zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, welche die besten Kräfte des Reichs erschöpften, ohne ihm den Besitz von Mailand zu sichern. Eben so verunglückte sein großes Bündniß zu Dämpfung des gefährlichen Uebermuths der Republik Venedig, welches er 1508 zu Cambray mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papste wider dieselbe geschlossen. Es schien um die Existenz der Republik geschehen zu seyn, als Uneinigkeit die Allirten bewog, Separatfriedensschlüsse einzugehn. Maximilian zog endlich selbst gegen Frankreich zu Felde, und trat sogar, um Geld zu erlangen, dem aufs neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Ducaten ab. — Weit ruhmvoller sind seine Thaten im Innern des deutschen Reichs, das seit Jahrhunderten ein Schauplatz der wüthendsten Fehden, der schrecklichsten Barbarei und der zerstörendsten Anarchie gewesen war. Was seit mehr als 300 Jahren vergebens versucht worden, das vollbrachte sein großer Geist allein, trotz der unablässigen äußern Kriege und trotz des hartnäckigen Widerstandes der unruhigen Großen, in dem kurzen Zeitraum einer fünfundzwanzigjährigen Regierung. Schon 1495 machte er auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, wodurch allen Fehdungen ein Ziel gesetzt wurde, den innern Unruhen und Gewalthätigkeiten größtentheils ein Ende, und übte gegen die Uebertreter die gerechteste Strenge aus. Um der Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der deutschen Rechte und den großen Justizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf eben diesem Reichstage das römische und canonische Recht als subsidiarische Entscheidungsquellen auf; eine Bestimmung, welche für die damaligen Zeiten den entschiedensten Werth hatte; und stiftete das Reichskammergericht als höchsten und feststehenden Gerichtshof. Auch schaffte er die ungeheuern Mißbräuche der westphälischen oder Behmgerichte ab, obgleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Auch die Stiftung der deutschen Kreise, wodurch er den Frieden und die Sicherheit im Innern zu befestigen suchte, rührt von ihm her. Anfangs (1500) stiftete er deren sechs: den bayrischen, fränkischen, schwäbischen, oberrheinischen, westphälischen und niedersächsischen; erst 1512 kamen der österreichische, burgundische, churrheinische und obersächsische hinzu. Ferner führte Maximilian zuerst stehende Truppen unter dem Namen Lanzknechte ein, verbesserte das grobe Geschütz, gab vortreffliche Polizeigesetze, bildete die Verfassung der Reichstage mehr aus, demüthigte den gefährlichen Uebermuth der Großen, führte Posten und andre gemeinnützige Einrichtungen ein, liebte und beförderte die Wissenschaften, und wendete nicht kleine Summen auf Unterstützung der Künstler und Gelehrten, wozu er oft die gefüllten Goldtruben der reichen Fugger in Anspruch nahm; suchte den Universitäten zu Wien und Ingolstadt aufzuhelfen und stiftete auf der erstern eine Professur der Dichtkunst, die er selbst vorzüglich übte. Auch hatte er verschiedenen Gelehrten eine umständliche und romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte seit 1512 fertig; 1514 befahl der Kaiser seinem Geheim-Schreiber Treibsaumwein von Ertreich das Buch mit Schrift und Gemäl in Ordnung zu bringen. Aber nach dem Tode des Kaisers, wel-

Im Jahr 1519 zu Wels in Ober-Oesterreich erfolgte, wurde das Buch ver-
 essen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen
 der Künstler. Erst in neuerer Zeit wurden diese zu Grätz entdeckt und
 zum Druck übergeben, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine
 Erzählung von den Thaten Kaisers Maximilian I., von Marx Treis-
 nurwein auf dessen Angaben zusammengetragen; nebst den von Hann-
 n Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten. Wien 1775, Fol. Lan-
 Zeit wurde auch Maximilian für den Verfasser der *Teuerdanks*
 gehalten, dessen Held er ist. Jetzt ist es aber ausgemacht, daß er von
 dessen Sekretair Pfünzig, wiewohl vielleicht mit Vorwissen Maximilians
 verfertigt ist. (s. *Teuerdank*.)

Maximilian II., römischer Kaiser, ein Sohn Ferdinands I.,
 geboren zu Wien 1527, zum römischen Könige gewählt 1562, folgte
 seinem Vater 1564 in der Kaisermürde. Er war das Muster eines
 eisen, flugen und gütigen Regenten. Aus den Zeiten seiner Erzie-
 ung hatte er mehrere lutherische Glaubenslehren als wahr erkannt und
 angenommen, ohne sich jedoch auf irgend eine Art zu denselben zu be-
 nnen; auch gab er seinen Erbunterthanen größere Religionsfreihei-
 en, war überall sehr tolerant, und bestätigte 1566 den Religionsfrie-
 en. Der türkische Kaiser, Soliman II., bekriegte Maximilian zur
 Unterstützung Johann Sigismunds, Fürsten von Siebenbürgen, in sei-
 nen Ansprüchen auf Ungarn. Solimans Tod endigte den Krieg 1567.
 Johann Sigismund blieb erblicher Fürst von Siebenbürgen, und hatte
 1571 Stephan Batori, und als dieser 1575 König von Polen wurde,
 denselben Bruder, Christoph Batori, zum Nachfolger. Selim brach
 den Waffenstillstand 1576, aber Maximilian starb in demselben Jahre
 in Regensburg. Vielleicht hätte er länger gelebt, wenn er sich nicht
 für eines Weibes anvertraut hätte, die wegen ihrer Wunderessen-
 en in Ruf stand. In einem einzigen Falle während seiner Regierung
 kann man ihm vielleicht den Vorwurf der Härte machen, d. i. bei der
 rabittlich ewigen Gefangenschaft des Herzogs zu Sachsen, Johann
 Friedrichs, welchen die grumbachischen Handel ins Unglück gestürzt
 hatten. Vielleicht aber handelte er hier nicht ganz nach seinem Willen.
 Er hinterließ von seiner Gemahlin Maria, der Tochter Karls V., auf-
 zwei Töchtern sechs Söhne, die aber alle unbeerbt starben. Der
 letzte, Rudolph, folgte ihm allein in den gesammten österreichischen
 Erblanden, welches vermuthen läßt, daß Maximilian das Recht der
 Erstgeburt im Hause Oesterreich eingeführt habe.

Maximilian der Große (auch der I.) Churfürst von Bayern,
 Sohn Herzogs Wilhelm V., geboren zu Landshut im Jahr 1573,
 machte daselbst seine Jugend zu, lernte die lateinische, französische und
 italienische Sprache fertig sprechen, verstand auch die spanische, studir-
 te bis 1591 zu Ingolstadt, machte dann Reisen, und trat 1596 die
 Regierung des Herzogthums Ober- und Nieder-Bayern an, welche
 er sein 1626 verstorbener Vater aus Frömmigkeitseifer abtrat. Von der
 Natur mit trefflichen Geistes- und Herzensgaben ausgerüstet, gebildet
 durch strenges Studium und Reisen, und durchdrungen von dem Wun-
 sche, der Vater seines Volks zu seyn, hätte er Bayern bei Ruhe von
 innen auf die höchste Stufe von Macht und Blüthe erhoben. Auch
 hatte er schon die Schulden seines Landes getilgt. Allein die fort-
 wackernden Religionszwiste, verbunden mit Oesterreichs Streben nach
 Abhängigkeit, führten den verheerenden 30jährigen Krieg herbei, und
 zogen auch Bayern um einen großen Theil der schönen Früchte, die
 von Maximilians weiser Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiser

Rudolph II. übertrug ihm 1607 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwerth, welche dadurch wieder unter bayerische Oberherrschaft kam, trotz der nachdrücklichen Verwendung der evangel. Stände, welche 1610 zu Halle in Schwaben unter Friedrich IV. von der Pfalz eine Union bildeten. Die catholische Ligue wählte Maximilian zu ihrem Oberhaupte. Er verband sich hierauf mit Kaiser Ferdinand II. gegen den pfälzischen Friedrich, brachte Ober-Oesterreich zum Gehorsam, siegte auf dem weissen Berge 1620, und eroberte die Ober- und Unter-Pfalz. Der Kaiser räumte ihm zur Vergütung für 13 Millionen Kriegskosten nicht nur die Churwürde, 1623, sondern auch das ganze Land des unglücklichen Friedrichs 1628 ein. Auch war er glücklich gegen die dänischen Waffen 1625, und nöthigte Dänemark 1629 zum Frieden. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Gustav Adolph 1632 nach Bayern, nahm Donauwerth und München in Besitz, mußte aber, von Wallenstein genöthigt, sich nach Ingolstadt zurückziehn. Nachher drang Bernhard von Weimar in das Land ein. Zuletzt behaupteten die Franzosen und Schweden so sehr die Oberhand in Bayern, daß sich Maximilian 1647 zur Neutralität bequemen mußte; sein Land wurde aber jetzt noch mehr als zuvor verwüstet. Der westphälische Friede gewährte ihm die Ober-Pfalz, die Grafschaft Ebern und die Churwürde nebst dem Erztuchsesamt (1648). Während dieses langen verheerenden Kriegs war Maximilian dennoch für das Aufblühen seines Staates rastlos besorgt; er baute die Residenz, das Zeughaus und das Josephspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Soleleitung von Reichenhall nach Traunkirchen 1616, baute die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiser Ludwig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Seine Geschichte hat P. P. Wolf (Gesch. Maximilians I. in 2 Theilen, München 1807, fortgesetzt von Breuer, 3ter Theil 1809) trefflich beschrieben. Im J. 1651 starb er zu Ingolstadt; ihm folgte sein Sohn Ferdinand Maria.

Maximilian, Maria Emanuel, Churfürst von Bayern, ein Sohn des Churfürsten Ferdinand Maria, geboren 1662, wurde zu allen ritterlichen Uebungen erzogen, und kam durch den Tod seines Vaters 1679 in den Besitz der Regierung, welche er unter Vormundschaft seines Oheims des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg antrat. Er war anfangs ein treuer Bundesgenosse Oesterreichs, zog 1683 her von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 Mann zu Hülfe, und focht gegen Oesterreichs Feinde nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein mit großem Ruhm, welches dem bayerischen Land 30,000 tapfere Männer und 32 Millionen Gulden kostete. Er vermählte sich mit Kaiser Leopolds I. Tochter, Maria Antonia. Dies verschaffte ihm einige Ansprüche auf die spanische Erbfolge, doch hinderte ihn der frühzeitige Tod seines Sohns, sie geltend zu machen. Auch gab ihm Oesterreich viele Ursachen zu Kaltsinn. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs verband er sich daher insgeheim mit Frankreich, räumte die spanischen Niederlande, deren Statthalter er war, französischen Kriegsvölkern ein, und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Hierüber wurde er von dem Kaiser für einen Reichsfeind erklärt, und nach zwei verlorenen Schlachten 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchstädt, sein Land zu verlassen genöthigt. Dieses wurde nach seiner Ahtserklärung unter mehrere getheilt (1706). Im rastadter Frieden wurde ihm jedoch alles zurückgegeben. Seitdem war er dem Hause Oesterreich getreu und schickte demselben 1717 ein

Hülfs Corps unter seinem Churprinzen, Carl Albert, wider die Türken. Im J. 1724 verglich er sich mit Pfalz wegen der Reichsverweisung, die nun von beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Er starb 1726.

Maximilian Joseph III., Churfürst von Bayern, ein Sohn des Churfürsten Carl Albrecht, geboren 1727, genoss eine sorgfältige, religiöse und gelehrte Erziehung, und war erst 13 Jahre alt, als sein Vater nach Kaiser Karls VI. Tode Ansprüche auf die Erbschaft machte. Als er nach dem plötzlichen Absterben seines Vaters schon in seinem 17ten Jahre zur Regierung gekommen war, versuchte er gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia noch einmal das Glück der Waffen, und entsagte, da ihm der Erfolg nicht günstig war, in dem Frieden zu Füßen 1745 allen seinen Ansprüchen auf Oesterreich, wogegen er seine verlorren Länder zurückerhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, durch Einziehung eines Theils seiner Truppen und durch die Ueberlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft dem verheerten und erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden 1749 durch eine Commission untersucht, welche Mittel zu ihrer Tilgung ausfindig machen sollte. Die inländischen Fabriken wurden emporgebracht, und kein Hofbedienter durfte sich in Leinwand, die nicht im Lande verfertigt waren. Im J. 1753 führte er eine neue Gerichtsordnung ein. Der Ackerbau wurde von ihm durch gute Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert, und 1760 die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Vieles trug zu diesen wohlthätigen Einrichtungen Kreitmayer, Jäckstadt, Lori u. A. bei. Bei aller Anhänglichkeit, die der Churfürst für die catholische Kirche hatte, verminderte und beschränkte er doch die Klöster, gestattete den Protestanten in München den Gebrauch ihres Gottesdienstes, und war einer der ersten Fürsten, welche das Abolitionsabreue der Jesuiten in Erfüllung brachten. Man überreichte ihm einst eine Liste von sogenannten Freigeistern mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen. „Gerade die besten Köpfe,“ antwortete er und warf das Papier ins Feuer. Er starb, als das Opfer ungeschickter ärztlicher Behandlung am Ende des J. 1777, und mit ihm erlosch der mittelbach-bayrische Stamm, so daß nach seinem Tode seine Länder an Churpfalz fielen.

Maximilian Franz Xaver Joseph, letzter Churfürst von Ebn, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oesterreich, der jüngste unter den Ebnen der Kaiserin Maria Theresia, geb. 1756; einer von denen Fürsten, welche von ihren Unterthanen gesegnet und von der Menschheit mit Ehrfurcht genannt werden. Er durchreiste als Jüngling von 18 Jahren unter der Leitung des Grafen von Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, und focht in dem bayerischen Erbfolgekrieg unter seinem Bruder. Er war für den geistlichen Stand bestimmt, und hatte sich schon 1769 seinem Onkel, dem Prinzen Carl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister, und 1780 dem Churfürsten und Erzbischof von Ebn und Bischof zu Münster als Coadjutor adiungiren lassen, und erlangte 1780 die letztere, seit 1784 die letztern Würden. Sein erstes Bestreben war, die Länder Ebn und Münster, deren Finanzen, Polizei und Justizwesen unter der Regierung des Churfürsten Maximilian Friedrich sehr in Unordnung gerathen waren, unter Mitwirkung seines trefflichen Ministers

von Waldenfels in einen blühenden und wohlgeordneten Zustand zu bringen. Durch Fleiß, Ordnungsliebe, redliche und sparsame Verwaltung der Finanzen, Besetzung der Aemter mit würdigen und tüchtigen Männern, und überhaupt durch das vorleuchtende Beispiel großer Tugenden bewirkte dies Maximilian. Er war ein weiser, wohlthätiger, Talent und Verdienst großmüthig unterstützender und belohnender Mann, besonders aber ein Gönner der Gelehrten und Künstler, denn er war selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften. Vorzüglich unterstützte er die Universität Bonn, und erweiterte sie durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken, deren öffentliche Benutzung er begünstigte. Und doch lebte er, obgleich seine Einkünfte gegen 2 1/2 Millionen Gulden jährlich betrugen, in seinem Hauswesen sehr einfach und haushälterisch, und war ein Feind alles zwecklosen Aufwandes. Er war ein theilnehmender und geliebter Vater seiner Unterthanen, und keinem war der Zutritt zu ihm verschlossen. Er sprach auf eine gleich interessante Weise mit Leuten aller Stände, und hatte in seiner Unterhaltung eine liebenswürdige Offenheit; seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft sehr originell und natü. Er sprach mehrere Sprachen sehr fertig, las die besten Schriftsteller der neuern Zeit, liebte sehr die Musik und spielte selbst einige Instrumente. Die Geschäfte eines jeden Tages hatten ihre bestimmte Ordnung. Seine Ekluft soll ungewöhnlich groß gewesen seyn; doch trank er nur Wasser. Seine körperliche Masse wog 477 Pfund. Seinen Sinn für schöne Natur bezeugten seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Doch leider sollte er die Früchte seiner väterlichen Regententhätigkeit bald zerstört, und sich von seinen geliebten Unterthanen losgerissen sehen. Der französische Revolutionskrieg brach aus. Mit weiser Vorsicht aus Sorgfalt für das Beste seines Landes hatte er immer die strengste Neutralität beobachtet und an der Sache der Emigrirten keinen Theil genommen. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbst 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, die er nun nicht wieder sah. Er floh zuerst nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er (unter dem Schutze der preussischen Neutralität) sicher war. Im Frühling 1800 begab er sich nach Wien und starb am 26ten Juli 1801 zu Hezendorf. Ueber ihn s. auch Dohms Denkwürdigkeiten 2c. 1. Bd. No. 4.; und Maximilian Franz, letzter Churfürst von Ebn, vom Freiherrn von Seida. Nürnberg. 1803. 8.

Maximilian I. (Joseph), gegenwärtiger König von Bayern, ward den 27ten Mai 1756 zu Schwefingen, unweit Mannheim, geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, österreichischer Feldmarschall, seine Mutter, Franzisca, Tochter Johann Carls von Sulzbach. Von Schwefingen kam er im 6ten Jahre seines Alters nach Zweibrücken unter der Aufsicht des Herzogs Christian, seines Oheims. Der Regierungsrath Heiß war in der deutschen Sprache, der Abt Salabert in der französischen sein Lehrer. In seinem 9ten Jahre erhielt er zum Hofmeister den Franzosen Keralio, von dem er im militärischen Dienste, im Geschäftsstyl und Zeichnen, und den Professor Exter, von dem er in der Geschichte und Erdbeschreibung unterrichtet wurde. Seine Herzengüte bewies der junge Fürst schon damals durch thätige Unterstützung der Armen und Nothleidenden. Im J. 1777 ward er als französischer Obrist zu Straßburg seinem Regimente Elsaß vorgestellt, 1778 zu einem französischen General-Major erhoben, und mit dem Ludwigskreuze ge-

ziert. Nach mehreren Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution 1789 in Straßburg, worauf er nach Mannheim ging. Im J. 1795 starb Carl II., Herzog von Zweibrücken, und ihm folgte in der Regierung sein Bruder Maximilian. Obgleich anfänglich durch Einmischungen der Franzosen in seine Erbschaft gekränkt, regierte er doch zum Glücke des Landes. Nach dem Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stammes durch den Tod des Churfürsten Carl Theodor, den 16ten Febr. 1799, gehörte die Erbfolge in Pfalzbayern zunächst der neuen pfalz-zweibrückischen Linie. So trat Maximilian Joseph unter dem Namen des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbayern an. Seine erste Sorgfalt war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigne Kosten ließ er 1802 das sogenannte Donaumoos zwischen Ingolstadt und Neuburg, 56,000 Tagewerke groß, urbar machen und zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeinbeweiden wurden vertheilt, und von den bayrischen Bauern das von Fremden gegebne Beispiel nachgeahmt, so daß seit dem Regierungsantritte Maximilians bis zum letzten December 1804 in dem nur 514 Q. Meilen großen Herzogthume 1570 neue meistens steinerne Häuser erbaut, 232,866 Tagewerke urbar gemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthschaften ordentlich arrondirt waren. Ein landwirthschaftlicher Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der practischen Landwirthschaft ist. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt u. s. w. Im J. 1805 schloß sich Bayerns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichst zu ersparen, an Frankreich an, und proclamirte sich den 1ten Januar 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommene Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Geseze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon früher 1802 verbessert, erhielt eine zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Dominial-Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienstpragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Rathscollegiums, durch das organische Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der Generalkreiscommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Alle drei Religionsparteien genossen freie Uebung ihres Cultus. Die Finanzen waren ein Hauptaugenmerk. Es wurden das Familienschutzgeld und das Postwesen regulirt, 1808; eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt; Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen, 1811; und um die in den frühern Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Noch größere Verdienste hat sich Maximilian durch Beförderung wahrer Volkskultur, des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste erworben. Die aus den aufgehobnen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fond für Besoldung der Lehrer und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Universitäten zu Landshut und Würzburg 1803 zweckmäßig und die zu Innsbruck analog jener zu Landshut 1808 organisirt; Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet u. s. w. Die Akademie der Wissenschaft-

ten zu München wurde 1807 vervollkommenet und ihr jährlicher Etat auf 80,000 Fl. festgesetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet und für die Besorgung und Leitung der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten eine eigne Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Constitution aufgenommen. — Obschon Napoleon den bayerischen Staat ganz für sich zu gewinnen, und dessen Regenten durch die Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte doch Maximilian nicht das wahre Interesse der Deutschen, und sein Uebertritt zur allgemeinen Sache 1813 war von den entschiedensten Folgen. Dadurch hat er sich die Dankbarkeit und Verehrung aller Deutschen erworben. — Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichnen Maximilians Charakter sowohl im öffentlichen als im Privatleben aus. Während ist es zu sehn, wie er als Vater, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebt, wie das Volk voll patriotischem Enthusiasmus überall, wo er sich zeigt, froh und jubelnd sich zu ihm drängt und ihn als Vater liebt und verehrt.

Maximum (das Größte), bezeichnet überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung Statt findet oder Statt finden soll, den höchsten Grad einer Thätigkeit. So wurde zur Zeit der französischen Revolution für alle Lebensmittel ein höchster Preis, über den sie nicht verkauft werden durften, bestimmt, und dieser hieß das Maximum. Man hielt anfänglich diese Bestimmung für sehr heilsam; bald aber zeigte sie sich so nachtheilig für landwirthschaftliche Industrie und Handel, daß man sie im dritten Jahre der Republik wieder abschaffte.

Maximus Planudes, ein Constantinopolitanischer Mönch im 14ten Jahrhundert, Sammler äsopischer Fabeln (s. Aesop), und Herausgeber einer griechischen Anthologie (s. d. Art.).

Maximus Tyrius (aus Tyros), ein platonischer Rhetor (190 n. Chr.) durch 41 noch vorhandene Abhandlungen verschiedenen Inhalts, (meist aus der praktischen Philosophie) bekannt — ex rec. Davisii c. notis Marclandi, Lond. 1740. 4.; cura Rolskii, Lps. 1774. 2 Voll. 8. Der Styl derselben ist nicht ganz rein.

Mayer (Johann Tobias), ein berühmter Astronom, geboren zu Marbach im Württembergischen im Jahr 1723, wurde zu Eßlingen in Dürftigkeit erzogen, bildete sich, ohne eine Akademie zu besuchen, durch Privatleiß zum Mathematiker, und war schon durch ein Paar schriftstellerische Versuche in diesem Fache bekannt, als er 1746 in die homannische Officin nach Nürnberg kam, und sich durch die Besorgung und Verbesserung neuer Karten sehr rühmlich bekannt machte. Er bekam 1751 einen Ruf als Professor der Mathematik nach Göttingen, wo er 1762, zu früh für die Wissenschaften, starb. Er hat sich durch seine Mondstafeln, wofür seine Wittwe einen Preis von 3000 Pfund Sterl. aus England erhielt, als Astronom unsterblich gemacht. Auf diesen Gegenstand beziehen sich seine *Theoria lunae juxta systema Newtonianum*, Lond. 1767, und seine *Tabula motuum solis et lunae*, ebend. 1770. Die Zeichnungen, die er zu einer neuen Mondkarte mit der äußersten Genauigkeit und Sauberkeit gemacht hatte, und seine beträchtlichen Handschriften werden auf der Göttinger Sternwarte aufbewahrt. Nur einiges ist von Lichtenberg herausgegeben worden: *Opera inedita*, Vol. I. 1774. Fol.

Mayland, s. **Maland**.

Maynard (François), ein französischer Dichter, einer der vierzig der Akademie française, war gegen das J. 1582 zu Toulouse geboren, kam als Jüngling an den Hof und wurde Secretär der Königin Margarethe. Er gab damals ein Gedicht in fünf Büchern, *Philandre* betitelt, heraus, das von der Liebe handelt. Wahrscheinlich verfertigte er auch damals seine *Priâpes*, welche jedoch nie gedruckt worden sind. Noailles, der als Gesandter nach Rom ging, nahm ihn 1634 mit sich dahin. Nach seiner Rückkehr machte er verschiedenen Großen den Hof, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg. Er wurde jedoch Präsident des Landgerichts von Murrillac in Auvergne, Mitglied der Akademie der Blumen Spiele von Toulouse, und gegen das J. 1632 Akademiker. Unter der Regentschaft der Königin Anna von Oesterreich erschien er wieder am Hofe, und da er auch bei dieser nicht glücklich war, zog er sich in seine Provinz zurück, wo er 1646 mit dem Titel eines Staatsraths starb. Einige Zeit vor seinem Tode unternahm er eine Reise nach Paris. Seine Freunde machten ihn vielfältig im Gespräch auf veraltete Wort aufmerksam. Dies geschah ihm so oft, daß er endlich folgende vier Verse darauf machte:

En cheveux blancs il me faut donc aller
Comme un enfant tous les jours à l'école!
Que je suis fou d'apprendre à bien parler,
Lorsque la mort vient m'ôter la parole!

Uebershaupt war das Epigramm die Gattung, die ihm am besten gelang; außerdem haben wir von ihm Lieder, Oden und Briefe. Maynard führte zuerst den regelmäßigen Abschnitt in der Mitte des Alexandrers ein.

Maynz, ein ehemaliges Erzstift im niederrheinischen Kreise, welches sich in die Wetterau, nach Franken und von der Grafschaft Spanheim bis an das Württembergische erstreckte. Die Größe desselben wurde auf 150 Quadratmeilen und die Bevölkerung nach der Zählung von 1776 auf 268,000 Seelen angegeben. Es gehörte aber noch dazu das Eichsfeld, welches 84,000 und seit 1665 das erfurter Gebiet, welches 46,000 Einwohner zählt, so daß die gesammte Volksmenge sich auf 340,000 belief. Die Einkünfte schätzte man auf 1400,000 Gulden. Der Erzbischof von Maynz war zugleich einer der drei geistlichen Churfürsten und des heil. römischen Reichs Erzkämmerer in Deutschland. Als solcher hatte er das Reichsiegel und das Reichsarchiv in seiner Verwahrung. Die Reichskanzlei, die mainzische Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei hingen von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstage und im Churfürstencollegium, wie auch bei dem Wahlgeschäft; er visitirte die Reichsgerichte, schrieb Deputations- und Churfürstentage aus und setzte den Reichsoicekanzler und alle zur Reichskanzlei gehörigen Personen. Zu einem Abnehmermonat gab Maynz 1927 Gulden 5 1/2 Kr. und zu einem Kammerziel 900 Thlr. 21 1/2 Kr. Die vier Hofämter des Erzstifts bekleideten 1. die Landgrafen von Hessen als Erbmarschälle nebst ihren Verwesern, den Freiherren von Hessen-Hein; 2. die Pfalzgrafen von Zweibrück als Erbtruchseße nebst ihren Verwesern, den Freiherren Greifenklau von Dollrath; 3. die Grafen von Schönborn als Erbschenken nebst ihren Verwesern, den Freiherren von Kronberg; 4. Die Grafen zu Stollberg als Erbblämmerer nebst ihren Verwesern, den Grafen von Metternich in Winneburg und Weisklein. Der letzte Churfürst war Friedrich Carl Joseph (s. d. Art.). Ueber die Schicksale des Churfürstenthums Maynz nach dem künigl. Frieden sehe man den Art. Frankfurt (Großherzogthum).

Maynz, (lat. Moguntia, Moguntiacum) die alte ehemalige Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Erzstifts, am westlichen Ufer des Rheins gelegen, wo sich der Mayn in denselben ergießt. Hier legte schon Drusus eine Festung an. Der erste Ursprung der Stadt ist dunkel. Im Mittelalter stand sie (seit 1247) an der Spitze des Rheinischen Bundes. Im J. 1631 nahm sie Gustav Adolph ein, 1635 wieder die Kaiserlichen; 1644 die Franzosen, welche sie im westphälischen Frieden wieder zurückgeben mußten. 1689 wurde sie mit Sturm erobert. Sie ist eine ansehnliche Stadt und zählte vormals 27,000 Einwohner; im J. 1803 fanden sich deren noch 21,583. Seit dem Lüneviller bis zum pariser Frieden gehörte Maynz zu Frankreich und war die Hauptstadt im Departement des Donnersbergs. Als Festung ist es von großer Wichtigkeit; die Werke sind von den Franzosen noch sehr verstärkt und vergrößert worden. Die Gassen der Stadt sind meist enge und winkelicht, doch erblickt man unter den Häusern auch hin und wieder ansehnliche Paläste. Das ehemalige Residenzschloß Martinsburg wurde von den Franzosen zur Niederlage für den maynzer Handel bestimmt. Dem Einflusse des Mayns gegenüber lag die churfürstliche Favorita mit ihrem Garten, Wasserkünsteln und der vortreflichen Aussicht über den Rhein und Maynz. Durch die mehrmaligen Belagerungen aber während der letzten Kriege sind jenes Lustschloß, die Domgebäude, einer von den großen Thürmen der Domkirche, die Jesuitenkirche und viele andre öffentliche und Privatgebäude zerstört worden. Die Domkirche enthielt einen kostbaren Schatz und viele schöne Grabmäler, welche aber größtentheils nicht mehr vorhanden sind. Die Klöster sind aufgehoben und zum Theil zerstört, wie die Carthause. Von den Hospitälern ist das zu St. Roch mit seiner Buchdruckeret, Strumpf- und Zeugfabrik, von weltlichen Gebäuden aber das Rathhaus, Zeughaus, Redouten- und Ballhaus, das adelige Gesellschaftshaus, die Reitschule u. s. w. merkwürdig. Von Antiquitäten bemerkt man vorzüglich das Monumentum Drusi oder den Eichelstein (von seiner Form) nahe am Walle vor Maynz. Uebrigens schreibt sich Maynz die Erfindung der Buchdruckerkunst (s. d. Art.) zu. Die Universität, welche 1477 gestiftet und 1746 mit neuen Statuten und Privilegien, ingleichen mit einer schönen Bibliothek, medicinischem Garten und anatomischem Theater versehen und von dem Churfürsten Friedrich Carl so verbessert worden war, daß 1784 eine feierliche Inauguration derselben Statt fand, ward 1798 von den Franzosen in eine Centralschule und 1802 diese in ein Lyceum verwandelt. Im J. 1803 wurde hier eine von den fünf großen Arzneischulen Frankreichs angelegt. Die bei Maynz über den Rhein gehende Schiffbrücke, welche 450 Schritte lang ist, führt zu dem gegenüberliegenden Städtchen Cassel. Nach dem pariser Frieden wurde Maynz, das bisher Meckirt gehalten worden, an die Deutschen übergeben, die Festung von preussischen und österreichischen Truppen gemeinschaftlich besetzt; die Stadt aber unter hessendarmstädtische Hoheit gestellt, und im Juli 1816 in Besitz genommen.

Mayor, s. **Erde mayor**.

Mazarin (Jules), eigentlich Giulio Mazarini, ein merkwürdiger französischer Minister, geboren zu Viscina in Abruzzen im J. 1602, nahm, nachdem er zu Alcalá de Henares die Rechte studirt und promovirt hatte, unter den päpstlichen Truppen Kriegsdienste. Er befand sich mit seinem Corps in Weiltin, als ihm sein General, Cornaro Conti, auftrug, zu unterhandeln. Der Nuncius Bagai, der 1628 nach Frankreich gekommen war, stellte Mazarin dem Könige und

dem Cardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbschaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte Mazarin als päpstlicher Minister mehrere Zusammenkünfte mit Richelieu und begab sich selbst nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge seiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er zum Unterhändler zwischen beiden geschickt. Die Franzosen, welche vor Casal standen, waren im Begriff, die Feindseligkeiten zu erneuern und waren nur noch 500 Schritte von den spanischen Linien, als Mazarin, mit einem Tuche winkend, ihnen mit dem Zuruf entgegen kam: „Friede! Friede! Macht halt da!“ — Er erklärte, unter welchen Bedingungen man bereit sey, Casal zu räumen; die französischen Anführer nahmen sie an. Durch diese Unterhandlung erwarb er sich die Freundschaft Richelieu's und das Wohlwollen Ludwigs XIII. (s. d. Art.). Dieser Fürst ließ ihn von Urban VIII. zum Cardinal erheben, und ernannte ihn nach Richelieu's Tode zum Staatsrath und zum Vollzieher seines Testaments. Als Ludwig XIII. ein Jahr darauf gestorben war (1643), übertrug ihm die Königin Anna von Oesterreich, als Regentin, die Regierung des Reichs. Mazarin wurde damals allgemein für den Geliebten der Königin gehalten, und Einige haben aus dieser Vertraulichkeit den Ursprung der eisernen Maske (s. d.) ableiten wollen. Er trat anfangs mit vieler Bescheidenheit und Einfachheit, ohne allen äußern Pomp, selbst ohne Trabanten auf. Aber ungeachtet dieser Mäßigung, die nicht von Dauer war, bildete sich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn schon als Ausländer auf dem höchsten Posten, und machte seine Person, seine Sitten, seine schlechte Aussprache lächerlich. Ueberdies seufzte das Volk unter schweren Abgaben. Diese Umstände machten es dem Duc de Beaufort, dem Coadjutor von Paris, dem Prinzen von Conti, der Duchesse de Longueville leicht, einen Volksaufstand zu bewirken. Das Parlament hatte sich geweigert, neue Geldforderungen zu genehmigen; der Cardinal ließ den Präsidenten Blancmesnil und den Parlamentsrath Broussel ins Gefängniß setzen. Dieser gewaltsame Schritt gab Anlaß zu den ersten Ausbrüchen der bürgerlichen Unruhen im J. 1648. Das Volk griff zu den Waffen und bald wurden, wie zu den Zeiten der Ligue, die Straßen von Paris mit Ketten gesperrt. Es kam zu Thätlichkeiten, die in der Geschichte unter dem Namen des Barricadenkrieges bekannt sind (s. auch d. Art. Fronde). Die Königin war genöthigt, mit dem König und ihrem Minister, welchen das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe proscribirt, von Paris nach St. Germain zu flüchten. Spanien nahm auf die Einladung der Rebellen Theil an den Unruhen; der Erzhzog, Gouverneur der Niederlande, versammelte Truppen. Die Königin, mit Recht beunruhigt, harrte auf die Vorschläge des Parlaments, da sie den Krieg weder führen konnte, noch mochte. Man vereinigte sich zu Ruel 1649 und die Ruhe kehrte zurück. Das Parlament behielt die Freiheit, sich zu versammeln, die man ihm hatte nehmen wollen, und der Hof seinen Minister, welchem Volk und Parlament den Untergang geschworen hatten. Der Prinz Condé hatte das Verdienst, diese Ausöhnung bewirkt und den Staat gerettet zu haben, aber er zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. Mazarin, dem er gedient, wurde von ihm lächerlich gemacht, die Königin, die er nach Paris zurückgeführt, mit Troß behandelt und die Regierung, die er vertheidigt hatte, verhöhnt. Mazarin, gezwungen, undankbar zu seyn, bewog die Königin, ihn nebst seinem Bruder, dem Prinzen Conti, und dem Herzog von Longueville arretiren zu lassen. Man führte sie nach Vincennes, dann nach Mar-

ausfloß und von da nach Habre-de-Grace. Das Parlament erließ 1652 einen Beschluß, der Mazarin aus dem Reiche verbannte und die Freilassung des Prinzen mit solcher Festigkeit forderte, daß der Hof gezwungen war, ihre Gefängnisse zu öffnen. Sie zogen wie im Triumph in Paris ein, während der Cardinal nach Eöln flüchtete. Aber von seinem Exil aus regierte dieser Minister Frankreich und den Hof. Als der Sturm sich gelegt hatte, und Ludwig XIV. nach erlangter Volljährigkeit den Thron bestieg, kehrte er das Jahr darauf nach Frankreich zurück, „weniger wie ein Minister,“ sagt Voltaire, „der seinen Posten wieder einnahm, als wie ein Herrscher, der sich wieder in Besitz seiner Staaten setzte.“ Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigne Kosten, d. h. mit dem Gelde des Staats, das er sich zugerignet, aufgestellt hatte, begleitet. Auf die erste Nachricht seiner Rückkehr hob Gaston d'Orleans, Ludwigs XIII. Bruder, der die Entfernung des Cardinals verlangt hatte, Truppen in Paris aus, ohne genau zu wissen, wozu sie gebraucht werden sollten. Das Parlament erneuerte seine Beschlüsse, proscribte Mazarin und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Der Prinz Conde, mit den Spaniern im Bunde, setzte sich in Marsch gegen den König; Turenne, der die Spanier verlassen hatte, befehligte die königliche Armee. Mehrere kleine Schlachten wurden ohne Entscheidung geliefert; der Krieg ruhte und begann wieder zu verschiedenen Malen; das Ganze glich mehr einer Farce als einem ernstlichen Kampfe. Der Cardinal sah sich genöthigt, aufs neue den Hof zu verlassen. Zur Vermehrung der Schmach erließ der König, der ihn dem allgemeinen Haffe opferte, eine Erklärung, nach welcher er seinen Minister entließ, indem er seine Dienste rühmte und sein Exil bedauerte. Als die Ruhe zurückkehrte, was eine Folge der Verbannung Mazarins war, rief ihn auch der König wieder zurück. Mazarin zog ruhig und allmächtig im Februar 1653 in Paris ein. Ludwig XIV. nahm ihn wie einen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Gesandten, das Parlament, das Volk eilte, ihm aufzuwarten. Ein wichtiger Dienst, den er nach seiner Rückkehr Frankreich leistete, war, daß er ihm den Frieden gab. Er unterhandelte ihn selbst im J. 1659 auf der Gasaneninsel mit dem spanischen Minister Haro. Diesem (pyrenäischen) Frieden folgte die Vermählung des Königs mit der Infantin. Beide Verhandlungen machten seinem Genie und seiner Politik die größte Ehre. Im J. 1660 brachte der Cardinal den König und die Königin nach Paris. Jetzt war er mächtiger und eifersüchtiger auf seine Macht als je; er trat mit königlichem Pomp auf; außer seinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Musketiergarde. Die Königin Mutter verlor dagegen ihr Ansehn, da er ihrer nicht mehr bedurfte. Nichts that er in dieser Zeit der Ruhe für Rechtspflege, Handel, Seemacht und Finanzen. Auch bezeichnete er acht Jahre einer unbeschränkten und ruhigen Herrschaft nicht durch ein einziges rühmliches oder nützlichcs Institut. Das College des Quatre-Nations war eine Verfügung seines Testaments. Mazarin verwaltete die Finanzen wie der Intendant eines verschuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Millionen auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die eines Ministers und eines ehrlichen Mannes unwürdig sind. Dies beunruhigte ihn, als er sein Ende herannahen fühlte. Seine Verlegenheit zu endigen, rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit seinem gesammten Vermögen zu machen, der sie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Er folgte diesem Rath; der König nahm die Schenkung an, und schon fing Mazarin an, ängstlich zu werden, als der König sie ihm nach Verlauf von drei Tagen

zurückgab. Er starb 1661. Mazarin hinterließ als Erben seines Namens und seiner Güter den Marquis de La Meilleraie, welcher seine Nichte Hortense Mancini heirathete und den Titel Duc de Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Duc de Nevers, und vier andre Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Duc de Mercœur und der Duc de Bouillon heiratheten. Carl II. hatte zur Zeit seiner Noth um eine derselben angehalten, aber von Mazarin eine abschlägige Antwort erhalten; als später sich seine Angelegenheiten gebessert hatten, bat sie ihm Mazarin an, bekam aber jetzt eine abschlägige Antwort. — Man hat häufig Mazarin und Richelieu mit einander verglichen. „Mazarin,“ sagt Hérault, „war eben so sanft als der Cardinal Richelieu bestig; eins seiner größten Talente war, die Menschen genau zu erkennen. Der Charakter seiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung andrer Mittel anwenden zu müssen und sein Verstand rüstete ihn mit dem zu den Umständen passenden Muth aus. Kühn zu Casal, ruhig und thätig zu Ebln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfassenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemessenes und weniger Abweichungen. Den einen haßte, des andern spottete man; aber beide waren Gebieter des Staates.“ — Mazarin schmeichelte den Feinden, denen Richelieu den Kopf hätte abschlagen lassen. Mit einem solchen Benehmen wird man zwar weniger gehaßt, aber man erscheint dadurch nicht größer. Von vielen wird das mit Glanz vollbrachte Böse eher verzeihn, als das mit Schwäche gethane Gute. Die Rolle, die er in der Fremde spielte, seine mehrmalige Flucht, der Spott, dessen Gegenstand er wurde, alles wirkte nachtheilig für ihn. Dazu kam, daß seine Talente nicht hervorstechend genug waren, um seine Fehler zu verdecken. Er hatte nicht den stolzen Muth, den romantischen, imponirenden Geist des Cardinals Richelieu's, noch in den Geschäften die Thätigkeit und den Ueberblick Richelieu's, noch in den ökonomischen Ansichten die Grundsätze Sully's, noch in der Vermaltung die gründliche Kenntniß Colbert's, noch in den Planen die Kühnheit Alberoni's. Sein größtes Verdienst war die Kunst zu unterhandeln. Er besaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geschmeidigkeit und Menschenkenntniß, und zeigte sie im westphälischen und pyrenäischen Frieden. Er brachte den Elsaß an Frankreich und sah es vielleicht voraus, daß Frankreich einst über Spanien gebieten könne. Die Briefe Mazarins über die Unterhandlungen des pyrenäischen Friedens, welche mehrmals gedruckt worden, sind sehr belehrend und interessant über diesen Gegenstand.

Mazzola (Francesco), oder Mazzola, Mazzoli, auch Mazzuoli, genannt il Parmegiano oder Parmegianino (aus Parma), aus einer Familie, welche mehrere Maler hervorgebracht hat, einer der berühmtesten Maler der lombardischen Schule. Nach Fiorillo war er 1503 geboren, ein Sohn des Malers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen dall' Erbette. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, soll zwei seiner Oheime, welche ebenfalls die Malerei ausübten, bewogen haben, ihn in ihren Unterricht zu nehmen. Später mag er seines Landsmanns Marmitta Unterricht genossen haben. In seinem 16ten Jahre vollendete er schon die Laufe Christi, ein Gemälde, das in der Minoritenkirche della Nunziata aufgestellt wurde, jetzt aber sich im

Palast der großen Sanditall befindet, und von seinen ungemeinen Talenten zeigt. Correggio's Anwesenheit in Parma um 1521 machte ihn mit dem Style dieses Meisters bekannt. Die kriegerischen Unruhen in seinem Vaterlande bewogen ihn, sich nebst seinem Bruder (nach andern seinem Vetter) Girolamo, nach Riadana zu begeben, wo er mehrere nicht mehr vorhandene Gemählde arbeitete. Um 1522 kehrte er zurück und machte unter andern eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Hieronymus und Bernardin von Feltri, ein ausgezeichnetes Oelgemählde, welches man im Kloster della Nuoziata bewundert, aber durch Zeit und ungeschickte Hände gelitten hat. Seine Reise nach Rom im Jahr 1523, welche er nebst seinem Oheim in der Hoffnung machte, um dort unter der Herrschaft eines Clemens VII. Proben seiner Talente abzulegen, macht in seinem Leben Epoche. Denn hier machte der Anblick der Werke Raphaels, der einige Jahre vorher gestorben war, den tiefsten Eindruck, dessen Folgen sich auch in seinen spätern Werken sichtbar zeigten, indem er sich von nun an eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie und Raphaels Ausdruck zu vereinigen suchte. Er wurde von dem Papste und den Großen Roms auf das vorzükommendste aufgenommen, verkaufte einige seiner mit nach Rom gebrachten Gemählde (worunter auch sein eignes Portrait, welches späterhin in die Wiener Gallerie gekommen ist) sehr vorthailhaft, und arbeitete fleißig mehrere von Vasari beschriebene Werke. Der Einfall feindlicher Waffen in Rom 1527 beraubte ihn nicht nur seines Geldes, sondern auch mehrerer Gemählde. Er ging darauf nach Bologna, wo ihm ein Kupferstecher, Antonio da Trento, mit mehreren seiner Handzeichnungen durchging, welche späterhin in der Sammlung des Grafen Arundel wieder gefunden, vom Grafen Sanetti nach Italien gebracht, auch in Kupfer gestochen worden sind. Zu den ausgezeichnetsten Gemähliden, welche er in Bologna arbeitete, gehörte ein heil. Roschus für die Kirche des heil. Patronus, welches auch Lud. Carracci würdig fand, es zu copiren; und die jetzt in der Dresdner Gallerie befindliche Madonna della Rosa, und die heil. Margaretha, welche in neuern Zeiten nach Paris wanderte. Mazzola ging endlich in sein Vaterland zurück; hier arbeitete er den Jungen schneidenden Cupido, und schmückte die neu gebaute Kirche della Stieccata mit mehrern Arbeiten aus, welche er aber nicht vollendete. Seine Gesundheit hatte damals schon sehr gelitten, die Aufseher jenes Baues drangen sehr hart in ihn, vorzüglich da ihm eine Summe voraus bezahlt worden war, und ließen ihn, als man seine Nachlässigkeit bemerkte, ins Gefängniß setzen, aus welchem er nur nach gegebener Versicherung, jene Arbeiten zu vollenden, entlassen wurde. Allein aus Unwillen über die niedrige Behandlung ergriff er die Flucht und eilte nach Casalmaggiore, wo er nach einigen Arbeiten 1540 starb. Mazzola verband mit einer tiefen Kenntniß der Anatomie eine sehr richtige Zeichnung. Algarotti und Mengs tadeln, daß er oft eine gewisse gesuchte Grazie bestrebt habe, und Florillo tadelt den Mißbrauch der Schlangenlinien, so wie das Einwickeln der Glieder in den Gemähliden des Parmigianino. Dennoch schätzt man ihn als einen der ersten italienischen Maler und rühmt vorzüglich sein Feuer, seine Grazie, die Richtigkeit seiner Zeichnung, so wie vorzüglich die Leichtigkeit, mit welcher er seine Compositionen entwarf und mit kühnen Pinselstrichen ausführte. Man hat ihn sonst mit Unrecht als Erfinder des Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu stechen, angesehen. Mazzola hatte mehrere Schüler. Der genannte Girolamo Mazzola suchte ihn zu erreichen, und vollendete einige seiner Gemählde.

Mazzuchelli (Johann Maria), aus einem gräflichen Geschlechte, 1707 in Brescia geboren und eben daselbst im J. 1765 gestorben, war einer der verdientesten Literaturhistoriker Italiens. Außer mehreren einzelnen mit der musterhaftesten Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Biographien, des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni und mehrerer andern) hat er in seinem italienischen Schriftstellerlexicon (gli scrittori d'Italia, cioè notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati Italiani. Brescia, 1753 — 63, 6 Bde. in Fol.) ein unvergängliches Denkmal seines unermesslichen Fleißes und seiner fast unglaublichen Belesenheit hinterlassen. Es ist so vollständig, daß sich von dem ihm gelieferten Notizen nur sehr selten etwas hinzusetzen läßt (man vergl. z. B. den Artikel Boccaccio), und so umfassend, daß im 6ten Bande noch nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein räsontrendes Verzeichniß seiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761, 1763 2 Bde. Fol.) ist ein treffliches Werk. A — 2.

Mecca. Diese berühmte, volkreiche und mit schönen Häusern versehene Stadt liegt in der arabischen Provinz Hedschas, zwei Tagereisen von dem arabischen Meerbusen. Sie ist eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Italien, und wird jährlich von vielen Caravanen von Pilgern und Kaufleuten besucht. Sie ist der Geburtsort Mahomet's, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben Mecca zu besuchen. Diejenigen, welche die Reise nicht selbst machen wollen oder können, schicken Andre statt ihrer. Zu Mecca befindet sich die heilige Kaaba, ein altes arabisches Gebäude, von welchem Mahomet vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört, und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden, in der Absicht, damit der einzige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefasster Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Erdichtung der Mahometaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergoß, schwarz geworden seyn. Der Prophet machte ihn zur Kعبة, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrimme berühren und küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufflettern muß. Sie wird jährlich nur zwei Mal geöffnet. Von außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchen Sprüche aus dem Coran mit Golde eingenäht sind. Dieser Umhang kommt jährlich als ein Geschenk des Großsultans aus Cairo. Die Kaaba hat überaus reiche Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundstücke u. s. w. gewidmet sind. Nicht-Mahometaner dürfen sich Mecca nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mahomet's ist und der Eherf von Mecca heißt. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mecca und Medina, setzt den Eherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geschlecht wählen), schickt Cadi's oder

Wächter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Besatzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre-François André), Mitglied des Instituts von Frankreich, vorher der königlichen Akademie der Wissenschaften, war geb. zu Laon im J. 1744. Er ließ sich 1772 zu Paris nieder, wo er sich zwei Jahre darauf durch ein Memoire über eine Finsterniß, die er am 11ten April zu Versailles beobachtet hatte, bekannt machte. Mechain, der damals bei dem Depot der Marine angestellt war, unternahm ungeheure Rechnungen zur Vervollkommenung der Karten. Er entdeckte und berechnete mehrere Cometen. Im J. 1782 gewann er den von der Akademie auf den Cometen von 1661, dessen Rückkehr man 1790 erwartete, ausgesetzten Preis. Er wurde noch in demselben Jahre als Mitglied aufgenommen. Die *Connaissance des temps* wurde jährlich mit seinen Arbeiten bereichert. Im J. 1792 wurde ihm und Delambre die Meridiansausmessung von Dänkirchen bis Barcelona übertragen. Er kam 1798 zurück, reiste aber 1803 wieder ab, um sie bis zu den bakarischen Inseln fortzusetzen. Ueber dieser Arbeit raffte ihn 1804 ein Fieber weg, welches jährlich an der Küste von Valencia herrscht. Sein und Delambre's Beobachtungen sind auf Befehl des Instituts 1800 in Paris gedruckt worden. Außerdem nennen wir von Mechain seine *Description de la sphère armillaire, dénombrement des constellations anciennes et modernes, avec l'ascension droite, et la déclinaison des principales étoiles, réduite pour l'année 1790, suivant l'Atlas de Flamsteed, corrigée et augmentée de plus de 1200 étoiles*, Paris 1791.

Mechanik, im weitern Sinne, ist die Wissenschaft, welche von der Bewegung der Körper und von den Kräften handelt, durch welche die Körper auf einander wirken, so wie von den dazu anzuwendenden Maschinen. Sie ist ein Zweig der angewandten Mathematik (siehe diesen Art.), und umfaßt mehrere einzelne Wissenschaften, z. B. die Phorometrie, Statik, Hydrostatik, Aërostatik oder Aërometrie, die Hydraulik, Pneumatik, Dynamik, Hydrodynamik u. s. w. Im engern Sinne versteht man unter Mechanik die Lehre von der Bewegung fester Körper; und nennt einen Mechanikus einen Künstler, der sich mit der Verfertigung mathematischer und physikalischer Werkzeuge beschäftigt.

Mechanisch. Mechanische Künste. Mechanische Werkzeuge oder Instrumente. Mechanisch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anstoß, ohne innere Bewegung, Einheit bewirkt wird (s. d. Art. Maschine). Man setzt dabei das Mechanische auch dem Dynamischen und dem Organischen entgegen. Mechanische Künste sind solche, deren Erzeugnisse nicht auf freier Thätigkeit der Phantasie beruhen (s. Kunst, Künste), sondern hauptsächlich dem Verstand und der äußern Fertigkeit ihren Ursprung verdanken, und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem physischen Bedürfnisse dienen, insbesondere die Hervorbringung mechanischer Werkzeuge bezwecken. Letztere sind solche Kunstprodukte, welche nach mathematischen und physikalischen Gesetzen zu gewissen Zwecken verfertigt und angewendet werden, z. B. Zirkel, Reißfedern, Maßstäbe, Luftpumpen, musikalische Instrumente u. s. w.; insbesondere aber Maschinen im eigentlichen Sinne, d. i. künstlich zusammenge setzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maschine als solcher.

Mecheln, eine schöne Stadt mit breiten Gassen und vielen ansehnlichen Palästen in dem ehemaligen österreichischen Brabant an der Dyle, zwischen Löwen, Brüssel und Antwerpen. So lange sie zu Frank-

reich gehörte, war sie der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Deux Nettes. Die Volkszahl, welche sich im J. 1785 auf 26,000 Seelen belief, war bis 1802 auf 16,612 herabgesunken. Der Erzbischof führte den Titel als Primas der Niederlande. Seit 1802 erhielt sein erzbischöflicher Sprengel noch größere Ausdehnung, denn er umfaßte außer den ehemaligen Niederlanden auch die vier Rheindepartements, und es gehörten zu demselben die Bisthümer Namur, Lüttich, Aachen, Trier, Gent, Lüttich und Maynz. Bekannt ist der Erzbischof de Pradt (s. d. Art.). Zu den Ehenswürdigkeiten der Stadt gehören der große und schöne Markt, das Zeughaus, das Rathhaus, die erzbischöfliche Kirche, das ehemalige Franciskanerkloster, der große Beuginenhof, das alte Palais u. s. w. Man verfertigt hier die besten brabantischen Spitzen und Leinwand, ingleichen Damastzeuge, Hüte und sehr gutes Bier. Bei hoher Fluth können schwer beladene Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß sonst die Grafschaft Mecheln.

Mecheln (Israel von), oder von Mecker (vielleicht zwei Künstler, Vater und Sohn, unter einem und demselben Namen), Goldschmid und einer der ältesten und vorzüglichsten Kupferstecher, wurde zu Mecheln bei Hocholt um das Jahr 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewissen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meister er den frühesten Unterricht in der Zeichnung und Kupferstecherkunst genossen hat, so läßt sich doch aus seiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyck gewesen sey. Ueberhaupt sind seine genauern Lebensumstände fast gänzlich unbekannt; man weiß bloß, daß er sich späterhin nach Hocholt wendete, und um das Jahr 1503 daselbst verstorben ist. Eben so ungewiß bleibt es, ob er sich je mit der Malerei selbst beschäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemälde, die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in seinem Aufenthaltsort für die seinigen ausgiebt, wirklich von seiner Hand herrühren. Seine Kupferstiche sind sehr selten und gesucht; sie tragen noch das Gepräge des steifen unbeholfenen Geschmacks, so wie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspective u. s. w., wodurch sich die damalige Kunstperiode charakterisirt. In Hinsicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenossen dieses Meisters, besonders des Martin Schöner, so interessant machen, stehen dieses Künstlers Arbeiten weit zurück, und sind mehr wegen des ungewöhnlichen Fleißes in der Behandlung, und wegen der Geschichte der Kunst, schätzbar. B.C.

Mecheln (Christian von), geboren zu Basel 1737, erlernte die Kupferstecherkunst zu Nürnberg bei Heumann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging aber im Jahr 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unserm berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis zum Jahr 1764 daselbst verweilte. Während dieser Zeit erwarb er sich durch einen, auf das Jubiläum der Universität seiner Vaterstadt gefertigten, Kupferstich nicht allein den Beifall der Kenner, sondern auch die Würde eines Kupferstechers der Stadt und Universität Basel, und wurde sogar nach seiner Rückkehr dahin zum Mitglied des Rathes aufgenommen. Auf seiner im J. 1765 von da aus angetretenen Reise nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitglied auf, und bei seinem spätern Aufenthalt in Rom gewann er durch seine Verdienste die Freundschaft des großen Winkelmann. Als er hierauf nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, errichtete er selbst die erste Kunsthandlung in der Schweiz, und eine Zeichen- und Kupfer-

Stecherschule. Mit Hülfe seiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter sich ein Catalog der düsseldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferstichen nach den besten Werken Holbeins, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Meckeln und andern Meistern vorzüglich auszeichneten. Er wurde nun auch zum thürpälzischen Hofkupferstecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Ordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit lehrte er 1783 nach Basel zurück, gab hier seinen Catalog jener Gallerie heraus, und setzte sein Geschäft als Kupferstecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin gestört, wendete er sich 1803 nach Berlin, wo er im Jahr 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort sich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beschäftigte.

Mecklenburg, s. Meellenburg.

Medaille, Medailleur, Médaille. Unter dem Worte Medaille versteht man eine in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu bestimmt ist, das Andenken an irgend einen besondern Vorfall oder an eine ausgezeichnete Person auf die Nachwelt zu bringen. Durch diesen Zweck unterscheidet sich hauptsächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbestimmung ist, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu seyn. Auch werden sie in der Regel nicht von Münzern, sondern von eignen Stempelschneidern, die sich Medailleurs nennen, und oft zugleich Erfinder ihres Gegenstandes sind, verfertigt. Indem wir in Hinsicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Artikel: Münzen, verweisen, fügen wir hier noch einiges über die Medaillen insbesondere bei. Die Medaillen zeichnen sich gewöhnlich auch durch ihre Größe vor den Münzen aus, durch welche Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den ersten Blick verständlicher werden. Man theilt sie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechischen und römischen goldnen, silbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraclius; unter den neuern alle von dieser Zeit auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfälle großer und vornehmer Personen, auf Kriegsergebnisse, Friedensschlüsse und öffentliche Bündnisse überhaupt, Stiftungen, große Zeitabschnitte u. dergleichen Medaillen. Unter den römischen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker sind als der goldne Denarius, unter den silbernen diejenigen, welche größer sind als der Denarius, und unter denen von Erz diejenigen, welche den Sesterlius an Umfang übertreffen. Diese letzteren zeigen die größte Mannichfaltigkeit in ihren Aufschriften und sind gewöhnlich in einem vortheilhaften Styl gearbeitet. Griechische Denkmünzen dieser Art, welche vor der Römer Zeit geschlagen worden, sind äußerst selten, aber griechische Denkmünzen auf römische Kaiser sind noch zahlreicher als die römischen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geschlagen worden, stehen in Hinsicht der Arbeit den frühern weit nach, indessen werden sie wegen ihrer Seltenheit und der Mannichfaltigkeit ihrer Inschriften sehr geschätzt. Seit dem dritten Jahrhundert nach Christo ging die Kunst, große Denkmünzen zu schlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe tausend Jahre. Ob Denkmünzen auf Carl den Großen (800) noch später geschlagen worden sind, ist noch ungewiß. Im 14ten Jahrhundert findet man die ersten sichern Spuren von medaillenförmigen Bildnissen. Victor Pisani, oder Pisanello, ein Maler aus St. Bibo

lio im Veronesischen, der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, wird, ungeachtet früherer Versuche von Andern, wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunst, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der sich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianischen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Papstes Sixtus IV. (1431 — 1484) arbeitete, ist der erste, der die Medaillen in Eisen oder Stahl schnitt. In Frankreich zeichnete sich unter der Regierung Ludwigs XIII. Jean Barin (1604 — 1672) aus Lüttich als Medailleur (d. i. ein Künstler, welcher Medaillen entweder bloß verfertigt, oder auch entwirft und erfindet) aus. Die erste englische Denkmünze ließ im Jahre 1480 ein englischer Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken schlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteste in Deutschland seit Wiederherstellung der Wissenschaften hält, und welche auf den 1415 zu Costniz verbrannten Haß geschlagen worden, nicht später geprägt sey, scheint noch zweifelhaft. Die neuern Medaillen sind gewöhnlich mit einem Rande eingefast, der aus einigen Reifen besteht. Sie werden zuerst gegossen, und dann zwischen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umrisse in den Figuren bereitet wird. Die großen thalersförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne; die kleinern Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe ist, so nennt man sie Medailon. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medailon jedes kleine Miniaturgemälde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halse oder auf dem Busen zu tragen pflegen.) Die größten jetzt noch lebenden Medailleurs und Graveurs sind Abrahamson und Loos. — Sammlungen von Medaillen, oder Medailencabinette findet man an Höfen großer Herren und im Besitze reicher Privatpersonen. Zum Kauf und Verkauf derselben aber gehöret nicht nur vieles Geld, weil hier größtentheils die Seltenheit der Exemplare den Werth bestimmt, sondern auch gründliche geschichtliche und diplomatische Kenntnisse; denn viele Medaillen sind unächt und Hohl Münzen. Um gründliche Kenntnisse hierin zu erlangen, muß man die Schriften über Numismatik (s. d. Art.) überhaupt studiren. Vorzüglich gehöret hieher T. E. Mionnet Description de Médailles antiques, Grecques et Romaines, Paris 1806 etc. 4 Bde. 8.; Köhlers Münzbelustigungen 2c.; Lochners Medaillensammlung und Joachims neueröffnetes Münzcabinet u. a. (Vgl. d. Art. Münzen und Stempel-schneidekunst.)

Medea, die Tochter des Königs Aeëtes von Colchis. Als Mutter wird von Einigen Idyia, des Oceanus Tochter, von Andern Hecate genannt. Die Fabelgeschichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche sie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beistand vielen Fremden das Leben, zog sich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem sie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward sie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer der Argonauten, Jason (s. d. Art.), für den sie, als er die Kinder des Phryxus und ihrer Schwester Chalciope nach Colchis zurückbrachte, die zärtlichste Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, schwur ihm Beistand durch ihre Kunst in allen Gefahren und folgte ihm in seine Heimath, wo sie den Pelias, der des Jason Vater vertrieben hatte, ermordete und diesen wieder auf den Thron setzte. Nach des Vaters Tode ging Jason, das väterliche Reich dem Acastus überlassend,

mit ihr nach Corinth und verlebte zehn Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Erton, Glaufe oder Kreusa eine neue Leidenschaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verstieß. Nach andern trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftemischerin genommen habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie in ihrem Herzen auf Rache. Sie fandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgeschenk, welches, als sie es anlegte, sie mit einer verzehrenden Flamme umgab, so daß sie des qualvollsten Todes starb. Nach Andern ließ sie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldne Krone von ihren Stiefföhnen zum Geschenke bringen. Ertons Palast legte sie durch einen Feuerregen in Asche, ihre beiden mit Jason erzeugten Kinder ermordete sie, bestieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab sie sich zum Hercules, nach Andern zum Könige Aegeus nach Athen, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier wurde sie als Zauberin verbannt, und kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus, und wurde von den Kolchieru göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es nach sich Medien genannt haben. Medea ist oft ein Gegenstand der Dichter gewesen, besonders der tragischen. Des Aeschylus Tragödie dieses Namens ist verloren, so auch des Sophokles Polichides. Nur des Euripides und des Seneca Medeen sind noch vorhanden. Auch führt ein Melodram von Götter und Vanda, und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Media, s. Medien.

Mediante in der Musik die Terz des Grundtons, aus welchem ein Konflikt geht, weil sie zwischen Grundton und Quinte mitten inne liegt.

Mediatifirte Fürsten (vgl. Rheinbund). Der westphälische Friede führte in das deutsche Staatsrecht den Begriff der Säkularisation ein, welchem der lüneviller Vertrag seine Vollendung gab; der preßburger Friede bereitete auf den Rheinbund vor, welcher das deutsche Reich auflöste, und als Ziel, Belohnung und Unterpfand der gänzlichen Trennung des tausendjährigen Reichsverbandes die Mediatifirung erfand. Napoleon gab nicht allein die Unterthanen der Rheinbundesglieder der Souverainetät dieser Fürsten zu freier Verfügung hin, sondern unterwarf auch von Paris aus, den 12ten Juli 1806, Fürsten, die an Gebiet, Menschen, Einnahme und Ansehn weit über einzelnen Bundesgliedern standen, der Oberhoheit dieser Souveräne. Man kannte vorher im deutschen Staatsrechte den Unterschied zwischen reichsmittelbar und reichsunmittelbar. Die unmittelbaren Geschlechter und deren Besitzungen standen unter Kaiser und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwischen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherren, der unmittelbar unter Kaiser und Reich stand, für ihre Person und ihre Güter unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte nach den Reichsgesetzen diese politische, allein der Majestät des Reichs untergeordnete Selbstständigkeit nur im Falle eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vasallen des Reichs der Vasall eines andern Reichsvasallen werden. Napoleon handelte im entgegengesetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche das Reichsverband verließen und in den Rheinbund traten, als Souveraine an; während andere, die mit demselben Rechte, wie jene, Landesherren waren, und sich nicht vom Reiche trennten, ihre Unmittelbar-

keit und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geschah, ohne sie zu hören und ohne sie zu entschädigen, im tiefsten Frieden, ohne lauten Widerspruch der öffentlichen Meinung. So wurden mediatifirt (d. i. der Oberhoheit eines andern Fürsten unterworfen) die fürstlich bittingenschen Besitzungen, 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern; die fürstlich fürstenbergischen, 30 Quadratmeilen mit 74,000 Einwohnern; die fürstlich leiningenschen 27 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen mit 83,000 Einwohnern; die fürstlich hohenloheschen 33 Quadratmeilen mit 100,000 Einwohnern; selbst der Fürst von Nassau-Diez oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 Quadratmeilen mit 248,000 Einwohnern besaß, wurde ohne Weiteres mediatifirt, und der größte Theil seiner Besitzungen unter die Landeshoheit des Großherzogs von Berg gegeben. Auch zwei der noch übrig gebliebenen freien Reichsstädte traf dieses Loos: Nürnberg kam an Bayern, Frankfurt an den Fürsten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, besaß die schwäbische Reichsritterschaft 65 Quadratmeilen, 150,000 Einwohner; die fränkische Reichsritterschaft 76 Quadratmeilen, 190,000 Einwohner; die noch vorhandene rheinische Reichsritterschaft 12 Quadratmeilen, 25,000 Einwohner; der Fürst von Thurn und Taxis 18 Quadratmeilen, 40,000 Einwohner; die Fürsten und Grafen Löwenstein 26 Quadratmeilen, 58,000 Einwohner; die Grafen von Bentheim 32 Quadratmeilen, 45,000 Einwohner; die Grafen von Salm (Horsmar) 30 Quadratmeilen, 55,000 Einwohner. Außer den genannten wurden noch mediatifirt: das Johanniter-Fürstenthum Seltersheim, der Fürst von Schwarzenberg, die Grafen von Castell, die Fürsten und Grafen Fugger, die Fürsten und Grafen von Truchses-Waldburg, von Rönigsberg, die Grafen von Wetterrich, Fürst von Salm Kellerscheid, Graf von Walmoden-Simborn, der Herzog von Loz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Wied-Runkel, der Fürst von Wied-Neuwied u. A. m., so daß die sämtlichen durch den Rheinbund mediatifirten Länder ein Areal von 547 Quadratmeilen mit 1,385 000 Einwohnern, oder nach den in Wien übergebenen Listen eine Masse von 1 Million und 400,000 Einwohnern enthalten, wovon 42 Quadratmeilen mit 156,000 Einwohnern zu Nürnberg, Frankfurt und Seltersheim, das Uebrige aber-alfürstlichen oder gräflichen Häusern gehört. Unter den Souveränen, welche über mediatifirte Häuser die Hoheit erhielten, waren am reichlichsten bedacht: Berg, Württemberg, Bayern, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau. Es ist wahr, einige Souveräne räumten ihren ehemaligen Reichsmittständen and nunmehrigen Vasallen mehrere Vorrechte ein, und behandelten sie zum Theil als Standesherren; allein desto drückender war ihr Staatsverhältniß in Hinsicht auf Steuerepflichtigkeit, Militärdienst und Hofordnung. Die unterdrückten Häuser mußten sich in ihr Schicksal fügen. Als aber im J. 1813 der Rheinbund aufgelöst und im pariser Frieden vom 30sten Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung stand, aufgehoben war, wandten sich die mediatifirten Häuser an den Congreß in Wien, und suchten um die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Eine Deputation derselben, die aus dem Fürsten von Wied-Neuwied, dem Grafen von Erbach-Erbach, dem Landgrafen von Fürstenberg und der Fürstin Warimünderin von Fürstenberg bestand, hatte den 22sten Octbr. 1814 beim Kaiser von Oesterreich Audienz. Die Fürstin führte das Wort, und

erhielt vom Kaiser Franz die Versicherung, daß er mit aller Kraft für ihre gerechten Forderungen thätig seyn wolle. Indes so augenscheinlich das den mediatisirten Fürsten widerfahrne Unrecht ist, und so viel Theilnahme auch die ersten deutschen Mächte, Oesterreich und Preußen, den mediatisirten Häusern beweisen, so scheint doch jene Wiedereinsetzung nicht ausführbar, da eines Theils die alte Form des Reichs nicht wiederhergestellt werden kann, indem die neue Gestalt, Deutschlands nach einem höhern politischen Gesichtspunkte, der jede Zerstückelung der Einheit des Ganzen durch Vielherrschaft ausschließt, entworfen werden soll, und die allgemeine Wohlfahrt des deutschen Bundes zunächst auf der Kraft einiger wenigen mächtigen Schutzstaaten beruht; auch wenn die alte Vielherrschaft der deutschen Dynastien wieder hergestellt werden sollte, sämtliche freie Reichsstädte mit gleichem Rechte dasselbe verlangen könnten, durch welche Zerstückelung der Macht die Sicherheit Deutschlands mehr als je gefährdet seyn würde; andern Theils aber durch frühere Verträge mit mehreren in den Bund gegen Frankreich aufgenommenen Rheinbundesfürsten ihr voller Länderbesitz ihnen gewährleistet worden ist. Gleichwohl wird man auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen den Mediatisirten einigen Ersatz zu verschaffen suchen. Sie selbst haben durch eine an die Fürsten von Metternich und von Hardenberg gerichtete Note ihre ehemaligen Gerechtsame wieder in Anspruch genommen, und den Wunsch erklärt, daß ihnen Mitwirkung bei den Berathungen über die Verfassung gestattet, der bisherige gefährliche Zwischenzustand aufgehoben, ein Bundesgericht hergestellt und die erbliche Kaiserwürde dem Hause Oesterreich übertragen werde. Zwei mediatisirte Fürsten, der Erbprinz von Solms und der Fürst von Wied-Neuwied, haben überdies in einer Note vom 27ten December 1814 gegen die vom Hause Nassau im September 1814 aufgerichtete landständische Verfassung, nach welcher sie als Unterthanen des Hauses Nassau erbliches Sitz- und Stimmrecht auf der adeligen Bank der Stände haben sollten, ausdrücklich in Wien protestirt, und gegen jedes Unterthanenverhältniß zu dem Hause Nassau aufs feierlichste sich verwahrt. Die Entscheidung dieser Angelegenheit wird ein Hauptgegenstand des nun (1816) eröffneten Bundestages seyn. K.

Mediatstädte, mittelbare Städte, sind solche, welche keine eigene Gerichtsbarkeit haben, sondern unter Aemtern oder unter anderer Herrschaft stehen, im Gegensatz von **Immediatstädten**. — **Mediatstände**, in der ehemaligen Reichsverfassung mittelbare Reichstände (s. d. vor. Art.), ebenfalls entgegengesetzt den **Immediatständen**, oder **reichsunmittelbaren** Ständen. — **Mediatist**, welche als Vasallen einer fremden Oberhoheit unterworfen waren.

Mediceer, **Medici**. Nicht eben selten ist es, Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbleiß und Glück zu großem Reichthum gelangen zu sehn. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieser Rang und Ansehn. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Generationen unter den Regierern des Staats, ja wohl allein an der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griech. und ital. Republiken sind voll von Beispielen dieser Art. Aber gewöhnlich sehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunst solche Häuser eben so schnell, als sie gestiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte im Flor erhält, unter stetem Wechsel einander verschlingender Parteien immer oben aufschwimmend, wenn sein Einfluß in dieser Zeit allmählig zur Meinherr-

schaft wird, und in solcher sich Jahrhunderte behauptet, so daß sein
 fürstlicher Glanz erst mit der Existenz des Geschlechtes aufhört: dann
 dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Rei-
 he durch Klugheit und Wahrheit ausgezeichneter Familienhäupter ein sol-
 ches Haus so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist der
 Fall bei dem erlauchtem Hause der Mediceer, dessen letzte Erbsöhne
 bis in die Zeiten unserer Väter geblüht, und das Glück, welches die
 Tugenden ihrer Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu
 ihrem Aussterben ungestört genossen haben. Wir können die Anfänge
 des mediceischen Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlichen,
 wenn gleich nicht so hoch gestiegenen, deutschen republikanischen Ge-
 schlechtes, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erscheinen, da
 wo sie in der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu Anfan-
 ge des 14ten Jahrhunderts, schon als reich und bedeutend, doch als
 unlängst nur durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso Dona-
 to, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die
 Weißen aus Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden,
 den Häuptern des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß schwinden
 sah, schloß er, um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche Fa-
 milien aus dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst ge-
 nannt, wiewohl sie nach Andern auch die Absichten des Cardinals von
 Prato, die verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen.
 Wie dem sey, sie wußten sich so Flug zu benehmen, daß sie in Corso's
 Unglück nicht mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jetzt an un-
 ter den Familien waren, welche die plebejische Oligarchie von Florenz
 konstituirten. So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung Walther's
 von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald seiner erlang-
 ten Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente,
 und unter andern den Johann von Medici, der Lucca gegen die Pi-
 saner nicht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die
 Medici ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Ver-
 schwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt
 wurde; aber das Glück, das vom Anfang an die Medici gefesselt schien,
 wollte, daß der grausame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu er-
 scheinen, diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als
 endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach,
 waren die Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen
 wir sie stets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertrei-
 bung des Herzogs die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres dabei geleisteten
 Beistands, wiederum zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen
 wurden, von welcher sie seit fünfzig Jahren ausgeschlossen waren, und,
 dieser neuen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich
 erlaubten, waren es die Medici hauptsächlich, welche das Volk in die
 Waffen riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben.
 Um diese Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt seines Ge-
 schlechtes. In den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum gestillte Florenz
 von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und
 durch die Schläge der Annonzionen zerrüttet wurde, hielten die Me-
 dici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Ba-
 tolo meo, ließ sich sogar 1360 mit Nicold del Buono und Domenico
 Vandini in eine Verschwörung gegen die albizzi'sche Partei ein, entging
 aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen
 traf, dadurch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro, wel-
 cher Magistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte,

im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonitionen gemäßiget wurden. (So nannte man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwand des Schismatismus.) Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehen, das zu dem seitdem immer gestiegenen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungeführt in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie, wie diese, nach der Herrschaft der Republik, als hätten sie gewußt, daß das Schicksal sie ihren Nachkommen gleichsam von selbst in die Hände spielen würde. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes, vor dem die Unschuld und Rechtfertigung nicht schützt, sondern wohl oft als Verbrechen erscheint. In einem Aufstand des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungestüme Haufe in Verri dei Medici, Salvestro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, zum Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Forderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Verri Herr von Florenz werden können, auch wandte sein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Bewerkstelligung dieser Gelegenheit zu überreden; aber Verri bediente sich solcher Liebe und solchen Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr gestillt. Kurze Zeit nach dieser glorreichen Handlung war es, wo der sonst immer günstige Himmel sich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Verri's Vermittelung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich Donato Acciaiuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, am 4ten August 1397 den Versuch zurückzukehren, und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Bestand, und mußten sich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo sie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch große glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, reichten hin, den Namen ihres Hauses fortwährend unter den ersten der Republik zu erhalten, und seinen Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni (Johann) dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich, als die herrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im September und October 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; viel-

mehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429, von allen Parteien bedauert. Von seinen Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe jener gefeierten Mediceer, dieser ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene gesät. Cosimo hatte schon 1416 in der Signoria gegessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichtum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts verabsäumte, sie zu verkleinern und zu schwächen. Obgleich dies, wie es schien, nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. So lange der kluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt sie dieser von thätigen Unternehmungen gegen Cosimo zurück; aber nach dessen Tode brach ihr Haß aus. Cosimo, ohne daß man ihm, außer seiner herzensgewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Befreiung des Gonfalonier Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugebachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen bestand. Diese rief ihn zurück, und vergalt Rinaldo und dessen Anhängern mit der Verbannung. Durch diesen Sturm ward Cosimo's Ansehn und Einfluß erst erhöht und gesichert, die Partei der Medici nun erst die herrschende. Gleichwohl verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur wurden im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu stehen wagten, unter andern suchte der verdiente Neri Capponi, sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Cosimo duldete dies, begnügte sich durch die Menge der Freunde vor Feinden sicher zu seyn, und mußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieser, durch die Furcht vor diesem Flug im Zaum zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balia) zu Ernennung der Magistratspersonen geben zu lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen Machthabern war, und versöhnte ihn so seiner Partei, die die schwächere des Neri in sich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der Balia abgelaufen war, bediente er sich nicht, wie wohl früher weniger fluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf acht Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte er seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrund bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so prekäre Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in

seinen spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Reichthum auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argpropulus, Marcellus Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen. Denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachsender Staatsmann zu seyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern; aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Enkelinnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, wozu seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermesslicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er so alles gethan, was seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichts desto weniger mit trübseligen Ausichten in die Zukunft (1464); denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Ansehen als Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein anderer Sohn Piero schien wegen seiner Arroganz wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren fast unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angetretenen Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten hatten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufständigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edeln großen Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschloßen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Coderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciaiuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie erbfürten eine förmliche Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher eingetragen aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zu Veränderung der Regierung beschloßen die Unzufriednen, den Piero auf seinem Landhause zu Careggi zu tödten und sich mit Hilfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im August 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer berechneten Rede seine Mäßigkeit, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen Balla keinesweges verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich dar-

ard der medicischen Partei die Balia erneuert, und die Medici n von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr e Parteien in der Republik, sondern waren eins mit dieser. Zu Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der diese Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die er, fast immer erig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine ver- n Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bän- als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Me- enn öffentliche hatten sie deren nun nicht mehr) glaubten durch gend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, neuen Versuch zum Sturz des übermächtigen Hauses begünstigt. inverständnis mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pi- ancesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach einem fehlgeschlagenen Versuche endlich am 26sten April 1478 Kirche St. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung renzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Ver- ne, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich nete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (s. d. Art.) mit seinem büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt seines Hauses, und in Vorsteheramte der Republik unerschütterlicher als je befestigt, füh- hes würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßi- wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an preiswür- , thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf.

Bündnisse mit Venedig und Mailand mußte er Florenz gegen ndlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu de- dann gewann er, persönlich nach Neapel gereist, diesen König, und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde im Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Pap- id der treulosen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine Maßregeln, durch seine so redliche als fluge Politik die Haupt- : Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allem heit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohl- gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den erstenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder un- kte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich diese Isfälle ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er öffentlichen Schätze oft große Summen hatte borgen müssen, so r sich doch, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, im e, weitläufige, fürstliche Herrschaften anzukaufen, und nicht nur mit Palästen von königlicher Pracht, sondern auch Florenz mit en Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine it der Republik sicherte, ergabte er die Florentiner durch ge- kvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit streichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalco- Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen osten Johann Vico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einla- nach Florenz zogen und seine königliche Freigebigkeit belohnte. Er rte die von Cosmus (1471) gestiftete, an Handschriften reiche me- e Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Kün- einem mit alten Statuen und trefflichen Gemälden ausgeschmück- last. Man kann dreist behaupten, sagt Fiorello, daß alle, die sich m Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben ha- ter seiner Gönnerschaft erzogen worden sind. Daher wurde auch

Lorenzo der Prachtige genannt. (Vgl. Fabronii vita Laurentii Medici, Pisa 1784. 2 Voll. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo's. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797.) Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich erheben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzo's Nachkommen seiner würdig gewesen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem vierzehnten Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch seine Unflughheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Ceregnano, sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Bei den Unruhen dieser Vertreibung lief das Volk in die Häuser der Medici's und verwüstete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es ihnen, vieles zu retten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand er in der Schlacht am Garigliano, wo er beim französischen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in diesem Flusse. Erst im Jahre 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er im folgenden Jahre Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Aber als nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Vaters (nach einigen seines Bastards) Verwaltung im Jahre 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1473 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach einigen Alessandro's Vater) den päpstlichen Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussahn. Zwar schienen die Florentiner sie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer erstickten sollte. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Carl V. Florenz (1531), setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihm seine natürliche Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die Republik herzustellen; aber von neuem griff Carl's V. despotische Hand ein, und sein Nachwort bestärkte Cosimo I. (aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. (s. d. Art.) besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor allem angelegen seyn, die Struht, Erbfeinde

lincs Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschäftigung des le-
 antischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen
 Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und
 Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große
 Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fort-
 dauernd die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Präch-
 tigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentini-
 schen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hülfe
 der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch
 mehrere andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er
 sich vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana
 geben (1569), gegen den aber Kaiser Maximilian II. damals noch pro-
 testirte. Erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von diesem,
 dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes
 die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war
 die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Va-
 terstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der
 Republik erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die
 Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig
 der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbene, den Han-
 del aufgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen
 Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, eben-
 falls ein großer Liebhaber der Künste, so wie des letztern Sohn Cosi-
 mo II. (folgt 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die
 Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Flo-
 renz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran so-
 wohl als an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen
 Stande zwischen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man
 noch die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts.
 Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II.
 Sohn, der 1622 in einem Alter von eilf Jahren zur Regierung kam.
 Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch
 sie der päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staats-
 verwaltung, und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Vä-
 ter, sich ganz Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen; eine
 Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen
 saaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Scha-
 te zu ziehen. Er regierte neunundvierzig, und sein mündlich erzogener
 von allen Regierungsfähigkeiten entblöfter Sohn, Cosimo III., drei-
 undfünfzig Jahr (von 1670 bis 1723): ein Jahrhundert, in welchem
 Toscana durch eine ungeheure Staatsschuld und durch Versiegen aller
 Quellen des Nationalwohlstands in die traurigste Lage gerieth. Zum
 Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der
 letzte seines ehemals so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wieder-
 geburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen
 Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens
 (1735) zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz
 Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nach-
 der Kaiser Franz I.), traf bald nachher mit der Schwester Johann Ga-
 sto's, der verwitweten Churfürstin von der Pfalz, der letzten des medi-
 ceischen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch sämtliche Allo-
 dialgüter ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschatze und Al-
 terthümer, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesam-
 melt, an sich brachte. Sein Sohn, der weise und gute Leopold, mach-

te durch eine sechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Mediceische Venus, v. Venus.

Medicin (am besten zu übersetzen durch Arzneigelahrtheit, nicht durch die Worte Heilkunst, Heilkunde, welche die Therapie und Klinik bezeichnen) ist: die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Ausprägungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine noch die andere eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaupt die Intelligenz vor der praktischen Seite sich das Primat zuweimet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhängt. Aber auch die Kunstseite der Medicin hat auf die wissenschaftliche keinen geringen Einfluß. Erfahrungen von glücklichen und unglücklichen Curen haben nicht selten die Ansicht von dieser und jener Krankheit nicht nur verändert, sondern auch, wenn sie zahlreicher wurden, auf das Ganze der Wissenschaft bestimmt genug eingewirkt, und es müssen ja diese immer erst die Probe für die Richtigkeit des Gedachten abgeben. Neben einander besteht daher die Wissenschaft und Kunst, und stehen doch die Geisteskräfte selbst nebeneinander, keine beherrscht die andere, nur ein wechselseitiger Einfluß ist unverkennbar. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorhergieng! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt seyn müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Ähnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem bloß empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstverdes beinahe in jedem einzelnen Falle. Kann doch ein einfaches Katarrhalsfieber trotz der zweckmäßigsten Gegenanstalten in ein zerstörendes Uebel sich verwandeln. Grenzen hat daher die ärztliche Kunst und Wissenschaft; aber welches menschliche Werk hat sie nicht? Und wäre es auch zu bezweifeln, daß die Medicin je eine vollkommene Wissenschaft und Kunst werden möchte, weil immer die Wünsche und Ideale höher stehen, als die Wirklichkeit und das Erreichte; so kann man es doch nicht wissen, wie nahe sie dem Ideale einst kommen kann. Denn wer will sagen, wie weit die Kräfte des Menschen reichen? wer hat sie gemessen, wer gewogen? — Und wünschen und hoffen soll man die Erreichung dieses, so wie jedes Ideals, das stärkt die Kräfte und erregt sie aufs neue, wenn sie erschaffen. Aber auch das, was wir

seines Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschäftigung des lebantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fortwährend die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hilfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch mehrere andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), gegen den aber Kaiser Maximilian II. damals noch protestirte. Erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von diesem, dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbene, den Handel aufgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, so wie des Letztern Sohn Cosimo II. (folgt 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran sowohl als an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von eils Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch sie der päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung, und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich ganz Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen; eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte neunundvierzig, und sein mündlich erzogener von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., dreiundfünfzig Jahr (von 1670 bis 1723): ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch eine ungeheure Staatsschuld und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstands in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gast, Cosimo's III. Sohn, der letzte seines ehemals so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens (1735) zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nachher Kaiser Franz I.), traf bald nachher mit der Schwester Johann Gast's, der verwitweten Churfürstin von der Pfalz, der letzten des mediceischen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch sämtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschatze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden und kunstsördernden Ahnen gesammelt, an sich brachte. Sein Sohn, der weise und gute Leopold, mach-

te durch eine sechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Mediceische Venus, v. Venus.

Medicin (am besten zu übersetzen durch Arzneigelahrtheit, nicht durch die Worte Heilkunst, Heilkunde, welche die Therapie und Klinik bezeichnen) ist: die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Äußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist notwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine noch die andere eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaup: die Intelligenz vor der praktischen Seite sich das Primat zueignet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhängt. Aber auch die Kunstseite der Medicin hat auf die wissenschaftliche keinen geringen Einfluß. Erfahrungen von glücklichen und unglücklichen Curen haben nicht selten die Ansicht von dieser und jener Krankheit nicht nur verändert, sondern auch, wenn sie zahlreicher wurden, auf das Ganze der Wissenschaft bestimmt genug eingewirkt, und es müssen ja diese immer erst die Probe für die Richtigkeit des Gedachten abgeben. Neben einander besteht daher die Wissenschaft und Kunst, und stehen doch die Geisteskräfte selbst nebeneinander, keine beherrscht die andere, nur ein wechselseitiger Einfluß ist unverkennbar. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorhergieng! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannte scharf missten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Ähnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem bloß empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstverthes beinahe in jedem einzelnen Falle. Kann doch ein einfaches Katarrhalsfieber trotz der zweckmäßigsten Gegenanstalten in ein zerstörendes Uebel sich verwandeln. Grenzen hat daher die ärztliche Kunst und Wissenschaft; aber welches menschliche Werk hat sie nicht? Und wäre es auch zu bezweifeln, daß die Medicin je eine vollkommene Wissenschaft und Kunst werden möchte, weil immer die Wünsche und Ideale höher stehen, als die Wirklichkeit und das Erreichte; so kann man es doch nicht wissen, wie nahe sie dem Ideale einst kommen kann. Denn wer will sagen, wie weit die Kräfte des Menschen reichen? wer hat sie gemessen, wer gewogen? — Und wünschen und hoffen soll man die Erreichung dieses, so wie jedes Ideals, das stärkt die Kräfte und erregt sie aufs neue, wenn sie erschlaffen. Aber auch das, was wir

seines Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschäftigung des lebhaftesten Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fortwährend die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Prachtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hilfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch mehrere andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich

Pius V. den Titel Großherzog von Toscana gegen den aber Kaiser Maximilian II. damals noch prok Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von diesem, Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war nehmlicherin, Blanca Capello, von dem Senat ihrer Vaterstadt dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbene, den Handel aufgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, so wie des Letztern Sohn Cosimo II. (folgt 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerrei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen in Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran sowohl als an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich betheiligte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts.

Cosimo's II. Regierung kam. it, und durch auf die Staatspolitik seiner Väter zu werfen; eine heure Summen dicrischen Schatzkammer erzogener mo III., die in welchem Verliegen aller gerieth. Zum III. Sohn, der ing der Wieder einer thatenlosen Wiener Friedens ringen. Franz Toscana (nach ster Johann Sagen des mediceischen Anstalts und Althummen gesamt Leopold, mach

te durch eine sechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Mediceische Venus, I. Venus.

Medicin (am besten zu übersetzen durch Arzneigelahrtheit, nicht durch die Worte Heilkunst, Heilkunde, welche die Therapie und Klinik bezeichnen) ist: die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Ausprägungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine noch die andere eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaupt die Intelligenz vor der praktischen Seite sich das Primat zueignet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhängt. Aber auch die Kunstseite der Medicin hat auf die wissenschaftliche keinen geringen Einfluß. Erfahrungen von glücklichen und unglücklichen Curen haben nicht selten die Ansicht von dieser und jener Krankheit nicht nur verändert, sondern auch, wenn sie zahlreicher wurden, auf das Ganze der Wissenschaft bestimmt genug eingewirkt, und es müssen ja diese immer erst die Probe für die Richtigkeit des Gedachten abgeben. Neben einander besteht daher die Wissenschaft und Kunst, und stehen doch die Geisteskräfte selbst nebeneinander, keine beherrscht die andere, nur ein wechselseitiger Einfluß ist unverkennbar. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorhergieng! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannte seyn müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Ähnlich verhält es sich auch mit den Kunstleistungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem bloß empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichbarkeit der Kunst, welches beinahe in jedem einzelnen Falle. Kann doch ein einfaches Catarrhalsfieber trotz der zweckmäßigsten Gegenanstalten in ein gefährliches Uebel sich verwandeln. Grenzen hat daher die ärztliche Kunst und Wissenschaft; aber welches menschliche Werk hat sie nicht? Und es ist auch zu bezweifeln, daß die Medicin je eine vollkommene Wissenschaft und Kunst werden möchte, weil immer die Wünsche und Hoffnungen höher stehen, als die Wirklichkeit und das Erreichte; so kann man nicht wissen, wie nahe sie dem Ideale einst kommen kann. Man will sagen, wie weit die Kräfte des Menschen reichen? wer soll es gemessen, wer gemogen? — Und wünschen und hoffen soll man nicht aufhören, so wie jedes Ideals, das stärkt die Kräfte und erhebt die Seele, wenn sie erschaffen. Aber auch das, was wir

uf ward der mediccischen Partei die Balìa erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr einzelne Parteien in der Republik, sondern waren eins mit dieser. In roßer Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der Balìa diese Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die er, fast immer etzlägerig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine verannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn überlief. Die geheimen Feinde der Medici (denn öffentliche hatten sie deren nun nicht mehr) glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturz des übermächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach den Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach manchem fehlgeschlagenen Versuche endlich am 26sten April 1478 in der Kirche St. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworne, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich bewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (s. d. Art.) mit seinem Sturz büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt seines Hauses, und in dem Vorsteheramte der Republik unerschütterlicher als je befestigt, führte solches würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Maßhaltung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an preiswürdigem, thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand mußte er Florenz gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, persönlich nach Neapel gereist, diesen König, einen und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine weisen Maßregeln, durch seine so redliche als fluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstands gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die fürstenthümlichen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder ungeschickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich diese Unglücksfälle ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er dem öffentlichen Schatze oft große Summen hatte borgen müssen, so fand er sich doch, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, im Stande, weitläufige, fürstliche Herrschaften anzukaufen, und nicht nur diese mit Palästen von königlicher Pracht, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine Klugheit der Republik sicherte, ergoß er die Florentiner durch geschmackvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalcondylas, Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und seine königliche Freigebigkeit belobnte. Er vermehrte die von Cosmus (1471) gestiftete, an Handschriften reiche mediccische Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künste in einem mit alten Statuen und trefflichen Gemälden ausgeschmückten Palast. Man kann dreist behaupten, sagt Giorello, daß alle, die sich in diesem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, unter seiner Gönnerschaft erzogen worden sind. Daher wurde auch

Lorenzo der Prachtige genannt. (Vgl. Fabronii vita Laurentii Medici, Pisa 1784. 2 Voll. 4. und Wilb. Roscoe Leben Lorenzo 2c. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797.) Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzo's Nachkommen seiner würdig gewesen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem vierzehnten Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch seine Unflugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezma, sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Bei den Unruhen dieser Vertreibung lief das Volk in die Häuser der Medici's und verwüstete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es ihnen, vieles zu retten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, durch List und Gewalt zurückzuführen, fand er in der Schlacht am Garigliano, wo er beim französischen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in diesem Flusse. Erst im Jahre 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er im folgenden Jahre Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Aber als nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Veters (nach Einigen seines Bastards) Verwaltung im Jahre 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach Einigen Alessandro's Vater) den päpstlichen Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussahn. Zwar schienen die Florentiner sie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer ersticken sollte. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Carl V. Florenz (1531), setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihm seine natürliche Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die Republik herzustellen; aber von neuem griff Carls V. despotische Hand ein, und sein Nachwort bestärkte Cosimo I. (aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. (s. d. Art.) besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor allem angelegen seyn, die Strozzi, Erbfeinde

mehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429, von allen Parteien bedauert. Von seinen Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe jener gefeierten Mediceer, dieser ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene gesät. Cosimo hatte schon 1416 in der Signoria gegessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts verabsäumte, sie zu verkleinern und zu schwächen. Obgleich dies, wie es schien, nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. So lange der fluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt sie dieser von thätigen Unternehmungen gegen Cosimo zurück; aber nach dessen Tode brach ihr Haß aus. Cosimo, ohne daß man ihm, außer seiner herzensgewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Befischung des Gonfalonier Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen bestand. Diese rief ihn zurück, und vergalt Rinaldo und dessen Anhängern mit der Verbannung. Durch diesen Sturm ward Cosimo's Ansehn und Einfluß erst erhöht und gesichert, die Partei der Medici nun erst die herrschende. Gleichwohl verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur wurden im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu stehen wagten, unter andern suchte der verdiente Neri Capponi, sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Cosimo duldete dies, begnügte sich durch die Menge der Freunde vor Feinden sicher zu seyn, und mußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieser, durch die Furcht vor diesem Flug im Zaum zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balìa) zu Ernennung der Magistratspersonen geben zu lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen Nachhabern war, und versöhnte ihn so seiner Partei, die die schwächere des Neri in sich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der Balìa abgelassen war, bediente er sich nicht, wie wohl früher weniger fluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf acht Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte er seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrund bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so prächtige Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in

seinen spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Meid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argpropulus, Marfilus Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen. Denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachsender Staatsmann zu seyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern: aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Enkelinnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die Innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, wozu seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermesslicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er so alles gethan, was seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichts desto weniger mit kummervollen Ausichten in die Zukunft (1464); denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Ansehen als Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein anderer Sohn Piero schickte wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren fast unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angetretenen Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten hatten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edeln großen Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschloßen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciaiuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher eingetragen aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln zu Veränderung der Regierung beschloßen die Unzufriednen, den Piero auf seinem Landhause zu Careggi zu tödten und sich mit Hilfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im August 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer berechneten Rede seine Mäßigkeit, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen Balia keinesweges verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schließlich nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich dar-

schaft wird, und in solcher sich Jahrhunderte behauptet, so daß sein
 fürstlicher Glanz erst mit der Existenz des Geschlechtes aufhöret: dann
 dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Rei-
 he durch Klugheit und Wahrheit ausgezeichneter Familienhäupter ein sol-
 ches Haus so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist der
 Fall bei dem erlauchtem Hause der Mediceer, dessen letzte Erbsöhne
 bis in die Zeiten unserer Väter geblüht, und das Glück, welches die
 Tugenden ihrer Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu
 ihrem Aussterben ungestört genossen haben. Wir können die Anfänge
 des mediceischen Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlichen,
 wenn gleich nicht so hoch gestiegenen, deutschen republikanischen Ge-
 schlechtes, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erscheinen, da
 wo sie in der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu Anfan-
 ge des 14ten Jahrhunderts, schon als reich und bedeutend, doch als
 unlängst nur durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso Dona-
 to, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die
 Weißen aus Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden,
 den Häuption des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß schwinden
 sah, schloß er, um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche Fa-
 milien aus dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst ge-
 nannt, wiewohl sie nach Andern auch die Absichten des Cardinals von
 Prato, die verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen.
 Wie dem sey, sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie in Corso's
 Unglück nicht mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jetzt an un-
 ter den Familien waren, welche die plebejische Oligarchie von Florenz
 konstituirten. So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung Walthers
 von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald seiner erlang-
 ten Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente,
 und unter andern den Johann von Medici, der Lucca gegen die Pi-
 saner nicht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die
 Medici ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Ver-
 schwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt
 wurde; aber das Glück, das vom Anfang an die Medici gefesselt schien,
 wollte, daß der grausame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu er-
 scheinen, diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als
 endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach,
 waren die Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen
 wir sie stets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertrei-
 bung des Herzogs die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres dabei geleisteten
 Beistands, wiederum zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen
 wurden, von welcher sie seit fünfzig Jahren ausgeschlossen waren, und,
 dieser neuen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich
 erlaubten, waren es die Medici hauptsächlich, welche das Volk in die
 Waffen riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben.
 Um diese Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt seines Ge-
 schlechts. In den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum gestillte Florenz
 von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und
 durch die Schikane der Ammonitionen zerrüttet wurde, hielten die Me-
 dici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bar-
 tolomeo, ließ sich sogar 1360 mit Nicolo del Buono und Domenico
 Gondi in eine Verschwörung gegen die albizzische Partei ein, entging
 aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen
 traf, dadurch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro, wel-
 cher Magistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte,

im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonitionen gemäßiget wurden. (So nannte man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwand des Obsequialismus.) Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciampi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehen, das zu dem seitdem immer gestiegenen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungeführt in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie, wie diese, nach der Herrschaft der Republik, als hätten sie gewußt, daß das Schicksal sie ihren Nachkommen gleichsam von selbst in die Hände spielen würde. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes, vor dem die Unschuld und Rechlichkeit nicht schützt, sondern wohl oft als Verbrechen erscheint. In einem Aufstand des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungehobene Haufe in Vert dei Medici, Salvestro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, sein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Forderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können, auch wandte sein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Benutzung dieser Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente sich solcher Liebe und solchen Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr gestillt. Kurze Zeit nach dieser glorreichen Handlung war es, wo der sonst immer günstige Himmel sich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Veri's Vermittelung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich Donato Acciaiuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salvestro abhammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, am 4ten August 1397 den Versuch zurückzukehren, und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beistand, und mußten sich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo sie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch große glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, reichten hin, den Namen ihres Hauses fortwährend unter den ersten der Republik zu erhalten, und seinen Flor von neuem dauernd zu begründen. Giovanni (Johann) dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich, als die herrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im September und October 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; viel-

Mazzuchelli (Johann Maria), aus einem gräflichen Geschlechte, 1707 zu Brescia geboren und eben daselbst im J. 1765 gestorben, war einer der verdientesten Literaturhistoriker Italiens. Außer mehreren einzelnen mit der musterhaftesten Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Biographien, des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni und mehrerer andern) hat er in seinem italienischen Schriftstellerlexicon (*gli scrittori d'Italia, cioè notizie storiche e critiche intorno allo rito ed agli scritti de' letterati Italiani*, Brescia, 1753 — 63, 6 Bde. in Fol.) ein unvergängliches Denkmal seines unermesslichen Fleißes und seiner fast unglaublichen Belesenheit hinterlassen. Es ist so vollständig, daß sich von dem ihm gelieferten Notizen nur sehr selten etwas hinzusetzen läßt (man vergl. z. B. den Artikel Boccaccio), und so umfassend, daß im 6ten Bande noch nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein räsontrendes Verzeichniß seiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761, 1763 2 Bde. Fol.) ist ein treffliches Werk. A — 2.

Mecca. Diese berühmte, volkreiche und mit schönen Häusern versehene Stadt liegt in der arabischen Provinz Hedschas, zwei Tagereisen von dem arabischen Meerbusen. Sie ist eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Italien, und wird jährlich von vielen Caravanen von Pilgern und Kaufleuten besucht. Sie ist der Geburtsort Mahomets, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben Mecca zu besuchen. Diejenigen, welche die Reise nicht selbst machen wollen oder können, schicken Andre statt ihrer. Zu Mecca befindet sich die heilige Kaaba, ein altes arabisches Gebäude, von welchem Mahomet vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört, und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden, in der Absicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefasster Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Erdichtung der Mahometaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergoß, schwarz geworden seyn. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrime berühren und küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur zweimal geöffnet. Von außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchen Sprüche aus dem Coran mit Golde eingenäht sind. Dieser Umhang kommt jährlich als ein Geschenk des Großsultans aus Cairo. Die Kaaba hat überaus reiche Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundzinsen u. s. w. gewidmet sind. Nicht-Mahometaner dürfen sich Mecca nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mahomets ist und der Sherif von Mecca heißt. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mecca und Medina, setzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geschlecht wählen), schickt Cadi's oder

Richter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Besatzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre-François André), Mitglied des Instituts von Frankreich, vorher der königlichen Akademie der Wissenschaften, war geb. zu Laon im J. 1744. Er ließ sich 1772 zu Paris nieder, wo er sich zwei Jahre darauf durch ein Memoire über eine Finsterniß, die er am 22ten April zu Versailles beobachtet hatte, bekannt machte. Mechain, der damals bei dem Depot der Marine angestellt war, unternahm ungeheure Rechnungen zur Vervollkommnung der Karten. Er entdeckte und berechnete mehrere Cometen. Im J. 1782 gewann er den von der Akademie auf den Cometen von 1661, dessen Rückkehr man 1790 erwartete, ausgesetzten Preis. Er wurde noch in demselben Jahre als Mitglied aufgenommen. Die *Connaissance des temps* wurde jährlich mit seinen Arbeiten bereichert. Im J. 1792 wurde ihm und Delambre die Meridiansausmessung von Dänkirchen bis Barcelona übertragen. Er kam 1798 zurück, reiste aber 1803 wieder ab, um sie bis zu den balearischen Inseln fortzusetzen. Ueber dieser Arbeit raffte ihn 1804 ein Fieber weg, welches jährlich an der Küste von Valencia herrscht. Seine und Delambre's Beobachtungen sind auf Befehl des Instituts 1800 zu Paris gedruckt worden. Außerdem nennen wir von Mechain seine *Description de la sphère armillaire, dénombrement des constellations anciennes et modernes, avec l'ascension droite, et la déclinaison des principales étoiles, réduite pour l'année 1790, suivant l'Atlas de Flamsteed, corrigée et augmentée de plus de 1200 étoiles*, Paris 1791.

Mechanik, im weitern Sinne, ist die Wissenschaft, welche von der Bewegung der Körper und von den Kräften handelt, durch welche die Körper auf einander wirken, so wie von den dazu anzuwendenden Maschinen. Sie ist ein Zweig der angewandten Mathematik (siehe diesen Art.), und umfaßt mehrere einzelne Wissenschaften, z. B. die Phorometrie, Statik, Hydrostatik, Aërostatik oder Aerometrie, die Hydraulik, Pneumatik, Dynamik, Hydrodynamik u. s. w. Im engeren Sinne versteht man unter **Mechanik** die Lehre von der Bewegung fester Körper; und nennt einen **Mechanikus** einen Künstler, der sich mit der Verrichtung mathematischer und physikalischer Werkzeuge beschäftigt.

Mechanisch. **Mechanische Künste**. **Mechanische Werkzeuge** oder **Instrumente**. Mechanisch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anstoß, ohne innere Bewegung, Einheit bewirkt wird (s. d. Art. Maschine). Man setzt daher das Mechanische auch dem Dynamischen und dem Organischen entgegen. Mechanische Künste sind solche, deren Erzeugnisse nicht auf freier Thätigkeit der Phantasie beruhen (s. Kunst, Künste), sondern hauptsächlich dem Verstand und der äußern Fertigkeit ihren Ursprung verdanken, und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem physischen Bedürfnisse dienen, insbesondere die Hervorbringung mechanischer Werkzeuge bezwecken. Letztere sind solche Kunstprodukte, welche nach mathematischen und physikalischen Gesetzen zu gewissen Zwecken verfertigt und angewendet werden, z. B. Zirkel, Reißfedern, Maßstäbe, Luftpumpen, musikalische Instrumente u. s. w.; insbesondere aber Maschinen im eigentlichen Sinne, d. i. künstlich zusammenge setzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maschine als solcher.

Mecheln, eine schöne Stadt mit breiten Gassen und vielen adelichen Palästen in dem ehemaligen österreichischen Brabant an der Oek, zwischen Löwen, Brüssel und Antwerpen. So lange sie zu Frank-

reich gehörte, war sie der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Deux Nettes. Die Volkszahl, welche sich im J. 1785 auf 26,000 Seelen belief, war bis 1802 auf 16,612 herabgesunken. Der Erzbischof führte den Titel als Primas der Niederlande. Seit 1801 erhielt sein erzbischöflicher Sprengel noch größere Ausdehnung, denn er umfaßte außer den ehemaligen Niederlanden auch die vier Rheindepartements, und es gehörten zu demselben die Bisthümer Namur, Courmayeur, Aachen, Trier, Gent, Lüttich und Maynz. Bekannt ist der Erzbischof de Pradt (s. d. Art.). Zu den Ehreuwürdigkeiten der Stadt gehören der große und schöne Markt, das Zeughaus, das Rathhaus, die erzbischöfliche Kirche, das ehemalige Franciskanerkloster, der große Beguinenhof, das alte Palais u. s. w. Man verfertigt hier die besten brabantischen Spitzen und Leinwand, ingleichen Damastzeuge, Hüte und sehr gutes Bier. Bei hoher Fluth können schwer beladene Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß sonst die Grafschaft Mecheln.

Mecheln (Israel von), oder von Meckler (vielleicht zwei Künstler, Vater und Sohn, unter einem und demselben Namen), Goldschmid und einer der ältesten und vorzüglichsten Kupferstecher, wurde zu Mecheln bei Bocholt um das Jahr 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewissen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meister er den frühesten Unterricht in der Zeichnung und Kupferstecherkunst genossen hat, so läßt sich doch aus seiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyck gewesen sey. Ueberhaupt sind seine genauern Lebensumstände fast gänzlich unbekannt; man weiß bloß, daß er sich späterhin nach Bocholt wendete, und um das Jahr 1503 daselbst verstorben ist. Eben so ungewiß bleibt es, ob er sich je mit der Malerei selbst beschäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemälde, die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in seinem Aufenthaltsort für die seinigen ausgiebt, wirklich von seiner Hand herrühren. Seine Kupferstiche sind sehr selten und gesucht; sie tragen noch das Gepräge des steifen unbeholfenen Geschmacks, so wie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspective u. s. w., wodurch sich die damalige Kunstperiode charakterisirt. In Hinsicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einsicht aber, welche die Arbeiten der Zeitgenossen dieses Meisters, besonders des Martin Schöner, so interessant machen, stehen dieses Künstlers Arbeiten weit zurück, und sind mehr wegen des ungemessenen Fleißes in der Behandlung, und wegen der Geschichte der Kunst, schätzbar.

B.C.

Mecheln (Christian von), geboren zu Basel 1737, erlernte die Kupferstecherkunst zu Nürnberg bei Heumann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging aber im Jahr 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unsers berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis zum Jahr 1764 daselbst verweilte. Während dieser Zeit erwarb er sich durch einen, auf das Jubiläum der Universität seiner Vaterstadt gefertigten, Kupferstich nicht allein den Beifall der Kenner, sondern auch die Würde eines Kupferstechers der Stadt und Universität Basel, und wurde sogar nach seiner Rückkehr dahin zum Mitglied des Rathes aufgenommen. Auf seiner im J. 1765 von da aus angetretenen Reise nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitglied auf, und bei seinem spätern Aufenthalt in Rom gewann er durch seine Verdienste die Freundschaft des großen Winkelmann. Als er hierauf nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, errichtete er selbst die erste Kunsthandlung in der Schweiz, und eine Zeichen- und Kupfer-

Stecherschule. Mit Hilfe seiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter sich ein Catalog der düsseldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferstichen nach den besten Werken Holbeins, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Meckeln und andern Meistern vorzüglich auszeichneten. Er wurde nun auch zum thürpsälzischen Hofkupferstecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Ordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit lehrte er 1783 nach Basel zurück, gab hier seinen Catalog jener Gallerie heraus, und setzte sein Geschäft als Kupferstecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin gestört, wendete er sich 1803 nach Berlin, wo er im Jahr 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort sich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beschäftigte.

Mecklenburg, s. Mecklenburg.

Medaille, Medailleur, Médaille. Unter dem Worte Medaille versteht man eine in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu bestimmt ist, das Andenken an irgend einen besondern Vorfall oder an eine ausgezeichnete Person auf die Nachwelt zu bringen. Durch diesen Zweck unterscheidet sich hauptsächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbestimmung ist, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu seyn. Auch werden sie in der Regel nicht von Münzern, sondern von eignen Stempelschneidern, die sich Medailleurs nennen, und oft zugleich Erfinder ihres Gegenstandes sind, verfertigt. Indem wir in Hinsicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Artikel: Münzen, verweisen, fügen wir hier noch einiges über die Medaillen insbesondere bei. Die Medaillen zeichnen sich gewöhnlich auch durch ihre Größe vor den Münzen aus, durch welche Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den ersten Blick verständlicher werden. Man theilt sie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechischen und römischen goldnen, silbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraklus; unter den neuern alle von dieser Zeit auf Geburten, Vermählungen, Standeserhebungen, Todesfälle großer und vornehmer Personen, auf Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und öffentliche Bündnisse überhaupt, Stiftungen, große Zeitabschnitte u. dergleichen Medaillen. Unter den römischen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker sind als der goldne Denarius, unter den silbernen diejenigen, welche größer sind als der Denarius, und unter denen von Erz diejenigen, welche den Sesterz an Umfang übertreffen. Diese letzteren zeigen die größte Mannichfaltigkeit in ihren Aufschriften und sind gewöhnlich in einem vorrefinirten Styl gearbeitet. Griechische Denkmünzen dieser Art, welche vor der Römer Zeit geschlagen worden, sind äußerst selten, aber griechische Denkmünzen auf römische Kaiser sind noch zahlreicher als die römischen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geschlagen worden, stehen in Hinsicht der Arbeit den frühern weit nach, indessen werden sie wegen ihrer Seltenheit und der Mannichfaltigkeit ihrer Aufschriften sehr geschätzt. Seit dem dritten Jahrhundert nach Christo ging die Kunst, große Denkmünzen zu schlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe tausend Jahre. Ob Denkmünzen auf Carl den Großen (800) nicht später geschlagen worden sind, ist noch ungewiß. Im 14ten Jahrhundert findet man die ersten sichern Spuren von medaillenförmigen Bildnissen. Victor Pisani, oder Pisanello, ein Maler aus St. Vige

lio im Veronesischen, der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, wird, ungeachtet früherer Versuche von Andern, wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunst, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der sich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianischen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Papstes Sixtus IV. (1431 — 1484) arbeitete, ist der erste, der die Medaillen in Eisen oder Stahl schnitt. In Frankreich zeichnete sich unter der Regierung Ludwigs XIII. Jean Barin (1604 — 1672) aus Lüttich als Medailleur (d. i. ein Künstler, welcher Medaillen entweder bloß verfertigt, oder auch entwirft und erfindet) aus. Die erste englische Denkmünze ließ im Jahre 1480 ein englischer Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken schlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteste in Deutschland seit Wiederherstellung der Wissenschaften hält, und welche auf den 1415 zu Eosniz verbrannten Hüß geschlagen worden, nicht später geprägt sey, scheint noch zweifelhaft. Die neuern Medaillen sind gewöhnlich mit einem Rande eingefast, der aus einigen Reifen besteht. Sie werden zuerst gegossen, und dann zwischen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umrisse in den Figuren bereitet wird. Die großen thalersbrunnigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne; die kleinern Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe ist, so nennt man sie Medaillo n. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillo n jedes kleine Miniaturgemälde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halse oder auf dem Busen zu tragen pflegen.) Die größten jetzt noch lebenden Medailleurs und Graveurs sind Abrahamson und Loos. — Sammlungen von Medaillen, oder Medail- lenkabinette findet man an Höfen großer Herren und im Besitze reicher Privatpersonen. Zum Kauf und Verkauf derselben aber gebt nicht nur vieles Geld, weil hier größtentheils die Seltenheit der Exemplare den Werth bestimmt, sondern auch gründliche geschichtliche und diplomatische Kenntnisse; denn viele Medaillen sind unächt und Hohl- münzen. Um gründliche Kenntnisse hierin zu erlangen, muß man die Schriften über Numismatik (s. d. Art.) überhaupt studiren. Vorzüg- lich gehöret hieher T. E. Milonnet Description de Médailles antiques, Grecques et Romaines, Paris 1806 etc. 4 Bde. 8.; Köhlers Münz- belustigungen 2c.; Lochners Medaillensammlung und Joachims neueröffnetes Münzcabinet u. a. (Vgl. d. Art. Münzen und Stempel- schnidekunst.)

Ma.

Medea, die Tochter des Königs Aeëtes von Colchis. Als Mut- ter wird von Einigen Idyia, des Oceanus Tochter, von Andern He- cate genannt. Die Fabelgeschichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche sie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Witten und ihren Beistand vielen Fremden das Leben, zog sich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem sie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward sie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer der Argonauten, Jason (s. d. Art.), für den sie, als er die Kinder des Phryxus und ihrer Schwester Chalciope nach Colchis zurückbrachte, die zärtlichste Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, schwur ihm Beistand durch ihre Kunst in allen Gefahren und folgte ihm in seine Heimath, wo sie den Pelias, der des Jason Vater vertrieben hatte, ermordete und diesen wieder auf den Thron setzte. Nach des Vaters Tode ging Jason, das väterliche Reich dem Acastus überlassend,

mit ihr nach Corinth und verlebte zehn Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Ercon, Glaube oder Kreusa eine neue Leidenschaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verstieß. Nach andern trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftemischerin genommen habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie in ihrem Herzen auf Rache. Sie fandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgescheu, welches, als sie es anlegte, sie mit einer verzehrenden Flamme umgab, so daß sie des qualvollsten Todes starb. Nach Andern ließ sie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldne Krone von ihren Stiefsohnen zum Geschenke bringen. Ercons Palast legte sie durch einen Feuerregen in Asche, ihre beiden mit Jason erzeugten Kinder ermordete sie, bestieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab sie sich zum Hercules, nach Andern zum Könige Aegeus nach Athen, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier wurde sie als Zauberin verbannt, und lehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus, und wurde von den Kolchieru göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es nach sich Medien genannt haben. Medea ist oft ein Gegenstand der Dichter gewesen, besonders der tragischen. Des Aeschylus Tragödie dieses Namens ist verloren, so auch des Sophocles Alcides. Nur des Euripides und des Seneca Medeen sind noch vorhanden. Auch führt ein Melodram von Gotter und Vanda, und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Media, s. Medien.

Mediante in der Musik die Terz des Grundtons, aus welchem ein Tonstuf geht, weil sie zwischen Grundton und Quinte mitten inne liegt.

Mediatifirte Fürsten (vgl. Rheinbund). Der westphälische Friede führte in das deutsche Staatsrecht den Begriff der Säkularisation ein, welchem der lüneviller Vertrag seine Vollendung gab; der preßburger Friede bereitete auf den Rheinbund vor, welcher das deutsche Reich auflöste, und als Ziel, Belohnung und Unterpfand der gänzlichen Trennung des tausendjährigen Reichsverbandes die Mediatifirung erfand. Napoleon gab nicht allein die Unterthanen der Rheinbundesglieder der Souverainetät dieser Fürsten zu freier Verfügung hin, sondern unterwarf auch von Paris aus, den 12ten Juli 1806, Fürsten, die an Gebiet, Menschen, Einnahme und Ansehn weit über einzelnen Bundesgliedern standen, der Oberhoheit dieser Souveräne. Man kannte vorher im deutschen Staatsrechte den Unterschied zwischen reichsmittelbar und reichsunmittelbar. Die unmittelbaren Geschlechter und deren Besitzungen standen unter Kaiser und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwischen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherren, der unmittelbar unter Kaiser und Reich stand, für ihre Person und ihre Güter unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte nach den Reichsgesetzen diese politische, allein der Majestät des Reichs untergeordnete Selbstständigkeit nur im Falle eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vasallen des Reichs der Vasall eines andern Reichsvasallen werden. Napoleon handelte im entgegengesetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche das Reichsverband verließen und in den Rheinbund traten, als Souveräne an; während andere, die mit demselben Rechte, wie jene, Landesherren waren, und sich nicht vom Reiche trennten, ihre Unmittelbar-

felt und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geschah, ohne sie zu hören und ohne sie zu entschädigen, im tiefsten Frieden, ohne lauten Widerspruch der öffentlichen Meinung. So wurden mediatifirt (d. i. der Oberhoheit eines andern Fürsten unterworfen) die fürstlich bittingenschen Besitzungen, 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern; die fürstlich fürstenbergischen, 30 Quadratmeilen mit 74,000 Einwohnern; die fürstlich leiningenschen 27 1/2 Quadratmeilen mit 83,000 Einwohnern; die fürstlich hohenloheschen 33 Quadratmeilen mit 100,000 Einwohnern; selbst der Fürst von Nassau-Diez, oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 Quadratmeilen mit 248,000 Einwohnern besaß, wurde ohne Weiteres mediatifirt, und der größte Theil seiner Besitzungen unter die Landeshoheit des Großherzogs von Berg gegeben. Auch zwei der noch übrig gebliebenen freien Reichstädte traf dieses Loos: Nürnberg kam an Bayern, Frankfurt an den Fürsten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, besaß die schwäbische Reichsritterschaft 65 Quadratmeilen, 150,000 Einwohner; die fränkische Reichsritterschaft 76 Quadratmeilen, 190,000 Einwohner; die noch vorhandene rheinische Reichsritterschaft 12 Quadratmeilen, 25,000 Einwohner; der Fürst von Thurn und Taxis 18 Quadratmeilen, 40,000 Einwohner; die Fürsten und Grafen Löwenstein 26 Quadratmeilen, 58,000 Einwohner; die Grafen von Bentheim 32 Quadratmeilen, 45,000 Einwohner; die Grafen von Salm (Horstmar) 30 Quadratmeilen, 55,000 Einwohner. Außer den genannten wurden noch mediatifirt: das Johanniter-Fürstenthum Heitersheim, der Fürst von Schwarzenberg, die Grafen von Castell, die Fürsten und Grafen Fugger, die Fürsten und Grafen von Erches, Waldburg, von Ednigsegg, die Grafen von Wetterrich, Fürst von Salm Reiferscheid, Graf von Walmoden-Simborn, der Herzog von Loz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Wied-Runkel, der Fürst von Wied-Neuwied u. A. m., so daß die sämtlichen durch den Rheinbund mediatifirten Länder ein Areal von 547 Quadratmeilen mit 1,385 000 Einwohnern, oder nach den in Wien übergebenen Listen eine Masse von 1 Million und 400,000 Einwohnern enthalten, wovon 42 Quadratmeilen mit 156,000 Einwohnern zu Nürnberg, Frankfurt und Heitersheim, das Uebrige aber-alfürstlichen oder gräflichen Häusern gehört. Unter den Souveränen, welche über mediatifirte Häuser die Hoheit erhielten, waren am reichlichsten bedacht: Berg, Württemberg, Bayern, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau. Es ist wahr, einige Souveräne räumten ihren ehemaligen Reichsmittständen und nunmehrigen Vasallen mehrere Vorrechte ein, und behandelten sie zum Theil als Standesherrn; allein desto drückender war ihr Staatsverhältniß in Hinsicht auf Steuerpflichtigkeit, Militärdienst und Hofordnung. Die unterdrückten Häuser mußten sich in ihr Schicksal fügen. Als aber im J. 1813 der Rheinbund aufgelöst und im pariser Frieden vom 30ten Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung stand, aufgehoben war, wandten sich die mediatifirten Häuser an den Congreß in Wien, und suchten um die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Eine Deputation derselben, die aus dem Fürsten von Wied-Neuwied, dem Grafen von Erbach-Erbach, dem Landgrafen von Fürstenberg und der Fürstin Warländerin von Fürstenberg bestand, hatte den 22ten Octbr. 1814 beim Kaiser von Oesterreich Audienz. Die Fürstin führte das Wort, und

erhielt vom Kaiser Franz die Versicherung, daß er mit aller Kraft für ihre gerechten Forderungen thätig seyn wolle. Indes so augenscheinlich das den mediatisirten Fürsten widersfahrne Unrecht ist, und so viel Theilnahme auch die ersten deutschen Mächte, Oesterreich und Preußen, den mediatisirten Häusern beweisen, so scheint doch jene Wiedereinsetzung nicht ausführbar, da eines Theils die alte Form des Reichs nicht wiederhergestellt werden kann, indem die neue Gestalt, Deutschlands nach einem höhern politischen Gesichtspunkte, der jede Zersüßelung der Einheit des Ganzen durch Vielherrschaft ausschließt, entworfen werden soll, und die allgemeine Wohlfahrt des deutschen Bundes zunächst auf der Kraft einiger wenigen mächtigen Schutzstaaten beruht; auch wenn die alte Vielherrschaft der deutschen Dynastien wieder hergestellt werden sollte, sämtliche freie Reichsstädte mit gleichem Rechte dasselbe verlangen könnten, durch welche Zersüßelung der Macht die Sicherheit Deutschlands mehr als je gefährdet seyn würde; andern Theils aber durch frühere Verträge mit mehreren in den Bund gegen Frankreich aufgenommenen Rheinbundesfürsten ihr voller Länderbesitz ihnen gewährleistet worden ist. Gleichwohl wird man auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen den Mediatisirten einigen Ersatz zu verschaffen suchen. Sie selbst haben durch eine an die Fürsten von Metternich und von Hardenberg gerichtete Note ihre ehemaligen Gerechtsame wieder in Anspruch genommen, und den Wunsch erklärt, daß ihnen Mitwirkung bei den Berathungen über die Verfassung gestattet, der bisherige gefährliche Zwischenzustand aufgehoben, ein Bundesgericht hergestellt und die erbliche Kaiserkürde dem Hause Oesterreich übertragen werde. Zwei mediatisirte Fürsten, der Erbprinz von Solms und der Fürst von Wied-Neuwied, haben überdies in einer Note vom 27ten December 1814 gegen die vom Hause Nassau im September 1814 aufgerichtete landständische Verfassung, nach welcher sie als Unterthanen des Hauses Nassau erbliches Sitz- und Stimmrecht auf der adeligen Bank der Stände haben sollten, ausdrücklich in Wien protestirt, und gegen jedes Unterthanenverhältniß zu dem Hause Nassau aufs feierlichste sich verwahrt. Die Entscheidung dieser Angelegenheit wird ein Hauptgegenstand des am (1816) eröffneten Bundestages seyn. K.

Mediatstädte, mittelbare Städte, sind solche, welche keine eigene Gerichtsbarkeit haben, sondern unter Aemtern oder unter anderer Herrschaft stehen, im Gegensatz von **Immediatstädten**. — **Mediatstände**, in der ehemaligen Reichsverfassung mittelbare Reichstände (s. d. vor. Art.), ebenfalls entgegengesetzt den **Immediatständen**, oder reichsunmittelbaren Ständen. — **Mediatist**, welche als Vasallen einer fremden Oberhoheit unterworfen waren.

Mediceer, **Medici**. Nicht eben selten ist es, Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbleiß und Glück zu großem Reichtum gelangen zu sehn. Reichtum aber gewährt Einfluß, und dieser Rang und Ansehn. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Generationen unter den Regierern des Staats, ja wohl allein an der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griech. und ital. Republiken sind voll von Beispielen dieser Art. Aber gewöhnlich sehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichtums und der Volksgunst solche Häuser eben so schnell, als sie gestiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte im Flor erhält, unter stetem Wechsel einander verschlingender Parteien immer oben aufschwimmend, wenn sein Einfluß in dieser Zeit allmählig zur Meinherr-

led, und in solcher sich Jahrhunderte behauptet, so daß sein
 r Glanz erst mit der Existenz des Geschlechtes aufhört: dann
 wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Re-
 klugheit und Bravheit ausgezeichneter Familienhäupter ein sol-
 us so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist der
 dem erlauchtem Hause der Mediceer, dessen letzte Sprößlinge
 in Zeiten unserer Väter geblüht, und das Glück, welches die
 n ihrer Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu
 ussterben ungeßört genossen haben. Wir können die Anfänge
 ceischen Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlichen,
 rich nicht so hoch gestiegenen, deutschen republikanischen Ge-
 s, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erscheinen, da
 n der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu Anfan-
 aten Jahrhunderts, schon als reich und bedeutend, doch als
 nur durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso Dona-
 Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die
 aus Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden,
 ibern des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß schwinden
 ss er, um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche Fa-
 us dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst ge-
 wiewohl sie nach Andern auch die Absichten des Cardinals von
 ie verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen.
 i sey, sie wußten sich so Flug zu benehmen, daß sie in Corso's
 nicht mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jetzt an un-
 Familien waren, welche die plebejische Oligarchie von Florenz
 rten. So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung Walters-
 enne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald seiner erlang-
 alt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente,
 er andern den Johann von Medici, der Lucca gegen die Pi-
 ht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die
 ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Ver-
 ig gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt
 aber das Glück, das vom Anfang an die Medici gefesselt schien,
 daß der grausame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu es-
 diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als
 ie Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach,
 ie Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen
 lets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertrei-
 Herzogs die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres dabei geleisteten
 s, wiederum zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen
 von welcher sie seit fünfzig Jahren ausgeschlossen waren, und
 nen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich
 i, waren es die Medici hauptsächlich, welche das Volk in die
 riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben.
 e Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt seines Ge-
 In den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum gestillte Florenz
 m durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und
 : Schläue der Ammonitionen zerrüttet wurde, hielten die Me-
 ilt den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bar-
 o, ließ sich sogar 1360 mit Nicold del Buono und Domenico
 in eine Verschwörung gegen die albizzische Partei ein, entging
 deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen
 durch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro, wel-
 gistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte,

im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonitionen gemäßiget wurden. (So nannte man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwand des Obsequialismus.) Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciampi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehen, das zu dem seitdem immer gestiegenen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungeführt in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie, wie diese, nach der Herrschaft der Republik, als hätten sie gewußt, daß das Schicksal sie ihren Nachkommen gleichsam von selbst in die Hände spielen würde. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes, vor dem die Unschuld und Rechtfertigung nicht schützt, sondern wohl oft als Verbrechen erscheint. In einem Aufstand des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungestüme Haufe in Verri dei Medici, Salvestro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, sein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Forderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Verri Herr von Florenz werden können, auch wandte sein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Bewahrung dieser Gelegenheit zu überreden; aber Verri bediente sich solcher Liebe und solchen Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr gestillt. Kurze Zeit nach dieser glorreichen Handlung war es, wo der sonst immer günstige Himmel sich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Verri's Vermittelung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich Donato Acciaiuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, am 4ten August 1397 den Versuch zurückzukehren, und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beistand, und mußten sich in die Kirche St. Reparata flüchten, wo sie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch große glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, reichten hin, den Namen ihres Hauses fortwährend unter den ersten der Republik zu erhalten, und seinen Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni (Johann) dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich, als die herrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im September und October 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; viel-

mehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429, von allen Parteien bedauert. Von seinen Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe jener gefeierten Mediceer, dieser ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene gesät. Cosimo hatte schon 1418 in der Signoria gesessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche sein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts verabsäumte, sie zu verkleinern und zu schwächen. Obgleich dies, wie es schien, nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. So lange der fluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt sie dieser von thätigen Unternehmungen gegen Cosimo zurück; aber nach dessen Tode brach ihr Haß aus. Cosimo, ohne daß man ihm, außer seiner herzensgewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Befreiung des Gonfalonier Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugebachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen bestand. Diese rief ihn zurück, und vergalt Rinaldo und dessen Anhängern mit der Verbannung. Durch diesen Sturm ward Cosimo's Ansehn und Einfluß erst erhöht und gesichert, die Partei der Medici nun erst die herrschende. Gleichwohl verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur wurden im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu stehen wagten, unter andern suchte der verdiente Neri Capponi, sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Cosimo duldete dies, begnügte sich durch die Menge der Freunde vor Feinden sicher zu seyn, und mußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieser, durch die Furcht vor diesem Flug im Zaum zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balia) zu Ernennung der Magistratspersonen geben zu lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen Machthabern war, und verßöhnte ihn so seiner Partei, die die schwächere des Neri in sich aufnehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der Balia abgelaufen war, bediente er sich nicht, wie wohl früher weniger fluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf acht Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte er seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrund bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so prompte Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies im

seinen spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Reichthum auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argpropulus, Marfilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen. Denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachsender Staatsmann zu seyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern: aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Edltern und Edlthnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermesslicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er so alles gethan, was seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichts desto weniger mit trübseligen Ausichten in die Zukunft (1484); denn sein Vetter, der fluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Ansehen als Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein anderer Sohn Piero schickte wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren fast unumständig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten hatten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, anständigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edeln großen Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschloßen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciaiuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher eingetragen aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßiger Maßregeln zu Veränderung der Regierung beschloßen die Unzufriednen, den Piero auf seinem Landhause zu Careggi zu tödten und sich mit Hilfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im August 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bemächtigten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und als Piero einer Botschaft angesehenen Bürger in einer berechneten Rede seine Maßfignung, und wie er die Erneuerung der abschaffensten Balia keinesweges verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich dar-

Lorenzo der Prachtige genannt. (Vgl. Fabronii vita Laurentii Medici, Pisa 1784. 2 Voll. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo's. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797.) Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzo's Nachkommen seiner würdig gewesen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem vierzehnten Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X. (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Ceregnan, sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit seinem ganzen Geschlechte verbannt. Bei den Unruhen dieser Vertreibung lief das Volk in die Häuser der Medici's und verbrannte alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es ihnen, vieles zu retten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand er in der Schlacht am Garigliano, wo er beim französischen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in diesem Flusse. Erst im Jahre 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er im folgenden Jahre Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Aber als nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Vaters (nach einigen seines Bastards) Verwaltung im Jahre 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1473 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach einigen Alessandro's Vater) den päpstlichen Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussahn. Zwar schienen die Florentiner sie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufblühen des republikanischen Geistes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer ersticken sollte. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Carl V. Florenz (1531), setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihm seine natürliche Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die Republik herzustellen; aber von neuem griff Carl V. despotische Hand ein, und sein Nachwort bekräftigte Cosimo I. (aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. (s. d. Art.) besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Erbsche ver dankte. Diese Erbsche zu sichern, ließ er sich vor allem angelegen seyn, die Strozzi, Erbfeinde

Mediceer

Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschäftigung des le-
 ben Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen
 , den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und
 uler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große
 lung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fort-
 d die Statuensammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Präch-
 efand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentini-
 und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hilfe
 panier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch
 e andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er
 m Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana
 (1569), gegen den aber Kaiser Maximilian II. damals noch pro-

Erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von diesem,
 Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes
 tätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war
 ähnte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Va-
 , um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der
 ist erklärt. (S. Capello.) Seine Tochter Maria ward die
 lin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig
 edici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbne, den Han-
 sgegeben; selbst als Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen
 r, der gewesene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, eben-
 in großer Liebhaber der Künste, so wie des Letztern Sohn Cosi-
 I. (folgt 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die
 and jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Flo-
 Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran so-
 als an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen
 e zwischen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man
 die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts.
 anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II.
 , der 1621 in einem Alter von eils Jahren zur Regierung kam.
 nd seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit, und durch
 päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staats-
 tung, und bestimnte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Vä-
 ch ganz Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen; eine
 schaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen
 Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Scha-
 ziehen. Er regierte neunundvierzig, und sein männlich erzogner
 len Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., drei-
 iszig Jahr (von 1670 bis 1723): ein Jahrhundert, in welchem
 ia durch eine ungeheure Staatsschuld und durch Versiegen aller
 n des Nationalwohlstands in die traurigste Lage gerieth. Zum
 für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der
 eines ehemals so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wieder-
 ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen
 ung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens
 zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz
 in, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nach-
 isser Franz I.), traf bald nachher mit der Schwester Johann Ga-
 der verwitweten Churfürstin von der Pfalz, der letzten des medi-
 i Namens, einen Vergleich, wodurch er auch sämtliche Allo-
 er ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschatze und Al-
 ner, die ihre Kunstliebenden und Kunstfördernden Ähnen gesam-
 an sich brachte. Sein Sohn, der weise und gute Leopold, mach-

te durch eine sechsundzwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Mediceische Venus, v. Venus.

Medicin (am besten zu übersetzen durch Arzneigelahrtheit, nicht durch die Worte Heilkunst, Heilkunde, welche die Therapie und Klinik bezeichnen) ist: die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Äußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine noch die andere eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaupt die Intelligenz vor der praktischen Seite sich das Primat zu eigenet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhängt. Aber auch die Kunstseite der Medicin hat auf die wissenschaftliche keinen geringen Einfluß. Erfahrungen von glücklichen und unglücklichen Curen haben nicht selten die Ansicht von dieser und jener Krankheit nicht nur verändert, sondern auch, wenn sie zahlreicher wurden, auf das Ganze der Wissenschaft bestimmt genug eingewirkt, und es müssen ja diese immer erst die Probe für die Richtigkeit des Gedachten abgeben. Neben einander besteht daher die Wissenschaft und Kunst, und stehen doch die Geisteskräfte selbst nebeneinander, keine beherrscht die andere, nur ein wechselseitiger Einfluß ist unverkennbar. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, woron die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorhergieng! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannte scheinbar müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Ähnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem bloß empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung der Kunst; wechset beinahe in jedem einzelnen Falle. Kann doch ein einfaches Catarrhalsieber trotz der zweckmäßigsten Gegenanstalten in ein zerstörendes Uebel sich verwandeln. Grenzen hat daher die ärztliche Kunst und Wissenschaft; aber welches menschliche Werk hat sie nicht? Und wäre es auch zu bezweifeln, daß die Medicin je eine vollkommene Wissenschaft und Kunst werden möchte, weil immer die Wünsche und Ideale höher stehen, als die Wirklichkeit und das Erreichte; so kann man es doch nicht wissen, wie nahe sie dem Ideale einst kommen kann. Denn wer will sagen, wie weit die Kräfte des Menschen reichen? wer hat sie gemessen, wer gewogen? — Und wünschen und hoffen soll man die Erreichung dieses, so wie jedes Ideals, das stärkt die Kräfte und erregt sie aufs neue, wenn sie erschaffen. Aber auch das, was wir

bis jetzt in der Medicin erkannt haben, ist des Namens einer Wissenschaft wohl schon werth; nicht minder würde der Arzt, der sich für keinen Künstler hält, oder, daß die Medicin eine Kunst sey, nicht anerkennen will, sich selbst zum Handwerker erniedrigen. Wissenschaft und Kunst soll und will die Medicin seyn, und wer auf die eine oder die andre ausschließlich reflectirt, der wird allemal nur einseitig seyn, ja er wird auch in dieser Einseitigkeit weder den einen noch den andern Zweck erreichen können. Wer bloß praktischer Arzt seyn will, bloß auf den Kunstzweck hinarbeitet, wird eben so wenig ein wahrer Heilkünstler werden, als der, welcher sich bloß mit der Theorie (wie man sich ausdrückt) beschäftigt, und kein praktischer Arzt ist oder war, ein tiefer Wissenschaftsforscher seyn oder werden kann. Aber Wissen und Handeln müssen ja immer im Leben wechselseitig in einander eingreifen, so auch hier. — Wir kommen zur Betrachtung des Gegenstandes der Medicin, in so fern sie Wissenschaft, und ihres Zweckes, in so fern sie Kunst ist. Daß beide äußere seyn müssen, d. h. in den Begriffen von Wissenschaft und Kunst selbst nicht liegen können, leuchtet ein; denn es würde ja sonst eine Wissenschaftslehre (Philosophie) oder Kunstlehre, erhalten werden. — Gewöhnlich aber wird ihr Gegenstand und Zweck in die Heilung von Krankheiten gesetzt und es scheuen sich einige sogar die Verhütung von Krankheiten dazuzufügen. — Offenbar zu eng, wie der Sprachgebrauch schon darthut, der nicht nur die Verhütung von Krankheiten für einen Zweck der Medicin hält, sondern auch mehrere Wissenschaften, die zunächst nichts mit der Heilung oder Verhütung anderer Krankheiten zu schaffen haben, die Physiologie, Anatomie u. a. zu den medicinischen Wissenschaften rechnet. Und es scheint in diesem Falle der Sprachgebrauch Recht zu haben, indem er sich, wie er oft thut, auf dunkle zwar, aber darum nicht minder wahre Begriffe stützt. Mit Recht nämlich fordert man von dem Principe einer Wissenschaft, daß es von dem Standpunkte der Wissenschaft aus, der es zum Grunde liegt, in allen seinen Theilen und Richtungen erkennbar sey, und daß es eines andern Principis nicht bedürfe, von dem es abgeleitet werde. Im Gegentheil würde ja eben jener andre Begriff, von welchem es abgeleitet wird, auch zu der Wissenschaft gehören und zu derselben gehörig in seinen verschiedenen Richtungen zu verfolgen seyn, und so würde man fort generalisiren müssen, bis man einen Begriff erhalte, der in sich selbst zurückkehrt, durch sich selbst erklärbar ist. So geschieht es auch in der Medicin; Gesundheit, Krankheit und Heilung sind die Begriffe, die sich uns zunächst als Gegenstände der Medicin ankündigen, aber keiner ist aus sich selbst zu erkennen, auch sind sie nicht von einander abzuleiten, sie bestehen nebeneinander und müssen von etwas Höherem, Allgemeinerem abgeleitet werden, dies aber ist die Idee des Lebens. Sind wir nun bis zu dieser Idee vorgedrungen, die alle Prädicate eines wissenschaftlichen Principis hat, so wird dieselbe, um ganz erkannt zu werden, nothwendig auch nach allen Richtungen hin verfolgt werden müssen, und es erweitert sich dadurch das Feld der Medicin um ein sehr bedeutendes. Jedoch haben nicht alle Aeußerungen des Lebens ein gleiches Interesse für die Medicin, sie läßt manche bei Seite liegen und verfolgt vorzugsweise nur die Lebensrichtung, die sich auf irgend ein besonderes Individuum oder eine Classe von Individuen bezieht, auf die nämlich, auf welche die Medicin als Kunst wirken will. Und so ist das, was oben als Gegenstand der Medicin als Wissenschaft ausgesprochen wurde, gerechtfertigt. Was aber für diese als Idee erschien, das wird für die Kunst Ideal, und sie bemüht

sich, selbiges zu verwirklichen; ihr Zweck ist es, wie wir oben sagten, das Leben in seinem vollkommensten Zustande, in der Aeußerungsweise, die uns die beste, die wünschenswerthe zu seyn scheint, zu erhalten oder in dieselbe zurückzuführen. Allerdings handeln wir ganz in menschlicher Subjectivität befangen, wenn wir die Idee von größerer oder geringerer Vollkommenheit auf das Leben und seine Zustände übertragen, auf das Leben, das sich eigentlich immer auf gleich vollkommene Weise äußert. Allein es kann der Mensch aus dieser Schranke nicht heraus, und so genüge es mir, sie angedeutet zu haben. — Soll diese Zusammensetzung von Wissenschaft und Kunst, die wir in der Medicin wahrnehmen, in einiger Vollkommenheit auch beim Einzelnen ausgebildet werden, so müssen alle Geisteskräfte, welche auf Erkenntniß wirken, in Thätigkeit gesetzt werden, und wer hierin eine ausschließen will, der thut dasselbe, was derjenige thut, der sich entweder die Ohren oder die Nase verstopft und doch glaubt, er könne noch von allen sinnlichen Merkmalen Notiz haben. Zuerst aber tritt die sinnliche Thätigkeit auf, und bemerkt eine zahllose Menge bunt sich durchkreuzender Gegenstände der mannigfaltigsten Art. Sie sollen aber nicht bei einer bloßen Wahrnehmung stehen bleiben, sie sollen die Beobachtung begründen, welche dann entsteht, wenn der Verstand die Aufmerksamkeit der Sinne fesselt und ihr eine bestimmte Richtung gibt. Hier tritt Freiheit und Willkühr schon in den Sinnen hervor, die bei der Wahrnehmung nicht bemerkt wird. Wer es beobachtet, der sucht Erscheinungen, vermuthet in denselben schon etwas Höheres, und strebt die Verbindung von Erscheinungen nachzuweisen. Die Beobachtung ist auch als die wahre Grundlage der Medicin anzusehen, die fort und fort die Kunst und Wissenschaft bereichert, wenn sie von der rechten Art, d. h. wenn sie vernünftig ist, wenn nicht irgend eine vorgefaßte Meinung den Blick trübt oder seine Richtung allzuweit bestimmt. Wer dahin kommt zu sehen, was er will, — ein Fehler, in welchen man gar leicht verfallen kann — der ist für die Beobachtung verloren und treibt sich ohne Standpunkt in der Luft herum. — Sind eine Menge von Beobachtungen gesammelt und angehäuft, dann begnügt sich der Verstand nicht mehr mit dem bloßen Einflusse auf die Beobachtung, er sucht Ordnung in diese Mannichfaltigkeit zu bringen, bildet allgemeine Begriffe, und wendet sie auf die beobachteten Erscheinungen wieder an; er wagt es, für die Erscheinungen Gesetze aufzustellen, nach denen sie sich richten sollen. Abstraction und Reflexion erheben ihr Haupt, und sind auch in der Medicin willkommen, erzeugen Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung, und wirken wohlthätig auf die Beobachtung ein, die von ihnen immer aufs Neue erregt wird. Es überschreitet aber der Verstand seine Schranken, wenn irgend einer der abstracten Begriffe zur Erklärung des Ganzen gebraucht wird; woraus Einseitigkeit entsteht. Denn es ist die höchste Einheit, die alle Seiten in sich faßt, nicht Eigenthum des Verstandes, und es werden nun die Erscheinungen entweder in das Princip hineingezwängt oder als nicht existirend ganz mit Stillschweigen übergangen; die Wissenschaft selbst erstarrt in der Form und ihr Princip ist nur in der Willkühr gegründet. Aber auch die Vernunft macht ihre Rechte geltend, und sie weist zuerst den Verstand in seine Schranken zurück. Aus der Vernunft entspringen die Ideen, die das Leben erleuchten und alles einzelne so begründen, daß etwas sie weiter begründendes nicht gedacht werden kann; jede von ihnen erscheint als ein Ganzes, weil sie in sich selbst begründet sind und aus sich selbst entstehen; die äußern Dinge können sie erwecken und zum

Bewußtseyn bringen, sie mußten aber schon da seyn, um erweitert werden zu können. Arm ist das Leben, das nicht von Ideen erbeutet wird, todt die Wissenschaft, die nicht auf einer Idee beruht, in der nicht irgend eine Idee durchgeführt wird. Sie wird aber dadurch zum Prinzip einer Wissenschaft, daß der Verstand auf sie reflectirt, sie von den übrigen absondert, und sie deducirt. Daß für die medicinische Wissenschaft die Idee des Lebens die durchzuführende sey, ist schon gesagt worden; und eben indem der Verstand auf diese reflectirt, sie deducirt und sie über die Brücke seiner Abstractionen auf die einzelnen Phänomene überträgt, entsteht die Wissenschaft der Medicin, und indem das, was wir praktische Vernunft nennen, die Idee zu realisiren bemüht ist, entsteht die Kunst derselben. — Bei dieser Verschiedenartigkeit der Quellen der Medicin war es leicht möglich, daß die Medicin auf mannichfaltige Weise bearbeitet wurde; und ein jeder ist auch jetzt noch geneigt, in der Hauptansicht derselben sich nach seiner Individualität zu richten. Bald aber wird der sinnlichen Beobachtung (Empirismus), bald den abstracten Begriffen des Verstandes (Dogmatismus, Elekticismus, Skepticismus), bald endlich der Vernunft (Rationalismus) die Oberherrschaft eingeräumt. — a) Der Empirismus bleibt in seinem rohesten Zustande bloß bei der Erscheinung stehen und ist wohl gar bisweilen frech genug, zu behaupten, man könne nicht weiter, man solle nichts anders, als sehen, und nach dem Gesehenen handeln. Der rohe Empiriker gibt Mittel in einer Krankheit, weil er gehört oder selbst beobachtet hat, daß sie in ähnlichen Fällen genügt haben; er gibt sie, ohne weitere Betrachtungen anzustellen, und ohne andre Gründe zu haben. Es ist freilich Schade, daß auch jetzt noch der beste Heilkünstler bisweilen noch empirisch verfahren muß, dieser aber bleibt dabei nicht stehen; und geht weiter. Sieht sich der Empirismus als untergeordnet unter den Verstand, dann wird er der geläuterte genannt, dieser stützt sich in seinem bessern Zustande auf den Begriff der Causalität, als welcher zur Unterscheidung der Phänomene gebraucht wird; so werden die Heilungsversuche schon mehr begründet und individualisirt, die Gründe, dieses oder jenes Mittel anzuwenden, schon näher bestimmt. Aber des Menschen und seiner Intelligenz vollkommen würdig, wird erst dann der Empirismus, wenn er sich auch unter Controlle der Vernunft stellt (Der rationale Empirismus); denn so erst wird die Beobachtung wahrhaft geädelt, vor Abwegen bewahrt, zu welchen der Verstand ohnfehlbar Veranlassung gibt, und so wird sie in ihrer Reinheit erhalten, die durch Einfluß des Verstandes immer getrübt und gestört wird. Der rationale Empiriker nutzt die Beobachtung, aber überschätzt sie nicht; er sieht, aber er sieht nicht, wie das Thier, sondern wie ein Mensch, er sieht in den Erscheinungen etwas Höheres; ihm wird die Erscheinung erst Erscheinung, da sie von dem rohen Empiriker für die Substanz gehalten wurde, der bloß geläuterte, verständige Empiriker verliert alle Substanz, nicht so der rationale. b) Eben so wie der Empirismus, erscheint auch die Verstandesansicht der Medicin unter drei Gestalten; am reinsten jedoch in dem Dogmatismus. Irgend ein abstracter Begriff, er mag nun durch wirkliche Beobachtung und Abstraction von derselben gewonnen seyn, oder er mag bloß hypothetisch vorausgesetzt werden, irgend ein Abstractum wird als Princip hingestellt, damit von demselben die einzelnen Erscheinungen abgeleitet, und aus demselben, wie man sagt, erklärt werden. So entstanden die Systeme der Medicin, die sich vervielfältigten, weil verschiedene Begriffe so gehand-

habt werden können, und von denen doch eins das andre auszuschließen und zu verdrängen bestrebt ist, weil der Verstand es nicht begreifen kann, wie sie neben einander bestehen können, und die endlich in ihrer Trennung dadurch möglich wurden, weil die eigenthümliche Natur des Organismus, die Verwechselung der Ursache mit der Wirkung so leicht zuläßt. So wie aber die Erscheinungen auf die drei Classen der mechanischen, chemischen und dynamischen reducirt werden, so zerfallen auch die ärztlichen Systeme in mechanische, chemische und dynamische. — Die mechanische Ansicht des Organismus bildete sich am reinsten, aber auch am einseitigsten in dem Systeme der Iatromathematiker aus, welches durch Harren's große Entdeckung und durch Descartes Philosophie veranlaßt wurde, und von Keill, Sauvages, Bernoulli, Hamberger u. a. bearbeitet wurde. Diese suchten durch mathematische Berechnungen und durch die äußere Gestalt der Organe die gesunden und kranken Functionen zu erklären. Auch in der Solidartheorie, als welche alle Lebenserscheinungen in die festen Theile verweist und die Säfte für den Organismus nur als etwas aufstretendes hinstellt, herrscht die mechanische Ansicht noch vor, wenn auch von den Solidartheoretikern zum Theil andere Principien zur Hülfe genommen wurden. Unter den festen Theilen sollten es endlich die Nerven vorzüglich seyn, die alle Lebenserscheinungen bewirken, doch schließt sich die daraus hervorgehende Nerventheorie schon an die dynamische Ansicht des Organismus an. Dieser zufolge sind es Kräfte, zu denen man nicht selten die Eigenschaften der Materie erhob, und unter welchen man diese oder jene Aeußerung des Lebens, als Ursache gedacht, verstand; Kräfte sind es, die alle Lebenserscheinungen hervorbringen. Galen, noch mehr aber die Galeniker nahmen beinahe so viel Kräfte an, als es Functionen gibt, und diese wurden endlich von einer Lebenskraft abgeleitet, die alle Veränderungen bedingen sollte. — Bald war es auch die Seele, die alles im Körper hervorbringe, bald ein räthselhaftes Wesen, Archeus genannt, das die Stelle der später aufgestellten Lebenskraft einnahm. In der größten Reinheit und Consequenz, aber auch in der unbefriedigendsten Einseitigkeit wurde endlich von J. Brown in den neuesten Zeiten diese dynamische Ansicht des Organismus durchgeführt. In allen auf solchem Grunde gebauten Systemen aber blieb das Körperliche des Organismus unberührt. Nachdem in den neuesten Zeiten die Chemie große Fortschritte gemacht hatte, so suchte man diese zu benutzen, um die Mischung des Körpers zu erklären. Doch auch schon früher hatte die Beobachtung gezeigt, daß der Organismus aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt sey, und manche von ihnen waren auch als hypothetische Ursachen aller Erscheinungen von ihm aufgestellt worden. Da nun aber alle Mischung in dem flüssigen Zustande vor sich geht, so räumten die Iatrochemiker den Säften des Körpers den Vorzug vor den festen Theilen ein und es entstand so die Humoralpathologie, die unter den mannichfaltigsten Formen von Hippokrates bis auf unsre Zeiten aufgestellt worden ist. — Auf solche Weise nun entstanden im Verlauf von 2000 Jahren eine große Menge verschiedner Systeme. Wurde aber eins oder das andre an die Erfahrung gehalten, und in derselben unbefangenen geprüft, so mußte sich jederzeit das doppelte Resultat ergeben, es sey durch das System nur ein Theil der Erscheinungen erklärt worden; und wer vorher einem System gehuldigt hatte, und zu dieser Ueberzeugung kam, der behielt wohl das Gute und gab die größern Ansprüche des Systems auf. So entstand der Eclecticismus, der auf dem Standpunkte der Empirie

de dogmatischen, durch den Verstand geschaffenen Systeme betrachten und benutzet. — Obder aufstrebend erblühten wir den Skepticismus, aber auch noch befangen in der Region des Verstandes. Das Unbefriedigende jeder Wissenschaft, die in dem Verstande allein wurzelt, erkannte er, und wagte es nicht, sich über dieselbe zu erheben, zweifelte daher lieber an der Wissenschaft überhaupt und ihrer Nützlichkeit. Auch er hat sich unter den philosophischen Werken bewiesen, obwohl seltener, als jede andre Betrachtungsweise, gezeigt. c) Wohl hat sich in manchem Kopfe schon eine Vernunftansicht (Rationalismus) der Naturwissenschaft und Medicin gezeigt; wohl hater Ideen aus dem Schooße der Vernunft genommen, unter verschiedenen Namen ausgesprochen, mit mannichfaltigen Bildern ausgeschmückt und verglichen worden. Aber die Nachfolger blieben beim Worte und Wilde stehen, und erhoben sich nicht zu der Idee, zu dem, was bezeichnet werden sollte; oder waren ruhig die Vernunftideen unmittelbar und nicht über die Gränze der Deduction und Abstraction auf die Erfahrung, die sich wohl fügen möchte, aber, und stellten so religiöse und moralische Systeme auf, die noch nicht auch nur um ein Haarbreit die Wissenschaft erweitert und bereichert haben; oder man begnügte sich wohl gar mit der erreichten Höhe und war stolz genug, nicht wieder herabzusteigen in das Gebiet der Empirie, und es wurde die geistige Allseitigkeit eine wahre Indifferenz gegen alle Mannichfaltigkeit. Die alte und neue Zeit liefert Belege zu diesen Bemerkungen und fordert uns auf, auch gegen den jetzt gegebenen Rationalismus auf unserer Hut zu sein, und es geschieht dies nur, wenn wir dem Verstande und der Beobachtung ihre wohlbegründeten Rechte einräumen. Nur wo Beobachtung, Reflexion, Abstraction, Deduction und Construction sich durchdringen und wechselseitig unterstützen, nur

Wissenschaft und Kunst in ihrer ganzen Ausdehnung die Wissenschaft und Kunst der Medicin bearbeitet worden und hat endlich erreicht, daß es notwendig wurde, diese in mehreren Theilen zu theilen. Es ist jetzt die Aufgabe, diese Theile anzugeben, und zu zeigen, wie wir oben bestimmte Theile des Lebens, so wird es die höchste Aufgabe, auf welche alle ihre einzeln wirken. Und es kann dies nicht genügend ihren Allgemeinheit, so in ihrer Abstraktion zu thun ist die Aufgabe 1) der allgemeinen Naturwissenschaft, die auch wohl philosophische genannt wurde. Zeit und Raum, Kraft und Bewegung finden. In dieser Betrachtung werden die eben als Bedingungen des Lebens betrachtet, die lassen sich auf mechanische, chemische

Die beiden ersten Klassen beziehen sich auf die mechanischen auf den äußeren Raum), die letztere auf die Zeit. Betrachtung der mechanischen (Größe,

Form, Gestalt, Dichtigkeit, Ausdehnung, Erdbarkeit, Dimension, Durchdringlichkeit) und der dynamischen (Bewegung, Cohäsion, Adhäsion, Schwere, Magnetismus, Elektricität, Galvanismus, Schall, Wärme, Licht) bestimmt; dahingegen 2) die Chemie die Mischung der sogenannten chemischen Verbindungen betrachtet. Beide aber

Manen nur durch Beobachtung und das Mittel derselben, durch das Experiment die Erscheinungen selbst kennen lernen, beide sind daher als bloß empirische Doctrinen der philosophischen Naturwissenschaft gewissermaßen entgegengesetzt, oder sie erscheinen vielmehr als die empirischen Theile derselben, die in ihr ihre Begründung und Erklärung finden müssen. — Es äußert sich aber das Urtheil in verschiedenen größern oder kleinern Kreisen, die zur Begründung verschiedener Doctrinen führen. In so fern keine Kenntnisse im großen Welganzen betrachtet werden, so erhalten wir 4) die Kosmologie (gewöhnlich Astronomie genannt) und Kosmogonie; von denen und jene freilich nur zur Kenntniss der Gestirne, ihres Standes gegen einander, und ihrer Bewegung führt; diese aber besteht in bloßen Hypothesen und Annahmen. Mehrere und mannichfaltigere Kenntnisse gewährt und dagegen 5) die Geologie und Geogenie, weil der Kreis kleiner und unserer Individualität näher liegt. Als Theile der ersten sind die Kosmographie, Hydrologie und Mineralogie aufgestellt worden; denn unter der vielfachen Form des Luftigen, Tröpfbarflüssigen und Starren erscheinen uns die Theile der Erde. — Aber auf derselben und zwar auf der äußern Rinde derselben (Humus genannt, den man, als ein in sich geschlossenes Ganze gar wohl betrachten kann und muß) erblicken wir eine unzählige Menge Individuen, welchen ein eigenbäumlisches Leben zukommt. Sie sind in zwei große Classen, in die der Pflanzen und Thiere getrennt. 6) Die Phytologie (Botanik) betrachtet das Individuallleben der Pflanze, die sich sämtlich auf die Materie, Haltung derselben beziehen. Habet ferner, in denen außer den vegetativen nennt) die eigentlich thierischen, zu beobachten werden. Die Doctrin, die sich mit dem Bau (7) der Zoologie anatomia und physiologia comparata fere Beschreibung der Thiere, als Eigenschaften sind zwar für den Arzt nützlich, genzlich medica. Doctrinen einen großen genommen nicht zu der Medicin und den gerechnet; sie müssen aber hier kennen zu lernen, welche die Urtheile trifft. Ist nun aber der Mensch das Individuum, an welchem die Medicin die Kenntnissen der Idee des Lebend erkennen will, ist er es, den sie, als Kunst, im vollkommensten Zustande erhalten will; so werden natürlich alle die Wissenschaften, die den Menschen betrachten, in einer nähern Beziehung zu ihr stehen. So namentlich 8) die Anthropologie, die zwar verschieden, aber am besten wohl so bestimmt wird, daß sie die Eigenthümlichkeiten des Menschen und seine Verfassendheit von den Thieren betrachte; 9) die Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, die über das Vorkommen und über die Verbreitung des Menschen auf der Erde und die daher rührende Verschiedenheit der Rassen handelt; 10) die Psychologie, die insbesondere die geistigen Lebenserscheinungen am Menschen kennen lehrt; 11) die Anatomie (s. d. Art.), welche die Gestalt und Lage der Organe durch ein künstliches Öffnen des Leichnams entdeckt und in ihren einzelnen Theilen als Osteologie die Knochen, als Synchondriologie die Bänder, als Myologie die Muskeln, als Splanchnologie die Eingeweide, als Angiologie die Gefäße, als Neuro-

ogie die Nerven, als Neurologie die Fesseln beschreibt; 12) die organische Physik, in welcher die mechanischen Erscheinungen des menschlichen Körpers (Schwere, Trägheit, Flächheit, Erde, Erhalt u. m. s. 13) die Anthropochemie, in welcher die Mischung der einzelnen Theile gelehrt wird; und 14) die Physiologie, welche alle die genannten Erscheinungen in Vereinigung mit einander und mit den dynamischen, die ihr Eigenthum sind, betrachtet und sie zugleich als Ausprägungen des Lebens erkennt, und dieses eben in ihrem allen nachzuweisen hat. In dieser erkennen wir die Basis aller der Wissenschaften, so im strengsten Sinne zur Medicin gerechnet werden, und die wir jetzt aufzählen wollen. Sie stützen sich aber auf den dreifachen Zustand, in welchem und das Leben erscheint, auf die Gesundheit, Krankheit und Heilung. Die Wissenschaft nämlich von der Gesundheit, ihrem Wesen, ihren urtheillichen Momenten oder Bedingungen und ihren Zeichen wird 15) Hygiene genannt oder 16) Diätetik, wenn aus ihrer Lage abstrahirt und als Regeln des Verhaltens hingestellt werden; so daß jene eine reinere Wissenschaft ist, die der auch einen Kunstweck fordert. Besondere Modificationen der letztern gewähren: die Makrobiotik (s. d. Art.), Eubiotik, Polidiotik, Mesocholotik; 17) Pathologie handelt, ihrem Wesen, ihren Zeichen genannt. Die Betrachtung der wird auch unter dem Namen der angesehen, und wurde sonst etwas ungenügend die Lehre von den Erscheinungen der Krankheiten Compendiös (besser vielleicht Phänomenologie) heißt. Hier es erscheint die Krankheit, obwohl in ihrem Wesen noch nur eine ist, unter sehr unterschiedenen Gestalten und Formen, die gradhlich Krankheitsformen der auch einzelne Krankheiten genannt werden; 18) die Nosologie handelt von diesen, ihren Ursachen und Symptomen, und ist insbesondere bemüht, durch Eintheilung aus diesem Mannichfaltigen ein Ganzes zu bilden, ein sogenanntes nosologisches System aufzustellen. 19) Die pathologische Anatomie gibt Kunde von den mechanischen und Structurveränderungen; 20) die pathologische Chemie, wenn sie einst erkennen wird, von den Mischungabweichungen der Theile in dem krankhaften Zustande. — Aus der Nosologie wird 21) die Nosographie oder die Kunst, aus den vorhergenannten Ursachen auf den gegenwärtigen Zustand zu schließen, und aus der Symptomatologie 22) die Symptomatik, Diagnostik, Prognostik. Die erste ist die Kunst, aus den Symptomen auf den Krankheitszustand; die andere die Kunst, bei ähnlichen Symptomen auf eine verschiedene Krankheit zu schließen; und die dritte endlich die Kunst, aus der Vergangenheit und Gegenwart einen zukünftigen Zustand, den Ausgang der Krankheit zu errathen. — 23) Therapie ist die Lehre von der Heilung der Krankheiten. S. d. von dem Wesen, den Zeichen und den Ursachen der Heilung, und es erhält, indem sie dies leitet, gradhlich auch das Verworf der allgemeinen Therapie; 24) die specielle Therapie handelt von einzelnen Krankheiten und ihrer Heilung. Dieser aber zur Ergänzung und mannichfaltig in sie eingreifend erblicken wir 25) die psychische Heilkunde, die sich mit den Geistesthätigkeiten und der Art und Weise durch Einwirkung auf den Geist zur Heilung der Krankheiten überhaupt befaßt; 26) die Chirurgie, welche die mechanischen Krankheiten und die Art und Weise, durch mechanische Mittel Krankheiten zu heilen, betrachtet, und endlich 27) die Arznei-

stetria, Accouchement, die die Erleichterung, Beförderung des Geburtsgeschäftes zum Zweck hat. — Gehen wir nun aber im Gegentheil von den äußern Mitteln zur Heilung aus, so erhalten wir 28) die *materia medica*, die den Begriff eines Arzneimittels vorausschickend, die einzelnen nach irgend einer Anordnung betrachtet, von einem jeden aber die äußern Eigenschaften und die Wirkungsart auf den Organismus angibt; an diese schließt sich 29) die *Pharmacie*, welche die einfachen Mittel aufzubewahren, und die zusammengesetzten, die immer in der *Officin* vorrätzig (*officinell*) seyn sollen, zuzubereiten lehrt; und 30) das *Formulare* an, als welches die Anweisung, in welcher Form die Arzneimittel am zweckmäßigsten verordnet werden; 31) die *Clinik* oder *medizinische Praxis* benutzt denn endlich die Resultate aller dieser Doctrinen, und macht die Anwendung, verliert aber dabei die wissenschaftliche Form, und stellt vielmehr Kunstregeln auf. — Endlich aber wird die Medicin auf sich selbst bezogen und auf die Art und Weise ihrer Ausbildung reflectirt und derselben nachgeforscht 32) in der Geschichte und Literargeschichte derselben; oder sie wird auf den Staat und das Wohl der Bürger im Ganzen bezogen und wird dann 33) *Staatsarzneikunde* genannt, die in die *medizinische Polizei* und *gerichtliche Medicin* zerfällt; oder 34) man sucht auch Laien dieses und jenes aus der Medicin mitzutheilen und stellt dann eine *populäre Medicin* auf, von der wohl die *Hebammenlehre* den wichtigsten Theil ausmacht. — — Schon die historische Kenntniß dieser so zahlreichen Doctrinen setzt mancherlei Talente und Vorkenntnisse voraus; aber die praktische Anwendung der hier erhaltenen Lehren oder die Ausübung der *medizinischen Kunst* erfordert noch mehr. Wer sich daher der Medicin widmen will, der prüfe sich, ob er die nöthigen Eigenschaften zum Arzte und die Vorkenntnisse besitzt (s. d. Art. Arzt.) Zuerst aber soll er sich einer guten körperlichen Gesundheit erfreuen, die freilich nicht immer Eigenthum der Gelehrten ist. Aber der schwächliche, kränkliche Arzt wird vorzüglich unfähig, seine Bestimmung als Künstler zu erfüllen. Gesunde und wo möglich scharfe Sinne, welche die Beobachtung erleichtern, sind ihm vorzüglich notwendig. Unter den geistigen, intellectuellen Eigenschaften ist keine, die ihm ohne Nachtheil fehlen könnte. Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Einbildungskraft, gesundes Urtheil und Schlußkraft sollen schon bis auf einen gewissen Grad bei demjenigen gebildet seyn, der sich der wissenschaftlichen Medicin widmen will. In der Praxis aber soll ein jeder Arzt Humanität, Geduld, Sanftmuth, Theilnahme an dem Schicksale andrer, Leidenschaftlosigkeit, Herrschaft über sich und eine männliche Ruhe, Gemeinsinn und Moralität mitbringen; dabei soll er auch Menschenkenntniß, Klugheit und Gewandheit im Umgange mit andern besitzen; überhaupt aber ein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft und Kunst mit dem für das Individuum zu verbinden wissen. — Was die Vorkenntnisse angeht, so bestehen sie vorzüglich in der Kenntniß der beiden alten gelehrten, und einer oder einiger andern Sprachen, in der Bekanntschaft mit der Geschichte, Oekonomie, Mathematik und Philosophie. Es tragen diese Wissenschaften theils dazu bei, den Geist des Menschen auszubilden, ihn auf die Stufe der Bildung zu erheben, die schon dem angehenden Arzte Noth thut, theils ist auch ihr Inhalt selbst für den Arzt von Wichtigkeit, und bald Mittel zur ärztlichen Bildung selbst, bald selbst ein Stützpunkt, Basis derselben. — Auf Akademien wird gewöhnlich der *medizinische Unterricht* ertheilt, jedoch wird Niemand sich hier dem mündlichen Unterrichte allein anvertrauen, sondern es muß zu diesem eine fleißige und gewählte

Lectüre, so wie eigne Übung, Beobachtung ac. hinzukommen. Die Zeit des akademischen Cursus ist auf 4 bis 5 Jahre zu bestimmen, und auch um in dieser Zeit den medic. Cursus zu vollenden, muß man die einzelnen Wissenschaften recht angßlich eintheilen. Folgender Studienplan scheint der zweckmäßigste: Im ersten Halbjahre, welches am besten zu Ostern anfängt, und vorzugsweise vorbereitend seyn soll, ist fortzusetzen: a. das Sprachstudium und ein kritisches Collegium über einen lateinischen und griechischen Classiker zu hören; b. das Studium der schönen Künste und Aesthetik; c. Studium der Philosophie; nach der gewöhnlichen Einrichtung über Logik und Metaphysik zu hören; an diese aber muß sich das Studium der philosophischen Systeme vorzüglich der neuesten Zeit anschließen; d. die Mathematik, e. Botanik, die keine große Vorkenntnisse voraussetzt; — f. Osteologie und Syndesmologie; g. medicinische Encyclopädie und Methodologie, von einigen auch Propädeutik genannt. Das zweite Halbjahr sey vorzugsweise der Betrachtung der leblosen Natur gewidmet. a. Die Anatomie und das Studium des menschlichen Körpers in seinem todtten Zustande ist die Hauptwissenschaft für dieses Halbjahr, daneben muß aber auch b. Physik, c. Chemie, d. allgemeine Naturgeschichte und e. allgemeine philosophische Naturwissenschaft (als Vorbereitung zur Physiologie) studirt werden. Ueberdies kann über die Logik und Metaphysik noch einmal oder über eine andre philosophische Doctrin (Moralphilosophie, Aesthetik) oder über Geschichte noch ein Collegium gehört werden. Die Beschäftigungen des dritten Halbjahres sind: a. Physiologie als Hauptwissenschaft, b. Psychologie, c. Anthropologie, d. Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, e. Hygienie, f. Mineralogie, g. Repetition der Anatomie in einem Examinatorium, h. Wiederholung oder Fortsetzung der Botanik. Im vierten Halbjahre, welches der Kenntniß des Lebens im kranken Zustande und der Mittel gegen denselben bestimmt ist, machen a. die Pathologie und b. die Heilmittellehre die Hauptwissenschaften aus. Dabei aber muß sich der Schüler c. im anatomischen Präpariren üben und sich dadurch die Anatomie vollends aneignen; überdies kann auch d. die psychische Heilkunde recht schon studirt und darüber gehört werden; e. die Physiologie aber ist und zwar am besten in disputatorischer Form zu repetiren. Auch ein philosophisches oder historisches Collegium zu besuchen wird noch Zeit übrig seyn. Im fünften und sechsten Halbjahre, die beide mit einander in der Betrachtung verbunden werden (weil die mehresten jetzt zu hörenden Collegia ein ganzes Jahr hindurch dauern und weil es von andern gleichgültig ist, ob sie im fünften, sechsten oder siebenten Halbjahre gehört werden) und die der Betrachtung des Lebens im Zustande der Heilung vorzüglich gewidmet sind, machen a. die allgemeine und specielle Therapie, b. die Chirurgie, c. die Lehre von der Entbindungskunst (Accouchement) die Hauptwissenschaften aus. Damit ist aber auch d. das Studium der Pharmacie, e. die Lehre vom Formulare, Receptirkunst, f. die Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin und medicin. Polizei; g. die Geschichte und Literatur der Medicin zu verbinden und h. das Disputatorium, was sich jetzt auch auf pathologische Gegenstände ausdehnt, fortzusetzen; i. die Nosologie und nosologischen Systeme; k. Semiotik und l. pathologische Anatomie können wohl dem Privatstudio überlassen bleiben. Das siebente, achte und wenn es möglich ist, die Studienzeit so lange auszudehnen, auch das wenn

te und zehnte Halbjahr sind nun endlich der praktischen Übung selbst bestimmt und es ist diese zu erhalten a. in einem *Hospitallinico*; b. in einem *Policlinico* (clinic. ambulator.); c) in einem chirurgischen *Clinico* und d. im *Gebärhause*. Ueberdies wird jetzt auch noch ein oder das andre *Collegium*, das früher nicht gehört werden konnte, nachgeholt, die Übungen im Schreiben und Disputiren werden fortgesetzt und die *Specimina* ausgearbeitet. So ist die Zeit des akademischen Lebens zweckmäßig eingetheilt, und wer sie gewissenhaft benützt, wird aus derselben gehörig vorbereitet in das bürgerliche Leben eintreten, er wird auch hier und zwar das ganze Leben hindurch immer noch mehr lernen können und müssen; aber es wird ohne Nachtheil für die Kranken geschehen, welche Hilfe suchen. Hier, im bürgerlichen Leben kommt denn der Arzt in ein Verhältniß a. mit dem Kranken selbst, das sich auf Zutrauen und Achtung von der einen, und auf Wohlwollen, Lust zu helfen und zu erleichtern von der andern Seite gründen soll. Ist Folgsamkeit und Offenheit, und einige Belohnung der ärztlichen Mühe vom Kranken zu erwarten, und dessen Pflicht, so sind die Pflichten des Arztes noch größer und finden nur in der eignen Brust desselben ihre Belohnung, wenn sie erfüllt, oder ihre Strafe, wenn sie vernachlässigt wurden; nur in sehr seltenen und groben Fällen kann darüber von einem Gerichtshofe geurtheilt werden. Mit der größten Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, und mit Wohlwollen soll der Arzt die Kranken behandeln, sie gehörig oft besuchen, und ein *Krankenjournal* führen. Ehre und Ruhm soll er daran wagen, dem Kranken zu helfen, und kann er dies nicht, seinen Zustand erleichtern, jedoch nie (wie wohl gar von manchen aus lafterhaftem Mitleiden gefordert worden ist) den Tod beschleunigen. Er soll die Kosten der Kur, so viel möglich, mindern, und selbst keinen Unterschied unter reichen und armen, vornehmen und geringen Kranken machen. So, aber auch so nur wird der Arzt ein wahrer Wohltäter, ein Helfer in der Noth, ein rettender Engel! b. Auch auf die Angehörigen des Kranken erstreckt sich seine Wirksamkeit; er soll sie trösten in der Trauer, aufwiegen in der Verzweiflung; er muß ihnen so oft Trauriges sagen, und soll dies mit Schonung, tröstendem Mitgefühl und Klugheit thun. Sind sie zugleich auch die Wärter des Kranken, so hat er sie vorzüglich zu beobachten und zu instruiren; hat der Kranke eine ansteckende Krankheit, so soll er sie zu schätzen und zu bewahren suchen; c. ferner kommt er in Berührung mit dem vielköpfigen Publikum, das nie einzig wird mit sich selbst, vielweniger mit andern; und doch muß es der Arzt gewinnen; und es soll dies geschehen durch gehörige Besorgung der Kranken, durch Verschwiegenheit und alle andere Tugenden, die den Mann zieren, durch Vermeidung der Fehler überhaupt, insbesondere aber dadurch, daß er Parthei zu nehmen, Biß und Satyre vermeidet. Indem er dies thut, wird er ja wohl der Basen, Lanten, alter Jungfern, denen er den Hof macht, Friseure, Lohnbedienten, die wohl bezahlt durch Hoffnung oder Geld sein Lob ausposaunen, und anderer sonderbarer Kunstgriffe nicht bedürfen, um einen Theil desselben zu gewinnen. Um aber einen recht großen Theil desselben sich geneigt zu machen, verheirathe er sich mit der ältesten Jungfer, dem Glücke. d. Mit dem Staate lebt er zwar in wenigerer Berührung, als irgend ein anderer Beamter, jedoch ist es für ihn ganz besondere Pflicht, den Satzgesetzen nachzukommen, und in Zeugnissen gewissenhaft zu seyn. Dagegen muß der Staat ihn schätzen, für seine Belohnung und für die Bildung neuer Aerzte sorgen. e. Endlich kommt er wohl oft in Be-

erhöhung mit andern Aerzten; er achte in ihnen die Kunst und den Menschen und er wird sich vor einem gewöhnlichen Fehler in diesem Verhältnisse bewahren; nicht Herabwürdigung des fremden Verdienstes, sondern eignes soll ihn auszeichnen. — Groß sind die Pflichten, groß die Beschwerden des ärztlichen Standes; und eine so ununterbrochene Arbeit, wie sie eine größere Praxis gewährt, eine so künstlich - gezwungene Haltung, als sie der Arzt bedarf, so unbillige Anforderungen, als bisweilen gemacht werden, der Umgang mit rohen und schlechten Menschen, der Undank, den der Arzt öfter, als jeder andre erfährt, die beleidigendsten, empörendsten Nachreden, denen auch der beste Arzt nicht entgeht, das Gefühl, nicht immer helfen zu können, der drückende und das Herz beengende Zwiespalt, in den er bisweilen über die Behandlung einer Krankheit geräth, die Gefahren der Ansteckung, denen er sich aussetzt, alles dies sind wohl Beschwerden, die in einem schlechten Verhältnisse stehen mit den äußern Belohnungen, die er erhält. Ein sich selbst muß er die beste auffuchen, und in der Beschäftigung mit einer der edelsten Künste, in einer der interessantesten Wissenschaften, und in der Ehräne des Dankes, die ihm wohl auch bisweilen zu Theil wird. — BP.

Medicin, gerichtliche, medicina forensis (s. d. vorig. Art.). Sie unterscheidet sich von der medicinischen Polizei dadurch, daß sie der Inbegriff aller Kenntnisse, aus den sämtlichen Zweigen der Arzneiwissenschaft gesammelt, ist, welche den Arzt in Stand setzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenstand durch medicinische Grundsätze ins Licht gesetzt werden muß, den nöthigen Aufschluß mitzutheilen. Der dazu bestellte Arzt ist der gerichtliche Arzt, und keiner sollte dazu ernannt werden, der nicht nur in seiner Wissenschaft die gründlichsten Kenntnisse besitzt, sondern auch sich täglich mit den Fortschritten derselben bekannt macht. Der gerichtliche Arzt muß nun Besichtigungen und Untersuchungen lebender und todtier Menschen, und zuweilen auch, wie bei Vergiftungen, chemische Untersuchungen anderer Körper vornehmen. Gegenstände der gerichtlichen Medicin sind im Allgemeinen folgende: Untersuchung aller Verletzungen an Menschen, Bestimmung der Tödtlichkeit derselben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. s. w.; oder nach der Menge der Beschädigungen, oder nach der Beschaffenheit des verletzten Theils, des Kopfes, Halses, der Brust, des Unterleibes, innerer Theile u. s. w.; ferner Untersuchung über Fälle von Erstickung, Vergiftung, Selbstmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todt oder noch lebende Kinder, Untersuchung über das Absterben eines Kindes vor oder nach der Geburt durch die Lungenprobe (s. d. A.); Untersuchung über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Bestimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militärdienst, Bestimmung bei Zweifel über das Alter eines Menschen; Untersuchungen bei Fällen von geschwüdrigem Beischlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen. H.

Medicinalanstalten sind überhaupt alle Anordnungen und Einrichtungen, welche im Staate der Gesundheit wegen getroffen werden; besonders die vom Staate selbst ausgehenden Veranstellungen dieser Art, welche die gesetzmäßige Ausübung der Medicin betreffen; im engsten Sinne, den Medicinalpersonen entgegengesetzt, alle stehende oder vorübergehende medicinische Einrichtungen im Staate.

Medicinalcollegium, Sanitätscollegium, s. d. Art. **Polizei** (medicinische) und **Medicinalverfassung**.

Medicinalgewicht ist $\frac{1}{4}$ geringer als das bürgerliche. 1 Pfund enthält 24 Loth; 2 Loth eine Unze (wird bezeichnet \mathfrak{z}); eine halbe Unze \mathfrak{z}_a ; 1 Loth 4 Drachmen, 1 Drachme \mathfrak{z} drei Scrupel; 1 Scrupel 20 Gran, (ein Gran wird bezeichnet: gr. 1).

Medicinalordnung, begreift die obrigkeitlichen Verordnungen über das Medicinalwesen, welche gewöhnlich in einem besondern Gesetze enthalten sind und sich über alle Gegenstände der medicinischen Polizei erstrecken.

Medicinalpersonen, s. Polizei, medicinische.

Medicinalpolizei, s. denselb. Art.

Medicinalverfassung ist derjenige Theil der Staatsverfassung, der sich auf die Medicinalpflege, auf die Sorge für Medicinalpersonen und Medicinalanstalten bezieht. Auch dieser Theil der Staatsverfassung muß eben so zweckmäßig organisiert seyn, wie ein jeder andre, und nur mit Unrecht und großem Nachtheil wird er in den mehresten Staaten vernachlässigt, und den übrigen hintangeseht. In kleinern Staaten kann er einfach seyn und wird nur aus wenigen Personen bestehen; in größern aber wird er mehr zusammengesetzt, was in jenen einer einzelnen Person übertragen werden kann, dafür müssen in diesen Collegien errichtet werden, die aus mehreren Gliedern bestehen. — Die besondere Einrichtung wird sich daher theils nach der Größe des Staats, theils nach besondern Localitäten, und nach der Staatsverfassung selbst richten müssen. — Im Allgemeinen ist eine oberste Medicinalbehörde nöthig, welche die höchste Instanz in allen Angelegenheiten seyn muß, die sich auf das Gesundheitswesen der Bürger, oder auf das Medicinalwesen beziehen, eine Behörde, die nicht bloß beratende oder gesetzgebende, sondern auch executive Gewalt haben muß (s. medicin. Polizei). Ist das Land für ein solches Collegium (Medicinalcollegium) zu groß, so müssen demselben mehrere andere in den einzelnen Distrikten untergeben seyn, welche am füglichsten mit den Universitäten zu verbinden sind, wenn jenes nothwendig in die Residenz gehet und unter den Augen des Fürsten arbeiten muß. Diesen Ober- und Untercollegien (Facultäten) wird Alles, a) was sich unmittelbar auf das Gesundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenstand der medicinischen Polizei ist, b) die Aufsicht über den Unterricht in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung desselben, so wie die Prüfung der Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wohl auch der Krankenwärter, zu übertragen seyn. c) Sollen sie die Aufsicht über alle die Anstalten führen, die der Staat zum Unterrichte der jungen Aerzte, Chirurgen etc., oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanstalten, Krankenhäuser) eingerichtet haben muß. d) Endlich ertheilen sie auch responsa, im Fall eine gerichtliche Entscheidung sich auf medicinische Kenntnisse stützt; sie verwalten also die gerichtliche Medicin (s. d. A.). In Hinsicht auf gerichtlich-medicinische und medicinisch-polizeiliche Gegenstände sind die s. g. Physici die Repräsentanten und Organe der Facultäten; diese sollten wohl besser besoldet werden, als es gewöhnlich ist; auch wäre es zweckmäßig, sie von den Facultäten und Collegien nicht bloß prüfen, sondern auch wählen zu lassen. — Die übrigen Aerzte und Wundärzte leben im Staate als freie Künstler, auf ihre Arbeit wird von ihm wenig geachtet, ihre Besoldung hängt von der Willkühr der Einzelnen ab. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter strengere Controlle genommen, sie müssen nach Vorschriften (Dispensatorien) arbeiten; ihre Officinen werden von Zeit zu Zeit geprüft;

die Zahl derselben an einem Orte ist bestimmt. — Zweckmäßige Anstalten zur Heilung der Krankheiten (Brunnen- und Badeanstalten und Krankenhäuser) und zur Bildung neuer Aerzte, Wundärzte u. s. w. machen endlich wichtige Zweige der Medicinalverfassung aus; denn diese können ja vom Einzelnen nicht eingerichtet werden. — B. P.

Medien, die größte und wichtigste Provinz des persischen Reichs, deren Gränzen gegen Morgen Syrien und Parthien, gegen Mittag Persis und Euhana, gegen Abend Assyrien und Armenien, gegen Mitternacht das caspische Meer waren, so daß es das heutige Iran, Azerbidshan, Gilan und die Westhälfte von Mazanderan umfaßte. Es war vermöge seiner vielen Gebirge von Natur fest, von streitbaren Männern bewohnt, und zum Theil wohl angebaut. Schon vor der persischen Periode war Medien als ein eignes unabhängiges Reich in der Geschichte bekannt. Ninus, der Stifter der assyrischen Monarchie, eroberte es. Nach der Zertrümmerung der assyrischen Herrschaft gelang es einem Statthalter dieser Provinz, Medien zu einem unabhängigen Reiche zu erheben. Es ward nun bald das mächtigste unter den Reichen, welche aus der assyrischen Monarchie entsprungen waren, und vereinigte sie endlich, wenigstens das Neu-Assyrische, unter seinen Scepter. Durch Cyrus (s. d. Art.) wurden zwar die Meder ihrer Oberherrschaft beraubt und den Persern unterworfen, welche sie bisher wegen ihrer Armut für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Besiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, sondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb Medien immer in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des persischen Reichs; nur die nordwestlichen Striche, welche vor Cyrus zu Assyrien gehört zu haben scheinen, rissen sich auf einige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die persische Monarchie erobert hatte, gab er Medien einem inländischen Statthalter, Namens Atropates, entzog ihm aber in der Folge die gegebne Stelle wieder. Aus der spätern Geschichte aber erhellt, daß dieser sich dennoch in den nördlichen Gebirgsgegenden behauptete, auch als nach Alexanders Tode Medien seinen eigenen macedonischen Statthalter erhielt. Er vererbte seine Würde auf seine Nachkommen, welche ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbarn, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgiebigkeit, theils mit gewaffneter Hand, sich unabhängig zu erhalten mußten. Zur Zeit der ersten römischen Kaiser war das Land noch unabhängig, nachher aber kam es unter die Herrschaft der Parther. Medien bestand eigentlich aus drei Haupttheilen: aus dem südlichen eigentlichen Medien, auch Groß-Medien genannt, mit der Hauptstadt Ecbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene; und aus den nördlichen Strichen längs der Küste des caspischen Meers, Nord-Medien.

Medina, Medina al Nabi oder die Prophetenstadt, in der arabischen Provinz Hedschas, eine kleine Stadt, welche dadurch berühmt ist, daß Mahomet im J. Christi 622 dorthin flüchtete (von welcher Flucht die Mahomedaner ihre Zeitrechnung beginnen), und dort in einer von ihm selbst erbauten Moschee begraben liegt. Der angeblich noch unverfälschte Leichnam befindet sich in einem Sarge von weißem Marmor, welcher zwischen den Särgen der Califen Abubekr und Omar auf der Erde steht und mit kostbaren Teppichen bedeckt ist. Das Grab wird von vierzig schwarzen Verschnittnen bewacht. In dem höhern Stockwerke des Gebäudes sollen große Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen befindlich seyn, lauter Geschenke frommer Seelen; sie sind zum Gebrauch

des Sultans im Falle eines Religionskriegs bestimmt. Die Stadt Medina steht unter dem Sherif von Mecca, der einen Statthalter und eine Besatzung dahin schickt. Auch hat der türkische Kaiser einige Soldaten dort.

Mediolanum, Mediolano, s. Mailand.

Medoc, s. Weine.

Medusa, eine von den drei Gorgonen (s. d.). Neptun verliebte sich in ihre Schönheit und umarmte sie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit und bildete sie in ein abschreckendes Scheusal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte sie die furchtbare Kraft bei, Jeden, der sie ansah, in Stein zu verwandeln. Perseus (s. d. Art.) tödtete sie endlich mit Hülfe des Pluto und der Minerva, schnitt ihr das furchtbare Haupt ab, und übergab es der Minerva, welche es auf ihrem Schilde befestigte und im Gigantenkriege davon Gebrauch machte. Aus dem Blute der getödteten Medusa entsprangen Pegasus (s. d. Art.) und Chrysaor; nach Ovid, auch die vielen Schlangen Lysiens. In den Zeiten der schönen Kunst Griechenlands wurde das häßliche Medusenhaupt in ein Ideal ruhender Schönheit verwandelt. Diese spätern Medusenköpfe, sagt Mayer, sind ein wunderbar gemischtes Ideal von Amuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Büttingers Furiennaske finden sich drei Abbildungen von Medusenköpfen nach den Vorstellungen des Alterthums.

Meer bezeichnet im Allgemeinen die gesammte Masse salzigen Wassers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, oder ungefähr $6\frac{1}{2}$ Million geographischer Quadratmeilen umfaßt. Will man nur einen gewissen Theil dieser Masse bezeichnen, so bestimmt man ihn durch einen Beinamen näher, z. B. atlantisches, indisches, mittelländisches Meer, Eismeer, Südmeer u. s. w. Das Uebermaß des Wassers auf der Erde scheint nöthig zu seyn zur Unterhaltung der Quellen und der daraus entstehenden Flüsse, so wie überhaupt zur Fortsetzung des ewigen chemischen Processes in der Atmosphäre. Denn unaufhörlich erheben sich Dünste aus dem Meere, welche die Atmosphäre erfüllen, als Wolken über die ganze Erdoberfläche getrieben werden und in Regen herabfallen, und unaufhörlich saugt das Meer eine Menge mephitischer Gasarten dafür aus der Luft ein, die sich ohne diesen Proceß anhäufen und dem Leben der Thiere nachtheilig seyn würden. Daß ehemals das Meer einen noch viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte, beweisen die unwiderleglichsten Thatsachen. — Das Becken oder der Raum, worin das Meer enthalten ist, läßt sich in Rücksicht seines Grundes und in Rücksicht seines Randes (der Ufer, Küsten, Gestade) betrachten. Der Meeresgrund ist eine Fortsetzung des trocknen Landes, nur daß er tiefer liegt. Wie auf dem festen Lande, findet man auf ihm abwechselnd Moräste, Triebsand, lehmigen, thonigen, steinigen und kalkigen Grund. Bei Marseille enthält das Meer den schönsten Marmor auf seinem Boden. Aunderwärts gibt es Lager von Muscheln und andern Schalthierern oder Wäldern von Corallen; ferner finden sich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und sogar süße Quellen in der Meeres Tiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweisen die vielen Inseln, welche nichts anders als über der Meeresfläche mehr oder weniger emporragende Berggipfel sind; da, wo die Berge sich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden sie Antiefen; die Inselgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meeresgrundes aus. Zur Genüge erhellt aus dem Gesagten, daß die Tiefe des Beckens sehr verschieden seyn müsse. Die Abwech-

lung ist in einigen Gegenden ungemein groß und der Uebergang von Untiefe zu ungeheuren Tiefen, zu deren Ausmessung uns die Mittel fehlen, oft sehr groß. Büsching muthmaßt, daß die größte Tiefe sich auf eine deutsche Meile belaufen möchte. — Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn sie hoch sind, Küsten, wenn sie aber flach sind, Gestade oder Strand zu nennen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Rilda, einer der westlichen schottischen Inseln. Es ragt 600 Faden senkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief ist. Die Ufer von Norwegen sind fast durchgängig steil und das Meer daselbst sehr tief; die holländischen Ufer dagegen sind sehr niedrig und flach. Das Wasser hat in dem ungeheuern Becken des Meers überall ziemlich gleiche Höhe, welche zwischen 27 und 28 Zoll beträgt, und die Ufer nie übersteigt, ausgenommen zur Zeit der Fluth oder starker Stürme, z. B. an dem holländischen Gestade, wogegen das Land durch Dämme gesichert wird. Die Temperatur ist nach der Tiefe verschieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreise etwa ausgenommen, wo das oben schwimmende Eis das Wasser erkaltet, nimmt die Kälte des Meerwassers um so mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von 100 Fuß fast unerträglich. An und für sich scheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung stellt es sich dem Auge in einer blaulich grünen Farbe dar, welche man deshalb auch meergrün nennt. Förster und Andre leiten diese Farbe aus dem Widerscheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erscheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andre Farben, die von der Beschaffenheit des Bodens, beigemischten Substanzen u. dgl. herrühren. Die tiefsten Stellen des Weltmeers sind dunkelblau; flachere sind heller. Gegen den Nordpol sieht das Meer schwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen rothes, schwarzes und weißes Meer rühren mögen, läßt sich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geschmack des Seewassers ist nicht nur salzig, sondern zugleich blickt, bitterlich und so ekelhaft, daß es durchaus nicht genossen werden kann und augenblickliches Erbrechen erregt. Dabei ist es auch ungesund, weil unaufhörlich eine Menge thierischer und vegetabilischer Substanzen darin verfaulen. Selbst zum Waschen ist es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das größte Zeug darin, und dieses behält immer die Eigenschaft an sich, daß es bei jeder feuchten Luft wieder naß wird, so oft es auch an der Sonne getrocknet wurde. Durch Destillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne Maschinen auf den Schiffen, deren man sich im Nothfall bedient, um die Mannschaft vor dem Verdursten zu bewahren. Wenn man das Seewasser chemisch zerlegt, finden sich als Bestandtheile desselben süßes Wasser, Küchensalz, ein aus Salzsäure und Bittersalz bestehendes Mittelsalz, etwas Sypp und Kalkerde, welche Bestandtheile durch Kohlensaures Gas in Auflösung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewassers ist nicht nur an verschiedenen Stellen, sondern auch an einerlei Orten nicht gleich. Man hat in einem Pfunde Seewasser 1 bis 4 Loth Salz gefunden. Irrig ist der Glaube, daß das Salz die Fäulniß des Seewassers verhindere; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es sehr leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume stehen bleibt. Es sinkt alsdann unerträglich und verursacht gefährliche Krankheiten. Mehrere Seefahrer fanden die Meeresoberfläche nach einer dreizehntägigen Windstille faulicht und stinkend. Auch lehrt die Erfahrung, daß im Seewasser alles leichter und schneller fault, als im

reinem Wasser. Durch das Verdunsten kann man das Salz aus dem Seewasser scheiden, und man bedient sich dieses Mittels, um Salz zu gewinnen, häufig in heißen Ländern. Die specifische Schwere des Seewassers ist verschieden, je nachdem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schichten sind salziger als die obern und haben daher eine größere specifische Schwere. Boyle fand das Seewasser 45 Mal schwerer, als das süße Wasser. Daraus erklärt sich, daß Seeschiffe ungleich größere Lasten führen können, als Flußschiffe. — Eine merkwürdige Erscheinung ist das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Zuweilen leuchtet bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt; öfters aber leuchten alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, und wieder zu andern Malen scheint das ganze Meer mit funkelnden Sternen übersät zu seyn. Forster leitet diese Erscheinung aus drei verschiedenen Ursachen ab. Dasjenige Leuchten, welches man nur in der Nähe des Schiffes wahrnimmt, erklärt er für eine Wirkung der durch die Reibung des Schiffes am Wasser bei der schnellen Bewegung erregten Electricität, eine Behauptung, welche durch Versuche, welche Buffon angestellt hat, bestätigt wird. Eine zweite Art des Leuchtens der Meeresoberfläche zur Zeit von Windstillen schreibt Forster phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Substanzen zu; auch dafür sprechen bekannte Erfahrungen. Die dritte Art des Leuchtens endlich, wobei nicht nur die Oberfläche, so weit das Auge reicht, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fische, welche man schwimmen sieht, aus Feuer gebildet scheinen, ist, wie mehrere Versuche dargethan haben, leuchtenden Seewürmern zuzuschreiben, deren es verschiedene Arten gibt. Das Meerwasser muß zwar, vermöge seiner Natur, als flüssige Substanz, fast allenthalben einerlei Höhe haben; indeß leidet dies doch durch besondere Umstände einige Abänderungen. Dahin gehöret, daß die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde unter und bei den Polen stärker wirkt, als unter dem Aequator und in der Nähe desselben. Dieselbe Ursache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß auch ein beständiges Andrängen des schwerern oder stärker angezogenen Wassers der Pole gegen den Aequator hin zuwege bringen, unter welchem es leichter ist, mithin wird das Wasser unter dem Aequator höher stehen, als unter den Polen und daselbst einen Wasserberg bilden, gegen den die höchsten Berge des festen Landes in nichts verschwinden, der aber das feste Land aus dem Grunde nicht überschwemmt, weil dieses unter den Polen auch höher ist. Ein andrer Umstand, welcher von einem ungleichen Stande des Wassers zeugt, ist der, daß unter den vom Lande eingeschlossnen Meerbusen einige niedriger sind als andre. So ist die Nordsee tiefer als die Ostsee, das deutsche Meer höher als das holländische und die Südersee, das rothe Meer höher als das mittelländische. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Verschiedenheit der Wassermassen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Aber noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Ursache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es sich in Thätigkeit durch den Umschwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus diesen drei Ursachen entsteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung, und die Ebbe und Fluth. Die Wellenbewegung entsteht durch die Bewegung der Luft, d. i. durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasser-

flähe und stört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wahren Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßne Theil über den nächstliegenden; dieser wird niedergedrückt, es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen größern Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, so daß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Dieser Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefährlicher, als der Sturm selbst. Die Strombewegung besteht darin, daß das Meer in gewissen Gegenden ohne Rücksicht auf den Wind nach einer bestimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Erde ist die beständige Strömung von Osten nach Westen. An mehreren Orten, wo sie Widerstand findet, nimmt sie eine andre Richtung. So läuft an den peruanischen Küsten das Wasser von Süden nach Norden, am Vorgebirge der guten Hoffnung sogar von Westen nach Osten, also gerade in entgegengesetzter Richtung. Die Hauptursache dieser Strömung ist der Umschwung der Erde um ihre Achse. Aber außer dieser allgemeinen Strömung trifft man im Meere auch noch andre an, welche durch die erwähnte Verschiedenheit des Wasserstandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher stehende Wasser nach dem niedrigen zu abfließt. In gewissen Gegenden giebt es auch periodische Ströme im Meer, d. h. solche, die zu gewissen Zeiten östlich, zu andern westlich laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn sie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geschwindigkeit, Abweichung von dem Striche des Windes hängt von der örtlichen Beschaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meeres die Strudel oder Wirbel, welche entstehen, wenn das Wasser in entgegengesetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Wahlstrom an den norwegischen Küsten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schiffsfahrtskunde unbedeutend. Eine gewisse Bewegung des Meeres wird endlich durch die hineinstürzenden Ströme vom Lande her verursacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merktbar sind. — Ueber die Ebbe und Fluth sehe man den eignen Artikel. — Meerbusen (lat. sinus, ital. golfo) heißt ein schmaler Theil des Meeres, welcher sich tief in das feste Land hineinkrümmt. Er ist von den Buchten und Baysen bloß dadurch unterschieden, daß er größer als diese ist. — Meerenge (lat. bosphorus) ist ein schmaler Durchgang des Meeres zwischen zwei Ländern, oder zwischen dem festen Lande und einer Insel, oder zwischen zwei Inseln. Man nennt ihn auch Straße, Canal, Sand.

Meerfräulein, s. Sirene.

Meergötter. Die Phantasie der Griechen, welche alles belebte, sah auch in dem Meer göttliche Wesen und bildete dieselben nach den verschiedenen Erscheinungen, welche das Meer darbietet, individuell aus. Alle sind untergeordnet dem Neptun (s. d. Art.). Die wichtigsten sind Oceanus, der Beherrscher des äußern Meeres (s. d. Art.), und dessen weibliche Nachkommen (Oceaniden), die unter dem allgemeinen Namen

der Nymphen, d. i. weibliche Götzen der Gewässer (s. d. Art. Nymphen), bekannt sind, und Letztere seine Schwester und Gattin; ferner Pontus (s. d. Art.), der Beherrscher des innern Meers, und dessen Gattin die Oceanide Doris, nebst ihren fünfzig Töchtern, den weissen genden Nereiden, unter welchen Galathea, und Thetis (Mutter des Achill) hervorstechen, und vorzüglich Amphitrite, des Neptuns Gemahlin; ferner der Sohn Neptuns Triton und die Tritonen (s. d. Art.); und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus (s. d. Art.); Glaucus, Palamon, Leucothea und Melicertes (oder Palaemon; bei den Römern Portunus), das Klippenungeheuer Scylla, die sauschenden Sirenen (Töchter des Stromgotts Achelous), und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Oceanus). Man bildete die Meeressgötter mit den mannichfaltigen Attributen von den Erscheinungen des Wassers hergenommen, z. B. die Tritonen auf Seeunwilden blasend, mit Fischleibern u. und gab den Untergöttern der Gewässer meergraue Haare, Schülfränge u.

Meereslänge, s. Länge.

Meeresleuchten, s. Meer.

Meermann (Johann), Herr von Dalen und Duren, ein als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichnetes Niederländer. Er war der einzige Sohn des durch die Herausgabe eines thesaurus juris civilis et canonici und der origines typographicæ der gelehrten Welt rühmlich bekannten, und durch das deutsche Reichsoberhaupt in den Freiherrnstand erhobenen Gerhard Meermann, aus einem alten, angesehenen Geschlechte. Der Sohn war nicht minder groß und berühmter als sein Vater. In Leiden begann er seine Studien in Sprachen, Geschichte, Merkwürdigkeiten, Rechtsgelahrtheit und andern Wissenschaften unter verschiedenen Professoren, und setzte sie in Leipzig unter Ernesti und in Göttingen unter Heyne fort, welcher sein ausgezeichneter Freund blieb. Noch jung begab er sich mit seinem Führer, dem nachmaligen Professor Erp zu Heidelberg, auf eine lange Reise nach England, Italien, Frankreich und dem größten Theil von Deutschland. Zur Erlangung der Doctorwürde in den Rechten schrieb und vertheiligte er in Leiden 1774 eine Abhandlung: de solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. Imperium et reifere Früchte erwarten lie Gegenstände sehr verschiedener Art, und seinen Eifer für Tugenden unter vielen Anzugeschäften be Jahre vermählte er sich mit Anna gebornen Abrah. Pirnat, eines geb Vermählung begab er sich mit se Schottland und Irland. Sieben den Theil Deutschlands und Italien Reise nach Jaroslav; von ausführliche und genaue Berichte andern Theil seiner Zeit verwanf Arbeiten und Berufsgehefte zur zur Verbesserung gelehrter Gesellsch Jahre vor seinem Tode ward das Amt und den Titel eines französischen Senätors bekleidete, jedoch von Zeit zu Zeit sein Vaterland in Begleitung seiner Gattin besuchte. Hier starb er auch im August 1815, als der letzte seines Geschlechtes, sehr geehrt. Kaiser seinen bekannt gewordenen zahlreichen Schriften, besonders

u. welche
sten über
n Kenntn
je, da er
in Sassen
e des ge
ich seiner
England,
inen gro
te nordl
kann sehr
: Einen
wichtige
rche und
r. Einle

3 Jahre

historischen und staatsrechtlichen Inhalts, hatte er als damaliger Director der Künste und Wissenschaften auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der Jaarboeken van Wetenschappen en Künsten in het Koninkrijk Holland over de Jaren 1806 — 1807, welche 1809 — 1810 gedruckt worden sind. Auch hat er einige bedeutende Schriften im Manuscript hinterlassen. Zuletzt war er mit der Herausgabe einer interessanten Schrift *histoire des voyages faits par l'empereur Charles V. depuis l'an 1514. jusqu'à sa mort par Jean Vaudenesse* beschäftigt, welches Buch er mit Anmerkungen begleitete. — Auch hatte er Klopstocks Messias ins Holländische übersetzt (Gravenhage 1803 — 1815. IV. Voll. 4.).

Meerschäum, eine Gattung von Talerde, welche man erst in den neuern Zeiten näher kennen gelernt hat. Jetzt weiß man, daß dieses weißgelbliche, oder bläulichabellfarbene, fettige, seifenartig anzufühlende und zähe Mineral, das einen feinerdigen matten Bruch hat, sehr weich und leicht ist, und sich zerschneiden läßt. Wiegand fand es aus fast gleichen Theilen Kiesel- und Bittersalzerde zusammengesetzt. Seinen Namen hat es von der schwammigen Consistenz, wodurch man ehemals verleitet wurde, es für einen verhärteten Schaum des Meerwassers zu halten. Es wird in Griechenland in der Gegend von Thiva oder Stives (sonst Theben) gegraben; nach Niebuhr auch in Kleinasien, nicht weit von der Stadt Cogne oder Coni (sonst Iconium), und bricht daselbst in einer grauschieferigen, 6 Schuh mächtigen Kalkflust in nicht starken Adern. Die frisch gegrabene Erde ist weiß, zähe, fast wie Wachs, verhärtet sich aber in der Luft bald zu solcher Masse, die zum Verfertigen der Tabakspfeifenköpfe tauglich ist. Man bohrt und schneidet dann die Masse. Es werden jedoch auch aus der noch frischen Erde Pfeifenköpfe gebildet; indem man diese in Formen (in welche mancherlei Figuren geschnitten sind) preßt, die Löcher hineinbohrt, und die Masse dann trocknen läßt. Nach einigen Tagen, wenn ihre Oberfläche mit einer verhärteten gelblichen Haut umzogen ist, bringt man sie in einen ausgewärmten Backofen, wo sie bis zum völligen Erkalten liegen bleiben. Dann werden sie eine Stunde lang in Milch gekocht, hernach mit Schachtelhalm oder Rannenkraut und zuletzt noch mit weicher Erde abgerieben und polirt. Hierauf verkauft man sie nach Constantinopel, wo sie zum Theil noch verschiedentlich gefärbt werden. In Ansehung der Farbe und specifischen Schwere sind die ächten Pfeifenköpfe verschieden; die weichen sind die besten. Da man die Meerschäumspfeifenköpfe in der Türkei selbst nicht sonderlich schätzt, und ihnen die kleinen rothen, thönernen Pfeifenköpfe vorzieht, so werden sie durch griechische Kaufleute nach der Moldau und Wallachei, nach Siebenbürgen, Ungarn, Brody und Ternepole, und nach Deutschland versandt. Die Hauptniederlage der zur See eingeführten türkischen Pfeifenköpfe ist zu Trieste, wo sie unmittelbar aus der Türkei in grob geflochtenen Körben anlangen. Nachdem sich auch in Wien etliche Niederlagen von meerschäumnen Köpfen, welche zu Lande über Semlin eingeführt werden. Sie kommen auch zur Leipziger Messe in mit Baumwolle ausgefütterten Kisten zu ungefähr 1000 Stück von allerlei Größe zum Verkauf; immer finden sich einige zerbrochene oder beschädigte darin. Der größte Theil meerschäumner Pfeifenköpfe kann nicht geschnitten, sondern nur gereinigt, ausgebessert, polirt und gesotten werden. Nur die großen und unvollkommenen Stücke und der ungeschnittene Meerschäum erfordern den Schnitt. Die Fabriken, welche sich in Deutschland mit dem Schneiden abgeben, sind zu Nürnberg, Ertz-

Langs, Schmalkalden, Leipzig, Hamburg und Lübeck. Die Waare wird auf der Drehbank an der Hohlbocke durch ein verkröpftes Dreifeisen abgedreht. Die geschnittenen Köpfe sind von viel gleicherer, mehr gelber Masse, als die, welche man gewöhnlich über Brod und aus der Mol das und Wallachei erhält. Man bringt auch rohen Meerschäum über Triest und Genua zum Handel, aus welchem in deutschen Fabriken ebenfalls Köpfe geformt werden. Die meerschäumnen Köpfe werden sehr täuschend nachgemacht. Christoph Dreiß zu Ruhl fing vor mehreren Jahren an, den Abgang des Meerschäums zu neuen Köpfen zu benutzen, welche aber den ächten an Dauerhaftigkeit nicht gleich kommen. Andere Fabriken, z. B. Wagner in Ruhl, ahmten dies nach; einige verfertigten sogar Pfeifenköpfe von lauter Gyps. Ein echter Meerschäumkopf nimmt, wenn man ihn mit einer Silbermünze streicht, den bleistiftähnlichen Streif nicht an, welchen der unächte Meerschäum dabei annimmt.

Megara, eine der Jurien (s. d. Art.).

Megaris, eine kleine gebirgige Landschaft in Hellas oder dem eigentlichen Griechenland, am korinthischen Isthmos, gehörte in den ältern Zeiten zu Attika. In derselben lag die Stadt Megara mit dem Seehafen Nysäa. Letztere war der Geburtsort des Philosophen Euclides, dessen Schule die megarische Schule der Philosophen genannt wird (s. Euclides No. 2.).

Mehl wird von allerhand Sorten Getreidekörnern durch Mahlen und Sieben auf der Mühle erhalten. Vorzüglich eignen sich zu Brode Weizen, Spelz, Roggen und Mais. Der Handel damit ist besonders in den Seestädten, wo ununterbrochen viel Schiffe damit versorgt werden müssen, und in der Nähe der Armeen sehr bedeutend und vorteilhaft. Besonders wird in Archangel, St. Petersburg, Danzig, Amsterdam, Hamburg, Bremen, Triest, Genua, Bordeaux, Nantes, Livorno, Barcellona und in verschiedenen englischen Häfen, ein großer Mehlhandel getrieben. Rußland schickt viel Roggen- und Weizenmehl nach Lübeck, Bergen, ganz Dänemark, Kopenhagen, Drontheim &c. Auch Nordamerika, besonders Pensylvanien und Newyork führen viel Mehl aus. Das gute Mehl muß schön weiß, trocken und rein von Geruch seyn, sich lange halten und im Brode gehdrig ausgeben. Auch muß es trocken gehalten und gut verwahrt werden, daß es sich weder erhitze noch dumpfig, oder vom Ungeziefer beschädigt werde. Sommerroggenmehl ist weißer, als das vom Winterroggen. Spelzmehl ist magerer als Weizenmehl und gibt kein so lockeres Brod. Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) ist das aus aufgequelltem, zerquetschten und in Wasser ausgedrückten Weizen und andern mehlartigen Früchten gewonnene Sahmehl, welches man nach ausgepreßtem Wasser in Stücke schneidet und auf luftigen Böden trocknet. Zermahlen oder zerdrückt wird die Stärke in Biscuitmehl verwandelt.

Mehl, s. Mehl.

Mehul (Etienne-Henri), einer der berühmtesten neuesten französischen Componisten, Mitglied des Instituts, einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Lehrer der Composition beim Conservatoire, ist zu Sivet im J. 1763 geboren. Der Organist dieser Stadt, welcher blind war, gab ihm den ersten Unterricht in der Musik. In einem Alter von 20 Jahren wurde er Organist bei den Franciscanern (Recolats), und zwei Jahre nachher dem Organisten der berühmten Abtei Valledieu zum Gehülfen beigegeben. Hier lernte er die Composition von einem Deutschen, Namens Hanfer, einem sehr geschickten Contrapunktisten. In seinem 26ten Jahre kam Mehul nach Paris und

nahm Unterricht auf dem Piano bei Edelmann, einem damals berühmten Meister. In seinem 18ten Jahre wurde er *Gluck* vorgestellt, den ihn in den philosophischen und poetischen Theil der musikalischen Kunst einweihte, und unter dessen Leitung er als Studien drei Opern componirte. Er war zwanzig Jahre alt, als er der Academie de Musique eine Oper in vier Acten vorlegte, betitelt *Cora und Alonzo*, welche jedoch erst nach sechs Jahren aufgeführt wurde. Des Wartens müde, componirte er *Euphrosine*, die ein Jahr früher gegeben wurde. *Stratonice* war sein drittes Werk, und *Adrien* sein viertes. Ueberhaupt sind von Mehul folgende Werke auf dem Theater erschienen: In der Academie de Musique: *Cora et Alonzo*, 1791; *Horatius Coelès*, *Adrien*, 1790, nebst verschiednen Ballets; auf dem Théâtre de l'Opéra comique, *Euphrosine*, 1790; *Stratonice*, 1792; *Le jeune Sage et le Vieux Fou*, 1793; *Phrosine et Mélidore*, 1794; *La Caverne*, 1795; *Doria*, *Le jeune Henri*, *Arlodant*, 1799; *Bion*, 1800; *Epicure*, gemeinschaftlich mit Cherubini 1800; *L'Irta* (oder *L'emportée*, der Tollkopf), 1801; *Une Folle* (deutsch: *Wagen gewinnt*, oder: *je toller, je besser*), *Le Trésor supposé*, *Joanna*, *L'heureux malgré lui*, 1802; *Helena* (*Helene*, auch auf deutschen Theatern), *Le Balser et la Quittance*, in Gesellschaft mit Kreuser, Bopel Dieu und Nicolo, *Uthal*, *Gabrielle d'Estrées* und *Les deux aveugles de Tolède* (die beiden Blinden von Toledo), 1806; *Joseph* 1807 (welcher auch auf deutschen Theatern viel sensation gemacht hat); auf dem Théâtre-françois die *Ehre* in *Timoleon* von Chenier. Im J. 1812 erschienen von ihm *Amphion ou les Amazones*, und *Valentine de Milan*. Seine Nationalgesänge, unter denen der *Chant du départ* und der *Chant du retour* die berühmtesten sind, erwarben ihm die Auszeichnung, daß 1796 am Feste der Republik sein Name unter den Componisten des ersten Ranges öffentlich ausgerufen wurde. Auch wurde er 1804 Mitglied des Ehrenlegion. Außerdem hat Mehul mehreres für die Instrumentalmusik und zwei im Institut vorgelesene Berichte herausgegeben, den einen über den künftigen Zustand der Musik in Frankreich, den andern über die Arbeiten der Zöglinge des Conservatoriums, welche Pensionäre der Akademie der Künste zu Rom sind. Seine Verdienste als Lehrer sind allgemein anerkannt. Seine Compositionen haben Charakter und Energie, sind aber oft sehr einförmig und gesucht.

Meibom (Johann Heinrich), lat. *Meibomius*, gelehrter Arzt in Lübeck, geb. 1590 in Helmstädt, gest. 1655. Zu den vorzüglichsten seiner lateinischen Werke rechnet man sein „*Leben Wäcken's*“ — Mehr Berühmtheit hat sein Sohn **Heinrich Meibom** erlangt. Dieser wurde 1638 in Lübeck geboren; studirte in Helmstädt und einigen holländischen Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien; ward 1661 Professor der Medicin in Helmstädt, 1678 Professor der Geschichte und Dichtkunst daselbst, und starb 1700. In der Anatomie erhält er sein Andenken durch die *Meibomischen Drüsen*, seine vortreflichen Beleuchtungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Lymphengangs, und durch die Entdeckung des blinden Loths in der Zunge und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen (lateinischen) Schriften sind sehr geschätzt, vorzüglich die historischen, welche meistens Deutschlands betreffen. Sein größtes Werk ist: *Rerum Germanorum*, tom. tres. fol. 1668. — Ein anderer **Meibom** (Marr), Verwandter des Obengenannten, ein guter Philolog, 1630 in Lönningen geboren, beschäf-

sich vorzüglich mit der Kunst der Alten, und gab 1652 zu Am-
 sterdam eine lateinische Uebersetzung der alten Schriftsteller über die
 Kunst (Antiquae Musicae scriptores septem gr. et lat.) mit Noten
 und einer allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Christine von
 Schweden zuignete. Diese berief ihn an ihren Hof. Sie fand so viel
 Vergnügen an seinen Beschreibungen der alten Kunst, daß sie, um eb-
 nen anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschrei-
 bung der griechischen machen ließ, und Weiborn bewog, in dem damit
 veranstalteten Concert eine griechische Arie zu singen, wozu der Prof.
 Raudaus einen griechischen Tanz tanzen sollte. Da nun aber Weiborn
 ungleich besser Griechisch sprechen als singen konnte, so brach die ganze
 Versammlung in ein helles Gelächter aus. Darüber wüthend, sprang
 Weiborn auf und gab Bourdelot, Leibarzt und Liebling der Königin,
 den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Sogleich darauf verließ
 er Stockholm, und ging nach Copenhagen, wo er gut aufgenommen,
 und zum kbnigl. Rath und Professor am Gymnasium zu Soroe ernannt
 wurde. Hernach kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör.
 Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in so viele Zwistigkeiten, daß
 er diese Stelle niederlegte, und sich nach Amsterdam, als Professor der
 Geschichte bei der dortigen Schule begab. Hier verkehrte er sich mit
 einem Bürgermeister, ward entlassen, reiste nach Frankreich und Eng-
 land, bot seine Beschreibung der alten Extremen aus, kehrte endlich
 nach Amsterdam zurück, und starb daselbst 1711. Man hat noch meh-
 rere Werke von ihm, worunter eine Verbesserung des hebräi-
 schen Textes der Bibel, der, nach seiner Behauptung, voll Fehler
 sey; auch Editionen des Vitruv, Diogenes Laertius u. a. m.

Weil (Johann Wilhelm), einer der vorzüglichsten Zeichner und
 Kupferstecher und einer der gelehrtesten Künstler seiner Zeit, geb. zu
 Altenburg 1733, widmete sich anfangs zu Bayreuth und Leipzig den
 Wissenschaften, bis im J. 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen
 Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von
 nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbst aus-
 zubilden suchte. Unablässig übte er sich im Zeichnen und Radiren, und
 schuf sich so eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den be-
 rühmtesten Kupferkern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb,
 da er nämlich alle seine Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit ent-
 warf, und mit bis dahin noch nicht gelehener Sauberkeit in kleinen
 lieblichen Gestalten ausführte. Die ganze Sammlung seiner reizenden
 Bignetten, welche die vorzüglichsten deutschen Schriften zieren, beläuft
 sich über ein halbes Tausend. Zu den gelungensten gehören seine me-
 storhaften Blätter zu Engels Mimus und zu der neuesten Ausgabe von
 Schaldus Nothanker, welche beweisen, wie vortreflich er physiognomi-
 sche Charaktere darzustellen mußte. Dabei besaß er eine genaue Kennt-
 nis von dem Costume der alten und mittlern Zeit, und hatte sich da-
 her, durch Angabe richtiger und geschmackvoller Zeichnungen, auch um
 das Theater zu Berlin großes Verdienst erworben. Sein Studium
 der Geschichte der Kunst war unermüdet. Im Umgange voll Anmuth
 und lebhaftem Witz hatte er sich während seines mehr als fünfzigjähri-
 gen Aufenthaltes in Berlin die Liebe und Freundschaft seiner achtungs-
 würdigen Einwohner erworben, und starb, allgemein bedauert, daselbst
 im Jahr 1805 als Vicedirector der dortigen Akademie der Künste. Ihn
 überlebte sein älterer Bruder Johann Heinrich Weil.

Weile, ein Längenmaß des Weges (s. Maas). Es hat seinen
 Namen von dem lateinischen Mille (tausend), weil die römische Meile

1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 römischen Schuben, ausmachten. Die Länge der Meilen ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Geographischer Meilen rechnet man 15 auf einen Aequatorgrad; der geographischen wird die deutsche Meile gleich geachtet, wiewohl sie eigentlich etwas größer ist, und gewöhnlich auf zwei Stunden Weges berechnet wird. Außerdem rechnet man auf einen Aequatorgrad 10 norwegische, $10 \frac{2}{3}$ dänische und schwedische, $13 \frac{1}{2}$ ungarische, $19 \frac{2}{3}$ niederländische (Stunden), 20 gemeine spanische, $26 \frac{2}{3}$ castilianische, 22 polnische, 25 gemeine französische, 60 italienische, wie auch geographische englische, $66 \frac{2}{3}$ türkische (Verri) $69 \frac{1}{2}$ englische, $104 \frac{1}{2}$ russische (Werste) und 250 chinesische (Li) Meilen. Die Seemeilen sind etwas verschieden, indem $17 \frac{1}{2}$ spanische und 20 französische, englische und niederländische (Leagues) so viel als 15 deutsche Meilen betragen.

Meilemesser, s. Wegmesser.

Meiler sind regelmäßig zu dem Zwecke auf einander gelegte und nachher mit Erde bedeckte Holzscheite, daß sie sich bei einem Gluthfeuer ohne Flamme verkohlen sollen. Wenn die Scheite senkrecht an einander gelegt, so daß das Ganze einem stumpfen Kegel gleicht, so heißen sie stehende, liegen sie horizontal, liegende Meiler. In Deutschland zieht man die erstern, in Schweden die letztern vor. Auch die Feldböfen, worin man in einigen Gegenden Stiegel im Freien, ohne gemauerte Oefen brennt, heißen Meiler.

Meiners (Christoph), ein sehr bekannter deutscher Literator, war 1747 zu Oeternsdorf im Lande Hadeln geboren, und bildete sich seit 1767 auf der Universität Göttingen, zu deren würdigsten Lehrern er nachher gehörte. Er hat sich durch viele Schriften bekannt gemacht; aber keine seiner Schriften konnte die oft nur aus schonender Achtung schweigende Kritik versöhnen. Aber man beurtheilte ihn oft einseitig und ungerecht, und wie man vielleicht früher manches seiner Producte, z. B. die *Kriefe über die Schweiz*, zu sehr erhoben hatte, so verkannte man später auch das wahrhafte Verdienstliche seiner Compilationen. Unbestrittenere Verdienste hatte Meiners als akademischer Lehrer. Raslos arbeitete er für die Ordnung und den Flor der Georgia Augusta und seine Liebe für diese Universität erzeugte in ihm die Idee zur Geschichte derselben, deren Nichtvollendung immer zu bedauern seyn wird. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Studium der Geschichte der menschlichen Cultur und insbesondere der Religionen, wozu er schon in seinen frühesten Schriften, besonders in seiner *Historia doctrinae de Deo vero* den Grund gelegt hatte. Schade, daß gerade sein letztes Werk über diesen Gegenstand: *Allgemeine kritische Geschichte der Religionen* (Hannover, 1806. 2 Bde. 8.) so ganz der Kritik und lichtvollen Anordnung entbehrt. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und besonnenen Denkers, und sind der Aufbehaltung werth. Aus seinen Schriften über das Mittelalter und besonders aus den fleißig bearbeiteten Biographien der großen Restauratoren im 15ten und 16ten Jahrhundert wird ein neuer Vaple eines trefflichen Stoff zur Bestätigung und Widerlegung hernehmen können. Er machte mehrere Erholungsreisen durch Deutschland und die Schweiz; im J. 1776 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, und 1788 großbritt. und churbraunschw. Hofrath. Meiners unlängbares Verdienst wurde auch im Auslande anerkannt. Eine französische Uebersetzung seiner Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom, Lemgo 1781, 2 Bde. 8., verschaffte ihm die Mit-

gesellschaft des Nationalinstituts; auf seine Entscheidung beriefen sich italienische Akademien; Deutschland aber wird ihn stets unter seine fleißigsten Literatoren zählen. Die Kunst zu excerpieren und seine Excerpte in Bücher umzustempeln, besaß er in hohem Grade. Sein letztes, sehr interessantes Werk war: Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennatur in Asien und den Südländern, Lzb. 1813. 2 Thle. 8. Er starb, mehr lebensfroh als erschöpft, am 8ten Mai 1810 in seinem 64ten Lebensjahre. Vgl. Høy-nii memoria ejus commendata. Goett. 1810. 4.

Meinhard (Johann Nicolaus), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, war 1727 zu Erlangen geboren. Der Theologie gewidmet, ging er 1745 nach Helmstädt und studirte sie zwei Jahre unter Mosheim und von der Hardt; entsagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen alle Stände, in welchen man sich zu sehr dem Zwange und den Meinungen unterwerfen muß, und aus Begierde, die Welt zu sehn und kennen zu lernen. Mosheim, dem er seinen Entschluß entdeckte, verschaffte ihm 1748 eine Hauslehrerstelle in Liefland, wo er beinahe drei Jahre lang nicht nur seinen Zöglingen sehr nützlich war, sondern auch die alten und neuen Classiker mit dem größten Eifer studirte. Aus Liebe zur Veränderung beschloß er 1751, Liefland zu verlassen und über Copenhagen nach Holland zu reisen. Ungünstige Winde hielten ihn aber in Copenhagen zurück, und endlich schiffte er von da nach Deutschland zurück. Seine Sprachstudien fortzusetzen, ging er 1752 nach Göttingen und 1755 abermals nach Liefland, dessen Klima seiner Gesundheit am besten zusagte. Er wurde Hauslehrer bei dem Baron von Budberg und reiste im folgenden Jahre mit seinem Zöglinge durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. Um nach seiner Rückkehr 1759 seiner Familie nicht zur Last zu fallen, promovirte er zu Helmstädt, und wollte Vorlesungen über die schönen Wissenschaften halten. Aber sein unsterblicher Geist trieb ihn bald von dort weg nach Braunschweig, um Zacharia kennen zu lernen. Dieser war gerade in Hamburg; Meinhard eilte ihm dahin nach. Sie wurden bald Freunde. Meinhard kehrte mit ihm nach Braunschweig zurück und ließ hier seine Versuche über die italienischen Dichter drucken, die noch jetzt als ein Hauptwerk über diesen Gegenstand in unsrer Sprache zu betrachten sind. Täglich im Umgang mit Zacharia, Ebert, Gärtner, Schmidt und Andern vergaß er eine Zeit lang seine Hypochondrie; aber nach einem Jahre kehrte das Uebel verstärkt zurück. Dies bewog ihn, trotz der glänzenden Anerbietungen, Braunschweig zu verlassen und nach Leipzig zu gehn, wo er Gellerts und Weissens Umgang genoß. Auf den Rath seiner Freunde, begleitete er einen Grafen Moltke als Hofmeister auf seinen Reisen. Er besuchte 1763 Frankreich, Italien und England. Auf dem Rückwege kam er 1765 nach Berlin, wo er mit Hamler, Lessing, Nicolai, Wendelssohn u. A. bekannt wurde, und kehrte, nachdem er seinen Grafen dem Vater zu Copenhagen glücklich übergeben und alle weitem Anträge abgelehnt hatte, nach Braunschweig zu seinen Freunden zurück. Hier blieb er kurze Zeit und ging sodann (noch im Herbst 1765) nach Erfurt, als dem, wie er glaubte, für seine Gesundheit zuträglichsten Ort. Er lebte beinahe zwei Jahre fast ohne alle Bekanntschaft in einem Gasthause. Ganze Wochen brachte er in der Einsamkeit zu im Genuß seiner auserlesenen Büchersammlung. In der Mitte des Aprils 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15ten Junius starb. Meinhard besaß bei einer großen Bescheidenheit, die ge-

gen Fremde bis zur Blüdigkeit ging, eine ungemessene Belesenheit, besonders im Fache der schönen Wissenschaften. Er verstand griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, englisch, spanisch, portugiesisch, dänisch, holländisch und seine eigne Muttersprache in weitem Umfange. Außer seinen obengenannten Versuchen (deren dritten Band Jagemann lieferte), hat er Home's Grundsätze der Kritik, den Schiador und einiges andre übersezt.

Meiningen (Sachsen). Das Herzogthum Meiningen ist ein Theil der ehemaligen Grafschaft Henneberg, welche 1583 nach dem Erlöschen des Mannsstammes der gefürsteten Grafen von Henneberg größtentheils an das Haus Sachsen kam, mit welchem im J. 1554 jene Grafen von Henneberg eine Erbverbrüderung errichtet hatten. Die Herzöge von Meiningen besitzen zwar außer ihrem Erbtheil an Henneberg auch einen Theil des Fürstenthums oder der Pflege Coburg; allein auch Coburg, welches ehemals die neue Herrschaft Henneberg genannt wurde, gehörte dem alten Geschlechte der Grafen von Henneberg, und kam erst 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Weissen, Friedrichs des Strengen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an das Haus Sachsen. Die gegenwärtigen Besitzungen der Herzöge von Meiningen kamen zuerst an die alt-coburgische Linie, nachher an Altenburg, und als die altenburgische Linie ausstarb, an Ernst den Frommen von Gotha, dessen dritter Sohn Bernhard der Stifter der meiningischen Linie wurde. Bernhard besaß anfänglich nur Meiningen, Massfeld, Walsungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als aber sein Bruder Albrecht, der in der Theilung Coburg erhalten hatte, 1609 ohne Nachkommen starb, erbte Bernhard einen Theil der Verlassenschaft. Unter seinen Söhnen wurden die Besitzungen noch vergrößert, als 1710 die römisch-bischofliche Linie mit ihrem Stifter Heinrich, dem vierten Sohne Ernst des Frommen, ausstarb, und dessen Landeserbschaft unter Meiningen, Gotha, Saalfeld und Hildburghausen vertheilt wurde. Bernhard hinterließ drei Söhne, von denen der jüngste, Anton Ulrich, sein Geschlecht fortpflanzte. Zwei Söhne, Carl und Georg, succedirten ihm unter mütterlicher Vormundschaft. Der Herzog Carl starb 1782, und Herzog Georg, der bisher gemeinschaftlich mit ihm regiert hatte, wurde nun alleiniger Regent. Er führte am 1. Decem. 1800, das Recht der Erstgeburt ein. Bei seinem erfolgten Tode succedirte ihm sein dreijähriger Sohn, Bernhard Ernst Friedrich Freund, über welchen die Herzogin Mutter, Luise Eleonore, die Vormundschaft führt. Sie trat mit den andern sächsischen Herzogen (1806) dem Rheinbunde bei, und entsagte ihm 1813. Das Bundescontingent betrug 300 Mann. Die gesammten meiningischen Länder, in 11 Ämter getheilt, wovon 8 auf das Unterland und 3 auf das Oberland kommen, enthalten 18 1/4 Quadratmeilen mit sehr betriebsamen, evangelisch-lutherischen Bewohnern. Die Einkünfte werden auf 350,000 Gulden geschätzt. Die Haupt- und Residenzstadt ist Meiningen, wo sich auch das Gesammtarchiv der gefürsteten Grafschaft Henneberg befindet. Das Städtchen Sonneberg treibt mit Wachs, Waaren, Spiegeln und Rechenzählen einen Handel, der alleh. d. J. jährlich gegen 126,000 Gulden einträgt. Die herzoglich sächsischen meiningischen Länder haben mit den Fürsten der Ernestinischen Linie gemeinschaftlich die zwölfte Stelle in der Bundesversammlung, indem aber führt der Herzog eine eigne Stimme. Das Land hat eine Verfassung, deren Verfassung auf alten Verträgen beruht. Das Haus Meiningen setzt seiner mütterlichen Abstammung wegen dem gemeinschaftlichen

schiffen. Die noch dazu: Graf von Sayn und Wittgenstein. Das
Warren ist das herzoglich sächsische.

21 Weissen, ein Markgrathum in Ober-Sachsen, welches gegen Norden an den Wartburger Kreis, gegen Osten an die Lausitz, gegen Süden an Böhmen, und gegen Westen an Franken und Thüringen gränzt, und ein integrierender Theil des Königreichs Sachsen ist. Es ist ein fruchtbares und gut angebautes Land, besonders ergiebig an Getraide, Wein (besonders um Weissen, Pirna, an den sächsischen Elben, um Jena und Weissenfeld) und Wiesewach; auch hat es vorzügliche Bergwerke. In Aufsehung seiner Manufacturen gehört es zu den ersten deutschen Ländern. Es bestand sonst aus sieben Theilen, dem weissenischen, dem leipziger, dem erzgebirgischen, dem vogtländischen und dem meißstädtischen Kreise, und den Stif-

laumburg oder Zeitz. Die Hauptstadt
in einer höchst anmuthigen Gegend und
Auf einem Berge liegt das Schloß; es
welcher den ehemaligen Burggrafen ge-
welcher den Bischöfen zuständig gewesen,
der mittlere oder markgräfliche Theil, die
übrig. In demselben ist seit 1710 die be-
macht die Stadt zu einem Sammelplatz
und Wähler, wie denn auch von der 1765
denne der Ränke ein Hauptweg hier ein-
zeiten durch die vervielfachte Concurrenz
abgenommen hat, so beschäftigt die Fabrik
personen. Sie hat ihre Hauptniederlage in
Porzellan). Außerdem gehört zu Weissen-
kirche nebst ihrem hohen oben durchsichti-
welcher die sächsische Fürstencapelle mit den
des Streibaren Nachkommen bis auf 1539
ge St. Astra steht die hiesige königl. Land-
genannt, wodon wir unter dem Art. Für-
Ulbrichte bei Weissen wurde 1757 von den
13 auf Davouls Befehl abgetragen, in der
hergestellt.

stlich), wurde 1753 zu Bauen in der Vater, Regimentsquartiermeister, dann und kam mit seiner Mutter nach Ebbau. auf den Universitäten zu Leipzig und Witten. Wissenschaften. Hier lernte er Engelne Vorliebe fürs Theater, und schrieb Mittheilung mehrere Operetten nach dem Französisch Zeit Cenzellist beim geheimen Conceilum,istrator zu Dresden, und gewann sich die nisters von Würmb. Auf einer Reise, die reichlichen und deutschen Staaten machte, tere Lebenswürdigkeit, welche auch durch kühn wurde. so wie durch seine geselligen, viele Freunde erworben. Dies erwarb wo er seit 1785 als Professor der Aesthetik. Im J. 1805 wurde er kaiserlich sachsenDirector der hohen Lehranstalten zu Halle. Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers n gelesen im Deutschland. Blühende

Einbildungskraft, Einsicht, schöne Sprache, Aemuth und Witz, und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstrich von Galanterie, empfahlen seine Schriften, ob man ihnen gleich auf der andern Seite auch manche Fehler mit Grund vorwarf, als gezierter Ausdruck, geschraubte Wendungen, spielenden Witz und leere Declamation, ja sogar Verstöbte wider die Grammatik. Wir begnügen uns, nur die bekanntesten seiner Schriften zu nennen: 1. Skizzen, 14 Sammlungen (Lpz. 1778 — 1798). Sie enthalten allerlei prosaische Aufsätze von verschiedenem Inhalt, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w.; 2. Alcibiades, 4 Theile (Lpz. 1781 — 88); 3. Masaniello (1784); 4. Bianca Capello, 2 Theile (1785); 5. Spartacus (1792); 6. Evamiondas Biographie (Prag 1798); 7. Leben des Julius Cäsar (1799). Alle diese Werke bis auf das letzte gehören zu der verderblichen Zwitertergattung des historischen Romans, der ohnehin noch durch den Dialog verwässert wurde. Indem er ihr die Liebe der Deutschen zu gewinnen mußte, sanctionirte er ein Irrthum, der sowohl dem historischen als ästhetischen Studium nicht anders als nachtheilig seyn konnte. 8. Erzählungen und Dialogen, drei Hefte (1781 — 1789); 9. der unsichtbare Kundschafter; 10. das Lob der Musik, eine Cantate, welche von Schuster componirt worden ist; 11. Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns, 2 Theile. Prag 1803. 8.; 12. seine Antrittsrede über den Unterschied von Schrift und Vortrag. Unter seinen Arbeiten für die Bühne ist sein Johann von Schwaben (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Außerdem hat er vieles aus dem Französischen, Englischen und Italienischen übersetzt, und an verschiedenen literarischen Arbeiten Anderer Theil genommen. Er war j. B. mit dem Bibliothekar Canzler 1783 — 1785 Herausgeber einer interessanten Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre, und gab 1793 die Monatschrift Apollo heraus. Er hatte als Mensch viele edle Eigenschaften, Wärme für Menschenwohl und Bürgerglück, Wahrheitsliebe; er war ein standhafter Freund, ein jählicher Gatte, ein dankbarer Sohn.

Meister (Leonhard), ein Mann von ausgezeichneten Talenten und großen Kenntnissen, werth des Andenkens der Nachkommen, obwohl er die Periode seines schriftstellerischen Ruhms, die in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt, überlebt hatte. Er war 1742 zu Neftenbach geboren, und kam nach dem Tode seines Vaters, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich. Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer wurden seine Lehrer. Nebst der classischen Literatur, die seinem hellen Geiste Kraft und Bildung gab, zogen Geschichte und schöne Wissenschaften ihn vorzüglich an. Er arbeitete mit ungemessener Thätigkeit; aber eben diese Thätigkeit, verbunden mit dem Beifall, den seine literarischen Producte eine Reihe von Jahren hindurch bei dem größern Publikum fanden, wurde, wie er selbst offen gesteht, Ursache, die Gründlichkeit zu vernachlässigen. Bei tieferm Forschen und sorgfältigerm Ausarbeiten würde er weniger, aber bessere Werke geliefert haben. Doch sind auch in der flüchtigsten seiner Arbeiten eignes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntnissen sichtbar. Seit dem J. 1769 ließ er jährlich einige Schriften erscheinen. Die Schrift über die Mode eröffnet, und die Meisteriana beschließen den Kreis. Die Werke über die Schweizergeschichte (Hauptscenen der helvetischen Geschichte; Geschichte Helvetiens von Cäsar bis auf Napoleon; helvetische Scenen der neuesten Schwärmerie und Intoleranz) enthalten zum Theil

die Geschichte seiner Forschung, und sind im Ganzen mit vieler Freimüthigkeit geschrieben. Die Lebensbeschreibungen berühmter Männer Helvetiens und die berühmten Züricher sind schätzbare Sammlungen. Die Vorlesungen über Einbildungskraft, Schwärmerei und Aberglauben sind auch, unabhängig von den lavaterschen Fehden, die ihnen das Daseyn gaben, noch immer unterrichtend und lesenswerth. Dem Schriftstellerberufe blieb er übrigens treuer als jedem andern; in seinen äußern Verhältnissen wechselte er öfter. Die im Jahr 1773 angetretene Professur der Geschichte an der zürcher Kunstschule vertauschte er 1791 mit der Pfarrei St. Jakob bei Zürich. Im J. 1799 verschlugen ihn die politischen Stürme von der Kanzel in die Archive des helvetischen Vollziehungsdirectoriums. Bald aber sehnte er sich nach den stillern Musen zurück, und schon im folgenden Jahre war er wieder Pfarrer zu Lagnan am Fuße des Albis; einige Jahre später legte er die Stelle nieder, um ausschließlich den Wissenschaften und dem Privatunterrichte von Jünglingen, die man ihm anvertrauen würde, zu leben; neues Bedürfniß führte ihn nochmals zum Pastoralberufe zurück. Er ward Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er 1811 starb.

Meistersänger. Der deutsche Adel, der im dreizehnten Jahrhundert in sorgfamer Ausbildung und eifriger Förderung deutscher Dichtkunst gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des vierzehnten fast ganz auf, an dieser friedlichen edeln Beschäftigung Geschmack zu finden, und ergab sich von neuem dem kriegerischen Leben in den mannichfachen Kriegen, die damals allenthalben in den deutschen Landen entbrannten. Nur hinter den Mauern der Städte war damals Frieden zu finden, nur da konnten friedliche Künste und Gewerbe blühen, die bis auf die neuesten Zeiten ihr Eigenthum geliebt sind. In jenen Zeiten allgemeiner Anarchie und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung sich eine desto festere und strengere Regel erwählt. So hatten sich überall die Leute eines Gewerbes in eine Zunft vereinigt, gewisse unverbrüchliche und mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgedachte Gesetze gegeben, damit ja nie selbst der Schein der überall herrschenden und von ihnen so gehaßten Anarchie unter ihnen aufkommen könnte. Diesem Zwange mußten sich nicht nur eigentliche Handwerker, sondern auch die freien, schönen Künste fügen, so wie ihre Anfänge in den friedlichen, sie zu erzeugen und zu fördern allein geschickten Städten sich zeigten oder ihre Reste aus dem unruhvollen platten Lande dahin sich flüchteten. So erging es auch der Dichtkunst. Die ehrsamten stillen Bürger und Handwerker, besonders der Reichsstädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetischen Erzählungen der Minnesänger zu lesen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in sich einiges Talent fühlten, darauf, sie nachzuahmen und neben dem Schuhmachen, Leinwandweben und Zinngießen auch fleißig zu dichten. Raum hatten mehrere dieser Versmacher einander gefunden und sich mitgetheilt, so konnte es nicht fehlen, daß sie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zusammentraten. Die alten Minnesänger waren, ihrer Meinung nach, ihre wahren Vorgänger und Zunftgenossen. Sie nannten in spätern Zeiten gewöhnlich Wolfram von Eschenbach, Heinrich Frauenlob und Klingsohr als Urheber ihrer Zunft. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldnen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie sie denn überhaupt diese für das eigentliche Wesen der Poesie hielten, und von dem Unterschied zwischen einem poetischen oder prosaischen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der ne-

gative Vorzug der Mäßigkeit von äußern Fehlern war ihnen das Höchste der Dichtkunst. Ihrem stillen frommen Bürgersinn sagten weder die Minnelieder, noch die großen romantischen Gedichte des vorhergehenden Jahrhunderts zu; es beschränkten sich ihre Versuche im Lorischen auf geistliche Lieder, und im Epischen auf Reimerzählungen biblischer Geschichten, woneben sie mit deutschem Ernst das eigentliche Lehrgedicht besonders liebten und übten. In der Form aber, in den Versmaßen und der Prosodie suchten sie sich streng an die Weise der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abstrahirten Regeln, die zu heiligen unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch später durch erfinderische Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die *Tabulatur*. Nach dieser bestand jedes Lied (*Bar*) aus mehreren Abtheilungen von beliebiger Anzahl (*Gesänge*), jedes Gesang aber aus zwei Stollen (*Strophe* und *Antistrophe*), die nach derselben Melodie zu singen waren; nach jedem Gesänge folgte ein *Abgesang* (*Refode*) von anderm Versmaß und Melodien, und den Beschluß machte jedesmal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Gesanges (*Epode*). Es wurde in diesen Liedern auf gebrügte Abwechslung der weiblichen (*flingenden*) und männlichen (*stumpfen*) Reime gesehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimlosen Zeilen (*Waisen*), zumal am Ende, verstattet, und eine Schönheit. Ein einsylbiges, auf einen ganzen Vers reimendes Wort hieß eine *Pause*, ein zweisylbiges dergleichen ein *Schlagreim* u. s. w. Zu strenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Prosodie hatte die Zunft ein langes Verzeichniß von hart verpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich zweiunddreißig genannt werden, und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meistersänger war übrigens aufs Singen berechnet; wer ein neues Versmaß erfand, erdachte auch dazu gleich eine neue Melodie, und beides wird unter dem Namen der *Weise* oder des *Tons* begriffen. Solcher Weisen gab es eine ungeheure Menge, bis zu Strophen von dreißig und mehr Versen. Sie waren durch die sonderbarsten Namen bezeichnet, als die *Beerweis*, die *Brundelweis*, der *Bluten*, die *spitzige Pfeilweis*, die *Blasli Lustweis*, die *verschlossene Helmweis*, die *gelbe Lilienweis*, die *englische Zinnweis*, die *Schrostweis*, die *blutglänzende Drachweis* und dergleichen scheinbar sinnlose, wohl zufälligen Veranlassungen zuzuschreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewisse *Reber*, welche *Werker* genannt wurden, weil sie auf die Fehler in Dichtung und Gesang zu merken und sie mit Geld zu bestrafen hatten. Die Meistersänger hielten, wie andere Zünfte, ihre Zusammenkünfte auf ihrer Herberge oder *Zethe*; pflegten aber auch öffentliche Singübungen (*Singschulen*) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen, Nachmittags, zu halten. Zu Nürnberg luden sie zu einer solchen Übung durch öffentlich ausgehängte, mit schönen Sinnbildern verzierte Tafeln ein. Die Singschule wurde dort in der Catharinenkirche gehalten. Der Anfang wurde jedesmal mit dem *Freisingen* gemacht, wo jeder, der auch nicht Meistersänger war, auftreten durfte, auch in der Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preise noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann begann das *Hauptsingen*, welches die Meistersänger allein bloß von Gegenständen aus der heiligen Schrift hielten, und der Beurtheilung der *Werker* unterwerfen mußten. Diese saßen auf einem Gerüste am Altar an einem Tisch, der durch einen Vorhang verdeckt war. Die *Platz* des *Gewerks*. Der erste der vier Werker gab Acht, der

das Besungne der, aufgeschlagen vor ihm liegenden, Bibel gemäß sey, der zweite auf die Prosodie, der dritte auf die Reimte, der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und dem, der am fehlerfreisten (glattesten) gesungen, ertheilten sie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer (einem Geschenke Hans Sachsens) der König David abgebildet war. Daher hieß der Sieger seit Hans Sachs der König David-Gewinner. Er hatte das Recht, das nächste Mal mit im Gemerk zu sitzen, und auf Befragen seine Stimme zu geben. Der es nach ihm am besten gemacht, wurde mit einem Kranz von künstlichen Blumen geziert. Er stand in der nächsten Versammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meistersingerkunst zu ziehen. Dafür ward aber nie Lehrgeld genommen, sondern bloß die Fortpflanzung der Kunst ward dabei beabsichtigt, und die Ehre, viele Schüler zu haben, sehr gesucht. Nach ausgestandener, unbestimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen, und sodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall gesungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meister gemacht. — Die Zünfte der Meistersänger, oder, wie sie sich aus Bescheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutschen Meistersingers, haben in mehreren deutschen Reichsstädten bis weit ins siebzehnte, in Nürnberg bis ins achtzehnte Jahrhundert bestanden. Dort erhielt sie wohl der Stolz auf den Ruhm Hans Sachsens, des einzigen dichterischen Geistes unter diesen Künstlern. Sein Bild war auf eins der oben erwähnten Aushängeschilder gemahlt, zum ewigen Preis der Zunft, zum ewigen Vorbild aller Zunftgenossen. (s. deutsche Poesie.) HL.

Meßtenburg, ein Herzogthum, jetzt Großherzogthum im niedersächsischen Kreise, das ostwärts an Pommern, südwärts an die Mark Brandenburg, westwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübeck, und nordwärts an die Ostsee gränzt. Das Land enthält auf 274 Quadratmeilen gegen 350,000 Einwohner, hat keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden auch Sandstriche; im Ganzen ist es aber fruchtbar, und besonders für den Getreidebau und die Viehzucht sehr ergiebig. Die Geschichte von Meßtenburg tritt erst mit Carl dem Großen mit Klarheit aus dem Dunkel der Zeiten hervor. Wir wissen nur, daß in den Zeiten vor der Völkerwanderung Herniker und Wandalen die Küsten der Ostsee im heutigen Meßtenburg bewohnten, denen, als sie dem allgemeinen Zuge der Völker nach Süden folgten, slavische (wenetische) Stämme von Osten her folgten. Zwei der mächtigsten von diesen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, standen in verjährter Feindschaft. Erstere, welche zur Zeit Karls des Großen aus den eigentlichen Obotriten (im westlichen Meßtenburg), den Polaben (in Meßburg und Lauenburg) und den Wagriern (in Holstein) bestanden, überwarfen um diese Zeit die Wilzen (im östlichen Meßtenburg zwischen der Elbe und Weene) (782) und brachten einen Theil des Landes unter ihre Herrschaft. Seitdem hatte der obotritische König eine Art von Oberherrschaft über die wilzischen Fürsten der Redarier, Rössiner, Circhauer und Tollenser. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slaven verursachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern, eroberte endlich das Land, und verbot es dergestalt, daß die wenigen noch übrigen Einwohner keine neuen Versuche, die Religion ihrer Väter und die angekommene Freiheit zu behaupten, hätten wagen können. Nachher versöhnte sich Hein-

rich mit dem wendischen Fürsten Pribislaus, nachdem dieser ein Christ geworden, vermählte seine Tochter Rathilde mit Heinrich Burewin, dem Sohne Pribislaus, und räumte dem Vater 1167 seine Erbänder (mit Ausschluß der Grafschaft Schwerin und Danneberg und der Bisthümer Schwerin und Raseburg) unter dem Namen eines Fürstenthums wieder ein. Im J. 1170 wurde Pribislaus zum deutschen Reichsfürsten erklärt. Dieser Pribislaus ist der Stammvater der nachfolgenden mecklenburgischen Fürsten, die unter allen europäischen Regenten die ältesten und unter allen deutschen die einzigen von unstrittig slavischer Abkunft sind. Den Namen Mecklenburg nahmen sie von dem alten obotritischen Hauptorte Mecklinborg an, der früh zerstört wurde und jetzt ein Dorf zwischen Bismar und Brül ist. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewins wurde das Land getheilt 1226, woraus vielfältige Familienzwiste entsprangen. So entstanden nach dem Tode Heinrich Burewins II. durch die Theilung seiner Erbtheile die vier Linien von Mecklenburg, Güstrow (oder Wenden), Rostock und Warshim, wovon die beiden letztern bald wieder erloschen. Johann, Theologus genannt (gestorben 1264), welcher Mecklenburg erhielt, ist merkwürdig, weil er von der pariser Universität zum Doctor der Theologie creirt wurde. Sein Enkel, Heinrich der Löwe (regierte von 1302 bis 29), brachte durch seine Gemahlin, Markgräfin Abrechts zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als ein Heirathsgut an sein Haus. Heinrichs Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin, und wurden 1348 von Kaiser Carl IV. zu Herzogen erhoben. Im Jahr 1436 erlosch die wendische Linie und 1471 starb Ulrich II., der letzte Herzog zu Stargard. Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, wurde nun Herr von ganz Mecklenburg. Churbrandenburg aber bestritt die Succession, und zu Wittstock wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Heinrich die ganze Erbschaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen der mecklenburgischen Herzoge das ganze Land erben sollte. Heinrichs des Fettes Enkel, Adolph Friedrich I. und Johann Albert II., stifteten die Linien Schwerin und Güstrow. Beide Herzoge wurden 1627 vom Kaiser Ferdinand II. wegen ihres Bündnisses mit Dänemark entsetzt und Wallenstein zum Herzog von Mecklenburg ernannt; allseits schon 1632 setzte Gustav Adolph die rechtmäßigen Fürsten wieder ein. In der Schwerinschen Linie stifteten nach dem Tode Adolph Friedrichs I. seine nachgebornen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erstgeborne Sohn, Christian Ludwig, succedirte in Schwerin. Im westphälischen Frieden wurden von der schwerinschen Linie der Kronen Schweden die Stadt Wismar und die Ämter Pöhl und Neufloster abgetreten; als Entschädigung erhielten die Herzoge die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Raseburg und die johanniter Commenthuren Mirow und Nemerow. Im J. 1692 starb Herzog Christian Ludwig ohne Kinder, worauf über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwischen Friedrich Wilhelm und Adolph Friedrich II. ein Streit entstand, der dadurch noch mehr vermehrt wurde, daß 1695 auch die güstrowsche Linie ausstarb. In dem Vergleich zu Hamburg wurde endlich 1701 beschlossen, daß die ältere Linie von Grabow, Schwerin und Güstrow, Herzog Adolph Friedrich zu Strelitz aber das Fürstenthum Raseburg, die Herrschaft Stargard, nebst Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährliche Pension von 9000 Speciesthalern erhalten sollten. Auch wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Auf Friedrich Wilhelm (den Stifter der neuen schwed.

ner Linie) folgte 1713 sein Bruder, Carl Leopold, der wegen Verhinderung der Stände durch eine kaiserliche Commission 1728 der Regierung entsetzt wurde. Statt seiner wurde sein Bruder Christian Ludwig Administrator des Landes. Der Versuch Carl Leopolds, sich der Regierung gemeinsam wieder zu bemächtigen, schlug fehl. Nach seinem 1747 erfolgten Tode wurde Christian Ludwig II. regierender Herzog. Ihm folgte 1756 sein Sohn Friedrich, und diesem 1785 sein Brudersohn, der jetzige Großherzog Friedrich Franz (geb. 1756, vermählt mit Louise, Prinzessin von Sachsen-Gotha), der 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im westphälischen Frieden abgetretenen Aemter und die Stadt Wismar wieder mit Schwerin vereinigte. Im Reichsdeputationschlusse von 1803 wurden sieben lübeckische, im Meklenburgischen eingeschlossene Dörfer dem Herzoge als Entschädigung für drei evangelische Canonicate im Dom zu Straßburg, auf welche er im spanbrücker Frieden eine Anwartschaft erhalten hatte, zuerkannt. In der preussischen Linie folgte dem Herzog Adolph Friedrich II. sein Sohn Adolph Friedrich III., und diesem seines Bruders Sohn, Adolph Friedrich IV. Diesem succedirte 1794 sein Bruder, Herzog Carl Ludwig Friedrich. Er war zweimal vermählt mit zwei Schwestern aus dem Hessendarmstadtischen Hause; aus der ersten Ehe überlebten ihn vier Kinder, der jetzige Großherzog (seit 1816) Georg Friedrich Carl, geb. 1779, die Gemahlin des Herzogs von Hildburghausen, die Fürstin von Thurn und Taxis, und die Herzogin von Cumberland. Aus der zweiten Ehe stammt der Herzog Carl Friedrich August. Meklenburg-Strelitz trat am 18ten Februar 1808 und Meklenburg-Schwerin den 2ten April 1808 dem Rheinbunde bei; ersteres hatte 400, letzteres 1900 Mann zum Bundescontingent zu stellen. Die ständische Verfassung wurde in beiden Ländern beibehalten, aber dem Zeitgeiste gemäß verändert. Nach den Ereignissen der Jahre 1812 und 13 waren die Herzoge von Meklenburg die ersten Fürsten des Rheinbundes, welche sich von Frankreich lossagten und der guten Sache beitraten (25ten März 1813). — Der Herzog von Meklenburg-Schwerin besitzt nach Hassel 2388 Quadratmeilen mit 332,026 Einwohnern und 1,800,000 fl. Einkünfte; die Hauptstadt ist Schwerin. Das Militär im Frieden umfaßt 3,800 Mann. Meklenburg-Schwerin hat im plenum der Bundesversammlung 2 Stimmen. Der Großherzog von Meklenburg-Strelitz hat im plenum nur eine Stimme; der Flächeninhalt seiner Länder ist ungefähr 36¹/₂ Q. Meilen mit 66,000 bis 76,000 Einwohnern, wozu nach dem 48. Art. der Wiener Congreßacte noch 10,000 Unterthanen im Saardepartement kommen sollen. Die Einkünfte betragen gegen 450,000 Gulden. Das stehende Militär beträgt ungefähr 800 Mann. Die Hauptstadt ist Neustrelitz. Beide Fürsten erhielten 1815 die Großherzogliche Würde und nehmen zusammen in der Bundesversammlung die 14te Stelle ein. Sie führen ein gemeinschaftliches Wappen und den Titel Großherzog zu Meklenburg, Fürst zu Wenden, Schweden und Rügen, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr; auch stehen beide Großherzogthümer durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung. Die Landstände beider bilden einen Körper, und diese Verbindung wird die alte Landesunion genannt. Auch wird das Land- und Hofgericht zu Güstrow von beiden Linien besetzt. Im übrigen regieren beide Häuser unabhängig von einander durch ihre Landescollegia. Die herrschende Kirche ist die evangelisch-lutherische. Zu Rostock, welche Stadt große Freiheiten

besteht, ist eine gemeinschaftliche Universität. Die Leibelgenschaft ist in Westfalen noch herrschend.

Mela (Pomponius), war nach seiner eignen Angabe zu Tingen-tera in Spanien geboren, und wird für einen Sohn des Marcus Seneca gehalten. Er lebte unter dem Kaiser Claudius (41 J. nach Chr. Geb.) und scheint unter Nero, vielleicht eines gewaltsamen Todes, gestorben zu seyn. Wir haben von ihm in einem schönen, kurzen und deutlichen Styl eine Erdbeschreibung unter dem Titel: *De situ orbis* Libb. III. (ed. Gronov. Leiden 1722. 8; ed. Kappius, Hof 1782; und zuletzt von Tzschucke, Leipz. 1807. 7 Voll. 8.

Melampus, des Amythaon und der Idomene Sohn, Bruder des Bias, ist im Alterthume als Arzt und Wahrsager berühmter. Seinen Namen, der einen Schwarzfüßigen bezeichnet, soll er daher erhalten haben, weil seine unbedeckt gebliebenen Füße von der Sonne ganz schwarz gebrannt wurden, als seine Mutter ihn als kleines Kind ausgesetzt hatte. Viel Wunderdinge erzählt die Fabel von seiner Heil- und Wahrsagerkunst. Als ein Paar Schlangen, welche er jung in seinen Schuß genommen und aufgezogen hatte, einst, während er schlief, seine Ohren geleckt hatten, bemerkte er, daß sie dadurch geöffnet worden, so daß er nun die Stimmen der Vögel und Holzwürmer verstand und alles, was diese den Menschen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Dies befreite ihn einst aus dem Gefängniß, in welches ihn Iphicles hatte werfen lassen, und dessen Einsturz er vorhergesagt; Iphicles lieferte ihm darauf die verlangte Rinderheerde aus. Melampus heirathete die Tochter des Proteus Iphiamassa, und erhielt mit ihr den dritten Theil des Königreichs. Die Zeit, wann er gelebt, ist unbekannt; allgemein aber wurde er für einen weisen Mann gehalten, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch mehrerer Götter Dienst, so wie die eleusinischen Geheimnisse nach Griechenland gebracht habe; weshalb er auch nach seinem Tode göttlich verehrt wurde.

Melancholie, eine Seelenkrankheit (psychische Krankheit), welche in die Classe der Gemüthskrankheiten gehört. Sie besteht darin, daß eine fixe, traurige Idee sich des Gemüths des Menschen so ausschließlich bemächtigt, daß ihm allmählich die ganze übrige Welt ent- schwindet, und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen gestört werden. Das Gemüth, als das Vermögen der Seele, ihren eignen innern, angenehmen oder unangenehmen Zustand zu fühlen, wird durch besondre Stärke der innern Empfindungen in seiner Ruhe und in seinem regelmäßigen Verhältnisse gegen die andern Seelenkräfte so geführt, daß seine Thätigkeit gegen die andern die Oberhand erhält. Die bis zum Affect gesteigerte innere Empfindung ist entweder angenehm oder unangenehm, traurig und niederschlagend. Diese traurigen Affecte haben eine schwächende, ja gleichsam lähmende Wirkung auf die Seele. Steigen sie bis zu dem Grade, daß die Vernunft sie nicht mehr beherrschen kann, so wird dieser Zustand Trübsinn, Schwermuth. Noch besteht aber hierbei die Freiheit des Bewußtseyns; der Mensch weiß es und kennt seinen Zustand. Geht aber auch die Freiheit des Bewußtseyns verloren, wird der Zustand anhaltend, so ist es Melancholie. (Oft jedoch versteht man darunter auch die Schwermuth und bildet sie als weibliche Figur auf einem Steine, oder unter einem entblätterten Baume sitzend, mit trauriger Mine in Gedanken verloren, und den Kopf gebeugt oder in die Hand gelegt.) Der Melancholische weiß also nicht, daß er melancholisch ist; er weiß von allem, was ihn umgibt, nichts mehr; er sieht es wohl, aber es kommt nicht zum Be-

mußseyn bei ihm. Er hat die Welt außer sich verloren, er hat sich selbst verloren, er lebt nur in sich; in dem Cirkel einer einzigen trangen fixirten Idee dreht er sich herum, wie bezaubert vermag er diesem engen Kreis nicht zu entfliehen; außerhalb dessen ist für ihn alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der seines ewigen, gränzenlosen Unglücks, lebt in ihm, nagt an seinem Innersten und zehrt sein Gemüth auf. Da die Melancholie ursprünglich vom Gemüth ausgeht, so können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von Statten gehen, nur nicht mit Freiheit und Bewußtseyn. In den Handlungen des Kranken kann Ueberlegung und Thatkraft seyn, nur geschieht die Ueberlegung unter falschen Voraussetzungen und auf einen einseitigen Zweck gerichtet; jene als falsch zu erkennen, diesen zu ändern, dafür hat der Kranke seine freie Willkür verloren. Die Thätigkeit des Kranken ist bloß auf Einen Zweck, der seiner fixen Idee entspricht, gerichtet, außer diesem ist sie gemeiniglich gänzlich geschwächt. Seine Berrücktheit bezieht sich oft bloß auf einen einzigen Gegenstand. Jeder Zufall ruft die herrschende Idee in ihm auf. Manche beobachten Jahre lang ein hartnäckiges düstres Stillschweigen, das nur durch Thränen, durch einzelne Ausrufungen unterbrochen wird. Der aus Liebe Melancholische findet in seinem Gedächtnisse nichts mehr, als den Namen seiner Geliebten, oder das letzte Abschiedswort, und dergl., die er ohne Unterlaß sich wiederholt. Manche behalten einigen freien Gebrauch der übrigen Seelenkräfte. Manche erschüttert die Ursache ihrer Melancholie dermaßen, daß das sogenannte Verlieren in Gedanken entsteht, die Seele nur auf die nämliche einzige Idee hinstarrt, und sie gleichsam mechanisch unaufhörlich wiederholt. Man unterscheidet mehrere Arten der Melancholie, deren Unterschied meistens in der Entstehung derselben gegründet ist. Eine sehr häufige Ursache ist unglückliche Liebe. Der Liebende z. B., welcher seine Geliebte ohne Hoffnung, sie zu besitzen, liebt, ja noch weit mehr derjenige, dem ein andrer sie raubte, ist in der unglücklichsten Gemüthsstimmung. Das schrecklichste für den, welcher mit tiefer Empfindung wahre und reine Liebe fühlte, ist die Einzige, welche seine ganze Seele erfüllte, das Ideal, an welchem sein Herz mit unendlicher Sehnsucht festhing, von sich gerissen, getrennt, und, was nur Liebe ungeliebt hingeben sollte, gemeinen Zwecken geopfert zu sehn. Dieses Gefühl ist nicht bloß Eifersucht, sondern Vernichtung des Innersten des Menschen, Zertrümmerung seines Heiligsten. Muß nicht so manches Gemüth über dieser Erschütterung zu Grunde gehn? — Eine andre Art der Melancholie ist die religiöse, in welcher die Kranken irrige fixe Ideen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. haben. Manche bilden sich z. B. ein, von Gott zu besondern Werkzeugen auserkoren zu seyn, andre verzweifeln an seiner Gnade und ihrer Seligkeit, fürchten seine Strafe und können in dieser Verzweiflung sogar den Selbstmord ergreifen. Man bemerkt auch eine sogenannte unästhetische Melancholie, wobei die Kranken gleichsam unstät und flüchtig sind, die Menschen fliehen, einsame, meistens traurige Orte besuchen, des Nachts unter Gräbern umherschwärmen, ohne sich eines bestimmten Zwecks bewußt zu seyn. — Der Verlauf der Melancholie ist verschieden, manchmal dauert sie ein halbes Jahr, manchmal eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht sie von selbst, oder wird durch die Kunst geheilt, öfter geht sie entweder in andre Arten von Wahnsinn oder in körperliche Krankheiten, Brustwassersucht, Lungenucht, Hirnwassersucht, Schlagfluß u. a. m. über. Selten sollen Melancholische an der Sicht leiden, oder von epidemischen Krankheiten befallen werden. Unter die erregenden Ursachen

der Melancholie hat man sonst mehrere f rberliche Uebel gefühlt, besonders auch den Ueberflu   einer schwarzen Galle im Magen und deren Uebergang in das Blut, woher auch von den alten Aerzten ihr der Name Schwarzgallsucht (von den griechischen Wörtern melas schwarz und cholae die Galle) beigelegt wurde. Es können mehrere f rberliche Uebel durch Schwächung des Nervensystems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Ueberflu   an dickem Blute überhaupt als entfernte Ursachen dazu wirken. In juristischer Hinsicht kam dem Melancholischen keine Folge seiner Handlungen zugerechnet, er also auch keinem Strafgesetz unterworfen werden. Zuweilen aber ist es au  erordentlich schwer, den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem seine Handlung betrachtet werden mu  , zu fassen, indem ein Melancholischer oft dem Anschein nach vernunftig spricht, selbst mit Ueberlegung handelt, und doch in Rücksicht seiner fixen Idee die Herrschaft der Vernunft und Freiheit seines Bewu  tseyns verloren hat. H.

Melancholisches Temperament, s. Temperament.

Melanchthon (Philipp), Luthers berühmter Mitarbeiter an der Reformation, wurde den 16ten Februar 1497 in Bretten in der Pfalz am Rheine im Mittelstande geboren. Von seinem Vater Georg Schwarzerd, der ein K stmeister des Pfalzgrafen war und 1507 starb, und von seiner Mutter, Barbara, einer nahen Verwandtin des groſſen Humanisten Reuchlin, ging der Geist einer strengen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seine Geistesf higkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus und die schnellen Fortschritte in den alten Sprachen, durch die er sich als ein zwölfjähriger Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reuchlins besondere Neigung und Aufmerksamkeit. Auf dessen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, seinen Namen Schwarzerd in den griechischen Melanchthon und ging schon 1510 auf die Universität zu Heidelberg. Hier  llte er in den philologischen und philosophischen Studien bald allen andern voran, so da   er schon das Jahr darauf Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger jungen Grafen werden konnte. Doch da ihm diese Universität wegen seiner allzuartigen Jugend die Magisterwürde versagte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er sich, neben seinen bisherigen Studien, besonders der Theologie ergab und 1514 nach erlangter Magisterwürde Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller zu halten anfang. Für die Gründlichkeit seiner Kenntnisse hatte schon eine griechische Grammatik, die er um diese Zeit herausgab, das günstigste Zeugni   abgelegt. Sein gelehrter geistvoller Vortrag als akademischer Docent machte ihn bald zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und der groſſe Erasmus selbst gab ihm 1518 das Lob einer ungemeinen Belesenheit, genauen Kenntni   des classischen Alterthums und berechneten geschmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verlust seiner vorzüglichsten Zierde, als Melanchthon, auf Reuchlins Empfehlung nach Wittenberg berufen, auf dieser Universität in seinem 22ten Jahre die Professur der griechischen Sprache und Literatur 1518 antrat. Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luthers Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geist entschied sich bald für die Sache der wiedererweckten evangelischen Wahrheit, und sein, durch eine acht classische Bildung gereiftes Urtheil; sein Scharfsinn als Philosoph und Erger, die ungemeine Bestimmtheit und Ordnung in seinen Begriffen; die über alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wu  te; die Behutsamkeit, mit der sein durchdringender Verstand

vom Zweifel zur Wahrheit fortschritt, und der fanthastische Eifer, mit dem er die gesunde Wahrheit festhielt und vertheidigte, dieser zu allen Zeiten seltne Verein großer Eigenschaften und Verdienste hat unstreitig eben so viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luthers Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leistete. Melanchthons Ueberlegenheit als Gelehrter, sein sanfter, freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geschikt; niemand wußte besser als er, Luthers Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangenen Wahrheitsliebe und verständlichsten Klarheit auch der Ueberzeugung derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieses Verdienst erwarb er sich besonders durch seine 1521 zuerst erschienenen *locos theologicos*, ein Werk, das zu einer zugleich wissenschaftlichen und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protestantischen Bearbeiter der Dogmatik wurde. Unmittelbar griffen in die Kirchenverfassung Sachsens seine 1527 auf Befehl des Churfürsten abgefaßten Visitationenartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächsischen Kirchen eine Instruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden sollten, an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt behandelte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation gegen den Schluß des Reichstages zu Speier, die seiner Partei den Namen gab, und bewunderungswürdig ist die Sicherheit der religiösen Ueberzeugung, die er neben einer jeder Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der augsburgischen Confession bewies. Dieses Meisterwerk, das die Protestanten als ihr erstes symbolisches Buch verehren, und die bald darauf entworfene Apologie der augsburgischen Confession trug den Ruhm seines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernstlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berief, so war doch sowohl diese, als auch die bald darauf erfolgte Einladung Melanchthons nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung seiner großen Verdienste. Er folgte indeß, durch politische Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen, dagegen fanden sich vielfältige andre Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Geschäften seiner Partei, Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Ausspruch Luthers, der ihm in freundschaftlicher Besorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beschlossene Religionsgespräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging Melanchthon 1541 nach Worms, und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Catholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er hier bewies, wegen der Gegenwirkung des päpstlichen Legaten, den Frieden, den er so sehr wünschte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter den Catholiken ihn bei dieser Gelegenheit aufs neue hochschätzen lernten, mußte er von seiner eignen Partei bittere Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Ueberlegung und Vorsicht gemachten Schritte zur Vereinigung hören. Eben so ging es ihm, da er, vom Churfürsten Herrmann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die catholischen Behörden einzuleiten suchte. Indes hat weder An-

ther, noch sonst einer seiner Freunde, der sein edles Herz und seine aufrichtige Frömmigkeit kannte, an der Reinheit seiner Absichten und an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel Melanchthon auch bisweilen von Luthers Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einig- gen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luthers Tode aus, den Melanchthon kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht eben so sehr, als die Wahrheitsliebe spricht, noch im Grabe ehrte. Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen hatte, fiel nun ihm zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm seine einzige Stütze und den Wiederhersteller der Universität nach dem schmalkaldischen Kriege, in welchem er hier und dahin flüchtete und sich einige Zeit in Weimar aufhielt; auch der neue Churfürst Moritz zeichnete ihn aus, und that in Religionsachen nichts ohne seinen Rath. Doch eben das die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der ganzen lutherischen Partei verdächtig gewordenen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protestantischen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luthers Glorie geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen seine Lehrsätze an und machten seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte Melanchthon schon bei jenen Verhandlungen mit den Catholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und selbst eine bedingte Anerkennung der Autorität des Papstes nicht so gefährlich schien als Luthern; auch war die allmähliche Annäherung seiner Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahl an die schweizerische Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offene, keiner Verstellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der augsburgischen Confession vom Abendmahl gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er sowohl in den spätern Ausgaben seiner *locorum theolog.*, als auch in andern öffentlichen Schriften die Lehre von der Rechtfertigung bestimmter, und nach seiner wohlbegründeten Ueberzeugung schriftmäßiger erklärte und durch die Behauptung, der freie Wille des Menschen müsse und könne bei seiner Besserung mitwirken, seine Abweichung von dem augustinischen System unumwunden gestand, konnten alle wissen, die seine Schriften mit Aufmerksamkeit lasen. Unstreitig hatte seine Gewohnheit, immer weiter zu forschen, und seine Ueberzeugung, immer mehr zu berichtigen, einen noch größern Antheil an dieser Veränderung, als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden, wenn er auch aus letztem Grunde seine Worte oft milder stellte, als die strengen Lutheraner wünschten. Daß er aber aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evangelischen Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Und wer mag sein Bestreben, ein Werk, das doch erst im Werden war, zu verbessern und zu vervollkommen, tadeln? Stehen nicht die Theologen unser Zeit in jenen Ansichten, um deren willen er damals verlegt ward, völlig auf seiner Seite? Doch zu einer so billigen Beurtheilung waren jene Zeitgenossen Melanchthons keineswegs geneigt. Die Einführung des augsburger Interims in Sachsen, welche Melanchthon nach langer Vorathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, die die Gefahr eines Rückfalls in die papistischen Mißbräuche hinlänglich abwehrten, schien den Zeloten die beste Veranlassung, ihn anzusehen. Die ärgerliche *adiaphoristische* Fehde über die mehrere oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachlassenden Nebendinge in der Religions-

Abung, worin Melchior ihn nun alsbald verwickelte, die
 welche Osiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider
 und endlich die fanatistischen Streitigkeiten über jene
 des freien Willens bei der Besserung, die ihm Flacius noch
 seinem Tode anhing, häuften eine so große Menge von Kränken
 abgearbeiteten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er sein
 und selbst der schönen Hoffnung, für die er gelebt hatte; in
 ten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er wohl
 sach zu bedauern, daß der Krieg des Churfürsten Moriz gegen
 ser seine Theilnahme am Concilio zu Trident, wohin er im
 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte; auch schlug die
 Naumburg veranfaltete Untersuchung über seine Rechtgläubig
 seiner vollkommenen Rechtfertigung aus; doch war die hiesige geistl
 söhnung mit seinen Feinden nur scheinbar und er mußte ihre
 tung auch in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs, den er
 dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Berg
 den Katholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche w
 Melanchthons letzter Wunsch, als er den 19ten April 1560,
 Alter von 63 Jahren, zu Wittenberg starb. Ihn überlebte ei
 der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste be
 geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. S
 am meisten ähnlich und theure erstgeborene Tochter Anna
 einer kurzen und unglücklichen Ehe mit dem Dichter Gabin
 1547 vor Gram gestorben; 1557 war ihm seine Gattin, Cath
 eine Tochter des Bürgermeisters Crapp zu Wittenberg, die
 1560 geheirathet hatte, vorangegangen. Das schwache, ängst
 muth dieser sonst guten, liebevollen Frau hatte seine häuslich
 denheit oft gerührt, und doch war er nirgends lieber, als i
 Heimigen. In den ersten Jahren seiner Ehe sah man ihn si
 der wegen und in ihrem Kreise arbeiten. Bescheidenheit und
 verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn
 den Male sah, hätte in der beinahe kleinen Gestalt, die bei sei
 gen Mäßigkeit und Arbeitsamkeit immer mager blieb, den gr
 formator gesucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und d
 schönen Augen kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geist.
 Diese zarte Hülle umschloß und erheiterten, wenn er sprach, sei
 Angesicht. So hat ihn Lucas Cranach in seinen Gemälden a
 frohe Scherze wechselten in seiner Unterhaltung mit den sch
 sten Bemerkungen; und niemand ging ohne Belehrung und Ei
 von ihm. Gern sah er Gesellschaft an seinem Tische, und
 fanden bei ihm so reichliche Unterstützung, daß er durch seine
 Zeit bisweilen selbst in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorko
 Wohlwollen, welches der Grundzug seines Charakters war; un
 alles, was sich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall
 sprechen; Feindlichkeit, edle Einfalt und Unschuld der Sitten
 muth und Redlichkeit waren ihm so natürlich, daß es ihm schi
 de, irgend einem Menschen etwas anderes zuzutrauen; und viel
 täuscht und gemißbraucht, lernte er erst spät die Ränke und
 Leidenschaften kennen, die sich seinen besten Absichten so oft in
 stellten. Aber eben dieser arglose, milde Charakter machte ihn
 genstände der innigsten Liebe und Ergebenheit seiner Zuhörer.
 len Begarden Europa's strömten Studirende nach Wittenberg,
 zu seinen Füßen zu versammeln, und der Geist der Gründlich
 unbefangenen Forschung, den er hier verbreitete, wirkte noch la

seinem Tode wohlthätig ist, so wie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unergiebig sind. Wenn daher auch gewaltigere Kräfte und große Thaten ihm die erste Stelle unter den berühmten Männern seines Jahrhunderts streitig machen, der Lebenswürdigste, reinste und gelehrtste wird er in den Augen der gerechten Nachwelt immer bleiben. R.

M e l a s, ein in dem französischen Kriege von 1795 — 1805 berühmter österreichischer General. Er kam aus Mähren, und focht zuerst im siebenjährigen Kriege, wo er Adjutant des Feldmarschalls Daun war. In den Jahren 1793 und 1794 wurde er als Generalmajor, dann als Feldmarschalllieutenant an der Sambre und im Erierschen angestellt, ging 1795 zur Rheinarmee und im März 1796 zu der Armee in Italien, deren Obercommando er im Juni einstweilen übernahm, dann diente er unter verschiedenen Oberfeldherren. Als Anführer der österreichischen Armee, die 1799 unter Suvorow agierte, unterstützte er denselben kräftig und verfolgte die Vortheile, mit denen der General Suvorov vor seiner Ankunft den Feldzug eröffnet hatte. Vorzüglichlichen Ruhm erwarb ihm die Schlacht bei Cassano, in deren Folge er sich mit Organisation der Lombarden beschäftigte, die Schlacht von Erebia, und vornehmlich die bei Nov. Nachdem Suvorov sich gegen Massena in die Schweiz gewendet hatte, commandirte Melas die österreichische Armee von 60,000 Mann, mit denen er den 3ten November den General Championnet bei Zuzala schlug, wodurch die Franzosen den Platz Coni verloren. Dagegen war er in dem Feldzuge 1800 unglücklich. Nachdem er das schwache Heer der Franzosen unter Massena zurückgeschlagen hatte, verlor er viel Zeit vor Genua, während der Consul Bonaparte über die Alpen ging, seine Colonnen sammelte und in der Ebene ausbreitete, die österreichischen Magazine aufhob, und endlich ihn von aller Verbindung mit Oesterreich abschnitt. Melas griff darauf, mehr durch den Mangel an Lebensmitteln, als durch seine Eile genöthigt, die Franzosen den 16ten Juni bei Marengo (s. v. Art.) heftig an, verlor aber diese berühmte Schlacht und alle Hoffnung zum Rückzuge. Um dem gewissen Untergange seiner Armee zuvorzukommen, sah er sich genöthigt, eine Capitulation zu unterzeichnen, die bei einer belagerten Festungsgarnison glich; seine Truppen zogen sich in 3 Colonnen unter Mantua zurück, alle Festungen von der französischen Gränze bis dahin wurden den Franzosen eingeräumt, und man kam über einen Waffenstillstand überein, um während desselben Friedensverträge nach Wien zu senden. Melas verließ darauf die Armee, wurde zum Commandanten von Böhmen ernannt und starb zu Prag 1807.

Melchiten, Syrisch: Königliche, hießen ursprünglich im 6ten und 7ten Jahrhundert diejenigen orientalischen Christen, die sich, dem Willen des Kaisers gemäß, den Beschläßen der chaldäonischen Kirchensammlung unterwarfen; daher Kaiserlichgesinnte. Später erscheint dieser Name schwankend, wie die Orthodoxen selbst. Neuerdings wird er von Reisbeschreibern den Jacobiten in Mesopotamien und den mit der römischen Kirche unirten Copten in Aegypten beigelegt.

Melchthal, Arnold von, s. Helvetien.

Melager, 1) ein Sohn des caldonischen Königs Demus, nach Andern des Mars und der Althäa. Nach der Geburt des Knaben kamen die Parcen zur Althäa, und bestimmten sein Schicksal. Clotho sagte, er werde großmüthig, Lachesis, er werde tapfer seyn, und Atropos, er werde nicht eher sterben, als bis der eben auf dem Herde liegende Brand verzehrt seyn werde. Althäa nahm sogleich den Brand aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. Melager setzte sich bald

als Held. Er wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann im den vom Aeolus angelegten Leichenspiele den Preis mit dem Wurfsteine, reichte sich aber vorzüglich bei der calydonischen Jagd (s. Calydon) aus, zu welcher er die angesehensten Heldenkrieger Griechenlands versammelte. Er selbst erlegte den Eber und schenkte die Haut desselben, als dem vornehmsten Preis, seiner Schwester Meleagris, welche dem Eber die erste Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden sich die Brüder seiner Mutter, Peleus, Menelaus und Lynceus, beleidigt, und raubten der nach Argos heimkehrenden Meleagris gewaltsam die Haut. Meleager, der sie durch Hitze nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle drei. In mitleidendem Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder ergriff Athena den verhängnisvollen Brand, und warf ihn ins Feuer, worauf Meleager unter schmerzlichen Schmerzen starb. — Von Andern wird die Geschichte noch anders erzählt. — Wir besitzen aus dem Alterthum noch zwei treffliche Bildsäulen des Meleager. — a) Meleager aus Syrien. Sein Zeitalter läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Eben so wenig weiß man, ob er mit dem Conter Meleager Eine Person war oder nicht. Er lebte lange in Argos und starb in einem hohen Alter auf der Insel Cos. Uns ist er bekannt durch seine Sammlung von Epigrammen alter griechischer Dichter und seiner eignen, welche auf uns gekommen sind. Letztere finden sich in Bruns's Analekten; außerdem hat sie Wankel herausgegeben. (Vergl. Anthologie.)

Met (Abbate), ein nach lebender Nationaldichter in Sicilien.

Meleertes, Sohn der Ino (s. d. Art.) oder Penelopea, welcher erfolglos und ins Meer gesprungenen wandelt wurde und als solche den Namen d. Art. Athamas). Nach einer Sage Delphin nach dem Jähmus gebracht, irrt, begraben ließ, und ihm zu Ehre. Die Seefahrenden verehren ihn, der die bedrängten Schiffe glücklich in Hafen der Rhodern Fortunatus (s. d. Art.) wurde. Als Meerestheil wird er genannt, einen Schlüssel in der Hand, und nicht, wie sonst bei größeren Wagen fahrend, sondern schwimmend, waren ihm Tempel errichtet und auf sog. Kriper gepflegt.

Melismatisch wird diejenige Art des Gesanges genannt, bei welcher, auf eine Sylbe des Textes, mehrere Noten gesungen werden, entgegenge setzt dem sogenannten syllabischen Gesange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. (Eine aus mehreren Noten zusammengesetzte, nur auf eine Sylbe gesungene Figur heißt Melisma, Sylbendehnung.) Der syllabische Gesang wird im Recitativ und im Chorale unermittelt gebraucht; der melismatische hingegen, welcher in den übrigen für den Gesang bestimmten Consonanten vorkommt, erscheint jedesmal mit dem syllabischen Gesange vermischt. Dann heißt auch melismatischer Gesang ein verzerrter Gesang, und melismatisch, was zur Verzerrung des Gesanges gehört; melismatische Gesänge heißen endlich auch leichte, einfache Melodien, welche leicht in das Ohr fallen und zu behalten sind.

Melissino. Dieser in der neuern russischen Geschichte bekannt gewordne Mann war aus Cephalonien gebürtig und trat früh in russische Dienste. Sein vielseitiges Talent versuchte sich nach und nach in allen Künsten. Er beschäftigte sich mit dem Wissenschaften und liebte das französische Theater. Als Großmeister des Freimaurerordens in Rußland stiftete er mehrere Logen, und bewies große Thätigkeit, bis die Kaiserin, die diesen Gesellschaften mißtraute, ihm das Versprechen abnahm, sich davon zurückzuziehen. Melissino wurde Chef des Landeshütten-corps und Director der Schauspiele in Petersburg, die nie prächtiger waren. Elisabeth hatte ihm wegen seines angenehmen Aeußern ihre Gunst geschenkt. Seine Dienste im Kriege erwarben ihm Auszeichnungen unter Catharins Regierung. Seiner Tapferkeit und Helden-

Romanzoff den Gewinn der Schlacht General's Müller, der 1790 bei der Melissino Chef der ganzen Artillerie Corp's zutender Artillerie, und erwarb große Verdienste. Als Paul I. den auf mehr als eine Weise sein Wohlthun und überhäufte den sich die seine blühende Gesundheit unter Schmerzhaftigkeit verwandelten und end-

Sohn, war aus Samos gebürtig, und im 444 v. Chr.). In der Geschichte ist er ein Held und merkwürdiger, antiken Schule gerechnet, weil er den Krieg. Von dem Parmenides wird er dachte sich die Weltsubstanz aus

die uns die Sinne darstellen, zu Melissus aber stellte sich die Weltsubstanz als materiell vor, und verwarf die Galtigkeit der Erfahrung durch die Sinne geradezu. Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß seine metaphysischen Principien mit der gemeinen Erfahrung im Widerspruch lägen, machte Melissus die relative Wahrheit zum Kriterium der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß. Er schloß, weil die Meinung, daß alles Vorhandene einzig, unendlich, Eines, unveränderlich und sich selbst gleich sey, der Vernunft nothwendig als wahrer Erkenntniß müsse, als die Meinung vom Gegenbeise, worauf uns die Sinne führen: In müsse man sich an jene halten, und diese für falsch erklären oder wenigstens jene vorziehen und diese dahingestellt sein lassen. Dabei behauptet er auch, daß man eigentlich von den Sinnen nichts wissen könne.

Melnecker oder Melniker, f. Melne.

Melobica ist der Name eines von Joh. Seb. Bach zu Hagenburg 1770 erfundenen Claviaturinstrument mit einem Register-Pfeifenwerk, welches bloß zum geschmackvollen Vortrage der Melodie bestimmt ist, dessen Umfang daher in der Tiefe nur bis ins kleine C reicht (der ganze Umfang beträgt $3\frac{1}{2}$ Octave), der Ton wird durch den größern oder geringern Druck des Fingers auf dem Clavier verstärkt oder geschwächt, wodurch der Erfinder, der sich 1773 damit in Paris hören ließ, der Unvollkommenheit der Clavierinstrumente abhelfen wollte. Damit sich der Spieler selbst accompagniren kann, ist es eingerichtet, daß es als ein perfectes Clavier auf ein andres russisches Clavierinstrument gesetzt wird.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

lang in einer und eben derselben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerksamkeit auf denselben Gegenstand gefesselt wird. Und so läßt sich einigermaßen der Ursprung des Gesanges erklären, den man durch eine, in bestimmter einförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne bestimmen kann. Gesang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menschliche Stimme, sondern auch auf den Instrumenten hervorgebracht werden. Aber der Gesang der menschlichen Stimme ist freilich der ursprüngliche und vollkommenste, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes, jedem Tone auf das genaueste die besondere Nuance, die der Affect erfordert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderstehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Aeußerungen einer empfindenden Seele erkennt, so hat der Gesang vor allen andern Werken der Kunst den Vorzug, daß es Gefühle zu erwecken im Stande ist. Dies legt dem Componisten die unerlässliche Pflicht auf, dem Studium des Gesanges oder der Melodie die größte Aufmerksamkeit zu widmen, was vorzüglich den neuern Componisten wegen der herrschenden harmonischen Ueberladungen anzurathen ist. Melodie und Rhythmus sind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu versetzen, und wo jene fehlen, da ist die höchste Reinheit der Harmonik eine ganz unwirksame Sache. Das eigentliche Wesen der Melodie besteht nun aber einzig und allein in dem Ausdruck. Sie muß allemal irgend eine innere Empfindung schildern, und jeder, der sie hört, muß sich einbilden, er höre die Sprache eines Menschen, der, von einer gewissen Empfindung durchdrungen, diese an den Tag zu legen sucht. In so fern nun aber diese Melodie in den Händen des Componisten ein Werk der Kunst und des Geschmacks ist, muß sie auch, wie jedes andre Werk der Kunst, ein Ganzes ausmachen, in welchem die nothwendigen Mannichfaltigkeiten zu einer vollkommenen Einheit verbunden sind. Dieses Ganze muß eine gefällige Form haben und sowohl überhaupt, als in seinen einzelnen Theilen, so beschaffen seyn, daß das Ohr des Zuhörers zur beständigen Aufmerksamkeit gereizt werde und ohne Anstoß, ohne Zerstreuung, den Eindrücken, die es empfängt, mit Lust überlassen und hingeben könne. Jeder Gesang, der diese doppelten Eigenschaften hat, ist gut. Die verschiedenen besondern Eigenschaften, welche einer guten Melodie eigen seyn müssen, sind in kurzen Worten folgende. Das erste ist schlechterdings nothwendig, daß ein Haupt- oder Leitmotiv darin herrsche, der durch eine gute, dem Ausdruck angemessene Modulation seine verschiedenen Nuancen bekomme. Dies kann nur auf diese Weise geschehen, daß die auf einander folgenden Töne aus einer bestimmten Tonleiter genommen werden. Geschehe dies nicht, so verliert unter den einzelnen Theilen kein Zusammenhang seyn. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie giebt den aus derselben genommenen Tönen den nöthigen Zusammenhang. Der Haupt- oder Grundton muß abh. dem Charakter des Stücks angemessen gewählt werden. Denn jeder Tonart hat vielleicht einen ihr eignen Charakter. In keinem Fall ist, diesen Charakter in jeder Tonart aufzufinden; desto glücklicher wird er in besondern Fällen in der Wahl des Haupttons seyn, welche zum richtigen Ausdruck beiträgt. Singende Harmonien, die bloß aus ein Paar Haupttönen bestehen, kann man durchweg aus bei dem Hauptton bleiben, oder auch allenfalls in seinem Bereich moduliren; längere Stücke hingegen erfordern Abwechslung des Chords, damit der leidenschaftliche Ausdruck, auch in Abicht auf das Harmonische, seine Schattirung und Mannichfaltigkeit bekomme. Zweitens.

ist zu einem guten Besange der Mäße
 die Mischung der einzelnen Theile nach
 jeder Besang erreicht durch die einzeln
 auf einander folgen, den Begriff der
 die kleine Mischung, deren eine bestimmt
 den, anzusehen. Es scheint überhaupt
 frei zwischen dem Sang und der Poesie
 überall, auch bei den besten Vätern,
 den entworfen, ungewisslich mit dem
 den waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Ko-
 gründlichkeit herrscht, wo kein Schritt dem andern gleich, ist, selbst beim
 bloßen Nachhaken, schon ermüdend. Daher würde eine Folge von The-
 men, so hervorzuheben wichtig man auch deren Freischaute, wenn unter dem
 selben nicht irgend eine abgemessene Ordnung in der Abwechselung vor-
 handen wäre, mehr Aufmerksamkeit kaum Augenblick unterhalten, son-
 dern nur verwirren. Darum muß in der Bewegung eine ge-
 wisse Gleichförmigkeit vorhanden sein, und die Folge der The-
 men muß in gleiche Zeilen oder Schritte, die in der Poesie Tacte genannt werden,
 eingetheilt sein. Diese Schritte müssen, wenn sie aus mehreren kleinen
 Mischungen bestehen, dadurch sichtbar gemacht werden, daß jeder Schritt
 auf der ersten Mischung stärker als auf den übrigen angegeben wird,
 oder einen Accent bekommt. Alsdenn bildet das Schritt die Einteilung
 der The- in Tacte. Darum müssen die gleich langen Schritte oder
 Tacte in regelmäßiger Abwechselung auf einander folgen. Es ist bedenklich
 wichtig, daß die Dauer des Tacts in kleinere Theile, noch größer und
 ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verschiedenen Theile durch
 Klarheit, durch vermehrten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Mischungen
 einzelner The- sich von einander unterscheiden. Hieraus entstehen nun
 wieder neue Arten von Einförmigkeit und Monotonie, die den
 Besang ungenüßbar machen. Drittens erfordert eine gute Melodie einen
 ungleichmäßig getheilten Nachdruck, welcher durch eine schnelle oder lang-
 same Bewegung, durch die Art des Vortrags (ob die The- einzeln ob-
 gesprochen oder geschluckt, stark oder schwach vorgetragen, hoch oder tief
 gesprochen werden), durch größere oder kleinere, consonante oder disso-
 nante Intervalle, durch
 die, darauf erscheinende in
 einer Anzahl der einzelnen
 The- in dem Tacte nach
 dem Verschwinden des Einses
 wird. Jeder dieser Punkte
 wird wieder, je nach der
 Stellung der The- oder selbst
 aus dem Besang ausschließen
 alle übrigen Vorträge ein
 zwischen ihm selbst und
 dem nachfolgenden Besang, als die Natur aller derjenigen Instrumente,
 für welche er lesen will, studirt haben. Die Leichtigkeit, das Gedächtniß
 und die Stärke des Besanges kommt es dem der Art der Fortschreibung der/
 nur bei dieser ist zu merken, daß man, so lange der Nachdruck der vor-
 zusetzenden Einssetzung seiner Aufmerksamkeit erfordert, bei der
 Leichtigkeit des angenommenen Tons bleibe. Denn die distinkte Ton-
 leiter ist in jedem Intervalle ihm oder die schwächste. Die stärkste und
 beste Eigenschaft einer guten Melodie besteht in der Nothwendigkeit
 ist, daß der Nachdruck eines Tacts so viel als möglich

1. heißt,
 verbindig,
 ist nach
 als es
 und was
 thaliche
 in, daß
 nur für
 derdum

en Tact und durch
 die besondere Art
 die Ausdehnung der
 und endlich durch
 in einander bewirkt
 lassend bei. Wird
 schaffte, daß sie
 die ihrer Art, leicht
 ist leicht, da werden
 und unwillkürlich ge-
 der Tonleiter sowohl

durch die Melodie wiedergegeben werden muß. Der Componist muß sich bestreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen, und sich überhaupt in dieselbe zu versetzen. Hier ist es wichtig, genau die Stellen zu beobachten, wo die Empfindung so eindringend wird, daß das Gemüth sich dabei zu verweilen wünscht. Hier nun ist die Gelegenheit vorhanden, die ausdrucksvollsten Monieren oder Coloraturen anzubringen. Hat er Gefühl und Uebung im Gange, so werden ihm Bewegung und Tact, wie sie dem Texte angemessen sind, schon von selbst einfallen. Aber den schicklichsten Rhythmus und die besten Einschnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen musikalisch gewesen ist, oft sehr schwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einschnitte und Perioden mit denen, die im Texte sind, übereinkommen müssen. Streiten nun aber diese, wie es nicht selten der Fall ist, gegen das Ebenmaß der Musik, so muß sich der Componist mit Wiederholungen und Versetzungen einzelner Worte zu helfen suchen. Höchst zweckwidrig sind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verstande, und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unstatthafter sind Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes gänzlich widersprechen. Wie, wenn der Dichter sagte, *mein nicht*, und der Componist wollte nun auf dem ersten Worte *Ebne* setzen, die etwa das *Weinen* nachahmen sollten? Und doch trifft man dergleichen Verhältnisse gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich ist noch anzumerken, daß gewisse Fehler gegen die Natur des Tactes die Melodien höchst unangenehm und widrig machen. Dergleichen Fehler entstehen, wenn man Dissonanzen auf Tacttheile anbringt, welche dieselben nicht vertragen. Im Dreiviertel-Tact können die Vorhalte oder zufällige Dissonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geschehen sollen, nur auf dem ersten Viertel angebracht werden. Geschehen hingegen in diesem Tacte die Rückungen durch Achtel, so können die Dissonanzen auf dem ersten, dritten und fünften Achtel stehen. Hingegen sollen die Dissonanzen im Sechssachtel-Tacte auf das erste und vierte Achtel, und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder sechsten vorbereitet.

Pp.

Melodion, ein von Dietz in Emmerich erfundenes, dem Chladnischen Clavicymbel ähnliches Instrument, auf welchem der Ton durch Reibung metallener Stäbe, welche in perpendiculärer Richtung nach einander fortlaufen, vermittelst eines Cylinders hervorgebracht wird, den der Spieler mit den Füßen bewegt. Es hat den Ton der Harmonica, aber leichtern Anschlag, einen Umfang von $5\frac{1}{2}$ Octaven, eine sehr compacte Form, und soll sich mit derselben Fertigkeit wie das Fortepiano behandeln lassen.

Melodrama (*Duodrama*, *Monodrama*) bezeichnet ein kleines musikalisches Drama, besonders diejenige Art des Dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner Sätze durch Instrumentalmusik unterbrochen wird. Es unterscheidet sich dadurch von der Oper, daß der Dichter das dazu gewählte Subject lyrisch bearbeitet und daraus eine Folge von Gefühlen und Empfindungen entwickelt, die er gleichsam nur andeutet, um der Musik dadurch Gelegenheit zu geben, diese Gefühle auszudrücken. Zur Unterscheidung nennt man gewöhnlich *Monodrama* ein solches musikalisches Drama, wenn es nur eine Person hat, *Duodrama*, wenn es zwei oder mehrere hat. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen *Pygmalion* veranlaßt Brandes die Hertenbergische Cantate *Ariadne*, so wie nachher

Gottes die Erde bearbeitet, welche beide Hände mit einer vorzüglichen Kunst beschenkt hat. Wenn wir einen Blick auf den ausge-

Declamation unterbreicht, einen verschiedenen und sich oft vernichtenden Charakter zur Erscheinung bringt. Aus allen diesen angeführten Gründen geht hervor, daß das sogenannte Melodrama, in welchem, wie Bouvier sich ausdrückt, zwei Künste, die dasselbe Ziel verfolgen, mit besonderer Höflichkeit einander abwechselnd Platz machen, wenn die eine der andern in den Weg tritt, insbesondere seines musikalischen Theils wegen, für eine gänzlich unnatürliche und deshalb unstatthafte Gattung dramatischer Produkte zu erklären ist, über deren Unwerth auch der Erfolg hinlänglich entschieden hat. Unter Melodrama, sagt Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, verstehen die Franzosen, nicht wie wir, ein Schauspiel, worin Monologe mit Instrumentalmusik in den Pausen abwechseln, sondern wo in emphatischer Prosa irgend etwas Wunderbares, Abenteuerliches, oder auch sinnliche Handlungen nebst den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hierzu ließe sich etwas Besseres bauen; denn leider sind die meisten Melodramen bis zur Abgeschmacktheit roh und gleichsam Fehlgeburten des Romantischen. Pg.

Melone, Cucurbita Melo, eine Kürbisartige Garten- und Feldfrucht von angenehmen, süß- gewürzhaftem Geschmack. Sie ist in Asien zu Hause und kann in Deutschland kaum unter freiem Himmel gezogen werden. In der Gegend um Afrachan baut man sehr große, wohl- schmeckende Melonen, Arbuseu genannt. Die deutschen Gärtner ziehen besonders zwei Arten, die Cantalupen mit plattrunden warzigen, unformlichen Früchten, von schwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das Feinste gehalten wird. Ferner die Netzmelone, die mit netzförmigen Erbhungen überzogen, dünnschaliger ist und früher reifer als jene. Außerdem rechnet man auch hieher die Wassermelone, Cucurbita Citrullus, welche besonders bei Batwan in Ungarn von vorzüglicher Größe und Güte gebaut wird, und deren Saft man mit Wein vermischt genießt. L.

Melos, griech. der Gesang, Gesangspoesie, daher melisch sowohl als lyrisch, reinlyrisch (s. Lyrik.).

Melpomene, die Muse des Trauerspiels. Sie wird abgebildet mit einer ernsthaften Maske, wohl auch mit einem Cypressenzweig in der einen, und einem Dolch in der andern Hand (vergl. Mufen).

Melville (Henry Dundas, Viscount), ein berühmter englischer Staatsmann, war 1741 zu Arncliffe, in Midlothian oder Edinburghshire geboren, studirte in Edinburgh und ward 1763 Advocat daselbst. Er zeigte früh einen raschen, eindringenden Geist, lebhaft, tiefende Beredsamkeit und Entschlossenheit. Nachdem er einige Jahre General, Procurator gewesen, ward er 1773 Lord-Advocat von Schottland, ein Amt, das mit einer beinahe uneingeschränkten gerichtlichen Macht und einem sich über das ganze Königreich verbreitenden Einfluß verbunden ist, den er durch zahlreiche Anstellungen seiner Familie und ihm ergebener Personen anwandte. Auch gibt man ihm einige Willkürlichkeiten in seiner Verwaltung Schuld. Bald war ihm der juristische Wirkungskreis zu enge. Er brachte es dahin, daß er, wider den Willen des Ministeriums, in das Unterhaus kam, zeigte sich aber dennoch als ein eifriger Anhänger des damaligen Ministers Lord North. Als dieser 1782 durch den Marquis v. Rockingham verdrängt worden, und nach dessen Tode der Marquis Lansdown und Pitt an das Ruder gekommen waren, folgte er auch deren, North's ganz entgegengesetzten, Systemen. Mit deren Sturz aber (nach dem Frieden mit Amerika) verlor er (1783) nicht nur seine Stelle als Marine-Secretär, sondern auch die als Lords

Advocat von Schottland. Doch trat er in Gesellschaft mit Pitt bald wieder auf. Pitt ward erster Staatsminister oder erster Lord der Schatzkammer, und Dundas erhielt, als Marine-Schatzmeister, Präsident der General-Controle, Staatssecretär, dirigirender Minister und Director der Bank von Schottland u., einen bisher noch unerhörten Einfluß. Seine große Strenge machte ihn jedoch beim Volke so verhasst, daß, als er 1793 Schottland bereiste, er an einigen Orten kaum der Wuth des Pöbels entgehen konnte. Pitt verließ die Geschäftsbahn 1801, und Dundas, der nun zum Viscount Melville gemacht wurde, folgte ihm, so wie er ihn bei dessen nachmaligem Wiederauftreten abermals begleitete, und erster Lord der Admiralität (Marine-Minister) ward. Dies blieb er bis zur Zeit seines bekannten Prozeßes. Er hatte nämlich selbst als Marine-Schatzmeister eine Bill bewirkt, wodurch die Einrichtungen des Schatzmeisters näher bestimmt und festgesetzt wurde, daß die durch seine Hände gehenden Gelder von Zeit zu Zeit in die Bank fließen und allem Mißbrauch entzogen werden sollten; hatte aber nachher dagegen gefehlt, indem er mit bedeutenden Summen dieser Gelder handelte, oder handeln ließ, obgleich dem Staate eigentlich nichts dadurch entzogen oder verwendet worden war. Whitbread trug daher am 8ten April 1805 auf eine Klage gegen ihn an, welcher Vorschlag durch die Ausschlag gebende Stimme des Speakers durchging. Am 10ten legte Lord Melville seine Stelle als erster Lord der Admiralität nieder; am 8ten Mai ward er aus der Liste der geheimen Staatsräthe gestrichen, und am 20ten Juni von Mr. Whitbread und einigen andern förmlich im Parlament der Veruntreuung und geschwätigen Amtsverwaltung beschuldigt. Der Prozeß ward in Westminsterhall geführt und Lord Melville frei gesprochen. Er erhielt seinen Sitz im Staatsrathe wieder, konnte aber keine Geschäftsanstellung wieder erlangen; erschien noch zuweilen im Oberhause, that aber nichts von Bedeutung, und lebte größtentheils in Schottland. Dort starb er plötzlich in Edinburgh, im Hause seines Neffen, am 27sten Mai 1810.

Melzi d'Erile, Duca di Lodi, aus einer edeln spanischen Familie entsprossen, hatte sich seit lange in Mailand niedergelassen, nahm die Partei der Franzosen bei ihrem Einmarsche in dieses Land, und wurde zum bevollmächtigten Minister der cisalpinischen Republik bei dem Congreß von Rastadt ernannt, wo er eine ausgezeichnete Rolle spielte. Er war es, der dem General Bonaparte die Schlüssel von Mailand überbrachte; als er an der Spitze der Armee seinen Einzug in diese Stadt hielt. Nachher spielte er eine wichtige Rolle in der Consulta zu Lyon 1802, und wurde zum Vizepräsidenten der neuen Regierung der italienischen Republik ernannt. Er bekleidete diese Stelle bis zum J. 1805, wo die Republik in ein Kaiserreich umgeschaffen wurde. Nach der Krönung Napoleons zum König von Italien ward er zum Königl. Siegelbewahrer ernannt, und empfing im J. 1808 den Titel eines Herzogs von Lodi. Als im J. 1814 die Catastrophe auch in Italien eintrat, bemühte er sich, wenn auch vergebens, den Senat zu bewegen, den Prinzen Eugen zum König von Italien zu proklamiren, um, wo möglich das Königreich Italien zu erhalten.

Darmiel, eine Stadt im schweizerischen Departement, in derburger Gegend, in Ostpreußen, am curischen Haf, wo der Fluß Dange hinein fällt. Sie zählt über 5000 Einwohner. Der Hafen der Stadt ist geräumig und Schiffe von 300 Tonnen können bis dicht zur Stadt kommen; kleinere Fahrzeuge finden ihren Platz in dem innern Hafen, welchen die Dange bildet. Die Stadt ist befestigt und hat eine Citadelle

schöne Handel betriebe und eine
Bau-, Gemäld-, Silber- u. s. w.,
so nach England verfahren sein
auch englischer Werkstoff.
Er war der Kaiserin, des Kaisers
u. fast auch dafelbst.

Himant, aus Etrurien, ein vorzüg-
licher (Vill.) verzierter Modest, dem
igen war er ein Schüler des Gna-
stius hat, doch bemerkte man in
seiner der Farbennachahmung und
in der Capelle des St. Agnelli, in
Rom, und im Campo Marzio ist

Dieser Modest er große Facaden, öfnet zur Vertheilung in Fächer, und
weicher geschw., kann Besuche nehmen zu müssen. Von seinen Verdien-
sten in der Maleriemalerei zeigt eine mit Figuren gezeichnete Handschrift
des Virgil in der andronischen Bibliothek. Eine Expedition seiner
Waldes ist die Nebenwandergestaltung von Figuren verschiedener Proportio-
nen auf derselben Fläche. Filippo Minni war sein Schüler und
Hauptwandler.

Remmington. Diese ehemalige freie Reichstadt ist eine frucht-
bare Stadt im Kanton im Schwaben nicht weit vom Jurastrasse strecken
über 6000 Einwohner. Genannt zu werden verdienen einige schö-
ne Kirchen, das Rathhaus, die Bibliothek und das Lyceum. Es wird
ausgezeichnet Handel mit feiner Leinwand, Barock, Porzellan, Gold
und silbergebaute, jährlich gegen 2000 Gewinne betragendem Handel
genießen. In einem Abwehrmonat gab die Stadt 150 fl. und 10 runden
Kommunen 35. Taler. 63 1/2 fr. Das Stadtrathhaus betrug zwei Qua-
dranten mit mehr als 4000 Bewohnern. Die reinen Einkünfte be-
trug man jährlich auf 25,000 Gulden. Im J. 1800 kam Remmington
bei den Freiheitskriegen an Frankreich. Es ist jetzt der
Sitz des Appellationsgerichts für den Jura und zugleich eines
bayerischen Landgerichts und Remmington.

Remmon. nach dem Tode von Edda des Lärden und der Kri-
sten und ein Bruder des Remmon. Nach einigen war er König von
Nerthund, nach Andern der Nier. In Nierthund in Nierthund erlangte
er einen prächtigen Palast und ein Lebermuth; einen andern Palast zu
Edda in Nierthund, welche Stadt von ihm auch den Namen Remmon
patria führte. Priamus, König von Troja, mußte ihn durch das Ge-
schehen eines goldenen Kettensocks zu bewegen, ihm gegen die Stiche zu
Gange zu kommen. Bei Troja verrichtete er mehrere tapfere Thaten,
verwundet selbst den Achilles, wurde aber endlich von demselben er-
legt. Auf einem der Nierthund, ihren Edda auf eine ausgezeichnete
Weise zu ehren, ließ Priamus aus seiner Kette eine goldene Kette
Abgelassen (Remmonodde), welche ähnlich zu seinem Edda
de jure zu Ehren, die mit einander kämpften und so gleichem Kettens-
spiele zu seinem Andenken führten. Nach seinem Tode wurde er als
Heros verehrt. Bei Troja habe man seine zum Theil noch vorhandene
Bildsäule, oder eigentlich zwei Bildsäulen, in colossaler Größe. Wenn
die Sonne aufging und die Statue besah, gab sie einen fröhlichen
Ausschlag von sich; ging sie unter, einen traurigen. Man erzählt ferner,
daß sie Troja vergoldet und Crastellbrücke in sieben Versen ausge-
sprochen habe. Man habe den Aberglauben noch bis ins vierte Jahrhundert
nach Christi Geburt. Beschreibungen dieser stehen den Remmonen

Säule und Nachrichten von dem gehörten Range findet man bei Pausanias und Strabo und unter den Neuern bei Pococke und Norden. Ueber die Beschaffenheit dieser Säule und die Bedeutung der Erzählung vom Memnon sind von den Gelehrten sehr scharfsinnige Hypothesen aufgestellt worden.

Mémoire. Mit diesem Worte bezeichnet man im Allgemeinen, was zum Andenken einer Sache dient, dann eine schriftliche Vorstellung, ein Aufsatz zur Anregung eines Gegenstandes, Eingabe. Dann insbesondere I. Staatschriften, denen die gewöhnlichen Formlichkeiten alle, oder größtentheils, besonders die Besiegelung fehlen. Sie kommen bei Negotiationen der Minister häufig, bisweilen auch bei Antworten und Resolutionen der Herrscher vor, weil man durch diese Gattung von Schriften allen Rang- und Ceremonialstreitigkeiten auf eine feine Art ausweichen kann, und man unterscheidet drei Arten derselben: 1. die mit Anrede, Datum und Unterschrift versehenen, in denen der Abfasser von sich in der ersten, von dem, an den er sich wendet, in der zweiten Person spricht (*Mémoires en forme de lettre*); 2. solche, die zwar Anrede, Datum und Unterschrift enthalten, in denen aber der Schreibende von sich in der dritten Person spricht (*Mémoires schlechthin*); und 3. solche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterschrift sind, und worin von Abfasser und Empfänger in der dritten Person geschrieben wird (*Noten*). Vergleichene Schreiben werden theils von den Höfen selbst, theils von deren Gesandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erstern a) Circularnoten an das *corps diplomatique*, d. h. die an einem Hofe residirenden fremden Gesandten, um sie von etwas zu benachrichtigen, oder um etwas zu ersuchen; gemeinlich mit Unterschrift des Staatssecretärs oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofes an einen Gesandten auf dessen Memorial; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsministerium oder den auswärtigen Gesandten, um solche nebst ihrem *Mémoire* zu übergeben. Die Denkschriften der Gesandten an den Höfen, wo sie residiren, sind meist eigentlich sogenannte *Mémoires*, bisweilen auch bloß Noten; *en forme de lettre* werden sie jetzt nicht mehr ausgefertigt. II. Unter historischen *Mémoires* versteht man solche Schriften, in denen Jemand selbst erlebte Geschichten der Erinnerung für sich selbst aufgeschrieben hat; Denkschriften. Sie unterscheiden sich von einer vollständigen Geschichte oder Chronik dadurch, daß sie 1. nur Eine Begebenheit oder nur Eine Person zum Gegenstand haben; 2. daß deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können, und 3. daß sie im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfasser geschrieben sind. Aus dem letztern Grunde macht man an sie keine Anforderungen der Form und des Stils, wie an ein wirklich historisches Kunstwerk, und eshebt ihnen zu, daß sie minder zusammenhängend und sorgloser im Ausdruck seyn können, obschon ihr Werth um so größer ist, je weniger sie von jener Erlaubniß Gebrauch machen, und zwar mit Leichtigkeit, aber ohne störende Nachlässigkeit erzählen. Ihr vielseitiger und mannichfaltiger Werth ist unläugbar. Sie liefern dem Forscher sehr interessante Details, entdecken oft die geheimsten Triebfedern, dringen in Einzelne, oft für kleinlich erachtete und in allgemeinem Geschichtsabstrich vernachlässigte oder kaum mit furchtsamer Vorsicht durch Winke angedeutete Umstände ein, entwickeln geheime Anschläge und Entwürfe,

von denen bloß das letzte Resultat in die Geschichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen in der Regel und unter gewissen Beschränkungen auf einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Nicht weniger sind sie angenehm durch die rein sich aussprechende Individualität des Schreibenden, durch seine Art, die Begebenheiten zu betrachten (gesetzt auch, daß sie einseitig, beschränkt, ja selbst partiell seyn sollte, was einmal in der Natur solcher Schriften liegt), durch Originalität und Naivetät, Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, und durch Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung. Durch diese Eigenschaften erhalten sie vor andern Gattungen historischer Schriften den Vorzug, daß sie den Dilettanten wie den Kenner befriedigen, einen durch die reizende Nachlässigkeit ihrer Form, diesen durch den Werth ihres Inhalts, wenn es gleich nicht zu verkennen ist, daß in letzterer Rücksicht die historische Kritik bei denselben ein schweres Geschäft hat. Als die ältesten Mémoires betrachtet man gewöhnlich Charles's Berichte von seinen Feldzügen, und auch aus dem Mittelalter kann man unter andern des Bischofs Dismar Ebronik (den neuern Ansichten über dieselbe zufolge) hieher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber ist Frankreich, in dessen historischer Literatur sie eine wahre Nationaleigenthümlichkeit sind, und wo sie vom Ende des 15ten Jahrhunderts an immer häufiger wurden. Besondere Erwähnung verdienen: Phil. de Commines's Mémoires, die die Geschichte Ludwigs XI. und Karls VIII. (1464 — 1498) mit bezaubernder naiver Einfachheit in lichtvoller und kunstloser Sprache und mit treuherzigen Betrachtungen und Ermahnungen an Fürsten erzählt (London 1747, 4 Bde. 4). Martin du Bellay's, durch ihre kraftvolle Darstellung und den in ihnen ausgesprochenen Nationalfinn merkwürdige Mémoires gehen von 1513 — 1516 (Paris 1569 Fol. modernisirt herausg. von Lambert. Paris 1753, 7 Bde. 8.). Blaise de Montluc ist in seinen Mémoires (von 1521 — 1569, von Heinrich IV., die Soldatenbibel genannt, Paris 1748, 12 Bde. 12.) eben so offenherzig in seinem Selbstadel als in seinem Selbstlob; lebhafter und anschaulicher Vortrag ist verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichtum. Durch politische Redlichkeit in höchster Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, so wie durch würdevollen und ruhvollen Vortrag zeichnet sich Michel de Castelnau (Mém. von 1559 — 1570, Brüssel 1731, 3 Bde. Fol.) aus. Brantôme's verrufene Mémoires (Oeuvres Paris 1787, 8 Bde. 8.) sind durch eine besondere Mischung von schamloser Naivetät mit cynischer Freimüthigkeit, durch geübten Scharfblick für Schwächen und Blößen, und durch flatterhafte Unstetigkeit des abgeschliffnen jökischen Wäslings charakteristisch. Margarethe Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählt die Geschichte ihrer Jugendjahre (1561 — 1581) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünstelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Eummüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde. 8. deutsch, von Friedr. Schlegel, Leipzig 1803, 8.). Aubigné (1550 — 1600, Amst. 1625, 3 Bde. Fol.) ist bei aller Befangenheit, fecker, an Schmähsucht gränzender Freimüthigkeit, und bei einem gesuchten, oft unverständlichen Ausdruck ein für die Geschichte seiner Zeit höchst wichtiger; wenn auch mit kritischer Prüfung zu brauchender, Schriftsteller. Maximilian de Béthune, Duc de Sully, gilt bei den Verhältnissen, in denen er lebte, und bei seiner anerkannten Redlichkeit in Allem, was Staatsangelegenheiten betrifft, als Zeuge vom ersten Rang, ob er gleich beschränkt und partiell, selbst unfreundlich und bitter in seinen Urtheilen über

Menschen und Hofverhältnisse, und in seinem Vortrage nachlässig und ermüdend weitschweifig ist (Paris 1788, 6 Bde. gr. 8.). Kocheroucault, ein Großer von der feinsten Bildung und tiefer Menschenkenntnis, beschrieb die Unruhen der Fronde (1648 — 1652) mit Meisterhand, hat bei unverschiebter Parteilichkeit eine scharfsinnige und klare Darstellung und Entwicklung der Begebenheiten, treffende Charakteristik der Hauptpersonen, sprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darstellung (in welcher er sehr unpassend oft mit Tacitus verglichen worden) ist schmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemessen und gedrungen *Travoux* 1754, 2 Bde. 12. Paris 804, 18.). Des Cardinals de Retz *Mémoires* (Genf, 1777, 7 Bde. 2, deutsch, Jena 1798 — 1800, 3 Bde. 8.) haben für den, der psychologische Kritik anzuwenden versteht, große Glaubwürdigkeit, die Charakteristik ist sprechend und verräth den geübten und tiefblickenden Kenner, die Darstellung ist geistreich, witzig, reich ausgestattet mit gehaltenen Reflexionen, und die Sprache hat alle Nachlässigkeit der feinern Umgangssprache und viel natürliches Feuer. Aus der unzählbaren Menge der übrigen *Mémoires* können hier nur noch kurz erwähnt werden, die von Folville, welche sich durch Naivetät auszeichnen, die von l'Etrées, de Brienne, de Torcy und Montyon, interessant für die Kunst zu negociiren, ferner die *Mémoires* von St. Simon (1791) und Duclos (s. d. Art.) und *Mémoires du Général Dumouriez*, (Hamb. 1794, 2 Bände. 8.), *Mémoires pour servir à l'histoire de l'année 1789* (ohne Druckort 1790, 4 Bde. 8.), *Turreau mém. pour servir à l'hist. de la guerre de la Vendée* (Londr. 1796, 1.) wichtig für die Geschichte der französischen Revolution. Späterhin brauchte man dieses Wort auch von solchen Schriften, welche von andern sowohl zum Ladel (*mém. de l'abbé Terrai*, Lond. 1776. 8.; *Mém. de Custine*, Hamb. 1795. 2 Bde. 8.) oder zur Vertheidigung (*mém. du Duc de Choiseul*, Paris 1790, 2 Bde. 8.; *mém. du ministère du Duc d'Aiguillon*, Paris 1792, 8.) berühmter und einflussreicher Personen geschrieben waren. Die despotische Befangenheit der neuesten Zeiten scheint, wenigstens vor der Hand, diese Gattung der historischen Schriftstellerei gänzlich unterdrückt zu haben. Größere Sammlungen von *Mémoires* sind: *Collection universelle des mémoires particuliers relatifs à l'hist. de France*. Londres 1785. ff. 8.; *Mémoires du règne de Louis XV.* Paris 1791, 28 Bde. 12. und Friedr. Schillers allgemeine Sammlung historischer *Mémoires* vom 12ten Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten. Jena 1790. ff. 8. Als deutsche *Mémoires* können angesehen werden: *Dohn's Denkwürdigkeiten* 2c. und *Mémoires des Freiherren von S— a*, wiewohl hierin vieles Fiction ist. III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, besonders die in gelehrten Gesellschaften vorgelesenen Denkschriften, werden mit diesem Namen belegt. Die *Mémoires de l'academie des inscriptions et belles lettres* und mehrere andre Sammlungen dieser Art sind allbekannt. A—s.

Mémoire, soviel als Gedächtniß, s. d. Art.

Memphis, ehemals Hauptstadt von Mittelägypten, nach Theben die Hauptstadt Aegyptens und die zweite Residenz der ältern Könige, auf der Westseite des Nils gelegen. Sie wird als eine Colonie von Theben angesehen, und war ein sehr mächtiger, in manchen Zeitaltern der wichtigste und herrschende Priesterstaat in Aegypten, und zwar zu Josephs Zeiten blühend. Als Erbauer wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig. Mehrere Tempel, z. B. des Ptaha, und Paläste zierten sie. Nach und nach aber sank sie von ihrer Höhe

berab, und im 7ten Jahrhundert eroberten und zerstörten sie die Sarajenen. Jetzt kann man die Stelle, wo sie gestanden, nicht mehr mit Gewißheit angeben.

Mena (Juan de), ein veralteter und schwülstiger spanischer Dichter, hat unter allen frühern castilianischen Dichtern die größte Berühmtheit erhalten. Er war um das Jahr 1411 in Cordova von ehrbaren Aeltern geboren, und studirte in Cordova, Salamanca und Rom; doch blieb er den Formen der alten castilianischen Poesie treu. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er durch Don Alvaro de Luna, seinen Gönner, dem Könige Johann II. vorgestellt, der ihn zu seinem Historiographen ernannte. Man hat von ihm mehrere Gedichte. Das längste ist das allegorisch-historisch-didactische Gedicht El Labyrinth, bekannter unter dem Namen Las Trozientas, weil es 300 Stanzas in alten dactylischen Versen enthält. Sein Gegenstand, die Wandelbarkeit des Geschicks, ist in einer sehr steifen, gedehnten und verworrenen Allegorie behandelt. Die Lobpreisung seiner Nation und des Königs, welche ihn zu einigen gelungenen lyrischen und erzählenden Stellen befeuert hat, haben jenem Werke ein Nationalinteresse gegeben, welches sich unter den spanischen Literatoren fortgepflanzt hat. Ein gewisser Ferdinand Nunez hat einen Commentar dazu geschrieben, der noch abgeschmackter ist. Ein andres Gedicht ist seine Calamicleos, welches er selbst durch Tractat über Elend und Ruhm erklärt, das aber unter dem Titel La Coronacion herausgekommen ist, und eine leichte Lobrede zur poetischen Krönung des Marquis von Santillana, eines seiner Gönner, enthält. Der Dichter hat selbst einen Commentar dazu geschrieben, der ein Meisterstück von pedantischer Weitläufigkeit ist. Seine übrigen Gedichte sind Lieder der Liebe im gelehrten Style jener Zeit. Mehr Werth hat sein Tractado de Virios y Virtudes, den er unvollendet gelassen. Mehrere haben ihn nach seinem Tode fortgesetzt, sind aber damit verunglückt. Zuletzt fiel er dem Ritter Jeronimo de Olivarez unter die Feder, welcher darin in Prosa und in Versen versichert, daß Juan de Mena einen Augenblick das Fegfeuer verlassen habe und ihm erschienen sey, um ihn zur Vollendung des Werks aufzufodern und zu begeistern. Mena starb 1456 in Cordelaguna.

Menage (Gilles), ein bekannter französischer Gelehrter, geboren zu Angers im J. 1613, zeigte früh Neigung für die Wissenschaften. Nach Vollendung seiner Studien wurde er königlicher Sachwalter an seines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juristische Laufbahn, seinem Vater diesen Posten zurück. Dies geschah nicht ohne dessen Mißvergnügen, welches jenen zu dem Wortspiele veranlaßte: qu'il étoit mal avec son père, parce qu'il lui avoit rendu un mauvais office. Er widmete sich dem geistlichen Stande, bekam einige Pfründen, die ihm ein gemächliches Leben sicherten, widmete sich ganz dem Studium der schönen Künste, und bezog das Kloster Notre-Dame, wo er eine Gesellschaft von Gelehrten eröffnete, welche alle Mittwoch zusammenkam, und die er seine Mercurials (Versammlung zur Abstellung von Mißbräuchen) nannte. Sie bestand gegen vierzig Jahre. Menage besaß viel Kenntnisse und ein ungeheures Gedächtniß. Er würzte sein Gespräch unaufhörlich mit griechischen, lateinischen, französischen und italienischen Versen. Die italienische Sprache hatte er so innig, daß er mit Leichtigkeit darin versificirte. Seine italienischen Gedichte verschafften ihm die Aufnahme in die Akademie della Crusca. Er würde auch in der französischen Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in seiner Requeste des Dictionnaires (einer satyrischen

Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter) das Dictionär derselben spöttisch angegriffen hätte. Ménage hatte im Allgemeinen die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten. Sein Leben war ein beständiger Krieg; er hatte sich durch seinen streitsüchtigen Charakter zahlreiche Feinde unter seinen Zeitgenossen zugezogen. Er kämpfte sie gern mit fremden Waffen und machte zuweilen eine ziemlich unpassende Anwendung von den Epigrammen Andreä, wofür Mosser ihn verbächtigte. - Ménage hat mehrere gelehrte Werke hinterlassen. Seine Ausgabe des Diogenes Laertius ist mit sehr geschätzten Anmerkungen begleitet. Sein Dictionnaire étymologique ou Origines de la langue française (letzte Ausgabe von Jault in 2 Bden) und sein Origines de la langue italienne (1685 in Fol.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungener Etymologien. Die Königin Christine sagte von diesem Werke: Ménage will nicht nur wissen, woher ein Wort kommt, sondern auch, wohin es geht." Unter seinen Satiren gegen Montmaur ist die Metamorphose dieses Pedanten in einen Papagei die beste. Seine lateinischen, italienischen, griechischen und französischen Poesien sind ziemlich werthlos und bestehen zum Theil aus Reminiscenzen und leeren Gemeinplätzen. Nach seinem Tode erschienen Menagiana, erst in einem, dann in vier Bänden, deren Werth sehr ungleich ist. Ménage starb 1690. Man führt von ihm als etwas Außerordentliches an, daß er sein Gedächtniß nicht nur bis in sein hohes Alter behielt, sondern auch, als er es verloren hatte, nach kurzer Zeit wieder erhielt. Er selbst besang dieses Ereigniß in einer lateinischen Hymne an die Mnemosyne.

Menagerie heißt eine Anstalt, in welcher seltene ausländische Thiere unterhalten werden. Es gehören dazu Gebäude und Hofräume, die den Bedürfnissen der verschiedenen Thiergattungen angemessen seyn müssen, damit sie weder Schaden leiden noch zufügen können. Man hat dergleichen Anstalten am vorzüglichsten zu Wien und Paris. Sie sind für die Naturgeschichte von Wichtigkeit, weil eine Menge von Eigenschaften der Thiere sich nur durch vielfache und genaue Beobachtung, die in der Wildniß nicht möglich ist, wahrnehmen lassen, wiewohl nicht unbeachtet bleiben darf, daß in der Gefangenschaft und unter einem fremden Klima jedes Thier seine Natur und seinen Charakter mehr oder weniger verändert.

Menander, der berühmteste unter den griechischen Lustspieldichtern der neuern Komödie, war ein Sohn des Diotetis und der Hegesistrate, und im dritten Jahre der 100ten Olympiade zu Athen geboren. Er starb in einem Alter von 52 Jahren. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit seiner Komödien, deren Anzahl sich auf mehr als hundert belief, bezeugen die Alten; um so mehr ist es zu bedauern, daß wir außer einigen Fragmenten (Menandri et Philem. reliquiae ed. Claricus Amsterd. 1709, 8. und in Brunck poetis graecis) nichts von ihm übrig haben. Terentius hat ihn häufig nachgeahmt.

Mendelssohn, s. Moses Mendelssohn.

Mendicanten, s. geistliche Orden.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), nach Juan Boscan Amogaver, und Garcilaso de la Vega, der Zeit nach der dritte unter den spanischen Classikern, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr in dem glänzenden Zeitalter Karls V., aus dem alten Hause Mendoza, das mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner zählt, war geboren zu Granada im J. 1503 oder 1504, und starb zu Vallar

1575. Als Dichter und Geschichtsschreiber half er den Ruhm der castilianischen Literatur gründen; im Fache der Romane gab er dem Nationalgeschmack eine entscheidende Richtung; aber als Geschichtsschreiber gewann er keinen Einfluß auf den Zeitgeist, so wenig als sein öffentliches Leben die reinmenschlichen Gefühle des Dichters, den redlichen Wahrheitsinn des denkenden Kopfs, und den hellen Blick des erfahrenen Weltmanns bezeugt hat. Er handelte im Geiste seiner Nation, hart, grausam und unterdrückend, stolz gegen Fremde, ein fürchterliches Werkzeug der Machtpolitik seines Hofes. Bei seltenen Talenten und vertraut mit der alten und neuen Literatur, selbst mit der hebräischen und arabischen Sprache, zeigte er in den wichtigen Staatsdiensten, zu welchen ihn Karl V. berief, nicht den Charakter der Humanität, sondern den des Zeitalters der Inquisition, der Auto da Fé's, der Soldatenherrschaft, der Mißhandlung der Völker und des Macchiavellismus der Höfe. Denn ihm fehlte, wo nicht der Geist, doch das Herz der classischen Bildung. Das Studium der scholastischen Philosophie und Theologie und des canonischen Rechts, so wie Mendoza es in Spanien, bei dem Flammenlichte des heiligen Gerichts, treiben durfte, konnte in dem Spanier höchstens mit römischem Stolz sich mischen, nie mit griechischer Bildung sich befreunden. Der geistvolle, gelehrte, witzige Don Diego hatte kaum die Universität Salamanca verlassen, als ihn Karl V. als Gesandten nach Venedig schickte, hierauf als kaiserlichen Bevollmächtigten auf die tridentinische Kirchenversammlung, dann im J. 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof, wo er in ganz Italien alle diejenigen verfolgte und unterdrückte, welche noch einige Liebe zu der alten Freiheit ihres Vaterlandes zu erkennen gaben. So unterjochte er, gleichzeitig zum Generalcapitän und Statthalter von Siena ernannt, nebst Cosmus I. von Medicis, diese Republik, die letzte aus Italiens Mittelalter. Siena kam als spanisches Lehn unter die Herrschaft von Cosmus I. Mit dem eisernen Scepter der Gewalt erdrückte Mendoza den Sinn der Toscaner für Volksrecht und Freiheit. Verhaft den Liberalen, verabscheut von Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte Don Diego nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowohl durch Gewaltmißbrauch, als durch seine vielen Liebes-Abenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, in welchem Jahre Karl V. von den wiederholten Klagen aller seiner italienischen Unterthanen, deren Haß zuletzt von dem Minister auf den Monarchen selbst überging, ermüdet, ihn an seinen Hof zurückberief. — Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war Mendoza fortwährend in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griechischer Manuscripte und Alterthümer, eifrig beschäftigt. Er sandte deshalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem dasigen Kloster alte Handschriften auffuchten; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehn, in welchem er am Hofe Solimans stand. — Nach Karls V. Abdankung lebte er an Philipps II. Hofe. Hier gerieth er einst wegen eines Liebeshandels mit einem seiner Nebenbuhler in Streit. Dieser zog gegen den alten Staatsrath den Dolch, aber Don Diego umfaßte seinen Gegner und warf ihn von dem Erker des Schlosses auf die Straße. Er kam darüber ins Gefängniß, wo er Liebesklagelieder dichtete. Hierauf ward er nach Granada verwiesen, wo er mit Aufmerksamkeit den Gang des Aufstandes der Mauren in dem Alpjujarra-Gebirge beobachtete, und die Geschichte desselben schrieb, ein Werk, das noch jetzt als eins der ersten Geschichtswerke in Spanien

geschaffen wird. Noch bedrückter er sich bei zu seinem Tode mit der Überzeugung und Aufsicht eines Werks von Ungeheuer. Seine Aufgabe vermochte er dem König; in es eine der Größen des Spanisch. Nach seinem Werth als Christlicher verglichen man Bodan und Columbus. In der spanischen Epistel gab er seinen Eigenschaften das erste gute Muster. Das meiste hat indessen, dem König nachgefolgt, in einem frühigen Tode nicht gedauert, und veranlaßt von sehr, und unrichtigen Urtheilen; andere schrieben das blühende Bild und die herrlichen Eigenschaften wie so viel Reichthum und Fortschritt, daß man in ihnen den Fortschritt von Europa nicht wieder erkennen konnte. Seine Eigenschaften fehlte, bei seinem, edlen Charakter, Sinnlichkeit und Wohlstand. Seine Lebenszeit hat oft dunkel und geistlos. In den Formen der spanischen Poesie, in den romanischen, quinesias und villancicos, hat er früher Dichter an den Grenzen des Ausdrucks übertraffen. Seine Sprache, oder barbaresco, wurde von der Institution der Druck verbannt. Als Professor der Arzneykunde wurde gemacht. Man nennt ihn den Vater der spanischen Prosa, wenn anders nicht ohne freies Diktum überhand genommen sein kann. Sein spanischer Roman *Lazarillo de Tormes*, den er als Student schrieb, und den ein gewisser Pater mit einem jenern Epistel vermischte, ist in der spanischen Sprache des Ausdrucks überlegen. (*Vida de Lazarillo de Tormes*, Sarag. 1536. 12. fortgesetzt von Henry de Luna, Zarag. 1612. 12.) Der Held des Romans ist ein Bettler, von der Classe der verachteten Handwerker, die in Spanien ein Gegenstand des Volkszorns geworden sind. Der Dichter hat das Volkliche der Spanier zu seiner verächtlichen Abfassung mit bewundernswürdiger Kunst in der frischen Lebendigkeit dargestellt. Die vielen Nachahmungen des *Lazarillo de Tormes* bezeugen in der spanischen Literatur eine eigene Richtung haben, die man als *Comedia Picaresca* (den Picaresco am Schelmischen) nennt. Auch war dieser unheimliche Roman, der eine seltene Kenntnis des körperlichen Zustandes verräth, das letzte spanische Buch, in welchem die Inquisition als lächerlich und verfaßt angetroffen wird. Das zweite Muster auf Wendlands, die Geschichte des Krieges von Granada, ist nicht unähnlich den Geschichtswerken des Rollin und Tacitus. Die Erzählung ist einfach, der Ausdruck manchmal sehr zu grob. Man erkennt überall den großen Spaniermann. Wendland versteht nicht sehr, was man sieht es aus dem Gange, daß Pedro von Horta und Alcazar die Kaiserin zur Verwerfung gezwungen hat. Dasselbe erlebte der spanische Regierung den Tode dieses Werks nicht eher als 1610, mit großen Begünstigungen. Die erste vollständige und vollständige Ausgabe erschien 1771 (*Guerra de Granada*, Valencia 1771. 2.) Graf Donalducci hat Wendlands spanische Werke in Valencia 1770 herausgegeben. D.

Wendland, ein Kaiser des Arras und von seinem Scholengroßen Landmann, und in es vermählt darn, dessen er das Königreich als Erbe, um seine mütterlichen Eigenschaften zu erhalten, als inwischen Paris, den inwischen John, ihm seine reizende Gemahlin Helena zu schenken und einigen Exzellenzen anzuwenden und. Als die Nachricht davon bezug sich Wendland mit dem Kaiserlichen nach solis, um Genehmigung zu haben, und da diese verweigert wurde, wendte er die griechischen Kaiser auf, ihren Verstand gemäß der Klugheit zu rächen. Er ist sehr sehr in es sehr nach Tron und hat sich als einer seiner ersten Erben. Dieser gibt ihm einen Namen

wegen seines lauten Rufs in der Schlacht (Σον αμαζος). Nach der Eroberung Troia's nahm Menelaus die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr in sein Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er seine Heimath erreichte. Er kam zunächst nach Tenedos, dann nach Lesbos und Cubba; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Aegypten und Libien landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Insel Pharus an der ägyptischen Küste der alte Proteus, den er mit Hilfe der Eidothea, seiner Tochter, im Schlaf überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müsse. Dieser prophezeite ihm zugleich, daß er nicht sterben, sondern als ein Götterheld und der Helena Gemahl lebendig in Elisium werde versetzt werden.

Menestrels, -s. Minstrels.

Menezziere, s. Provenzalen.

Mengs (Anton Rafael), in der Geschichte der Kunst als der vorzüglichste Künstler der neuesten Zeit berühmt. Er wurde zu Aulitz in Böhmen im Jahr 1728 geboren, und ist zugleich das einzige Beispiel, daß ein Künstler bei einer so strengen und geistbildenden Erziehung zu einem so hohen Gipfel der Vollkommenheit gelangt ist. Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künstler, und ein Mann von der härtesten Gemüthsart hatte von jeher den Plan, seinen Sohn zu einem Künstler zu bilden; allein die Methode, welche er dabei einschlug, war höchst sonderbar, seines strengen Charakters würdig, und konnte nur bei einem Talent, wie das seines Sohnes war, glücklich ausschlagen. Schon vom sechsten Jahre an mußte der junge Mengs sich täglich und stündlich im Zeichnen üben, ohne die, seinem Alter zukommenden jugendlichen Vergnügen genießen zu dürfen; einige Jahre später unterrichtete ihn sein Vater schon im Oel-, Miniatur- und Email-Mahlen. Fast kein Augenblick zur Erholung war ihm vergönnt; der Vater gab ihm gewisse, in der bestimmten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn sie nicht fertig waren. Ging der Vater aus, so schloß er seinen Sohn ein, um jede mögliche Störung zu vermeiden. Auf diese Weise hatte sich dieser in der ersten Regeln der Kunst schon festgesetzt, als sein Vater Dresden, wo er wohnhaft war, verließ, und ihn im J. 1741 mit sich nach Rom nahm. Von den Meisterwerken der alten Sculptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle übergehen, und hierdurch vorbereitet, endlich den göttlichen Rafael in seinen unerreichbaren Werken im Vatican studiren. Früh führte ihn dann der Vater in den Vatican, ließ ihn dort bei einer Flasche Wasser und etwas Brod zurück, und holte ihn erst Abends wieder ab. Zu Hause wurden noch die schärfsten Prüfungen der Arbeiten und Studien des verfloßnen Tages vorgenommen. Bei einer so strengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äußere Welt völlig ungebildet blieb. Eine gewisse Schüchternheit, eine Vernachlässigung der äußern Verhältnisse, mußte aus der Unbekanntschaft mit der Welt hervorgehn, und diese wurde auch in der Folge für ihn selbst und seine Familie auf manche Weise verderblich. Im Jahr 1744 kehrte sein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König August III., der das durch mancherlei Passellarbeiten offenbarte Talent des jungen Künstlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmaler mit einem ansehnlichen Gehalt. Dabei bedung sich der junge Mengs aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch sein Vater zum zweiten Mal begleitete. Dort erneuerte er seine frühern Studien, besuchte die Akademie, die anat-

mischen Stunden im Hospital Spirito santo u. s. w. Im J. 1748
 trat er nun zuerst mit eignen größern Compositionen auf, die den un-
 getheiltesten Beifall erhielten. Besonders vortreflich war eine heilige
 Familie, die er dort aufstellte. Im folgenden Jahre, nachdem er sich
 mit einem schönen Bauermädchen vermählt hatte, kehrte er nochmals
 nach T. zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom zurück, behielt
 aber auch des Sohnes ganze Baarschaft, Haushalt u. s. w. In Dres-
 den ernannte ihn der König an die Stelle des in sein Vaterland zu-
 rückgekehrten Eyloostre zum ersten Hofmaler mit Erhöhung seines bis-
 herigen Gehaltes auf 1000 Thlr. — Als im Jahr 1751 die catholische
 Capelle eingeweiht werden sollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zu
 Fertigung des Gemäldes auf dem Hochaltar, und auf sein Verlangen
 auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daselbst
 zu arbeiten. Nach seiner Ankunft in Rom übernahm er indeffen für
 den Lord Percy die Arbeit, eine Copie von Rafaele's Schule von Athen
 zu machen. Als dann brach der siebenjährige Krieg aus, und hinderte
 ihn an der Vollendung des Altarblattes (welches erst in Spanien fertig
 wurde). Denn da während des Krieges sein Gehalt von Sachsen aus-
 blieb, mußte er andre Arbeiten übernehmen, um sich ernähren zu kön-
 nen. So überkam er im Jahr 1754 die Direction der neuerrichteten
 Malerakademie auf dem Capitol. Dann übertrugen ihm die Eblest-
 ermänner 1757, die Decke in St. Eusebio zu malen. Diese seine er-
 ste Frescoarbeit wurde wegen ihrer dem Zeitgeist zuwiderlaufenden Ein-
 fachheit in der Composition nicht mit allgemeinem Beifall belohnt. Spä-
 terhin malte er für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Decken-
 gemälde, den Apoll und die Musen darstellend, welche Arbeit neben
 den Meisterwerken der italienischen Künstler immerdar ihren Ruhm bei-
 behalten wird; ferner für Privatpersonen verschiedene Oelgemälde, eine
 Cleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalene u. s. w. Um diese
 Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, mit dem unser
 Mengs genaue Bekanntschaft schloß, und ihm seine Ideen über die
 Kunst mittheilte. Webb hat diese Ideen in seinen Untersuchungen
 über die Schönheit für die seinigen ausgegeben und mittelst dieses
 Plagiat's sich verübt gemacht. Im Jahr 1761 folgte Mengs dem
 Ruf des Königs Carl III. nach Spanien, wo er 2000 Doppeln Jahr-
 gehalt erhielt. Er unternahm mehrere Arbeiten für den König, und
 schlug bald seine heftigsten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und
 Tiepolo, einen Venetianer, zu Boden. Unter seinen dort ausgeführten
 Werken werden ganz besonders eine Stüttersammlung und eine Kreuz-
 abnahme seinen Ruhm unsterblich machen. Auch bei der dortigen Aka-
 demie suchte er große Verbesserungen in Gang zu bringen, und nur die
 Cabalen seiner Gegner konnten diese zum Theil verhindern und ihn da-
 zu veranlassen, sich vom König im Jahr 1770 einen Urlaub zu erbitten,
 um in Italien seinen Körper wieder zu stärken. Nach einem achtmö-
 natlichen Aufenthalt in Florenz kam er im Rom an, malte unter
 andern daselbst für den Papst ein großes allegorisches Deckengemäl-
 de in der Camera de' papi, oder dem Zimmer der venetianischen Bi-
 bliothek, worin die Handschriften aufbewahrt werden, und kehrte erst
 nach Verlauf dreier Jahre wieder nach Madrid zurück. Sein nach die-
 ser Zeit gefertigter Plafond im Speisesaal des Königs, worin er die
 Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darstell-
 te, wird immer sein Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalt von
 zwei Jahren erlitt seine Gesundheit einen neuen Stoß, er mußte des-
 halb wieder nach Rom gehen, erhielt aber vom König von Spanien

fortwährend einen Gehalt von 3000 Scudi. 1778 verlor er in Rom seine geliebte Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Seine Gesundheit wurde nach der Zeit immer schwächer, da er auch während seiner Krankheit unermüdet fortarbeitete, und er beschleunigte seinen im Jahr 1779 erfolgten Tod auch noch dadurch, daß er in einem Anfall von Aengstlichkeit seine Zuflucht heimlich zu einem Quacksalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künstler wurde Mengs in St. Michele Grande an seiner geliebten Margarethe Seite in der Gruft beigesetzt, die er einige Jahre früher für sie beide hatte bereiten lassen. Acht Tage später kam ein Diplom an, worin der König von Neapel ihn zu Errichtung einer Akademie dahin berief. Mengs war von mittlerer Statur, bager, in seiner Jugend von schöner Gesichtsbildung; sein Temperament war lebhaft, sogar heftig, dabei besaß er aber eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Er war sehr wohlthätig und unterstützte besonders viele junge Künstler. Von seinen so Kindern lebten zur Zeit seines Todes nur sieben; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und große Summen verwendet. Dieses sowohl als seine Liebe für die Kunst, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse (eine Sammlung schenkte er der Königl. Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar ist nach Dresden gekommen), Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu verkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, seine vornehme Lebensart u. s. w. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letzten achtzehn Jahren über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen sich jedoch seine vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie sehr Mengs geschätzt wurde, beweist schon, daß ihm zwei prächtige Denkmale gesetzt wurden; das eine vom Ritter Maza an Rafaels Seite, das andre in der Peterskirche von der Kaiserin von Rußland. Aber es können auch seine Verdienste nicht genug gepriesen werden. Seine Composition und Gruppirung ist höchst einfach, edel und studirt, (vielleicht auch manchmal gesucht). Seine Zeichnung ist immer richtig gewählt und ideal; ja, es besteht in der Schönheit der Form eigentlich sein allergrößtes Verdienst, und sein hauptsächlichstes Bestreben war auf diesen Theil der Kunst gerichtet. Im Ausdruck hatte er stets den hierin so ganz unübertrefflichen Rafael zum Vorbild genommen, und auch hierin erreichte er eine hohe Stufe der Vollkommenheit, wie denn auch sein Geschmack in den Gewändern und Nebensachen von dem tiefsten Studium der Natur und seiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, besonders in den Frescogemälden, ist in aller Art vortrefflich, auch in seinen besten Oelgemälden kräftig, klar und oft in Titians Geschmack. Er impastirte stark und malte mit einem leichten fertigen Pinsel; dennoch aber sind seine Farben wieder so in einander verschmolzen, daß man die Art und Weise, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann, und seine meisten Werke sind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterrichte war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ also jeden seiner Schüler auf dem Weg, den er sich selbst gewählt hatte, gehen. Obgleich seine vortrefflichsten Frescoarbeiten sich in Spanien und in Rom befinden, so besitzt doch auch Deutschland, vornehmlich an dem Altarblatt in der königlichen Capelle in Dresden, die Himmelfahrt Christi vorstellend, und an kleinern Bildern in derselben Kirche, die Madonna col pampino, und Jacobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Haffel ausgeführt ist, einige

er Hauptwerk des großen Rhetorik. Höchst interessant und belehrend sind auch seine Schriften (er hat in italienischer, spanischer, französischer und deutscher Sprache erschienen; — traktatlich herausgegeben vom Ritter V. Laro, Vapiano 1773), besonders seine Beurtheilungen und Vergleichen der Schattungen in Asien, Correggio's und Tyland Werken. Sein Freund, der berühmte Winkelman, soll ihn bei der Ausarbeitung derselben gute Dienste geleistet haben. Mengs hatte noch zwei Schwestern, welche unter der strengen Anleitung ihres Vaters sich ebenfalls zu geschickten Marmorrestauratoren bildeten. Die eine derselben, Lorette, bemahlte den Maler Antonio de Watteau, einen großen Schüler ihres Vaters, und starb zu Rom 1768 im 81sten Jahre. DC.

Kleinasi (Franz o. Kleveus), Ritter von Jerusalem, erster kaiserlicher Dolmetscher der orientalischen Sprachen zu Wien, war 1666 in Niederrhein geboren und starb 1762. Seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse in den Sprachen des Orients hat ihn mit Recht berühmt gemacht. Er studierte zu Rom unter Guarino, und begabte in einem Alter von 16 Jahren aus Neigung den polnischen Pfaffen nach Konstantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommene Kenntniß der Sprache, daß ihm der Platz eines ersten Dolmetschers bei der polnischen Gesandtschaft in Konstantinopel anvertraut wurde. Der Kredit, den er sich in diesem Amte erworben, machte, daß er des zum Pfaffen stieg. Er erdachte das polnische Indigenat und verwandelte jetzt seinen Kommissionsnamen Kleveus in Kleinasi. Im J. 1686 begab er sich nach Wien, und trat als Dolmetscher in die Dienste des Kaisers; im J. 1689 machte er die Reise nach Jerusalem, um das heilige Grab zu besuchen, und trat in den Orden der Ritter dieses Namens. Kleinasi hat sich um das Studium der arabischen, persischen und türkischen Sprache durch seine *Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum* die größten Verdienste erworben. Dieses Werk erschien 64 und 87 in Wien in 4 Folio-Bänden, deren letzter das Onomasticon summanit. Handwörtlich kommen nur die drei ersten Bände vor. Sie werden jetzt von den Gelehrten weniger gesucht, sondern eine zweite, von dem Herrn von Zentisch bearbeitete und um mehr als das Doppelte erweiterte Ausgabe in 4 Folio-Bänden erschienen ist. Sie begreift 1760 unter Maria Theresia auf kaiserliche Kosten und wurde 1760 unter Franz II. benedict. In dieser neuen Ausgabe hat besonders der arabische und persische Theil gewonnen; in der alten war der türkische Theil die Hauptsache. Außerdem hat es eine Grammatik über die genannten drei Sprachen und einige Exercitien verfaßt.

Klein (Anastasio Ludwig), geb. 1752 zu Helmstedt, wo sein Vater, 1. der Propst der Kirche war. Er besuchte die Universität, studierte seit 1768 die Rechte an seine Vaterstadt zurück, ohne sich zur er Kaiser Andringen bewegen zu, betrat er erst Kanzler war, und durch seine kaiserliche Laufbahn betrat. Friedrich war er 1777 — da als Gesandtschaftssekretär bei zu seinem Cabinetssekretär. Friedrich zu zum gebrachten Cabinetssekretär, und gebrauchte ihn zu politischen Verhandlungen. Klein begabte auch den König in den Krieg von 1790 und 91 aber sein Einfluß sank durch Potemkin, des Friedrich Wilhelm III. diesen beherrschenden und redlichen Staatsdiener wieder an seinen Platz zurück. Er starb nach langer Krankheit 1802.

Klein, als ein
hast und
seit 1773
n. Klein
schen, wo
den, die
begeben,
d machte
sare ihn

Mennige, die, (Bleizinner, minium), ein rother Bleifalk, der als Farbe, Glasur und Arzneimaare benutzt wird und besonders zu Kollhofen in der Pfalz, auch zu Chesterfield und Wirklesworth in Derbyshire, zu Eschopau in Sachsen gebrannt wird. Man schlemmt zu dem Ende das Massicot oder Bleigelb (was durch sechszehnständiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhalten wird), trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige ist hoch gelbroth und schuppigpulverig, aber gleich dem Blei ein schleichendes Gift. F.

Menno (Simonis), geb. 1505 zu Witmarsen in Friesland, trat aus dem catholischen Priesterstande 1536 zu den Wiedertäufern, sammelte die nach Beilegung der münsterschen Unruhen zerstreuten Haufen derselben in wohlgeordnete Gemeinden, die er durch Wilderung ihres Fanatismus der öffentlichen Duldung zu empfehlen und mit den Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit auszuühnen mußte. Seine vieljährigen Wanderungen durch ganz Holland und Nord-Deutschland bis Liefland brachten seine Lehre in Umlauf und viele, denen die protestantischen Kirchen in der Verbesserung des Glaubens und der Sitten nicht weit genug zu gehen schienen, zu seiner Partei. Außer einigen unfruchtbaren Gräbeleien über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die er, wahrscheinlich durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Christi im Abendmahl veranlaßt, als eine ohne körperliche Mitwirkung Mariens in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung darzustellen versuchte, und der den Taufgesinnten eigenthümlichen Meinung, daß nur unterrichtete Christen getauft werden dürften, stimmt Menno's Glaubenslehre mit der reformirten überein; in Rücksicht der Pflichtenlehre hat er, ohne das Charakteristische seiner Partei — die strengere Kirchenzucht und die Verweigerung des Eides und der Theilnahme an Kriegsdiensten und obrigkeitlichen Aemtern — zu verläugnen, doch ihren Dünkel von besonderer sittlichen Vollkommenheit und ihre theokratischen Begriffe so weit gemäßiget, daß sie durch ihn der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben und zur Verträglichkeit mit Andersdenkenden geneigter wurden. Menno starb 1561 zu Oldesloe im Holsteinischen, und die deutschen und holländischen Taufgesinnten legten sich nach ihm den Namen **Mennoniten** bei; jedoch blieb der Name **Taufgesinnte** der allgemeinere, weshalb eine nähere Schilderung der Echtheit und Eigenthümlichkeiten dieser Religionsgesellschaft unter diesem Artikel zu suchen ist. E.

Menou (Jean, Baron), durch die französische Revolution bekannt, trat als Deputirter des Adels von Touraine in die General-Ständerversammlung, und war einer der ersten, welche zum dritten Stande übergingen. Im Jan. 1790 ward er Mitglied des Pensionsausschusses und nahm hierauf an der Bekanntmachung des rothen Buchs Theil. Im März präsidierte er der Versammlung, zeigte sich als erklärten Feind der Geistlichkeit und war einer der Commissäre, denen die Veräußerung der Aemter dieses Standes übertragen war. Im Laufe des J. 1791 legte er mehrere Berichte über die Organisation der Armee vor. In der Angelegenheit Avignons griff er den Papst an, und bewirkte die Vereinigung der Grafschaft Venaissin, so berecht auch Mamy ihn bestritt. Nach dem Schlusse der constituirenden Versammlung wurde er als Maréchal de camp in Paris angestellt, und commandierte den 10. Aug. 1792 zu Zweit die Linientruppen. Da sein Benehmen an diesem Tage ihn des Royalismus verdächtig gemacht hatte, erschien er einige Tage darauf vor den Schranken der Gesetzgebung, rechtfertigte sich und

stießte den Gleichheitsseid; dennoch wurde er von der Candidatenliste für das Kriegsministerium gestrichen, auf die er sich selbst gesetzt hatte. Im J. 1793 wurde er gegen die Vendée angestellt und den 8ten Juni zum General en Chef ernannt. Er ließ aber von den Vendéern die Stadt Saumur nehmen, die ihnen den Uebergang über die Loire eröffnete, und wurde den 17ten und 19ten Juli von Laroche-Jacquelin geschlagen, der ihn persönlich anderthalb Stunden weit ganz nahe verfolgte. Menou wurde abgesetzt und bis zum 9ten Thermidor wiederholt angeklagt und abgesprochen. Da er zufällig im Mai 1795 eine Division commandirte, ertheilte er dem Convent gegen die Jacobiner und erhielt dafür das Obercommando der Armee im Innern. Allein im October legte er wegen seiner Festigkeit gegen die Sectionen an den Tag, parlementirte, statt thätig zu handeln, und wurde sogar für einen Augenblick von den Vorgesetzten zum General ausgerufen; der Convent decretirte seine Anklage, doch wurde er einige Tage darauf wieder freigesprochen. Im J. 1798 kam er als Divisionsgeneral mit Bonaparte nach Aegypten und zeigte selbst mehr persönliche Tapferkeit als Talent. Er ging zum Mahometanismus über, nahm den Turban und den Namen Abdallah an, besuchte die Moscheen und heirathete eine junge reiche Aegyptierin, die Tochter des Aufsehers der Bäder in Alexandrien. Nach Bonaparte's Rückkehr blieb er mit Kleber in Aegypten und übernahm nach Klebers Ermordung den Oberbefehl. Er traf manche unglückliche Einrichtungen, die bei der Armee Mißvergnügen erregten. Indess landete der General Abercromby in den ersten Tagen des März 1801 mit einer bedeutenden Macht bei Alexandrien, bemächtigte sich der Festung Abukir und zwang endlich die Ueberreste der französischen Armee in Aegypten zu capituliren. (S. Aegypten, Landung und Feldzug der Franzosen u.). Menou kehrte nach Frankreich zurück, und erschien den 8ten Mai 1802 vor dem ersten Consul, um sich zu rechtfertigen. Acht Tage darauf wurde er in das Tribonat berufen, und den folgenden 7ten December nach Piemont an Jourdan's Stelle gesandt, um die Verwaltung dieser Provinz zu leiten. Im Juli 1804 wurde er zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Er blieb als Generalgouverneur zu Turin, bis ihn 1808 der Prinz-Vorgese ablöste, worauf er in derselben Eigenschaft nach Toscana ging. Er starb 1810 zu Venedig als Generalgouverneur.

Mensch. Die Naturgeschichte des Menschen ist noch so sehr in ihrer Kindheit, daß es unmöglich ist, irgend etwas Vollständiges über diesen Gegenstand zu liefern. Unter den organisirten Wesen unserer Erde gebührt dem Menschen ohne Widerrede der erste Rang. Durch einen Körper, in welchem wir das Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch seine geistigen Kräfte ragt er weit über alle seine Mitgeschöpfe hervor. — Der Mensch gehört in die Klasse der Säugethiere, deren erste Ordnung er allein einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterscheiden ihn von den übrigen Säugethiern, selbst von den menschenähnlichsten Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich ist. Daß er hingegen dem Menschen natürlich sey, beweist der ganze Bau eines Körpers. Die Beine sind viel höher als die Arme; das Gelenk im Ellenbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich seyn kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Hüften und Muskeln der Beine dicker und stärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen zusammengewachsenen Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Ferseubein zeigen die Be-

Stimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dahingegen die kleinere, biegsamere und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Insonderheit aber schied sich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine desselben sind breiter als die obern, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben als jene. Die Art der Verbindung des Rückgraths ist endlich so beschaffen, daß der Mensch seine Augen nur bei der aufrechten Stellung gehörig brauchen kann. Ein in die Augen fallendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen ist das stark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne ist ebenfalls nur dem Menschen eigen. Insonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, seine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und sie einem Andern auf diesem Wege mitzutheilen, daß dem Menschen vor allen übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Hierdurch entsteht eine mächtige Scheidewand zwischen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang Outang gänzlich, so daß an die Möglichkeit, diesem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem lassen sich noch mehrere Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren auffinden. Dahin gehört seine natürliche Blöße und Wehrlosigkeit, seine späte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menschen allein angehören, ist zweifelhaft. Was die Ueblichkeit oder Verschiedenheit der Menschen unter einander selbst betrifft, so ist es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verschiedenheiten unter ihnen in den verschiedenen Himmelsstrichen gibt; allein keine kann wesentlich genannt werden; alle, auch die auffallendsten, lassen sich, wie bei andern Gattungen organisirter Geschöpfe, als aus natürlichen Ursachen nach und nach entstanden erklären, so daß alle nur Eine Gattung ausmachen, und sämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachtet werden können. Die bemerkbaren Verschiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menschen unter den verschiedenen Himmelsstrichen haben dazu geführt, mehrere Menschenrassen festzusetzen. Die Bestimmung derselben hat jedoch wegen der unmerklichen Uebergänge der einen in die andre manche Schwierigkeiten. Blumenbach gibt fünf Hauptrassen an: 1. die caucasische Race. Hier rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westlichen Asiaten dießseit des Ob, des caspischen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Race soll seyn: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebst der schönsten Gesichtsform nach unsern europäischen Begriffen. Wie schwankend diese Merkmale für die Bewohner eines so ungeheuern Erdstrichs sind, wie viele Abstufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden; 2. die mongolische Race. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malaien; die finnischen Völker in Europa; die Eskimo's im nördlichen Amerika von der Beringsstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Race sollen meist walgelb aussehen; wenig, straffes, schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, enggeschlossene Augenlider und festwärts hervorragende Backenknochen haben; 3. die äthiopische Race. Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, besonders die Neger; 4. die amerikanische Race. Zu ihr gehören außer den Eskimo's alle ursprünglichen Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterscheidungszeichen derselben sind die Kupferfarbe, ein schlichtes, straffes, schwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Gesicht mit starken Bögen; 5. die malaische Ra-

c. Sie umfaßt die Bewohner der nördlichen östlichen Inseln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten schwarzlöckigen Haarmuchs, eine breite Nase und einen großen Mund. — Von diesen Rassen soll die caucasische als die Stamm- oder Mittelrace anzusehen sein. Demnach wäre die weiße Farbe die ursprüngliche des Menschen, und die braungelbe, braune und schwarze in ihren mannichfaltigen Abstufungen erst nach und nach durch den Einfluß des Klimas entstanden. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die weißen Menschen in der Regel ein verschieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die Schwarzen hingegen immer ein schwarzes wollenartiges Haar haben. Wenn sich weiße Menschen mit Negern vermischen, so entsteht daraus eine halb-schlächtige Race. Die Farbe der braunen und schwarzen Menschen hat nicht in dem Oberhäutchen, sondern in der darunter liegenden schleimartigen Neghaut ihren Grund. Die wirkende Ursache dieser dunklern Farbe ist unstreitig die Sonnenhitze; wie diese eine solche Wirkung hervorbringe, bleibt immer noch Problem. Gewiß aber ist es, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsstrich in der Nähe des Aequators nach mehreren Generationen die schwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn sie ihr Geschlecht in kältern Ländern ortspflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten; woraus unwiderprechlich folgt, daß beide zu Einer Gattung gehören. Noch weniger als die Farbe kann die verschiedene Größe der Menschen für einen Grund ihrer Gattungsverschiedenheit gelten. Daß die Menschen unter den Völkern kleiner sind, stimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünstig ist. Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers sind bei weitem so auffallend nicht, daß sie einen wesentlichen Unterschied machen sollten. Was den Sexual- oder Geschlechtsunterschied der Menschengattung betrifft, so zeigt er sich in der Organisation noch auffallender, als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner, schwächer, zarter. Die festen Theile des weiblichen Körpers sind weniger hart und stark. Das Blut in demselben ist wässriger und milder; die Muskeln sind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers ist nach Verhältniß schlaffer und mit mehrerm Fette versehen; aus diesem Grunde erscheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Becken zeigt sich der auffallendste Unterschied in der Structur des Beckens, welches beträchtlich weiter ist. Auch sind die weiblichen Schläffelbeine gerader, die Rippen dünner, und die ganze Brusthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geistigen Fähigkeiten findet zwischen Mann und Weib der größte Unterschied Statt. (S. Geschlecht und Geschlechtsverhältnisse.) Daß der menschliche Körper nach den vollkommensten Regeln des Ebenmaßes gebaut sey, fällt in die Augen. Die an den Seiten liegenden Theile sind paarweis vorhanden, z. B. die Beine, die Hände, die Augen u. s. w.; die in der Mitte befindlichen hingegen einfach. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen. Auf acht Kopflängen rechnet man bei Erwachsenen zehn Gesichtslängen, und so viel beträgt gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menschenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausstreckt, so pflegen die Spitzen der Mittelfinger so weit von einander abzustehen, als der Körper hoch ist. Uebrigens rechnet man nach Gesichtslängen: Vom Kinn bis in die Halsgrube $\frac{1}{2}$; Länge des Rückens 2; von der Hals-

grube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel $1\frac{1}{2}$; vom Nabel bis zu den Geschlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achselgelenk bis in die Beugung des Ellenbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand $1\frac{1}{2}$; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger $\frac{1}{2}$; Länge des Mittelfingers $\frac{1}{2}$; also Länge der ganzen Hand 1; von der Hüfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferse $2\frac{2}{3}$; Länge des Plattfußes (der 6te Theil des ganzen Körpers) $1\frac{2}{3}$. — Beim Weibe sind diese Verhältnisse etwas verschieden. Hier ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile ist wegen des mehrern oder mindern Fleisches unbestimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern ist der Kopf größer als bei Erwachsenen, und alle Glieder sind gegen ihre Länge breiter. Ein gesunder Mensch von mittlerer Constitution wiegt zwischen 150 bis 180, ein neugeborenes Kind von gewöhnlicher Größe zwischen 6 bis 8 Pfund. Die Geschichte des menschlichen Lebens zerfällt nach gewissen natürlichen Veränderungen, die in demselben erfolgen, in vier Perioden, über welche der Art. Alter nachzusehen ist. — Die Natur hat den Menschen nicht, wie die meisten Thiere, auf ein gewisses Klima beschränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatze angewiesen. Der heißeste Erdstrich unter dem Aequator kann so gut wie der kälteste Pol sein Vaterland seyn. Zwar verändert sich der Mensch in mancher Hinsicht, im Ganzen aber behält er seine edle Form und das Vermögen, an Einsichten zu wachsen. Indes scheint doch ein gemäßigtes Klima der Veredlung und Ausbildung des Menschen am günstigsten zu seyn. Ein brennendes Klima erschläft ihn mehr und hemmt seine Thätigkeit; eben so bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, seine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel ist dem Menschen alles angewiesen, was das Thier- und Pflanzenreich genießbares erzeugt. (S. Lebensmittel.) — Aber auch als ein mit Geisteskräften ausgerüstetes Wesen haben wir den Menschen zu betrachten. Zwar ist ihm in einigen das Thier ähnlich, allein nicht nur besitzt er diese in einem vorzüglicheren, der Natur des Thieres nicht eigenthümlichen Grade, sondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausschließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfnisse höherer Art wecken, Streben nach immer vermehrter Einsicht und Wahrheit, so dient diese, durch welche der Geist sich dem Geist, das Herz sich dem Herzen mittheilt, zu deren immer gesteigerter Vollendung. Er ist ein fühlendes, begehrendes und vorstellendes Wesen. Hat sein Gefühl das Begehungsvermögen angeregt, so ruft dieses das Denkvermögen auf, die besten Mittel zu Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er ist ein verständiges Wesen, in so fern er diese anerkennt; ein vernünftiges, wenn er die Zwecke der Vernunft erkennt und durch sein Handeln verwirklicht. Indem er aber unter mehreren zu wählen hat, erscheint er als ein wählendes Wesen, d. h. als ein Wesen, welches sein Begehren durch Befehle der Vernunft bestimmt. Ob er dem Triebe der Sinnlichkeit oder dem Befehle der Vernunft folge, ist seiner Freiheit überlassen; allein es ist ein Etwas in ihm, welches ihm sagt, daß er dem Befehle der Vernunft folgen solle, und dieses Etwas kennen wir unter dem Namen des Gewissens, durch welches der Mensch als ein sittliches, moralisches Wesen erscheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gut und Böse, Tugend und Laster hat. So steht er als Bürger zweier Welten da, der sinnlichen um ihn und der übersinnlichen in ihm, die ihn auf

eine höhere Bestimmung hinweist, als er in diesem Leben erreichen kann. Denn sollte er, für dessen Fortschreiten im Wahren und Guten keine Grenzen abzusehen sind, mit dem Tode aufhören? Der Tod geht bloß seinen Organismus an, der seiner Natur nach den chemischen und mechanischen Gesetzen der Sinnenwelt unterworfen ist; auf die, einer unendlichen Vervollkommnung fähige, übersinnliche, geistige Kraft in ihm, die wir im Gegensatz des Körpers Seele nennen, gründet sich der Glaube an Unsterblichkeit des Menschen, seines eigentlichen Ichs, das nicht, wie der Körper, den ewig zerstörenden und ewig neu bildenden Elementen anheim fällt. Demnach ist der Mensch ein Mittelwesen zwischen der Thier- und Geisterwelt; jener gehört er durch den sinnlichen Trieb, dieser durch das übersinnliche Sittengesetz der Vernunft an, jener durch Begierden, dieser durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengesetz der Vernunft in seinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er schon in diesem Leben ein Engel oder Teufel werden. Auf beiderlei Eigenschaften beruht auch sein geselliges Verhältniß. Der Mensch tritt unter Menschen, wird erst Glied einer Familie, und mit ihr Glied eines größern Ganzen, Staatsbürger. Endlich steht der Mensch aber auch in einem Verhältniß zu dem höchsten Wesen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn fesseln; er ist auch ein religiöses Wesen. S. übrigens Bestimmung des Menschen, Menschenbildung, Menschenkenntniß, Menschheit, Organe, Organismus, Physiologie, Psychologie.

Menschenalter, s. Generation und Alter.

Menschenbildung ist die höchste und allgemeinste Aufgabe der Erziehung, welcher die Theorie alle besondern Forderungen, welche der Staat, das Gewerbe, die Kunst und Wissenschaft an den Pädagogen machen mag, billig unterordnet, ohne befürchten zu dürfen, daß irgend eins dieser Gebiete des wirklichen Lebens und der menschlichen Thätigkeit etwas dabei verliere, denn für jeden Stand und Beruf wird derjenige der tauglichste seyn, der dem Ideale der Menschheit am nächsten steht. Schon die Alten beabsichtigten eine Bildung zur Humanität und die Idee derselben ist nie untergegangen (vgl. d. Art. Bildung und Human), wenn gleich die Wähler im Aufstreben zur Civilisation den Menschen oft über den Bürger aus den Augen verloren haben und der hergebrachte Unterschied der Stände die Ausführung dieser Idee auf die Erziehung der Freien und Edeln einzuschränken pflegte. Dem 18ten Jahrhundert war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menschen aus allen Volksklassen in Anspruch zu nehmen und von Rousseau bis auf Pestalozzi haben die liberaleren Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor allem zur Entwicklung seiner gesammten Menschenkraft und zur moralischen Reife (Selbstbestimmungsfähigkeit) geholfen werde, ehe es in einen besondern Stand und Beruf eintritt. Wie schön und herzerhebend aber auch diese philanthropische Idee sich in der Theorie darstellen läßt, so darf man doch nur in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendbarkeit in einem bestimmten Falle versuchen, um einzusehen, wie vielen fast vernichtenden Modifikationen sie in der Ausführung unterliegt. Schon durch seine Geburt gehört das Kind nicht bloß der Gattung (der Menschheit), sondern auch zugleich einer bestimmten Classe, einem gewissen Stande an. Unter dem Einflusse der besondern Lebensart und Ansicht des Standes seiner Aeltern wächst es heran, und man weiß nicht, wie sehr durch diesen die Richtung des kindlichen Gemüths meist für das ganze Leben

entscheidenden Umstand das Keimnenschliche in ihm verkümmert wird. Wären die Aeltern noch so sehr von der Idee einer absoluten Menschenbildung durchdrungen und noch so sorgfältig auf ihre Ausführung bedacht seyn, es wird selbst ihnen, wenn sie einmal in der Gesellschaft leben und eine bestimmte Stelle darin einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unvermeidlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieser besondern Lebensart und Ansicht hineinziehen, von ihrem Kinde gänzlich abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch besondere Verhältnisse bestimmtes, und dadurch der reinen Menschheit schon in Etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter seiner Leitung durchschreiten darf, im Stande seyn, alle jene früheren Eindrücke zu verwischen und die Ideen der Erziehung zum reinen Menschen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur sehr selten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirkend auf das Kind zu wirken und ihre Gewalt ist viel stärker und eindringender, als die geistige Macht der Schule. Und auch von der Schule selbst wird mehr als Menschenbildung gefordert; sie soll nach dem Willen der Aeltern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für bestimmte bürgerliche Verhältnisse bilden und frühzeitig an die herkömmlichen Formen der Gesellschaft gewöhnen. Alle bestehenden öffentlichen Bildungsanstalten sind nach dieser Forderung eingerichtet und auf besondere Verhältnisse und Stände berechnet. Wir haben Gelehrtenschulen, Ritterakademien, Handlungsschulen, Bürgerschulen, Armenschulen, Landschulen u. s. w.; aber Menschenschulen, Anstalten für die Bildung zum Menschen schlechthin sind noch von keinem Staate gegründet worden, denn jeder glaubt der Idee der Menschenbildung, so weit sie ihn angeht, Genüge zu leisten, wenn er das, was jedem Menschen zu wissen und zu können nöthig ist, in den Elementarschulen lehren läßt und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Mehr kann man auch billiger Weise von der öffentlichen Erziehung nicht verlangen und selbst die häusliche oder Institutserziehung, die sich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird sich begnügen müssen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Uebungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung passender, zur Selbstthätigkeit anregender Methoden den Lehrstoff, dessen Auswahl von der künftigen Bestimmung des Kindes abhängt, zu seinem Eigenthum zu machen. Die Bildung zum Menschen aber, die zur Reife und sittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer absichtlichen Erziehung seyn. Der Zeitpunkt, in dem der Mensch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller seiner Kräfte und zum vollen Besitze der Würde seines Geschlechts gelangt, liegt außer dem Beruf pädagogischer Einwirkungen. Das vielgestaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit andern, so wie die Kraft der sittlichen Gefühle und Grundsätze des Individuums selbst vollenden früher oder später, was die Erziehungskunst nur zu wecken und in Gang zu setzen vermag. Eben daher soll diese Kunst, mit Kindern, welches Grades und welcher künftigen Bestimmung sie es auch zu thun habe, durch Zucht, Gewöhnung und Unterricht wie durch lebendiges Beispiel auf Entwicklung des Keimnenschlichen hinarbeiten und was dem widerstrebt, so viel sie vermag, abwehren und unschädlich machen, um, indem sie dem Staate Bürger und den mannichfaltigen Verhältnissen des thätigen Lebens treue Arbeiter erzieht, der Menschheit die hülfreichen Brüder,

deren sie bedarf, und dem Himmel die göttlichen Seelen, die er erwartet, nicht zu entzuden.

Menschen darstellung. Diesen Ausdruck gebraucht man bald im weiteren, bald im engeren Bedeutung. Im weiteren Sinne eignet sie dem Lektor und dem bildenden lebenden Künstler (siehe hierüber die Poesie und Eborasterik!), im engeren bezeichnend mehr Tzfland dann die Kunst des Schauspielers, weil er dann zugleich den Zweck derselben angibt, und einer zu wenig geschulten Kunst neue Würde zu ertheilen nicht mit Unrecht hoffen. „Die Darstellung des Menschen,“ sagt dieser denkende Künstler, „betrifft nicht dessen Aeußeres, ist demnach Mann, kann durch conventionelle Regeln erlernt und fertig sein ist sie dem Handwerk zugefallen, und die es kein Spieler sein und heißen. Die Darstellung des Inneren desselben, den Gang der Leidenschaften, die Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Umgebung in der Seele des Geistes und allmählich zum Ziele führt eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht Da man eine solche Veräußerung des Inneren sich in der Declamation, durch Ausdruck des Willens, und durch entsprechendes Handeln und Treiben der Action und Reaction, so sehr anstellt.

Menschenkenntniß. Unter allen Gegenständen, die in den Kreis unserer Beobachtung fallen, ist keiner von einem größeren Interesse, für uns als der Mensch, der Geist und das geistige Leben der menschlichen Schöpfung. Sobald wir zum bewußten Bewusstsein unserer Daseins und Existenz erwachen, gibt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für uns als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer sich mit diese Fragen im Ernste vorgelegt und mit Sorgsamkeit zu beantworten versucht hat, der hat noch nicht als Mensch in der Welt gelebt, und kann sich nicht rühmen, je der Weisheit Stimme vernommen zu haben, denn er ermangelt gänzlich eines reinen Interesses, das den forschenden Geist in die Arme der Philosophie führt, die man mit Recht, wenn sie echter Art ist, als das Leben und die Führerin des Lebens preist. Wer also ihrer eubeht, wandelt im Dunkeln, und muß die Fäden des Lebens der blindwandelnden Religion anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er selbst sich fremd gebildet ist. Der Mensch lebt aber nicht bloß als Mensch, sondern auch unter Menschen und mit Menschen: er soll wirken auf sie, und sie wirken auf ihn; beide machen Ansprüche auf einander, ihre Ansprüche durchkreuzen sich und es entsteht Gegenwirkung: wie soll er sich verhalten? Von dieser einzigen Frage und deren richtiger Beantwortung hängt das allzeit Glück, Ruhe und Zufriedenheit unseres Lebens, Seligen oder Unseligen unserer Pläne, Verwirklichung oder Verfehlung unserer Zwecke ab. Der Zauberstab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tausenden lenken, sie auf ihren Pfad zur Freude oder zum Kummer, zu rascher That oder Unterlassung leiten, heißt — Menschenkenntniß. Wo man diese erlernt, ist demnach gewiß eine sehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weiß man doch, der sich für das Leben bilden, und von den Vorschriften der Philosophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geschichte, die in ihren Kanälen eine zahllose Menge von Beispielen und Belegen enthält, an denen man lernen kann. Will ich aber aus der Geschichte des Vorgehens sehen, den sie gewähren kann und soll, muß

ich dann nicht nothwendig einen Maßstab haben, an welchen ich die Personen der Geschichte und ihre Handlungen, und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, halte? Woher werde ich aber diesen Maßstab nehmen, den die Geschichte nicht selbst geben kann? Es ist eine eigene Wissenschaft, durch die ich ihn erhalte, eine Wissenschaft, welche die Propylden der Philosophie und Geschichte aufstellt, und für glückliche Führung des ganzen Lebens den Faden Ariadnens reicht. Diese Wissenschaft heißt Anthropologie, d. i. die Lehre von dem Menschen, vorzüglich die pragmatische (s. d. Art. Anthropologie und Psychologie). Denn sie liefert 1. die Charakteristik der Menschennatur im Allgemeinen, und 2. nach ihren besondern Richtungen in einzelnen Menschenclassen. In jenem erlangt man also Kenntniß des Menschen, die führt zur Kenntniß der Menschen, d. i. der Richtung und Beschaffenheit, wie die allgemeine Menschennatur sich in einzelnen Wesen (Individuen) dieser Gattung zeigt. Dieses ist es, was man eigentlich unter Menschenkenntniß versteht. Aus dem, was hierüber unter dem Artikel Charakter gesagt worden ist, geht hervor, daß man, um die Verschiedenheiten unter den Menschen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, stets Rücksicht nehmen müsse auf Naturell, Temperament, Geist, Herz, Gemüth, Gesinnung und Charakter. In allen diesen zeigen sich die mannichfaltigsten Modificationen, welche hervorgebracht werden durch Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, des Standes, der Lebensart und des Clima's. Hierüber hat man die Werke über Anthropologie und Psychologie insbesondere nachzusehen. Alle diese Schriften lehren aber nur, was sie allein lehren können, theoretische Menschenkenntniß, die man nur nicht für überflüssig halte, denn sie gibt Bestimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit, Genauigkeit. Will man nachher den Blick fürs Practische schärfen, so gehe man zu den Dichtern, vornehmlich dem dramatischen, zu den Geschichtschreibern, den Biographen und guten Charakteristiken in die Schule. Durch sie wird unsere Kenntniß lebendiger, anschaulicher, zur Anwendung vorbereiteter. Indes können auch sie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen, ohne welche selbst K n i g g e's Umgang mit Menschen kaum einigen Nutzen verheißt. Wo es aber darauf ankommt, zu wissen, was man von diesem oder jenem zu erwarten, und wie man ihn zu behandeln habe, da bleibt des Beobachters Haupttrübsicht stets die Neigung, denn diese wirkt auf das Begehrungsvermögen und weckt eigenthümliche Ansichten des Geistes, welche wieder auf die Beschlüsse und die Handlungsweise zurückwirken. Hier ist die meiste Schwierigkeit; mit dem Range von wirklichem und eigentlichem Charakter ist man bald und leicht fertig, wenn nicht etwa Umstände seine Klugheit nöthigen, einen andern als den geradesten Weg einzuschlagen. Wer durch anhaltende, vielgestaltige, scharfe Beobachtung sich eine Fertigkeit erworben hat, Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, fast möchte man sagen, sie instinctmäßig zu errathen, der ist der echte, practische Menschenkenner; solche Menschenkenntniß ist aber nur die Frucht der Erfahrung, die oft ein schweres Lehrgehd kostet.

Menschheit und deren Geschichte. Der Ausdruck Menschheit wird in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht, denn man bezeichnet damit: 1. das menschliche Geschlecht, oder die menschliche Gattung in ihrer Gesamtheit, und 2. die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles, was man in dem vieldeutigen, wenig bestimmten Worte Humanität zu befaßen suchte. Für dieses letzte hat man Menschenthum, Menschenthümlichkeit

vorgeschlagen (wie Christenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menschlichen Natur durch die höheren Anlagen ihres Geistes, die sittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehene Würde, Rechte und Pflichten, kurz die Eigenschaften, welche den Vorzug des Menschen ausmachen, und die aus seiner Natur hervorgehende Bestimmung, oder das Ideal der Menschheit zu bezeichnen. Da indes der Ausdruck Menschheit auch für diese Bedeutung gebräuchlicher ist, so haben wir zur Zeit noch wenig damit gewonnen, und man muß jederzeit auf Inhalt oder Zusammenhang sehen, um zu erfahren, in welchem Sinne die Ausdrücke Menschheit und Humanität gebraucht worden sind. Nirgend ist diese Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit auffallender, als wenn von Geschichte der Menschheit geredet wird, von welcher es fast so viele verschiedene Vorstellungen gibt, als Verschiedene dieselbe behandelt haben. Meiners suchte zuerst Begriff, Inhalt und Gränzen derselben zu bestimmen, und erklärte sie für eine Wissenschaft, in welcher nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zustand der Erde und über die ältesten Wohnsitze der Menschen, die allmähliche Verbreitung derselben über alle Theile der Erde, sammt den ursprünglichen Verschiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers, der Anlagen des Geistes und Herzens aus einander gesetzt, und dann die verschiedenen Grade der Cultur, die Nahrungsmittel und Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Fuß und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Gesetze, Sitten und Begriffe von Wohlstand und Anstand, Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntnisse aller Völker, besonders der unaufgeklärten und halbcultivirten beschrieben und mit einander verglichen werden. Wer sieht aber nicht, daß diese Geschichte der Menschheit nichts anders seyn würde, als eine Naturgeschichte der Menschenspecies mit nachfolgender Culturgeschichte, und mit Ethnographie vermischt? Ist aber überhaupt Geschichte der Menschheit etwas anderes, als was man sonst Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts genannt hat, zu welcher sich die Geschichten der Wissenschaften und Künste, der Erfindungen, Verfassungen, Religionen u. s. w. wie Theile zum Ganzen verhalten? Daß Viele dieser Meinung gewesen sind, ist unverkennbar; Andre behaupten, die Geschichte der Menschheit verhalte sich zur Culturgeschichte wie die Universal- zur Specialgeschichte. In der Culturgeschichte, sagen sie, wird untersucht, was die Menschen durch Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden sind; in der Geschichte der Menschheit wird dargestellt, was der Mensch, als Repräsentant seines Geschlechts, durch die Perfectibilität seiner Natur geworden ist. Diesem nach wäre Geschichte der Menschheit Darstellung dessen, was das menschliche Geschlecht als Gattung, und wie sie es geworden ist. Das menschliche Geschlecht wird hierbei betrachtet als ein sich fortbildendes Ganzes, welches bestimmt ist, nach einem Vernunft-Ideal zu streben, von dessen Erreichung seine Würde und seine menschliche Glückseligkeit abhängig gemacht ist. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menschen, in seinen physischen, intellectuellen, moralischen und ästhetischen Bedürfnissen, und somit ist Geschichte der Menschheit im Grunde nichts anders, als eine Entwicklungs- oder Fortschritts-geschichte der Anlagen der menschlichen Natur in ihrem Fortschreiten zu einem Vernunft-Ideal des menschlichen Zustandes. Auf diesem Wege bemerken wir mehrere Epochen der menschlichen Entwicklungsgeschichte, denn der Mensch beginnt mit dem instinctmäßigen Leben, geht von diesem zur Vernunftbildung über, schreitet fort auf

Verfeinerung, und soll den Punkt der Versittlichung erreichen. Nur allein ist Menschheit, vorher gab es nur Thierheit oder Menschlichkeit. Geschichte der Menschheit in diesem Sinne wäre eigentlich Geschichte des Menschenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und auf welchen Stufen das menschliche Geschlecht als eine perfectible Gattung sinnlicher Vernunftwesen sich dem, der Würde und dem Charakter seiner höhern Natur angemessenen Vernunft-Ideal seines Zustandes genähert habe oder von ihm entfernt sey. Noch besitzen wir eine vollständige Geschichte dieser Art nicht, allein mancherlei schätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben uns Iselin, Home, Falconer, Ferguson, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Boltmann, Pestalozzi, Eggers u. A. geliefert, und Herders Ideen über die Philosophie der Geschichte der Menschheit werden vielleicht noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieser Art bleiben. Eine solche Geschichte, gleichsam als Resultat und Blüthe der Weltgeschichte, zweckmäßig dargestellt, ist auf jeden Fall ein für Verbreitung der Wahrheit, Sittlichkeit und des Rechtes höchst ersprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maßstab liefert, den Grad ihrer echt menschlichen Bildung, zu welcher sich unsere Gesellschaftscultur verhält, wie Tanzmeistermanier zu schönem Anstand, zu messen. Es ist das Lebensgeschäft aller Guten und Edlen, wenn sie selbst den höhern Charakter der Menschennatur erworben, das Ganze zu sich hinaufzuziehen, und wohl der Nachwelt, welche dereinst die Menschheit auf dem Punkte der Versittlichung in der Geschichte darstellen kann. Jetzt hält noch Mancher die Verwirklichung einer solchen Idee für den bloßen Traum eines Schwärmers; haben nicht aber zu jeder Zeit solche Träume solcher Schwärmer unser Geschlecht seinem Ziele näher geführt?

dd.

Mensur, Maß, bedeutet in der Musik so viel, als Zeitmaß, so wie denn auch la mesure im Französischen der Tact heißt. Die Instrumentmacher nennen Mensur diejenige mathematische Eintheilung, nach welcher sie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Orges, überhaupt die Verhältnisse der wesentlichen Theile des Instruments bestimmen, oder diese Proportionen selbst. Beim Orgelbau dasjenige Maß, nach welchem bei den Orgelpfeifen das Verhältniß ihrer Länge zu ihrer Weite ausgemittelt wird. Man sagt daher, eine Orgelstimme habe enge Mensur, wenn die Pfeifen enge, aber desto länger sind; man redet bei dem Clavier, der Geige zc. von einer guten und schlechten, langen oder kurzen Mensur. In der Fackelkunst die gehörige Entfernung der Fackelenden. In der Bildhauerkunst das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Zirkel und Bleiloß aufgetragen werden.

Mensuralgesang. Vor Zeiten unterschied man durch dieses Wort diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, von der Choralmusik, die in keiner strengen Tactbewegung vorgetragen wird. Man pflegt den Mensuralgesang in den alten und neuen einzutheilen. Der alte, der schon von den Griechen ausgeübt wurde, und sich bis gegen das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung erhielt, hatte nur zwei verschiedene Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, so daß jede lange Note des Tones einen Ton bekam, der gerade noch einmal so viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Note. Der neue Mensuralgesang ist nichts anders als unser jetziger Figuralgesang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Tacten bis zu Vierundsechzigtheil-Noten verändert werden kann.

• Winter, des Richard Sohn, ein verirrter Freund des Klasses, er über bei seiner Abreise nach Triest die Sorge für sein Hauswesen übernahm. Bekanntlich noch ist er dadurch, daß er bei des Klasses Sohne, Telemachus, die Stelle eines Hofmeisters vertrat und ihn zur Tugend und Menschheit anleitete; daher sein Name bei uns zum Nipponium geworden ist.

Director, J. H. Hart.

Wenn es heißt: 2. ein Schritt zum Tanzen eingerichtetes Tuschel
im 3/4 Tact, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht
Tacten besteht. Osters ist auch ein Trio (auch Menuetto secondo ge-
nannt), ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, dabei, welches dieselbe Be-
wegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung
die Wiener wiederholt wird. Der Charakter der Wiener ist reizender
Anstand, mit edler Einfachheit verbunden; dabei die abgemessene, langsa-
mere Bewegung; auch verträgt sie nicht harte Ausweichungen. Schu-
bart sagt von ihr: sie ist ein herrlich- „in Kunst gekleidetes Compliment
nach dem Stile der Franzosen; es ist begeisterte Tanz, der we-
gen seines sanften Charakters für Frauen- sel sich eignet, und für die Belu-
stung des Körpers sehr vortheilhaft. „Er gibt,“ sagt Martini,
den Scharbern einen sanften Hauch, 2. Ehemann in den Strickungen.
eine gerade Richtung, um den R... im Gleichgewichte zu erhalten
L. f. m.“ Uebrigens soll die Wiener französischen Ursprungs seyn,
und ursprünglich bei den Franzosen eine schnelle Bewegung gehabt ha-
ben, ungefähr wie sie dieselbe in den nicht zum Tanz bestimmten Or-
tineten der Symphonien noch hat. Von letzter den Namen von maner,
Abren, her, weil am Anfang, in der Mitte und am Ende der Wiener
die Dame von ihrem Tänzer geführt wird.

Wenzelsoff (Alexander), war der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Weiskau, Namens Daniel Wenzelsoff, und 1674 geboren. Er ward einem Väter in die Lehre gegeben und mußte dessen Nachseß (Viroggen) in den Straßen von Weiskau ausrufen. Je fort, dessen Aufmerksamkeit er als ein munterer und geschickter Bursche auf sich zog, machte ihn zu seinem Bedienten, und beschloß, da er mit Wohlgefallen den durchdringenden Verstand seines Bedienten bemerkte, ihn zu dem Dienst des Staats zu bilden. Zu den Vorzügen des Jungs, nahm ihn auf und, machte ihn selbst auf alles Wichtige in Wissenschaften, und suchte die landwirthschaftlichen Variationen ihm so e Wenzelsoff bald ganz damit vertraut zu machen ihm Peter die Stelle dieses Bedienten, daß er unter die ausgezeichneten Bedienten in der Geschichte zu erwerben, wiewohl er seine großen Fähigkeiten, fand hat ist, sowohl im Entwerfen wohlthätiger Regimentspläne, als durch die sorgfältige und pünktlichste Vollziehung der kaiserlichen Befehle. Peter hat immer werthe er heilsam für den Staat und die Unterthanen. Peter ernannte ihn unter andern zum Hofmeister seines nachher so unglücklich gewordenen Sohns Alerei; Wenzelsoff vernachlässigte die Erziehung desselben so unverantwortlich, daß man verführt wird zu glauben, er habe schon damals die Absicht gehabt, den Sohn dem Vater zu verstoßen zu machen, um einß nach Peters Tode Carlottchen, mit der er fortwährend in der engsten Verbindung stand, und den Thron zu bestiegen, den sie dem Staat geben würde, zu beherrschen. Als genannte

Dies nachher (1778) die Todesurtheil gegen den russischen Prinzen ertheilt wurde. mit Denzloff der erste, der es unterzeichnet. So groß aber auch das Verurtheil war, das der Kaiser diesem Königl. Beamten, indem er nicht ohne seinen Rath unternehmen, so schickte es doch auch nicht an Peter zur Untersuchung und zum Urtheilen. Die Anwesenheit verurtheilte Denzloff zu manchen Veranlassungen, das seine Freunde waren beschuldigt, den Kaiser davon zu unterrichten. Drei Mal unterlag es der strengsten Untersuchung; auch wurde er in Goldkette verurtheilt und für mehrere Wochen von Peter auf der Feste gesesselt, und er mußte sich oft gefallen lassen, daß ihm an der Feste Peter die Feste seiner Vergehungen vorgesetzt wurde; doch verlor er die Lust, da er am Ende zu sterben. Aber mancher Zug des Charakters und der Erziehung blieb dem Kaiser in Denzloffs Bild eingeprägt; unter andern, daß der Kaiser von Freunden mit an den Thron brachte, Peter Plan, Katholik - Predigten und dadurch die Religion auf dem deutschen Reichthum zu ermahnen, verurtheilte. Daß Denzloff sich aber seine Aufsicht bezieht, was großen Theils Katholikens nicht. Er unterliegt mit den Bemerkungen, den Nutzen dieser Feste zu beschreiben, die Sorge für seine eigene Vertheidigung. Auf seinem Tode wurde Katharina 1796 zur Thronfolgerin erklärt. Einem so wichtigen Staatsangelegenheit, wie er, der dem Kaiser und der Kaiserin sich unerschütterlich gemacht hatte, konnte es auch nicht an Auszeichnungen von Seiten der andern Mächte fehlen. Der Kaiser Hof hatte ihn schon längst zum Reichsgrafen und bald nachher zum Reichsfürsten ernannt; der Kaiser von Coburg, Dresden und Berlin schickten ihm ihre Orden. Peter selbst ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Jermolowland; erbe Staatsminister und General - Feldmarschall der kaiserlichen Armee war er schon. Aber kurz vor seinem Tode wurde Peter mit Denzloff und Katharina durchgeführt; er brachte beide mit harten Worten, und nicht unwirksam ist es, daß sie darauf bedacht waren, ihn von seiner Krankheit nicht gehen zu lassen. Peter starb und Denzloff war es besonders, welcher Katharina auf den Thron hob, und durch sie herrschen (i. d. d. d. Katharina). Aber diese glänzende Periode ging vorüber. Denzloff verlor zwar nicht sein Verstand, aber seine Kräfte. Bedrückung, das zu ertragen, unterdrückte sein geistiges Vermögen alle Empfindungen, die das Andenken an seine ehemalige Verbindung mit Katharina und ihre Verdienste um ihn in seinem Herzen erwecken mußten. Peter II. bestieg den russischen Thron und mit seiner und seiner Hand die Fäden der Macht (1797) lag seine Macht auf der Höhe, als er plötzlich verstarb. Sein Herz verlor er, eine Kaiserin für seine Schwester bestimmt hatte, es unterlag, durch die ersten Jahre seines Lebens der Dilemma (das warthelie) da zu seiner Verbindung nach Katharina, das außer mehreren Söhnen aus seinem Hause und 3 Millionen an Jüssen, Katholiken und heiligen Feste bestimmt wurde. Im November 1797 erbe der auch der Kaiser zu mächtige und allmächtige geistliche Denzloff der auf dem Papst stand, durch Verheirathung seiner Tochter Maria Katharina von Russland zu werden, und seine Gemahlin, seine Ehe und seine beiden Söhne nach Berlin, eine kleine Feste am Ende - Feste, ad, wo er ein kühnliches arbeitsames Leben führte. Er richtete sich so hartnäckig ein, daß er von den jenen Ketzern, die er täglich unter, und so viel er möglich, um eine kleine jüdische Kirche zu bauen, um welcher

er selbst als Zimmermann arbeitete. Sein Geist versank in tiefe Schmerzmuth; er sprach nicht, und genoß in den letzten Tagen nichts als kaltes Wasser. Er starb im November 1729. — Menzies vereinigete große Fehler mit großen Vorzügen. Er war egoistisch, eigennützig und habgierig, ehrgeizig und herrschsüchtig, unversöhnlich und grausam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntnissen, großer Ansichten und Planesfähig, und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend sind seine Verdienste um die Cultur seines Volks und Landes, um die Aufnahme des Handels, der Künste und Wissenschaften, des Bergbaues, um die Vervollkommenung der Kriegskunst und um die Gründung des Ansehens der russischen Monarchie im Auslande.

Mythisch wird diejenige Luftart genannt, welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, sondern tödtlich wirkt, Stickluft. Die Benennung kommt von dem lateinischen Mythisis her, welches einen Schwefelgeruch bedeutet. Auch wurde unter diesem Namen zu Rom eine Göttin als die Schutzgöttin wider diese und schädliche Ausdünstungen verehrt.

Mercantilsystem ist dasjenige System welches von dem Grundsatz ausgeht, daß Geld das also der Reichtum einer Nation nur im nicht edler Metalle bestehe; daraus folgt für die so viel Geld als möglich ins Land gezogen, und lirkende erhalten werde. Um diese Bedingungen gen die Verteidiger dieses Systems) der Mittel zu Gebote: 1. die Einfuhr fremder Waren vorzüglich solcher, die im Lande selbst erzeugt Ausfuhr der inländischen Kunstprodukte und 2. mit dadurch desto mehr Geld ins Land kommen ließen die Einfuhr zu begünstigen, die Ausfuhr diesem System, dessen Grundsatz offenbar unwendig Manufacturen, Fabriken und Handel begünstigt werden (daher der Name Mercantilsystem im Gegensatz von dem physiokratischen System vorzugsweise begünstigt), weil dadurch jene erreicht werden. Dieses System hat daher a kern noch den, daß es den Fabrikanten und A ler übrigen Staatsbürger vorzugsweise bereichere dieses System in Frankreich zuerst Gold der Mecker; in England war Lord Chatham und sein Sohn Pitt begünstigte es auf d Deutschland neigte sich Friedrich II. sehr zu d dadurch seiner Nation acmlich mehr reichthum, als nennet.

§
Sei
den
Dann
der
schritt
Herz
Theol
sind
sich
zu
der

ferstecherkunst erlernt, und flach und illuminirte selbst seine Charten, so wie er auch seine mathematischen Instrumente selbst verfertigte. Kaiser Carl V. schätzte ihn sehr und Herzog Carl III. von Lothringen trug ihm auf, eine Charte seiner Staaten zu entwerfen, die jedoch unvollendet blieb. Man schätzt noch jetzt als frühen Kunstversuch die von ihm gestochenen Globen und Landcharten Mercatoris tabulae geographicae 1584, und Duisburg 1595). Bei den Seecharten ist die von ihm (im J. 1550) erfundene und nach ihm benannte Mercator'sche Projection, nach welcher die Charten zum großen Vortheil der Nautik mit wachsenden Meridians, aber unveränderlichen Parallellgraden gezeichnet werden, noch jetzt im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright schon 1599 vorgeschlagenen, aber erst 1630 angewandten Verbesserungen. Auch in der Chronologie brach Mercator mittelst seiner mathematischen und astronomischen Kenntnisse die Bahn. Wir haben von ihm eine Chronologie von Erschaffung der Welt bis zum J. 1568. Nach seinem Tode erschien seine Ausgabe des Claud. Ptolemäus mit Charten, Amsterdam 1805. Fol.

Mercier (Louis Sebastian), ein interessanter und berühmter französischer Schriftsteller, geboren zu Paris 1740, war vor der Revolution Advocat beim pariser Parlament. Die öffentliche Achtung, die er sich durch seine Schriften erworben hatte, berief ihn als Deputirten in den Nationalconvent. Seine Protestation gegen die Begebenheiten vom 3. Mai bewirkten ihm 1793 den Arrest, und er kam erst Ende 1794 wieder in den Convent. In der Folge wurde er Mitglied des Rathes der 500, und zeichnete sich durch Liebe zur Ordnung aus. Nachher bekleidete er den Posten eines Directors der National-Lotterie, gegen die er früher in seinen Schriften heftig declamirt hatte, und ward Mitglied des Instituts von Frankreich. Er starb den 26sten April 1814, in einem Alter von 73 Jahren. Mercier trat zuerst als Dichter seit 1760 mit verschiednen Heroïden auf, welche man in den *Héroïdes et autres piéces de poésie*, Bruxelles, 1764. 8. zusammenfindet. Im J. 1769 fing er an, für das Theater zu arbeiten, nachdem er zuvor die lefenswerthe Schrift *du Théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique* herausgegeben hatte. Von seinen dramatischen Werken, welche alle eine moralische Tendenz haben, hat man eine bis aufs Jahr 1778 gehende Sammlung, die unter dem Titel: *Théâtre complet de Mr. Mercier*, in 4 Octavbänden zu Amsterdam erschienen ist. Berühmter als durch seine Schauspiele hat er sich durch seine humoristischen Schriften gemacht. Hieher gehöret vorzüglich sein *An 2240*, erschien 1772 und machte zu seiner Zeit viel Sensation. Er läßt darin einen Pariser nach einem siebenhundertjährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen. Mercier ahnete damals nicht, daß er selbst diese Stadt noch veränderter sehen sollte, als sein nach einem so langen Zeitraum erwachender Pariser. Das *Tableau de Paris*, wovon in den Jahren 1781-89 zwölf Bände erschienen sind, stellt ein kräftiges und treffendes Gemählde von dem ehemaligen sittlichen Zustande der in moralischer Hinsicht so merkwürdigen Hauptstadt Frankreichs auf. Natürlich zog ihm dieses Buch viele Anfeindungen und Widersprüche zu. *Mon bonnet de nuit*, pour servir de suite au *Tableau de Paris*, kam in den Jahren 1784 und 85 und *mon bonnet de matin* 1788 heraus. Beide Werke enthalten eine Reihe lefenswürdiger Aufsätze über allerlei Gegenstände des Tages. Sein Werk *Le nouveau Paris*, 6 Bände 1800, enthält einzelne interessante Züge, steht aber dem ältern weit nach. Außerdem hat man von diesem fruchtbaren

Schriftsteller; Portrait de Philippe II. roi d'Espagne, Amsterdam 1735; Portraits des rois de France, Neuchâtel 1785, 4 Bände; Songes et visions philosophiques, Paris 1788, 2 Bände; Notions claires sur les gouvernements, 1789, 2 B.; J. J. Rousseau, considéré comme l'un des premiers auteurs de la révolution, Paris 1791, 2 B.; und verschiedene Romane, als: La sympathie morale, 1767; Histoire d'une jeune Luthérienne u. s. w. Von Character war Mercier treuherzig, einfach und ohne Falsch; im Umgang ungemein liebenswürdig; in seinen einnehmenden Gesichtszügen war eben sowohl sein Geist als sein redliches Herz ausgedrückt. In der letztern Zeit seines Lebens fiel er auf manche Sonderbarkeiten, und verwarf z. B. die Malerei als Urheberin des Sggendienstes, und ließ aus Eifer 1801 die Nachricht von seinem Tode verbreiten.

Mercur, s. Planeten.

Mercur, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maia, eine Tochter des Atlas. Schon in der vierten Stunde nach seiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Zither, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schale mit sieben Saiten bezog, und sie harmonisch stimmte. Er besang zu ihren Ehren seine Geburt. Die Zither in die Wiege verborgen, suchte er sich Speise, wozu er listigen Errug ersann. Nach Mitternacht ging er mit Einbruch der Nacht, und rannte dort von den heiligen Heerden der Götter 50 Kinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren sich verwirren möchten, und, selbst rücklings gehend, rücklings hinwegführte und nachdem er am Alphesstrom zwei derselben geschlachtet, an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte, in einer Grotte verbarg. Alle Spuren mußte er sorgfältig zu verbergen. Am andern Morgen vermißte Apollo seine Kinder und ging aus, sie zu suchen. Aber nirgend konnte er eine Spur entdecken, bis ihm ein Greis aus Pylus sagte, daß er einen kleinen Knaben, eine Herde Kinder wunderbar fortreibend, gesehen habe. Durch seine Wahrsagerkunst erkannte jetzt Apollo, daß Mercur der Räuber sey. Er eilte zur Maia und redete scheltend den Knaben an, der sich stellte, als ob er schlief, und selbst durch die Drohung des Gottes, daß er ihn in den Tartarus hinabschleudern wolle, sich nicht schrecken ließ, sondern seine Unschuld standhaft behauptete. Apoll aber ließ sich von dem Listigen nicht täuschen, und brachte seine Klage vor den Gott der Götter. Auch hier läugnete Mercur. Aber Jupiter durchschaute die Schalkheit des Knaben und erkannte ihn als den Thäter; doch zürnte er ihm nicht, sondern lächelte ihm freundlich, daß er so schön und klug den Diebstahl zu läugnen wußte. Er befahl ihm, den Ort anzuzeigen, wo die Kinder verborgen wären. Um sich vor neuen Ränken zu sichern, band ihm Apollo die Hände, doch die Fesseln fielen ab, und statt dessen standen die Kinder paarweis an einander gebunden. Als aber jetzt Mercur die neu erfundene Zither zu spielen anfang, ward Apollo so entzückt, daß er den Erfinder um sein Instrument bat, die Kunst des Gebrauchs von ihm lernte, und ihm dafür eine Geißel gab, die fortan gemeinschaftlichen Heerden zu weiden. Mit noch mehr Erstaunen blickte Apollo auf den erfindertischen Gott, als dieser auch den Flöten ihre Stimme gab. Beide schlossen einen Vertrag. Mercur versprach, dem Apoll nie seine Zither oder seinen Bogen zu entwenden, und nie seiner Wohnung zu nahen; dieser gab ihm dagegen den goldnen Friedensstab, Caduceus (s. d. Art.). — Homer stellt uns den Mercur als einen schönen, in die männlichen Jahre übergehenden Jüngling dar; mit feinemem Bar-

te, Flügelschuhen, und einem Stabe in der Hand, als Herold und Gesandten der Götter. Er führt die Seelen der Abgeschiednen zur Unterwelt, und ist also auch der Herold des Pluto und Vollstrecker seiner Befehle. Sein magischer Stab hatte die Kraft, der Sterblichen Augen zu schließen, Träume zu führen, und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erforderlichen Eigenschaften besaß er in höchster Vollkommenheit und verlieh sie: Anstand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol der Klugheit, List, des ränkevollen Betruges und sogar des Meineides. Man muß sich dabei wohl erinnern, daß das rohe Alterthum nicht das Entehrende und Niederträchtige mit diesen Begriffen verband, wie wir. Wer sich in Listen und Ränken auszeichnete, wie z. B. Ulysses, war ein Liebling Merkurs und erfreute sich seines Beistandes. Auch als der Gott der Diebe und des Stehlens wurde Mercur angesehen, besonders wenn List und Klugheit dabei angewendet, oder dieses heimlich verübt wurde. Eine solche symbolische Bedeutung hatten schon die Unternehmungen seiner Kindheit. Aus seinem männlichen Alter gehören hieher noch folgende, die von seiner Klugheit zeugen. Er begleitete den Hercules, als dieser den Cerberus entführte; rettete mit dem Megiphan den Jupiter aus der Höhle, wohin ihn Typhon gelegt hatte; stahl den Mars aus dem Gefängniß, in welches ihn die Moiren, Plut und Epheides, eingeschlossen hatten; tödtete den Argus, den Wächter der unglücklichen Io; stand dem Perseus bei, als er die Medusa zu tödten ausging, und ließ ihm den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und die Flügelschuhe; der Nephele, der Mutter des Phryxus und der Helle, gab er den Widder mit goldenem Felle, auf dem sie ihre Kinder entführte, da sie auf Anstiften ihrer Stiefmutter Ino den Göttern geopfert werden sollten. Im Gigantenkriege trug er den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und erlegte den Hippolytus. Als Typhon die Götter zwang, sich vor ihm zu flüchten und in Aegypten zu verbergen, verwandelte er sich in einen Ibis. Auch als Redekünstler erscheint er schon bei Homer, noch deutlicher aber bei Hesiod. Von seinen Erfindungen findet sich bei Homer noch nichts. Spätere schreiben ihm die Erfindung der Würfel, der Musik, der Erdmesskunst, der Auslegung der Träume, des Maßes und Gewichts, der Rechtskunst, der Buchstaben u. s. w. zu. Auch wird er als Beschützer der öffentlichen Verträge und Vorkseher der Strafen angesehen (s. d. Art. *Hermen*.) Liebschaften von ihm erzählt die Fabel mehrere; unter andern war er Vater des Pan und des Hermaphrodit. Mercur wurde in allen griechischen Städten verehrt; der Hauptfiss seiner Verehrung aber war Argos. Seine Feste hießen *Hermæa* und wurden auf verschiedene Weise gefeiert. In Rom hatte er mehrere Tempel und sein Fest wurde dem 15ten Mai (welcher Monat von seiner Mutter Maia den Namen führen soll) gefeiert. An diesem Feste brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Die Kunst stellt den Mercur verschieden dar. In den Denkmälern des alten Stils erscheint er noch bärtig; späterhin ward von ihm die Idee eines gewandten Herolds und Athleten herrschend, und nun bekam er eine überaus jugendliche Bildung. Doch auch bei diesem letztern Ideal behielt sich die Kunst einen Spielraum vor; sie bildete ihn als Knaben, im anhebenden Jünglingsalter, und dann in der vollen Kraft männlicher Jugend. Bei dem Knaben bemerkt man zwischen den lockigen Haaren zwei vorstretende Flügelschen; das Kleid besteht in einer kurzen ledernen Tunica; in der

Linken hält er den Beutel, und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er schalkhaft über eine erfundene List. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Attituden; bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caduceus, bald mit dem Reisehut, stehend, sitzend und im Fortschreiten begriffen. Die Meister der späteren gereiften Kunst gesehten ihn den jugendlichen unbärtigen Vätern zu. Das Vorsehende in seinem Charakter ist das Kraftvolle und Gewandte. Gefräule liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund sind klein; seine Stellungen, er mag stehen oder sitzen, sind immer einfach und bequem; der Kopf vorgesenkt, der Blick bedächtig. In seinem schönen kräftigen Körperbau sieht man den Erfinder der Gymnastik; in dem Stande, in der Ueberdunstung und Mene den Besonnenen, Schläuen, Freundlichen, dem es leicht wird, alles zu unterhandeln, jeden zu gewinnen, alles mit Behendigkeit zu vollführen. In dem Ideal des Mercur ist das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit wunderbar vereinigt. Er ist entweder ganz nackt oder nur mit der Chlamys dargestellt. Selten hat er diese ordentlich umgenommen, sondern bloß über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat er daran ein Paar über den Schläfen befestigte Flügel, bald ist ihm der Hut aufgesetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht sind (petasus.). Der Hut, welcher hauptsächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine schmale Kränze; auf Vasenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hangender Kränze und spitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befestigt, so sieht man sie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch bloß am Caduceus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunst den Hahn, um Wachsamkeit oder Streiklust (wegen der Gymnastik), die Schildkröte, um seine Erfindung der Zither, den Beutel, um den Gott des Handels, Widder und Patera, um den Anordner der religiösen Gebräuche und Opfer, den Stumpf des Palmbaums, an den sich seine Statuen lehnen, um den Erfinder der Schreib- und Rechenkunst (auf Palmblätter), die Harpe oder das sichelförmige Messer, um den Argoskötter, den Hund (bloß auf alexandrinischen Münzen), um Scharfsinn und Wachsamkeit anzuzeigen.

Mercurialmittel, Mercurialsalze, Mercurius, s. Quecksilber, Quecksilbermittel.

Mergel, eine Gattung kohlensaurer Kalkarten, die ein inniges festes Gemenge von Kalk, Thon, Sand und andern Theilen ist. Je nachdem sie bald von diesem, bald von jenem mehr enthält, wird sie Kalk-Mergel, Thon-Mergel oder Sand-Mergel genannt. Alle Mergel sind undurchsichtig und haben unansehnliche, verschieden graue Farben und nach der verschiedenen Mischung bald mehr bald weniger Zusammenhang und Festigkeit. Der Mergel wird beim Feldbau, vorzüglich zum Düngen eines mageren Bodens gebraucht, z. B. in Oesterreich; auch gebraucht man ihn innerlich und äußerlich als Arzneimittel.

Mergenthal, ehemals des deutschen Ritterordens Meisterthum und Stadt (mit 2700 Einwohnern) in Franken s. d. Art. deutsche Ritter.

Merian ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie, aus der zuerst Matthäus Merian der ältere großen Ruhm erlangte. Er war zu Basel 1593 geboren, lernte bei Dietrich Weper in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ sich in Frankfurt am Main

nieder, trieb einen starken Kunsthandel und starb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete sehr sauber mit der Radirnadel. Seine vornehmsten Werke bestehen in Vorstellungen der wichtigsten Städte in Europa, besonders in Deutschland, die er mit ihren Beschreibungen in vielen Folio-bänden herausgab. Die von ihm selbst nach der Natur gezeichneten Ansichten von Städten, insonderheit die perspectivischen, sind meisterhaft. Er hat auch Geschichten, Landschaften, Schlachten, Jagden und andre Vorstellungen geätzt. Sein Sohn Kaspar übte auch die Kunst, wiewohl nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters, aber sein ältester Sohn Matthäus Merian der jüngere, geboren zu Basel 1621, war ein vortrefflicher Maler in wohlactroffenen, stark und lieblich gefärbten Bildnissen. Er hatte bei Joseph Plepp, Joachim von Sandrart und Anton van Döl gelernt, um das Jahr 1644 zu Rom studirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. s. w. bereist. Sein Sohn Johann Matthäus, ein geschickter Bildnißmaler, starb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus Merian Tochter war die berühmte Künstlerin Maria Sibylla Merian, verheiratete Gräfin, geboren zu Frankfurt a. M. 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jacob Moreels und bei Abraham Wignon, und erlangte einen großen Ruhm durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Wäcken, kriechende und fliegende Insecten aller Art in Wasserfarben malte. Ihre große Liebe zur Insectologie war Ursache, daß sie eine Reise nach Surinam machte, um die Verwandlungen der dortigen Insecten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre, und zeichnete eine Menge von Gewürmen, Pflanzen und Früchten auf Pergament, die nach dem Urtheil der Kenner nichts zu wünschen übrig lassen. Wir haben von ihr einige Kupferwerke erhalten, nämlich über die Entstehung, Nahrung und die Verwandlungen der Raupen, Nürnberg, 2 Bände 4.; eine Geschichte der Insecten Europa's, und eine Abhandlung über die Erzeugung und die Verwandlungen der Insecten von Surinam mit 60 prächtigen Kupfern. Sie starb zu Amsterdam 1717. Zu dieser Familie gehört auch Hans Bernhard Merian, Director der philologischen Classe der Academie der Wissenschaften zu Berlin, geboren zu Liechfall im Baselschen 1723, wo sein Vater Prediger war, und ihn zu dem Studium der Philosophie und Philologie anhielt. Er hielt sich als Führer eines Edelmanns 4 Jahre in Holland auf. Der berühmte Maupertuis machte Friedrich den Großen auf ihn aufmerksam, der ihn 1748 als Mitglied der Wissenschaften nach Berlin berief, 1772 zum Director der Classe der schönen Wissenschaften ernannte, und bei Besetzung der Lehrstellen oft zu Rathe zog. Seit Forney's Tode verwaltete er bei der Berliner Akademie das beständige Secretariat und starb 1807. Er war ein gründlicher Philolog, und hat nur wenig gedruckt lassen. Ancillon hat sein Elogium geschrieben.

Meridian, s. Mittagskreis.

Merigi, s. Caravaggio.

Merinos, so heißt eine in Spanien sehr einheimische und von da aus schon in mehrere europäische Länder verpflanzte Schaaf race, die sich von andern Schaafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle auszeichnet. Nach den wahrscheinlichsten Vermuthungen stammen sie aus Afrika ab, und deshalb sollen sie auch den Namen Merinos erhalten haben, das so viel bedeutet, als vom Meere her-

über (*ovejas morinas* oder *tras humanas*). Es viel ist gewiß, daß Peter IV. von Castilien arabische Schafherden nach Spanien kommen ließ, und daß 300 Jahre nachher der Cardinal Ximenes Schafe aus Afrika nach Segovia verpflanzte. Jetzt zählt man in Spanien gegen 5 Millionen Merinos, die mindestens eine reine Einnahme von 8 Millionen Thaler bringen. Weil diese Schafe auf den Gebirgen fast ganz Spaniens weiden, nennt man sie auch wandernde Schafe, während die andern, die eine weit gröbere Wolle haben, stehende oder Stall-schafe heißen. Die ganze Einrichtung in der Zucht und Weide der Merinos ist im Ganzen höchst interessant. Sie wandern zweimal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden sie in den nördlichen Gegenden von Leon, Castilien und Arragon, im Winter (vom September an) in den wärmern Gegenden von Andalusien, La Mancha und Estremadura. Gewöhnlich werden die Heerden von 10 zu 10,000 Stück getheilt, und aus diesen wieder 10 Haufen, jeder zu 1000 Stück gemacht. Dieser Haufen (*cavagnes*) steht unter der Direction eines Oberhirten. Dieser hat 5 Schäfer und eben so viel Hunde unter seinem Commando, indem 5 Mann zu jeder einzelnen Heerde von 1000 Stück gehören. Die Schäfer sind äußerst schlecht besoldet, denn außer einem geringen Geldlohn bekommen sie Brod und dürfen ein paar Ziegen und einige Schafe mitweiden. Die ganze Zahl der Schäfer in Spanien beträgt 25,000 Mann und eben so viel Hunde. Anfangs waren diese Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden sie verkauft, und die letzte Heerde von 40,000 verkaufte Philipp II. an den Marquis Turbiata. Jetzt gehören sie dem Adel und den Klöstern. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen und Preußen verpflanzt, wo sie sich sehr gut acclimatistirt haben. Neuerdings soll verboten worden seyn, sie auszuführen. In den neuern Zeiten ist ein glatter, gelblicher Serge (s. Wolle) von vorzüglichem, gewirtem Gespinnst Merino genannt, und als Handelswaare sehr beliebt worden.

Merite, Orden pour le mérite, (s. Orden (Ritter)).

Meroe, eine vom Nil westlich und vom Astaboras (Taccaze) östlich eingeschlossene, bis zur heutigen Provinz Gosham liegende Halbinsel. Sie wurde von einem äthiopischen Stamme bewohnt, welcher sich früh durch Cultur, Handel und Colonien auszeichnete. Jetzt heißt die Landschaft Atbar zwischen 13 und 18° N. B. und hat eine Stadt gleiches Namens. Die alte Stadt Meroe war ein Staat, dessen Regierung in den Händen eines Priesterstammes war. Letztere wurde erst zu den Zeiten des ägypt. Königs Ptolemäus II. vernichtet. Hier war der Haupt-sitz des großen Caravanenhandels zwischen Aethiopien, Aegypten, Arabien, dem nördlichen Afrika und Indien. Eine Colonie von Meroe war auch Ammonium in der libyschen Wüste. Von Meroe aus scheint auch der erste gebildete Staat in Aegypten zu Theben angelegt worden zu seyn, als Handelsniederlassung und Caravanenplatz, welcher stets mit Meroe in Verbindung blieb und von einer mächtigen Priester-caste regiert wurde.

Merope, eine Tochter des arkadischen Königs Cypselus, Gemahlin des Kresphontes, eines Heracliden und Königs von Messene. Sie hatte mit ihm viele Kinder, von denen der jüngste Aegyptus (nach Andern Telephontes) hieß. Da Kresphontes zum Besten des gemeinen Volks viele Neuerungen machte, empöhrten sich die Großen wider ihn und tödteten ihn nebst allen seinen Söhnen, den Aegyptus ausgenommen,

was Wahres enthalten müßten. Beobachtungen belehrten uns, sagt er, daß die Planeten in ihrem Umlaufe wechselseitig bestimmend auf einander wirken; daß sowohl die Sonne, als auch der Mond bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Erde haben, der sich in verschiedenen Wirkungen auf das Meer (Ebbe und Fluth) und auf die Atmosphäre offenbart; daß aber eben so auch diese Sphären einen directen Einfluß auf die Gewächse und lebenden Geschöpfe, ja selbst auf alle Theile, woraus ein belebter Körper besteht, ausüben, wie wir aus den periodischen Veränderungen und Erscheinungen im menschlichen Körper wahrnehmen. Dieser Einfluß geschehe besonders mittelst eines das ganze Weltall erfüllenden höchst feinen Fluidums, wovon alles durchdrungen werde, und äußere sich durch die höchste Steigerung und den Nachlaß der Eigenschaften, welche theils dem Stoffe, theils der Organisation ankommen, als der Schwere, dem Zusammenhang der Theile, Elasticität, Electricität, Irritabilität. Die Eigenschaft des thierischen Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper empfänglich macht, nannte Mesmer den thierischen Magnetismus. Die Wirkungen dieses Einflusses auf den Gang und die Heilung der Krankheiten zu beobachten, beschäftigten nun denselben eine Reihe von Jahren hindurch im Stillen, während welcher Zeit er diese Grundsätze durch seine Erfahrungen bekräftigt fand. Durch genaue Beobachtungen wurde er in den Stand gesetzt, nach seinen Principien die verschiedenen Revolutionen einer Krankheit mit Gewißheit vorauszu sehen. Von hier ging Mesmer zum zweiten Hauptpunkt seiner Lehre über, die Existenz einer gleichen Wechselwirkung, derjenigen der Himmelskörper entsprechend, zwischen den auf der Erde befindlichen Körpern, und besonders unter den lebenden Organismen selbst zu entdecken, mittelst welcher er künstlich die periodischen Revolutionen im menschlichen Körper nachahmen konnte. Die Analogie der Eigenschaften des Magnets mit dem System des allgemeinen Einflusses veranlaßte Mesmer, ihn als das beste Material anzusehn, um Versuche anzustellen. Er bestrich mit künstlichen Magneten, die ihm Pater Hell, ein Physiker in Wien, machte, krankhafte Theile, und verrichtete mehrere bedeutende Curen damit. Durch weitere Erfahrungen von der Entbehrlichkeit derselben belehrt, und auf die Verschiedenheit des animalischen und mineralischen Magnetismus aufmerksam gemacht, ging er davon ab, und bediente sich bloß seiner Hände. Er theilte seine Theorie dem kaiserlichen Leibarzte Stöckl in Wien mit; doch versagte dieser einer Lehre, die den damaligen Ansichten in der Heilkunst und Naturlehre nicht entsprach, seinen Beifall. Mesmer legte in einem Sendschreiben an einen frommen Arzt, 1775, der Welt seine Theorie öffentlich vor. In Wien selbst wurde seine Lehre verkannt, theils mit dem Mineralmagnetismus verwechselt, theils absichtlich entstellt, verhaßt gemacht und verfolgt, er selbst als Schwärmer dargestellt, und diejenigen, welche sich seinen Curen unterwarfen, gleichfalls für Betrüger oder Betrügende erklärt. Mesmers Ruf nahmessen ungeachtet in eben dem Verhältnisse zu, als ihn seine Gegner zu unterdrücken suchten. Er reiste in den Jahren 1774-75 nach Schwaben, er Schweiz und Bayern, wo er den Churfürsten mit seiner Theorie bekannt machte, auch kurze Zeit darauf zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München ernannt wurde. Im Jahr 1776 wurde er nach Ungarn berufen, wo er bedeutende Curen verrichtete. Nach seiner Zurückkunft in Wien wollte zwar Mesmer nichts mehr öffentlich selbst unternehmen, ließ sich jedoch endlich bestimmen, mehrere Kranke in die Curen zu nehmen, darunter die als Tönläuferin berühmte

Demoiselle Paradis war. Diese war von ihrem dritten Jahre an blind gewesen, hatte eine Art von Melancholie mit Krämpfen und periodischem Wahnsinn. Er behandelte sie geraume Zeit, während welcher er viele Unannehmlichkeiten und Cabalen, und von der durch seine Feinde aufgehegten Familie der Kranken selbst den größten Andank erhielt. Ob sie völlig hergestellt wurde oder nicht, bleibt zweifelhaft. Er verließ endlich, müde der Anstrengungen und Verfolgungen, Deutschland, und begab sich im Jahr 1778 nach Frankreich. In Paris theilte er den dasigen Gelehrten und Ärzten die Grundzüge seiner Lehre in mehreren zusammenhängenden Sähen mit, unternahm auch, zu mehrerer Bestätigung derselben, die Heilung verschiedner Kranken, welche er auch glücklich zu Stande brachte. Doch wirkten auch hier Unglaube, Verken- nung seines Verdienstes, und Cabale gegen ihn. Mesmer legte daher auch hier seine Lehre in 27 Sähen öffentlich vor, behielt jedoch das eigentliche Technische seines Verfahrens selbst noch für sich, oder theilte es doch nur sehr Wenigen als Geheimniß mit. Obgleich die fran- zösische Regierung ihm für die Entdeckung seines Geheimnisses einen Ge- halt von 20,000 Livres anbot, so schlug er dieses doch aus. Dagegen eröffnete er eine Subscription von 200 Theilnehmern, von denen ihm jeder 100 Louisd'or zahlen mußte, und welchen er das Geheimniß des Magnetisirens mittheilte. In der Folge bildeten sich zuerst in Paris, dann in Strassburg &c. die sogenannten harmonischen Gesellschaften, de- ren Zweck es sein sollte, die erhaltene Lehre in geschlossenem Verein mittelst Beobachtung der vorgeschriebenen Versuchsregeln rein zu erhal- ten. Die ausbrechende Revolution mit ihren Stürmen vertrieb Mes- mern aus Frankreich; die politischen Unruhen zerstörten die Institute, und die Lehre des thierischen Magnetismus kam ziemlich in Vergessen- heit. Mesmer zog sich nach der Schweiz zurück, und lebte daselbst zu Frauenfeld im Canton Thurgau im Stillen, ohne jedoch auszuüben, seine neuerfundene Heilart auszuüben. Nach 20 Jahren, in seinem schon weit vorgerückten Alter, legte er selbst seine in der Zeit geläuter- ten und durch fortgesetzte Versuche fester gegründeten Lehrsätze nochmals in einem schriftlichen Aufsatze nieder, und hatte die Genugthuung, zu sehen, wie der von ihm ausgestreute Samen in Deutschland nicht gänz- lich untergegangen war. Schon in dem Jahre 1787 überbrachte Lavo- ter den durch Puységur verbesserten animalischen Magnetismus einigen Ärzten in Bremen, z. B. Wienholt, während andere, z. B. Smelin, ihn von Strassburg aus erhielten. Diese widmeten demselben ihre Un- tersuchungen, und erhielten in kleiner Zahl die Kenntniß und den Glau- ben an ihn, obgleich auch damals noch die meisten Ärzte in Deutsch- land sich gegen ihn erklärten. Mesmer selbst stand, wie natürlich ist, nicht gleich anfangs auf dem Punkte, auf welchem jetzt die Lehre vom animalischen Magnetismus steht. Sein Studium der ältern Mediker, Astrologen und Ärzte, z. B. Paracelsus, Kircher, so wie die Beschaf- fenheit der damals herrschenden medicinischen Theorien leiteten ihn zu- erst auf den Eiderismus, oder den Einfluß der Gestirne auf den Men- schen, und nur allmählig entwickelte sich bei ihm das System der Wech- selwirkung, dessen Grundzüge folgende sind: Die Himmelskörper wir- ken auf einander, und regieren also auch die Bewegung unsers Erd- balls, daher die Ebbe und Fluth des Meers, die Einwirkung des Mondes bei Vegetationen, Fermentationen u. s. w., die Abwechslung der Jahreszeiten, der Instinct der Thiere zu periodischen Wanderungen u. s. w., was Alles auf eine allgemeine Verbindung der Wesen in der Na- tur hindeutet. Dieser Einfluß besteht in der wechseltätigen Aus- und Einströmung eines subtilen Fluidums, und ist bei den Er-

Einwirkungen des Magneten sichtbar erweislich; die Anziehung der Planeten in ihren Kreisen rührt davon her. Die Naturthätigkeit, die Ursache dieser wechselseitigen Anziehung, breitet sich über alle Bestandtheile des Erdballs aus, indem sie durch die tägliche Umdrehung desselben das alternirende Steigen und Fallen (Intension und Remission) der Eigenschaften der organisirten Materie bestimmt. Dies ist die allgemeine Thätigkeit, wodurch Alles Leben erhält. Die ersten Begriffe, empirisch von der Welt aufgefaßt, sind Materie und Bewegung. Die Materie ist flüssig, wenn ihre Theile unter einander in Bewegung sind, oder fest, wenn sie neben einander in Ruhe sind. Elementarmaterie, alle Theile der Materie, jeder mit seiner eigenen Bewegung; Combination der Theile und Verhältnisse ihrer Ruhe und Bewegung machen die Formen aus. Natur ist die Harmonie der Verhältnisse, in welcher alle Theile der Materie beisammen stehen und in der die Bewegungen sich folgen. Es bilden sich hiernach verschiedene Classen (Serien), Arten der Combinationen nach der Ordnung und Anzahl der Elementartheile, aus welchen sie bestehen; homogen ist die Materie einer bestimmten Serie, deren Theile ihrer Combination und Ordnung nach mit einander ganz übereinstimmen; heterogen das Entgegengesetzte. Bis jetzt waren drei Serien der homogenen Combinationen bekannt, Wasser, Luft, Aether. Das allgemeine Fluidum, welches das Universum zu einer Masse vereinigt, sind die sämmtlich existirenden, den Raum erfüllenden Grade der homogenen Combinationen. Die Bewegung der flüssigen Materie ist die örtliche und innere (intestina); — confus, oder in einem bestimmten Modus oder Grad, oscillirend, vibrirend, sich durchkreuzend und ausbreitend, ohne sich zu verwirren. Eine Jede der drei Serien kann der Leiter einer besondern innern Bewegung seyn (Ton), der zum Grad seiner Flüssigkeit in einem eignen Verhältnisse steht, bei dem Wasser wellenförmig, bei der Luft als Schall, bei dem Aether als Licht erscheint. So in der unermesslichen Anzahl der homogenen Serien des Fluidums eben so viele verschiedene Töne, welche in die organisirten Körper aufgenommen, die sonst unbegreiflichen Erscheinungen bewirken können, als Feuer, Licht, Electro-Magnetismus &c. Das allgemeine Fluidum, in Verbindung mit dem thierischen Körper betrachtet, ist das Princip des individuellen Lebens; durch den Einfluß desselben erhalten die Bewegung und Empfindung ihr Leben und durch ihn geschehen die Verrichtungen der Organe. Der Mensch befindet sich im Ocean des allgemeinen Fluidums, mit Organen, welche geeignet sind, die tonificirten Bewegungen einiger von den Serien desselben ausschließlich aufzunehmen. So das Ohr für die Luft, das Auge für den Aether u. s. w. Vom Nerven geht die Bewegung in das innere Gewebe der unzähligen Fäden, woraus das Organ der Empfindung besteht, der innerliche Sinn (*sensorium commune*), die Nervenfäden, mit dem allgemeinen Fluidum in Contact daher der innere Sinn aller der Modificationen, die er von außen erhält, gleich dem Spiegel empfänglich wird. So wird der Muskel Werkzeug aller Bewegung, das Princip aller Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen, indem die Ströme des allgemeinen Fluidums durch die Nerven auf den innersten Organismus der Muskelfaser einwirken, und ihre Verrichtung bestimmen. Daher Zusammenziehung oder Verkürzung, und Nachlaß oder Verlängerung die Reizbarkeit (Irritabilität) ausmachen; Irritation, Reiz, besteht in der anhaltenden Verkürzung der Faser. Das abwechselnde Erweitern und Zusammenziehen des Herzens und der Arterien bewirkt die Circulation. Sie wird gehemmt, wenn der

Muskelfaser die Reizbarkeit abgibt, sich zu verkürzen; 2. wenn ein Gefäß in einem Zustand von Reizung sich befindet. Dieser Zustand setzt die Verstopfung, Obstruction, Hemmung, als die allgemeine und unmittelbare Ursache der Abweichung von der Harmonie des thierischen Lebens, daher also Hebung des Mangels an Irritabilität das einzige allgemeine Heilmittel wird, welches in dem allgemeinen Einfluß oder in der Anwendung des Magnetismus gefunden wird. Da nun die Natur und Beschaffenheit der Säfte von der Thätigkeit der festen Theile, von dem Mechanismus der Organe und Eingeweide u. s. w. abhängt, so liegt die erste Ursache von der Abweichung der Harmonie nur in der unregelmäßigen Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen. Die Ursache der Bewegung wirkt gegen den Widerstand; um ihn zu besiegen, muß sie ihn überwiegen. Dieser Zustand heißt im Allgemeinen die Crise, deren Erscheinungen die kritischen Symptome, die Erscheinungen vom Widerstand gegen die Naturwirkungen die symptomatischen Symptome, eigentlich die Krankheit sind. Es gehört also zur vollständigen Crise 1. Perturbation, — der Kampf der Naturkraft gegen den Widerstand; 2. Coction, — Auflösung oder Vereitung des stockenden Safts zur Absonderung; 3. Evacuation, Ausleerung des Verdorbenen vom Gesunden. Dagegen eine unvollständige Crise Statt findet, wo diese Epochen der Ordnung und Zeit nach unterbrochen auf einander folgen, was gemeinlich als chronische Krankheit sich darstellt. Unmittelbare Ursachen aller Krankheiten setzen irgend einen Fehler, eine Unregelmäßigkeit im Umlauf der Säfte, Obstruction in den verschiedenen Arten der Gefäße voraus. Daher zwei Indicationen: 1. die Irritabilität, oder die Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen herzustellen; 2. die Hindernisse, die sich dieser Einwirkung entgegensetzen können, wegzuschaffen und ihnen zuvorzukommen, alle Heilung bedingen. Der allgemeine Einfluß, welcher mittelst des allgemeinen Fluidums die Eigenschaften der Körper vermehren oder vermindern kann, thut dieses auch in Ansehung der Irritabilität, so daß der Verlauf und die Entwicklung der Krankheiten, und selbst ihre Heilung durch diesen Einfluß geordnet und bestimmt werden, was den natürlichen Magnetismus ausmacht. Diese freiwillige Thätigkeit der Natur kann aber nur bei denjenigen Wesen sich äußern, welche sich der Zeit und ihrer organischen Beschaffenheit nach dazu besonders disponirt befinden. Das Ein- und Ausströmen der nach einer Richtung im Vollen bewegten Serie des subtilen Fluidums macht das Triebwerk des Einflusses zwischen zwei Individuen aus, so daß, wenn eine tonische Bewegung in einem Körper erweckt worden ist, es nach dem Gesetze des Vollen möglich ist, in einem andern festen Körper eben dieselbe Bewegung ohne Unterschied des Zwischenraums zu bewirken, und durch diese wechselseitige tonische Bewegung die Eigenschaften, welche bloß in ihren individuellen Organisationen begründet sind, zu erwecken und zu verstärken. Die Art, der Ton, die Stärke und Bewegung des allgemeinen Einflusses können verschieden seyn, z. B. zwischen dem allgemeinen und thierischen Magnetismus, wie zwischen Feuer und Wärme. Der thierische Magnetismus, als Agens betrachtet, ist ein unsichtbares Feuer; es kommt bei der Anwendung darauf an: 1. es durch alle möglichen Mittel erwecken, unterhalten, verstärken, und auf die Ursache der Krankheit anwenden zu können, deren Verbindung und Zusammenhang zu entdecken ist; 2. die Hindernisse zu erkennen und zu beseitigen, welche seine Thätigkeit und die gradweise Wirkung, die man durch die Behandlung hervorbringen will, stören oder aufhalten können; 3. den Gang ihrer Entwicklung zu kennen und vorauszusehen, um den Verlauf bestimmen, und

mit Festigkeit bis zur Heilung abwarten zu können. Dies waren ungefähre die Grundzüge des mesmerschen Systems. Man sieht daraus, daß er damals vorzüglich auf die Krise, als den Zustand der Aufregung der Reizbarkeit, oder der Gegenwirkung der festen Theile auf die Krankheitsursachen (Hebung der innern Hemmungen der harmonischen Lebensthätigkeit) das meiste Gewicht bei der Heilung legte, und in Erregung und Leitung derselben das Wesentliche der magnetischen Heilung suchte. Es wurde daher die magnetische Einwirkung so viel als möglich verstärkt, bis sie auf den Grad stieg, welcher heftige Reactionen erregte, die nun als Convulsionen oder doch als heftige Krämpfe sich äußerten. Diese sah er als nothwendigen Heilungsprozeß der Natur an, und bei seiner und der magnetischen Behandlung seiner Schule errichtete man daher die sogenannten Krisenzimmer (Chambres de crise), welches Zimmer waren, deren Fußböden und Wände mit Matten bedeckt wurden, damit die in Zuckung versetzten Kranken sich bei ihrem Umherwerfen keinen Schaden zufügen konnten. Hiervon ging die Schule, welche in Strasburg sich gebildet hatte, und in der Folge Mesmer selbst wieder ab. Der Director jener Schule, Marquis de Puységur, verbannte die sogenannten Krisenzimmer, die er Höllenstuben (Chambres d'enfer) nannte; die heftigen tumultuarischen Krisen wurden vermieden, und die magnetische Behandlung dahin geleitet, daß sie nur auf Ruhe und Wohlbefinden abzwecfte. Die hierdurch erregten Krisen waren sanft, zeichneten sich durch ein Gefühl des höchsten Wohls, durch Erhöhung der Seelenkräfte, durch Kenntniß des eignen körperlichen Zustandes, so wie auch des Zustandes anderer, mit dem Magnetisirten in Verbindung gesetzten Kranken aus. Diese Methode wurde in der Folge die allgemeinste, und verbindet die Methode der ehemaligen mesmerschen Schule, welche hauptsächlich nur physisch, durch starkes Berühren mit den Händen oder mittelst metallner und gläserner Conductoren, der magnetisirten Bannen und Bäume, der magnetischen Bäder, des Trinkens von magnetisirtem Wasser, des Tragens magnetisirter Glasplatten u. s. w. wirkte, mit der Methode einer andern Schule, welche zu Lyon und Ostende unter der Direction eines gewissen Ritters Barbarin sich bildete, und bloß psychisch, durch Sigmirung des festen Willens auf den Kranken alle Wirkungen des Magnetismus hervorzubringen suchte. Diese Schule bekam deshalb den Namen der Spiritualisten. Mesmers System ist später von Wolfart, der von Berlin aus Mesmer in der Schweiz besuchte, in einer eignen Schrift klar und treu dargestellt worden. Er fand in Mesmer einen ehrwürdigen Greis, der ein patriarchalisches Leben führte, von seinen Umgebungen sehr verehrt wurde und auch im hohen Alter eine solche magnetische Kraft besaß, daß er durch das bloße Ausstrecken der Hand schon magnetisch wirkte. (Das Weitere über den animalischen Magnetismus siehe bei dem Artikel Magnetismus.) H.

Mesochorus, Halbchor, s. Chor.

Mesopotamien oder das Land zwischen den Flüssen (El-Dschesira oder die Insel bei den Arabern genannt) nannten die Griechen die große vom Euphrat und Tigris eingeschlossene Landschaft, die im Norden der Taurus und Magus begränzte. Die Nordhälfte war gebirgig und an Getraide, Wein und Viehweiden fruchtbar; die südliche aber eben, dürre und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrä, Zoba, d. i. Nebesin, Antiochia, Magsdonia, Singara. Von jeher lebten hier Ansässige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Mesopotamier erwuchsen aus

den Chaldäern, dem Urvolke, aus Euschiten, die unter Nimrod die Städte Edessa und Resibin erbauten, und aus semitischen Abstammungen des Stammes Thara. Diese bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdien, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten sie sich im ganzen Lande, ja auch in Chaldaa und Syrien aus, so daß die Euschiten ihnen entweder weichen oder sich unterwerfen mußten. Anfangs war es ein Theil von Nimrods Reiche. Nach einem Zwischenraume von mehr als 700 Jahren (mehr als 2000 Jahre vor Chr. Geb.) kommt Eusan Nischataim als König von Mesopotamien vor, der seine Herrschaft über den Euphrat ausbreitete. Die Israeliten, die schon in Palästina saßen, mußten ihm acht Jahre lang Tribut bezahlen. Im goldenen Zeitalter der assyrischen Macht, 790 v. Chr. Geb., ward Mesopotamien diesem Reiche unterthan und erlitt die Schicksale seiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 106 n. Chr. Geb. den Römern; aber die Perser ließen sie nicht lange in ungestörtem Besiz. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des sassanischen Reichs ein neues bildeten, mußte auch Mesopotamien diesen Stürmen gehorchen. Im J. 1040 fiel es den Seltschucken in die Hände. Seit dieser Zeit hatte es schnell auf einander folgende Beherrscher. Dschingischan machte sich 1218 davon Meister. Allein es ging 1360 schon wieder an den Tur-Mli-Beg verloren, der eine eigne Dynastie, der weißen Schöps genannt, daraus bildete. Vierzig Jahre darauf ward Mesopotamien von Tamerlan erobert und 1514 von Ismael Sophi dem persischen Reiche einverleibt. Aber auch diese Einverleibung hatte keinen Bestand; denn 1554 mußten die Perser mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und ob sie gleich 1613 den verlorenen Theil wieder an sich brachten, so konnten sie doch zuletzt Amurads IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebst mehreren Provinzen auch diese 1637 mit seiner Krone vereinigte. Der jetzige Flächeninhalt dieses Landes wird auf 1700 Quadratmeilen angegeben.

Messa di voce, im Gesang das allmähliche Anschwellen der Stimme.

Messalina 1) Valeria. Diese durch ihre jugellofen Ausschweifungen berühmte römische Kaiserin war die Tochter des Messala Varhatus und Gemahlin des Kaisers Claudius. Sie hat den Ruf hinterlassen, an Unverschämtheit und Frechheit die schamlosesten Weiber aller Zeitalter übertroffen zu haben. Alle zum Hause des Kaisers gehörigen Männer hatte sie zu Geliebten. Offiziere, Soldaten, Sklaven, Schauspieler; nichts war ihr zu niedrig. Kaum wurde ein Jüngling in Rom gefunden, der nicht ihre Gunst genossen hatte. Nicht zufrieden, sich selbst der Schande Preis zu geben, zwang sie die edelsten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausschweifungen zu begehen. Wer ihr nicht willfahren wollte, den bestrafte sie mit dem Tode. Endlich wagte sie sogar, sich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Caius Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Ein Freigelassener und Günstling des Kaisers, Namens Narcissus, der ehemals selbst ein Liebhaber der Messalina gewesen, entdeckte dem Claudius, der eben von Rom abwesend war, diese neue Schandthat seiner Gemahlin. Da aber dieser mit ihrer Bestrafung zögerte und Narcissus einsah, daß sein eignes Leben auf dem Spiele stehe, wenn es der Kaiserin gelingen sollte, sich bei ihrem schwachen Gemahl wieder in Gunst zu setzen; so gab er selbst einigen Vertrauten Befehl, sie heimlich zu ermorden, im Jahr 48 nach Chr. Geb. Mit Recht heißt es von ihr:

Et lassata viris, necdum satiata recessit,

Wunder verächtigt ist 2) Statilia Messalina, die dritte Gemahlin des Nero, dessen Tod sie in den Privatstand zurück versetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredsamkeit und der schönen Künste, und erwarb sich einigen Ruf darin.

Messe (lateinisch missa), hieß zuerst in der lateinischen Kirche die ganze Abendmahlsbehandlung, oder die Ceremonie des Abendmahls. Diese Benennung rührte daher, daß, als die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Versammlungshäusern oder Kirchen begann, man dieselbe auf den allgemeinen Gottesdienst folgen ließ. Um aber die Beendigung des allgemeinen Gottesdienstes jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Antheil nehmen wollte, anzukündigen, wurde es üblich, daß ein Kirchendiener die Worte rief: Ita, missa est sc. cancello (geht, die Versammlung ist entlassen). Durch ein ganz gewöhnliches Mißverständnis wurde nun die folgende Handlung selbst missa, und nachher durch Verkümmelung Messe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römisch-catholischen Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Messe lesen), oder auch die Einsegnung (Consecration) des Brots und Weins versteht, wodurch diese in den Leib und das Blut Christi verwandelt, und so als ein Versöhnungsoffer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Letzteres ist der eigentliche Sinn der Messe in weiterer Bedeutung. Gregor I. oder der Große (st. um 604) bildete auch die Messengebräuche aus. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Vorstellung des Leidens Jesu seyn sollte, so mußten die Handlungen des Priesters und jeder Theil seines Dienstes auf die besondern Umstände der Passion, anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie noch gegenwärtig in der römisch-catholischen Kirche Statt findet, wird in drei Theile getheilt: 1. das Offertorium, die Aufhebung und Verehrung der geweihten Hostie, die gewöhnlich in einer ostbaren Kapsel (die Monstranz) befindlich ist; 2) die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) die Communion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit dieser Feierlichkeit verbunden, so wird sie gewöhnlich Hochamt genannt. Auch die Musik selbst, welche in einer Composition der Worte des Kyrie, Gloria, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, des Sanctus, Benedictus und Agnus Dei besteht, wird von den Musikern eine Messe genannt. Nach den verschiednen Graden der Feierlichkeit und den mehreren oder weniger dabei ministrirenden Personen wird sie in hohe oder große und niedrige Messe (zu welcher auch die stille, bei welcher die Gebete nicht laut abgesungen, sondern still gelesen werden, und die Handmessen, welche täglich gelesen werden, und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören) eingetheilt. Erstere wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diaconi und Subdiaconi gehalten; sie ist noch feierlicher, wenn sie vom Bischof gehalten wird. Die feierlichste ist die päpstliche. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, so wie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie angesetzt werden. So wird die Heilige-Geistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gehalten, und bei derselben der Gesang voni creator spiritus angestimmt, als Flehen um Erleuchtung. Eine besondre Art von Messen sind die Seelenmessen und

gemacht werden. In Frankfurt a. M. zählt man zwei Messen, die Oster- und Herbstmesse.

Meßbuch, s. Messale.

Messenia, Messenien, die fruchtbarste Landschaft im Peloponnes, westlich von Laconica, und seit der dorischen Einwanderung durch den Nedastus im Norden begrenzt. Messene mit der Bergfestung Ithome seit 369 v. Chr. Hauptstadt des Landes. Methone, Korone und Pylos waren seine Hafenstädte. Berühmt sind die Kriege der Messenier mit den Spartanern, welche die wohlhabenden Messenier um ihres fruchtbaren Landes willen beneideten und haßten. Der erste fällt in das J. v. Chr. 743 und dauerte bis 724. Die Lacedämonier, verbunden mit den Athenern, fielen unter Alcarnenes Führung in Messenien ein, ohne den Vorschlag des Königs der Messenier, ihre Streitigkeiten durch die Amphictyonen oder den Areopag schlichten zu lassen. Zwanzig Jahre vertheidigten die Messenier sich tapfer unter ihrem König Aristodemus, aus dem Hause der Aepytiden, der, um den delphischen Orakelspruch zu erfüllen, welcher den Messeniern den Sieg versprach, wenn eine Jungfrau aus dem Hause der Aepytiden als freiwilliges Opfer fiel, seine Tochter freiwillig zum Opfer bot, und, als deren Geliebter dieselbe für schwanger erklärte, um sie für sich zu erhalten, zürnend erstach, öffnete und opfern ließ. Die Messenier siegten darauf einige Zeit, wurden aber nach Eroberung ihrer Befestigung Ithome endlich bezwungen. Nach fast 40 Jahren erhoben sich die Messenier wieder, um sich unabhängig zu machen, und es begann 685 v. Chr. der zweite messenische Krieg (s. d. Art. Aristomenes), welcher mit ihrer völligen Unterjochung endigte.

Messer, das bekannte schneidende Werkzeug, muß, wenn es seinen Zweck gut erfüllen soll, von Stahl gearbeitet seyn. Seine Form ist nach seiner Anwendung verschieden. England, welches den feinsten Stahl liefert, bringt auch die besten Sorten Messer im Handel; Woodstock und Birmingham stehen wegen guter Waare im größten Rufe. In Frankreich werden die feinsten Rasirmesser zu Paris gemacht, andere feine Stahlarbeiten kommen von Chatellerault in Poitou, von Langres, Moulins, Rouen, Thiers. Deutschland hat Stahlfabriken zu Iserloh, Solingen, Suhl und Renscheid, deren Messer gewöhnlich den englischen in der Güte nachstehen. Merkwürdig aber ist es, daß abgenutzte Messer gewöhnlicher Sorte noch einen Handelszweig geben; Wien schickt jährlich mehrere Fässer solcher Klingen nach der Türkei, woselbst sie zu schöner damascirter Arbeit umgeschaffen werden. F.

Messiasde, s. Klopstock.

Messianische Psalmen. Psalmen (s. d. Art.), die man gewöhnlich theils ganz, theils einzelnen Stellen nach auf den Messias, und als Weissagung auf Jesus gedeutet hat.

Messias, dieses hebräische Wort bezeichnet einen Gesalbten, einen König; vornehmlich ward derjenige König von den Juden Messias genannt, von welchem sie erwarteten, daß er sie von der Herrschaft der Fremden befreien, zu dem herrschenden Volke erheben und ein goldnes Zeitalter herbeiführen werde. An die unter seinem Volke herrschenden messianischen Erwartungen knüpften die Stifter des Christenthums seine Lehre an, und sie wurden der Grund, auf welchem die Kirche entstand. Allein Jesus Christus erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein moralisches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend sey, und veredelte auf diese Weise die messianischen Ideen seiner Zeitgenossen, und wenn er sich selbst den Messias nannte, so wollte er da-

mit nichts anders sagen, als daß er der von Gott gesandte, den Völkern verheißene Stifter eines moralischen Reichs, d. h. der Kirche sey. Viele der frühern Christen aber konnten sich von den messianischen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entstand aus der Vermischung derselben mit christlichen Ideen der weit in der alten Kirche verbreitete Chiliasmus.

Messidor, s. Calendar.

Messina, eine sehr alte (s. d. Art. Ariskomenes) und dem Range nach die zweite Stadt auf Sicilien, am Faro di Messina im Val Demone gelegen. Sie ist von einer Citadelle geschützt. Der vortreffliche Hafen wurde 1782 für einen Freihafen erklärt. Der Handel mit Seide und in der Stadt verfertigten seidnen Zeugen ist beträchtlich. Messina hat ein Erzbisthum, ingleichen ein Generalhospital, La Loggia, welches eins der schönsten öffentlichen Gebäude ist. Vor dem J. 1674 hatte es über 90,000 Einwohner. Diese Anzahl war aber bis auf 50,000 gesunken, als im J. 1783 ein furchtbares Erdbeben es verwüstete. Ungeachtet dieses Unglücks blühte die Stadt bald wieder auf, und hat in den letzten Zeiten so beträchtlich gewonnen, daß sie jetzt wieder gegen 60,000 Einwohner zählen soll.

Messing, aurichalcum, die bekannte Mischung des Kupfers mit dem Zink oder Galmen. Nicht alles Kupfer, so wie nicht alles Galmen sind zum Messingmachen gleich dienlich. Sie sind desto tauglicher dazu, wenn sie nicht mit fremdartigen Theilen vermischt sind. Gemeinlich werden zu 100 Pf. Kupfer 50 und mehr Pfunde Galmen nach dem Verhältnisse seiner Güte genommen. Dieser vermehrt das Gewicht des Kupfers gewöhnlich auf 20 bis 40 Procent. Nach der Menge des Zinks, die man dem Kupfer beimischt, ist auch die Farbe der Masse verschieden gelb. Je mehr Zink, desto heller gelb, je weniger, desto dunkler (rothgelb) wird die Farbe der Mischung. Die dunklern Arten heißen Tombak, Prinzmetall u. s. m. Die hellern Messing. Natürliches Messing hat man bis jetzt nirgend gefunden. Das Messingbrennen (eigentlich ist es ein Schmelzen), woher die Arbeiter den Namen Messingbrenner erhalten, geschieht auf den Messingwerken oder Messinghütten. Gemeinlich wird erst die Masse in dazu eingerichteten Tiegeln in Fluß gebracht, und dann in Formen von Sandsteinen zu Tafeln und Platten gebildet, während die Masse noch warm ist, gebrochen, und in Stückmessing verwandelt. Die stärksten Tafeln, welche geschnitten werden können, sind 4 Linien dick, die stärkern hingegen kommen ungeschnitten unter den Hammer. Die ungeschnittenen Tafeln werden von dem Messingschneider zu 2 oder 3 Finger breiten Schienen zersägt oder zerschnitten, worauf sie dem Messingschläger oder Luggoldschmiedte übergeben werden, der sie auf Hammerwerken, welche das Wasser treibt, zu Blechen schlägt. Die allerfeinsten Bleche, welche wie feines Papier sind, heißen Luggold. Die Messingbleche, welche unter dem Hammer hervorkommen, werden, weil sie dann schwarz sehen, von den Messingschabern gehelzt und mit dem Schabaisenhell und glänzend gemacht. Der Messinghammer verarbeitet das zu Tafeln gegossene Metall theils wieder zu Tafeln verschiedener Stärke, theils zu Küchengeschirren, Messingdraht, Messingblechen. Auf den Tiefhämmern werden besonders Kessel zc., auf den Breithämmern flache Sachen ausgeschmiedet.

Messette, **Messchnur**, **Messisch**, s. d. folgenden Artikel.
Messungen, **Messinstrumente**, **Messkunst**. Sie haben

zum Zweck, die Größe von räumlichen Gegenständen überhaupt zu erforschen, d. i. zu untersuchen, wie oft eine zur Einheit angenommene gleichartige Größe oder das Maß (s. d. Art.) in der zu messenden Größe enthalten sey. Alle Messungen geschehen entweder unmittelbar oder mittelbar, d. h. entweder durch directe Vergleichung und Anlegung des Maßes an die zu messende Größe selbst (die Fertigkeit, dieses bloß mit Hilfe des Auges durch Schätzung zu thun, heißt Augenmaß, welches bei sehr kleinen Größen immer zu gebrauchen ist) oder durch Berechnung der zu messenden Größe aus andern schon gemessenen, mit denen sie in geometrischer Beziehung steht. So wie nun die reine Geometrie von der Messung der geraden Linie anfängt und von da zu Ausmessung von Figuren, Flächen und Körpern fortschreitet, eben so muß auch die praktische Geometrie dieselbe Folge beobachten. Diese begreift:

1. Feldmesskunst oder praktische Geometrie im engeren Sinne, welche die Messung kleiner Theile der Erdoberfläche lehrt, die als ebene Flächen betrachtet werden können, indem die sphäroidische Gestalt der Erde noch keinen Einfluß auf sie hat, während
2. die Geodäsie oder mathematische Geographie: hingegen die Gestalt von Ländern, Welttheilen und der ganzen Erde selbst finden lehrt, wobei ihre sphäroidische Gestalt aufs genaueste berücksichtigt werden muß; 3. praktische Astronomie, welche den Lauf der Gestirne beobachten und messen lehrt, um daraus ihre Bahnen, ihre Größe und Entfernung zu bestimmen.

Wie auf dem Papiere durch Lineal und Cirkel Linien gezeichnet und gemessen werden, so geschieht dasselbe auf dem Felde durch Signale und Messketten oder Maßstäbe. Diese sind also die Instrumente des Feldmessers. Die Signale, gerade, runde, hölzerne Stangen von 1 bis 2 Zoll Dicke und 6 bis 12 Fuß Höhe, und bei größern Entfernungen leichte Breter, an langen Stangen befestigt, oder endlich, wo diese noch nicht hinreichen, dreiseitige Pyramiden, dienen zum Abstecken einer Linie auf dem Felde, welches dadurch geschieht, daß mehrere derselben in zweckmäßigen Entfernungen durch Visiren in die zu messende gerade Linie gebracht werden, um beim Messen als Zwischen- und Anhaltspunkte zu dienen. Darauf geschieht die unmittelbare Messung selbst durch eine Messkette (gewöhnlich 5 Ruthen lang, aus Stäben von starkem Eisendraht von $1\frac{1}{2}$ oder 2 Fuß Länge bestehend, die durch messingene Ringe mit einander verbunden sind), welche an ihren Enden durch 5 Fuß hohe, mit eisernen Spitzen versehene Stäbe, d. i. Kettenstäbe, gespannt und vermittelst derselben in die Richtung der schon abgesteckten Linie gebracht wird. Bisweilen bedient man sich auch der Maßstäbe, welche an eine ausspannende Schnur angelegt werden, jedoch wenig Bequemlichkeit gewähren, oder auch einer in Wachs und Oel getränkten, genau eingetheilten Schnur oder Meßschnur, die zwar den Vorzug großer Leichtigkeit vor der Messkette hat, aber wegen der veränderlichen Spannung wenig Genauigkeit zuläßt. Soll man nun nicht bloß eine Linie messen, sondern ein ganzes Feld aufnehmen, d. h. einen Grundriß davon aufs Papier bringen, so daß man, sobald nur eine unmittelbar auf dem Felde gemessene Linie, welche Standlinie oder Basis genannt wird, nach einem verhängten, d. i. kleinern Maßstabe auf das Papier getragen ist, auch die übrigen Linien auf dem Papier selbst messen, und den Flächeninhalt der ganzen Figur ebenfalls messen, oder aus jenen Linien berechnen kann: so hat man von jedem Endpunkte der Basis aus, nach den vorspringenden Punkten des Feldes zu visiren und den Winkel dieser Visirlinie mit der Basis zu bestimmen; dann gibt der Durchschnittspunkt der beiden Visirlinien eines und desselben Punktes,

von den beiden Enden der Basis aus gezogen, dessen Lage an. Hierzu braucht man nun zwei Instrumente: den *Wesstisch* oder das *Astrolabium*. Der *Wesstisch* oder die *Wensel* (*monsula Praetoriana*, von ihrem Erfinder *Prätorius*) ist eine ebne, rechteckige Tafel (fast immer von Holz, mit Papier überzogen) auf einem Gestelle oder *Stativ*, durch das jeder Punkt auf der Tafel über einen beliebigen Punkt auf dem Felde gebracht, die Tafel selbst in die Horizontalebene gebracht und in derselben herumgedreht werden kann. Zu derselben gehört ein *Lineal* oder eine *Regel* mit *Dioptern* (*Dioptherlineal*), oder einem *Fernrohre* (*Rippregel*) versehen, um sie in die Richtung der Gegenstände zu bringen, und die dahin führenden Linien auf der *Wensel* zu ziehen. Durch eine *Schwago* oder eine *Libelle* (eine mit Weingeist so angefüllte cylindrische Glasröhre, daß noch eine Luftblase zurückbleibt, die sich natürlich immer nach dem höchsten Punkt der Röhre hinbegibt und dadurch anzeigt, ob alle Punkte der Tafel gleich hoch, d. i. in einer Horizontalebene liegen, oder nicht) wird die horizontale Lage des *Wesstisches* gefunden. Auf eine solche Tafel kann dann eine ganze Gegend durch bloßes *Bisiren* nach den Gegenständen von zwei oder mehreren Standpunkten aufgetragen und gemessen werden. Verlangt man mehr Genauigkeit, so muß man sich des *Astrolabiums* (s. d. Art.), eines in Grade, Minuten und weiter sorgfältig eingetheilten, mit einer *Regel* (*Alhidenregel*), auf der *Dioptern* oder ein *Fernrohr* befestigt sind, versehenen messingenen Kreises bedienen, der auf einem Stativ beweglich ist, so daß er in alle möglichen Lagen gebracht werden kann. Durch dieses Instrument werden dann die nöthigen Winkel gemessen und aus ihnen und der gemessenen Basis mit Hülfe der *Trigonometrie* berechnet, oder auch auf Papier aufgetragen, was indeß durch die *Wesstische* unmittelbar und daher weit bequemer geschieht. Ueber das *Höhenmessen* und *Niveliren* nebst den dazu nöthigen Instrumenten s. d. Art. Ueber das in jedem Falle zu beobachtende Verfahren, so wie über die Instrumente selbst, gibt *Wapere's praktische Geometrie*, ein classisches Werk über diese Wissenschaft, überall eine äußerst vollständige und befriedigende Auskunft. — Die bei der *Feldmessung* erwähnten Operationen sind auch bei der *Geodäsie*, nur in einem weit größern Maßstabe, daher auch mit Hülfe weit größerer und vollkommenerer Instrumente und mit beständiger Rücksicht auf die sphäroidische Gestalt der Erde auszuführen. Es wird über ein zu messendes Land ein Netz von großen Dreiecken gelegt, wo die geographische Lage der Hauptpunkte auch durch astronomische Beobachtungen bestimmt werden muß. Von Instrumenten sind hier zu erwähnen der *Theodolit*, ein *Astrolabium* mit einem senkrecht darauf stehenden eingetheilten Kreise, *Höhenkreis* genannt, ferner *Spiegelsextanten* und *Spiegellreise*, d. h. Sechstel- und ganze Kreise, auf denen kleine Spiegel befestigt sind, die so gebraucht werden, daß man die Strahlen von einem direct gesehenen Gegenstand zugleich auch von den Spiegeln reflectirt ins Auge gelangen läßt, und dieses Bild zur Deckung mit einem andern Gegenstande bringt, wodurch der Winkel zwischen beiden Gegenständen genau gemessen wird. Das vollständigste Werk über *Geodäsie* ist *Puissant, Traité de Topographie* und sein *Traité de Géodésie*, von dem auch eine deutsche Uebersetzung von *Schumacher* erscheint. Hieher gehören noch die *Gradmessungen*, welche zur genauen Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde angestellt sind, und wozu *Delambre* im *Baso du système métrique* eine vorzügliche, alles umfassende Anweisung, nebst einer Geschichte der großen französischen Gradmessung selbst gegeben hat. Ueber die zur

practischen Astronomie gehörigen Instrumente siehe den Art. Astronomie.

Metissen, diejenigen Menschen, welche aus Vermischung der Europäer mit Indianern entstanden sind.

Mesto, (ital.), betrübt, traurig, ist eine Ueberschrift der Tonstücke, die in diesem Charakter und der derselben angemessenen langsamen, schwerwärtigen Bewegung vorgetragen werden sollen.

Meta, 1) Spießkule (siehe Circus) daher jedes Ziel. 2) Klopstock's Gattin (s. Klopstock.)

Metachronismus soviel als Anachronismus (s. d. Art.)

Metalle sind einfache Naturkörper von folgenden Eigenschaften: sie sind vollkommen undurchsichtig; besitzen einen eignen, spiegelnden Metallglanz; bilden in flüssiger Form ausgezeichnete Tropfen oder gewölbte Oberflächen; sind verbrennlich und geben sowohl mit Sauerstoff, als mit der sauerstoffähnlichen oxydirten Salzsäure (Halogen) zweifache Producte, sind die besten electrischen Leiter und im Wasser unlöslich. Man kennt Kaliummetall, Natriummetall, Kaliummetall, Baryummetall, Strontianmetall, Kieselrdenmetall, Thonerdenmetall, Bitterdenmetall, Glycinmetall, Zirconmetall, die alle leichter oder doch nur ein wenig schwerer als Wasser sind, an der Luft sogleich Sauerstoff anziehen und ihre metallischen (regulinischen) Eigenschaften verlieren. In der Natur kommen sie als Metalle nicht vor, die galvanische Chemie hat sie aus ihren Verbindungen (der Potasche, dem Kalk, der Thonerde zc.) erst abzuscheiden gelehrt. Andere Metalle, die man sonst wegen ihrer Sprödigkeit und schweren Schmelzbarkeit Halbmetalle nannte, sind das Braunstein, Spießglanz, Bismuth, Kobalt, Uran, Eitan, Wolfram, Chrom, Cerium, Arsenik, Columb oder Tantal, Moskowskian oder Wasserblei, Tellur, Zink. Diese verbinden sich zwar sehr leicht mit Sauerstoff zu metallischen Kalken oder Oxyden (s. Calciniren), jedoch nicht ohne Einwirkung einer feuchten oder erhitzten Luft. Durch diesen so aufgenommenen Sauerstoff verlieren sie ihre regulinischen Eigenschaften, werden pulverig und bekommen andere Farben; sie entlassen den Sauerstoff auch in der stärksten Hitze nicht vollständig, schmelzen dann vielmehr zu gefärbten metallischen Gläsern oder Flüssigkeiten. Sie lösen sich größtentheils in dem Zustande der Kalken in Säuren auf und geben damit metallische Salze. Aus diesen Auflösungen werden sie durch andere Metalle wieder in regulinischer Gestalt abgeschieden, welches merkwürdige Phänomen sich auf die Verwandtschaft eines jeden Metalls zum Sauerstoffe gründet. Es kann nämlich jedes aufgelöste nur dann ausgeschieden werden, wenn das Ausscheidende dem Sauerstoffe näher verwandt ist und ihn dem aufgelösten entzieht. Das abgeschiedene krystallisirt dann oft als Metallbaumchen. Noch andere Metalle, die man früher schon als solche erkannte und zum Unterschiede der vorigen Ganzmetalle nannte, sind: Eisen, Zinn, Blei, Nickel, Kupfer, Quecksilber, Silber, Gold, Platin, überdies die später bekannt gewordenen; Iridium, Rhodium, Palladium und Osmium. Sie zeichnen sich durch größere Cohärenz und Dehnbarkeit in Platten und Draht aus. Die sechs ersten von ihnen kommen chemisch mit den vorigen darin überein, daß sie sich in erhitzter oder feuchter Luft mit Sauerstoff zu Kalken verbrennen lassen und diesen so fest halten, daß keine Hitze allein im Stande ist, beide Stoffe wieder zu trennen und das Metall in den regulinischen Zustand zurück zu führen (zu reduciren). Deshalb haben sie mit jenen zugleich unter der Abtheilung der unedlen Metalle, während die übrigen, Gold, Silber, Platin, Palladium, Rhodium, Iri-

blum sich gerade entgegengesetzt verhalten und edle Metalle heißen. Die nämlich verbinden sich in der Glühhitze nicht mit Sauerstoff (verbrennen nicht), sondern wenn sie durch Einwirkung starker Säuren in den Kalkzustand gekommen sind und für sich dem Feuer ausgesetzt werden, gehen sie vielmehr in den regulinischen Zustand von selbst zurück. Das Quecksilber aber steht in der Mitte zwischen beiden. In der intensiven Hitze großer Brennspiegel oder einer solchen, die durch Galvanismus entwickelt werden kann, schmelzen die Metalle alle, oder lösen sich in Dunst auf. In der Natur finden sich die Metalle in sehr verschiedener Gestalt und von sehr verschiedenem Ansehen. Alle diese großen und mannichfaltigen Verschiedenheiten lassen sich jedoch füglich unter zwei Hauptarten bringen: Entweder sind die Metalle, welche die Natur liefert, gediegen, d. h. in Ihrer wahren metallischen Gestalt, oder vererzt im weitläufigern Sinne des Worts, so daß ihnen mehr oder weniger von ihrer rein metallischen Gestalt benommen ist. Der gediegene Zustand der Metalle leidet wiederum einige Verschiedenheiten. Bisweilen findet man sie nämlich sichtbar oder in unmerklich kleinen Theilen unter andern Mineralien versteckt und durch dieselben verlarvt. Ferner findet sich ein gediegenes Metall entweder rein für sich oder mit andern gediegenen Metallen vermischt, welches letztere ein natürliches Amalgama heißt. — Auch die Vererzung findet auf verschiedene Art Statt. Erstlich durch Verbindung eines Metalls mit einem eigentlich brennbaren Mineral, z. B. mit dem Schwefel. Dies ist Vererzung im engern Sinn. Zweitens durch eine weit wesentlichere Veränderung, nämlich durch Verbindung des Metalls mit Säuren, da sie ganz außer den metallischen Zustand versetzt und gesäuert oder verkalkt sind. Diese Verkalkung oder Säuerung erfolgt nun aber wiederum entweder durch unmittelbaren Beitritt des reinen Sauerstoffs, oder so, daß derselbe schon mit einer Grundlage verbunden ist, und dadurch eine eigentlich sogenannte Säure bildet. Wenn bei dieser letzten Art von Verkalkung zugleich Erdbarten, zumal Kalkerden, mit verbunden werden, so erhält der metallische Kalk dadurch oft ein spatahnliches Ansehn und davon seinen Namen. — Die Metalle und ihre Erze finden sich überhaupt, wie andre mineralische Körper, theils in Gängen (Ganggebirgen), theils in Flözen, und zwar erstlich gang- oder dromweise, wo sich das Erz hinabwärts erstreckt. Diese Gänge werden nach ihrer Mächtigkeit, nach ihrem Gehalt und ihrem Streichen wiederum besonders unterschieden. So kann ein Gang aus bloßem Erz bestehen, letzteres aber auch nur in einzelnen Stücken zwischen dem Gestein stecken. Im erstern Falle heißt der Gang ein derber Gang. Hauptgänge werden die genannt, welche sehr mächtig, Dröhner aber, die sehr schmal sind. Dem Gehalte nach theilt man die Gänge in edle und unedle. Erstere enthalten fast lauter Erze, die letztern dagegen viel Gestein, z. B. Blende, Quarz, Gneuß und andre. (Vergl. den Art. Gang.) Zweitens finden sich die Metalle und ihre Erze flözweise gelagert (i. Flöz); drittens finden sie sich in Geschürten, d. h. in lagerweisen Flözen; viertens in Geschieben, d. h. solchen Bruchstücken und Handsteinen, die gleich unter der Dammerde auch wohl ganz bloß auf derselben am Tage liegen; fünftens in Nestern oder nierenweise, d. h. in Höhlen eingeschlossen, die zwar auf dem Gange gemeiniglich in dessen gewöhnlicher Mächtigkeit fortstreichen und sich bald wieder verlieren, bald wieder anlegen; jedoch aber keinen sonderlichen Zusammenhang weder mit andern Erzen, noch unter sich selbst haben. Endlich finden sich sechstens auch Erze in allen Grubengebäuden an den Wänden und in Rürten auf Sinter oder Tropfstein, und

bisweilen sind hier mehrere Lagen über einander gewachsen, ja man findet sogar Stufenwerk, wo auf dem Glanze Kies, auf dem Kiese wieder Glanz und auf dem Glanze Rothgildes, oder Glaserz gewittert ist. — Die Alten gaben, aus schwer zu erörternden Gründen, folgenden sieben Metallen die Namen ihrer sieben Planeten, daher sie auch noch jetzt mit den Zeichen der Planeten bezeichnet werden; das Gold war die Sonne ☉; das Silber der Mond ☾; das Quecksilber der Mercur ☿; das Kupfer die Venus ♀; das Eisen der Mars ♂; das Zinn der Jupiter ♃; das Blei der Saturn ♄. Ueber die Erzeugung der Metalle schwebt noch große Dunkelheit, gleichwohl scheint doch aus mehreren Erscheinungen hervorzugehn, daß die rastlose Natur sie noch fortwährend schafft. Es scheint, daß sich die Erze durch Dämpfe erzeugen, deren Grundstoff metallisch oder zur Bildung des Metalls ganz geeignet ist. Diese Dämpfe, die der Bergmann Schwaden, oder Wetter (s. gute Wetter) nennt, trifft man sehr häufig in Bergwerken an. Das Aufsteigen dieser Dämpfe läßt sich aus dem Verwittern der Mineralien im Schooße der Erde, aus den daselbst befindlichen schwefligen und salzigen Wässern, und aus mehreren andern theils bekannten, theils unbekannten Ursachen herleiten. Die Erze verwittern zum Theil selbst, und lösen sich theils in feine Dämpfe auf, oder schwängern doch mit ihren Bestandtheilen jene Schwaden, die dann die in den Gebirgen befindlichen Spalten und Klüfte durchstreichen und die Erztheile ansetzen. Auch mittelst der unterirdischen Gewässer können sich Metallerze erzeugen, wenn diese nämlich mit metallischen Theilen geschwängert unter der Erde fortstreichen und auf Gestein stoßen, das zur Absetzung des Metalls bequem ist. Das festeste scheint dazu das dienlichste. Es ist wahrscheinlich, daß im Innern der Gebirge gewissermaßen ein ähnlicher unaufhörlicher Wechsel der Dinge erfolgt, wie in den organischen Reichen, und daß sich Erze, so wie Mineralien überhaupt erzeugen, reifen, und nach einer gewissen Zeit sich wieder auflösen und Stoff zu neuen ähnlichen Erzeugnissen geben. Schon in den ältesten Zeiten kannte man Metalle, theils fand man sie in Flüssen, theils lagen oft Metallminen auf der Oberfläche der Erde. Auch konnte oft ein Zufall ihre Entdeckung veranlassen, so wie im vorigen Jahrhunderte in Peru eine Goldmine entdeckt wurde, weil der Blitz ein Stück Felsen abgeschlagen hatte, wodurch die glänzenden Metalladern sichtbar wurden. Die Kunst Metalle zu schmelzen wurde die Menschen wahrscheinlich durch Vulcane, deren Ausflüsse sie beobachteten, oder durch Entzündung solcher Wälder, die auf einem metallreichen Boden standen, gelehrt. (Vergl. auch d. Art. Plastik.)

Metallkall, s. Calcination, u. d. v. Art.

Metallnadeln, s. Proclinismus.

Metallreiz, s. Galvanismus.

Metallspiegel, s. Brennspiegel.

Metallurgie befaßt die ganze Kunst, die Metalle aufzusuchen, zu erkennen, zu Tage zu fördern und zu bearbeiten. Diese Bearbeitung geht von dem Zustande des Erzes an; daher sind das Scheiden, das Reinigen, das Schmelzen u. s. w. der Metalle nur einzelne Zweige der Metallurgie. In einem engeren Sinne versteht man darunter nur die Operationen, mittelst welcher die Metalle von ihren Erzen geschieden werden. S. auch den Art. Hüttenkunde. Die Kenntniß von Verhüttung der Metalle ist ein wichtiger Theil der practischen Chemie, und hat in neuern Zeiten, besonders in Deutschland und Schweden, die Form einer Wissenschaft erhalten.

Metamorphose, die Verwandlung. Unter dem Titel **Metamorphosen** ist ein Gedicht oder vielmehr eine Reihe mythologischer Gedichte von Ovid (s. d. Art.) berühmte.

Metapher, (wörtlich eine Uebersetzung) ist derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge dessen man einen Gegenstand durch Vorstellungen, von einem ihm ähnlichen hergenommen, anschaulicher und kräftiger zu schildern sucht. Der Hauptbegriff bleibt dabei oft unverändert, und nur die zu beschreibenden Eigenschaften werden mit ähnlichen Vorstellungen vertauscht, welche vergrößernd und verstärkend für die Einbildungskraft wirken, und das Gefühl lebhafter ansprechen müssen, so daß dadurch ein Gegenstand nach dem Zweck des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „beschwungte Eile;“ „froßige Warnungen,“ und die ganz alltäglich gewordenen Metaphern „der Lenz des Lebens,“ „das Aus- und der des Staats,“ „Feuer der Rede.“ Uebrigens kann es hiernach eine dreifache Metapher geben: 1. eine solche, welche das Sinnliche vergeistlicht, z. B. „der zürnende Sturm;“ 2. die, welche das Geistige verkörperlicht, z. B. „aus der Nacht des Grabes lachen die Sterne seines Verdienstes;“ 3. welche das ähnliche derselben Sphäre auf einen größern Gegenstand überträgt, z. B. „der silberne Mond,“ „das Licht des Leibes.“ Die erstere Art geht in die Personification über. Vorzugsweise wird die zweite Art Metapher genannt, und als eine abgekürzte Allegorie (s. d. Art.) angesehen, nur daß der Hauptbegriff oft unverändert stehen bleibt. Die letztere ist ein abgekürztes Gleichniß. Uebrigens ist Kürze und Energie des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher. Die Neuheit derselben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in seiner Vorschule der Aesthetik (late Aufl. IX. und XIV. Programm) viel treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, sagt von ihr richtig: „sie sey der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen sich und keine nennt Irrthum. Licht und Wahrheit Finsterniß.“ Die Metapher ist endlich ein Product des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetorischen, dramatischen und lyrischen Styl mehr, als das Gleichniß angehört; aber auch das Maß in der Anwendung derselben zeigt den geschmackvollen Redner und Dichter. (Siehe übrigens Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verschiedener Hinsicht gerechnet werden kann.) Metaphorisch nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbesondere aber den, welcher eine Metapher enthält.

Metaphrase, s. Uebersetzung.

Metaphysik, die Hauptwissenschaft der theoretischen Philosophie, deren Gegenstand die übersinnliche (metaphysische) Erkenntniß seyn soll; auch Transcendentalphilosophie, reine speculative Philosophie. Dem griechischen Namen soll diese Wissenschaft zufällig erhalten haben; gewiß ist es aber, daß Aristoteles in den Büchern, welche späterhin die Ueberschrift erhielten, aus welcher durch Zusammenziehung dieser Name entstanden ist, auch diejenigen Gegenstände behandelt, welche immer den Hauptinhalt dieses theoretischen Theils der Philosophie ausmachen, und der nicht von der Form der Erkenntniß, sondern von dem Wesen und den höchsten Gegenständen derselben (oder von den materialen Principien der Erkenntniß) handelt, und deshalb auch vorzüglich im Gegensatz der Logik (als einer formellen Wissenschaft) **Materialphilosophie**, im Gegensatz der empirischen Naturlehre insbesondere **Metaphysik** genannt worden ist. Dieser ist auch in dem Maße

Haupttheil der Philosophie, daß alle Verschiedenheit der philosophischen Ansichten hauptsächlich von der Verschiedenheit der Metaphysik abhängig ist, und in derselben zum Vorschein kommt. Daher nannte man sie auch sonst die erste und vornehmste Philosophie; und der Name Metaphysiker, metaphysisch, Metaphysik, wird oft mit der Benennung Philosoph, philosophisch, Philosophie gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptsächlich kommt es bei allen Philosophien darauf an, was man für das Grundwesen der Dinge; und wie man eine Erkenntniß desselben für möglich hält; auch sind hiernach die Systeme der Metaphysik und überhaupt der Philosophie selbst verschieden. Seit Wolf, der ihr die scientifische Form gab, theilte man sie in metaphysische Ontologie, Cosmologie (diese wiederum in metaphysische Körperlehre und Geisterlehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphysische Psychologie gehörte) und metaphysische Theologie; in jener ging man von den abstractesten Begriffen des Seyns aus (metaphysischen Begriffen), um aus denselben nachher das Wesen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch diese Verstandesbegriffe nicht fähig sind, die Dinge selbst zu erkennen (s. kantische Philosophie), setzte aber an die Stelle der Metaphysik nur eine Kritik derselben, worin ihm seine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphysik der Natur und der Sitten redet. Eine Wissenschaft übersinnlicher Gegenstände, meinen sie sey nicht möglich, weil die übersinnlichen Gegenstände und die Dinge an sich in keiner Anschauung gegeben werden können, oder weil dieselben kein Gegenstand einer möglichen Erfahrung seyn könnten. Die Ideen aber seyen Erkenntnisse, deren Gegenstände sich nicht bestimmen und erkennen lassen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß sey aber bloß subjectiv. Indessen konnte sich das Bedürfniß des Geistes, eine höhere, philosophische Weltansicht zu gewinnen, damit doch nicht beruhigen, und es traten daher auch bald nach Kant viele metaphysische Systeme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphysik durch tiefere Untersuchungen einzunehmen suchten, indem sie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens, und die Uebereinstimmung des Bewußtseyns mit sich selbst im Wissen, als die Grundforderungen des Philosophirens betrachteten. So verschieden und wechselnd nun auch diese metaphysischen Ansichten und Systeme seyn mögen, und so mißtrauisch man daher gegen eine solche Wissenschaft geworden ist; so beweist dies doch nichts gegen die Metaphysik selbst, sondern bezeugt nur eine Freiheit des Geistes, und eine Regsamkeit desselben, ohne welche wir leicht in trügen Materialismus versinken würden. Uebrigens ist zwar in keiner Ansicht die Wahrheit, aber auch keine Ansicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbstthätigkeit dazu, sich derselben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geistes ist dem engherzigen Despoten, der alle, selbst die innerste Regung der Freiheit vertilgen möchte, diese Selbstthätigkeit dem flachen Weltmann, dem trügen Empiriker und dem Mystiker verhaßt, weshalb jener die Metaphysik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anlagt, wie zuletzt unter dem Namen der Ideologie geschehen, letztere sie oft als eine unnütze Grübelelei verschreien, ohne sie zu kennen. Weil aber die Metaphysik die schwersten philosophischen Untersuchungen enthält, zu welchen ein ungemein philosophischer Scharfsinn und Ausbildung des Verstandes erfordert werden, so hat auch hierdurch der Ausdruck metaphysisch die Nebenbedeutung des schwer zu Durchdringenden, Tiefsinnigen und über die gemeine Ansicht Erhabnen mit

Recht erhalten, worüber sich der gemeine Verstand eines Urtheils enthalten soll. T.

Metastase nennt man in der Arzneikunde die Versetzung des Krankheitsstoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), hieß mit seinem wahren Namen Trapassi, und war im J. 1698 zu Assisi als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch die Lectüre des Tasso. Schon früh entwickelte sich sein poetisches Talent im Reimen und Improvisiren; allein er mußte letzteres seines angegriffenen Nervensystems wegen bald aufgeben (vgl. den Aufsatz: Metastasio, ein Improvisator, in der Zeitung f. d. eleg. W. No. 107. Jahrg. 1816). Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der sein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu sich, nannte ihn, den Namen Trapassi ins Griechische übersetzend, Metastasio, und trug nicht nur die größte Sorgfalt für seine Erziehung, sondern hinterließ ihm auch, als er 1717 starb, „als einem Jünglinge von den größten Hoffnungen, sein ganzes Vermögen.“ Metastasio, der sich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ sich jetzt ganz seiner Neigung für die Poesie. Unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini ward er der Schöpfer des neuern ital. Singspiels. Schon früher in seinem 14ten Jahre schrieb er seine Oper *il Giustino*. Mit der *Dido abbandonata*, welche 1724 zu Neapel mit Carro's Musik aufgeführt wurde, betrat er seine Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter, und machte sich auf derselben bald so berühmt, daß ihn 1729 Kaiser Carl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte, und ihm einen Jahresgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Fest Statt, das er nicht durch seine Verse verschönernte. Die Höfe von Wien und Madrid wetteiferten, ihn mit Geschenken zu überhäufen. König Ferdinand VI. von Spanien, der seine Opern durch Farmelli's Gesang lieb gewann, sandte dem Dichter ein schmeichelhaftes Geschenk. Aber Metastasio beschränkte seinen Ehrgeiz auf den literarischen Ruhm, und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Carl VI. und Maria Theresia ihm ertheilen wollten. Er starb im J. 1782. Pius VI., der damals in Wien war, besuchte ihn selbst und sandte ihm seinen apostolischen Segen in articulo mortis. Die wichtigsten Werke Metastasio's sind seine Opern und musikalischen Cantaten, die in mehreren Ausgaben erschienen sind. (Schon 1748 kamen die *Opere drammatiche* in Venedig zum neunten Male heraus; besser zu Turin 1757 in 12 Voll. und 1778 in 12 Voll. zu Paris und *Opere postume* Wien 1795, 3 Voll.) Die Vorzüge, wodurch er bei den Italiern classisch geworden ist, sind die vollkommenste Reinheit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache, und insbesondre der sanfteste Wohlklang, die größte Leichtigkeit und der ausdrucksvollste Rhythmus seiner Arien, Canzonetten und Lieder. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunst, die wesentlichen Züge einer pathetischen Situation in der Kürze zusammenzufassen; seine Lieder, womit die Personen abgehen, sind fast immer der gediegenste musikalische Auszug einer Gemüthsstimmung, der sich geben läßt. Aber freilich muß man gestehen, er schildert die Leidenschaft nur nach ganz allgemeinen Bestimmungen: sein Pathos ist geläutert sowohl von allem charakteristischen als contemplativen Gehalt, und so kann die poetische Darstellung unermüdlich mit leichter Bewegung fortleiten, um alsdann dem Musiker die Sorge einer weitem Entwicklung zu überlassen. Metastasio ist durchgehends musikalisch, aber

ganz und gar nicht pittoresk. Seine Melodien sind leicht und gefällig, allein sie wiederholen sich mit weniger Abwechslung; wenn man etliche seiner Stücke gelesen hat, so kennt man sie alle, und die Composition im Ganzen ist immer ohne Bedeutung. Die Galanterie seiner Helden, die Zärtlichkeit seiner Heldinnen möchte weniger tadelnswerth seyn, als die Wahl solcher Stoffe, deren strenger Ernst sich nicht ohne einen auffallenden Uebelstand mit solchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragischen Ausbrüche hat er sich selbst geschadet; seine Kraft war ihnen nicht gewachsen. Zu dem erstaunlichen Glück, das Metastasio in ganz Europa und besonders an den Höfen gemacht, hat es besonders beigetragen, daß er nicht bloß vermöge seines Amtes, sondern auch durch seine Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe, prosaische Gesinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetischen Sprache ausgestattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenschaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und scheinbare Sittsamkeit: alle diese Eigenschaften mußten diese tragischen Miniaturen der feinem Welt empfehlen. Auf der Bühne haben sich nur wenige Opern des Metastasio erhalten; da der veränderte Geschmack in der Musik häufiger Duo's, Trio's und große Finale's verlangt, welche man hier nicht findet.

Metempsychosis, Metempsychose, s. Seelenwanderung.

Meteor, Meteore sind Lusterscheinungen, welche in der Atmosphäre ihren Ursprung haben. Diese ist durch die ungeheure Menge wäfriger und brennbarer Dünste u. d. gl., welche täglich von der Erde aufsteigen, und bei den verschiedenen Verhältnissen der Stoffe zu einander gleichsam das große chemische Laboratorium, worin die Natur ihre verschiedenen, gewöhnlichen und ungewöhnlichen Meteore ausarbeitet. Die Aufzählung und physikalische Erklärung dieser Meteore macht den Inhalt der Meteorologie aus. Die Veränderlichkeit der Dichtigkeit und Temperatur der Luft verursacht, sobald sie an verschiedenen Orten der Erde in beträchtlichen Schichten und Strichen verschieden ist, eine Bewegung der mehr elastischen, d. i. der dichtern, oder auch durch Wärme ausgedehnten Luft nach den Orten hin, wo sie weniger elastisch ist, welche Ortsveränderung der Lufttheilchen **Wind** heißt, der **sanft** oder **mäßig** genannt wird, wenn er in einer Secunde 10 bis 16 Fuß zurücklegt, **stark** wenn er 24 Fuß, **hart** wenn er bis 35 Fuß in einer Secunde durchläuft. Von 40 bis 50 Fuß Geschwindigkeit ist er schon ein mittelmäßiger, zwischen 50 und 60 Fuß ein starker Sturm und von 60 Fuß und drüber **Orcan**. Zwischen den Wendekreisen herrscht auf dem Meere ein beständiger Ostwind, der in dem nördlichen Theile der heißen Zone nordöstlich, in der südlichen südöstlich ist und hauptsächlich in der Umdrehung der Erde um ihre Achse von Westen nach Osten seinen Grund haben möchte. Auf dem Lande der heißen Zone wird dieser Wind durch Localitäten, durch die Lage der Gebirge, Thäler, Klippen und Küsten, mehr oder weniger abgeändert. In dem indischen Meere wehen die **Mussons** oder **Pasatwinde** gewisse Monate hindurch nach einer Richtung; die andern Monate darauf nach der entgegengesetzten; welches wahrscheinlich in den hohen und bergigen Ländern, welche nördlich von diesem Meeresraume liegen und im Sommer weit stärker erwärmt, im Winter stärker erkältert werden, als das angränzende Meer, seinen Grund hat. In den heißen Zonen sind an den Küsten **Land- und Seewinde**, eine andre Art von periodischen Winden, wovon jene bei Nacht nach

der See zu, diese bei Tage von der See landwärts wehen. Außer diesen sogenannten luftigen Meteoron sind nun die wässrigen zu betrachten, die durch das von der Erde in die Luft durch Verdunstung aufsteigende Wasser veranlaßt werden, welche Dünste, wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, nicht mehr expansibel bleiben können, sondern in tropfbarer Gestalt als Thau abgeschieden werden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpunkte erkaltet, gefriert und zum Reif wird. Nebel ist das Wasser, das durch Vermehrung des Drucks der Atmosphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunste niedergeschlagen, und wegen seiner höchst feinen Zertheilung in der Luft schwimmend erhalten wird. Er hat daher einerlei Grund mit dem Sichtbarwerden unsers Hauches im Winter, woraus sich das Fallen und Steigen des Nebels, so wie daß auf jenes gewöhnlich ein heittrer, auf dieses ein trüber Tag folgt, leicht erklären läßt; denn Wolken sind nichts anders, als in den höhern Gegenden der Luft schwimmende Nebel, welche ihre scheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Weite erhalten. Ihre Entfernung von der Erde ist aber sehr verschieden. Wenn nun die Zersetzung der wässrigen Dünste in den obern Regionen der Luft schnell genug und in hinreichender Menge geschieht, so daß das niedergeschlagne Wasser zu Tropfen zusammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern specifischen Gewichtes von der Luft nicht mehr getragen werden können, sondern niedersinken, so entsteht Regen, der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee wird, wenn aber bei seinem Herabfallen dem Wassertropfen durch irgend eine Ursache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel bildet. Hieher gehören noch die Tromeln oder Wasserhosen, indem sich eine Wassersäule von einer Wolke bis zum Meere oder umgekehrt erhebt, wobei das Wasser kocht und braust und die Luft schwefelich riecht. Außer jenen luftigen und wässrigen Lusterscheinungen sind noch die feurigen zu bemerken, unter denen zuerst das Gewitter eine der allgemeinsten ist, das allein in der Electricität seinen Grund hat, wie schon im Jahre 1746 Winkler zuerst behauptete und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz ist bloß ein starker elektrischer Funken und seine Erscheinungen lassen sich alle im Kleinen mit der Electrirmaschine nachmachen. Der Donner (s. d. Art.) entsteht durch die durch den Blitz bewirkte Erschütterung der Luft, und das Wetterleuchten ist ein nicht mit Donner begleiteter Blitz, indem der Donner wegen der großen Entfernung nicht mehr gehört werden kann. Das Nordlicht (s. d. Art.), die glänzendste und schönste Lusterscheinung, ist wahrscheinlich auch ein elektrisches Meteor. Der Regenbogen entsteht bekanntlich durch Brechung der Sonnenstrahlen in den Regentropfen, und kann daher ganz mathematisch erklärt werden. Eben so entsteht durch Brechung des Lichtes in den Dünsten der Atmosphäre die Abend- und Morgenröthe, so wie die Hölse, größere und kleinere helle Ringe um Sonne oder Mond, und wahrscheinlich haben auch die sogenannten Nebensonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Zerklichter oder Zerklichte sind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphorischen Lustarten und Dünsten, die aus morastigem Boden aufsteigen, und Sternschnuppen und Feuerkugeln (vergl. diese und Meteorsteine) sind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmosphäre. Ueber Meteorologie sind die vorzüglichsten Schriften De Luc's Untersuchungen über die Atmosphäre und seine neuen Ideen über Meteorologie. In den neuern Zeiten hat man versucht, auf die Meteorologie eine Vorherbestimmung der Witterung (s. vor-

täglich *Haberle's Journal*) zu gründen, welches aber bei unsern geringen Kenntnissen von den auf die Atmosphäre wirkenden Kräften, so wie bei ihrem mannichfachen Zusammenwirken noch sehr lange, vielleicht auf immer für uns Menschen ein eitles Bemühen bleiben muß.

Meteorologie, s. d. vorigen Art.

Meteorologische Beobachtungen, Wetterbeobachtungen, gehen vorzüglich darauf aus, aus der gegebenen Witterung die zukünftige zu erkennen. Hierbei ist auch auf die meteorologische Lage, d. i. die Beschaffenheit eines Orts, in Beziehung auf die von der Höhe oder tiefern Lage, von den umgebenden Waldungen, Wässern u. abhängende Witterung zu sehen.

Meteoroskop, ein mathematisches Instrument, die Längen und Breiten der Oerter auf der Erde zu bestimmen.

Meteorsteine, auch Meteorolithen, Aerolithen, Uramolithen, von den Alten Bällilien genannt, sind vom Himmel herabfallende, aus metallischem Eisen, Nickel, Kieselrde, Magnesia, Schwefel und Chrom bestehende Massen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. Letztere erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich mit einer reißenden Geschwindigkeit (bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn), und zerplätzen nach einem kurzen Glanze, mit einem starken Kanonen- und Flintenfeuer ähnlichen Knalle oft in einer sehr großen Höhe, in mehrere (zuweilen in mehrere tausend) Stücke, welche noch heiß, mit einer schwarzen Kruste überzogen, mit einer solchen Gewalt herabfallen, daß sie häufig mehrere Fuß in die Erde eindringen. Dieser so lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten ist in unsern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allem Zweifel gesetzt und die Physiker haben sich um die Erklärung dieses Phänomens bemüht. Einige halten jene Massen für Erzeugnisse unserer Atmosphäre, durch große chemische Prozesse bewirkt, wobei es übrigens fast unbegreiflich bleibt, wie bei der höchst verdünnten Luft an der äußersten Gränze unsrer Atmosphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, solche feste Körper, aus Stoffen, über deren Existenz in der Luft wir gar nichts wissen, gebildet werden könnten. Wahrscheinlicher scheint daher die Behauptung Anderer, daß sie aus den Mondvulcanen zu uns herabgeschleuderte Massen wären (Mondsteine), wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplattung, die man aus der starken Compression und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Uebrigens ist es mathematisch erwiesen, daß bei günstiger Lage des Mondes gegen die Erde eine schwere Masse, die aus ersterem mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8293 Fuß in einer Secunde, oder ungefähr der fünffachen Geschwindigkeit einer 24pfündigen Kanonenkugel, ausgeschleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unsre Erde gelangen könnte, und da eine Fallgeschwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. *Ehladni* hat zuerst ihren cosmischen Ursprung beweisen wollen und die Möglichkeit gezeigt, daß sie auch Stücke kleiner, sich um unsre Erde bewegendes Planeten seyn könnten. Hierher gehören auch die großen Massen von *Bediegen-Eisen*, das sogenannte *Meteoreisen*, wie auch andre. Die 71 Pfund schwere Masse, die im Jahre 1751 am 26ten Mai zu *Braschina* unweit *Ugram* in *Croatien* herabgefallen ist, und sehr wahrscheinlich auch die durch *Pallas* im J. 1772 in *Sibirien* am *Jenisei* aufgefunden auf 1600 Pfund geschätzte Eisenmasse, worin sich *Olein* eingesprengt findet; die auf 30,000 Pfund geschätzte in der südamerikanischen Provinz

Chaca Gualamba aufgefunden von Rubin de Celis im J. 1782 untersuchte Masse: so wie das mehrere tausend Pfund schwere Stück Gießen-Eisens, welches sich in der Provinz Durango in Mexiko gefunden hat. Eine vorzüglich vollständige Aufzählung aller bis jetzt gefundenen Meteorsteine, nebst allen dahin gehörigen Beobachtungen und Untersuchungen findet man in Gilberts Annalen der Physik. (Vergl. Feuerkugel)

Meth oder **Mecht** wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung bewirkt und ist ein weinartiges Getränk, welches hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt ist. Oft gibt man ihm durch Zusatz von allerhand Obst (Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren,) Gewürz und Kräutern größere Annehmlichkeit. Je bessern Honig man dazu nimmt, desto vorzüglicher wird er. Man braut ihn am vortheilhaftesten in den Hundstagen, und er nimmt, wenn er alt geworden ist, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweines an. Als Handelswaare ist er für Ungarn von Bedeutung. F.

Methode (griechisch) ist der Weg, die Art, wie man etwas erforscht oder zu erreichen sucht, dann ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, daher in der Logik diejenige Art, Erkenntnisse zu behandeln oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verstandes beruht, Methode genannt und von der **Manier**, die nach dem ästhetischen Gefühle von Harmonie und Ebenmaß verfährt und empirischer Natur ist, unterschieden ist. Manier ist das Eigenthümliche in der Kunst, die Methode aber gehört im strengsten Sinne der Wissenschaft an und gibt der Behandlung der Erkenntnisse den wissenschaftlichen Charakter. Gleichwohl ist die strenge (systematische) Methode bei dem großen Lesepublicum wenig beliebt, und Schriftsteller, die dasselbe über speculative Wissenschaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der systematischen Darstellung die fragmentarische vorgezogen, die aber nur dann den wissenschaftlichen Charakter behaupten konnte, wenn ein methodisches Denken aus ihr hervorleuchtete, wie z. B. in Platners Aphorismen, denn aphoristisch ist derjenige fragmentarische Vortrag der Wissenschaft, dessen Gang durch ein methodisches Denken geregelt wird. Die Schriftsteller bedienen sich nach Maßgabe ihres Zweckes und der Wissenschaft, die sie behandeln, verschiedner Methoden. Die strengste ist die mathematische, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Auseinanderfolge von Definitionen, Axiomen und Demonstrationen die größte Evidenz zu geben vermag. Sie ist aber nur für eine Wissenschaft, die es wie die Mathematik bloß mit formalen Größen zu thun hat, anwendbar. Im Vortrage der Philosophie haben vorzüglich drei Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiste der Systeme, bei denen sie angewendet wurden, hervorgingen: die skeptische, die, wie bei Hume, was sie aufstellt, in Zweifel zieht und das menschliche Wissen ungewiß macht; die kritische, die, wie bei Kant, auf Untersuchung der Gründe vorgetragener Sätze ausgeht; und die dogmatische (s. d. Art. dogmatisch), die, wie Schelling thut, apodictisch behauptet und beweist. Uebrigens ist die Methode in Rücksicht des Fortschreitens der Sätze einer Wissenschaft entweder analytisch, d. h. sie geht von Resultaten aus und sucht die Gründe, oder synthetisch, d. h. sie folgert aus den Gründen die Resultate; allemal aber muß sie auf unbestrittne Elementarsätze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logischer Consequenz verfahren, um wissenschaftlich zu bleiben. Denn popular (volksgemäß, gemeinverständlich) ist sie, wenn sie nur vom Be-

kannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkalehrer, um Interesse zu erwecken, zu thun pflegen. Populär muß überhaupt diejenige Methode seyn, deren man sich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht bloß darauf ab, der Wissenschaft, die er behandelt, Genüge zu leisten, sondern vorzüglich sie dem Schüler bekannt und lieb zu machen. Daher ist die *acromatische Methode*, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein spricht, nur für schon gebildete Zuhörer und für den akademischen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerksamkeit erst gewonnen und fixirt werden soll, hat die *erotematische Methode*, d. h. die abfragende, die die Abhandlung des Lehrstoffes vermittelt eines Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Historische Lehrstoffe lassen freilich nur *examinatorische Fragen* zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenschaft abfordert, ob er die gehörte oder gelesene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wissenschaften aber, deren Gründe in der menschlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, ist die *catechetische Methode* an ihrem Orte. Diese Methode nämlich nimmt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anspruch, damit der abzuhandelnde Lehrstoff aus seinen Antworten selbst erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geschieht dies durch ein Continuum nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüsse und kann an eine vorgeschriebene Reihenfolge formaler Uebungen, wie es Pestalozzi in seiner Anschauungslehre (s. Pestalozzi und Anschauungslehre) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfordert eine freiere Bewegung der catechetischen Methode, bei der das Positive, dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbsterzeugen des Lehrstoffes von ihm verlangt werden darf, wo es denselben durch eignes Nachdenken zu finden vermag und schon Worte genug hat, um sich darüber auszudrücken. Auch verdient das Catechisiren dann erst den Namen der *sokratischen Methode*, wenn der Lehrstoff im Gespräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen selbst gefunden wird, der Lehrer aber durch seine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet und es in bestimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenstand erhält. Ueberhaupt erfordert jede Kunst und Wissenschaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menschlichen Geiste gegründete Methode oder Art und Weise, wie sie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden soll und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenstand gibt, wird allemal diejenige, bei der sich die Schüler denselben am gründlichsten und ehesten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und stärken können, den Vorzug haben. Denn darin müssen die Methoden für Unterrichtsgegenstände aller Art mit einander übereinstimmen, daß sie den Lehrling in Stand setzen, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er lernen soll, durch eigne Thätigkeit zu erwerben, da nur das Selbsterwerben ganz unser wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze, als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweist, auch darf es ihr nicht bloß darum zu thun seyn, ihrem Zöglinge ein Aggregat von Kenntnissen und Fertigkeiten beizubringen, sondern sie soll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum besonnenen, seiner selbst mächtigen, geistig gesunden und kraftvollen Menschen bilden. Dies beabsichtigt insonderheit die *pestalozzische Methode*, deren eigenthümliches Wesen Sachverständige in dem pädagogischen Grund-

sage finden, bei dem Unterrichte der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menschlichen Erkenntniß auszugehen, die Lehrstoffe, so weit es ihre Natur gestattet, durch die eigne zum Fortschreiten nach festen Regeln und in lückenloser Continuität anzuhaltende Thätigkeit des Züglings bilden zu lassen, und dadurch die intensive Stärkung und Erhöhung seiner Geisteskräfte bis zu dem möglichst höchsten Grade zu bringen. Ueber dieses Princip selbst und den Mechanismus stufenweis geordneter Uebungen, dessen sich die pestalozzische Methode zur Erreichung ihres Endzwecks bedient, sind die Stimmen in der pädagogischen Welt sehr getheilt. S. den Art. Pestalozzi. In einer Geschichte der Erziehungsmethoden wird die schöne Idee dieses Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen als der Philantropinismus, dessen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten, als zerstreuten. Der Ernst der pestalozzischen Methode hat viel dazu beigetragen, diesem Unwesen Einhalt zu thun und den der modernen Unterrichtsweise fremd gewordenen Geist der Gründlichkeit wieder in Kraft zu setzen, jene geistlosen Pädagogen aber, die sich nur im Gleise eines Schlendrians, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, aufs neue recht nachdrücklich zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieses oder jenes gangbaren Lehrgegenstandes, sondern die Uebung der Kraft überhaupt und die Bildung des Kindes zum Menschen der höchste Zweck alles Unterrichts sey. Die Aufgabe aber, eine absolute Methode, deren Schematismus unter allen Umständen für jeden Lehrer und Lehrstoff der beste seyn müßte, zu finden, hat die pestalozzische Schule in den Augen der Unbefangenen nicht gelöst, auch scheint sie überhaupt nicht gelöst werden zu können, da wohl die Theorie absolute Principien aufstellen, die Praxis aber nur so viel davon brauchen kann, als den Umständen und Personen, von denen sie abhängt, angemessen ist. Der Privatunterricht erfordert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieselbe Methode, die an verschiedenen Orten in Anwendung kommt, wird sich immer nach den Individualitäten der Lehrer, die sie handhaben und nach den geistigen Bedürfnissen und Fähigkeiten ihrer Schüler verschieden modificiren. Am wenigsten scheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehle erzwingen zu wollen, da das Gelingen auch der besten Methode hauptsächlich von dem Grade der Geselligkeit, Ueberzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die sie anwenden sollen, und für solche, denen Lust und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßigste ist, welche sie schon inne haben. E.

Methodisten wurden im 17ten Jahrhundert diejenigen polemischen Schriftsteller der catholischen Kirche genannt, welche den Streit mit den Protestanten durch neu erfundene dialectische Methoden aufzufrischen und ihre Gegner in den Nachtheil zu stellen mußten. Mit diesem Streite selbst ist auch der Name in neuern Zeiten erloschen und wird jetzt in ganz anderm Sinne der merkwürdigen Religionsgesellschaft beigelegt, die in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts im Schooße der englischen Kirche entstanden ist. Nach dem Beispiele der deutschen Pietisten vereinigten sich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und strengern Sitten; besonders beabsichtigten sie eine genauere Beobachtung der Vorschriften des neuen Testaments, als damals in der englischen Kirche gebräuchlich war, und widmeten sich Werken der Liebe, z. B. dem geistlichen Zuspruch und Besuch der Gefangnen und Missethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. s. w. Ihre anders gefinnten akademischen Mitbürger kamen daher auf den Einfall,

Sie hätten eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden und nannten sie scherzweise Methodisten; ein Name, der bald zur Bezeichnung dieser neuen Gesellschaft allgemein gebräuchlich und von ihr selbst angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten, zeichneten sich besonders John Wesley, der Stifter dieses frommen Bundes, und der 1732 beigetretene George Whitefield durch Talent, Eifer und Ansehen aus. Der erstere ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete und durch die Verbindung mit den Herrnhutern, die er bei diesem Besuche kennen gelernt hatte, angeregt, bei seiner Rückkehr nach England beschloß, jene kleine Gesellschaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefields Predigten hatten das Volk an mehreren Orten auf ein solches Unternehmen vorbereitet. Bald sammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathause Erbauungsstunden hielt. Die Kirche zu den Methodisten Predigten für ihre Kanzeln verbot und daß jede Kirche ihnen, und eine zu bilden. Die ersten Feldpredigten, welche man von da an wohnte, durch zeichneten, und Beifall von den Werderben des Kreuzigten, von der redsamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel gleich einer neuen Lehre wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodisten zusehends vermehren. Whitefield, der feurigste und kühnste von allen, sah oft auf Wiesen, Kirchhöfen, ja selbst auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des Contrastes wegen am liebsten auftrat und die Laster der Zeitgenossen strafe, bei 12.000 Zuhörer um sich versammelte, die der Donner seiner Rede in Erstaunen setzte und so gewaltig erschütterte, daß viele in Verzückungen fielen und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn diese plötzliche Bekehrung, die sie mit den Pietisten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodisten durch ihre Vorträge bewirken und haben ihre Absicht nicht selten erreicht. Das Feldpredigen stellten sie jedoch bald ein und bauten sich, um vor dem schlechten Wetter und dem Unfuge des Pöbels geschützt zu seyn, eigene Bethäuser, die sie Tabernakel nennen. Dadurch gewann ihre Partei zuerst eine selbstständige Geltung, und da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches sah, schritten sie nun ungehindert zur Einrichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vernehmen mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muster der Brüdergemeinde, und selbst als innerer Streit über die Gnadenwahl 1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die sich zu dem calvinistischen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonstranten, eine universelle Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen) verursachte,

in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie ist ganz das Aitnale der hohen bischöflichen Kirche, nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen sanften und angenehmen Vortrag der Kirchengesänge, in denen beide Geschlechter abwechseln, mehr Sorgfalt, und geben überhaupt der Andacht öftere Nahrung als diese. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach sechs Uhr zum Gottesdienste im Tabernakel und beobachten die Sonntagsfeier sehr genau. Monatlich einmal hält jede Gemeinde eine W a c h n a c h t, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields zur Feier des Stiftungsfestes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zusammen. Zur Erhaltung der K i r c h e n z u c h t sind die Gemeinden in C l a s s e n, und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften (Bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelsorge beauftragten Vorsteher wöchentlich zusammenkommt und sich über den Herzenszustand ihrer Glieder bespricht. Alle Bands und Classen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen sich die Methodisten noch in S t e h e n d e, deren Glaube und Wiedergeburt schon durch Ausdauer bewährt ist, und G e f a l l e n e, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeschlagen sind und in eignen Bestunden aufs neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Bescheinigung ihrer von den Vorstehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulassungsbillets zu den Privatzusammenkünften der Stehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müssen. Neu eintretende Mitglieder erhalten ein gedrucktes Regulativ der Sitten zur N a c h a c h t u n g, worin grobe und vorsätzliche Sünden namentlich verpönt sind. Die Uebertretung dieser Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde, Verweise, Bann und endlich Ausschließung aus der Gemeinde nach sich. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Predigern und Gehälfen oder Laienpredigern, die, weil selten gelehrte Theologen zu ihnen übergehn, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Befoldung, die sie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortsetzen dürfen. Man sieht daher in den Tabernakeln der Methodisten Aerye, Militärpersonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger auftreten; denn sie haben keine besondre geistliche Tracht. Den Predigern stehn in jeder Gemeinde sieben A e l t e r e zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten, die Vorsteher der Classen und Bands und die K r a n k e n b e s u c h e r zur Seite *). Außerdem haben die Gemeinden eigne Schullehrer und zu Ringwood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt, die seiner Partei als Predigerseminar dient. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehemals von den Predigern allein durch das Loos gewählt, und Wesley, der das Ansehn eines Patriarchen und Oberhauptes seiner Partei genoß, hatte darauf bis an seinen Tod 1791 den entschiedensten Einfluß. Als aber zu dieser Zeit unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, das sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöf-

*) Ein solcher methodistischer Krankenbesucher, Dr. Petwell, listete die unter dem Namen K r a n k e n f r e u n d berühmte Gesellschaft in London, deren Zweck die Auffuchung und Pflege hilfloser Kranken von allen Religionen ist, und der schon mancher verlassne und erkrankte Ausländer seine Nothung verdankt.

lichen Kirche genossen hatten, in den eignen Tabernakeln halten und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar befehlend aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durchs Loos entschieden, bildete sich unter dem Namen der neuen Methodisten eine besondre Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf und 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium constituirte. Diese den Laien erworbene Theilnahme am Patronatrechte verschaffte den neuen Methodisten einen ansehnlichen Zuwachs und sie sind jetzt zahlreicher, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Im Jahre 1800 hatten die Methodisten aller drei Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meisten zu der Volksklasse der Matrosen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie Wilberforce, der berühmte Gegner des Sklavenhandels, der zu den Methodisten getreten ist und ihre Grundsätze vertheidigt hat, sind selten bei dieser Partei, die überhaupt auf gesellige und gelehrte Bildung nicht Anspruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung sind die Methodisten eben so leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch ist ihre Meinung schwärmerischer und ihr Thun und Treiben weniger weltflug und eigennützig. Das Eigenthümliche ihres Glaubens besteht nur darin, daß sie auf die positiven Lehren des Christenthums einen größern Werth legen, als die englische Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menschen für das Werk augenblicklicher starken Gemüthsbewegungen halten. Auch stehen sie in der Meinung, durch diese geistliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größere sittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menschen möglich scheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düstern Selbstquälern und Heuchlern. Das große Verdienst, die niedern Volksklassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht sie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und sie werden unter die ruhigsten, nützlichsten, wohlthätigsten Bürger gerechnet. Weniger gebührt dieses Lob den Methodisten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefields und anderer Missionäre zwar einen großen aber eben nicht sehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daselbst durch die Predigten Shadps-Ilands, eines Iränders, eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichtes auf, welche die seltsamsten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und die Entzückungen der Andacht in Wahnsinn verkehrte. In den Versammlungen dieser Erleuchteten, welche häufig des Nachts in freiem Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reisende, wie Perin du Lac vom Jahr 1805 und Michaud vom Jahr 1808, die tollsten Ausschweifungen der religiösen Schwärmerei gesehen. Die Versammelten begleiteten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erst mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit freudlichem Geheul und heftigen Convulsionen, welche sie das Werk (the work) nennen. Ein neues Werk über die Methodisten von Jonathan Crowther (a portraiture of Methodism, or the history of the Wesleyan Methodists, Lond. 1816) gibt von ihrer großen Ausbreitung und Verfassung genauere Nachrichten. Im brittischen Reiche befinden sich in ihren Schulen 100,000 Kinder. Die Anzahl aller Methodisten in Europa und Amerika soll jetzt über eine halbe Million betragen. E.

Methodologie, Methodenlehre, ist die Anweisung zur planmäßigen (methodischen) Erlernung oder zum Vortrage einer Wissenschaft; sie verbindet sich gewöhnlich mit der Encyclopädie einer Wissenschaft. In der Logik hat man auch seit Kant einen Theil dieser Wissenschaft so genannt, besonders den, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur Wissenschaft zu erheben.

Metonymie, Namenverwechslung, nennt man die rhetorische Figur, wodurch verwandte und ähnliche Begriffe statt der eigentlichen, z. B. die Ursache statt der Wirkung, das Vorhergehende statt des Nachfolgenden oder umgekehrt, oder das Zeichen statt der bezeichneten Sache, der Raum statt der darin befindlichen Gegenstände u. s. w. gesetzt werden. Nicht zur Spielerei, sondern nur wo eine bessere Wirkung durch sie hervorgebracht werden kann, sollte man sich ihrer bedienen. dd.

Metopen, Zwischenriefen. Mit jener griechischen Benennung bezeichnet man diejenigen vertieften Räume, welche in der dorischen Säulenordnung zwischen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrig bleiben, und wahrscheinlich in den ältesten Zeiten offen gelassen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelassen, dann aber öfters mit erhobner Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptursache gewesen seyn, warum man sie bei der ionischen und corinthischen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorspringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierlicheres Ansehen hatte.

Mette, s. französisches Decimalsystem.

Metrik, die Lehre vom Versbau, s. Verskunst, Rhythmus und Prosodie.

Metrologie, die Maas- und Gewichtskunde.

Metromanie)

Metrometer) s. Metrum.

Metropolit oder **Metropolitän** ist der griechische Name eines Erzbischofs. Die Hauptstadt einer Provinz heißt im Griechischen **Metropolis**, und da die Bischöfe der Hauptstadt ausgezeichnet wurden, so erhielten sie auch einen besondern Titel. Der **Metropolit** steht über dem Bischofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griechischen Kirche ist dieser Titel noch gebräuchlich. **Metropolitankirche** heißt die erzbischöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum heißt im allgemeinen Sinne soviel als Maß, Tact, in der Dichtkunst das Sylbenmaß und das Versmaß. **Metromanie** daher die Sucht Verse zu machen. **Metrometer** der Tactmesser.

Mette (aus dem lateinischen matutina verstümmelt) heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der vor einem großen Feste in der catholischen Kirche vorübergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. **Christmette**.

Metternich (Clement Wenceslaus Nepomuk Lotharius) Fürst von Metternich - Winneburg - Oshenhausen, Ritter des Ordens vom goldenen Vliese, kaiserl. kbnigl. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenzminister, wie auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geboren den 18ten Mai 1773, und vermählt mit Marie Eleonore, Tochter des Fürsten Ernst Christoph von Kaunitz-Rittberg, Enkelin des großen Kaunitz, den 27ten September 1795, ein Mann, der unter den jetzt lebenden Staatsmännern Europas einen ausgezeich-

seinen Rang beibehaltend, kam aus einem alten berühmten rheinländischen Donatengrafenbleich, des dem deutschen Reiche im 13ten und 14ten Jahrhunderte drei Churfürsten, 1274 von Mainz, und einen von Köln, gaben, und schon im Früherrndlande vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde des Elz- und Eimurche auf den deutschen Reichshofen ausgedehnt hatte. Von den ehemaligen sechs Linien, worin sich diese Familie in frühern Zeiten theilte, ist jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Wittenburg und Heilsen, vorhanden, welche seit 1407 die reichsgräfliche und seit dem 3-ten Juni 1803 die reichsfürstliche Würde führte. Wittenburg und Heilsen, in dem ehemaligen Churfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Wetternich nach dem Abgang des Hauses Wittenburg und Heilsen, welches im Anfange des 17ten Jahrhunderts ausstarb, durch die Veräußerung des Churfürsten von Trier, Lothar, aus dem Hause Wetternich, der mit demselben einen Herrn von dieser Familie heirathete. Diese Reichsgräflichen Wittenburg und Heilsen blieben, nach mehreren andern unmittelbaren reichsritterschaftlichen Herrschaften und Gütern jenseit des Rheins im ungetrübten Besitze des Hauses Wetternich, bis solche im Jahre 1803 bei Beendigung der Reichsfriedens-Entscheidungs-Angelegenheiten an Frankreich kamen. Das gräflich-wetternichsche Haus wurde für diese verloren gegangenen reichsgräflichen Besitzungen durch die ehemalige Reichsadel-Obstbank in Schwaben, die außer dem Kloster Ochsenhausen und dem gleichnamigen am fläbischen Rheine gelegenen Wartstücken aus den Gemeinden Ummendorf, Hornfischbach, Lannheim, Ober-Sulmendingen und Unter-Sulmendingen besteht, in dem Maße entschädigt, daß es diese gedachte Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amtes Lannheim und des Dorfes Unterrieden und der Verdienstlichkeit, eine jährliche Rente von 11,000 an den Grafen von Württemberg zu zahlen, und auch im März des Jahres 1803 in Besitz verlor, es durch die Formation des rheinischen und 1806 seine Souveränitätsrechte gleich den andern. Der Kaiser des Reichs, Kaiser George gab die wichtigsten Staatsbedürfnisse der Kaiser andern die eines dirigierenden Ministers beauftragt, und eines J. Plenipotentiarius zu Kaiser Clemens Wenzel Lothar erklärte seine mit Reichsgräflichen, die er auf eine ruhige den 1801, in Berlin 1803 befindend. Da der Kaiser der französischen Regierung die Stelle eines Ambassadeurs in Paris den noch größerer Wichtigkeit als in früheren Zeiten geworden, so war die Ernennung des Grafen von Wetternich nach dem preussischen Brücken zu diesem schmerzlichen Posten der lebendigste Beweis des ausgezeichneten Vertrauens seines Vaterlandes und seiner Regierung in seine Talente und Einsichten. Durch den Krieg zwischen Österreich und Frankreich im Jahre 1809 wurde diese Mission beendet. Bald darauf trat der Kaiser von Österreich in das Ministerium, und ward zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Wenn Europa den Umsturz des französischen Kaiserreichs kennt, wenn es die Namen der Helden preßt, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde verstreuten, so darf es dem kühnen Helden, der diese Helden und Heere zur rechten Zeit in Bewegung setzen und wirken ließ, seine Bewunderung nicht versagen, und mit der Name Karl Ochsener vor und neben den

großen Helden seines Jahrhunderts prangt, so wird der Name Clemens Wenceslaus von Metternich einst auf die bewundernde und richtende Nachwelt übergehen. Es wird ihr nicht entgehen, wie weise sein Benehmen vor und während des prager Congresses und bei den Unterhandlungen zu Chatillon, wie richtig sein Blick, wie berechnet seine Staatskunst gewesen. Von den ersten Souveränen mit Ehren überhäuft, erhielt der Fürst von Metternich von seinem erhabenen und dankbaren Souverän den seltensten und ausgezeichnetsten Beweis seiner Huld, die ein Staatsdiener je von seinem Souverän empfangen, indem er ihm durch ein Handschreiben vom 13ten April 1814 nicht allein den Besitz einer erblichen Herrschaft im Königreich Ungarn theilte, sondern diesem die Vergünstigung hinzufügte, daß alle Nachkommen des Fürsten in directer Linie das österreichische lotharingische Wappen in dem ersten Felde ihres angeborenen Familienwappens auf ewige Zeiten aufzunehmen könnten. — Der politische Charakter dieses berühmten Staatsmannes kann in seinem eigenthümlichen Lichte nicht deutlicher, als durch eine Vergleichung mit seinem erhabenen Vorgänger und Freunde, dem damaligen kaiserl. königl. Finanzminister Grafen von Stadion, erkannt werden. Selten haben zwei große Staatsmänner, bei der größten Verschiedenheit der Charaktere wie des eigenthümlichen Talentes, nach und nebeneinander so glücklich in einander gegriffen. Die Befreiung von Europa, inwiefern ein überwiegender Antheil Oesterreichs an diesem erhabenen Werke nicht zu verkennen ist, wurde im Jahre 1809 durch Graf Stadion begonnen, und im Jahre 1813 durch Fürst Metternich vollendet. Jener gab den Kriegen gegen Frankreich die nationale und, wir möchten sagen, europäische Richtung; dieser theilte der von seinem Vorgänger entzündeten Begeisterung die ihm eigenthümliche Besonnenheit und das völkerrechtliche Maß mit, die Bedingungen eines glücklichen Erfolges. Fürst Metternich hob die österreichische Monarchie auf den Gipfel der äußern politischen Größe, während Graf Stadion in der Stille das große Unternehmen für die innere Befestigung des Staats, welches nach hergestelltem Frieden ans Licht trat, vorbereitete. So, im erhabenen Wettstreit, sich einander an Verdiensten um die Monarchie überbietend, werden ihre Namen auf die Nachwelt übergehen. — Das Hervorstechende in Graf Stadion ist die brennende Begeisterung für alle großen, fruchtbaren und menschenfreundlichen Ideen, eine Hingebung in die Sache und den Zweck, die ihrer selbst vergißt, und eine um so rastlosere Thätigkeit, als der Gegenstand diese Selbstvergessenheit erfordert. Bei der höchsten sinnlichen Reizbarkeit ist er, sobald sein umfassender Geist sich erregt, der Verläugnung bis zur Austerität fähig; liebevoll und innig gegen seine Untergebenen, weiß er dem kältesten ein Gefühl für die Sache mitzutheilen, und der umgebenden Welt, wie durch den Charakter des Krieges von 1809, der größtentheils der seinige war, gleichsam den Stempel seines Geistes einzuprägen. In dem politischen Betragen des Fürsten Metternich hingegen, wie in seiner äußern Erscheinung ist alles besonnene, zurückhaltende, aber auch natürliche Grazie. Für die Ideen empfänglich aber kalt, für die politische Berechnung zu edel, zu warm und zu lebensvoll, vermögen ihn nur jene großen Augenblicke in der Geschichte zu begeistern, wo die Begebenheiten den Absichten und Entwürfen der Menschen sich deutlich und ergreifend gegenüberstellen, und wo der Staatsmann überzeugt wird, nicht bloß daß er will, sondern auch daß er kann. Außerdem ist sein Leben ein ruhiges, von keinem Sturm der Zeit zu störendes, aber auch von keinem Glücksfall zu befangendes Abwägen, Behorchen und Betasten der

politischen Verhältnisse von Europa, das nur dann von lebhafter Thätigkeit unterbrochen wird, wenn irgend eine Frucht dieser Verhältnisse sich der Reife nähert, oder wenn die große Verstandessache der politischen Gerechtigkeit, die Sache, mit der Oesterreich steht und fällt, in Gefahr oder im Vortheil ist. Kein österreichischer Staatsmann, selbst der große Kaunitz nicht, hat diesen Grundgedanken der Monarchie so tief aufgefaßt, als der Fürst Metternich. Die Absicht der Territorialerweiterung und des Umsichgreifens ist ihm nicht bloß durch Princip, sondern durch Naturell, durch Geschmack, wir möchten sagen, durch einen seltenen Sinn für Kunst und Bildung fremd. Auch ohne den Adel seines Bemühens würde er durch Tact und Maß und durch die Grazie seines Heißes, auf seinem erhabenen Standpunkte, eine der zuverlässigsten Stützen des Rechts und der Ordnung seyn. Wenn man im 43ten Jahre seines Lebens alle Auszeichnungen und Ehren, welche der Herr von Oesterreich und die europäischen Höfe gewähren können, in seiner Person vereinigt, und überall, wo dem Zeitalter etwas Großes gelungen ist, mit Ruhm genannt wird, so wird die Welt von dem Glücke eines solchen Staatsmannes viel zu sagen wissen. Die Begünstigung des Himmels für den Fürsten von Metternich liegt aber offenbar vielmehr in dem ebenbeschriebenen Talent zum Glück, als in der Gunst der Glücksgötter, die ihn betrafen. Wie Graf Stadion die ganze Größe Oesterreichs im Unglück repräsentirt, so stellt sich im Leben des Fürsten Metternich eben jener gelassene Gleichmuth und jenes oftgerühmte Glück dar, dessen Treue bei allem Wechsel und Wandel der Welt nunmehr seit einem halben Jahrtausende in diesem Hause und in diesem Staate anerkannt wird. Beide sind die gebornen Minister von Oesterreich. Und wenn Graf Stadion an den Wagenführer erinnert, der auf einer hohen und großen Bahn nach einem selbstgewählten erhabenen Ziele alle Kräfte seines Gespannes richtet und drängt, so werden wir in Fürst Metternich vielmehr das Bild des Schiffers erkennen, der dem Antriebe der Elemente ruhig hingegeben, im entscheidenden Augenblicke mit leiser Flugheit und seltener Unererschrockenheit das Steuer führt, dann aber wieder das Wollen der Hegebeheiten ruhig verfolgt, und nur „gelind am Segel rückt, das sich für alle bemüht.“

Mettlerkamp (D. C.), geboren zu Hamburg, und früher Blei- oder Eisenmeister daselbst, gehörte durch Kenntniß, Wohlhabenheit und Thätigkeit jeder Art zu denjenigen Männern, deren Wort und That für die Mitbürger nicht ohne Ansehn und Einfluß bleiben kann. Als auf Anrath des Generals Tettenborn in Hamburg eine Bürgerbewaffnung anordnet, und der Herr von Hefß mit der Leitung beauftragt worden war, that Mettlerkamp sich als einer der thätigsten und einsichtsvollsten Förderer der Sache hervor; doch hielt seine Bescheidenheit ihn allzusehr zurück, und indem er anspruchlos wirkte, blieb sein Name ungenannt. Erst als der General Tettenborn, dem Mettlerkamp sich nie gezeigt hatte, Hamburg räumen mußte und Herr von Hefß weggegangen war, trat er unerwartet auf, nahm sich der verlassenen Bürgergarde an, und rief einen Augenblick den kühnen Gedanken in seiner Brust, Hamburg noch nach dem Abzuge der Russen aus eignen Mitteln zu vertheidigen. Allein die Ereignisse waren schon zu weit vorgedrungen, als daß sie durch solch vertrauensvollen Muth, der früher entscheidend seyn konnte, aufzuhalten gewesen wären; der Mangel an Pulver und Waffen, die Weitschichtigkeit des Vertilchen, die Kürze der Zeit, und vor allen die durch Dänemarks Rückkehr zu der Sache der Franzosen erregte Bestürzung machte die Ausführung des heldenmüthigen Plans unmöglich. Mettler-

Kamp mußte sich begnügen, mit den braven Bürgern, die sich um seine Person versammelt hatten, die Stadt zu verlassen, und sich an die verbündeten Truppen im Mecklenburgischen anzuschließen. Hier sammelte er unter dem Schutze des Kronprinzen von Schweden und in Verein mit Friedrich Perthes alle die hamburgischen und lübeckischen Flüchtlinge, die während des Waffenstillstandes die französische Wachsamkeit betrogen, und bildete einen Kern hanseatischer Bürgergarde, der auf vielfache Weise der guten Sache förderlich war, und auch vor dem Feind in mehreren Gelegenheiten gute Dienste that. Späterhin zur Wiedereinnahme Hamburgs an das russische Truppencorps des Generals Bennigsen angeschlossen, war er mit Rath und That unermüdet behülflich, und erwarb sich die Achtung der russischen Befehlshaber, so wie das erhöhte Vertrauen seiner Mitbürger. Daß es ihm nicht an militärischen Fähigkeiten feble, hat er vielfach gezeigt. Daß er auch die Feder zu führen wisse, beweist das Buch, welches er über die Vertheidigung Hamburgs geschrieben, und zu welchem er sich durch die mehr oder minder gegen ihn gerichteten Aeußerungen des Herrn von Hef veranlaßt gesehen.

Mettrie (Julien Offroy de la), ein berühmter Materialist und medicinischer Charlatan, geboren zu St. Malo im J. 1709, studirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntnissen bereichert kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Obersten der Garden, angestellt wurde, der ihn zum Arzt seines Regiments machte. Er folgte demselben zur Belagerung von Freiburg, und wurde hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geistige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper schwindet und mit ihm verblüht. Er schrieb als Physiker von dem, was nicht in die Physik gehört, und verfaßte eine *Histoire naturelle de l'ame*. Dieses Werk, das auf jeder Seite den größten Materialismus und Unglauben athmet, erweckte ihm Feinde; sein Beschützer blieb, und er verlor seine Stelle. Jetzt kehrte er seine Waffen gegen seine Pariser Collegen und schrieb, unter dem Namen Metheius Demetrius, sein *Satyre Penelope ou Machiavel en medecine*, Berlin 1748, weswegen er genöthigt ward, sich vor seinen Widersachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er seinen *L'homme Machine* heraus. Beständige Voraussetzung dessen, was bewiesen werden soll, unvollkommene Vergleiche oder Analogien statt der Beweise, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgemeine Schlüsse gezogen werden, die nicht daraus folgen, Behauptungen statt Zweifel, darin besteht die Philosophie des Verfassers. Der Enthusiasmus, womit er declamirt, die Aene der Ueberzeugung, die er annimmt, konnten wohl Proselyten machen. Verfolgt in Holland, wo sein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, wo er Lector und Freund des Königs und Mitglied der Akademie ward. Hier starb er 1751 an einem Fieber, das er selbst nach seinen widersinnigen Ansichten behandelte. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß La Mettrie in seinem letzten Augenblick Reue empfunden und daß die berliner Philosophen deshalb gesagt hätten, er habe sie im Leben und im Tode beschimpft. Andre dagegen sagen, er sey aus dem Leben getreten wie ein Schauspieler von der Bühne, mit dem einzigen Kummer, nicht mehr daselbst glänzen zu können. Der König von Preußen selbst verfaßte seine Leichenrede, welche in der Akademie verlesen wurde. — Man findet in allen Werken La Mettrie's Feuer und glänzende Phantasie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geschmack. Seine philosophischen Schriften sind zu Berlin 1751 in zwei Bänden gesammelt erschienen. Diese

Schriften sind außer den genannten: *L'homme plante*; *L'art de jouir*; *Le discours sur le bonheur* u. s. w. In der letztern ist La Mettrie nach Diderot ein unverständiger Schriftsteller, der die Leiden des Weisen mit den Qualen des Bbsenichts, die leichten Uebel des Wissens mit den verderblichen Folgen der Unwissenheit verwechselt, der die Frivolität des Geistes in dem, was er sagt, und die Verderbtheit des Herzens in dem, was er nicht zu sagen wagt, zu erkennen gibt, der hier behauptet, der Mensch sey böse von Natur, und anderwärts aus der Natur der Wesen ihre Pflichten und ihre Glückseligkeit ableitet; der sich zu bemühen scheint, den Verbrecher bei seinem Verbrechen, den Lasterhaften bei seinen Lastern zu beruhigen, und dessen grobe, aber wegen der Scherze, womit er sie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftsteller verrathen, der nicht die ersten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verstand und Ueberspannung in seinen Schriften kann nur von leichtsinnigen Lesern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Wiß und Wahrheit verwechseln, und denen man alles bewiesen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. — Wollte man La Mettrie's Grundsätze verfolgen, so würde alle Moral über den Haufen gestürzt werden. Selbst Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm später seine Lobsprüche zurück.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluß der Seille in die Mosel, die Hauptstadt des Moseldépartements. Sonst war sie eine freie Reichsstadt, wurde aber 1552 von französischen Truppen besetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Ehemals war die Stadt der Sitz eines Parlaments, eines Generalgouverneurs und mehrerer Collegien und hatte daher viel Wohlhabenheit. Der Bischof von Metz stand unter dem Erzbischof von Trier, jetzt von Besançon. Zu den lebenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauspielhaus und die Intendantur. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne das Militär 32,000. Metz hat wichtige Manufacturen von Baumwollenzengen, Gerbereien und einen lebhaften Handel mit Getraide, Wein, Weinessig, Pelzwerk, Brantwein u. s. w.; ist auch der Sitz einer großen Artillerie- und Ingenieurschule. — Die umliegende Gegend heißt le Pais Messin.

Metze, ein Getraidemaß, vier Metzen machen gewöhnlich ein Viertel, mithin 16 einen Scheffel. Im Württembergischen der vierte Theil eines Eimers, deren acht auf einen Scheffel gehen.

Mezzu (Gabriel), ein vorzüglicher Maler der niederländischen Schule, ist 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amsterdam, seiner Geschicklichkeit wegen, in großem Ansehen. Seine Muster waren Douw, Terburg und Micris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er malte Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemisten in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken &c. Seine Manier ist frei und gefällig, und er ist ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden konnte, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andre, welche die Hände in einem silbernen Becken wäscht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu seinen vorzüglichsten Stücken. Seine Werke sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten schreibt man seinen frühen Tod zu. Er starb 1658 in Amsterdam.

Meursius (Johann), geboren zu Utrecht 1579, Professor zu Ley-

Kaum mußte sich begnügen, mit den braven Bürgern, die sich um seine Person versammelt hatten, die Stadt zu verlassen, und sich an die hundertsten Truppen im Mecklenburgischen anzuschließen. Hier sammelte er unter dem Schutze des Kronprinzen von Schweden und in Verbindung mit Friedrich Perthes alle die hamburgischen und lübeckischen Flüchtlinge, die während des Waffenstillstandes die französische Wacht abhaken, und bildete einen Kern hanseatischer Bürgergarde, der vielfache Weise der guten Sache förderlich war, und auch vor Grund in mehreren Gelegenheiten gute Dienste that. Späterhin Wiedereroberung Hamburgs an das russische Truppencorps des Generals Bennigsen angeschlossen, war er mit Rath und That unermüdet beschäftigt, und erwarb sich die Achtung der russischen Befehlshaber, so das erhöhte Vertrauen seiner Mitbürger. Daß es ihm nicht an patriotischen Fähigkeiten fehle, hat er vielfach gezeigt. Daß er auch Feder zu führen wisse, beweist das Buch, welches er über die Rettung Hamburgs geschrieben, und zu welchem er sich durch die über oder minder gegen ihn gerichteten Aeußerungen des Herrn von Haugwitz anlaßt gesehen.

Mettrie (Julien Offroy de la), ein berühmter Natur- und medicinischer Charlatan, geboren zu St. Malo im J. 1717, erlernte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntnißreichthum kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Chef der Gardes, angestellt wurde, der ihn zum Arzt seines Hauses machte. Er folgte demselben zur Belagerung von Freiburg, und hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper schwindet, ihm verblüht. Er schrieb als Physiker von dem, was nicht in sich gehört, und verfaßte eine *Histoire naturelle de l'ame*. Dies, das auf jeder Seite den größten Materialismus und Atheismus athmet, erweckte ihm Feinde; sein Beschützer blieb, und er blieb an seiner Stelle. Jetzt kehrte er seine Waffen gegen seine Pariser Collegen, schrieb, unter dem Namen Alcebius Demetrius, sein *Satyricon* auf Machiavel en medecine, Berlin 1748, weswegen er genöthigt sich vor seinen Widersachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er *L'homme Machine* heraus. Beständige Voraussetzung, daß alle Beweisen werden soll, unvollkommene Vergleiche oder Analogie, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgemeine Gesetze gezogen werden, die nicht daraus folgen, Behauptungen, die darin besteht die Philosophie des Verfassers. Der Enthusiasmus mit er declamirt, die Miene der Ueberzeugung, die er annehmen wohl Proselyten machen. Verfolgt in Holland, wo sein Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, wo er Freund des Königs und Mitglied der Akademie ward. 1751 an einem Fieber, das er selbst nach seinen widersinnigen Methoden behandelte. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß er in seinem letzten Augenblick Reue empfunden und daß die Aerzte deshalb gesagt hätten, er habe sie im Leben nicht gekannt. Andre dagegen sagen, er sey aus dem Leben gegangen wie ein Schauspieler von der Bühne, mit dem einzigen Kummer, daselbst glänzen zu können. Der König von Preußen selbst hat seine Leichenrede, welche in der Akademie verlesen wurde, in allen Werken La Mettrie's Feuer und glänzende That.

[illegible]

Den 1610, im folgenden Jahre Historiograph von Holland, dann, um den Aufschwung und Verbesserungen zu erweitern, denen er als treuer patriotisch Gesinnter vielfach ausgesetzt und Politz zu Eora und Königl. dän. starb am 20ten Sept. 1639. Seine zahlr. Alterthümer betreffenden Schriften zeugen vom Fleiß und seiner ausgebreiteten Vorliebe Materialienmagazine, ohne Geschmack, 2 zusammengehäuft, welche erst unter dem nachvollter Bearbeiter willkürlichen Nutzen le von seiner Geschichte von Dänemark. en finden sich gesammelt in Ordo's und um; eine Sammlung aller seiner Werke

besorgte Saml zu Florenz 1741—1763. XII. Vol.

Mensel (Johann Georg), ward den 27ten März 1743 zu Ernschdorf im fränkischen Altercanten Baunach, wo sein Vater Cantor war, geboren, besuchte seit 1755 die Ratbschule und seit 1758 das acad. demische Gymnasium zu Coburg, bezog 1764 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des historischen Instituts und des philologischen Seminars wurde, seit wegen einer in Göttingen herausgegebenen Schrift von der Facultät in Wittenberg die Doctorwürde, und wendete 1766 nach Erlangen, wo er 1766 als Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Acad. ernannt wurde, und sich noch in seinem hohen Alter verdienst. Sein Schriftenvermerk unverdrossen deutschen Fleißes, 1 eiget Deutschland. Mit gleichem Fleiß, allgemeinen Geschichtskunde, Kunst- und Literargeschichte versucht, ganz vorzüglich hervorragende Verdienste sich aber besonders in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutschland (3te Aufl. Lemgo 1796, ff.), sein Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller (Leipz. 1802, ff.) seine Bearbeitung von B. O. Bernh. biographia historica (Lb. 1—9. Leipz. 1782—1802, 21 Bde. 8. und andere) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte erug er dadurch ungemein bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Punkte derselben zu bearbeiten anfang, schon große Sammlungen unternahm (deutsches Künstlerlexicon. Lemgo 1778, 1789, 2 Bde. 8. Miscellanen artistischen Inhalts. 1—30. Heft, Erfurt 1779, f. Museum für Künstler und Kunstliebhaber. 1—18. St. Mannheim 1787, ff. Neues Museum u. s. w. 1—4. St. Leipz. 1794, f. Neue Miscellanen artistischen Inhalts. 1—14. St. Leipz. 1795, ff. Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, Dresden 1803, ff.). Um die Statistik, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, hat er sich durch seine Anleitung zur Kenntniss der europäischen Staatenhistorie (3te Aufl. Leipz. 1800, gr. 8.), Literatur der Statistik (Leipz. 1806, 1807, 2 Bde. 8.) und durch sein Lehrbuch der Statistik (3te Aufl. Leipz. 1805, 8.), so wie um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale (fortgesetzte Betrachtungen über die vord. histor. Schriften. Halle 1774 ff. nebst Fortsetzungen) und Sammlun-

gen (der Geschichtsforscher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in seiner Geschichte von Frankreich (als 35 — 39. Thl. der allgemeinen Welthistorie) und in seinem Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit (2 — 3. Abth. Leipz. 1799 ff. 8.) auch als Geschichtsschreiber auf, indem besonders in dem letztern Werke der zu große Reichtum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffs werden lassen.

Mexiko oder **Neu-Spanien**, ein großes Land in Nordamerika, der Krone Spanien gehörig, für welche es Ferdinand Cortes in den Jahren 1519 bis 21 eroberte. Begrenzt wird es gegen Norden von Neu-Mexiko und dem Mar vermejo, gegen Süden von dem Isthmus von Panama, gegen Osten von dem mexikanischen Meerbusen, und gegen Westen von dem Mar del Sur. Das Klima ist sehr ungleich. An den Seeküsten ist es heiß, feucht und ungesund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Landstriche sind frei von über großer Hitze und Kälte, und das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Die Hauptproducte sind Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo, Reis, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balsam, Eochenille und Cacao; sein größter Reichtum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf sie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Die Ostküste von Mexiko ist wüst und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch sie gegen die Angriffe fremder Mächte gesichert wird. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner schätzt man auf 3 Millionen. Die Krone Spanien läßt Mexiko durch einen Vizekönig regieren, der gewöhnlich auf fünf Jahre ernannt wird, und eine sehr große Gewalt ausübt. Nur die Hauptstadt Mexiko, so wie Cusco in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu sollicitiren oder Beschwerden zu führen. Mexiko wird in drei Audiencias getheilt. Diese sind Guadaluara, Mexiko und Guatimala. Die Hauptstadt Mexiko liegt an einem Calyse, der gegen 30 Stunden im Umkreise hat. Sie ist der Sitz des Vizekönigs, des Erzbischofs und der Audiencia; auch hat sie eine Universität und eine Münze. Man hält sie für die regelmäÙigste Stadt in der Welt und die prächtigste Stadt in Nordamerika, indem sie ein vollkommenes Viereck macht und schnurgerade Straßen hat. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben nicht eben hoch. Die Stadt hat fünf Eingänge, aber weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberschwemmungen. Eine Wasserleitung führt ihr gesundes Wasser zu. Als der Mittelpunkt des Handels zwischen Amerika, Spanien und Ostindien zählt sie die reichsten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 150,000. Als sehr entfernte Häfen von Mexiko sind an der Südsee Acapulco, und am mexikanischen Meerbusen Vera Cruz anzusehn. — **Neu-Mexiko** ist eine große Landschaft in Nordamerika, welche gegen Westen an Californien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuspanien, gegen Osten an Luisiana und gegen Norden an Quivira gränzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Despejo aus Cordova entdeckt, ist gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Erystall und Smaragde. Das Land wird von verschiedenen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander stehen, und zum Theil zum christlichen Glauben bekehrt worden sind. Die Hauptstadt ist Santa Fe. Hier residirt der Gouverneur, dessen Herrschaft sich zugleich über Neu-Navarra und Californien, wo die Spanier einige zerstreute Colonien haben, erstreckt. (Vergl. spanisches Amerika.)

Mex, Dieser durch seine Korkarbeiten bekannte Künstler stand zu-

lebt zu Aschaffenburg als Conditor und Hofoffiziant in Diensten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige zwanzig Jahre früher war er in Diensten des Reichsgrafen von Ostein. Schon damals fing er seine Korkarbeiten an, und dieser Principal, ein warmer Freund der Künste, begünstigte seine Vorliebe so sehr, daß er selbst mit Hand anlegte. Aber damals war ihm die Elasticität des Korks ein so mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunstproduct in dieser Masse jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indes kehrte seine Neigung zu diesen Arbeiten auf eine leidenschaftliche Weise zurück. Da er aber nirgend eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Instrumente nicht einmal kannte, und weder Gelegenheit noch Kenntniß besaß, sie verfertigen zu lassen, er also nur entfernte Vorbereitungen machen konnte: so würde er vielleicht abermals seinen Vorsatz haben aufgeben müssen, wenn nicht der Anblick römischer Korkmodelle und Dalbergs Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm endlich, ein Hinderniß nach dem andern zu besiegen. In kurzer Zeit hatte er sich nicht nur die nöthigen Instrumente selbst verfertigt, sondern sich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die seine Arbeit ungemein erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektonischer Denkmäler, als Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlußer, mit eben so viel Zierlichkeit als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältnissen im Kleinen in Kork nachgebildet. (Vergl. Felsplastik.)

Meyern (Wilhelm Friedrich), gegenwärtig kaiserl. österreichischer Hauptmann im Generalstabe. Dieser Mann ist seinen genauern Lebensumständen nach wenig bekannt. Um das J. 1760 in Franken geboren, erhielt er früh eine Erziehung, die seiner Neigung zum Soldatenstande, wie zum gelehrten Denken und praktischen Forschen gleich günstig war. Nachdem er eine Zeitlang in der Artillerie gedient, nahm er den Abschied, machte große Reisen in England, Schottland, Deutschland, Polen, Ungarn, ganz Italien und Griechenland, und hielt sich längere Zeit in Constantinopel und in Sicilien auf, über welche Länder er die richtigste und tiefste Kunde erwarb, indem er eben so sehr die Lebensart, den Charakter, die Gesetze und Verfassungen der Völker, als die Natur in ihren mannichfachen Beziehungen erforschte. Nicht geringere Aufmerksamkeit widmete er den Anstalten des Verkehrs, dem Kriegswesen, der Staatswirthschaft, der Geschichte und besonders der bildenden Kunst. Aus solchen Anschauungen und Forschungen schuf sein regsam, tiefergriffenes Gemüth das eben so geistreiche als originelle Werk: *Opa-Na-Sore* in fünf Theilen, das in der deutschen Literatur nicht geringe Sensation erregte. Leidenschaftlich sind die Ideen von Vaterland, Freiheit und Tapferkeit in diesem Buche wirksam, und große Hoffnungen zeigen sich hier als Vorläufer einer bessern Zeit, die für uns Deutsche angebrochen ist. Meyern setzte seine Reisen wie seine Studien fort, überall thätig eingreifend, ohne seinen Namen anzuknüpfen. Früh rief er in Oesterreich Landwehr und Landsturm an, und als späterhin 1809 die Volksbewaffnung wirklich eintrat, war er durch Rath und That vorzüglich dazu behülflich, und trat selbst wieder förmlich im Dienst. Die wichtigsten Ausarbeitungen über allgemeine militärische Gegenstände wurden ihm übertragen, und was er lieferte, war stets eigenthümlich, geistreich und praktisch zugleich. Im Kriege 1809 betbängte sich aufs neue seine vielfache Einsicht. In der Schlacht von Wagram wurde die frühere Befolgung seiner nützlichen Angaben manche Nachtheile verhindert haben. Seine Plane gingen oft mit kühnem Schwunge

in großartige Absichten über, deren Ausführung weder schwierig noch bedenklich seyn konnte, aber meist durch die Unumgänglichkeit fremden Beistritts gehindert blieb. Der geringe Erfolg so rastlos wiederholter und befeelter Anstrengungen mußte nur beitragen, einen schon ohnehin nach innen gedrängten Charakter noch mehr auf sich selbst zurückzuwerfen. Im J. 1813 gewann seine Kraft in Ausführung alter Ideen neues Leben; er half am Rhein eifrigst das Volk bewaffnen und in den Waffen üben. Im J. 1815 wurde seine große Kunstkenntniß Veranlassung, daß er österreichischer Seits in Paris den Auftrag bekam, die Rücklieferung und Begsendung der aus Italien von den Franzosen geraubten Kunstwerke zu besorgen. Gegenwärtig befindet er sich mit dem österreichischen Gesandten Grafen Kaunis in Madrid.

Mezeray (François Eudes de), berühmter Historiograph von Frankreich, ist 1610 zu Ry in der Basse-Normandie geboren. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen de Mezeray von einem bei Ry gelegnen Dorfe dieses Namens an, als er in Paris anfang von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber bald, auf Anrathen seines Freundes, des Dichters Des-Joeteaux, mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Dieser verschaffte ihm auch die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zwei Feldzügen in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm, und sich in das College Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der sich gern Gelehrte, besonders Historiker verbindlich machte, von seinen unbemittelten Umständen und seinem Vorsatz, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben, unterrichtet, schickte ihm 900 Livres in einem mit seinem Wappen gestickten Beutel, und blieb auch stets sein Gönner. Dadurch aufgemunter, gab er schon 1643 den ersten Theil seiner Geschichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erschienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Academie der Wissenschaften, und wurde 1675 deren beständiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'Académie. Ein Auszug seiner großen Geschichte erschien 1668 unter dem Titel: *Abrégé chronologique de l'Histoire de France*, 3 Vol. 4. (Amsterd. Edit. 1673. 6 Bde. 12.); er ist viel besser als das Hauptwerk, und seine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geschichte des Ursprungs aller franz. Abgaben mit sehr freimüthigen Bemerkungen. Der Minister Colbert stellte ihn darüber zur Rede. Mezeray versprach Abänderungen in der nächsten Edition, welche aber nur schwache Milderungen waren, und den Zusatz hatten, daß er sie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die Eine Hälfte seiner Pension, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde seine Geschichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wisse warum, verschloß er das von dieser Pension letztebezogene Geld in ein Kästgen, und schrieb darauf: „Dies ist das letzte Geld, das ich vom Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört von ihm zu reden.“ Freie, oft derbe Aeußerung dessen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmsten Züge seines durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht uninteressanten Charakters. Seine Lebensbeschreibung von Laroque steht vor der Amsterdamer Ausgabe seines *Abrégé chronologique*. Seine Schriften tragen seinen Charakter, ihr Styl ist gemein, unrichtig, aber was er sagt, steht bestimmt, klar

und frei da. Ja in gewissen Augenblicken erhebt er sich zur Höhe eines Tacitus, und schildert mit einem starken Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er sich Ungenauigkeit gar nicht übel, seine große Geschichte ist voll davon, weniger der Auszug. Unter seinen übrigen Schriften zeichnet sich sein *traité de l'origine des François* durch außerordentliche Gelehrsamkeit aus. Auch schreibt man ihm einige Satiren auf die Regierung unter dem Namen *Sandricourt* zu, welche ein Gemisch von Laune, niedrigen Pöffen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrsamkeit sind. Von Ausschweifungen war sein Leben nicht frei. Er starb den 10ten Juli 1683.

Mezzotinto. Mit diesem italienischen Ausdruck bezeichnet man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen. Oefters gebraucht man statt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochene Farben (in Verhältniß gegen die andern, aus denen sie gemischt sind), oder Linten schlechthin. dd.

Michaelis (Johann Benjamin). Dieser zu früh verstorbne deutsche Dichter war zu Zittau in der Oberlausitz von unbegüterten Aeltern 1746 geboren, und besuchte das dortige Gymnasium. Gellerts und Kleists Werke, so wie ein Band der berliner Literaturbriefe, die ihm in die Hände fielen, weckten seine Neigung zur Poesie. Als eine Probe davon schickte er gegen das Ende seiner Schuljahre ein Gedicht an Gottsched, den ihm seine Lehrer als einen großen Mann und insbesondere als den Canal zu Stipendien und Freitischen genannt hatten. Gottsched antwortete ihm aufmunternd. Im Jahr 1765 ging Michaelis nach Leipzig, wo er das erste Jahr ohne alle Unterstützung ein einsiedlerisches Leben führte, ohne sich durch die drückendste Noth niederschlagen zu lassen. Aus Pflicht besuchte er zuweilen Gottscheds, aus Neigung Gellerts und Ernestis Lehrstunden. Aber eines anhaltenden Fleißes war er nicht fähig. Diesen Mangel ersetzte er durch eine glückliche Auffassungsgabe. Virgil, Horaz und Juvenal achtete er unter den Alten vorzüglich; von den Franzosen kam Boileau nicht von seinem Tische, aber auch die Väter der deutschen Dichtkunst von Opitz bis Haller ehrte er sehr hoch. Die Medicin und ihre Hülfswissenschaften aber stößten ihm die größte Abneigung ein, je mehr er sie kennen lernte; eben so wenig gewann er Philosophie und Geschichte lieb. Die Beschäftigung seiner einsamen Stunden waren bisher Gedichte besonders gewesen. Er hatte dabei nie an den Druck gedacht; nur in der äußersten Noth entschloß er sich auf den Rath seiner Freunde, sie einem Buchhändler anzubieten, und erhielt nicht ohne Mühe für seine Fabeln nebst einigen Liedern und Satiren ein Honorar von 10 Thalern. Diese ersten Versuche fanden die günstigste Aufnahme. Sie gewannen ihm die Bekanntschaft und das Wohlwollen Gellerts, Weisze's und Oesers. Letzterer empfahl ihn an Gleim, der ihm ein kleines Stipendium von dem halberstädter Domcapitel verschaffte und einen vertrauten Briefwechsel mit ihm unterhielt. Als das neuerbaute Schauspielhaus gerichtet werden sollte, erhielt Michaelis durch Oeser den Auftrag, die Vaurede dazu zu verfertigen. Dadurch wurde er dem Publikum bekannt, und bekam häufige Aufträge zu Gelegenheitsgedichten, welche Arbeiten aber seiner Neigung widerstritten. Indes sorgte das Glück weiter für ihn. Er erhielt außer einer Stelle im Convictorium eines der angesehensten medicinischen Stipendien; aber das Studium der Medicin wurde ihm immer verhaßter. Im J. 1768 verfiel er in eine Nervenkrankheit, die ihn nöthigte, sich auf ein halbes Jahr nach Hause zu begeben,

und deren Folgen er nie ganz überwand. Nach seiner Wiederherstellung entsagte er der Medicin gänzlich. Gelegenheitsgedichte machten nun seinen einzigen Erwerb aus, und so zwang ihn die Noth, zum weiten Male Autor zu werden. Er gab eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel: Einzelne Gedichte, heraus, auf deren Felle er in ganzes Jahr, gewendet hatte. Endlich erhielt er auf Empfehlung einer Freunde, Weiße, Garbe und Engel, gegen Ende des Jahrs 1769 eine sehr vortheilhafte Hofmeisterstelle in Leipzig. Das Jahr darauf wurde er nach Hamburg berufen, um den hamburgischen Correspondenten zu besorgen. Unfähig, sich in die dazu nöthige Ordnung und Pünktlichkeit zu fügen, nahm er bald darauf die Stelle eines Theaterdirectors bei der feilerschen Gesellschaft an. Aber auch diese Verbindung war von kurzer Dauer. Die Umstände der Gesellschaft verschlimmerten sich immer mehr. Michaelis, des Herumreisens und des unregelmäßigen Lebens müde, verließ sie und begab sich zu Gleim, wo er zugleich Jacobi, Klamer Schmidt, Lichtwer, Kochow, Bergler kennen lernte, die ihm seinen Aufenthalt zu einem wahren Parnass machten. Er beschäftigte sich mit der Ausfeilung einiger Operetten, mit poetischen Briefen, von denen 1772 sechs Hefte erschienen, und mit der Verbesserung einer schon gedruckten Gedichte und Fabeln, als eine Brustkrankheit ihn am 30sten September 1772 wegraffte. Deutschland verlor in ihm einen Dichteringling, dessen erste, wiewohl unvollkommene Versuche zu schönen Hoffnungen berechtigten.

Michaelis (Johann David), der berühmte Orientalist, war ein Sohn des Dichters Christian Benedict Michaelis, und 1717 in Halle geboren. Er studirte hier, nachdem er das Waisenhaus verlassen hatte, seit 1733 nebst den Sprachen Theologie, las seit 1740 Collegia, reiste im folgenden Jahre nach England und kam 1742 über Hamburg nach Halle zurück. Hier setzte er seine Vorlesungen fort, bis 1745 als Privatdocent mit einem kleinen Gehalt nach Göttingen berufen wurde. Das folgende Jahr wurde er außerordentlicher, 1750 ordentlicher Professor der Philosophie, aber nicht der orientalischen Sprachen, ob er sie gleich alle lehrte. Außer seinen Vorlesungen, die immer zahlreich besucht wurden, hatte er von 1753 — 70 bei den Göttinger gelehrten Anzeigen, so wie bei der Societät der Wissenschaften die Direction. Im J. 1764 erhielt er das Prädicat als Hofrath, und wurde Correspondent der Academie der Inschriften zu Paris. Das Jahr vorher hatte ihn der König von Preußen in seine Dienste ziehen wollen; er lehnte aber das ihm durch N. Zedius gemachte sehr vortheilhafte Anbieten ab. In der Folge wurde er nicht nur Ritter des Nordsternordens, sondern auch 1788 geheimer Justizrath und 1789 Mitglied der Akademie der Inschriften und der londoner Societät der Wissenschaften. Er starb 1791. Ausgerüstet mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, die selbst diejenigen Gegenstände des menschlichen Wissens umfaßten, welche von seinem eigentlichen Fache, der theologischen Philologie, entfernt lagen, und die er aufs glücklichste damit in Verbindung zu setzen mußte, wirkte er durch mündlichen und schriftlichen Unterricht ruhmvoll für ein Zeitalter und die Nachwelt. Alle Orientalisten in Deutschland ernten von ihm, wo nicht durch mündlichen Unterricht, doch durch Verbreitung aus seinen Werken. Dahin gehören: hebräische Grammatik; palästische, syrische, arabische Grammatik; Supplementa ad Lexica hebraica; Uebersetzung des alten Testaments; Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes, nebst Zusätzen zur dritten Auflage; mosaisches Recht u. m. a. Für die eigentliche Theologie schrieb er ein

großen Helden seines Jahrhunderts prangt, so wird der Name Clemens Wenceslaus von Metternich einst auf die bewundernde und richtende Nachwelt übergehen. Es wird ihr nicht entgehen, wie weise sein Benehmen vor und während des prager Congresses und bei den Unterhandlungen zu Chatillon, wie richtig sein Blick, wie berechnet seine Staatskunst gewesen. Von den ersten Souveränen mit Ehren überhäuft, erhielt der Fürst von Metternich von seinem erhabenen und dankbaren Souverän den seltensten und ausgezeichnetsten Beweis seiner Huld, die ein Staatsdiener je von seinem Souverän empfangen, indem er ihm durch ein Handschreiben vom 13ten April 1814 nicht allein den Besitz einer erblichen Herrschaft im Königreich Ungarn zutheilte, sondern diesem die Veräußerung hinzufügte, daß alle Nachkommen des Fürsten in directer Linie das österreichische lotharingische Wappen in dem ersten Felde ihres angeborenen Familienwappens auf ewige Zeiten aufnehmen könnten. — Der politische Charakter dieses berühmten Staatsmannes kann in seinem eigenthümlichen Lichte nicht deutlicher, als durch eine Vergleichung mit seinem erhabenen Vorgänger und Freunde, dem kaiserl. königl. Finanzminister Grafen von Stadion, erkannt werden. Selten haben zwei große Staatsmänner, bei der größten Verschiedenheit der Charaktere wie des eigenthümlichen Talentes, nach und nebeneinander so glücklich in einander gegriffen. Die Befreiung von Europa, inwiefern ein überwiegender Antheil Oesterreichs an diesem erhabenen Werke nicht zu verkennen ist, wurde im Jahre 1809 durch Graf Stadion begonnen, und im Jahre 1813 durch Fürst Metternich vollendet. Jener gab den Kriegen gegen Frankreich die nationale und, wir möchten sagen, europäische Richtung; dieser theilte der von seinem Vorgänger entzündeten Begeisterung die ihm eigenthümliche Besonnenheit und das völkerrechtliche Maß mit, die Bedingungen eines glücklichen Erfolges. Fürst Metternich hob die österreichische Monarchie auf den Gipfel der äußern politischen Größe, während Graf Stadion in der Stille das große Unternehmen für die innere Befestigung des Staats, welches nach hergestelltem Frieden ans Licht trat, vorbereitete. So, im erhabenen Wettstreit, sich einander an Verdiensten um die Monarchie überbietend, werden ihre Namen auf die Nachwelt übergehn. — Das Hervorstechende in Graf Stadion ist die brennende Begeisterung für alle großen, fruchtbaren und menschenfreundlichen Ideen, eine Hingebung in die Sache und den Zweck, die ihrer selbst vergibt, und eine um so rastlosere Thätigkeit, als der Gegenstand diese Selbstvergessenheit erfordert. Bei der höchsten sinnlichen Reizbarkeit ist er, sobald sein umfassender Geist sich erregt, der Verläugnung bis zur Austerität fähig; liebevoll und innig gegen seine Untergebenen, weiß er dem kältesten ein Gefühl für die Sache mitzutheilen, und der umgebenden Welt, wie durch den Charakter des Krieges von 1809, der größtentheils der seinige war, gleichsam den Stempel seines Geistes einzuprägen. In dem politischen Betragen des Fürsten Metternich hingegen, wie in seiner äußern Erscheinung ist alles besonnene, zurückhaltende, aber auch natürliche Grazie. Für die Ideen empfänglich aber kalt, für die politische Berechnung zu edel, zu warm und zu lebensvoll, vermögen ihn nur jene großen Augenblicke in der Geschichte zu begeistern, wo die Begebenheiten den Absichten und Entwürfen der Menschen sich deutlich und ergreifend gegenüberstellen, und wo der Staatsmann überzeugt wird, nicht bloß daß er will, sondern auch daß er kann. Außerdem ist sein Leben ein ruhiges, von keinem Sturm der Zeit zu störendes, aber auch von keinem Glücksfall zu befangendes Abwägen, Behorchen und Betasten der

politischen Verhältnisse von Europa, das nur dann von lebhafter Thätigkeit unterbrochen wird, wenn irgend eine Frucht dieser Verhältnisse sich der Reife nähert, oder wenn die große Verstandessache der politischen Gerechtigkeit, die Sache, mit der Oesterreich steht und fällt, in Gefahr oder im Vortheil ist. Kein österreicherischer Staatsmann, selbst der große Kaunitz nicht, hat diesen Grundgedanken der Monarchie so tief aufgefaßt, als der Fürst Metternich. Die Absicht der Territorialerweiterung und des Umsichgreifens ist ihm nicht bloß durch Princip, sondern durch Naturell, durch Geschmack, wir möchten sagen, durch einen seltenen Sinn für Kunst und Bildung fremd. Auch ohne den Adel seines Gemüths würde er durch Tact und Maß und durch die Grazie seines Geistes, auf seinem erhabenen Standpunkte, eine der zuverlässigsten Stützen des Rechts und der Ordnung seyn. Wenn man im 43sten Jahre seines Lebens alle Auszeichnungen und Ehren, welche der Herr von Oesterreich und die europäischen Höfe gewähren können, in seiner Person vereinigt, und überall, wo dem Zeitalter etwas Großes gelungen ist, mit Ruhm genannt wird, so wird die Welt von dem Glücke eines solchen Staatsmannes viel zu sagen wissen. Die Begünstigung des Himmels für den Fürsten von Metternich liegt aber offenbar vielmehr in dem ebenbeschriebenen Talent zum Glück, als in der Gunst der Glücksfälle, die ihn betrafen. Wie Graf Stadion die ganze Größe Oesterreichs im Unglück repräsentirt, so stellt sich im Leben des Fürsten Metternich eben jener gelassene Gleichmuth und jenes oftgerühmte Glück dar, dessen Treue bei allem Wechsel und Wandel der Welt nunmehr seit einem halben Jahrtausende in diesem Hause und in diesem Staate anerkannt wird. Beide sind die gebornen Minister von Oesterreich. Und wenn Graf Stadion an den Wagenführer erinnert, der auf einer kühnen und großen Bahn nach einem selbstgewählten erhabenen Ziele alle Kräfte seines Gespannes richtet und drängt, so werden wir in Fürst Metternich vielmehr das Bild des Schiffers erkennen, der dem Antrieb der Elemente ruhig hingeeben, im entscheidenden Augenblicke mit leiser Klugheit und seltner Unererschrockenheit das Steuer führt, dann aber wieder das Wollen der Hegebeheiten ruhig verfolgt, und nur „gelind am Segel ruckt, das sich für alle bemüht.“

Mettlerkamp (D. E.), geboren zu Hamburg, und früher Blei-
deckermeister daselbst, gehörte durch Kenntniß, Wohlhabenheit und Thätigkeit jeder Art zu denjenigen Männern, deren Wort und That für die Mitbürger nicht ohne Ansehn und Einfluß bleiben kann. Als auf An-
trieb des Generals Tettenborn in Hamburg eine Bürgerbewaffnung an-
geordnet, und der Herr von Hef mit der Leitung beauftragt worden
war, that Mettlerkamp sich als einer der thätigsten und einsichtsvollsten
Förderer der Sache hervor; doch hielt seine Bescheidenheit ihn allzusehr
zurück, und indem er anspruchlos wirkte, blieb sein Name ungenannt.
Erst als der General Tettenborn, dem Mettlerkamp sich nie gezeigt hatte,
Hamburg räumen mußte und Herr von Hef weggegangen war, trat
jener unerwartet auf, nahm sich der verlassenen Bürgergarde an, und
trug einen Augenblick den kühnen Gedanken in seiner Brust, Hamburg
noch nach dem Abzuge der Russen aus eignen Mitteln zu vertheidigen.
Aber die Ereignisse waren schon zu weit vorgerückt, als daß sie durch
solch vertrauensvollen Muth, der früher entscheidend seyn konnte, aufzu-
halten gewesen wären; der Mangel an Pulver und Waffen, die Weit-
läufigkeit des Verlickens, die Kürze der Zeit, und vor allen die durch
Dänemarks Rückkehr zu der Sache der Franzosen erregte Bestürzung
machte die Ausführung des heldenmüthigen Plans unmöglich. Mettler-

Kamp mußte sich begnügen, mit den braven Bürgern, die sich um seine Person versammelt hatten, die Stadt zu verlassen, und sich an die verbündeten Truppen im Mecklenburgischen anzuschließen. Hier sammelte er unter dem Schutze des Kronprinzen von Schweden und in Verein mit Friedrich Perthes alle die hamburgischen und lübeckischen Flüchtlinge, die während des Waffenstillstandes die französische Wachsamkeit betrogen, und bildete einen Kern hanseatischer Bürgergarde, der auf vielfache Weise der guten Sache förderlich war, und auch vor dem Feind in mehreren Gelegenheiten gute Dienste that. Späterhin zur Wiedereinnahme Hamburgs an das russische Truppencorps des Generals Bennigsen angeschlossen, war er mit Rath und That unermüdet behülflich, und erwarb sich die Achtung der russischen Befehlshaber, so wie das erhöhte Vertrauen seiner Mitbürger. Daß es ihm nicht an militärischen Fähigkeiten fehle, hat er vielfach gezeigt. Daß er auch die Feder zu führen wisse, beweist das Buch, welches er über die Verteidigung Hamburgs geschrieben, und zu welchem er sich durch die mehr oder minder gegen ihn gerichteten Aeußerungen des Herrn von Hef veranlaßt gesehen.

Mettrie (Julien Offroy de la), ein berühmter Materialist und medicinischer Charlatan, geboren zu St. Malo im J. 1709, studirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntnissen bereichert kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Obersten der Garden, angestellt wurde, der ihn zum Arzt seines Regiments machte. Er folgte demselben zur Belagerung von Freiburg, und wurde hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geistige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper schwindet und mit ihm verblüht. Er schrieb als Physiker von dem, was nicht in die Physik gehört, und verfaßte eine *Histoire naturelle de l'ame*. Dieses Werk, das auf jeder Seite den größten Materialismus und Unglauben athmet, erweckte ihm Feinde; sein Beschützer blieb, und er verlor seine Stelle. Jetzt kehrte er seine Waffen gegen seine Pariser Collegen und schrieb, unter dem Namen Metheus Demetrius, sein *Satyre l'encelops ou Machiavel en medecine*, Berlin 1748, weswegen er genöthigt ward, sich vor seinen Widersachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er seinen *L'homme Machine* heraus. Beständige Voraussetzung dessen, was bewiesen werden soll, unvollkommene Vergleiche oder Analogien statt der Beweise, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgemeine Schlüsse gezogen werden, die nicht daraus folgen, Behauptungen statt Zweifel, darin besteht die Philosophie des Verfassers. Der Enthusiasmus, womit er declamirt, die Arien der Ueberzeugung, die er annimmt, konnten wohl Proselyten machen. Verfolgt in Holland, wo sein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, wo er Lector und Freund des Königs und Mitglied der Akademie ward. Hier starb er 1751 an einem Fieber, das er selbst nach seinen widersinnigen Ansichten behandelte. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß La Mettrie in seinem letzten Augenblick Reue empfunden und daß die berliner Philosophen deshalb gesagt hätten, er habe sie im Leben und im Tode beschimpft. Andre dagegen sagen, er sey aus dem Leben getreten wie ein Schauspieler von der Bühne, mit dem einzigen Kummer, nicht mehr daselbst glänzen zu können. Der König von Preußen selbst verfaßte seine Leichenrede, welche in der Akademie verlesen wurde. — Man findet in allen Werken La Mettrie's Feuer und glänzende Phantasie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geschmaack. Seine philosophischen Schriften sind zu Berlin 1752 in zwei Bänden gesammelt erschienen. Diese

Schriften sind außer den genannten: *L'homme planté*; *L'art de jouir*; *Le discours sur le bonheur* u. s. w. In der letztern ist La Mettrie nach Diderot ein unverständiger Schriftsteller, der die Leiden des Weisen mit den Qualen des Vbschwichts, die leichten Uebel des Wissens mit den verderblichen Folgen der Unwissenheit verwechselt, der die Frivolität des Geistes in dem, was er sagt, und die Verderbtheit des Herzens in dem, was er nicht zu sagen wagt, zu erkennen gibt, der hier behauptet, der Mensch sey böse von Natur, und anderwärts aus der Natur der Wesen ihre Pflichten und ihre Glückseligkeit ableitet; der sich zu bemühen scheint, den Verbrecher bei seinem Verbrechen, den Lasterhaften bei seinen Lastern zu beruhigen, und dessen grobe, aber wegen der Scherze, womit er sie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftsteller verrathen, der nicht die ersten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verstand und Ueberspannung in seinen Schriften kann nur von leichtsinnigen Lesern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Wis und Wahrheit verwechseln, und denen man alles bewiesen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. — Wollte man La Mettrie's Grundsätze verfolgen, so würde alle Moral über den Haufen gestürzt werden. Selbst Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm später seine Lobspärche zurück.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluß der Seille in die Mosel, die Hauptstadt des Moseldepartements. Sonst war sie eine freie Reichsstadt, wurde aber 1552 von französischen Truppen besetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Ehemals war die Stadt der Sitz eines Parlaments, eines Generalgouverneurs und mehrerer Collegien und hatte daher viel Wohlhabenheit. Der Bischof von Metz stand unter dem Erzbischof von Trier, jetzt von Besançon. Zu den sehenswerthen Gebäuden gehöret der Dom, das Schauspielhaus und die Intendantur. Die Zahl der Einwohner beträgt ohne das Militär 32,000. Metz hat wichtige Manufacturen von Baumwollenzengen, Särbereien und einen lebhaften Handel mit Getraide, Wein, Weinessig, Pelzwerk, Brantwein u. s. w.; ist auch der Sitz einer großen Artillerie- und Ingenieurschule. — Die umliegende Gegend heiße le Pais Messin.

Metze, ein Getraidemaß, vier Metzen machen gewöhnlich ein Viertel, mithin 16 einen Scheffel. Im Württembergischen der vierte Theil eines Eimers, deren acht auf einen Scheffel gehen.

Mezzu (Gabriel), ein vorzüglichlicher Maler der niederländischen Schule, ist 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amsterdam, seiner Geschicklichkeit wegen, in großem Ansehen. Seine Muster waren Douw, Terburg und Micris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er malte Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemisten in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken &c. Seine Manier ist frei und gefällig, und er ist ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden konnte, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andre, welche die Hände in einem silbernen Becken wäscht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu seinen vorzüglichsten Stücken. Seine Werke sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten schreibt man seinen frühen Tod zu. Er starb 1658 in Amsterdam.

Meursius (Johann), geboren zu Utrecht 1579, Professor zu Ley-

den 1610, im folgenden Jahre Historiograph von Holland, dann, um den Anfeindungen und Bedrückungen zu entweichen, denen er als treuer Anhänger Barnevelds und der patriotisch Gesinnten vielfach ausgesetzt war, Professor der Geschichte und Politik zu Sorø und königl. dänischer Historiograph seit 1625, starb am 20sten Sept. 1639. Seine zahlreichen, meist die griechischen Alterthümer betreffenden Schriften zeugen von seinem ausgezeichneten Sammlerfleiß und seiner ausgebreiteten Belesenheit, sind aber übrigens bloße Materialienmagazine, ohne Geschmack, Geist, oft selbst ohne Ordnung zusammengedüht, welche erst unter den Händen kritischer und geschmackvoller Bearbeiter wirklichen Nutzen schaffen können. Gleiches gilt von seiner Geschichte von Dänemark. Seine archäologischen Schriften finden sich gesammelt in Gräv's und Gronov's thesauris antiquitatum; eine Sammlung aller seiner Werke besorgte Lami zu Florenz 1741—1763. XII. Vol.

Meusel (Johann Georg), ward den 17ten März 1743 zu Erlichshof im fränkischen Rittercanton Baunach, wo sein Vater Cantor war, geboren, besuchte seit 1755 die Rathsschule und seit 1758 das academische Gymnasium zu Coburg, bezog 1764 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des historischen Instituts und des philologischen Seminars wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebenen Schrift von der philosophischen Facultät in Wittenberg die Magisterwürde, und wendete sich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, bis er 1769 als Professor der Geschichte nach Erfurt berufen, und in demselben Jahre zum queadlinburgischen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebt er als brandenburgischer Hofrath, Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, und macht sich noch in seinem hohen Alter durch Vorlesungen und Schriften verdient. Sein Schriftenverzeichniß ist ein Beweis des ernstlichen und unverdroßnen deutschen Fleißes, und der Vielseitigkeit der gelehrten Thätigkeit Deutschlands. Mit gleichem Glück hat er sich in der Statistik, allgemeinen Geschichtskunde, Kunst- und Literaturgeschichte versucht, ganz vorzüglich hervorragende Verdienste sich aber besonders in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutschland (5te Aug. Lemgo 1796, ff.), sein Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller (Leipz. 1802, ff.) seine Bearbeitung von B. G. Struvs bibliotheca historica (Th. 1—9. Leipz. 1782—1802, 21 Bde. 8. unbeeidigt) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch ungemein bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Punkte derselben zu bearbeiten anfang, schon größte Sammlungen unternahm (deutsches Künstlerlexicon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde. 8. Miscellaneen artistischen Inhalts. 1—30. Hest, Erfurt 1779. f. Museum für Künstler und Kunstliebhaber. 1—18. St. Mannheim 1787. ff. Neues Museum u. s. w. 1—4. St. Leipz. 1794. f. Neue Miscellaneen artistischen Inhalts. 1—14. St. Leipz. 1795. ff. Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, Dresden 1803. ff.). Um die Statistik, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, hat er sich durch seine Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie (4te Aufl. Leipz. 1800. gr. 8.), Literatur der Statistik (Leipz. 1806, 1807. 2 Bde. 8.) und durch sein Lehrbuch der Statistik (3te Aufl. Leipz. 1805. 8.), so wie um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale (fortgesetzte Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften. Halle 1774 ff. nebst Fortsetzungen) und Sammlun-

lebt in Aschaffenburg als Conditor und Hofofficiant in Diensten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige zwanzig Jahre früher war er in Diensten des Reichsgrafen von Ostein. Schon damals fing er seine Korarbeiten an, und dieser Principal, ein warmer Freund der Künste, begünstigte seine Vorliebe so sehr, daß er selbst mit Hand anlegte. Aber damals war ihm die Elasticität des Korks ein so mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunstproduct in dieser Masse jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte seine Neigung zu diesen Arbeiten auf eine leidenschaftliche Weise zurück. Da er aber nirgend eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Instrumente nicht einmal kannte, und weder Gelegenheit noch Kenntniß besaß, sie verfertigen zu lassen, er also nur entfernte Vorbereitungen machen konnte: so würde er vielleicht abermals seinen Vorsatz haben aufgeben müssen, wenn nicht der Anblick römischer Korkmodelle und Dalbergs Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm endlich, ein Hinderniß nach dem andern zu besiegen. In kurzer Zeit hatte er sich nicht nur die nöthigen Instrumente selbst verfertigt, sondern sich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die seine Arbeit ungemein erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektonischer Denkmäler, als Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlösser, mit eben so viel Zierlichkeit als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältnissen im Kleinen in Kork nachgebildet. (Vergl. Selloplastik.)

Meyern (Wilhelm Friedrich), gegenwärtig kaiserl. österreichischer Hauptmann im Generalstabe. Dieser Mann ist seinen genauern Lebensumständen nach wenig bekannt. Um das J. 1760 in Franken geboren, erhielt er früh eine Erziehung, die seiner Neigung zum Soldatenstande, wie zum gelehrten Denken und praktischen Forschen gleich günstig war. Nachdem er eine Zeitlang in der Artillerie gedient, nahm er den Abschied, machte große Reisen in England, Schottland, Deutschland, Polen, Ungarn, ganz Italien und Griechenland, und hielt sich längere Zeit in Constantinopel und in Sicilien auf, über welche Länder er die richtigste und tiefste Kunde erwarb, indem er eben so sehr die Lebensart, den Charakter, die Gesetze und Verfassungen der Völker, als die Natur in ihren mannichfachen Beziehungen erforschte. Nicht geringere Aufmerksamkeit widmete er den Anstalten des Verkehrs, dem Kriegswesen, der Staatswirthschaft, der Geschichte und besonders der bildenden Kunst. Aus solchen Anschauungen und Forschungen schuf sein regsameres, tiefergriffenes Gemüth das eben so geistreiche als originelle Werk: *Opa-Na-Sore* in fünf Theilen, das in der deutschen Literatur nicht geringe Sensation erregte. Leidenschaftlich sind die Ideen von Vaterland, Freiheit und Tapferkeit in diesem Buche wirksam, und große Gesinnungen zeigen sich hier als Vorläufer einer bessern Zeit, die für uns Deutsche angebrochen ist. Meyern setzte seine Reisen wie seine Studien fort, überall thätig eingreifend, ohne seinen Namen anzuknüpfen. Früh trieb er in Oesterreich Landwehr und Landsturm an, und als späterhin 1809 die Volksbewaffnung wirklich eintrat, war er durch Rath und That vorzüglich dazu behülflich, und trat selbst wieder förmlich in Dienst. Die wichtigsten Ausarbeitungen über allgemeine militärische Gegenstände wurden ihm übertragen, und was er lieferte, war stets eigenthümlich, geistreich und praktisch zugleich. Im Kriege 1809 bethätigte sich aufs neue seine vielfache Einsicht. In der Schlacht von Wagram würde die frühere Befolgung seiner nützlichen Angaben manche Nachtheile verhindert haben. Seine Plane gingen oft mit kühnem Schwunge

in großartige Absichten über, deren Ausführung weder schwierig noch bedenklich seyn konnte, aber meist durch die Unumgänglichkeit fremden Beistritts gehindert blieb. Der geringe Erfolg so rastlos wiederholter und befeelter Anstrengungen mußte nur beitragen, einen schon ohnehin nach innen gedrängten Charakter noch mehr auf sich selbst zurückzuwerfen. Im J. 1813 gewann seine Kraft in Ausführung alter Ideen neues Leben; er half am Rhein eifrigst das Volk bewaffnen und in den Waffen üben. Im J. 1815 wurde seine große Kunstkennntniß Veranlassung, daß er österreichischer Seits in Paris den Auftrag bekam, die Rücklieferung und Wegsendung der aus Italien von den Franzosen geraubten Kunstwerke zu besorgen. Gegenwärtig befindet er sich mit dem österreichischen Gesandten Grafen Kaunitz in Madrid.

Mezeray (François Eudes de), berühmter Historiograph von Frankreich, ist 1610 zu Ry in der Basse-Normandie geboren. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen de Mezeray von einem bei Ry gelegnen Dorfe dieses Namens an, als er in Paris anfang von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber bald, auf Anrathen seines Freundes, des Dichters Des-Bois, mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Dieser verschaffte ihm auch die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointour) bei der Artillerie, die er während zwei Feldzügen in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm, und sich in das Collège Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der sich gern Gelehrte, besonders Historiker verbindlich machte, von seinen unbemittelten Umständen und seinem Vorsatz, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben, unterrichtet, schickte ihm 900 Livres in einem mit seinem Wapen gestickten Beutel, und blieb auch stets sein Gönner. Dadurch aufgemunter, gab er schon 1643 den ersten Theil seiner Geschichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erschienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Academie der Wissenschaften, und wurde 1675 deren beständiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'Académie. Ein Auszug seiner großen Geschichte erschien 1668 unter dem Titel: *Abrégé chronologique de l'Histoire de France*, 3 Vol. 4. (Amsterd. Edlt. 1673. 6 Bde. 12.); er ist viel besser als das Hauptwerk, und seine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geschichte des Ursprungs aller franz. Abgaben mit sehr freimüthigen Bemerkungen. Der Minister Colbert stellte ihn darüber zur Rede. Mezeray versprach Abänderungen in der nächsten Edition, welche aber nur schwache Willkürungen waren, und den Zusatz hatten, daß er sie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die Eine Hälfte seiner Pension, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde seine Geschichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wisse warum, verschloß er das von dieser Pension letztbezogene Geld in ein Kästgen, und schrieb darauf: „Dies ist das letzte Geld, das ich vom Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört von ihm zu reden.“ Freie, oft derbe Aeußerung dessen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmsten Züge seines durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht uninteressanten Charakters. Seine Lebensbeschreibung von Laroque steht vor der Amsterdamer Ausgabe seines *Abrégé chronologique*. Seine Schriften tragen seinen Charakter, ihr Styl ist gemein, unrichtig, aber was er sagt, steht bestimmt, klar

o in gewissen Jugendjahren erhebt er sich zur Höhe eines Jährlings mit einem starken Jage einen goldenen Adoranten. er sich Vagabundent hat nicht Adelt, frist große Poesie, weigert der Dichtung. Unter seinen übrigen Schreibern trahie die Fortsetzung des François durch aufrechten Kampf auf. Nach schreibt man ihm einige Poesie, die unter dem Namen Canonicus zu, welche ein um, niedrigen Fellen, Quodlibet, zweier auch Bistum hat. Von Beschreibungen war sein Leben nicht zu selten Voll 16 1.

110. Die dicken italienischen Ausdruck bezeichnet man in der Dichterei die Dichtformen, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebertrage seiner Farben in einander rücken. Letztes gebraucht man für diejenigen auch vielfach den Ausdruck Dichtformen, d. i. diejenige oder auch halbe Farben, gebrochene Farben (in Verbindung gegen dem einen, auf denen sie gewandt sind), oder Linien d. i. d. d. d.

Richard's (Johann Benjamin) Dieser so früh verstorben deutsche Dichter war zu Zittau in der Oberlausitz des unbedeutenden Adels 1766 geboren, und besuchte das dortige Gymnasium. Er liest und liest Werke, so wie ein Band der berühmten Literaturwerke, die ihm in die Hände fielen, wofür seine Neigung zur Poesie. Auf eine Probe davon schickte er gegen das Ende seiner Schuljahre ein Gedicht an Gottsched, den ihm seine Lehrer als einen großen Mann und insbesondere als den Canal zu Cicero und Seneca genannt hatten. Gottsched antwortete ihm aufmunternd. Im Jahr 1783 ging Richard nach Leipzig, wo er das erste Jahr ohne alle Unterstützung ein studienreiches Leben führte, ohne sich durch die bedrückende Noth niederzulegen zu lassen. Das Glück besuchte er zuweilen Gottscheds, auf Reizung Heubers und Ernst's zuweilen. Aber eine andererseits Freude war er nicht fähig. Lirien Clangel ersetzte er durch eine glückliche Hottisungsgabe. Virgil, Horaz und Juvenal achtete er unter den Dichtern vorzüglich; von den Franzosen kam Voltaire nicht von seinem Rechte, aber auch die Dicht der deutschen Literatur von Lessing und Schiller eben er hat doch. Die Medizin und die Naturwissenschaften aber fähren ihm die größte Abneigung ein, er weicht er sie freuen kann, wenn so wenig gewiss er Philosophie und Poesie nicht liebt. Die Beschäftigung seiner einzelnen Stunden waren die Poesie besonders gewöhnlich. Er hatte dabei nie an den Druck gedacht; nur in der höchsten Noth entschloß er sich auf den Rath seiner Freunde, sie einen Buchhändler anzuwenden, und erhielt nicht ohne Mühe für seine Gedichte sechs kleine Luthers und Carpers ein Honorar von 10 Thalern. Auch seine Verlöbte fanden die glückliche Aufnahme. Sie gewannen ihm die Bekanntschaft und das Wohlwollen Villers, Weyers und Lefers. Letzter riefte ihn an Platz, der ihm im kleinen Euphorium aus dem halbtägigen Domagall vertriebe und einen vertrauten Briefwechsel mit ihm unterhalte. Als das merkwürdige Schicksalhand geordnet werden sollte, erhielt Richard durch Oetz den Auftrag, die Beweise dazu zu verfertigen. Dadurch wurde er dem Publikum bekannt, und bekam häufige Aufträge zu Gelegenheitsgedichten, welche er mit oder seiner Fingung unterschrieb. Indes sorgte das Glück immer für ihn. Er erhielt außer einer Stelle im Collegium eines der angesehensten medizinischen Professoren, aber das Studium der Medizin wurde ihm immer verdächtig. Im J. 1783 verließ er in einer Herberbrand'schen die ihn ablegte, sah auf ein halbes Jahr nach Hause zu gehen.

und deren Folgen er nie ganz überwand. Nach seiner Wiederherstellung entsagte er der Medicin gänzlich. Gelegenheitsgedichte machten nun seinen einzigen Erwerb aus, und so zwang ihn die Noth, zum zweiten Male Autor zu werden. Er gab eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel: *Einzelne Gedichte*, heraus, auf deren Feile er ein ganzes Jahr gewendet hatte. Endlich erhielt er auf Empfehlung seiner Freunde, Weiße, Garve und Engel, gegen Ende des Jahres 1769 eine sehr vortheilhafte Hofmeisterstelle in Leipzig. Das Jahr darauf wurde er nach Hamburg berufen, um den hamburgischen Correspondenten zu besorgen. Unfähig, sich in die dazu nöthige Ordnung und Pünktlichkeit zu fügen, nahm er bald darauf die Stelle eines Theaterdichters bei der seilerschen Gesellschaft an. Aber auch diese Verbindung war von kurzer Dauer. Die Umstände der Gesellschaft verschlimmerten sich immer mehr. Michaelis, des Herumreisens und des unregelmäßigen Lebens müde, verließ sie und begab sich zu Gleim, wo er zugleich Jacobi, Klamer Schmidt, Lichtner, Rochow, Bergler kennen lernte, die ihm seinen Aufenthalt zu einem wahren Parnass machten. Er beschäftigte sich mit der Ausfeilung einiger Operetten, mit poetischen Briefen, von denen 1772 sechs Hefte erschienen, und mit der Verbesserung seiner schon gedruckten Gedichte und Fabeln, als eine Brustkrankheit ihn am 30sten September 1772 wegraffte. Deutschland verlor in ihm einen Dichteriüngling, dessen erste, wiewohl unvollkommene Versuche zu schönen Hoffnungen berechtigten.

Michaelis (Johann David), der berühmte Orientalist, war ein Sohn des Dichters Christian Benedict Michaelis, und 1717 zu Halle geboren. Er studirte hier, nachdem er das Waisenhaus verlassen hatte, seit 1733 nebst den Sprachen Theologie, las seit 1740 Collegia, reiste im folgenden Jahre nach England und kam 1742 über Hamburg nach Halle zurück. Hier setzte er seine Vorlesungen fort, bis er 1745 als Privatdocent mit einem kleinen Gehalt nach Göttingen berufen wurde. Das folgende Jahr wurde er außerordentlicher, 1750 ordentlicher Professor der Philosophie, aber nicht der orientalischen Sprachen, ob er sie gleich alle lehrte. Außer seinen Vorlesungen, die immer zahlreich besucht wurden, hatte er von 1753 — 70 bei den göttinger gelehrten Anzeigen, so wie bei der Societät der Wissenschaften die Direction. Im J. 1764 erhielt er das Prädicat als Hofrath, und wurde Correspondent der Academie der Inschriften zu Paris. Das Jahr vorher hatte ihn der König von Preußen in seine Dienste ziehen wollen; er lehnte aber das ihm durch L. Zeilius gemachte sehr vortheilhafte Anerbieten ab. In der Folge wurde er nicht nur Ritter des Nordsternordens, sondern auch 1788 geheimer Justizrath und 1789 Mitglied der Akademie der Inschriften und der londoner Societät der Wissenschaften. Er starb 1791. Ausgerüstet mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, die selbst diejenigen Gegenstände des menschlichen Wissens umfaßten, welche von seinem eigentlichen Fache, der theologischen Philologie, entfernt lagen, und die er aufs glücklichste damit in Verbindung zu setzen wußte, wirkte er durch mündlichen und schriftlichen Unterricht ruhmvoll für sein Zeitalter und die Nachwelt. Alle Orientalisten in Deutschland lernten von ihm, wo nicht durch mündlichen Unterricht, doch durch Belehrung aus seinen Werken. Dahin gehören: hebräische Grammatik; Chaldäische, syrische, arabische Grammatik; Supplementa ad Lexica hebraica; Uebersetzung des alten Testaments; Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes, nebst Zusätzen zur dritten Auflage; mosaisches Recht u. m. a. Für die eigentliche Theologie schrieb er ein

Cor
 Au
 sein
 sp
 teri
 gen
 sein
 He
 top
 phi
 und
 der
 Al
 tisc
 Ge
 mel
 friebtact.

Es später in einer deutschen
 eine Dogmatik hatte nebst
 theil an der Reform der
 aphie und Naturkunde, so
 sein durch seine Bemühun
 nardos dans la mer rouge,
 Ränner, seine Geographia
 Abdulfeda beweisen. Philo
 auch schrieb er selbst über
 incipium indiscernibilium,
 Akademie über den Einfluß
 prache auf die Urtheile.
 nement über die protestan
 te schwächste Seite ist sein
 e Theile seines Bibelwerks,
 nthalten, am wenigsten be

setzte die Festungen Chozm und Bender, schloß Jemall ein, und schlug die Türken bei Turbaß und Esardartsm, und hielt seinen Einzug in Bagaresi. Allein die vielen Kriegsstrapazen hatten seinen Körper geschwächt; er unterlag der Sicht und starb zu Ende des Jahres 1806.

Midas, des Gordius und der Nybele Sohn, ein alter König in Phrygien, vom dem die Fabel mancherlei Sagen erzählt. Als er noch als Kind in der Wiege lag, kamen Ameisen und trugen ihm Körner in den Mund, woraus die Wahrsager prophezeiten, daß er einst große Reichthümer erlangen werde. Als er König geworden war und Bacchus damals Phrygien durchzog, verirrte sich Silen zu ihm; Midas bewirthete ihn gut und führte ihn wieder zum Bacchus, welcher dem Midas zur Belohnung erlaubte, einen Wunsch zu thun. Midas wünschte, daß alles, was er berühre, zu Gold werden möchte, und der Gott gewährte den Wunsch. Bald aber erkannte Midas seine Unbesonnenheit, als auch Speise und Trank, die er genießen wollte, bei seiner Berührung sich in Gold verwandelten. Da bat er den Bacchus, sein schreckliches Geschenk zurückzunehmen. Der Gott erfüllte auch diesen Wunsch, und befahl ihm, den Fluß Pactolus stromaufwärts zu gehn, den Kopf in die Quelle desselben zu tauchen und sich darin zu baden. Dadurch ging die alles in Gold verwandelnde Eigenschaft auf den Pactolus über. Aber diese Erfahrung hatte den Midas nicht vorsichtiger gemacht. Als später Apollo und Pan in ihrem musikalischen Wettstreit, ihn und den Emolus zu Schiedsrichtern wählten, gab Midas der Syrinx des Pan vor der Leier des Apollo den Vorzug, und wurde dafür von Apollo mit einem Paar Eselsohren bestraft. Daher stammen die Midasohren, welche man unwissenden Kritikern beilegt. Midas bemühte sich zwar, diesen verdächtigen Hauptschmuck durch seine königliche Nähe zu verbergen. Doch mußte er seinem Barbier das Haupt entblößen, und ob ihm gleich der König unter den härtesten Drohungen Stillschweigen empfahl, so drückte diesen doch das Geheimniß so sehr, daß er, um seinem Herzen Luft zu machen, ein Loch in die Erde grub und in dasselbe leise die Worte hineinrief: „König Midas hat Eselsohren;“ worauf er das Loch wieder zuscharrte. Bald nachher aber wuchs hier ein Büschel Schilfrohr empor, welches, so oft der Wind es bewegte, ganz deutlich die Worte flüsterte, welche der Barbier in die Erde gerufen hatte, wodurch nun das Geheimniß im ganzen Lande bekannt wurde.

Middelburg, die Hauptstadt der holländischen Provinz Seeland, auf der Insel Walchern gelegen. Sie ist eine sehr ansehnliche Stadt mit breiten Straßen und verschiedenen prächtigen Gebäuden. Die Zahl der Einwohner, die sonst 25,000 betrug, ist unter 18,000 herabgesunken. Es befinden sich hier eine naturforschende Gesellschaft, eine seeländische Gesellschaft der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Beförderung der Mahler-, Bildhauer- und Baukunst u. s. w. Der Handel ist beträchtlich, zumal mit Wein. Ein Canal führt von hier nach Bliksingen.

Middletou (Congers), war 1683 zu Richmond in Yorksbire geboren, und wurde von seinem begüterten Vater mit vieler Sorgfalt erzogen. Im 17ten Jahre seines Alters ging er nach Cambridge, wo er 1707 Magister und 1717 Doctor der Theologie und erster Universitätsbibliothekar ward. Im J. 1724 reiste er, theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um seinen Hang nach antiquarischen Kenntnissen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber schon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre seiner Nation in Rom machen zu müssen glaubte, seine Vermögensumstände zerrütet hatte.

Sein Leben war eine Kette literarischer Fehden, auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Pamphlets geschrieben und veranlaßt als er. Er starb 1752 zu Cambridge an einem schleichenden Fieber. Sein Hauptwerk, the History of the life of M. T. Cicero, erschien zuerst London 1741 in zwei Quartbänden. Unstreitig nimmt Middleton eine der ersten Stellen unter den Biographen ein, ob man ihn gleich nicht ohne Grund beschuldigt, daß er in der Uebersetzung der ciceronianischen Briefe unglücklich gewesen sey, auch seinem Style Correctheit und Präcision fehle. Die vorzüglichsten seiner übrigen, größtentheils theologischen und antiquarischen Schriften sind zusammengedruckt unter dem Titel: Miscellaneous Works u. s. w. 4 Quartbände. Seine Streitigkeiten mit Bentlen, der ihn wegen seiner Liebe zur Musik den Fiedler nannte, veranlaßten eine Broschüre: Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately publish'd by Richard Bentley for a new edition of the greek Testament and latin version, London 1721. wodurch sein gelehrter Gegner, zum Bedauern aller Freunde ächter Bibelkritik, bewogen wurde, sein Vorhaben, eine kritische Ausgabe des neuen Testaments zu liefern, aufzugeben.

Mienenspiel; s. Mimit.

Mieris (Franz), einer der berühmtesten Maler der niederländischen Schule, geboren zu Leyden 1635, woselbst sein Vater Goldschmid und Juwelier war. Er studirte unter Bliet, Gerard Douw, und Van der Tempel; besonders aber nahm er den Styl und die Manier des zweiten dieser Meister an, als dessen vorzüglichster Schüler er anzusehen ist. Seine Arbeiten sind Porträts, Familienstücke und Scenen des gemeinen Lebens; in allen ahmte er die Natur mit bewundernswürdiger Vollkommenheit nach. Bei aller jungen Vollendung Gerard Douws mußte er die Gegenstände besser zu wählen, und war correcter in der Zeichnung. Sein Colorit ist auch reiner und sein Pinsel kräftiger und geistvoller. Die verschiedenen Stoffe der Kleider ahmt er mit unerreichbarer Wahrheit nach. Seine Gemälde haben den Werth, der der nachahmenden Kunst in ihrer höchsten Vollkommenheit gebührt; sie wurden schon bei ihrer Erscheinung theuer bezahlt, so daß Mieris seinen stündlichen Verdienst auf einen Ducaten anschlagen konnte; der Preis mehrerer seiner Stücke stieg jedoch ungleich höher. Dennoch war er wegen seiner Nachlässigkeit und Unenthaltbarkeit stets in einer gedrückten Lage. Seine Gläubiger brachten ihn sogar ins Gefängniß, und verlangten, daß er ihnen durch Ausübung seiner Kunst ihr Geld und sich die Freiheit verschaffen solle; er antwortete ihnen aber, daß ihm beim Anblick der Schösser und Riegel der Pinsel aus der Hand fallen würde. Als Beweis seiner Freigebigkeit erzählt man folgenden Zug. Er war in der Trunkenheit einst in einen Canal gefallen; ein Schubsticker und dessen Frau zogen ihn heraus, führten ihn in ihre Wohnung und brachten ihn zu Bett. Für diesen Liebesdienst schenkte ihn Mieris ein Bild, das sie für 800 Gulden verkauften. Eine seiner schönsten Arbeiten war das Gemälde einer ohnmächtigen jungen Frau, um die ein Arzt beschäftigt ist und neben der eine Alte steht. Mieris starb in seiner Vaterstadt 1681, und hinterließ zwei Söhne, Johann und Wilhelm, ebenfalls zwei geschickte Maler. Des Letztern Sohn, Franz Mieris der Jüngere, ist von geringerer Bedeutung.

Miethe, Miethevertrag heißt im allgemeinen das Verhältniß und der Vertrag, durch welchen man den Gebrauch einer Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Preises verspricht. Im erstern Falle heißt der Miethevertrag locatio conductio re-

rum, und schließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen jemand Gebrauch und Nutzung eines Landgutes oder einer gewissen Art Wirtschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann (conductor), Abmieter ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, darf aber deren Gebrauch an sich nicht ändern überlassen, wodurch Untermieth (sublocario) entsteht. Vermieter oder Verpächter kann nur seyn, wer über eine Sache als Eigenthümer oder im Namen des Eigenthümers verfügen kann; er kann vor beendeter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er sie selbst braucht, noch weil er sie verkauft hat, entziehen. Der Kauf bricht also eigentlich und an sich die Mieth nicht. Der Miethmann ist zu Entrichtung des Miethzinses (locarium) verpflichtet, wenn er auch durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß ist Sache der Billigkeit. Der Miethvertrag über Dienste (locatio conductio operarum) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verrichtung eines Werks, einer Arbeit jemanden (dem Unternehmer, Besteller) verbindlich macht; Dienstvertrag, wenn Dienste bestimmter Art (z. B. häusliche Dienste) auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (merces) versprochen werden. Der Dingende oder Miether kann die versprochenen Dienste in Person fordern, der Gedungene dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende seine Dienste nicht mehr bedarf. Dies sind die allgemeinen Grundsätze des Rechts über dieses Verhältniß. Die positiven Rechte bestimmen dieselben theils näher, theils weichen sie auch zuweilen von demselben ab, wie z. B. in dem Grundsatz: Kauf bricht Mieth.

Mignard (Pierre), ein vorzüglicher französischer Maler, geboren 1610 in Tropes. Sein Familienname war eigentlich Morès, allein sein Vater, welcher aus England stammte, änderte denselben in den Namen Mignard. Er war anfangs bestimmt, Medicin zu studiren, zeigte aber schon im 11ten Jahre so großes Talent zur Kunst, daß ihn sein Vater in die Schule des Jean Boucher in Bourges brachte. Hierauf studirte er in Fontainebleau die Werke des Primaticcio, Rosso und Niccolo del Abbate. In seinem 15ten Jahre malte er schon die Schloßcapelle zu Coubert en Vrie aus, und besuchte dann die Schule des berühmten Vouet. Im Jahr 1636 suchte er das eigentliche Vaterland der Kunst, Rom, auf, und bildete sich nach Rafaels und Tizians Meisterwerken. Hier schloß er auch ein inniges Freundschaftsbündniß mit dem berühmten Alphons du Fresnoy, so daß man sie beide nur die Unzertrennlichen zu nennen pflegte. Dieses genaue Verhältniß setzten beide Freunde, nachdem sie späterhin in Paris zusammenkamen, bis an den Tod fort, vorzüglich da der letztere, dem das Glück nie wohl wollte, von Mignard stets unterstützt und aufs väterlichste behandelt wurde. Bald zeichnete sich dieser durch mehrere historische Gemälde und Porträts, worunter sich die Bildnisse der Päpste, Urbans VIII. und Alexanders VII. befinden, aufs vortheilhafteste aus. Auch mußte er späterhin eine sehr große Menge Porträts während seines Aufenthaltes in Venedig malen. Im Jahr 1658 berief ihn Colbert in die Dienste Ludwigs XIV. Mignard fand bei seiner Rückkehr nach Frankreich die schmeichelhafteste Aufnahme, wurde zum Haupt der Academie St. Lucas, und nach dem Tode des ehrgeizigen Lebruns, mit dem er in immerwährender Freundschaft gestanden hatte, an dessen Stelle als erster königlicher Hofmaler erwählt. Während dieser Zeit führte Mignard eine der größten Arbeiten al Fresco, welche Frankreich besitzt,

nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Es stellt dieselbe den Sitz der Seligen vor: in der Mitte einer unzähligen Menge von Heiligen, Märtyrern, Propheten u. s. w. sieht man die Königin Anna, welche Gott das Modell der neuerbauten Kirche darreicht. Auch schmückte er den großen Saal zu St. Cloud mit verschiedenen Vorstellungen aus der Mythologie, unternahm mehrere Arbeiten in Versailles, malte viele Porträts, besonders das des Königs u. s. w. Daher wurden ihm auch außer den obgedachten Stellen noch die Direction der königlichen Kunstsammlungen, der Maleracademie und der Manufactur der Gobelins anvertraut. Er blieb der Kunst bis an seinen Tod thätig gewidmet und starb 1695. Wenn auch Mignard in Hinsicht auf Erfindung und Zusammensetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört, so wird er doch immer den Ruhm eines großen Malers behaupten. Die Anmuth und Lieblichkeit, welche in seinen Gemälden, besonders in seinen Madonnen herrschen, das Glänzende und Harmonische seines Colorits, die Leichtigkeit seines Pinsels, lassen viele Mängel übersehen, die man in seinen Bildern in Hinsicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls &c. findet. Höchst merkwürdig war sein Talent, andre Meister zu copiren und nachzuahmen. Er täuschte selbst die größten Kunstkenner, unter andern seinen Widersacher, Lebrun, durch eine in Guido's Geschmack gemahlte Magdalene. Sein angenehmes Betragen, sein sanfter Charakter, verbunden mit körperlicher Grazie, erwarben ihm die Freundschaft der geistreichsten Personen seiner Zeit. BC.

Migräne, das französische Wort Migraine, von Hemicrania (aus dem Griechischen von hami, halb, cranium, der Schädel), ein empfindlicher Kopfschmerz, der nur eine Seite des Kopfes befällt und meistens rheumatischen und gichtischen Ursprungs ist, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenschwachen Personen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magenerven erregen, der sich bis in den Kopf fortpflanzt (s. Kopf).

Mikrokosmos, die kleine Welt. So nennt man den Menschen, in so fern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum (s. d. Art. Mensch).

Mikrometer, s. Messungen.

Mikroskop oder Vergrößerungsglas, ist ein optisches Werkzeug, welches dazu dient, Gegenstände, die wegen ihrer Kleinheit in der Entfernung von sechs bis sieben Zoll (näher dürfen sie einem gewöhnlichen Auge nicht gebracht werden) ganz verschwinden oder undeutlich erscheinen, sichtbar oder deutlich zu machen. Man hat dreierlei Werkzeuge zu diesem Zwecke. Das einfache Mikroskop besteht entweder aus einer Linse, oder aus mehreren so nahe zusammengestellten, daß sie als eine einzige zu betrachten sind. Das zusammengesetzte Mikroskop führt mehrere Linsengläser, wovon eins als Objectivglas, ein anderes als Augenglas zu betrachten ist. Bringt man bei dem zusammengesetzten Mikroscope statt einiger Gläser einen Metallspiegel an, so heißt es ein reflectirendes oder Spiegelmikroskop. Die einfachen Mikroskope sind einzelne Glaslinsen (s. d. Art. Linsengläser) mit einer Einfassung von Horn, Knochen oder Metall, woran ein bequemer Handgriff angebracht ist. Sie sind unter dem Namen Lupen bekannt genug. Die Wirkung eines einfachen Mikroskops oder einer erhabnen Linse überhaupt beruht darauf, daß man den Gegenstand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug sehen kann. Je kürzer nun die Brennweite

eines einfachen Mikroskops ist, desto mehr muß es den Gegenstand vergrößern. Eine Linse von $1/20$ Zoll Brennweite vergrößert um 160 mal, weil sie den Gegenstand dem Auge gleichsam um 160 mal näher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge einerlei ist, so muß auch der Abstand des Glases sowohl vom Auge als vom Gegenstande selbst verschieden seyn. Kurzsichtige rücken daher das Glas dem Gegenstande näher als Weitsichtige. — Merkwürdig ist das von Stephan Gray erfundene Wassermikroskop, welches bloß darin besteht, daß man einen Wassertropfen mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt. Dieses Wassertropfen dient völlig statt einer Glaslinse. Nur erfordert der Gebrauch eines solchen Apparats viel Geschicklichkeit und Übung. Die zusammengesetzten Mikroskope mit zwei Gläsern sind den Fernrohren ähnlich und bestehen aus zwei Convergläsern, wovon das eine die Objectivlinse, das andre das Augenglas heißt. Man gibt einem solchen Mikroskop zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläser angebracht sind, und die man nach Willkür in einander schieben kann. Hiedurch kann man mit einerlei Instrumente verschiedene Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Grenzen Statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann, weil sonst wegen der Farbenzerstreuung und der Abweichung, welche die Gestalt der Gläser verursacht, Undeutlichkeit entsteht. Man glaubte die Wirkung dieser Abweichung durch einen metallenen Hohlspiegel zu vermeiden, dessen hohle Fläche man dem Augenglas entgegenkehrte. Der zu betrachtende Gegenstand ist vor dem Spiegel in einer solchen Entfernung befindlich, daß sein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunkt des Augenglases fällt. Der Gegenstand, den man mit Erfolg durch ein solches Spiegelmikroskop betrachten will, muß sehr klein und zugleich völlig durchsichtig seyn, weil er sonst das Licht auffängt und Undeutlichkeit veranlaßt. Der Naturkunde hat das Mikroskop nicht zu berechnende Vortheile gewährt, indem es uns Dinge enthüllt hat, von denen wir keine Ahnung hatten. Die ersten Mikroskope waren einfach und bestanden aus großen Linsen. Ihre Erfindung fällt in die Zeit, wo die Brillen zuerst aufkamen. Später erst erfand man die zusammengesetzten. Die Erfindung des Mikroskops leihen einige Zacharias Jansen in Middelburg, andere dem Neapolitaner Franz Fontana bei.

Milch. Diese allgemein bekannte Flüssigkeit, welche von den Weibchen aller Säugethiere in besondern Organen abgesondert wird und zur ersten Nahrung für ihre Jungen dient, ist für den Menschen von unschätzbarem Werth. Sie wird uns vorzüglich von einigen Hausthieren, als der Kuh, der Ziege, dem Schafe geliefert; in gewisser Hinsicht gehört hieher auch das Pferd und der Esel. Nicht bloß nach Verschiedenheit der Thiere, sondern auch nach der Nahrung, die sie genießen, besitzt die Milch verschiedene Eigenschaften. Die für den Menschen wichtigste Milch ist die der Kuh; deshalb haben die Chemiker sich mit Untersuchung derselben auch am meisten beschäftigt. Die Milch ist eine undurchsichtige Flüssigkeit, von weißer Farbe, und einem angenehmen süßlichen Geschmack. Sie läßt sich in drei verschiedene Theile erlegen: Rahm, käsiger Bestandtheil, Mollen. Der Rahm sammelt sich als eine consistente Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeitlang ruhig steht und kann davon abgeschöpft werden. Die käsigen Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und der Mollen bleibt zurück. Der Rahm ist ein inniges Gemeng

von Butter, Käse und Molken. Die erstere wird durch mechanisches Schlagen des Rahms abgesondert, und die zurückbleibende Flüssigkeit (Buttermilch) enthält noch Käse und Molken. (S. d. Art. Butter, Käse.) Die Molken sind eine dünne, durchsichtige Flüssigkeit von gelblichgrüner Farbe und angenehm süßlichem Geschmack. Werden sie allmählig verdampft, so crystallisirt sich Milchzucker. Auch enthalten sie noch einige Salze. Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tartaren wissen deshalb aus der Pferdemicl nicht bloß ein angenehm säuerliches Getränk (Kumiß genannt), sondern auch eine geistige Flüssigkeit zu bereiten. Die Kalmlücken verstehen sogar Branntwein aus der Milch zu bereiten, der in vieler Hinsicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ein und derselben Thierart bietet, unter verschiedenen Umständen, bei denselben Individuen und noch mehr bei verschiedenen verschiedene Modificationen dar. Sie ist verschieden nach den verschiedenen Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genuß der Nahrungsmittel; ein Umstand, der vorzüglich in ökonomischer Hinsicht sehr wichtig ist. Die Milch der übrigen Thiere kommt in ihren Bestandtheilen mehr oder weniger mit der Kuhmilch überein, obgleich einige verschiedene Modificationen dabei vorkommen. Die Frauenmilch unterscheidet sich vorzüglich in drei Stücken von der Kuhmilch: 1. sie enthält weniger Käse; 2. der buttrige Bestandtheil ist mit dem käsigen so verbunden, daß sie keine Butter liefert; 3. sie enthält eine größere Menge Milchzucker. Die Eselsmilch unterscheidet sich ebenfalls in drei Stücken: 1. der Rahm beträgt weniger, 2. weniger käsige Bestandtheile, 3. die Quantität des Milchzuckers ist größer. Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen der Kuhmilch am nächsten. Die Anwendung der Milch im Leben ist sehr mannichfaltig. Am wichtigsten ist sie als ein fast allgemeines Nahrungsmittel, außerdem aber findet sie in der Medicin und selbst in den Künsten vortheilhafte Anwendung. In letzterer Hinsicht ist vornehmlich die Entdeckung Cadet de Vaux, die Milch zur Malerei anzuwenden, sehr wichtig. Wir haben über die Milch ein sehr ausführliches Werk unter dem Titel: Neueste Untersuchungen und Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Milch u. s. w., von Parmentier und Deyeux. Aus dem Französischen von Scherer. Gena 1800.

BC.

Milchflor, ein milchfarbner Garnflor, der in Harlem von vorzüglicher Güte gewebt wird. F.

Milchsaft, Chylus, ist diejenige Flüssigkeit in der thierischen Oekonomie, welche während und durch die Verdauung aus dem Speichre abge sondert und von den einsaugenden Gefäßen des Darmkanals aufgesogen wird. Diese führen ihn nach den conglobirten Drüsen des Gefrösse, wo er vollständig zu Milch umgewandelt und in den großen Milchbehälter des Unterleibes gebracht wird. Von hier steigt er durch ein dazu bestimmtes Gefäß, ductus thoracicus, am Rückgrate hinauf und ergießt sich in die linke Schlüsselbeinvene, von wo er weiter sich in der großen Hohlvene dem übrigen zurückkehrenden Blute beimischt. Säugende Mütter erzeugen davon eine größere Menge, die sich dann in den Brüsten als Milch absondert. F.

Milchstein, s. Galaktit.

Milchstraße, auch Jacobsstraße, wird der lichtweiße Streifen genannt, der sich fast in der Lage eines größten Kreises um die ganz Himmelskugel erstreckt. Sie geht durch mehrere Sternbilder, z. B. die

Cassiopeja, den **Perseus**, den südlichen Theil des Fuhrmanns u. a., und ist in dem Schiffe am hellsten. Was sie eigentlich sey, soll nach Plutarch schon Democrit gewußt haben, nämlich der vereinte Glanz einer unermesslichen Menge von Fixsternen, die ihrer großen Entfernung wegen nicht einzeln gesehen werden können. Was die Alten vermutheten, fanden die spätern Astronomen, welche sich der Fernröhre bedienen konnten, bestätigt. Mit Recht wirft man hiebei die Frage auf: warum sind an diesen Stellen des Himmels die Fixsterne so gehäuft, daß der übrige Himmel dagegen fast lüde aussieht? Darauf antwortet die Astronomie, freilich nur vermuthungsweise, also: die Sterne der Lichtzone sind im Vergleich mit den übrigen wahrscheinlich nicht näher zusammengedrängt, sondern stehen daselbst in den unergründlichen Tiefen des Himmels in unzählbaren Reihen eben so über einander, wie an den übrigen Stellen des Himmels; sie erscheinen uns aber hier deswegen gehäuft, als an den übrigen Stellen, weil wir dort die Stellungen der Sterne gegen einander mehr der Fläche nach sehen, ungefähr so wie wir diejenigen Bäume, die wir in langen Alleen hinter einander gepflanzt sehn, enger beisammen erblicken, als sich die neben uns stehenden zeigen. Hiernach schiene es, als ob die Fixsterne mit ihren Planetensystemen nicht kugelförmig, sondern in einer linsenförmigen Gestalt aufgestellt wären, und ist dies, so müßte man aus der Lage der Lichtzone annehmen, daß sich unser Sonnensystem nicht in der größten Fläche dieser unermesslichen Linsengestalt, sondern etwas außerhalb derselben befände.

Milchzucker ist ein süßlich-erdiges krystallisches, weißes Educt aus den Wolken, welches man durch Verdampfen der abgeklärten Wolken erhält (s. d. Art. **Milch**) und von der Schweiz und andern Milchländern aus im Handel bringt. Er dient als Arzneiwaare und ist seit 1619 erst durch Bartholdi in Europa bekannt. F.

Milder, Hauptmann, eine berühmte Sängerin und Schauspielerin, geboren in Smyrna, lebte sonst in Wien und heirathete einen gewissen Hauptmann, dessen Namen sie zu dem ihrigen hinzufügte, und ist gegenwärtig seit 1815 bei der deutschen Oper des Berliner Nationaltheaters angestellt. Sie hat eine vorzüglich schöne und kräftige Stimme, und eine majestätische Figur, welche sie zu Rollen, wie Medea, Iphigenia, geschickt macht. Die Rolle der Emmelina hat der Componist Weigl für sie geschrieben. Ihr Gesang ist einfach-groß und ohne künstliche Verzierung.

Milet, s. Jonien.

Militärakademien, s. d. folgend. Art.

Militärconscription, s. Conscription.

Militärschulen. Man muß Militäracademien von Kadettenhäusern und Militärspecialschulen unterscheiden. Die Militäracademie ist eine höhere Lehranstalt für die wissenschaftliche Bildung angehender Officiere. (S. d. Art. **Militärwissenschaften**.) Der Unterricht wird von Professoren und Officieren in academischer Form erteilt; denn man setzt die nöthigen Vorkenntnisse in Sprachen, Geschichte, Mathematik, Erdbeschreibung und mechanischen Grundfertigkeiten, so wie ein schon entwickeltes Fassungsvermögen voraus. Außer den eigentlichen Militärwissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf den Dienst im Felde, werden aber auch die militärischen Hülfswissenschaften, insbesondre Kriegsgeschichte, militärische Geographie und neuere Sprachen gelehrt. Gewöhnlich befinden sich Militärakademien in Residenz- oder Hauptstädten, wo es weder an Lehrmitteln, noch an

Belegenheiten zur praktischen Herr- und Waffenkenntniß fehlt; auch so dem diese Anstalten eine militärisch-disciplinäre Einrichtung. Ist es dies nicht der Fall, so würde es anstrengend zweckmäßig sein, den Vortrag der Militärwissenschaften einer besondern Fakultät bei den Universitäten zu übertragen, wodurch die allgemeine wissenschaftliche Bildung in eine innigere Verbindung mit der besondern käme. Zu den militärisch-specialistischen gehören die Artillerie- und Ingenieur-Matrosen, welche gewöhnlich in Einer Anstalt vereinigt sind. Der Unterrichtsplan derselben ergibt sich aus dem Begriffe des Artillerie- und des Geniewesens. (S. die Art Artillerie- und Ingenieurkunst.) Bedeutend häufiger sind militärische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen Officiersöhne, und gewöhnlich adelige Jünglinge, auf Kosten des Staats, unter militärischen Formen, in den gewöhnlichen Schulkenntnissen überhaupt, in den oberen Classen aber insbesondere für den Dienst im Felde unterrichtet, und in dem Gebrauch der Waffen geübt werden. Sie vereinigen daher mehrere Zwecke: 1) als Freischulen für die Erben des ärmeren Adels, insbesondere der Officiere, wobei solche, welche sich nicht zu Offizieren eignen, in die niederen Classen übergeführt werden; 2) als Elementarschulen, indem bei der Erziehung, der Realkenntniß darin erlernen; 3) als Kriegsmatrosen, gewöhnlich schon von jungem Alter an, reglementmäßig, verpflegt, geübt, erzogen, dann aber auch bis zum Subalternofficier, vorzüglich bei uns, unterrichtet werden. Dieser dreifache Zweck erschwert ihre Einrichtung: denn pädagogische Grundsätze und militärische Formen lassen sich nur, unter einer sehr einsichtsvollen Leitung, zweckmäßig verbinden, so daß keine Noth im Zwange eines notwendigen Mechanismus entsteht, diese nicht für die Jugend einen Wohlthad aufstellen, der nur für Erwachsene berechnet ist, oder, im entgegengelegten Falle, selbst in ein bloßes Formenpiel ausarten, wo der Jüngling leicht die Außenform als Hauptsache ansieht und den Ernst seiner Bestimmung über das Soldatenmetrum im Kleinen vergißt. — Eine zweite Schwierigkeit betrifft die intellectuelle Bildung. Jünglinge, die 6 bis 7 Jahre in einem Hause, unter denselben Verhältnissen, von den Elementen der allgemeinen Schulbildung an bis zu den wissenschaftlichen Grundsätzen ihres mütterlichen Berufs, nach einem Mechanismus unterwiesen werden, mühen gewöhnlich in den oberen Classen Ermüdung, und blicken nicht mit frischem Geiste in die Begriffewelt, welche dort vor ihnen sich öffnen soll; sie bringen in dieselben mehr die Scholastik noch baldigem Verlassen des Hauses und noch der Officiersuniform mit, als den lebendigen Sinn für neue, tiefer begründete Erkenntniß. Auch wird in diesen Classen entweder alles auf eigentlichen militärischen Unterricht, der oft nur Gedächtniswerk ist, beschränkt, oder der ungebildete Jüngling macht ihn zu seiner Hauptsache, weil der höhere Sprach- und Buchunterricht ihm als zu schwer, d. h. die Denkkraft zu sehr in Anspruch nehmend, oder als unnütz zu seinem Officiersadvancement erscheint. — Die dritte Schwierigkeit ist moralischer Art. Die Mehrzahl der Jünglinge in diesen Freischulen besteht aus armen Knaben, oft aus Waisen, deren erste Erziehung nicht selten vernachlässigt war, oder es den Umständen nach sein mußte. Unter ihnen bewegen sich daher wenig Vorstellungen von geistig edler Bildung, die ihnen früheres Beispiel oder Unterricht eingegeben

haben können. Einzelne, die solche Vorstellungen empfangen haben, verlieren sich unter der Menge, oder stehen zu einzeln, um auf den Geist der übrigen einzuwirken; noch können sie selbst durch vielseitig edlere Anregung von Andern erregt und erhoben werden. Mit einem Worte: In solchen Schulen herrscht nicht selten ein beschränkter Blick und ein gemeiner Ton, in jedem Falle aber ist einseitige Bildung, welche Standesvorurtheile oder Kastengeist zur Folge hat, nicht zu verkennen: daher war sonst der Offizier, wenn er nicht nach dem Kadettenhause eine höhere Lehranstalt besuchte, oder sonst in günstigen Verhältnissen lebte, in der formalen geistigen Bildung gewöhnlich hinter dem gebildeten bürgerlichen Mittelstande zurückgeblieben. Der vielsährige Mechanismus des Soldatenlebens von früher Jugend an und im lange dauernden Subalterndienste erlernt, lähmt nämlich bei mittelmäßigen Anlagen die geistige Selbstthätigkeit, auf welcher die edlere Bildung mit beruht. Jene Einseitigkeit aber entfremdet den Krieger der bürgerlichen Welt, in welcher er zu den gebildeten, oder höheren Ständen gehört. Aber eben diese Entfremdung ist andern Theils dem neueren europäischen Heerwesen günstig gewesen, in wiefern dieses von dem Volksleben, dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung geschieden, eine todte Kraft vorstellen sollte, die nur durch Geist und den Willen des Feldherrn belebt wurde. Soll aber das Heer ein Nationalheer seyn, so darf die Officiersbildung nicht einseitig, sondern sie muß national seyn. Sie wird dies, wenn Bürger und Offizier Eine Grundbildung erhalten, wo bei jenem die gymnastische Bildung den kriegerischen, bei diesem die geistige Bildung den zeitgemäßen Charakter annimmt. Daß aber Kadettenhäuser nicht ausschließend Feldherren oder tapfere Krieger bilden, lehrt die Geschichte aller Völker. Rom und Griechenland kannten sie nicht. Frankreich hat sie eingeführt, daher ihr Name. Man hatte bereits in mehreren Residenzen Kadetten-Compagnien, als Ludwig XV. zuerst im Januar 1751, eine école royale militaire für 500 junge Edelleute vom 8ten, 9ten, 10ten und 11ten Jahre an, gründete. Die Grundeinrichtung derselben ist im Wesentlichen bei allen ähnlichen Anstalten dieselbe geblieben. S. Recueil d'édits, déclarations, réglemens et ordonnances du Roi, concernant l'Hôtel de l'Ecole Roy. Milit. Paris 1762. Als wesentliche Verbesserungen der Militärschulen überhaupt sehen wir folgende an: 1) wenn Vorbereitungsschulen und Specialschulen getrennt werden; 2) wenn jene eine rein pädagogische, diese eine academische Einrichtung erhalten, wobei der Mechanismus des Hauswesens, aber bloß dieser, militärische Formen haben kann; 3) wenn beide in ihrem Unterrichtsplane erweitert werden, so daß in den Kadettenschulen der Jüngling bis zum 16ten und 17ten Jahre auf vier oder fünf Unterrichtsstufen alles lernt, was man Gymnasial- oder encyclopädische Grundbildung nennt, mithin a) Sprachen und Sprachfertigkeiten; b) Geschichte, Erdbeschreibung und Literatur; c) Arithmetik und Geometrie; d) Kunstfertigkeiten, wie Aufnehmen, Zeichnen, Reiten, Fechten, Tanzen, Schwimmen, Rudern &c., überhaupt alle sogenannte Turnübungen; e) kriegerische Gymnastik insbesondere. Die militärischen Specialschulen aber sollten in wahre polytechnische Schulen umgebildet werden, wie die Pariser war seit 1796 (s. d. Journal Frankreich, vom J. 1797, St. 1.) und aus verschiedenen Abtheilungen (Sectionen) bestehen, nach den verschiedenen Zweigen des auf mathematischen Grundkenntnissen beruhenden Staatsdienstes, als: a) die Section des Infanterie-Officierdienstes; b) Section des Artillerie-, c) des Ingenieurwesens; d) des Bergbaues; e) des

Straßen-, Wasser- und Brückenbaues; f) der bürgerlichen Baukunst; g) der Cameralwissenschaft. — Hieraus würde sich 4) folgende Verbesserung ergeben, daß in beiden Anstalten Jünglinge aus allen Ständen, die für den höheren Staatsdienst sich bilden sollen, aufgenommen werden könnten, wo jedoch der Staat für die ärmeren und fähigen Ebhne verdienter Aeltern Freistellen, für alle übrigen aber Koststellen errichtete, und wenn unter jenen nicht gehörig zur Aufnahme vorbereitete sich befänden, diesen in irgend einer Volks-Elementarschule, oder auch abgesondert den nöthigen Unterricht, bis sie zur Aufnahme in die Kadettenschule reif wären, angedeihen ließe. — Zu den vorzüglichsten Militärschulen in Deutschland gehören die österreichischen, preussischen, sächsischen und bairischen Kadettenhäuser und Militäracademien. S. u. a. des Grafen von Kinsky allgem. Principien zur öffentlichen und besondern Militärerziehung. Wiener. Neustadt, 1787. Die russischen Militär-Erziehungsanstalten haben unter der Leitung des berühmten Generalmajors von Klinger wichtige Verbesserungen erhalten. D.

Militärverfassung. Unter Militärverfassung versteht man diejenigen Einrichtungen und Bestimmungen, welche man in Hinsicht der Kräfte einer Nation auf den Fall eines Kriegs trifft. Sie ist daher ganz verschieden und unabhängig von der Kriegskunst. Eine zweckmäßige Militärverfassung erfordert zweierlei ganz verschiedene Rücksichten: einmal die Rücksicht auf die Individualität und Localität der Nation, für welche sie bestimmt ist, und dann die Rücksicht auf auswärtige, besonders benachbarte Nationen und die Veränderungen, welche diese in ihrer Militärverfassung vornehmen. Was die erste Rücksicht betrifft, so bedarf z. B. ein bergiges Land, dessen Bewohner gewöhnlich schon von Natur gute Fußsoldaten sind, und welches einen einfachen Plan der Vertheidigung zu befolgen hat, einer andern Militärverfassung, als ein von allen Seiten offnes und ebnes, dessen Bewohner geborne Reiter sind. Das französische Volk, welches leicht empfänglich für die Gesetze und Begriffe der militärischen Ehre ist, bedarf einer andern Militärverfassung, als ein slavisches, welches noch auf einem sehr niedrigen Grad der Cultur steht. So einfach dieser Satz auch ist, und so sehr er sich von selbst darzubieten scheint, so oft ist er doch in der Anwendung übersehn worden. Man erinnere sich nur an manche Abänderungen, die der Graf von St. Germain zu der Zeit, als er französischer Kriegsminister war, in der Militärverfassung dieses Landes machte. Ähnliche Irrthümer soll der Graf von der Lippe in seiner Reformation der portugiesischen Militärverfassung begangen haben. Die zweite noch weit wichtigere Rücksicht ist die nach außen. Die Militärverfassung von Carthago war gut, so lange es mit barbarischen Völkern zu thun hatte. Aber sobald es den Krieg mit Rom begann, hätte es die Militärverfassung dieses Staates, in welchem jeder Bürger Soldat war, nachahmen müssen. So wie man in der eigentlichen Kriegskunst selbst, und insbesondere in der Tactik seinem Gegner in dem, was er Vorzügliches erfindet, oft nachahmen muß, so muß dieses auch in der Militärverfassung, auf welcher ursprünglich die Anwendung der militärischen Kräfte einer Nation beruht, der Fall seyn. Als Ludmig XIV. die stehenden Armeen seines Landes auf einen so hohen Fuß brachte, hätten die benachbarten Staaten in ihren Militärverfassungen dieses früher nachahmen müssen, als sie gethan haben; und als die französische Republik die Conscription einführte, mußten eigentlich alle benachbarten Staaten in ihrer Militärverfassung einen ähnlichen Schritt

thun, wenn sie nicht mit den, größtentheils durch Werbung entsprungenen stehenden Heeren zurückbleiben wollten. Die Unterlassung dieses Gesetzes war eine Hauptursache ihrer häufigen Niederlagen. Oesterreich war die erste Macht, welche der französischen Conscription, im J. 1809 die Landwehr, wiewohl damals aus andern Ursachen mit wenigem Glück, entgegensetzte. Preußen ging in der Militärverfassung, welche es im Frühjahr 1813 schuf, mit seiner Landwehr und dem Landsturm noch über die französische Conscription hinaus. Frankreich schaffte nach dem pariser Frieden — und wie man sagt, durch einen geheimen Artikel dieses Friedens-dazu gezwungen — die Conscription wieder ab, und führte das System der Werbung wieder ein, während andre europäische Mächte ihre Militärverfassung verstärkt hatten. — Es ergibt sich aus dem Bisherigen, daß sich schlechterdings keine allgemeine Theorie einer Militärverfassung aufstellen läßt, und daß die ganze Vortrefflichkeit derselben auf der geschickten Benützung der jedesmaligen innern und äußern Verhältnisse der Nation beruht. Nur das möchte im Allgemeinen festzusetzen seyn, daß eine Militärverfassung auch im Frieden so eingerichtet seyn müsse, daß sie die Entartung der Nation und das allgemeine Versinken in Weichlichkeit verhindere, daß sie ferner die Nation nicht zu illiberaler, niedriger Behandlung erniedrige, wie es z. B. das System der gewaltsamen Werbung und die Cantonpflichtigkeit gewisser Personen und Districte bei der gänzlichen Immunität andrer gethan hat, daß sie ferner eine schnelle Entwicklung der militärischen Kräfte einer Nation im Fall des Krieges verstatte, und daß sie keinen ausschließend militärischen Geist einer besondern Classe oder Caste begünstige, wie dieses z. B. in Preußen vor 1806 und in manchen kleinen deutschen Staaten, die sich nach diesem Muster bildeten, der Fall war. — Die Wichtigkeit einer guten Militärverfassung, auf welcher die Erfolge im Kriege selbst größtentheils beruhen, ergibt sich aus allem diesem von selbst. Die alte und neue Geschichte zeigen Beispiele von Staaten, welche bloß deshalb untergingen, weil sie diesen Theil ihrer Verfassung vernachlässigten oder in Friedenszeiten in Verfall gerathen ließen. Es ist zu erwarten, daß die Militärverfassung von Deutschland bei der bevorstehenden Organisation dieses Landes zweckmäßiger ausfallen wird, als die der vorigen deutschen Reichsverfassung, deren Schlechtigkeit vielleicht in der ganzen Geschichte beispiellos ist. Man vergleiche noch die Artikel: Heer, Conscription und Landsturm.

Militärwissenschaften, Kriegswissenschaften. Die Kriegswissenschaft, oder die Theorie der Kriegskunst, ist der Inbegriff von Kenntnissen, welche zur entscheidenden Führung eines Krieges in jeder Lage erforderlich sind. Krieg heißt nämlich derjenige Streit zweier Völker oder Staaten, den die Waffengewalt entscheiden soll. Der Streit betrifft entweder die Forderung oder die Abwehrung einer Zwangsleistung. Im erstern Falle entsteht ein Angriffskrieg, im letztern ein Verteidigungskrieg. Der Ueberfallskrieg, wo Ein Theil den andern ohne vorausgegangene, begründete Erklärung angreift, kann beides seyn. — Ursache und Zweck des Krieges gehören dem Staatsrecht und der Staatskunst an. Der Gang des Krieges gehört der Staats- und Kriegskunst an. Beide setzen 1) Streitkräfte und Streitmittel voraus. 2) Grundlage für die allgemeine und besondere Führung des Krieges. Es gibt daher eine Kriegsverwaltungskunst, und eine Kriegskunst im engerm Sinne. Die letztere leitet, jene erzeugt, unterhält und vermehrt die Streitkräfte des Staats, um hinlängliche Streitmittel schon:

im Frieden im Bereitschaft zu halten. Im Kriege ist ihr Hauptaugenmerk auf die Erhaltung derjenigen Quellen gerichtet, aus welchen das Heer seine Lebens- und Kriegsbedürfnisse schöpft. Aus dem Obigen ergibt sich für die kriegsführenden Parteien ein doppelter Zweck, je nachdem der eine oder der andere Theil angriffs-, oder verteidigungsweise verfährt. Der angreifende Theil sucht nämlich seinem Gegner die Kräfte zu entziehen, auf welchen dessen Streitmittel beruhen. Da nun jene Kräfte zunächst in dem Besitz von Land und Leuten bestehen, so muß der angreifende Theil ihm beides zu entreißen suchen. Der sich verteidigende Theil hingegen wird aus demselben Grunde die Behauptung von beiden als das unmittelbare Ziel seiner Verteidigungspläne ansehen. Der Hauptzweck und alle Nebenzwecke eines jeden Krieges vereinigen sich also darin, daß man ein gewisses Terrain, oder das Feld, gegen seinen Feind behauptet, indem man ihn davon entweder abhält, oder dasselbe selbst zu besetzen (erobern) sucht. Terraingewinn ist also dasjenige, was den Streit entscheidet. — Da die Gegenstände des Terrains so unendlich verschieden sind, und oft den kriegerischen Bewegungen an sich schon entscheidende Hindernisse entgegen setzen, so macht die Terrainlehre einen wesentlichen, und beim Unterricht in der Kriegswissenschaft, den ersten Theil der Militärwissenschaften aus. Sie lehrt das Terrain kennen und eintheilen, und bestimmt darnach, zu welcher Kriegsbehandlung und für welche Art des Streites sich dieses oder jenes am besten eignet. Hiernächst kommen aber auch die Mittel und Werkzeuge in Betrachtung, durch deren Gebrauch man den Feind; des nachtheiligen Terrains ungeachtet, an der Ausführung seiner Absicht, d. h. an der Verteidigung oder Eroberung eines Terrains hindern kann. Man erfand nämlich 1) Werkzeuge oder Waffen, deren Gebrauch gegen den Feind uns das an Kräften ersetzen soll, was wir durch nachtheiliges Terrain verlieren; — 2) Maschinen, durch welche wir unmittelbar die Nachteile des Erdbodens besiegen. Beide Mittel dienen uns zur Behauptung des Terrains, während dieses selbst ihren Gebrauch sichert, indem es die Wirkung der feindlichen Waffen schwächt. Hiernach ist also die Militärwissenschaft die Lehre von dem vortheilhaftesten Gebrauche der verschiedenen Waffen auf den verschiedenen Terrainarten, um den jedesmaligen Zweck einer kriegerischen Unternehmung und den des Kriegs überhaupt zu erreichen. Sie enthalten demnach drei Hauptlehren. A. Die Lehre von der Kenntniß aller jetzt üblichen Waffen, überhaupt aller Streitkräfte eines Heeres, und der Mittel zu ihrer Erhaltung und Ergänzung. B. Die Lehre von der Kenntniß aller Kriegsvorfälle und der jedesmaligen Anordnung der Waffen. C. Die Lehre von der richtigen Leitung aller und jeder Kriegsvorfälle zur Erreichung des bestimmten Zweckes. Die erste Hauptlehre begreift daher 2 Haupttheile, jeden mit 2 Unterabtheilungen. I. Die Waffenlehre, zu welcher a) die Geschützwissenschaft oder Artillerie gehört. Sie beschreibt die Verfertigung des Schießpulvers, die verschiedenen großen oder groben Pulvergeschütze und deren Verfertigung, die verschiedenen Körper, die aus ihnen geschossen oder geworfen werden, und den Gebrauch derselben. b) Die besondere Kenntniß der übrigen Waffen, z. B. der verschiedenen Arten der Schießgewehre, und der verschiedenen Seitengewehre (Degen und Säbel). II. Die Heerverversorgung. Sie zerfällt: a) in die Kenntniß aller Armeebedürfnisse. Diese werden bestimmt nach den ordnungsmäßigen Bestandtheilen eines Heeres, und nach der Natur der kriegerischen Unternehmung, sowohl im öconomischen

als militärischer Hinsicht, und b) in die Lehre von den Anordnungen zur Erhaltung und zum Erfolge dieser Bedürfnisse. Jene Anordnungen bestimmen theils die nöthigen Bedürfnisse des Heeres selbst, theils aber auch die Natur der Verhältnisse, in welche der Krieg sowohl die Streitmassen selbst, als auch die Quellen zur Erhaltung ihrer Wirksamkeit versetzt; und zwar in öconomischer und in militärischer Hinsicht. Die zweite Hauptlehre oder die Lehre von der Kenntniß der Kriegsvorfälle, und der in jedem Fall vortheilhaftesten Anordnung der Waffen oder der Truppen, heißt: Tactik. Sie zerfällt I. in die Lehre von der Anordnung der Truppen an und für sich betrachtet, während des Ruhens, Bewegens und Fechtens, wobei jedoch auf weiter nichts als auf ihre eigene Sicherheit, ohne Bezug auf das Terrain, Rücksicht genommen wird, und auf den unmittelbar vortheilhaftesten Gebrauch der gewöhnlichen Waffen. Diese Lehre nennt man die reine Tactik. An diese schließt sich an: die Fortification oder Befestigungskunst, d. i. die Beschreibung und der Inbegriff der Regeln von der nuzbarsten Anwendung aller derjenigen Arbeiten, die zur Sicherstellung eines postirten Corps erforderlich sind. Zwar ist sie nur der Zweig eines Theils der Kriegskunst, und gehört eigentlich zu der Lehre von der sichern Stellung eines Corps in Rücksicht des Terrains; da sie aber schon an sich einen großen Umfang hat, so ist es vortheilhafter, sie gleich nach der reinen Tactik als eine besondere Wissenschaft folgen zu lassen, indem sie hier einen schicklichen Uebergang zur ersten Lehre der Kriegskunst, von der Sicherstellung eines ruhenden Corps, macht. Die Befestigungskunst zerfällt, je nachdem die zur größern Sicherheit der Truppen errichteten Werke nur auf eine kurze Dauer, oder auf immer bestimmt sind, in 2 Haupttheile: a) in die Feldbefestigungskunst (Fortification passagère), welche diejenigen Werke erbauen und erobern lehrt, die zur Sicherstellung der Truppen in einem Feldzuge erforderlich sind. Noch kann man mit diesem Theile der Befestigungskunst die Pontonnierwissenschaft, oder die Lehre verbinden, alle mögliche Uebergänge über Flüsse theils durch einzelne Fahrzeuge, theils durch verschiedenartige Brücken, wie sie gerade die Lage der Dinge gestattet, sicher und schnell zu bewerkstelligen. b) In die beständige Befestigungskunst (Fortification royale, permanente), welche Plätze so zu befestigen lehrt, daß sich Wägnisse mit Vortheil gegen Viele darnach vertheidigen können; und die zugleich die Lehre vom Angriff und der Vertheiligung (Attaque et Defense) solcher Plätze enthält. Nun folgt auf die Fortification: II. Die angewandte Tactik, im engeren Sinne, oder die eigentliche Kriegskunst. Diese lehrt die Anwendung der auf die gebräuchlichen Waffen gegründeten reinen Tactik, um das Heer in allen militärischen Vorfällen, d. h. in Ruhe, Bewegung und im Gefechte, auf jedem Terrain zu sichern. Aus der feststehenden Anordnung der Truppen, d. h. aus der Ruhe geht man in die Bewegung, und aus dieser zum Gefechte über. Hieraus folgt, daß man in der Ordnung ruhen müsse, in welcher man sich bewegen oder fechten will, und daß man sich so bewegen müsse, wie man fechten oder ruhen will. Die Handlung des Gefechts ist ein Wechsel von Zeitpunkten der Ruhe und der Bewegung; ihre Gesetze können also ohne die Kenntniß der Gesetze der Ruhe und Bewegung nicht verstanden werden. Die Anordnung während der Bewegung richtet sich aber nach der während der Ruhe; woraus folgt, daß die Kenntniß der letztern die Grundlage der ganzen Kriegskunst ist; ferner, daß es bei dieser überhaupt auf eine dreifache Kennt-

nitz ankommt, auf die Kenntniß der Anordnung während der Ruhe, der Bewegung und des Gefechts. Die Lehre von der Kenntniß der Anordnungen während der Ruhe nennt man *Stellungskunst*, die Anordnungen während der Bewegung *Bewegungskunst*, und die während des Gefechts die *Gefechtslehre*. Die dritte Hauptlehre, von den Anordnungen der Truppen in allen Kriegsvorfällen, zur Erreichung des letzten Zwecks (des Staatszwecks) des Krieges, macht die *Strategie* oder die *Wissenschaft des Feldherrn* aus. In dieser wird gezeigt, wo und wann die Anordnungen gebraucht werden müssen, welche die Kriegskunst aus der reinen Taktik für alle Fälle der drei militärischen Haupthandlungen entlehnte, und auf die verschiedenen Terrainarten zu Verhütung eines nachtheiligen Gefechtes anwandte, um dadurch das ganze Land in Sicherheit zu stellen. Die Strategie wird eingetheilt: I. In die Strategie an und für sich, oder in die Wissenschaft der Anordnung der Truppen in allen drei Hauptkriegshandlungen, nach ihrer besondern Anwendung auf die einzelnen Fälle, um den in dem Hauptplan des Kriegs liegenden Zweck zu erreichen; II. in die *Kriegsdialectik*. Diese ist das höchste und letzte Ergebnitz, abgeleitet aus dem Geiste aller Militärwissenschaften, indem sie die Verbindung aller Kriegshandlungen im Großen und ihren Gang zur Erreichung des Hauptzwecks des Krieges, der entweder die Beschützung oder die Eroberung eines ganzen Landes seyn kann, bestimmt. Diesen Entwurf der zweckmäßigsten Combination der strategischen Mittel, mit fester Rücksicht auf die sichere Erreichung des allgemeinen Kriegszwecks, nennt man den *Operationsplan*. — Die *Kriegsdialectik* lehrt also die Entwerfung des Operationsplans. Bei der Anordnung desselben kommt es vorzüglich mit darauf an, nach den Kräften und äußern Verhältnissen des Staats, d. h. mit Rücksicht auf die Nachbarn und Allirten, und mit Rücksicht auf die verschiedenen Gegenden, in denen der Krieg ausbricht, oder die er nach und nach überziehen kann; die zu befolgende Kriegsart im Allgemeinen und nach ihren verschiedenen Wendungen so zu bestimmen, daß man mit Sicherheit den entworfenen Plan des Feldzuges ausführen kann. Hier ist die richtige Beurtheilung politischer Gegenstände Hauptsache; deshalb wird auch dieser höchste Theil der Kriegsdialectik die *Kriegspolitik* genannt. Daraus folgt, daß die Kriegsdialectik in zwei Haupttheile zerfällt, deren erster die *Politik des Krieges*, oder die Ansicht von den Ursachen des Krieges und die Rücksichten auf die auswärtigen Verhältnisse des Staates bei der Kriegsführung, der andere aber die *Operationslehre*, d. i. den Operationsplan des ganzen Krieges selbst, enthält. Man vergl. die Art. der einzelnen Kriegswissenschaften, und *Krug's* System der Kriegswissenschaften und ihrer Literatur, Leipz. 1815, der die militärischen Hauptwissenschaften in materiale und formale, die Hülfswissenschaften aber in graphische (Kriegszeichenlehre, Kriegserdbeschreibung, und Militär-Staatslehre) und in historische (Kriegsgeschichte, Kriegskunstgeschichte und Krieger-Geschichte) eintheilt. Ferner: des Grafen de la Rocheammon Einleit. in die gesammte Kriegskunst, 4 Thl. Weimar 1805; — *Venturini's*, von *Scharnhorst's* Werke u. a. m., als ein historisches Kriegswissenschaftliches Werk aber die berühmten: *Grundsätze der Strategie*, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland. Mit 12 Charten und Plänen. Wien 1814. 3 Th. (Vom Erz. Karl.)

Miller (Johann Martin); wurde zu Ulm am 2ten December 1750 geboren. Sein Vater war daselbst Prediger am Münster und Pro-

Vor der orientalischen Sprachen am Gymnasium. Unser Miller ging
 im Jahre 1770 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen, wo
 er durch die Unterweisung seines Vaters gut vorbereitet war. In
 Göttingen gehörte er zu dem herrlichen Freundes- und Dichterbunde,
 in dem mit ihm Bürger, Voie, Hahn, Höltn, Leisewitz, die
 Brüder Stolberg, Boß u. s. w. bildeten. Von Göttingen ging
 Miller auf ein halbes Jahr nach Leipzig. Dann kehrte er im J. 1775
 nach Ulm zurück, und brachte dort fünf Jahre als Candidat und Ri-
 the in der obern Classe des Gymnasiums zu. Im Jahre 1780 wurde er
 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm, im folgenden Professor des Naturrechts
 am dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Diese Professur vertauschte er
 noch in demselben Jahre mit der Professur der griechischen Sprache.
 Im Jahre 1783 wurde er Prediger am Münster, und 1797 zugleich
 Professor der catechetischen Theologie am Gymnasium. Er starb, wo er
 geboren war, als bairischer Kirchenrath im J. 1814. — Miller gehört
 zu den wenigen Schriftstellern Deutschlands, die sich einen sehr allge-
 meinen, durch alle Stände gehenden Einfluß zu erwerben mußten. Er
 hat zugleich als Romanenschriftsteller, als Liederdichter und
 als Kanzelredner gewirkt. Seine Romane: Beitrag zur Geschich-
 te der Zärtlichkeit; Briefwechsel dreier academischer Freunde; Geschich-
 te Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau, und vor allen
 Siegwart haben ihn am meisten, selbst im Auslande bekannt ge-
 macht. Der unterscheidende Charakter aller ist keusche, tugendhafte,
 fast übersinnliche Liebe, oft mit einer religiösen Tinctur; die lauterste
 Moral; einfache und doch hinreißende Darstellung, und ein leichter na-
 türlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen macht, sind eine unge-
 hörige Wortfülle, einseitige Welterfahrung, flache Charakterschilderung,
 Euphorie in den Beschreibungen, besonders aber schwärmerische,
 weiblische, weinerliche, zuweilen andächtige Empfindsamkeit bei einer
 gewissen matten Traurigkeit. Indessen sind diese Fehler nicht hinderlich
 gewesen, ihnen überall bei der Lesewelt Eingang und Bewunderung zu
 verschaffen. Siegwart insonderheit hat in der Denk- und Empfin-
 dungsweise eines großen Theils unserer Nation, am meisten des weibli-
 chen, ganz eigentlich Epoche gemacht. In dieser Rücksicht kann er
 vollkommen mit Werthers Leiden verglichen werden, ohne beide Werke
 deswegen auch in Ansehung des poetischen Werthes gleichstellen zu wol-
 len. Und wenn gleich die Periode, die nach Siegwart benannt wurde,
 längst vorüber ist, so würde man doch Unrecht haben zu glauben, daß
 sie ohne Nachwirkung geblieben sey. Miller hat, was so selten einem
 Schriftsteller glückt, durch jenen Roman in den deutschen Wörternor-
 ath neue Bezeichnungen eingeführt, die wohl noch lange allgemein be-
 reichend und bekannt bleiben möchten, wenn vielleicht seine Werke nicht
 häufig mehr gelesen werden. Siegwart'sche Liebe, siegwarti-
 schen u. s. w. sind Ausdrücke der Umgangs- und Büchersprache ge-
 worden, die jedermann versteht. Miller erweckte ferner ein Heer von
 Nachfolgern und Nachtretern. Er führte die sogenannte empfindsa-
 me Periode in unserer Literatur herbei. Freilich ging es mit seinen
 Nachahmern, wie es in der Regel mit allen Nachahmern geht. Was
 in Millers Schriften Empfindsamkeit im besseren Sinne war, wurde
 bei diesen kalte und läppische Empfinderei. Und gerade aus dieser Ent-
 wertung der Manier, die so viel Verführerisches und Einschmeichelndes
 hat, ist es zu erklären, daß jene Periode nicht von längerer Dauer war.
 Auch als lyrischer Dichter nimmt Miller eine bedeutende Stel-
 le ein. Seine Elegien und Lieder sind größt Theils in einem Tone sanft-

ter Frömmigkeit und zarter Liebe gehalten, und haben sich dadurch eben sowohl, als durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Wärme, durch Gefälligkeit der Versification und Sprache empfohlen. Mehrere derselben sind populär geworden. Dahin gehören namentlich das Tranklied: „Bei Nektar und Ambrosia, u. s. w.“ Flagelied eines Bauern: „Das ganze Dorf versammelt sich, u. s. w.“ Lob der Alten: „Es leben die Alten, u. s. w.“ Abschiedslied: „Traurig sehen wir uns an, u. s. w.“ Diese und andre Lieder leben in dem Gedächtnisse und dem Munde des Volks. Und wenn es wahr ist, was Bürger behauptet: „daß Popularität eines poetischen Werkes das Siegel seiner Vollkommenheit sey, so ist ihnen damit ihr Urtheil gesprochen. — Willers Predigten athmen den Geist echter und empfunder Religiosität und Sittlichkeit, und unterscheiden sich durch eine gemeinschaftliche, herrliche Beredsamkeit, und eine einfache, würdige Schreibart. — Miller war ein edler, liebenswürdiger Mensch. Sein Herz und seine Sinnesart sprechen sich mit ungewöhnlicher Bestimmtheit und Wahrheit auf jedem Blatte seiner Schriften aus. DH.

Millefino, ein italienisches Städtchen in Montferrat an der Gränze von Finale, in der neuern Kriegsgeschichte berühmt durch den Sieg, welchen Bonaparte hier am 15ten April 1796 errocht. Obgleich der französische Feldherr am 11ten eine blutige Schlacht gegen Beaulieu bei Montenotte gewonnen hatte, so standen doch die Oesterreicher noch mit der sardinischen Armee in Verbindung und waren durch diese den Franzosen weit überlegen. Bonaparte beschloß, sie zu trennen, griff durch neue Truppen aus dem südlichen Frankreich verstärkt, schon nach drei Tagen die Oesterreicher bei Dego und Millefino an, und blieb nach einem mehrmals zweifelhaften Kampfe auch diesmal Sieger, so daß er wenige Tage darauf das verschanzte Lager der Sardinier bei Ceva erstürmen konnte, wodurch Sardinien außer Thätigkeit gesetzt wurde.

Willin (Aubin Louis), Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied des Nationalinstituts und der Ehrenlegion, wurde nach dem Tode des berühmten Abbe Barthélemy Auffeher (Conservateur) des reichen Antiken- und Medaillen-Cabinets der kaiserlichen, jetzt königlichen Bibliothek. Er gilt unter seinen Landsleuten mit Recht für einen der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen. Um uns hat er das Verdienst, unsere Gründlichkeit seinen Landsleuten bekannter gemacht zu haben, und nicht zwar bloß durch sein schätzbares Journal: *Magazin encyclopédique*, sondern auch durch sein *Dictionnaire des beaux arts*, seine verbesserte Ausgabe des *Dictionnaire de la fable* von Chompré und seine *Monuments antiques inédits ou nouvellement expliqués*. Neue Verdienste um die Archäologie hat er sich erworben durch seine *Peintures des vases antiques*, seine *Galerie mythologique*, 2 Voll. 1811 Paris, seine Beschreibung mehrerer Münzen und Medaillen, und es ist ihm gelungen, den Geschmack an der schönen Kunst des Alterthums in Paris durch sie und seine Vorlesungen, deren Besuchung zum guten Ton gehört, gar sehr zu befördern. Um die Kunstgeschichte seines Vaterlands hat er sich bedeutende Verdienste erworben, sowohl durch seine *Voyage dans les départements du midi de la France*, als durch seine *Histoire métallique de la révolution française* und *Histoire métallique de l'Empereur Napoléon*. Mehrere kleine Lehrbücher über Studium der Antike, Münzkunde, Gemmalkunde, Mytho-

begle Mäcen, eine schnelle, leichte und angenehme Erbschaft über die Rechte der Kunst und Wissenschaft zu verschaffen. Zwar dürften wir Deutsche in den meisten dieser Werke wenig Neuzug und Unbekanntes finden, allein man laßt sich das Bekannte gern bei ihm nieder. Als Aufseher des Kabinetts hat er sich das Verdienst erworben, eine zweckmäßige Anordnung der Urkunden nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht zu haben, wobei ihm Eubels doctrina summorum vitorum zum Führer diente. Seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit, wozu er sich bereit ist, auch Fremden die seiner Aufsicht anvertrauten Schätze zu zeigen, gedenken alle Reisenden mit Ruhm. Auf jeden Fall hat seine Eobacht in begünstigenden Umständen viel Gutes und Nützliches befruchtet, was wir mit Dank anerkennen. da.

Milloy (Claude-François-Zavier), ein ausgezeichneter französischer Schriftsteller, Mitglied der französischen Academie, war von Geburt und einige Zeit Jesuit. Er begann und fuhr zu predigen fort, auch nachdem er war, bis ihn die Schwäche seiner Kräfte, darauf Verzicht zu leisten. Der Werth, den er einem Lehrstuhl der Philosophie rühmte gegründet und befestigt ihn auf Empfehlung des Duc de Noivernais mit dem Abbé Milloy. Später lehrte dieser noch Frankreich zurück, und wurde zum Lehrer des Duc d'Angoulême ernannt; in diesem Posten starb er 1785. Milloy war in der Gesellschaft feil und zurückgezogen, aber was er sagt, war klug und getreulich. D'Alembert erklärt ihn für denjenigen unter allen seinen Bekannten, der die wenigsten Beccardiale geschied und die wenigsten Mißgriffe gemacht habe. Von ihm hat man verschiedene in einem reinen eleganten und vortheilhaften Styl geschriebene Werke. Die wichtigsten darunter sind: 1. *Éléments de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV.*, 3 Bände; 2. *Éléments de l'histoire d'Angleterre, depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II.*, 3 Bände; 3. *Éléments de l'histoire universelle*, 9 Bände; 4. *L'histoire des Troubadours*, 3 Bände. Dieses nach den Handschriften von Saint-Palais geordnete Werk ist eine Hauptquelle für die Geschichte der Troubadours; 5. *Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV.*; 6. *Mémoires philosophiques de l'homme*. — Das als ein nachgelassenes Werk von ihm 1787 unter seinem Namen erschienenen *Éléments de l'histoire d'Allemagne* sind unerschaffen.

Milo von Crotona, ein Schüler des Pythagoras und einer der berühmtesten griechischen Athleten, welchen sich viel in den olympischen Spielen den Sieg davon trug. Von seiner außerordentlichen Größe werden mehrere Beispiele angeführt. Er ist mehr der Kampf, in welchem Pythagoras lebte, einkörpern. Milo ergriff die Hauptstiele, und verhielt sich dadurch den 3 Jahren so lange, bis alle Anwesenden sich gereizt hatten. Einen Eifer trug er auf seinen Schülern zum Opfer und abt. er ihn mit einem Faustschlag. Aber seine Größe wurde auch die Ursache seines Todes. Er sah in einem Walde einen starken Baumstamm, den man mit Ähren vergebens zu spalten versucht hatte. Er wollte ihn auseinander brechen, aber seine Kräfte verlegten ihm; die Äste, welche den Stamm aus einander hielten, waren herausgefallen, und so blieb er mit den Händen eingeklemmt. Da ihm niemand zu Hilfe kam, so wurde er eine Beute der wilden Thiere, die ihn zerrißen.

Miliabad. Dieser berühmte armenische Fürst, welcher um das Jahr 500 vor Chr. lebte, hatte herrlich eine orientalische Courten glücklich nach dem Charakter geführt und verschiedene Feste im

Archipelagus seinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Unterjochung Griechenlands heran zog. Er, Aristides und Themistokles feuerten die vor der Uebermacht des Feindes jagenden Athenienser zur Gegenwehr an. Jeder der zehn Stämme stellte 1000 Mann unter einem Anführer. Dieses kleine Heer rückte in die Ebene von Marathon, wo 1000 Mann Fußvolk, welche Plataea als Bundesgenossin abgeschickt hatte, dazu stießen. Miltiades rieth zum augenblicklichen Angriff. Aristides und einige andere Anführer unterstützten ihn; andre dagegen wollten die Hülfsstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Callimachus trat des Miltiades Gründe bei und so wurde der Angriff beschlossen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherren wechselte, wurde von allen dem Miltiades überlassen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, sondern den Tag abwartete, der ihn gesetzmäßig an die Spitze des Heers rief. Sobald dieser erschien, stellte er seine Truppen an den Fuß eines Berges in einem mit Bäumen besetzten Felde, welche die Reiterei aufhalten sollten, in Schlachtordnung. Die Plataer standen auf dem linken Flügel, Callimachus commandirte den rechten, Aristides und Themistokles das Mitteltreffen. Miltiades befand sich allenthalben, wo seine Gegenwart nöthig war. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perser widerstanden mit Ruhe aber Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrstündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittelpunkte aber befand sich Datis, der persische Feldherr selbst mit seinen besten Truppen, und bedrängte Aristides und Themistokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, seine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte sich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perser verloren 6400, die Athenienser 192 Mann; Miltiades selbst war verwundet. So glorreich dieser Sieg war, so hätte er doch ohne die Thätigkeit des Miltiades Athen ins Unglück bringen können. Datis wollte auf seinem Rückzuge Athen selbst überfallen, und schon umsegelt seine Flotte das Vorgebirge Sunnium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, sich mit dem Heere sogleich auf den Weg machte, und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch seine Gegenwart den Entwurf des Feindes zu vernichten und ihn zur Rückkehr nach den Küsten Asiens zu zwingen. So sehr Miltiades nach seiner Rückkehr von den Atheniensern geehrt wurde, so bald ward er auch der Gegenstand des Neides. Seine Feinde stellten vor, er könne leicht in Versuchung kommen, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung, deren Urheber er war, erleichterte ihren Sieg. Er hatte nämlich in einer Volksversammlung verlangt, ihm eine wohl ausgerüstete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen und versprochen, mit selbiger die Athenienser in den Besitz großer Reichthümer und Vortheile zu setzen. Vermuthlich war seine Absicht, die persischen Küstenstädte zu plündern und die Inseln des ägäischen Meers, die es mit den Persern gehalten hatten, zu bestrafen. Sein erster Angriff war auf Paros, wo er aber so tapfern Widerstand fand, daß er unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Er wurde vor der Volksversammlung der Bestechung mit persischem Gelde, nach Andern einer Geldentwendung angeklagt, und da er sich, wegen einer auf Paros erhaltenen Wunde, nicht vertheidigen konnte, verurtheilt, in den Gräben geworfen zu werden, wo man die Missethäter umkommen ließ. Die Obrigkeit verwandelte die Todesstrafe in eine Geldbuße von 50 Talenten, und ließ ihn, da er sie nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß setzen, wo er an seiner Wunde starb. So lohnte Athen seinem Erretter.

Milton (John), der große englische Dichter, war den 9ten December 1608 zu London geboren und der Sohn eines Notars. Nachdem er einige Zeit theils von Privatlehrern, theils auf der St. Paulschule unterrichtet worden, bezog er das Christ-College zu Cambridge (1624), wo er 1628 die gewöhnlichen Grade eines Baccalaureus und Magister annahm, und sich durch seine großen Fortschritte in den Wissenschaften, so wie durch verschiedne poetische Versuche in lateinischer Sprache vortheilhaft auszeichnete. Er hielt sich darauf mehrere Jahre bei seinem Vater auf, der jetzt auf seinem Landgute Horton bei Colebrook in Buckinghamshire lebte. Im J. 1634 schrieb er the *Mask of Comus*, eine Farce, welcher die Auszeichnung widerfuhr, von den Kindern des Grafen von Bridgewater, Lord-Präsidenten von Wales, zu Ludlow-Castle in Shropshire aufgeführt zu werden. Sein nächstes Product war *Lycidas*, eine Monodie auf den Tod seines Freundes E. King. Im J. 1638 erhielt er von seinem Vater Erlaubniß, auf Reisen zu gehen. Er begab sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris, wo er den berühmten Grätius besuchte, nach Italien, einem Lande, dessen Literatur er mit großem Fleiße studirt hatte, wie verschiedene seiner Jugendgedichte, die in italienischer Sprache abgefaßt sind, beweisen. Er wurde überall mit großer Achtung aufgenommen und machte mit den größten Männern damaliger Zeit, z. B. mit Galilei, den er im Inquisitionsgefängnisse zu Rom besuchte, Bekanntschaft. Von Neapel wollte er nach Sicilien und Griechenland übersehen; allein die Nachricht von den in seinem Vaterlande ausgebrochenen Unruhen änderte seinen Entschluß, und veranlaßte ihn, nach einer fünfzehnmönatlichen Abwesenheit nach England zurückzukehren. Er brachte nun seine übrige Lebenszeit in London zu. Nachdem er sich einige Zeit mit der Erziehung seiner Schwefterstöhne beschäftigt hatte, nahm er an den ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten Theil und gab 1641 fünf Abhandlungen concerning the church government heraus. Im Jahr 1644 schrieb er *Arcopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing*. Im folgenden Jahre wurden seine juvenile Pooms zu London gedruckt, worin man die schönen Stücke *l'Allegro* und *il Penseroso* findet, in denen er die verschiednen Gesichtspunkte, aus denen der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt ansehen, treffend angibt. Nach der Hinrichtung des Königs erschienen seine *Remarks on the articles of peace between Ormond and the Irish-rebels*, und sein *Εἰκονολατρία*. Durch diese und mehrere andre in gleichem Geiste geschriebne Werke machte er sich bei den Republikanern so beliebt, daß er von Cromwell zum lateinischen Secretär des Staatsraths ernannt wurde. Im Jahr 1651 schrieb er seine berühmteste *Defensio pro populo Anglicano* gegen die 1649 von Calmasius herausgegebne *Defensio regis*, wofür er vom Parlamente eine Belohnung von 1000 Pfund erhielt. Durch sein unablässiges Studiren, verbunden mit dem Kopfweh, woran er von Jugend auf gelitten hatte, wurde er um diese Zeit völlig seines Gesichtes beraubt. Dadurch ließ er sich indessen weder an der Verwaltung seines Amtes, noch an seinen literarischen Beschäftigungen hindern. Im J. 1654 gab er seine *Defensio secunda* und im folgenden Jahre seine *Defensio pro se* heraus. Im J. 1659 schrieb er einen Tractat von der bürgerlichen Gewalt in Kirchensachen und *Considerations touching the likeliest means of removing hirelings out of the church*. Am Ende des Jahrs 1659, da schon Richard Cromwell sein Protectorat niedergelegt hatte, ließ er einen Brief upon the model of commonwealth und wenige Monate vor der Restauration seinen ready and easy way to establish a free com-

monwealth drucken. Daß er bei Karls II. Ketzerei seinen Secretariatsposten verloren, wird man leicht errathen. Er verbarg sich, bis die Vergessenheitsacte, in die er wider Vermuthen begriffen wurde, ungeachtet seine Defensio pro populo Anglicano von Hentershand verbrannt worden war, ihm erlaubte, sich wieder öffentlich zu zeigen. Im J. 1666 vollendete er seine berühmte und erhabene Epopee the Paradise lost, das verlorne Paradies, deutsch von Bodmer Zürich 1780, Zacharia 1760, Würde Berlin 1793, 2 Thle. 8., und Pries; französisch von Delille. In der ersten Ausgabe von 1667 erschienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des Verfassers betrug zehn Pfund. Ueberhaupt erregte dies Meisterstück der englischen Poesie bei seiner ersten Erscheinung wenig Aufmerksamkeit. Erst nachdem Addison die Schönheiten desselben in seinem Zuschauer vergliedert hatte, sang die Nation an, sich näher damit bekannt zu machen. Im J. 1670 gab der Dichter eine Geschichte von England heraus, die jedoch nur bis auf die normannische Invasion reicht. Im J. 1671 erschien sein zweites Epos, Paradise regained (das wiedergefundne Paradies), welches dem ersten nachsteht, und sein Samson Agonistes, ein im Geschmaack der Alten geschriebenes Trauerspiel. Im J. 1672 ließ er eine Logik und 1673 seine Discourses of true religion drucken, worauf er den 10ten November 1674 zu London starb. In neuern Zeiten ist ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet worden. — Milton lebte sehr mäßig und hatte einen natürlichen Abscheu gegen starke Getränke. Seine Vergnügungen bestanden größtentheils in der Unterhaltung mit seinen Freunden und der Beschäftigung mit Musik, worin er es zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte. Seine Kenntnisse waren sehr ausgebreitet. Er verstand die hebräische, griechische, lateinische, französische, italienische und spanische Sprache. Von den Dichtern seiner Nation schätzte er am meisten Spenser, Shakspeare und Cowley. Nachdem er blind geworden war, unterrichtete er seine Töchter in den drei ersten der genannten Sprachen, damit sie ihm bei seinen gelehrten Beschäftigungen hülfreiche Hand leisten möchten. Uebrigens war er ein offner, redlicher Mann, von schneller Fassungskraft, mit treffendem Witze und scharfem Urtheil versehen. Verheirathet hatte er sich drei Mal. Seine sämtlichen poetischen Werke findet man in Johnsons Sammlung, desgleichen bei Bell und Anderson. Commentirt haben ihn Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardsons und Th. Warton.

Milz, ein an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falschen Rippen der linken Seite umschließen, liegendes Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner als die Leber; von länglichrunder Form ist, und dessen Gewicht, nach Verhältniß des Alters des Menschen, von 6 bis 15 Unzen beträgt. Ihre äußere Fläche ist gewölbt und dem Zwerchfell zugekehrt, die innere Fläche flach ausgehöhlt und dem Magen zugewandt. Sie ist mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verschiedene Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwerchmuskeln, und die innere Fläche an dem Magen befestigt ist. Das Innere der Milz besteht aus einem so blutreichen Gewebe, daß es blauröth durch die sehr zarten Häute durchschimmert. Zwischen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Aestchen sich selbst in die Zellen zu öffnen scheinen. In die Milz geht eine nach Verhältniß anderer Eingeweide sehr starke Schlagader, die noch vor ihrem Eingang sich in mehrere Aeste theilt, welche an der innern Fläche in die Substanz der

Milz einbringen und sich hier auf das vielfachste verästeln. Die das Blut zurückführende Milzvene ist viel stärker als die Arterie, in Verhältniß wie 1 zu 5, sie steht durch ihre Verbindung mit der Gefäßader den Stamm der Pfortader zusammen, welche in die Leber zur Bereitung der Galle sich begibt. Von der Milzarterie gehen auch mehrere Äste zu dem Magen, die sogenannten kurzen Blutgefäße (*vasa brevia*), und versorgen diesen mit Blut (s. Magen). Außer der Zeit der Verdauung ist die Milz schlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrscheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem Magen, um häufigern Magensaft zum Vorrath abzusondern. Ist der Magen mit Speisen angefüllt, so strömt das Blut in größerer Menge nach der Milz, und dehnt sie so aus, daß sie gespannt, glatt und glänzend erscheint. In dieser Zeit ist ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wässeriger ist, als anderes Venenblut, insbesondere als das Pfortaderblut, das dicker, schwärzer und fettiger ist. Diese Verwandlung des Milzblutes geht wahrscheinlich in den Zellen der Milz vor sich, welche in ihrem ausgedehnten Zustande eine durchsichtige Flüssigkeit enthalten. Indem nämlich die Milzarterie das mit Oryngengas so eben bereitete Blut (s. Lunge) in die Milz so reichlich überführt, daß die Menge desselben eben so viel beträgt, als die sechs Mal größere Leber bekommt, so wird in dem Innern der Milz vermöge ihrer specifischen Lebensthätigkeit das Sauerstoffgas zum Theil mit dem Wasserstoffgase zu wässriger und lymphatischer Flüssigkeit verbunden, welche in großer Quantität mit dem, durch Freierwerden des Sauerstoffs im Arterienblut, entstandenen Venenblute zu der Leber hingehet. Dieses wässrige Milzvenenblut beträgt eben so viel, als das übrige sämmtliche Pfortaderblut, und dient wahrscheinlich dazu, die Galle flüssig, auslöslich und sauerstoffhaltig zu machen. Der andre Theil des in der Milz frei gewordenen Sauerstoffs geht reichlich in das Blut des Magens über, und dient zur Bereitung des Magensaftes. Ob dieser Uebergang durch die sogenannten kurzen Gefäße vermittelt wird, welches wohl das wahrscheinlichste ist, oder ob eigene, bis jetzt noch unbekannte Uebergänge dazu vorhanden sind, ist noch zweifelhaft. Indessen ist doch durch Versuche (von Home angestellt) erwiesen, daß Flüssigkeit unmittelbar aus dem Magen in die Milz übergeht und von dieser in den Kreislauf des Blutes kommt. Die Milzkrankheiten können von verschiedner Art seyn, je nachdem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geschwächt ist. Da sie ein so außerordentlich blutreiches Organ ist, so kann krankhafte Anhäufung des Blutes Statt finden, welche zunächst übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu sehr verdünnt, der Magensaft zu sehr gesäuert wird, und zur beständigen Magensäure, zu Magenkrämpfen und schlechter Verdauung Veranlassung gibt. Sie kann sogar in entzündlichen Zustand übergehn, welcher seines langsamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zustände geben Veranlassung zu Stockung des Blutes in der Milz und Austreibung desselben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht, und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entscheidung derselben anzeigt, und jederzeit ein sehr gefährlicher Zustand ist. Die Milz kann aber auch in einen Zustand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dicke und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeschwerden, schlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angst, Druck in der Per-

grube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz selbst, Verhärtungen und dergleichen entstehen. Die ältern Aerzte nannten diesen Zustand *Milzsucht*. Sie sahen die Milz als ein Eingeweide an, welches dazu bestimmt sey, die Leber und das Blut von den dicken, schwarzgallichten (melancholischen) Feuchtigkeiten zu befreien, indem sie dieselben als mit ihnen verwandt an sich jöge, zum Theil sich selbst davon ernährte, wovon die dunkle Farbe der Milz herrühre, zum Theil in den Magen und die Gedärme ausleere. Wenn nun in der Milz die schwarzgallichten dicken Säfte sich anhäufen, ohne Abgang zu haben, so entstände Verstopfung, Verhärtung und Stirrhostät derselben, das Blut selbst würde von diesen Säften nicht mehr gereinigt, beschwerte das Gehirn, und so entstände zunächst die Krankheit, die sie *Milzsucht* nannten, mit Angst, Traurigkeit, wunderlichen trübsinnigen Gedanken verbunden wäre, und endlich in Melancholie überginge. H.

Mimen nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatische Spiele, welche nicht künstmäßig ausgebildet waren. Sie bestanden oft nur aus einzelnen, besonders komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, und wurden besonders bei Gastmälern vorgeführt; einige indessen scheinen auch auf die Bühne gekommen zu seyn. Davon verschieden waren die *Mimen* des Sophron aus Syracus (um 420 v. Chr.), die wir nur in Fragmenten besitzen, und welche dramatisirte Dialogen in rhythmischer Prosa abgefaßt und nicht fürs Theater, sondern nur für die Lectüre und für die Recitation bestimmt waren. Sie beschäftigten sich mit möglichst treuer Darstellung von Charakteren und Sitten des gemeinen Lebens. Sie ahmte Theokrit in seinen Idyllen nach. Bei den Römern waren die *Mimen* ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch ausgelassenen Scherz das Volk belustigten; nach und nach bildete sich daraus ein regelmäßigeres Schauspiel, in welchem man besonders (aber nicht allein) durch Hilfe der Gebehrdensprache Scenen und Charaktere des gemeinen Lebens auf eine lachenerregende Weise darstellte. Auch hießen die Künstler, welche dieselben darstellten, *Mimen* und sie waren von den *Pantomimen*, die alles durch Gebehrden darstellten, verschieden. Decimus Laberius (50 v. Chr.) und Publius Syrus sein Zeitgenosse sind als *Mimographen* (Dichter solcher *Mimen*) bekannt. S. Ziegler de *mimis Romanorum*, Göttingen 1789. Wir nennen *Mimen* jeden *mimischen*, d. i. solchen Künstler, der durch Gebehrden darstellt, mithin auch den Schauspieler. (Vergl. den Art. *Pantomime*.)

Mimit ist eine Kunst, welche sich zunächst nur auf den Menschen bezieht, und das Menschliche, in sofern es sich durch Gebehrde (im weitern Sinne) zusammenhängend und mannichfaltig ausdrücken läßt, darstellt. Dieser Charakter der *Mimit* ist in dem Darstellungsmittel derselben begründet, welches der menschliche Körper selbst, in seinen durch Willkür hervorbringenden und unmittelbar erscheinenden Zuständen ist, und sie gehört nebst der Declamation zu den eigentlich darstellenden Künsten, welche die Alten *Hypokritik* nannten (s. d. Art. *Declamation*). Sie heißt auch Schauspielkunst in der weitern Bedeutung, insofern sie nicht nur stets zu schauen gibt, sondern auch sich größtentheils auf der Bühne zeigt, und ein wesentlicher Bestandtheil der Kunst des Schauspielers im eigentlichen Sinne ist. Nur insofern der Künstler im Stande ist, diese Gebehrden, wie sie sich in der Natur zu zeigen pflegen, bei der Darstellung künstlich nachzumachen, nur insofern kann er auf den Namen eines *Mimen* Anspruch machen. Daß diese Nachahmung stets mit Bewußtseyn verknüpft seyn, und nie in bloße mechanische

mische Darstellung des eignen Selbst ausarten müsse, liegt eben in dem Begriffe der Nachahmung, denn Nachahmung geschieht mit dem Verstande, der sich stets seiner bewußt ist, und nie mit dem bloßen Gefühle. Hieraus geht auch zugleich die Beantwortung der Frage hervor, ob der Schauspieler künstlich oder natürlich spielen müsse? Er soll etwas darstellen, was er in demselben Augenblicke nicht ist, sondern von dem er bloß glaubt, daß ein Anderer sich in der Lage befinde, welche er so eben künstlich nachmachen soll. Hieraus folgt also von selbst, daß er nicht als er selbst (dies wäre natürlich), sondern als ein Anderer (also künstlich) erscheinen müsse. Soll nun aber der Schauspieler diejenigen Leidenschaften, die er darzustellen hat, gerade so darstellen, wie er sie an einem Andern, wenn sich dieser in derselben Lage befunden hätte, entdeckt haben würde? Allerdings, aber nur insofern, als diese Leidenschaften, wenn sie wirklich natürlich zur Erscheinung gekommen wären, in sich selbst Einheit und Zusammenhang geoffenbart haben würden. Denn da der Mensch in seinem natürlichen Zustande stets den zufälligen Einwirkungen der Außendinge ausgesetzt bleibt, und deshalb auch in seiner natürlichen Darstellung eine künstlerische Einheit kaum zur Erscheinung bringen kann, so soll die künstliche Gehehrde diese Einheit und diesen Zusammenhang da, wo die Natur etwa in einer ähnlichen Lage beides verlieren dürfte, mit der aufmerksamsten Sorgfalt wieder herzustellen suchen. Eine nur ganz oberflächliche Beobachtung des Menschen in der Wirklichkeit kann Belege davon geben. Man nehme nämlich an, daß irgend ein Individuum, indem dasselbe einem andern eine wichtige Sache erklären will, und hierbei die nöthigen Gehehrden anwendet, entweder aus Mangel an hinlänglicher Kenntniß des abzuhandelnden Gegenstandes, oder durch irgend eine äußere oder innere Störung unterbrochen wird. Plötzlich entsteht durch diese Störung ein Mangel an Zusammenhang und gleichsam ein Zerreißen seiner Gehehrden, was auch einem oberflächlichen Beobachter der Natur kaum entgehen dürfte. Die Mimik nun, wie überhaupt die ganze Schauspielkunst, muß, insofern sie Kunst und keine Natur ist (und darin besteht ihre wahre Kunst), dies Zerstückelte, Zerrißene und Unzusammenhängende zu vermeiden wissen. Sie soll und muß die Natur darstellen, aber mit dem Unterschiede, daß sie da, wo die Natur unzusammenhängend ist, diese Lücken ausfüllt, Zusammenhang schafft und das Zerstückelte zum Ganzen gestaltet. Dennoch soll demnach der Mime die Natur studiren, und alles, was er dort findet, mit sorgfältigem Geiste auffassen und es sich zu eigen zu machen suchen: denn die Natur ist die einzige, große Lehrmeisterin in der Kunst, ohne deren treuestes, redlichstes Studium wir in derselben auch nicht das allergeringste vermögen, besonders in der Mimik, die, so zu sagen, in der allerpersönlichsten Verbindung mit der Natur steht. Im übrigen s. d. Art. Pantomime. Als Beiträge zu einer Theorie der Mimik, gehören hieher Engels Ideen zu einer Mimik, Berlin 1785, und Seckendorfs Vorlesungen über Declamation und Mimik, Braunschweig 1816. Pq.

Mimische Darstellungen, so nennt man insbesondere die mimischen Stellungen (s. Attitüden) und Handlungen (wie die des Adme Handel-Schüz) und die *tableaux vivants*, welche in neuer Zeit sich vielen Beifall erworben haben, s. diese Art.

Mimnermus, ein griechischer Dichter und Musiker, geboren zu Solophon, der zur Zeit Solons lebte und sich durch seine Elegien den ausgebreitetsten Ruf erwarb. Er gilt für den Erfinder des elegischen

nung, 2. Erdharzordnung, 3. Graphitordnung, 4. Resinordnung, 5. Demantordnung. Die vierte Classe der Metalle ist reich und man theilt sie nach ihren eigenthümlichen metallischen Grundstoffen ein, deren man bis jetzt 28 verschiedne entdeckt hat, als: 1. Platin, 2. Gold, 3. Quecksilber, 4. Silber, 5. Kupfer, 6. Eisen, 7. Blei, 8. Wolybden, 9. Zinn, 10. Zink, 11. Wismuth, 12. Tellur, 13. Spießglanz, 14. Mangan, 15. Nickel, 16. Kobalt, 17. Arsenik, 18. Uran, 19. Titan, 20. Scheel, 21. Chrom, 22. Tantal, 23. Cererit, 24. Columb, 25. Iridium, 26. Rhodium, 27. Osmium, 28. Palladium. Nach der Art der Erscheinung, oder des Vorkommens, theilt man die Metalle in gediegene, vererzte, oxydirte. Nach ihrem Verhalten im Feuer und unter dem Hammer theilt man sie auch in Edle und Halbmetalle, und die erstern wieder in edle und unedle (s. Metalle). Die Mineralogie ist derjenige Theil der Natur, welcher die anorganischen Naturkörper, also Mineralien, zu seinem Gegenstande hat. Sie zerfällt ihrem Wesen nach in die Oryktognosie (Mineralogie im engern Sinne), oder die Erkenntnißlehre der anorganischen Körper, lehrt die einfachen oder gemischten Mineralien unter bestimmten Kennzeichen, und unter festgesetzten Benennungen in einer natürlichen, aber systematischen Ordnung erkennen, und ist mithin die Basis aller übrigen mineralogischen Wissenschaften. 2. Die Geognosie oder Gebirgskunde lehrt den festen Erdkörper überhaupt kennen und macht uns mit den Lagerstätten der Mineralien, mit der Bildung derselben und mit ihrem Verhalten auf und in demselben bekannt. Dieser letztere Theil hat noch nicht die Vollkommenheit erhalten, die sein hohes Interesse erfordert. Außer diesen Wissenschaften umfaßt die Mineralogie im weitesten Sinne noch: die mineralogische Chemie, die mineralogische Geographie und die ökonomische Mineralogie. Unter den Naturwissenschaften ist die Mineralogie vielleicht zuletzt als Wissenschaft ausgebildet worden, doch hat sie in neuern Zeiten sehr viel Aufmerksamkeit erregt und viele Bearbeiter gefunden. Schon den Griechen und Römern war diese Wissenschaft nicht fremd. Von der ersten Nation ist noch ein Werk über die Steine von Theophrast auf uns gekommen; von den römischen Schriftstellern ist Plinius, der Naturforscher, besonders wichtig. Neuerer Zeit kann man vorzüglich vier in der Mineralogie herrschende Systeme annehmen: 1. das System der äußern Kennzeichen beginnt mit Wallerius und erreichte seine vollkommne Ausbildung durch Werner; 2. das chemische System beginnt mit Cronstädt und wurde durch den Engländer Kirwan ausgebildet; 3. das crystallographische oder mathematische System verdankt man dem französischen Naturforscher Haüy; 4. das genetische System, in dem gleichsam das der äußern Kennzeichen und das mathematische vereinigt ist, stellte Oken in seinem Handbuch der Naturgeschichte neuerlich auf. Von allen diesen Systemen hat sich bis jetzt das wernerische noch am weitesten verbreitet, und die meisten Bearbeiter gefunden, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß es noch viele Unvollkommenheiten enthält, die zum Theil im Oken'schen wesentlich verbessert sind. B C.

Mineralfarben, s. Mahlerfarben.

Mineralwasser (oder mineralische Wasser), Quellen, in deren Wasser Gasarten oder mineralische Theile aufgelöst sind. Unter den Gasarten, welche solche Mineralwasser enthalten, sind die vorzüglichsten: das Kohlenstoffgas oder die sogenannte Luftsäure, frey Luft, und das

Achilles werth, begleitet den Ulyß, schützt dessen Gattin und geküßt seinen Sohn in der Gestalt *Nentors*. Eben so begünstigt sie die Erfinder von Kriegswerkzeugen: sie baute die *Argo* und lehrte den *Epeus* das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Nun erscheint sie aber auch als Beschützerin der Künste des Friedens, und zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webstuhl, die Spindel, die mahlerische Maschel finden wir in ihrer Hand, und so wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiteten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen. Daher das *Peplum*. Daher steht auch eine geschickte Weberin unter ihrem Schutz, nur darf sie sich nicht stolz erheben, wie *Arachne*, die ihr Zorn in eine Spinne verwandelte. Von den bloß weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedlichen Beschäftigungen des Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderische Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische und der bildende, stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Denker, wie der Redner und Dichter: und da zu dem vollkommenen Glücke, welches die erfinderische Thätigkeit des Geistes gewähren soll, auch die Gesundheit gehört, so erscheint sie auch unter den heilenden Göttern und wird als solche *Paolina*, *Hygieia* genannt. In allen diesen Hinsichten ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letzterer jedoch nur, in so fern Erfindung und Denkraft dabei in Anspruch genommen werden. Athen, diese Stadt der Wissenschaft und Kunst, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, warf sie sie von sich und belegte den mit dem härtesten Fluch, der sie aufnehmen würde. Dieser Fluch ging an *Marspas* in Erfüllung. (S. d. Art.) Die Liebe verschmähend, wechelte sie sich einer ewigen Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. *Tiresias*, der sie im Bade belauschte, erblindete. Mit diesem Charakter des reinen kalten Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Kalter Ernst des tiefen Nachdenkens, der männliche Geist untheilnehmender Ueberlegung spricht aus den Zügen einer schönen Weiblichkeit. Als Kriegerin erscheint sie völlig gerüstet, das Haupt mit einem goldenen Helm bedeckt, von welchem ein stolzer Mähnenbusch herabwallt, gepanzert mit dem Harnisch des Vaters, und in der Hand die Lanze; als Vorsteherin der friedlichen Kunstfertigkeit aber erscheint sie in der Tracht griechischer Matronen (s. *Phidias*). Zu den Attributen der Göttin gehören noch die *Aegis*, das *Gorgonenhaupt* und der argolische Schild runder Form. Zu ihrem symbolischen Beiwort gehört die *Eule* (auch *Münze* auch der *Hahn*), um die Wachsamkeit anzudeuten. Als Erhalterin der Gesundheit füttert sie aus der Schale der Drachen, und der *Oelweig* ist das Symbol des friedlichen Verkehrs, der durch sie gedeiht. Ein besonderer athenischer Mythos sagt, daß, als einst *Neptun* und *Minerva* (*Athene*) über die Benennung der Stadt Athen stritten, die Götter den Streit dahin entschieden, sie soll nach dessen Namen genannt werden, der den Menschen das nützlichste Geschenk hervorbringen würde. *Neptun* schlug mit seinem Dreijack in die Erde und es sprang das kriegerische Roß hervor; *Minerva* warf ihren Speer, und, wo er fiel, sproßte der friedliche Oelbaum. Ihr Geschenk ward für das heilsamste erkannt, und die Stadt erhielt ihren Namen. Ganz *Attica*, besonders aber Athen ward ihr geheiligt, und sie hatte hier viele

Gruppe. Ihre glänzendsten Feste zu Athen waren die Panathenden. Ein anderes Fest war die feierliche Abwaschung ihrer Bildsäule zu Athen, hauptsächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Wasser von den hundert leuscher Jungfrauen geschah. Die Römer verehrten sie anfangs als Kriegsgöttin (Bellona); später ward sie eine Hauptschutzgöttin Roms. Sie hatte nebst Jupiter und Juno den Haupttempel auf dem Capitol inne, und ihr Fest wurde jährlich unter dem Namen Quinquaginta fünf Tage lang gefeiert.

Minerval, s. Illuminaten.

Mingotti (Catharina), eine der größten Sängerinnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war 1728 zu Neapel von ursprünglich deutschen Eltern geboren. Ihr Vater, der in österreichischen Militärdiensten stand, bekam bald nach ihrer Geburt den Befehl, sich nach Schlesien zu begeben, und nahm sie dahin mit. Nach seinem Tode that ihr Oheim sie zu den Ursulinerinnen. Die Musik, die man hier zuweilen gab, machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie die Abtissin mit Thränen in den Augen bat, ihr einigen musikalischen Unterricht geben zu lassen, damit sie auch im Chor mitsingen könnte. Die Abtissin willfahrte ihr endlich und gab ihr täglich eine halbe Stunde einige Anweisung in den ersten Anfangsgründen der Musik. Sie war vierzehn Jahre alt, als sie nach ihres Oheims Tode zu ihrer Mutter und ihren zwei Schwestern zurückkehrte. Einige Jahre darauf verheirathete sie sich gegen ihre Neigung, um sich einer noch verhasstern Lage zu entziehen, mit einem schon betagten Venetianer, Namens Mingotti, welcher der Intermurmer der Oper zu Dresden war. Bei ihrem Auftreten in Dresden erregte sie das allgemeinste Aufsehn. Porpora, der damals in des Königs Diensten war, empfahl sie auf das angelegentlichste und verschaffte ihr eine Stelle am Theater. Er selbst beschäftigte sich mit ihrem Unterricht. Die berühmte Faustina und Haffé waren damals ebenfalls in Dresden; entfernten sich aber, nachdem Madam Mingotti sich das erste Mal am Hofe hatte hören lassen, und gingen nach Italien, wie man behauptete, aus Eifersucht auf die neue Sängerin. Der Ruf der Mingotti verbreitete sich bald durch Europa, so daß sie nach Neapel eingeladen wurde, um daselbst auf dem großen Operntheater zu singen. Ihr erstes Debut that selbst machte so großes Aufsehn, daß sie von allen Seiten die vortheilhaftesten Anträge erhielt, die sie jedoch aus Delicatsse ablehnte, da sie fortwährend einen Gehalt vom dresdner Hofe bezog. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden fand sie Haffé an der Spitze der Capelle. Dieser war eben mit der Composition der Oper Democrite (1748) beschäftigt, und setzte eigens für die Mingotti das Adagio o tutti i mali miei, bloß mit einer Pizzicatobegleitung der Violine, damit die etwanigen Fehler im Gesang desto merkbarer werden möchten. Sie aber, den ihr gelegten Fallstrick wohl wahrnehmend, löste alle Schwierigkeiten so vollkommen, daß ihre Feinde und selbst Faustina verammten. Im Jahr 1751 ging sie von Dresden nach Spanien, wo sie mit Sigisella unter der Direction des berühmten Farinelli sang. Nach dem zweijährigen Aufenthalt in Spanien, während dessen sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, besuchte sie Paris und London, um sich hier ihr Talent bewundern zu lassen. Darauf bereiste sie Italien, und sang in mehreren großen Städten. So lange der König August lebte, hörte sie nicht auf, Dresden als ihre Heimath zu betrachten. Nach seinem Tode 1763 aber ließ sie sich in München nieder, woselbst sie als Sängerin eine Pension genoß. Sie starb 1807 bei ihrem Sohne, dem erstinspector Samuel von Buckingham, zu Neuburg an der Donau.

Sie war im Umgange lebhaft und unterhaltend, sprach mehrere neuerer Sprachen, verstand viel Musik und riß bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Gesangs hin.

Mingrelten, s. Georgien.

Miniaturmahlerei, Miniatur (fr. miniature, vignature); diejenige Art der Wassermahlerei, bei welcher man die Summfarben mit der bloßen Pinselspitze aufträgt, — welches punctiren (pointiller) heißt. Sie unterscheidet sich von den andern Arten der Malerei dadurch, daß sie weit feiner ist, und mithin in der Nähe gesehen werden muß, und daß sie daher auch nur im Kleinen, mehrtheils auf Pergament und Elfenbein angemendet wird. Daher hat der Ausdruck Miniaturbild, oder ein Bild en miniature auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Man spart den Grund des Pergaments oder Papiers in den höchsten Lichtern auf, einige brauchen aus diesem Grunde sogar kein Weiß. Die besten Farben dazu sind die, welche am wenigsten Körper haben, als der Carmin, der Ultramarin, die Lacke &c., welche man, um sie sehr fein zu haben, in vieles Wasser auflöst, dann abgießt und trocknen läßt. Diese Art der Malerei erfordert übrigens wegen der feinen Punkte, aus denen sie besteht, und welche so reinlich neben einander gesetzt werden müssen, daß sie vertrieben und gleichsam mit einander vereinigt scheinen, die meiste Zeit. Miniaturmahlereien kommen schon aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte als Verzierungen der Handschriften in Italien und Frankreich vor, noch mehr aus dem elften und folgenden Jahrhunderte. (S. Rive essai sur l'art de peindre l'age des miniatures peintes dans les manuscrits. Paris 1782.) Ueberhaupt war diese Miniaturmahlerei eine Beschäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, so erhielten diese den Namen Illuminatores oder miniatores, weil man sich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Sie blühte in dieser Art vorzüglich im 14ten Jahrhunderte unter Carl V. in Frankreich, und erreichte noch unter Carl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst und durch das Emporkommen der Kupferstecherkunst in Verfall. In der neuern Zeit hat man sie vorzüglich zum Porträt angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neuern Zeit waren Mengs, Chodowiecki, Jäger, Westermann, Nixon und Ebel. Zu den theoretischen Schriften gehören Violet's Anweisung zur Miniaturmahlerei a. d. Franz. Hof, 1793, und d'Arolais de Monzany's Abhandlung von den Farben zum Porcellan- und Miniaturmalen a. d. Franz. Strassb. 1769. 8.

Minima hieß in der alten Notenschrift eine halbe Lactnote.

Minimen, oder mindeste Brüder des heil. Franciscus a Paula (daher auch Pauliner oder Paulaner) ein in der Mitte des 15ten Jahrhunderts gestifteter Mönchsorden, der sich seit 1493 in allen Ländern ansiedelte. Den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit verdankten sie ihren unaufhörlichen Fasten, da sie nach ihrem Gelübde nichts als Brod, Früchte und Wasser genießen dürfen. Ihre Kleidung ist schwarz und wie bei den Franciscanern mit Leibriemen und Geißel versehen; ihr Leben ist ganz der stillen Contemplation und Andacht gewidmet. Ohne die ihnen verliehenen Privilegien der Bettelorden sonderlich zum Dienste der Welt zu benutzen, hatten sie es doch im 18ten Jahrhunderte auf 400 Klöster in 30 Provinzen gebracht. Im Herbst 1815 wurde ihnen ihr im Neapolitanischen (wo sie Paolotti heißen) gelegenes Stammkloster von Ferdinand IV. wieder geschenkt. E.

Minimum bezeichnet den geringsten Grad einer Sache im Gegensatz von **Maximum**.

Minister, Ministerium. Mit dem Worte **Minister** bezeichnen wir die höchsten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürsten arbeiten und in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung die höchsten Behörden bilden, indem sie entweder einzeln, jeder an der Spitze eines besondern Departements stehen und über die dasselbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorhergegangne Rücksprache mit ihren Collegen dem Fürsten Vorträge thun, oder gemeinschaftlich alle wichtigeren, die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen und dem Regenten das Resultat ihrer Berathschaltungen vorlegen. So giebt es in den verschiedenen Staaten eine mehr oder weniger starke Zahl von Ministern, je nachdem die Ausdehnung und die besondern Verhältnisse des Landes eine größere oder geringere Vereinigung verschiedner Geschäfte möglich machen. In den mehrsten Staaten giebt es daher einen Justizminister, einen Finanzminister, neben dem sich noch zuweilen ein eigener Minister für den öffentlichen Schatz findet, ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein Kriegs- und, nach Beschaffenheit der Umstände, ein Seeminister, ein Minister des Innern, zuweilen auch noch ein besonderer Minister des Handels, ingleichen ein besonderer Minister des Cultus und ein besonderer für den öffentlichen Unterricht oder die Volksaufklärung. Verschieden von dem Ministerium ist noch in einigen Staaten das Cabinet, worunter man entweder die Behörde versteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten besorgt, wie z. B. in Rußland, oder diejenige, welche hauptsächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat. Dem zu Folge zerfallen die Minister in Staats- und Cabinetsminister, unter welchen letztern hauptsächlich die Minister der auswärtigen Angelegenheiten verstanden werden; außerdem in Departements- oder Provinzialminister, welche letztern, wie der Name schon andeutet, in besondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung stehen, jedoch in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem Ministerium als einer Gesamtbehörde. In Frankreich stehen neben den Departementsministern noch sogenannte Staatsminister, welches aber dort nur ein Ehrenittel ist, der mit keinen ministeriellen Geschäften nothwendig verbunden ist. Auch bilden die Minister in diesem Reiche, so wie in manchem neuern Staate kein ministerielles Collegium, sondern jeder besorgt für sich die in sein Departement einschlagenden Geschäfte und communicirt höchstens, eintretenden Falls, mit einzelnen seiner Collegen, ohne daß jedoch collegialische Berathschlagungen Statt fänden; eine Methode, der man allerdings den Vorzug schnellerer Besorgung der Geschäfte nicht absprechen kann, die aber in anderer Rücksicht nicht ohne Nachtheil ist, indem das allgemeine Interesse der Gesamtverwaltung darunter nicht selten vernachlässigt wird. Auch ist es eine nicht zu übersehende Verschiedenheit, ob die Minister in ihren Departements nur an der Spitze besondrer Collegien als Präsidenten stehen, oder ob sie unmittelbar und unumschränkt im Bureau regieren. Endlich giebt es noch in einigen Staaten sogenannte Principal- oder Premierminister unter verschiedenen Namen, die in der Abwesenheit des Regenten, oder in minder wichtigen Angelegenheiten dessen Stelle versehen, nach Entbehen bei allen ministeriellen Departements den Vorsitz führen können und dieselben controlliren. — Den Namen **Ministerium** führt endlich auch noch das geistliche Consistorium, so wie die Gesamtheit der Geistlichkeit in einzelnen Städten.

Ministerialen, s. Lehnswesen.

Ministerial- und Oppositionspartei im brittischen Parlamente. Das Parlament von Großbritannien (lateinisch *Curia regni magni Britanniae*), ist ein Gerichtshof (Tribunal, Reichsrath), in welchem der König unter gesetzlichen Einschränkungen den Vorsitz hat, und das aus zwei Häusern (dem Ober- und Unterhause) besteht. Da es nicht nur für das allgemeine Wohl des ganzen Staats zu sorgen hat, sondern auch die ausgehende Instanz aller großbritannischen Tribunale ist, alte Gesetze aufhebt, neue aufstellt, und dem Könige diejenigen Summen bewilligt, deren er zu seinen Privatabsichten, so wie zur Ausführung aller seiner Wünsche, Zwecke und Pläne bedarf, so ist es wohl natürlich, daß die Stimmenmehrheit der Mitglieder ein Gegenstand ist, dessen er sich, es koste was es wolle, zu bemächtigen sucht. Unter den Mitteln, deren sich die Minister zur Erreichung dieses Zweckes bedienen, ist die Bestechung eines der gewöhnlichsten, weil es seine Wirkung niemals, oder doch höchst selten verfehlt. Dagegen sind freilich Gesetze gemacht, aber es gibt der Strafen, um ihnen auszuweichen, so viele, daß man die Mühe, sie zu entwerfen, hätte ersparen können. Durch das Ministerium wird auch indirect der Sprecher des Unterhauses, der als der Präsident desselben anzusehn ist, gewählt. Das Ministerium sorgt dafür, daß dieser Posten keinem Andern zu Theil wird als dem, der ihm ergeben ist und ihm Verpflichtungen hat. Auch bekämpft der König ihn. Alles, was von diesem abhängt und ihm anhängt, tritt, die Sache mag mit ihrer Privatmeinung, mit ihren innern Gefühlen, mit den Gesetzen und Verfassungen des Reichs, mit Recht und Billigkeit übereinstimmen oder nicht, demjenigen bei, was der König oder vielmehr sein Ministerium will (Ministerialismus), nimmt im Parlamente die sogenannten Ministerialbänke ein, erklärt dadurch frei und unverhohlen, was von ihm zu erwarten sey, und heißt die Ministerialpartei. Ihr steht eine andre gerade entgegen. Weil diese ihrerseits, mit wenigen Ausnahmen, alles befreit und verwirft, was von den Ministern und dem Könige ausgeht, es sey gut oder böse, so nennt man sie die Oppositionspartei. Von ihr werden die Oppositionsbänke besetzt. Um Beförderung zu erhalten und zu einträglichen Stellen berufen zu werden, ist es ein gewöhnlicher Weg der jungen Parlamentsglieder, hier ihren Platz zu nehmen, dem Hofe Unannehmlichkeiten zu sagen, sich ihm mit aller Macht entgegenzustellen, und dadurch furchtbar zu machen, so daß dieser sich dieses Widerstandes zu entledigen sucht, so bald sich dazu eine Gelegenheit zeigt. Der Ungetreue verläßt sodann seinen Sitz, geht förmlich zum Feinde über, mäßigt nach und nach seine ehemals gedauerten Grundsätze, und wird der hitzigste Gegner derjenigen Partei, der er anhing, oder vielmehr, der er ergeben zu seyn sich das Ansehen gab. Die Anhänger der Ministerialpartei verlassen sie selten; die Minister selbst aber gewöhnlich allemal, wenn ihnen der König seine Huld und Gnade entzieht, oder wenn einer ihrer Anträge durch Stimmenmehrheit verworfen, oder ein Krieg, der nach ihren Plänen eingeleitet, angekündigt und geführt worden ist, durch einen Friedensschluß, oder durch unglückliche Ereignisse beendigt wird. Eine jede der beiden Parteien besoldet einen Trupp von Zeitungsschreibern und Journalisten, die, zur Belustigung des Volks, in einer ewigen Fehde mit einander begriffen sind, und sich bald im Tone des feinsten Hofmannes, bald in Ausdrücken, wie man sie in den Bierschenken hört, Vorwürfe machen oder widerlegen, wechselseitig scandalöse Anekdoten erzählen, Pläne und

Geheimnisse der Gegenpartei entdecken oder erfinden, bei jedem Schritte derselben ihr Mißfallen bezeigen, und alles tadeln, was jens unterläßt oder thut. Beide Parteien theilen diesen ihren Söldnern diejenigen Gedanken und Grundsätze mit, die sie in Umlauf gebracht wissen wollen, und worüber sie die Meinungen des großen Haufens zu erforschen wünschen. Diejenigen Ephemeriden, die dem Hofe anhangen, werden Ministerialblätter, so wie die, die im Lohne der Gegenpartei stehn, Oppositionsblätter genannt. DH.

Ministranten, diejenigen Personen in der katholischen Kirche, welche dem messellegenden Priester zur Hand gehen (ministriren).

Minne. Das alte deutsche Wort Minna und Minnen ward erst überhaupt von Liebe und Freundschaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Dann bekam es bei den deutschen Dichtern des Mittelalters eine emphatische Bedeutung, nämlich die der edlen, treuen und glücklichen Geschlechtsliebe (die auch einmal vom Minnesänger W. v. d. Vogelweide hohe Minne genannt und von der niedern unterschieden wird). Gespräche über diese Minne finden sich im Titul, bei Belbeck, Ulr. v. Lichtenstein, Howart und der Winsbekia. Eine Definition der Minne aus jener Zeit ist zu schön, als daß sie hier übergangen werden sollte. W. v. d. Vogelweide sagt: „Minne ist zwelzer Herzen Wonne, theilen sie gleich (d. i. theilen sie einander gleichmäßig diese Wonne über ihre Herzen mit), so ist die Minne da.“ Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, besonders der Deutschen, sehr edel gefaßt, und schon damals hat sich die Liebe bei den deutschen Dichtern viel reiner, inniger und idealischer ausgesprochen, als etwa bei den Franzosen (vergl. Willers Abhandlung *de la manière différente de traiter l'amour chez les poètes allemands et français*, deutsch in Reinhardts Polyanthea, 1807 und im vaterländischen Museum, 1810). Eschelbach sagt daher, mit Recht sang Walther v. d. Vogelweide: „Eugend und reine Minne, wer die suchen wil, der soll kommen in unser Land! da ist Wonne viel. Deutsche Zucht geht vor in allem.“ Uebrigens kommt bei den altdeutschen Dichtern Minna auch als Mädchennamen vor, und Aphroditen nennen sie Frau Minne (von Brennenberg auch Frau Liebe genannt), so wie ihren Stern den Minnestern. F.

Minnegerichte, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Minnesinger heißen die deutschen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalt ihrer Lieder; auch schwäbische Dichter, weil diese Mundart in ihren Gedichten vorherrscht. Größtentheils waren sie Ritter, oder doch Edelleute, die das poetische, zwischen Krieg, Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterschaft zum Singen begeisterte. Sie lebten und sangen besonders an den Höfen kunstliebender deutscher Fürsten, wie Kaiser Friedrich II., Herzog Leopold IV. von Oesterreich, Landgraf Hermann von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Festlichkeit und die feine Courtoisie (bei ihnen Häbschheit) jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der Fürsten und der Frauen Wettstreite, nach dem Beispiel der provençalischen *jeux mi partis* (s. Troubadours), gehalten, welche aber in Deutschland öfters ziemlich ernstlich gemeint waren (wie der bekannte Krieg auf der Wartburg 1207) und von der Eifersucht der Dichter, die um die Gunst und die Gaben der Fürsten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen viele Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehen und ihre Lieder hören zu lassen. Aber eben so viele wa-

ren auch reiche und kriegerische Ritter, die das Leben zwischen ritterlichen und dichterischen Beschäftigungen theilten, und mit beiden abwechselnd den schönen Frauen zu gefallen suchten, wovon Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienst geschildertes Leben (herausgeg. von Tiel, Tübing. 1812) statt aller Beispiele ist. Ja nicht wenige Könige und Fürsten und viele Grafen und Herren liebten es, die Frauen ihrer Minne selbst jählich zu besingen, und sich, in Stunden der Muße von Waffenthaten, mit Dichten und Gesang zu erfreuen. Da jene Poesie, den Dichtern und dem Geiste nach, wahre Ritterpoesie war, so befremdet es uns nicht, in den weltlichen Liedern jener Zeit stets, und in unerschöpflichen Variationen die Minne, die zweite Religion der Ritter, und neben und in ihr den Frühling, diese Liebe der Natur, welche liebende Herzen so wunderbar sympathisch anspricht, besungen zu finden; wie dagegen die episch-romantischen Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben und Wesen der Ritterschaft, die Lebenslust und die Andacht, die Tapferkeit und die Liebeschwärmerei, die unruhige Leidenschaftlichkeit, den hohen Stolz, und wieder die jüchtige Ehrbarkeit, die lebenswürdige Bescheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebesabenteuer, ihre Turniere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel, alles in der objectivsten Wahrheit, wenn gleich nicht die (meist unhistorische) Zeit der besungenen Helden, sondern die des Besingenden spiegelnd, mit den lebhaftesten Farben uns vorführen. So originell und so echter, inniger Begeisterung Kinder jener Dichter Werke sind, so haben sie doch, die Lyriker der Form, die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von italischen (französischen) Dichtern, namentlich von den Troubadours und Trouveres, gelernt und entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder und Canzonen (Laiche) ist eine höchst kunstreiche und dabei kindlich spielende Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Assonanzen, die wie Echo's aus der Tiefe der Seele durch diese Gedichte gehn und in denen die Gedanken sich unaufhörlich herausfordern und antworten. Dabei sind diese Lieder von so mannichfaltigem Versmaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechslung in ihren Melodien schließen und die Uner schöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen zum Ausprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren alle Dichter, Componisten und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Natursinn von der Trennung dieser Künste keinen Begriff hat. Daher heißen sie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler und Spielleute. Die bedeutendste Sammlung dieser kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir besitzen, und die gegen funfzehnhundert Lieder von 136 Dichtern enthält, hat Adiger Manesse des Rathes zu Zürich, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, also zu Ende der Blüthezeit der Minnesinger, zusammengetragen. Sie befindet sich urschriftlich zu Paris und Bodmer hat sie in Druck gegeben. Aus dieser manessischen Sammlung hat Tiel 220 Lieder bearbeitet und unter dem Titel: Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, herausgegeben, aus welcher Bearbeitung die mit dem altheutschen Idiom unbekannten Freunde altheutscher Poesie sich am besten einen Begriff von der Lyrik jener Zeit bilden und bemerken können, wie bei aller Gleichheit der Richtung und des Grundtons, jene Dichtungen doch einen verschiedenen, die Eigen thümlichkeit ihrer Verfasser ausprechenden, Charakter haben. Der älteste bekannte dieser Liederdichter, um 1180, ist Heinrich von Veldeck, von welchem auch eine Bearbeitung der Minne nach einer fran-

schen Uebersehung und das Leben Herzogs Ernst von Bayern be-
 rühmt und sehr gelesen waren. Nicht minder trefflich und beliebt als
 Liederdichter waren Walther von der Vogelweide, Neimar
 der Alte, Neimar von Zweter, Ulrich von Lichtenstein,
 Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Hein-
 rich von Morungen u. A., die alle zu Ende des 12ten und An-
 fang des 13ten Jahrhunderts lebten und sangen; zu den letzten vor-
 züglichen Dichtern, aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts, nach des-
 sen Ablauf sie nach und nach verstummten, gehören Conrad von
 Würzburg und Johann Hadlaub. Unter den epischen Gedichten
 jener Epoche behauptet an Alter, Originalität und innerer Trefflichkeit
 den Vorrang das Lied der Nibelungen (s. d. Art.), das Haupt-
 werk aus dem Fabelkreis, den das spätere Heldenbuch umfaßt. Es
 hat dieses deutsche Volksfagengedicht mit dem griechischen die Unge-
 wissheit des Urhebers gemein. Sonst haben Sagen Gedichte aus diesem Fa-
 belkreise aufgestellt, Heinrich von Osterdingen (König Laurin),
 Wolfram von Eschenbach (Ornit, Hugdietrich und Woldie-
 trich), der Vogler (Dietrichs Flucht zu den Hunnen) u. A. m. Der
 Fürst der epischen Dichter im Fabelkreise von Arthur und den Pflegern
 des Graals ist Wolfram von Eschenbach durch seinen Titural,
 Parzival und Lohengrin, an ihn schließen sich Hartmann von
 der Aue (Iwain), Gottfried von Straßburg (Tristan), Wirin von
 Grafenberg (Wigolais) u. A. m., die alle nach wälschen Dichtern,
 Troubadours und Trouveres arbeiteten. Aus dem Fabelkreise Karls
 des Großen und seiner Párs dichteten ebenfalls nach französischen Ori-
 ginalen, Conrad Flecke (Flos und Blauflos), und wieder der frucht-
 bare Wolfram von Eschenbach (Wilhelm von Oranse). So groß ist
 aber der epische Reichthum des Mittelalters, daß diese Gedichte, deren
 Verfasser wir kennen, bei weitem der kleinste Theil des ganzen Vor-
 rathe sind. (S. romantische Poesie.) Den Verfall der Ritterschaft,
 das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Christenheit in einen romanti-
 schen Enthusiasmus, den fruchtbarsten Boden der Poesie, hingerissen,
 das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters, und die Ver-
 tauschung der süßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trocknen Re-
 flexion der neuern, überlebte der deutsche Minnegefang nicht; im Anfang
 des 14ten Jahrhunderts hören wir nur noch wenige der ältern Minne-
 singer würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunst und Ge-
 sang fielen in diesem Jahrhundert, von dem Adel, der aufs neue ver-
 wilderte, verlassen, den Bürgern der Städte anheim, die sie nicht an-
 ders als handwerksmäßig zu treiben wußten, und in deren Händen sie
 zum wahren Handwerk wurden. (S. Meistersänger.) Bei jedem Volke,
 das eine wahre Nationalliteratur hat, geht diese von einem kindlichen,
 fast verliebten Ländeln mit der Sprache aus, sobald die Menschen sich
 dieser bewußt werden, und fängt so unwillkürlich, durch das Vorherr-
 schen des Gemüths und der Phantasie, mit Poesie an; in diese Zeit der
 deutschen Literatur fallen die Minnesänger. Später, wenn der mündig
 gewordene Verstand sich das alltaugliche Werkzeug der Prosa bildet,
 wird über diese die Poesie fast vergessen, bis endlich eben dieser Ver-
 stand, der das Gemüth eingeschüchtert hat, nach erlangter besserer Ein-
 sicht und gewonnenem Bewußtseyn seiner Einseitigkeit, von selbst zum
 Gemüth zurückkehrt und aus ihrer Vermählung eine neue Poesie erzeugt
 wird, die ihres Wesens, was jene frühere nicht war, sich bewußt, und
 darum vielleicht einer höhern Vervollkommnung fähig, wie einer stren-
 gern Kritik unterworfen ist, deren höchste Hervorbringungen aber nie

auf die Art, wie die unnachahmliche Unschuld und naive Genialität jener alten, rein poetischen Zeit, rühren und erquickend können. HL.

Miño oder **Minho**, ein Fluß in Spanien.

Minor, der Untersatz in einem logischen Schlusse (s. **Syllogismus**).

Minorat, das (hier und da gebräuchliche) Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut für den wahren Werth annehmen und seine Geschwister mit Gelde abfinden kann.

Minorca, die kleinere von den auf der Ostseite von Spanien gelegenen balearischen Inseln. Sie enthält auf 47 Quadratmeilen 28,000 Einwohner. Unter den Bergen ist der Monte Toro der höchste. Fische, Wein, Salz, Wolle, Honig, Capern, Käse, Obst gibt es hier in Ueberfluß; dagegen reicht das Getreide nicht für das Bedürfniß hin. Die Insel wird in vier Terminos (Districte) getheilt: Ciudadella, Ferrarios, Alayor und Mahon. Die Hauptstadt Puerto Mahon, auf der Südwestseite gelegen, hat einen guten und stark befestigten Hafen und zählt 12,000 Einwohner. — Minorca kam 1708 bei Annäherung der englischen Flotte, durch die Unentschlossenheit des Commandanten, unter die Vormäsigkeit Carls III.; wiewohl die Engländer sie gleich von Anfang der Besitznehmung behielten. Sie wurde ihnen hierauf durch den utrechter Frieden 1713 tractatenmäßig überlassen. Im Jahre 1756 wurde sie von den Franzosen unter Anführung des Herzogs von Richelieu erobert, in dem Frieden zu Fontainebleau 1763 aber wieder an England abgetreten. Zu Anfang des Jahrs 1782 wurde sie von spanischen und französischen Truppen unter dem Herzog von Crillon für die Krone Spanien erobert, welcher sie auch im Frieden von 1783 verblieb. Im J. 1797 wurde sie wieder von den Britten besetzt. (S. Spanien.)

Minorennität (Minderjährigkeit), ist dasjenige Alter, in welchem man die Volljährigkeit (Majorrennität) noch nicht erreicht hat. Diese beginnt nach römischen Rechten, sowohl bei männlichen als weiblichen Personen, mit zurückgelegtem 25sten, nach deutschen Rechten aber schon mit zurückgelegtem 21sten Lebensjahre. Die Minderjährigkeit hat verschiedene Abstufungen. Bis zum 7ten Jahre dauert die Kindheit, bis zum 12ten bei Mädchen und bis zum 14ten bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Geseze ausnahmsweise in einigen Fällen die letzte bei dem männlichen Geschlecht erst mit dem 18ten, bei dem weiblichen erst mit dem 14ten Jahre eintreten lassen, so gibt diese Unterscheidung die Begriffe einer vollkommenen und unvollkommenen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorenität sind im Allgemeinen, daß erstlich dergleichen Personen (minorene), sobald sie aufgehört haben, unter der väterlichen Gewalt zu stehn, in der gesetzlich angenommenen Voraussetzung, daß sie noch nicht hinlängliche Reife und Besonnenheit des Urtheils haben, um ihren Geschäften und Angelegenheiten mit der gebührenden Sorgfalt vorzustehn, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergestalt, daß sie, ohne dessen Einwilligung wohl andere sich, aber keineswegs sich andern rechtskräftig verbindlich machen können. Hiervon sind jedoch diejenigen Fälle ausgenommen, wo man, unmittelbar nach Vorschrift der Geseze, aus einer Sache selbst verbindlich wird, ohne daß zu Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn jemand irgend ein Geschäft zu unserm wahren Vortheil ausgeführt hat: hier ist auch der Unmündige ohne Unterschied verbunden, alle getragenen Schäden und Auslagen und gehabte Be-

nahmen demjenigen zu vergüten, welcher irgend ein Geschäft zu seinem Vortheil beendigte. Sodann ist aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig sind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhängen. Sind sie hingegen mündig, so sind sie an diese nur in so fern gebunden, als sie sich in Hinsicht ihres Vermögens, nicht bloß in Hinsicht ihrer Person verbindlich machen wollen, wie dieses z. B. bei Abschließung eines Eheverlöbnißes der Fall ist. Hinwiederum kann selbst mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundstück eines Unmündigen ohne hinzukommendes obervormundschaftliches Decret von Seiten der Obrigkeit veräußert werden. Sodann ist noch besonders merkwürdig, daß Minderjährige in der Regel bei allen zu ihrem Nachtheil übernommenen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen denjenigen, der sie verlegt hat, und gegen dessen Erben Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand suchen und erlangen können, und zwar auch, wenn sie deshalb erst nach erlangter Volljährigkeit flagbar werden, sie müßten denn während dieser das Geschäft ratihabirt oder dasselbe gleich anfangs eidlich bekräftigt oder endlich bei dessen Abschließung sich höslicher Weise für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können sie gegen die Ehe keine Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand verlangen. Ausnahmsweise ertheilt die höchste Staatsgewalt auf Berichtserstattung der competenten Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dies die *veniam ætatis*. Mit dem 25ten Jahre fängt erst die Wechselmündigkeit an und die Fähigkeit, selbst Vormundschaften zu übernehmen. In den regierenden Häusern beginnt die zu dem Regierungsantritt erforderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, sondern in der Regel vielmehr früher, als mit dem 21sten deshalb für die bürgerlichen Verhältnisse vorgeschriebenen Jahre. Ueberhaupt gibt es auch hierüber, wie man leicht von selbst voraussetzen kann, keine für alle oder nur die meisten regierenden Häuser allgemein gültige Vorschrift oder Satzung. Dm.

Minoriten, Franciscaner, s. geistl. Orden.

Minos I., ein berühmter König auf der Insel Creta, der ungefähr vierzehnhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte, und mit seinem Enkel gleiches Namens nicht verwechselt werden darf. Er wird als ein weiser Gesetzgeber und als ein Mann von strenger Gerechtkeitsliebe gepriesen. Aber freilich waren seine Gesetze nur einem rohen und ungebildeten Volke angemessen. Sein Zweck war hauptsächlich dahin gerichtet, die Cretenser durch Einigkeit und kriegerische Bemühungen mächtig und furchtbar zu machen; zu dem Ende mußten sie in gemeinschaftliche Mahleiten halten, und sich anhaltend in den Waffen üben. Die Fabel hat die Geschichte dieses Königs mit mancherlei Umständen ausgeschmückt. Nach ihr war er ein Sohn der Europa und des Jupiter, von welchem er alle neun Jahre seine Gesetze in einer Höhle des Berges Ida empfing. Nach seinem Tode wurde Minos zugleich mit Aeacus und Rhadamantus Richter der Unterwelt. Alle drei saßen am Eingang des Schattenreichs am Throne des Pluto; Minos sprach der oberste Richter die Endurtheile. — II. Sein Enkel, welcher ebenfalls über Creta herrschte, hatte zur Gemahlin die Pasiphae, welche aus einer unnatürlichen Vermischung den Minotaurus gebar. Minos sperrte dieses Ungeheuer in das Labyrinth, und nöthigte die Athener, die ihn wegen der Ermordung seines Sohns Androgeus beleidigt hatten, jährlich sieben edle Jünglinge und eben so viel Jungfrauen nach Creta zu senden, welche dem Minotaurus zur Beute wurden.

Minotaurus. Die Fabel macht den Minotaurus zu einem Sohne der Pasiphaë und eines Stiers, und gibt ihm Menschengestalt mit einem Stierkopf. Er nährte sich von Menschenfleisch, weshalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth sperrte, und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen erhaltenen Geiseln zur Speise vorwarf, bis endlich Theseus, der sich unter diesen Jünglingen befand, durch Ariadne belehrt und ausgerüstet, ihn tödtete und die Athener von diesem blutigen Tribut befreite. (S. Ariadne und Theseus.)

Minstrel, die englische Benennung für die französische *Ménétrier*, welche eigentlich einen Diener oder zu Hofe dienenden Adligen bezeichnete. Man verstand aber im Mittelalter darunter gewisse herumziehende Leute, die für Geld und Bewirthung fremde, mitunter auch eigne Gedichte declamirten, oder unter Begleitung der Musik, die gewöhnlich bloß in einer Violine oder Laute und Harfe bestand, obfangen. Sie waren in Frankreich nach den Troubadouren entstanden, und sangen oder declamirten die Gedichte derselben, wobei sie gewöhnlich nebenher noch allerlei Taschenspielerkünste und andere Vossen trieben. Sie wurden in Italien, besonders aber in England, wohin sie einige Zeit nach der Eroberung dieses Königreichs durch die Normänner (1066) kamen, sehr berühmt, und sangen in letzterm Lande französische Gesänge bei den Großen, während das Volk sich an seinen angelsächsischen Balladensängern vergnügte, die man nachher auch mit dem Namen Minstrel belegte. Man bediente sich ihrer späterhin als Lustigmacher und Hofnarren; sie sanken wegen ihres niedrigen Betragens immer mehr in der allgemeinen Achtung, und da sie zugleich für die öffentliche Sicherheit gefährlich wurden, hob die Königin Elisabeth sie gegen Ende des 16ten Jahrhunderts ganz auf. Die nämliche, anfangs glänzende, bald aber verächtliche und verworfene Rolle spielten sie in Deutschland bei den Minnesängern; hier führten sie jedoch nicht den Namen Minstrel, sondern Fiedler.

Minto (Sir Gilbert Elliot, nachmaliger Lord), einer der berühmtesten neuern Staatsmänner Englands, war 1751 geboren, besuchte nach Vollendung seiner Studien die Hauptländer Europa's und wurde 1774 ins Parlament gewählt. Obgleich seine Familie zu den Whigs gehörte, so hatte sich doch schon sein Vater zur Hospartei geneigt, und auch der Sohn ergriff sie, als der Streit mit Amerika ein ernsthaftes Ansehn anzunehmen begann. Aber das schwache und kraftlose Betragen der Minister zwang ihn, mit vielen andern endlich zur Opposition überzutreten, in welcher er eine so ausgezeichnete Rolle spielte, daß er auf Betrieh seiner Partei zum Sprecher gewählt wurde. Es war damals die Rede von einer Reform im Parlament und in verschiedenen Zweigen der öffentlichen Angelegenheiten. Aber die Greuel, welche im Gefolge der Revolution in Frankreich herrschten, schreckten davon zurück. Man hielt es für gerathner, die Regierung, wie sie bestand, auf alle Weise zu unterstützen, als auf Veränderungen zu denken, und dadurch ihre Energie zu schwächen. Bei dieser Gelegenheit verließ Sir Gilbert Elliot die Opposition wieder. Bald darauf stand Corsica gegen Frankreich auf und stellte sich unter brittischen Schutz. Sir Gilbert wurde, um diese Angelegenheit zu leiten, 1793 dahin geschickt, nachdem er zum Mitgliede des geheimen Raths ernannt worden. Im folgenden Jahre räumten die französischen Besatzungen die Insel, und der König von England erklärte sich zum Souverain derselben. Sir Gilbert präsidirte als Vizekönig in der Generalversammlung der vornehmen Corsen, und bewies die größte Thätigkeit in zweckmäßiger Organisation aller Verwal-

tungszweige, bis die französische Partei, geweckt durch die Siege der Franzosen in Italien, nach mehreren vereitelten Versuchen endlich siegte, und ihn zwang, 1797 die Insel wieder zu verlassen. Seine Verdienste belohnte die englische Pärwürde; er wurde zum Baron Minto von der Grafschaft Roxburgh in Schottland erhoben. Noch in demselben Jahre ging er als Gesandter nach Wien, welches damals der Schauplatz eben so wichtiger als verwickelter Verhandlungen war. Der Friede von Amiens schien ihm dem Interesse Englands durchaus entgegen. Im Parlament sprach er mit Nachdruck für die Vereinigung Irlands, bedauerte es eben so sehr, daß die völlige Emancipation der Katholiken, die er als eine von den Irländern theils ausdrücklich, theils stillschweigend gemachte Bedingung dieser Vereinigung ansah, Hindernisse gefunden hatte. Als die Verwaltung des Marquis Wellesley in Indien zu Ende war, folgte ihm Lord Minto, unter dessen Generalgouvernement von den brittischen Waffen viele höchst wichtige Eroberungen gemacht wurden. Die mit vielem Erfolg ausgeführte Unternehmung auf Batavia leitete er nicht nur ein, sondern wohnte ihr auch in Person bei. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus Bengalen starb er zu Kent im J. 1814.

Minuetto, soviel als Nennett.

Minus, s. Plus.

Minute bezeichnet überhaupt den sechzigsten Theil eines Ganzen, besonders den sechzigsten Theil einer Stunde. In der Mathematik ist die Minute der sechzigste Theil eines Grades. In der Malerei und Zeichnung nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, auch Minuten, deren 4^{te} auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunst ist die Minute der 3^{ste} Theil eines Modells. — Minutenglas ist eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft, und besonders auf den Schiffen beim Loggen gebraucht wird.

Mirabeau (Boniface Riquetti, Vicomte de) Oberster des französischen Regiments von Touraine, zeichnete sich durch Tapferkeit im amerikanischen Freiheitskriege aus, stand in der ersten Nationalversammlung als Deputirter des Adels von Limousin auf der Seite der Privilegirten, wanderte aus, errichtete eine Jägerlegion, die er in den Kampf gegen Frankreich führte, starb aber schon am Ende des J. 1792 zu Freiburg im Breisgau. Unter seinem Namen erschienen Faceties. 2 Voll. 1790. 8. Er war, wie sein älterer Bruder, der Graf Mirabeau, ein Mann von heftigen Leidenschaften, denen er Anstand und Sitte ausgelos aufopferte. Gewöhnlich verließ er das Weinhaus nicht eher, als bis alles, Geld oder Wein, verthan war. Man nannte ihn nur den Sancho Panza der Emigrirten. Auch hieß er seiner unfröhmlichen Leibeskräfte und Trunkliebe wegen das Faß, oder Mirabeau - Conneau. Sein älterer Bruder, der Graf von

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti), übertraf ihn weit an Talent und Thätigkeit. Dieser fühne Redner, den der dritte Stand zu seinem Deputirten in der ersten Nationalversammlung gewählt hatte, wurde durch die hinreißende Kraft seines Wortes der Hebel der französischen Revolution. Neckers kurzfristige Entwürfe waren die Unterlage dieses Hebels; dessen Ruhepunkt das Deficit und dessen Gewichte die herrschenden, oder die in Umlauf gesetzten Ideen genannt werden können; der durch jenen Hebel hervorgerufenen Bewegung der revolutionären Masse gab aber nicht Mirabeau, sondern Sieyès die bestimmte demokratische Richtung.

Mirabeau wollte endlich eingreifen, und die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu spät. Da erkannte er den bösen Dämon der von ihm zuerst aus den dunkeln Tiefen eines leidenschaftlichen, mit Haß und feindlichen Begierden erfüllten Gemüths hervorgerufenen Revolution, und rief das prophetische Wort aus: *La révolution de France fera le tour de l'Europe.* — Gründe genug, das Leben und den Charakter dieses auch als Schriftsteller ausgezeichneten Mannes genauer zu betrachten. Mirabeau (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, gest. zu Paris den 2ten April 1791) stammte aus einer durch Waffen und Wissenschaften berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenschaften zu dem Körperbau eines Athleten. Leidenschaftlichkeit war überhaupt das Erbtheil seines Namens; daher seine Gewalt über ein reizbares Volk, wie das französische. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können, wie sie Athen und Rom in den schönsten Tagen ihrer Freiheit sahen; aber man hemmte den Aufschwung seines Geistes und verschrob die Entwicklung seiner Kraft: daher ward er nur berühmt. In ihm gohr sein ganzes Leben hindurch diese Mischung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, gesponnt von sinnlicher Genussgier. Das Unglück entwickelte sein Genie und seine Verdorbenheit. Sein Vater, der bei mittelmäßigen Anlagen die Härte eines Sectenhaupts mit dem Stolz eines Autors vereinigte, flachtelte und verwundete das Gemüth des Knaben durch eine eifersüchtige launisch strenge und widersprechende Behandlung; doch gab er ihm in den frühern Jahren einen geschickten Mann, Namens Poisson, zum Lehrer. Dieser unterrichtete zugleich auch seinen Sohn, den in der Folge durch einige Schauspiele bekannt gewordenen Lachabeaussiere; letzterer nannte sich späterhin als Verfasser einer Uebersetzung des Tibull, die man dem jungen Mirabeau zuschrieb. Mit Lust und Leichtigkeit trieb Mirabeau viele körperliche Uebungen; für seine physische Erziehung wurde besser als für die moralische gesorgt. So wuchsen mit ihm die heftigsten Leidenschaften auf; und Spiel und Frauenliebe machten ihn späterhin zum Sklaven sinnlicher Lust, die sich an seiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Im vierzehnten Jahre verließ er seinen Lehrer, der ihm Kenntniß der Classiker und eifrigen Wunsch nach fernerm Unterricht eingebläst hatte; er studirte hierauf in einer Pension zwei Jahre lang Mathematik, wo er zugleich auch einige Fortschritte in der Musik und im Zeichnen machte. Noch jung, aber nach Ruhm dürstend gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andere Gedichte heraus. Aber er brauchte einen Führer, der seinen ersten Flug lenkte, seinen Geschmack regelte, und seinen ungestümmen Genius zügelte. Locke war dieser Führer; Mirabeau bekannte oft, daß er dessen Schriften seine Fortschritte verdanke. In ihnen fand er jene klare, kräftige, unwiderstehliche Logik, die seine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Beredsamkeit gibt. Der Wille seines Vaters, und die Wache der Gewohnheit bewogen ihn, Militärdienste zu nehmen. So kam er aus der Schule in die Garnison. Aber in diesem Seminarium des jungen Adels wurden seine herrlichen Anlagen verdorben, und seine aufkeimenden Talente durch die dort als Ehrenpunkte gefeierten Laster erstickt. Tyrannischer Uebermuth und slavische Niederträchtigkeit galten für Jugendbildung. Der junge Mirabeau durchbrach hier zuerst die Fesseln seiner harten Erziehung, welche seine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich erwachte sein besseres Selbst: die Liebe verwandelte ihn in ein neues Wesen, und dieser erste Sturm seiner aufgeregten Leidenschaft trug alle Kennzeichen der

Eigenheiten seines Charakters. Mirabeau's Vater wurde darüber unruhig; er, der in der Ehe sein Vermögen auf schändliche Weise mit Waiseffen verschwendete, verfolgte als unerbittlicher Tyrann die zärtliche Leidenschaft des Sohnes; er ließ ihn in die Festung auf der Insel Rhé einsperren, und wollte ihn schon zwingen, sich nach den holländischen Colonien einzuschiffen, die von jeher der Zufluchtsort und das Grab unglücklicher Europäer waren. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau hinderten ihn an einem so schmachvollen Word. Dieser Mißbrauch der väterlichen Gewalt bestimmte zuerst des Sohnes Ansicht vom Despotismus. Zwanzig Jahre seiner Jugend verlebte er seitdem theils in der Gefangenschaft, theils auf der Flucht in Holland, Deutschland, der Schweiz, Flandern und England, wo ihn nur Geschicklichkeit und Fleiß vor Mangel schützten. Wie oft geräth ein feuriges Genie gerade durch die Mittel, die es bändigen sollen, auf Irrwege! Zwang erhöht die Energie großer Charaktere, und gegen einen eisernen Scepter empört sich jede Kraft der starken Seele. Mirabeau erhielt nach seiner Befreiung die Begünstigung, als Freiwilliger nach Corsica geschickt zu werden. Er zeichnete sich aus, und bekam nach Endigung des Feldzuges das Patent als Dragonerhauptmann. Da ihm aber sein Vater den Wunsch versagte, eine Compagnie zu kaufen, gab er den Militärstand, ungeachtet seiner Vorliebe für denselben, auf. Nach seinem eigenen Geständniß war er ganz für denselben geschaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunst in irgend einer todtten oder lebenden Sprache, das er nicht gelesen zu haben versicherte. Während des Krieges in Corsica untersuchte Mirabeau die Gründe desselben; aber diese Prüfung war für sein Glück beschämend. Er schrieb daher gleichsam zur Abbläsung desselben eine Denkschrift mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genuesischen Aristokratie, und übergab sie seinem Vater, der sie aber vernichtete. Bald nachher wurde dem jungen Krieger ein Cursus der Landwirtschaft von seinem Vater, den alle Oekonomen als ihren Patriarchen betrachteten, vorgeschlagen. Er vertauschte jetzt das Schwert mit dem Pfluge, doch nur aus Gefälligkeit. Ein Rechtshandel verbitterte ihm die an sich schon lästige Lage; er verließ Limousin und ging in die Provence. Hier zeigten sich damals die ersten Spuren des Widerstandes von Seiten des Parlaments gegen die Befehle der unbeschränkten Obergewalt. Mirabeau war einer der furchtbarsten Gegner der Hofpartei. — Betrachten wir jetzt Mirabeau in seinen häuslichen Verhältnissen. Im Juni 1771 erhielt er in Aix die Hand des Fräuleins von Margiane, einer jungen, liebenswürdigen und vornehmen Dame, welche ihn nach siebenmonatlicher eifriger Bewerbung fünf andern Mitbewerbern vorzog. Er hatte jetzt 6000 Livres jährlicher Einkünfte, von denen er seiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, und die Aussicht auf ein bedeutendes Erbe; aber bei seinem Hange zur Verschwendung machte er 160,000 Livres Schulden. Diese Schuldenlast wurde der Grund von Mirabeau's Unglück, und entschied sein Schicksal. Sein rauber, streitsüchtiger, unbiegsamer Vater benutzte die Verlegenheit des Sohnes und wirkte sich bei Chatelet in Paris ein Interdict aus, durch das er seinen Sohn zwang, erst auf dem mirabeau'schen Schloß, dann in der Stadt Manosque zu leben. Hier befand sich Mirabeau mit seiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen geheimen und kraßbaren Briefwechsel derselben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, sehr streng zu seyn, er brachte sie zu ihrer Pflicht zurück und versöhnte sich. Bald darauf ging er seine Verbannung vergessend nach Grasse, wo ein unerwarteter Streit seinen Angehorsam bald entdeckte. Ein neues

schickte 'Zurück de cacher', wurde Mirabeau den 23ten Decem-
ber in das Gefängniß N. in. Der Gefängnißhüter desselben, Herr von M-
wurde mit ihm zärtlich und hat ihm seine Freiheit. Aber ein
andere schickte Einweisungsurtheil, welche von ihrem großen Ehemann er-
theilt worden geschlagen wurde, ertheilte die dritte Einsamkeit der
jungen Einweisung und verbot sich sogar bei ihm; dies sog ihm
andere Wünsche zu. Man warf ihm die Unfähigkeit vor; er verantwort-
ete sich durch die Entschiedenheit eines schon im 21sten Jahre ange-
nommenen Entsch: Versuch über dem Despotismus. Diese ep-
hemerale Freiheit erlangte den Vater; sie entsprach die beschränkte
die erste Freiheit des Fräuleins. Ein junger Mann wagte seine Be-
freier anzufragen: und sogar im Gefängniß. Endlich gab der Vater
ihm nachdenklichen Forderungen nach, und gestattete ihm, im April 1775
ab zum Vater zu kommen zu gehen. Hier sah er zuerst seine Gattin;
mit ihm Mirabeau war erkrankt, und hatte sich sogar geneigert, ihn
eine Einweisung zu befehlen. Madame Lemprier, an ein
mühsames Schicksal von einem Ehemann, den Präsidenten Lemp-
er verurtheilte und glücklich und glücklich; Mirabeau's Leidenschaft
er wurde bald jugendlich. Aber unglücklicher Weise war El-
dunkel der Entschiedenheit der Frau, sein Lebenshüter. Da dieser
nicht als ein Vater im unterirdisch verfolgten, so beschloß er, in
die Niederlagen zu eintreten. Er suchte sich in die Hauptstadt
zu begeben, um sein Glück zu suchen, der ihrem Mann das Geld dazu
gab, das glückliche Leben; aber ihre Mutter gab ihm an,
nicht zu kommen und in das Gefängniß bei Dünen gefangen gesetzt. Un-
ter den der Entschiedenheit, welche Herr von Malesherbes ermann-
te, mit der Entschiedenheit jenseits Vater und Sohn zu untersuchen,
wird das Leben zu suchen; aber der unabhängige Mite kam ihr durch
den neuen Verurtheilung zu. Der Mirabeau verurtheilte, seine Gattin
den Vater zu verlassen zu verlassen. Herr von Malesherbes mit
dem auf dem Elend, doch ließ er Mirabeau nach den Mif-
sen auf London; 1. Leben. Mirabeau hatte ihn kaum befolgt, als
eine Frau von Entschiedenheit erfuhr, der ihm meldete, daß man sie in
die Gefängnisse zu werfen würde. Mirabeau habe nun einen Verhaftsbrief ge-
geben. — Folle er es nicht verlassen, der nun seinerwillen so unglück-
lich wurde? Er antwortete er nicht ein Hinderniß, ihr die Flucht wehren? Der
guter der die Entschiedenheit suchte Rechenschaft. Ein Unter-Be-
auftragter über den Angeklagten und Raub an, und sprach das
wäre nicht. Das ist nicht der Missethäter, der im Gefängniß an den Galgen ge-
hen und der Missethäter wurde zwar in der Folge ver-
urtheilt, aber nicht Mirabeau ihm große Schätze anfertigt wo-
durch das er nicht länger die Flucht einer Frau führen solle, wie
er nicht die Flucht. Entschiedenheit verlor sich Mirabeau in Holland,
wobei einer Flucht und einem geliebten Freunde lebte. Mit
der Zeit 1776 und 1777 erfuhr er sich und seine Freundin mit
der Entschiedenheit. Der Buchhändler E. B. angon gab ihm
den Namen. Ein junger Mann versuchte sich in mehr als
einer dieser Entschiedenheiten England. Er entwarf jetzt den
Plan. Er suchte sich in seiner verborgenen
in seinen Händen

n, wo er oft den Verlust jener seligen Unbedeutendheit beklagt, für welche er nicht geschaffen war. Von seinem Asyl aus schickte er die Handschriften gegen seinen Vater in das Ausland. Dieser, fortwährend nach Rache dürstend, hatte leider Einfluß genug zu bewirken, daß man das Bürgerrecht verlegte, um seinen Sohn zu bestrafen. Ein Polizeidiener begab sich, mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftsbefehl, mitten in einen Freistaat, um seine Beute aufzusuchen. Mirabeau wurde gewarnt und bereitete sich zur Flucht, aber die wenigen Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit seiner Sophie zu sorgen, beraubten beide ihrer Freiheit; sie wurden den 17ten Mai 1770 in dem Hause des Herrn Lequesne in Elevestand ohne Einspruch der holländischen Regierung verhaftet. Nach ihrer Ankunft in Paris wurde Mirabeau in den Donjon zu Vincennes gebracht, Sophie aber, welche schwanger war, der Polizeiaufsicht übergeben. Nach ihrer Entbindung an einer Tochter brachte man sie den 18ten Juni 1778 in das St. Marcellin-Kloster nach Oien. Dieser beinahe dreijährigen Gefangenschaft verdankten wir die berühmten *Lettres à Sophie* oder *Lettres originales de Mirabeau*. Vol. IV. 1792. Mit der Begeisterung der Leidenschaft, in dieser Einsamkeit geschrieben, athmen jene Blätter nur Gefühl, Schwärmerie und Zärtlichkeit; doch finden sich auch hier Spuren von Adel und Kraft. Mirabeau sah sich jetzt gezwungen, noch einmal gegen seinen Vater in die Schranken zu treten; doch mußte er die Rechte eines Sohnes zu behaupten, ohne dessen Pflichten zu verletzen. Seine Vertheidigungsschrift war ein Meisterstück der Vernunft, Beredsamkeit, Kunst und Kraft. Jedes Trostes beraubt, und unter vielfachen körperlichen Leiden schrieb hier Mirabeau seine *Erotica biblion*, ein scharfes, originelles Werk, zu dem die Commentare des Don Calmet über die Bibel ihm den Stoff geliefert hatten. Zugleich entwarf er für seine Sophie eine Grammatik und eine kleine Abhandlung über Mythologie, übersetzte auch den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer willkürlichen Gewalt in seinem männlich kräftigen Werk über die *Lettres de cachet*. Als man ihm sogar das Papier versagte, verschaffte er sich dieses dadurch, daß er aus den ihm verstatteten Büchern die weißen Anfangs- und Endblätter riß. Seine Schriften bekamen einen noch edrungenem und kühnem Einfl. Er verbarg die Blätter, auf welche er schrieb, in dem Futter seiner Kleider, und verließ endlich das Gefängnis mit dem so eingedähten Manuscript seiner *Lettres de cachet*. Die lange Ruhe seiner Einkerkelung hatte die Verfolgungswuth abgemildert; die Handlanger der Nacht fingen sogar an zu erröthen, daß sie Werkzeuge der Rache eines Vaters waren, dessen eignes Betragen strenge Vorwürfe verdiente. Er war der Slave seiner Maitresse, der Frau von Pailly, welche seine Leute tyrannisirte und seine Familie verbannte. Im 17ten December 1780 wurden endlich Mirabeau's Fesseln gelöst; und es scheint, als ob er sich mit seinem Vater versöhnt habe, denn er verlebte jetzt 16 Monate bei ihm, und verließ nur das väterliche Haus, um die Widerrufung des Urtheilspruchs zu bewirken, welcher in Pont-Alier gegen ihn erfolgt war. Er erlangte sein Wesuch den 14ten Aug. 1782. Sophie erhielt zugleich ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Mirabeau kehrte hierauf in die Provence zurück; von dort aus schrieb er seiner Frau: „Um acht Jahre bin ich älter worden, seit wir getrennt von einander leben; nur schwerlich wird man mich dahin bringen, zu glauben, daß diese acht Jahre des Mißgeschicks, welches stets guten Herzen heilig ist, mich dem Deinen sollten völlig entfremdet haben.“

doch Bitten, Beredsamkeit und Vermittelung gemeinschaftlicher Freun-

de blieben unwirksam bei der Hartnäckigkeit der Verwandten seiner Frau. Mirabeau wendete sich jetzt gleichfalls an die Geseze, und es entspann sich ein Proceß, der für seine Partei ehrenvoll war, und den seine Frau gewann. Mirabeau reiste hierauf nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Damals wurde er öffentlicher Schriftsteller aus Beruf und innerm Triebe, und die Geschichte seiner Werke ist von nun an die Geschichte seines Lebens. Als Amerika seine Freiheit erlangt hatte, dachten die Generale und Offiziere der siegenden Armee an die Stiftung einer militärischen Aristokratie, unter dem Titel: der Orden des Cincinnatus. Ein Bürger aus Südcarolina machte im Jahr 1783 aufmerksam auf die Gefahren dieses neuen Bundes. Nach dem Plane dieser nur wenig bekannte gewordenen kleinen Schrift gab Mirabeau das nächste Jahr ein Werk in London heraus: *Considérations sur l'ordre de Cincinnatus*. Da er den Gegenstand als Politiker und Gesetzgeber behandelte, so bestimmte er die allgemeine Meinung über jene gefährliche Neuerung, und trug dazu bei, Amerika von den Ketten zu retten, welche für dasselbe geschmiedet waren. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen französischen Zeitschrift, *le Courier de l'Europe*. Er befand sich oft in nicht geringer Verlegenheit; seine Feinde behaupteten sogar, Wäsche und andre seiner Bedürfnisse habe sein Bedienter für ihn gestohlen, wenigstens kam er deshalb in London in Untersuchung. Damals verlangte Joseph II., mit Rußland verbunden, die Schifffahrt der Schelde neu zu beleben, Ostende blühend und Amsterdam zum Marktflecken zu machen. Mirabeau widersetzte sich diesen Entwürfen, und widerlegte mit vieler Kunst Linguets Werk durch seine *Doutes sur la liberté de l'Escaut*. Derselbe Fürst, welcher die Schelde befreien wollte, wünschte seine eignen Unterthanen, die seinen politischen Versuchen überall möglichst auswichen, seinem Willen zu unterwerfen. Mirabeau nöthigte ihn, zu hören: die höchste Summe von Glückseligkeit sey das einzig sichere Band der Völker und ihrer Herrscher. So hatte sich Mirabeau im Fache der Staatskunst gezeigt; er trat jetzt auch als Cameralist auf. Seine Schriften über die *Caisse d'Escompte*, die *Banque de St. Charles*, die *Actions des eaux*, welche sich über Zweige des öffentlichen Credits und alle Quellen des Wuchers mit Staatspapieren verbreiteten, folgten schnell auf einander. In diesen Schriften vereinigte er mit smithischer Methode die Beredsamkeit eines Demosthenes. Dies und die satirischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Damals stand Calonne, ein Minister von großen Talenten, der aber weder Rechtlichkeit noch Tugend besaß, an der Spitze der Finanzen. Mirabeau hielt vergebens bei ihm um die Consulfstelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne war gerecht gegen Mirabeau's Genie, aber er fürchtete sein Talent, deshalb leitete er es ein, daß Mirabeau im J. 1786 nach Preußen verwiesen wurde, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr, als ruhmvoll war. Dort entwarf Mirabeau sein nützliches und gelehrtes, obgleich nicht weniger als fehlerfreies Werk: *de la monarchie Prussienne*. Er sammelte darin zum Theil mit fremder (Mauvillons u. A.) Hülfe die nähern Umstände jenes innern Mangels, auf welchen blendende Größe gegründet war; er entdeckte die starken und dennoch feinen Lenkseile, welche jenes Räderwerk von Staat zum Erstaunen Aller bewegten. Besonders bewundert man seine Schilderung Friedrichs II., welche mit den vollendetsten Darstellungen des Alterthums sich vergleichen läßt. Friedrichs großer Geist mußte Mirabeau's Genie zu schätzen. Aber Friedrich

Wilhelm II. sandte bald nach seiner Thronbesteigung an Mirabeau den Befehl, sein Gebiet unverzüglich zu verlassen. Nur mit Mühe verschaffte sich Mirabeau das nöthige Reisegeld, und verließ Preußens Residenz. Erst in Nancy hielt er an, um die Aufführung der Dido zu sehen; hier verliebte er sich in die Schauspielerin, verlor bei ihr eine Nacht und seine Börse, borgte die seines Secretärs, und leerte sie fast gänzlich. Es brach ein Rad seines Wagens bei Bourget; er ließ hierauf Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuß, ohne einen einzigen Sou baares Geld, nach Paris. Da ward er den Sturm Gefahr, der über Frankreich hereinzubrechen drohte. Sein erstes Werk nach seiner Rückkehr war eine Fortsetzung seiner dénonciation de l'atelage. Aber indem er diese privilegierte Geißel angriff, wie ein Hercules, welcher den Eacus erstickt, vergalt ihm die Regierung seine Kühnheit durch einen Verhaftbrief. Er fand jedoch Mittel, sich ihm zu entziehen; da öffnete sich ihm die große Laufbahn seiner Kraft, und die Tyrannei zitterte. Schon hatte er Neckers Ruf angegriffen, als er die Freiheit in Frankreich aufkeimen, in Holland hinwelfen sah. Sein Avis aux bataves und sein Werk l'Histoire secrète de la cour de Berlin erwarben ihm neuen Ruf und neue Verfolgungen. Seine Correspondance secrète war sein letztes Werk. Er sagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich schätzen, die unterste Stelle eines Secretärs in dieser Versammlung, von der ich die erste Idee gehabt, zu bekleiden.“ — So hatte er die Versammlung der Reichsstände vorausgesehen und angekündigt. Jetzt sollte dieses Drama wirklich beginnen. Mirabeau ging in die Provence, um gewählt zu werden. Aber indeß hatte das Parlament jener Correspondance secrète wegen einen Proceß gegen ihn eingeleitet. Noch ehe das Urtheil gesprochen werden konnte, fand man für gut, diesen gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag schon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris zurück, ehe des Königs Befehl in der Provence ankam. Dort verwandten sich der Abbe Perigord (Calleprand) und der Duc de Lauzun so lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Triumphirend kehrte Mirabeau in die Provence zurück; aber auch jetzt sah er sich ausgeschlossen von der Wahl der Adelligen durch die Besitzer großer Lehnsgüter. Da schwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Kaum hatte er in dem Rathe der Reichsstände gesprochen, so glich er in dieser Versammlung dem olympischen Jupiter, welcher nach eigenem Wohlgefallen die Stürme fesselte oder losließ. Die meisten und wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf Mirabeau's Antrag durch. Nach eines Augenzeugen, des Duc de Levis, Urtheil liebte Mirabeau die Freiheit, die Monarchie und selbst den Adel, wiewohl er die Neigung für den letztern sehr geschickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen diese selbst. Er war Royalist aus Grundsatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, so eigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen seine Ueberzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, so durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch selbst, sich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war er groß; doch sehr ungleich und oft incorrect. Viele seiner Reden sind nicht von ihm;

aber überarbeitet hat er sie gewiß. Durch sein Genie machte er alles zu seinem Eigenthum. Mitten in dem Aufsteden der Parteimuth erkannte er die Gefahren der Anarchie. Mehr als einmal sagte er: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum tarpeischen Felsen.“ Seine fühnere Beredsamkeit zeigte zuerst der Reichsversammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie Ihrem Herrn,“ erklärte Mirabeau den 23ten Juni 1789, dem Ober- Ceremonienmeister, welchen der König abgeschickt hatte, um die Sitzung der Versammlung aufzuheben, mit festem Tone, „daß wir hier versammelt sind im Namen des Volks, und daß uns nichts von dieser Stelle vertreiben kann als das Bajonnet.“ Schon damals hatte der Herzog von Orleans eine Partei; aber Mirabeau durchschaute den Herzog, und konnte sich nimmer an diesen ehr- und rechtlosen Mann von kleinem Herzen und ungemessener Ehrsucht anschließen, der nichts mit Catilina gemein hatte, als Sittenlosigkeit. Er wollte anfangs keiner Partei angehören, sondern allein die Versammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn sein zerrütteter Vermögenszustand, sich dem Hof und den Ministern zu nähern. Er hatte mit Neckern eine Unterredung, der ihn aber trocken empfing, auf nichts einging, und später gewisse Geldversprechungen nicht erfüllt haben soll, daher ihn Mirabeau bis an seinen Tod unversöhnlich haßte. Vergeblich suchte er hierauf Zutritt beim König und der Königin. Den Ruf seiner Talente überwog sein lasterhaftes Leben. Da buhlte er um die Gunst des Pöbels. Er mußte, daß Orleans diesen gegen den König aufwiegelte; daher wollte er beim Volke sich geltend und dadurch dem Hofe sich nothwendig machen. Auch riefen die Weiber, welche den 5ten October von Paris nach Versailles zogen: „wo ist unser Graf Mirabeau?“ Und nur er konnte diese Bacchantinnen, welche in dem Saale der Nationalversammlung die größten Ungebührrisse begingen, durch sein mächtiges Wort zur Ruhe und Ordnung bringen. Endlich als die königliche Familie in Paris war, entschloß sich der König, Mirabeau zu sehen. Der Graf de la Marck unterhandelte mit ihm in des Grafen de Marci Namen. Ein Erzbischof führte Mirabeau'n in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Mirabeau bat sogleich den König, ihm zu sagen, ob er hoffe und wünsche, seine vorige Regierungsgewalt wieder hergestellt zu sehen; in diesem Falle könne er ihm keinen Dienst erzeigen. Der unglückliche Monarch gestand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun schilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, die verschiedenen Ansichten der Nationalversammlung, und entwickelte die Art und Weise, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß sie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauer gefühlt, daß aber seine Beredsamkeit, sein Antheil an der Sache und sein Mitgefühl den ersten Eindruck bald vernichtet hätten. Nun wurden Mirabeau's Schulden bezahlt, die sich auf 207,000 Livres beliefen, und ihm wurde eine monatliche Pension von 6000 Livres zugesichert. Er legte dem Könige zwei Pläne zu einer Gegenrevolution vor; nach dem einen sollte sich der König nach Roen, nach dem andern nach Metz begeben. Der König wählte den letztern, und sandte den Grafen de la Marck insgeheim nach Metz, um mit dem Marquis de Bouille alles zu veranstalten. Mirabeau hielt sein dem König gegebenes Wort bis an seinen Tod; doch folgte dieser nicht immer seinem Rathe; nur die Königin verließ sich so ganz auf ihn, daß sie sagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, so lange Mirabeau lebt.“ — Schwerlich würde Mirabeau seinen Einfluß in einer Revolution behauptet haben, die anfangs kein persönliches Ansehen du-

dete. Schon argwohnte man seine Verbindung mit dem Hofe. Der Ankauf der Bibliothek von Buffon und des Klosters Argenteuil, einst Heloïsen's Zufluchtsort, und andre Umstände erregten den Verdacht der Jacobiner. Vergebens sagten Mirabeau's Freunde, der Absatz seines Journal de Provence bringe ihm so viel ein. Petion weigerte sich daher, mit bei seinem glänzenden Leichenbegängnisse (den 4ten April) zu seyn, „weil er vom Hofe sich habe erkaufen lassen.“ Der Tod entzog Mirabeau der Rache der Jacobiner. Er starb an einem Entzündungs-
fieber, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Man glaubte, er habe auf Anstiften der beiden Lameths, seiner unversöhnlichsten Feinde, Gift bekommen. „Meine Schmerzen,“ rief er mit der ihm eigenthümlichen Energie, „sind unerträglich; ich habe noch Kraft für ein Jahrhundert, und nicht mehr für einen Augenblick Muth.“ Der jetzige Prinz Talleyrand, den Mirabeau vorzüglich achtete, hörte sein letztes Wort: „Lesen Sie dieses Papier der Nationalversammlung vor; es enthält meine Meinung über die jetzt besprochenen testamentarischen Erbrechte. Sagen Sie ihr, es ist noch im Tode meine Ueberzeugung, nichts sey so geeignet, eine gehässige und gefährliche Aristokratie zu befestigen, als das Gesetz zu Gunsten der Erstgeburt, welches eine nachtheilige Ungleichheit in die Eigenthumsverhältnisse bringt, indem es einem Sohne das ganze Vermögen zuerkennt.“ Dies waren die letzten Worte eines französischen Gesetzgebers, der selbst der älteste Sohn war. So starb im 42sten Jahre seines Alters Mirabeau, der erste Redner seiner Zeit in Frankreich, und vielleicht in Europa. Seine Jugend war drangvoll und stürmisch; aber selbst in seinem reiferen Alter unterlag er oft der Gewalt, welche gefährliche, selbst erniedrigende Leidenschaften über ihn hatten. Wenn er auch im Leben Tugend nicht führte, so hat er sie doch, wie seine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erste Held in der Rennbahn der Revolution, der vor keinem Hindernisse erschraf und beharrlich die fährsten Entwürfe durchsetzte, nicht mit dem reinen Muth der Tugend, sondern, getrieben von Noth, Schuld und Habsucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenschaft zu dem hehren Bilde der Freiheit seinen Blick erhob. — Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Bestürzung. Als aber die Partei der Republikaner den Convent beherrschte, ward sein Andenken beschimpft. Doch war keiner der Volkshäuptlinge ihm zu vergleichen. Im September 1794 ward Marat's Leichnam ins Pantheon gebracht und Mirabeau's Asche herausgenommen. Das Volk hing sein Brustbild auf; aber der erste Consul befahl im J. 1800, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuilerien aufzustellen. Mirabeau's Gesicht verrieth einen ernsten Charakter, aus seinem Auge blitzte das Genie; aber seine Züge hatten etwas Gemeines, und wurden zu Zeiten von den Blatternarben bis zur Häßlichkeit entstellt. Er hatte die Gestalt und Größe eines Heiden, mit seinem finstern bäurischen Aussehen machte das dichtlockige, modisch ängstlich frisirte Haar und der gesuchte Puz eines Stuhlers den seltsamsten Contrast; aber kaum öffnete er den Mund, so verschwand jeder Uebelstand vor dem Zauber seiner Rede. Lavater sagt über sein Portrait: „Ich hatte nur ihn ungefähr so, nur besser und geistreicher vorgestellt. Man sieht sogleich den Mann von entseßlicher Kraft, von eiserner Vermessenheit, von unerschöpflichem Ideenreichtum, von alles verachtender Entschiedenheit. Ich für mich aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in diesem Gesichte finde, nur Kraft ohne Muth,

nur Witz ohne Weisheit, nur schamvergeßende Gewaltthätigkeit ohne eigentlichen Heldenmuth. Ja, ich finde einen Zug, der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie gilt, und nur Caricatur davon ist, die nicht bloß an Narrheit gränzt, sondern oft in Narrheit übergeht. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil sie zu auffallend ist." — Hätte Lavater Mirabeau sprechen gesehen, so würde er auch die Physiognomie des Geistes erkannt haben. Mirabeau zeigt, wie die ganze französische Revolution, was die vom Witz auf den höchsten Grad gespannte Leidenschaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir so lange bei seiner Schilderung verweilt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: *Mirabeau peint par lui-même*, 1791. Vol. IV. 8.; und *Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale*, par Majeau 1791. Vol. V. 8.; *Esprit de Mirabeau*, 1804. 8. Auch enthalten die in London 1797 erschienenen *Biographical Anecdotes of the Founders of the French Republic*, etc. 2 Vol. mehrere über ihn. G.

Mirabeau (Victor Riquetti, Marquis de), Vater des Grafen und des Vicomte Mirabeau, aus der Provence, Commandeur des königlich schwedischen Basaordens, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Montauban, und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier, gest. zu Paris 1789, besaß seltne Talente. Er machte sich durch sein Werk: *L'ami des Hommes ou traité de la population*, Paris, 1758. Vol. II. 12. (der Menschenfreund) berühmt, das Betheil verdiente. Voll Eigensinn und Launen war er geizig, hart und rachsüchtig. Seine Gattin, eine stolze, mürrische und ränkesüchtige Frau, lebte in beständigem Streite mit ihm und ihren Kindern. Der strenge Vater mußte weder das natürliche Feuer seines ältern Sohnes zu bändigen, noch seine heftigen Begierden zu zügeln. Er reizte ihn durch Widerspruch, erbitterte ihn durch Strafen, und brachte ihn zur Verzweiflung durch unerbittliche Härte. Der jüngere Sohn, der Vicomte, war sein Liebling. Er zeigte in seinem letzten Willen eine an Ungerechtigkeit gränzende Vorliebe für ihn, wovon ein Prozeß und tödlicher Haß der beiden Brüder gegen einander die Folge war. Mirabeau, der Vater, stand als ein denkender Gelehrter in Ansehen. Er vertheidigte mit Wärme und Einsicht das physiokratische System, daher man ihn den Patriarchen der Oekonomisten nannte. Wer das physiokratische System des Marquis im Wesentlichen kennen lernen will, den weisen wir auf die merkwürdige Zuschrift, in welcher der Graf Mirabeau seinem Vater das Werk *de la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand* (Londres 1788, T. I — VII.) widmet, wo er die Festhaltung der Grundsätze jenes Systems in der ihm widersprechenden Verwaltung des preussischen Staats gefunden zu haben versichert. Mit Unrecht ward der Marquis Mirabeau eine Zeit lang für den Verfasser des *Système de la nature* etc. gehalten. Er und sein jüngerer Sohn waren die Schutzedner des Hofes und der königlichen Gewalt. So machte die Politik den Vater und den ältesten Sohn, wie die beiden Brüder, zu unversöhnlichen Feinden. Doch der Vater starb und der Vicomte, den man in der Nationalversammlung allgemein verachtete, wanderte aus. G.

Miranda ist nicht, wie Dumouriez, unter und mit dem er diente, gemeint hat, in Peru, sondern in Mexiko geboren. Er fand, der Eifersucht ungeachtet, mit der die Spanier die eingebornen Amerikaner anzusehn pflegen, dennoch ein Mittel, sich den Grad eines Obersten zu verschaffen, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu mehre-

ren geheimen Aufträgen gebraucht. Die spanischen Dienste verließ er, und unterstützte die Sache der Nordamerikaner. Man behauptet, daß er eine geraume Zeit an einem Plane gearbeitet habe, seine Landsleute zu befreien, weshalb er auch Neu-Spanien eilig verlassen habe. Er reiste allenthalben umher, durchspähte alle Winkel Europas, und hielt sich zu wiederholten Malen in England auf. Sein richtiger Geschmack, seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine classische Schreibart setzten ihn in den Stand, eine Menge Anekdoten und Bemerkungen über die Gebräuche, Staatsverfassungen, Geseze und Wissenschaften einer jeden Nation, vornehmlich aber über ihre militärische Verfassung, zu sammeln und zu verbreiten. Als die französische Revolution ausbrach, und ein auswärtiger Krieg unvermeidlich wurde, verließ er Petersburg, wo er sich eben befand, und die Gunst der Kaiserin genoß, deren Versuche, ihn an ihre Person und ihren Dienst zu fesseln, vergebens waren, und begab sich nach Paris. Er erhielt durch Petions Verwendung den Grad eines Generalmajors, und unterstützte die Anstrengungen des Generals Dumouriez zur Besiegung Belgiens. Da er ein ausgezeichneter Ingenieur war, so entwickelten sich in der Kunst des Angriffs seine Talente immer mehr. Er wurde von der Armee geachtet, und in Paris populär. Als der Held von Jemappe (Dumouriez) in Holland eindrang, wurde Miranda zum Befehlshaber der Truppen ernannt, die zur Belagerung von Mastricht bestimmt waren, welches Unternehmen aber durch eine einleuchtende Nachlässigkeit desjenigen Generals vereitelt wurde, der sich an der Spitze der Armee befand, die sie zu decken befehligt ward. Das Benehmen Dumouriez wurde verdächtig. Miranda theilte seinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses war, seine Besorgnisse mit, und bekam den Auftrag, den General en Chef zu verhaften. Dieser Umstand rettete dem General Miranda das Leben, denn Dumouriez legte ihm den Verlust der Schlacht von Neerwinden zur Last, wogegen sich aber Miranda in einer eben so gelehrten als nachdrücklichen Vertheidigung gerechtfertigt hat. Die Partei der Gironde war kaum durch die Energie des Berges besiegt, als Miranda verhaftet, und nicht eher in Freiheit gesetzt wurde, als bis nach der Hinrichtung Robespierre's alle Gefängnisse geöffnet wurden. Er nahm demnachst einen thätigen Antheil gegen die pariser Sectionen, und wurde abermals auf Befehl des Direktoriums verhaftet. In der Folge wurde ihm unter dem Vorwande, daß er ein Ausländer sey, Frankreich zu verlassen, befohlen. Miranda weigerte sich, zu gehorchen, reclamirte bei der Legislatur die Rechte eines französischen Bürgers, und die ausübende Macht sah sich, von ihrem Vorhaben abzustehen, genöthigt. Er lebte darauf einige Zeit im Verborgenen, bis 1797 ein neues Verhaftungsdecret gegen ihn erlassen wurde, welchem er durch Flucht nach England entging. Von hier kehrte er erst 1803 nach Paris zurück, wurde aber von Neuem wegen Anschlägen gegen die Regierung des ersten Consuls verbannt. Eingeladen von den Insurgenten, war er 1806 mit Ausrüstung einer Expedition zu Newyork beschäftigt, welche den Zweck hatte, die spanischen Colonien in Südamerika zu insurgiren und unabhängig von Spanien zu machen. Allein Spanien traf gehörige Vorkehrungen, Miranda wurde geschlagen, und floh geächtet mit seiner Corvette Leander, während ein ungeheurer Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Im Julius 1812 nahm die Contrerevolution auf Terra Firma ihren Anfang. Der Secapitain Diego Monteverde rückte in Puerto Caballo ein. Er schlug in Vereinigung mit den königlich Gefinnten den General Mi-

Mirabeau wollte endlich eingreifen, und die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu spät. Da erkannte er den bösen Dämon der von ihm zuerst aus den dunkeln Tiefen eines leidenschaftlichen, mit Haß und feindlichen Begierden erfüllten Gemüths hervorgerufenen Revolution, und rief das prophetische Wort aus: *La révolution de France sera le tour de l'Europe.* — Gründe genug, das Leben und den Charakter dieses auch als Schriftsteller ausgezeichneten Mannes genauer zu betrachten. Mirabeau (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, gest. zu Paris den 2ten April 1791) stammte aus einer durch Waffen und Wissenschaften berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenschaften zu dem Körperbau eines Athleten. Leidenschaftlichkeit war überhaupt das Erbtheil seines Namens; daher seine Gewalt über ein reizbares Volk, wie das französische. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können, wie sie Athen und Rom in den schönsten Tagen ihrer Freiheit sahen; aber man hemmte den Aufschwung seines Geistes und verschrob die Entwicklung seiner Kraft: daher ward er nur berühmt. In ihm gohr sein ganzes Leben hindurch diese Mischung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, gespornt von sinnlicher Genußgier. Das Unglück entwickelte sein Genie und seine Verdorbenheit. Sein Vater, der bei mittelmäßigen Anlagen die Härte eines Sectenhaupts mit dem Stolz eines Autors vereinigte, schaltete und verwundete das Gemüth des Knaben durch eine eifersüchtige launisch strenge und widersprechende Behandlung; doch gab er ihm in den frühern Jahren einen geschickten Mann, Namens Poisson, zum Lehrer. Dieser unterrichtete zugleich auch seinen Sohn, den in der Folge durch einige Schauspiele bekannt gewordenen Lachabeaussiere; letzterer nannte sich späterhin als Verfasser einer Uebersetzung des Tibull, die man dem jungen Mirabeau zuschrieb. Mit Lust und Leichtigkeit trieb Mirabeau viele körperliche Uebungen; für seine physische Erziehung wurde besser als für die moralische gesorgt. So wuchsen mit ihm die heftigsten Leidenschaften auf; und Spiel und Frauenliebe machten ihn späterhin zum Sklaven sinnlicher Lust, die sich an seiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Im vierzehnten Jahre verließ er seinen Lehrer, der ihm Kenntniß der Classiker und eifrigen Wunsch nach fernerm Unterricht eingebläst hatte; er studirte hierauf in einer Pension zwei Jahre lang Mathematik, wo er zugleich auch einige Fortschritte in der Musik und im Zeichnen machte. Noch jung, aber nach Ruhm dürstend gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andere Gedichte heraus. Aber er brauchte einen Führer, der seinen ersten Flug lenkte, seinen Geschmack regelte, und seinen ungestümmen Genius zügelte. Locke war dieser Führer; Mirabeau bekannte oft, daß er dessen Schriften seine Fortschritte verdanke. In ihnen fand er jene klare, kräftige, unwiderstehliche Logik, die seine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Beredsamkeit gibt. Der Wille seines Vaters, und die Macht der Gewohnheit bewogen ihn, Militärdienste zu nehmen. So kam er aus der Schule in die Garnison. Aber in diesem Seminarium des jungen Adels wurden seine herrlichen Anlagen verdorben, und seine aufkeimenden Talente durch die dort als Ehrenpunkte gefeierten Laster erstickt. Tyrannischer Uebermuth und slavische Niederträchtigkeit galten für Jugendbildung. Der junge Mirabeau durchbrach hier zuerst die Fesseln seiner harten Erziehung, welche seine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich erwachte sein besseres Selbst; die Liebe verwandelte ihn in ein neues Wesen, und dieser erste Sturm seiner aufgeregten Leidenschaft trug alle Kennzeichen der

Eigenheiten seines Charakters. Mirabeau's Vater wurde darüber unruhig; er, der in der Ehe sein Vermögen auf schändliche Weise mit Missethätigen verschwendete, verfolgte als unerbittlicher Tyrann die zärtliche Leidenschaft des Sohnes; er ließ ihn in die Festung auf der Insel Rhé einsperren, und wollte ihn schon zwingen, sich nach den holländischen Colonien einzuschiffen, die von jeher der Zufluchtsort und das Grab unglücklicher Europäer waren. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau hinderten ihn an einem so schmachvollen Word. Dieser Mißbrauch der väterlichen Gewalt bestimmte zuerst des Sohnes Ansicht vom Despotismus. Zwanzig Jahre seiner Jugend verlebte er seitdem theils in der Gefangenschaft, theils auf der Flucht in Holland, Deutschland, der Schweiz, Flandern und England, wo ihn nur Geschicklichkeit und Fleiß vor Mangel schützten. Wie oft geräth ein feuriges Genie gerade durch die Mittel, die es bändigen sollen, auf Irrwege! Zwang erhöht die Energie großer Charaktere, und gegen einen eisernen Scepter empört sich jede Kraft der starken Seele. Mirabeau erhielt nach seiner Befreiung die Begünstigung, als Freiwilliger nach Corsica geschickt zu werden. Er zeichnete sich aus, und bekam nach Endigung des Feldzuges das Patent als Dragonerhauptmann. Da ihm aber sein Vater den Wunsch versagte, eine Compagnie zu kaufen, gab er den Militärstand, ungeachtet seiner Vorliebe für denselben, auf. Nach seinem eigenen Geständniß war er ganz für denselben geschaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunst in irgend einer todtten oder lebenden Sprache, das er nicht gelesen zu haben versicherte. Während des Krieges in Corsica untersuchte Mirabeau die Gründe desselben; aber diese Prüfung war für sein Glück beschämend. Er schrieb daher gleichsam zur Abkühlung desselben eine Denkschrift mit Bemerkungen über die Mißbräuche der gemessenen Aristokratie, und übergab sie seinem Vater, der sie aber vernichtete. Bald nachher wurde dem jungen Krieger ein Cursus der Landwirthschaft von seinem Vater, den alle Oekonomen als ihren Patriarchen betrachteten, vorgeschlagen. Er vertauschte jetzt das Schwert mit dem Pfluge, doch nur aus Gefälligkeit. Ein Rechtshandel verbitterte ihm die an sich schon lästige Lage; er verließ Limousin und ging in die Provence. Hier zeigten sich damals die ersten Spuren des Widerstandes von Seiten des Parlaments gegen die Befehle der unbeschränkten Obergewalt. Mirabeau war einer der furchtbarsten Gegner der Hofpartei. — Betrachten wir jetzt Mirabeau in seinen häuslichen Verhältnissen. Im Juni 1771 erhielt er in Aix die Hand des Fräuleins von Margiane, einer jungen, lebenswürdigen und vornehmen Dame, welche ihn nach siebenmonatlicher eifriger Bewerbung fünf andern Mitbewerbern vorzog. Er hatte jetzt 6000 Livres jährlicher Einkünfte, von denen er seiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, und die Aussicht auf ein bedeutendes Erbtheil; aber bei seinem Hange zur Verschwendung machte er 160,000 Livres Schulden. Diese Schuldenlast wurde der Grund von Mirabeau's Unglück, und entschied sein Schicksal. Sein rauber, freisüchtiger, unbiegsamer Vater benutzte die Verlegenheit des Sohnes und wirkte sich bei Chatelet in Paris ein Interdict aus, durch das er seinen Sohn zwang, erst auf dem mirabeau'schen Schloß, dann in der Stadt Manosque zu leben. Hier befand sich Mirabeau mit seiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen geheimen und strafbaren Briefwechsel derselben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, sehr streng zu seyn, er brachte sie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Bald darauf ging er seine Verbannung vergessend nach Grasse, wo ein unerwarteter Streit seinen Angehorsam bald entdeckte. Ein neues

Verhaftsbrief (lettre de cachet) sperrte Mirabeau den 23ten December 1774 in das Schloß If ein. Der Befehlshaber desselben, Herr von Albegre, war mit ihm zufrieden und bat um seine Freiheit. Aber eine junge böhmische Gefangenwärterin, welche von ihrem groben Ehemann oft unbarmherzig geschlagen wurde, erheiterte die düstre Einsamkeit des 24jährigen Gefangenen und versteckte sich sogar bei ihm; dies zog ihm strengere Aufsicht zu. Man warf ihm Müßiggang vor; er verantwortete sich durch die Bekanntmachung eines schon im 21sten Jahre angefangnen Werks: Versuch über den Despotismus. Diese epigrammatische Antwort erzürnte den Vater; sie empfahl die beschränkte und feige Denkart des Hofmanns. Ein junger Mann wagte seine Gebieter anzuklagen; und sogar im Gefängniß. Endlich gab der harte Vater mächtigen Fürbitten nach, und gestattete ihm, im April 1775 nach Joux bei Pontarlier zu gehen. Hier sah er zuerst seine Sophie; Frau von Mirabeau war entfernt, und hatte sich sogar geweigert, ihn in seiner Gefangenschaft zu besuchen. Madam Lemounier, an ein 79jähriges Gespenst von einem Ehemanne, den Präsidenten Lemounier verheirathet, war gefühllos und jählich; Mirabeau's Leidenschaft für sie wurde bald äußerst heftig. Aber unglücklicher Weise war St. Maurice, der Commandant der Festung, sein Nebenbuhler. Da dieser sowohl als sein Vater ihn unversöhnlich verfolgten, so beschloß er, ihren Nachstellungen zu entfliehen. Er flüchtete sich in die Hauptstadt der Bourgogne, wohin seine Geliebte, die ihrem Mann das Geld dazu entwandt hatte, sich gleichfalls begab; aber ihre Mutter gab ihn an, er wurde ergriffen und in das Schloß bei Dijon gefangen gesetzt. Unterdeffen war die Commission, welche Herr von Malesherbes ernannt hatte, um die Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn zu untersuchen, geneigt, den letztern zu befreien; aber der unbiegsame Alte kam ihr durch einen neuen Verhaftsbrief zuvor, der Mirabeau verurtheilte, seine Geliebte in dem festen Schlosse Dourlans zu vergessen. Herr von Malesherbes trat damals aus dem Ministerium, doch ließ er Mirabeau noch den Wink geben, ins Ausland zu fliehen. Mirabeau hatte ihn kaum befolgt, als er einen Brief von Sophien erhielt, der ihm meldete, daß man sie in ein Kloster zu sperren drohe, Lemounier habe um einen Verhaftsbrief gegen sie angehalten, „für mich,“ schloß sie, „bleibt nur Flucht oder Tod übrig!“ — Sollte er sie jetzt verlassen, die um seinerwillen so unglücklich wurde? konnte er, selbst ein Flüchtling, ihr die Flucht wehren? Der Hohn des beleidigten Ehemanns suchte Rechtshülfe. Ein Unter-Richtshof sah die Sache als Entführung und Raub an, und sprach das Todesurtheil über den Angeklagten, der im Bildniß an den Galgen gehangen wurde. Dies schwachvolle Urtheil wurde zwar in der Folge vernichtet, und dem Ankläger würde eine große Geldbuße auferlegt worden seyn, hätte nicht Mirabeau ihm großmüthig verziehen, unter der Bedingung, daß er nicht länger die Ruhe einer Frau stören solle, welche ihn verabscheue. Unterdeffen verbarg sich Mirabeau in Holland, wo er unter dem Namen St. Matthieu einsam und unbemerkt mit seiner Sophie, seinen Büchern und einigen gelehrten Freunden lebte. Während der Jahre 1776 und 1777 erhielt er sich und seine Freundin nur durch literarische Arbeiten. Der Buchhändler Changuyon gab ihm vollauf zu thun. Der rastlos thätige Graf versuchte sich in mehr als einer Wissenschaft. Sein größtes Werk in dieser Periode war die Uebersetzung einer Geschichte Englands. Er entwarf jetzt den Plan, nach Amerika zu gehen; doch fühlte er sich in seiner verborgnen Ruhe glücklich. Er schildert sie mit jauberischen Farben in seinen Brie-

ten, wo er oft den Verlust jener seligen Unbedeutendheit beklagt, für welche er nicht geschaffen war. Von seinem Asyl aus schickte er die Denkschriften gegen seinen Vater in das Ausland. Dieser, fortwährend nach Rache dürstend, hatte leider Einfluß genug zu bewirken, daß man das Völkerrecht verletzte, um seinen Sohn zu bestrafen. Ein Polizeidiebstahl begab sich, mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftsbefehl, mitten in einen Freistaat, um seine Beute aufzusuchen. Mirabeau wurde gewarnt und bereitete sich zur Flucht, aber die wenigen Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit seiner Sophie zu sorgen, beraubten beide ihrer Freiheit; sie wurden den 17ten Mai 1770 in dem Hause des Herrn Lequesne in Elbeufstand ohne Einspruch der holländischen Regierung verhaftet. Nach ihrer Ankunft in Paris wurde Mirabeau in den Donjon zu Vincennes gebracht, Sophie aber, welche schwanger war, der Polizeiaufsicht übergeben. Nach ihrer Entbindung von einer Tochter brachte man sie den 18ten Juni 1778 in das St. Clarenkloster nach Oien. Dieser beinahe dreijährigen Gefangenschaft verdanken wir die berühmten *Lettres à Sophie* oder *Lettres originales de Mirabeau*. Vol. IV. 1792. Mit der Begeisterung der Leidenschaft, in tiefer Einsamkeit geschrieben, athmen jene Blätter nur Gefühl, Schwärmerie und Zärtlichkeit; doch finden sich auch hier Spuren von Adelsstolz. Mirabeau sah sich jetzt gezwungen, noch einmal gegen seinen Vater in die Schranken zu treten; doch mußte er die Rechte eines Sohnes zu behaupten, ohne dessen Pflichten zu verletzen. Seine Vertheidigungsschrift war ein Meisterstück der Vernunft, Beredsamkeit, Kunst und Logik. Jedes Trostes beraubt, und unter vielfachen körperlichen Leiden schrieb hier Mirabeau seine *Erotica biblion*, ein scharfes, originelles Werk, zu dem die Commentare des Don Calmet über die Bibel ihm den Stoff geliefert hatten. Zugleich entwarf er für seine Sophie eine Grammatik und eine kleine Abhandlung über Mythologie, übersetzte auch den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer willkürlichen Gewalt in seinem männlich kräftigen Werk über die *Lettres de cachet*. Als man ihm sogar das Papier versagte, verschaffte er sich dieses dadurch, daß er aus den ihm verstatteten Büchern die weißen Anfangs- und Endblätter riß. Seine Schriften bekamen einen noch gedrungenern und kühnern Einl. Er verbarg die Blätter, auf welche er schrieb, in dem Futter seiner Kleider, und verließ endlich das Gefängniß mit dem so eingenähten Manuscript seiner *Lettres de cachet*. Die lange Wunde seiner Einkerkelung hatte die Verfolgungswuth abgestumpft; die Handlanger der Macht fingen sogar an zu erröthen, daß sie Werkzeuge der Rache eines Vaters waren, dessen eignes Betragen strenge Vorwürfe verdiente. Er war der Slave seiner Maitresse, der Frau von Pailly, welche seine Leute tyrannisirte und seine Familie verbannte. Am 17ten December 1780 wurden endlich Mirabeau's Fesseln gelöst; und es scheint, als ob er sich mit seinem Vater versöhnt habe, denn er verlebte jetzt 16 Monate bei ihm, und verließ nur das väterliche Haus, um die Widerrufung des Urtheilspruchs zu bewirken, welcher in Pontarlier gegen ihn erfolgt war. Er erlangte sein Wesuch den 14ten Aug. 1782. Sophie erhielt zugleich ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Mirabeau kehrte hierauf in die Provence zurück; von dort aus schrieb er seiner Frau: „Am acht Jahre bin ich älter worden, seit wir getrennt von einander leben; nur schwerlich wird man mich dahin bringen, zu glauben, daß diese acht Jahre des Mißgeschicks, welches stets guten Tugenden heilig ist, mich dem Deinen sollten völlig entfremdet haben.“

de blieben unwirksam bei der Hartnäckigkeit der Verwandten seiner Frau. Mirabeau wendete sich jetzt gleichfalls an die Geseze, und es entspann sich ein Proceß, der für seine Partei ehrenvoll war, und den seine Frau gewann. Mirabeau reiste hierauf nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Damals wurde er öffentlicher Schriftsteller aus Beruf und innerm Erlebe, und die Geschichte seiner Werke ist von nun an die Geschichte seines Lebens. Als Amerika seine Freiheit erlangt hatte, dachten die Generale und Offiziere der siegenden Armee an die Stiftung einer militärischen Aristokratie, unter dem Titel: der Orden des Cincinnatus. Ein Bürger aus Südcarolina machte im Jahr 1783 aufmerksam auf die Gefahren dieses neuen Bundes. Nach dem Plane dieser nur wenig bekannt gewordenen kleinen Schrift gab Mirabeau das nächste Jahr ein Werk in London heraus: *Considérations sur l'ordre de Cincinnatus*. Da er den Gegenstand als Politiker und Gesetzgeber behandelte, so bestimmte er die allgemeine Meinung über jene gefährliche Neuerung, und trug dazu bei, Amerika von den Ketten zu retten, welche für dasselbe geschmiedet waren. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen französischen Zeitschrift, *le Courier de l'Europe*. Er befand sich oft in nicht geringer Verlegenheit; seine Feinde behaupteten sogar, Wäsche und andre seiner Bedürfnisse habe sein Bedienter für ihn gestohlen, wenigstens kam er deshalb in London in Untersuchung. Damals verlangte Joseph II., mit Rußland verbunden, die Schifffahrt der Schelde neu zu beleben, Ostende blühend und Amsterdam zum Marktflecken zu machen. Mirabeau widersetzte sich diesen Entwürfen, und widerlegte mit vieler Kunst Linguets Werk durch seine *Doutes sur la liberté de l'Escaut*. Derselbe Fürst, welcher die Schelde befreien wollte, wünschte seine eignen Unterthanen, die seinen politischen Versuchen überall möglichst auswichen, seinem Willen zu unterwerfen. Mirabeau nöthigte ihn, zu hören: die höchste Summe von Glückseligkeit sey das einzig sichere Band der Völker und ihrer Herrscher. So hatte sich Mirabeau im Fache der Staatskunst gezeigt; er trat jetzt auch als Cameralist auf. Seine Schriften über die *Caisse d'Escompte*, die *Banque de St. Charles*, die *Actions des eaux*, welche sich über Zweige des öffentlichen Credits und alle Quellen des Reichthums mit Staatspapieren verbreiteten, folgten schnell auf einander. In diesen Schriften vereinigte er mit smithischer Methode die Beredsamkeit eines Demosthenes. Dies und die satirischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Damals stand Calonne, ein Minister von großen Talenten, der aber weder Rechtlichkeit noch Tugend besaß, an der Spitze der Finanzen. Mirabeau hielt vergebens bei ihm um die Consulfstelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne war gerecht gegen Mirabeau's Genie, aber er fürchtete sein Talent, deshalb leitete er es ein, daß Mirabeau im J. 1786 nach Preußen verwiesen wurde, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr- als ruhmvoll war. Dort entwarf Mirabeau sein nützliches und gelehrtes, obgleich nichts weniger als fehlerfreies Werk: *de la monarchie Prussienne*. Er sammelte darin zum Theil mit fremder (Raubvillons u. A.) Hülfe die nähern Umstände jenes innern Mangels, auf welchen blendende Größe gegründet war; er entdeckte die starken und dennoch feinen Lenkseile, welche jenes Räderwerk von Staat zum Erstaunen Aller bewegten. Vortrefflich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II., welche mit den vollendetsten Darstellungen des Alterthums sich vergleichen läßt. Friedrichs großer Geist mußte Mirabeau's Genie zu schätzen. Aber Friedrich-

Wilhelm II. sandte bald nach seiner Thronbesteigung an Mirabeau den Befehl, sein Gebiet unverzüglich zu verlassen. Nur mit Mühe verschaffte sich Mirabeau das nöthige Reisegeld, und verließ Preußens Residenz. Erst in Nancy hielt er an, um die Aufführung der Dido zu sehen; hier verliebte er sich in die Schauspielerin, verlor bei ihr eine Nacht und seine Börse, borgte die seines Secretärs, und lernte sie fast gänzlich. Es brach ein Rad seines Wagens bei Bourget; er ließ hierauf Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuß, ohne einen einzigen Sou baares Geld, nach Paris. Da ward er den Sturm gewahr, der über Frankreich hereinzubrechen drohte. Sein erstes Werk nach seiner Rückkehr war eine Fortsetzung seiner *dénonciation de l'agiotage*. Aber indem er diese privilegirte Geißel angriff, wie ein Hercules, welcher den Eacus erstickt, vergalt ihm die Regierung seine Kühnheit durch einen Verhaftbrief. Er fand jedoch Mittel, sich ihm zu entziehen; da öffnete sich ihm die große Laufbahn seiner Kraft, und die Tyrannei zitterte. Schon hatte er Neckers Ruf angegriffen, als er die Freiheit in Frankreich aufkeimen, in Holland hinwelken sah. Sein *Avis aux Bataves* und sein Werk *l'Histoire secrète de la cour de Berlin* erwarben ihm neuen Ruf und neue Verfolgungen. Seine *Correspondance secrète* war sein letztes Werk. Er sagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich schätzen, die unterste Stelle eines Secretärs in dieser Versammlung, von der ich die erste Idee gehabt, zu bekleiden.“ — So hatte er die Versammlung der Reichsstände vorausgesehen und angekündigt. Jetzt sollte dieses Drama wirklich beginnen. Mirabeau ging in die Provence, um gewählt zu werden. Aber indeß hatte das Parlament jener *Correspondance secrète* wegen einen Proceß gegen ihn eingeleitet. Noch ehe das Urtheil gesprochen werden konnte, fand man für gut, diesen gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag schon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris zurück, ehe des Königs Befehl in der Provence ankam. Dort verwandten sich der Abbe Perigord (Tallenrand) und der Duc de Lauzun so lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Triumphirend kehrte Mirabeau in die Provence zurück; aber auch jetzt sah er sich ausgeschlossen von der Wahl der Adelligen durch die Besitzer großer Lehnsgüter. Da schwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Kaum hatte er in dem Rathe der Reichsstände gesprochen, so glich er in dieser Versammlung dem olympischen Jupiter, welcher nach eigenem Wohlgefallen die Stürme fesselte oder losließ. Die meisten und wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf Mirabeau's Antrag durch. Nach eines Augenzeugen, des Duc de Levis, Urtheil liebte Mirabeau die Freiheit, die Monarchie und selbst den Adel, wiewohl er die Neigung für den letztern sehr geschickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen diese selbst. Er war Royalist aus Grundsatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, so eigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen seine Ueberzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, ja durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch selbst, sich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war er groß; doch sehr ungleich und oft incorrect. Viele seiner Reden sind nicht von ihm;

aber überarbeitet hat er sie gewiß. Durch sein Genie machte er alles zu seinem Eigenthum. Witten in dem Aufsteden der Parteimuth erkannte er die Gefahren der Anarchie. Mehr als einmal sagte er: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum tarpeischen Felsen.“ Seine köstliche Beredsamkeit zeigte zuerst der Reichsversammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie Ihrem Herrn,“ erklärte Mirabeau den 23ten Juni 1789, dem Ober- Ceremonienmeister, welchen der König abgeschickt hatte, um die Sitzung der Versammlung aufzuheben, mit festem Tone, „daß wir hier versammelt sind im Namen des Volks, und daß uns nichts von dieser Stelle vertreiben kann als das Bajonnet.“ Schon damals hatte der Herzog von Orleans eine Partei; aber Mirabeau durchschaute den Herzog, und konnte sich nimmer an diesen ehr- und rechtlosen Mann von kleinem Herzen und ungemessener Ehrsucht anschließen, der nichts mit Catilina gemein hatte, als Sittenlosigkeit. Er wollte anfangs keiner Partei angehören, sondern allein die Versammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn sein zerrütteter Vermögenszustand, sich dem Hof und den Ministern zu nähern. Er hatte mit Neckern eine Unterredung, der ihn aber trocken empfing, auf nichts einging, und später gewisse Geldversprechungen nicht erfüllt haben soll, daher ihn Mirabeau bis an seinen Tod unversöhnlich haßte. Vergeblich suchte er hierauf Zutritt beim König und der Königin. Den Ruf seiner Talente überwog sein lasterhaftes Leben. Da buhlte er um die Günst des Pöbels. Er wußte, daß Orleans diesen gegen den König aufwiegelte; daher wollte er beim Volke sich geltend und dadurch dem Hofe sich nothwendig machen. Auch riefen die Weiber, welche den 5ten October von Paris nach Versailles zogen: „wo ist unser Graf Mirabeau?“ Und nur er konnte diese Balthantinnen, welche in dem Saale der Nationalversammlung die größten Ungebührrisse begingen, durch sein mächtiges Wort zur Ruhe und Ordnung bringen. Endlich als die königliche Familie in Paris war, entschloß sich der König, Mirabeau zu sehen. Der Graf de la Marck unterhandelte mit ihm in des Grafen de Marci Namen. Ein Erzbischof führte Mirabeau'n in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Mirabeau bat sogleich den König, ihm zu sagen, ob er hoffe und wünsche; seine vorige Regierungsgewalt wieder hergestellt zu sehen; in diesem Falle könne er ihm keinen Dienst erzeigen. Der unglückliche Monarch gestand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun schilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, die verschiedenen Ansichten der Nationalversammlung, und entwickelte die Art und Weise, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß sie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauer gefühlt, daß aber seine Beredsamkeit, sein Antheil an der Sache und sein Mitgefühl den ersten Eindruck bald vernichtet hätten. Nun wurden Mirabeau's Schulden bezahlt, die sich auf 207,000 Livres beliefen, und ihm wurde eine monatliche Pension von 6000 Livres zugesichert. Er legte dem Könige zwei Pläne zu einer Gegenrevolution vor; nach dem einen sollte sich der König nach Ro en, nach dem andern nach Metz begeben. Der König wählte den letztern, und sandte den Grafen de la Marck insgeheim nach Metz, um mit dem Marquis de Bouille alles zu veranstalten. Mirabeau hielt sein dem König gegebenes Wort bis an seinen Tod; doch folgte dieser nicht immer seinem Rathe; nur die Königin verließ sich so ganz auf ihn, daß sie sagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, so lange Mirabeau lebt.“ — Schwerlich würde Mirabeau seinen Einfluß in einer Revolution behauptet haben, die anfangs kein persönliches Ansehen dab-

dete. Schon argwohnte man seine Verbindung mit dem Hofe. Der Ankauf der Bibliothek von Buffon und des Klosters Argenteuil, einst Deloises Zufluchtsort, und andre Umstände erregten den Verdacht der Jacobiner. Vergebens sagten Mirabeau's Freunde, der Absatz seines Journal de Provence bringe ihm so viel ein. Petion weigerte sich daher, mit bei seinem glänzenden Leichenbegängnisse (den 4ten April) zu seyn, „weil er vom Hofe sich habe erkaufen lassen.“ Der Tod entzog Mirabeau der Rache der Jacobiner. Er starb an einem Entzündungs-
fieber, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Man glaubte, er habe auf Anstiften der beiden Lameths, seiner unversöhnlichsten Feinde, Gift bekommen. „Meine Schmerzen,“ rief er mit der ihm eigenthümlichen Energie, „sind unerträglich; ich habe noch Kraft für ein Jahrhundert, und nicht mehr für einen Augenblick Muth.“ Der jetzige Prinz Talleyrand, den Mirabeau vorzüglich achtete, hörte sein letztes Wort: „Lesen Sie dieses Papier der Nationalversammlung vor; es enthält meine Meinung über die jetzt besprochenen testamentarischen Erbrechte. Sagen Sie ihr, es ist noch im Tode meine Ueberzeugung, nichts sey so geeignet, eine gehässige und gefährliche Aristokratie zu befestigen, als das Gesetz zu Gunsten der Erstgeburt, welches eine nachtheilige Ungleichheit in die Eigenthumsverhältnisse bringt, indem es einem Sohne das ganze Vermögen zuerkennt.“ Dies waren die letzten Worte eines französischen Gesetzgebers, der selbst der älteste Sohn war. So starb im 42sten Jahre seines Alters Mirabeau, der erste Redner seiner Zeit in Frankreich, und vielleicht in Europa. Seine Jugend war drangvoll und stürmisch; aber selbst in seinem reiferen Alter unterlag er oft der Gewalt, welche gefährliche, selbst erniedrigende Leidenschaften über ihn hatten. Wenn er auch im Leben Tugend nicht übte, so hat er sie doch, wie seine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erste Held in der Rennbahn der Revolution, der vor keinem Hindernisse erschrak und beharrlich die kühnsten Entwürfe durchsetzte, nicht mit dem reinen Muth der Tugend, sondern, getrieben von Noth, Schuld und Habsucht, nur mit der Kühnheit knechtischer Leidenschaft zu dem hehren Bilde der Freiheit seinen Blick erhob. — Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Bestürzung. Als aber die Partei der Republikaner den Convent beherrschte, ward sein Andenken beschimpft. Doch war keiner der Volkshäuptlinge ihm zu vergleichen. Im September 1794 ward Marat's Leichnam ins Pantheon gebracht und Mirabeau's Asche herausgenommen. Das Volk hing sein Brustbild auf; aber der erste Consul befahl im J. 1800, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuilerien aufzustellen. Mirabeau's Gesicht verräth einen ernsten Charakter, aus seinem Auge blizte das Genie; aber seine Züge hatten etwas Gemeines, und wurden zu Zeiten von den Blatternarben bis zur Häßlichkeit entstellt. Er hatte die Gestalt und Größe eines Heiducken, mit seinem finstern bäurischen Aussehen machte das dichtlockige, modisch ängstlich frisirte Haar und der gesuchte Puz eines Stüßers den seltsamsten Contrast; aber kaum öffnete er den Mund, so verschwand jeder Uebelstand vor dem Zauber seiner Rede. Lavater sagt über sein Portrait: „Ich hatte nur ihn ungefähr so, nur besser und geistreicher vorgestellt. Man sieht sogleich den Mann von entschlossener Kraft, von eiserner Vermessenheit, von unerschöpflichem Ideenreichtum, von alles verachtender Entschiedenheit. Ich für mich aber sage mit physiognomischer Intuitionsgeißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in diesem Gesichte finde, nur Kraft ohne Muth,

nur Witz ohne Weisheit, nur schambergessende Gewaltthaten ohne eigentlichen Heldenmuth. Ja, ich finde einen Witz, der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie gilt, und nur Caricatur davon ist, die nicht bloß an Narrheit gränzt, sondern oft in Narrheit übergeht. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil sie zu auffallend ist." — Hätte Lavater Mirabeau sprechen gesehen, so würde er auch die Physiognomie des Geistes erkannt haben. Mirabeau zeigt, wie die ganze französische Revolution, was die vom Witz auf den höchsten Grad gespannte Leidenschaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir so lange bei seiner Schilderung verweilt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: *Mirabeau peint par lui-même*, 1791. Vol. IV. 8.; und *Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale*, par Majean 1791. Vol. V. 8.; *Esprit de Mirabeau*. 1804. 8. Auch enthalten die in London 1797 erschienenen *Biographical Anecdotes of the Founders of the French Republic*, etc. 2 Vol. mehrere über ihn. G.

Mirabeau (Victor Riquetti, Marquis de), Vater des Grafen und des Vicomte Mirabeau, aus der Provence, Commandeur des königlich schwedischen Wasaordens, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Montauban, und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier, gest. zu Paris 1789, besaß seltne Talente. Er machte sich durch sein Werk: *L'ami des Hommes ou traité de la population*, Paris, 1758. Vol. II. 12. (der Menschenfreund) berühmt, das Beifall verdiente. Voll Eigensinn und Launen war er geizig, hart und rachsüchtig. Seine Gattin, eine stolze, mürrische und ränkesüchtige Frau, lebte in beständigem Streite mit ihm und ihren Kindern. Der strenge Vater mußte weder das natürliche Feuer seines ältern Sohnes zu bändigen, noch seine heftigen Begierden zu zügeln. Er reizte ihn durch Widerspruch, erbitterte ihn durch Strafen, und brachte ihn zur Verzweiflung durch unerbittliche Härte. Der jüngere Sohn, der Vicomte, war sein Liebling. Er zeigte in seinem letzten Willen eine an Ungerechtigkeit gränzende Vorliebe für ihn, wovon ein Prozeß und tödlicher Haß der beiden Brüder gegen einander die Folge war. Mirabeau, der Vater, stand als ein denkender Gelehrter in Ansehen. Er vertheidigte mit Wärme und Einsicht das physiokratische System, daher man ihn den Patriarchen der Oekonomisten nannte. Wer das physiokratische System des Marquis im Wesentlichen kennen lernen will, den verweisen wir auf die merkwürdige Zuschrift, in welcher der Graf Mirabeau seinem Vater das Werk *de la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand* (Londres 1788, T. I — VII.) widmet, wo er die Bestätigung der Grundsätze jenes Systems in der ihm widersprechenden Verwaltung des preussischen Staats gefunden zu haben versichert. Mit Unrecht ward der Marquis Mirabeau eine Zeit lang für den Verfasser des *Système de la nature* etc. gehalten. Er und sein jüngerer Sohn waren die Schutzredner des Hofes und der königlichen Gewalt. So machte die Politik den Vater und den ältesten Sohn, wie die beiden Brüder, zu unversöhnlichen Feinden. Doch der Vater starb und der Vicomte, den man in der Nationalversammlung allgemein verachtete, wanderte aus. G.

Miranda ist nicht, wie Dourle, unter und mit dem er diente, gemeldet hat, in Peru, sondern in Mexiko geboren. Er fand, der Eifersucht ungeachtet, mit der die Spanier die eingebornen Amerikaner anzusehn pflegen, dennoch ein Mittel, sich den Grad eines Obersten zu verschaffen, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu mehre-

ren geheimen Aufträgen gebraucht. Die spanischen Dienste verließ er, und unterstützte die Sache der Nordamerikaner. Man behauptet, daß er eine geraume Zeit an einem Plane gearbeitet habe, seine Landsleute zu befreien, weshalb er auch Neu-Spanien eilig verlassen habe. Er reiste allenthalben umher, durchspähte alle Winkel Europas, und hielt sich zu wiederholten Malen in England auf. Sein richtiger Geschmack, seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine classische Schreibart setzten ihn in den Stand, eine Menge Anekdoten und Bemerkungen über die Gebräuche, Staatsverfassungen, Geseze und Wissenschaften einer jeden Nation, vornehmlich aber über ihre militärische Verfassung, zu sammeln und zu verbreiten. Als die französische Revolution ausbrach, und ein auswärtiger Krieg unvermeidlich wurde, verließ er Petersburg, wo er sich eben befand, und die Gunst der Kaiserin genoß, deren Versuche, ihn an ihre Person und ihren Dienst zu fesseln, vergebens waren, und begab sich nach Paris. Er erhielt durch Petions Verwendung den Grad eines Generalmajors, und unterstützte die Anstrengungen des Generals Dumouriez zur Besiegung Belgiens. Da er ein ausgezeichnete Ingenieur war, so entwickelten sich in der Kunst des Angriffs seine Talente immer mehr. Er wurde von der Armee geachtet, und in Paris populär. Als der Held von Jemappe (Dumouriez) in Holland eindrang, wurde Miranda zum Befehlshaber der Truppen ernannt, die zur Belagerung von Mastricht bestimmt waren, welches Unternehmen aber durch eine einleuchtende Nachlässigkeit desjenigen Generals vereitelt wurde, der sich an der Spitze der Armee befand, die sie zu decken befehligt ward. Das Benehmen Dumouriez wurde verdächtig. Miranda theilte seinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses war, seine Besorgnisse mit, und bekam den Auftrag, den General en Chef zu verhaften. Dieser Umstand rettete dem General Miranda das Leben, denn Dumouriez legte ihm den Verlust der Schlacht von Neerwinden zur Last, wogegen sich aber Miranda in einer eben so gelehrten als nachdrücklichen Vertheidigung gerechtfertigt hat. Die Partei der Gironde war kaum durch die Energie des Berges besiegt, als Miranda verhaftet, und nicht eher in Freiheit gesetzt wurde, als bis nach der Hinrichtung Robespierre's alle Gefängnisse geöffnet wurden. Er nahm demnachst einen thätigen Antheil gegen die pariser Sectionen, und wurde abermals auf Befehl des Directoriums verhaftet. In der Folge wurde ihm unter dem Vorwande, daß er ein Ausländer sey, Frankreich zu verlassen, befohlen. Miranda weigerte sich, zu gehorchen, reclamirte bei der Legislatur die Rechte eines französischen Bürgers, und die ausübende Macht sah sich, von ihrem Vorhaben abzustehen, genöthigt. Er lebte darauf einige Zeit im Verborgenen, bis 1797 ein neues Verhaftungsdecret gegen ihn erlassen wurde, welchem er durch Flucht nach England entging. Von hier kehrte er erst 1803 nach Paris zurück, wurde aber von Neuem wegen Anschlägen gegen die Regierung des ersten Consuls verbannt. Eingeladen von den Insurgenten, war er 1806 mit Ausrüstung einer Expedition zu Newyork beschäftigt, welche den Zweck hatte, die spanischen Colonien in Südamerika zu insurgiren und unabhängig von Spanien zu machen. Allein Spanien traf gehörige Vorkehrungen, Miranda wurde geschlagen, und floh geächtet mit seiner Corvette Leander, während ein ungeheurer Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Im Julius 1812 nahm die Contrerevolution auf Terra Firma ihren Anfang. Der See-capitain Diego Monteverde rückte in Puerto Caballo ein. Er schlug in Vereinigung mit den königlich Gefinnten den General Mi-

rande, verfolgte seinen Sieg, rüchte am 27ten des genannten Monats in Caraccas ein, und nahm am 30ten Julius den General Mirandol gefangen. Er fand endlich nach vierjähriger Einsperrung in dem furchtbarsten Inquisitionskeller zu Cadix durch den Tod das Ziel seines unruhigen Lebens und seiner Leiden, nicht aber der geistlichen Rache. Die Mönche ließen seinen Körper unbeerdigt hinwerfen, und übergaben seine ganze Habe den Flammen. (Vergl. d. Art. Südamerika.) DH.

Mirandola (Johann Pico, Fürst von), mit dem Beinamen der Phönix, eine der schönsten Zierden der Wissenschaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, war 1463 unter Pius II. geboren. Er war der jüngste Sohn von Johann Franz von Mirandola und Julia, aus dem edeln Geschlecht Borardo. Eine Feuerkugel, so erzählen abergläubische Geschichtschreiber jener Zeit, ward über dem Bette seiner Mutter gesehen, die Hoheit und Vollkommenheit des Knaben ankündigend. Fröhen genoss er den Unterricht der geschicktesten Lehrer, und gab die auferordentlichsten Proben von Fassungskraft und Gedächtniß. Dem geistlichen Stande bestimmt, begab er sich in einem Alter von vierzehn Jahren nach Bologna, um das canonische Recht zu studiren. Nachdem er zwei Jahre darauf verwendet hatte, fühlte er einen Widerwillen gegen die Fortsetzung dieser Studien; dagegen zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zu den Geheimnissen der Natur und Wissenschaft. Seiner Wissbegierde zu befriedigen, bereiste er Italien und Frankreich, besuchte die berühmtesten Schulen und hörte die ausgezeichnetsten Lehrer. Nach sieben Jahren des anhaltendsten Fleißes ging er nach Rom und machte 900 verschiedene Theses aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er forderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, sich mit ihm zu messen, und erbot sich sogar, den Fremden die Reisekosten zu ersetzen. Aber niemand wagte zu erscheinen. Da man sich aber nicht getraute, ihn als Gelehrten anzugreifen, so suchte man seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Mirandola schlug diese Angriffe durch seine Apologia zurück, ein Werk voll gründlicher und wohl geordneter Gelehrsamkeit. Um seinen Feinden, die mit Beschuldigungen und Anklagen nicht abließen, so viel wie möglich jeden Anlaß zu rauben, entschloß er sich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüsse nicht unempfindlich war, die strengste Lebensweise zu befolgen und sich ausschließlich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. In Folge dieses Beschlusses warf er fünf Bücher italienischer Liebesgedichte ins Feuer, deren Verlust allerdings zu bedauern ist. Es hat sich in dieser Gattung nichts von ihm erhalten, als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neu-Platoniker darstellt. Mirandola widmete sich nun dem Studium der biblischen Literatur; die erste Frucht desselben war der Heptaplus, eine mystische oder cabbalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte. Zwei Jahre darauf gab er eine Abhandlung in zehn Capiteln De Ente et Uno heraus, worin er die Lehren des Plato und Aristoteles zu vereinigen suchte. Er lebte jetzt abwechselnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, namentlich des Lorenz von Medici und Polizian, und war mit großen literarischen Arbeiten beschäftigt, in denen sein Werk gegen die Astrologie als eine Vorarbeit anzusehen ist, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in seinem 31sten Lebensjahre starb. Er wird von seinen Zeitgenossen als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Genie gepriesen. Paulus Jovius sagt von ihm, daß die unsterblichen Götter alle seltensten Gaben des Körpers

nd Selbstes in ihm vereinigten. Wir werden bei dem Anblick seiner Schriften nicht eben so urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den einmaligen Zustand der Wissenschaften erinnern.

Wirkbond oder Wirkond, s. persische Literatur.

Wischna, Wischnah, s. Talmud.

Miserere. Erbarme dich, so heißt ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57te Psalm, welcher in der Vulgata anfängt, Miserere mei domine. Besonders berühmt ist davon die Composition des Allegri (s. d. Art.) — Dann heißt auch so die schreckliche Krankheit, welche durch Verstopfung der Eingeweide hervorgebracht wird.

Mispeln, Mespeln, Mespilus, eine Obstbaumart, die gewöhnlich strauchartig vorkommt und beerenartige Steinfrüchte liefert. Die vom einheimischen, Mespilus germanica, sind am beliebtesten und wohlgeschmecktesten, obgleich sie allem übrigen Obste sehr nachstehen. Die österreichischen und böhmischen Mispeln sind unter den deutschen die vorzüglichsten, auch liefern Syrien und Italien dergleichen unter dem Namen der Azzaruali.

Wiß, bei den Engländern der Titel unverheiratheter Damen vom Stande.

Wissa, Wisse, s. Messe.

Wissalen, Wissalbuchstaben nennt man die größten Buchstaben, besonders in der Druckerei, weil ehemals damit die Wissalen (missalia) oder Messbücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten der katholischen Messe enthalten, geschrieben und gedruckt wurden.

Wissionen, Sendungen, wurden vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristlichen Völkern unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen oft Christen, entweder aus eigenem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgesehen von wenigen einzelnen Fällen, ist das Christenthum stets nicht durch die Waffen, sondern durch die sanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutsche Kirche ward durch solche Glaubensboten, welche man später Wissionäre nannte, namentlich durch Bonifatius im achten Jahrhunderte gegründet. In den letzten Jahrhunderten geschah von Seiten der katholischen Kirche, welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, Wissionen nannte) mehr als von der protestantischen für das Wissionswerk, weil sich hier mit dem religiösen Interesse das hierarchische verband; weil, ehe England auf dem Meere prädominirte, das katholische Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam, als das protestantische; weil die katholische Kirche Mönche hatte, welche der Papst aussenden konnte, wohin er wollte, und weil sie endlich weit größere Reichthümer als die protestantische Kirche besaß (s. Propaganda). Die merkwürdigsten Wissionen der katholischen Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan, in welchem zuletzt genannten Reiche jedoch das Christenthum, nachdem es vormals viel Eingang gefunden hatte, gänzlich wieder verdrängt worden ist. In China aber und auf der Küste von Coromandel dauern die zur Ausbreitung des Christenthums gegründeten Niederlassungen fort. Durch die Ereignisse, welche der französischen Revolution folgten, wurden die Fonds der Wissionsanstalten geschwächt und diese Institute in ihrer Wirksamkeit gehemmt, und da sich überdies die Aufmerksamkeit der katholischen Kirche von den entferntern Gegenständen ganz auf das, was

uropa vorging, lenken mußte, so konnte sie nur wenig für die Ausbreitung des Christenthums unter heidnischen Völkern unternehmen. Unter den protestantischen Völkern haben sich theils die Dänen, theils die Briten um das Missionswerk verdient gemacht. Die von den Dänen seit 1704 zu Trankebar gegründete Mission dauert bis auf den heutigen Tag fort, und noch in den letzten Jahren sind die Berichte der dortigen Missionäre auch in Deutschland bekannt geworden. Zu den ruhern Zeiten in England vorhandenen Missionsanstalten gesellte sich im J. 1794 eine große Missionsocietät, unter deren Unternehmungen besonders die Sendungen christlicher Prediger nach Südafrika und Australien bemerkenswerth sind. Auch die Brüdergemeinde unterhält in verschiedenen Weltgegenden Missionäre. Wer nur einige Kenntniß von dem erblichen Aberglauben und der sittlichen Verwilderung der meisten heidnischen Völker hat, muß dieser Unternehmungen sich freuen und ihnen für die Zukunft einen glücklichen Fortgang wünschen. Eine vollständige Kenntniß der Missionen, welche auch für Länder- und Völkerkunde so wichtig geworden sind, und ihrer Geschichte erlangt man aus folgenden Werken: Nachrichten von der Ausbreitung des Reichthums Christi überhaupt und durch Missionarien unter den Heiden insbesondere. Elberfeld, 1815. Mit diesen sind die Hallischen Missionen (Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zur Verbreitung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufträgen und Briefen der Missionarien, wovon Halle 1815 das 65te Stück von C. A. Napp herausgegeben worden ist) zu vergleichen, welche von den deutschen und englischen ältern Missionen Nachricht enthalten.

N. Mississippi. Dieser große nordamerikanische Strom entspringt aus verschiedenen Seen und Gewässern, durchfließt Louisiana und mündet im mexikanischen Meerbusen. Sein Lauf beträgt, wenn man die Umwindungen mitrechnet, gegen 650 deutsche Meilen. Er ist sehr breit und tief, hat einen schnellen Lauf, aber außer dem Wasserfall St. Anna in den höhern Gegenden keine Abfälle, welche die Schifffahrt hindern könnten. Die Ufer sind fast durchgängig fruchtbar und reich.

Von den Flüssen, die der Mississippi aufnimmt, sind die bedeutendsten der Missourifluß und der Ohio. Das benachbarte Land, welches auch den Namen Mississippi führt, ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die Handelspeculationen merkwürdig geworden, die Frankreich aus dahin gemacht wurden und den Actionären einen Gewinn von vielen Millionen zuzogen.

Ritau, die Hauptstadt von Curland, am Flusse Na, in der Landeshauptstadt Semigallen. Die Zahl der Einwohner beträgt über 12,000. Die Stadt ist schlecht gebaut. Auf der Stelle des vormaligen Schlosses, halb der Stadt, hat Herzog Ernst Johann von Biron ein prächtiges neues Residenzschloß erbaut. Durch die Landescollegia, durch die Nähe des Adels, und durch die von Deutschland über Ritau nach Riga führende Hauptstraße ist die Stadt sehr lebhaft. Das Spital wurde vom Herzog Peter gestiftet und 1775 eingeweiht.

Ritbelehnschaft, s. gesammte Hand.

Ritfort (William) Esq., Mitglied der königl. Gesellschaft zu London, berühmt durch seine vortreffliche Geschichte Griechenlands, wurde geboren zu London und erhielt seine Bildung zu Eton in der Grafschaft Surry, von wo er nach Oxford in Queen's College trat. Er trat sodann in den Middle Temple, verließ jedoch das Recht und wurde Obristleutnant bei einem Milizregiment von Southwicks. Die Werke dieses berühmten Schriftstellers sind: An Es-

ay on the harmony of language; — A Treatise of the military force and particularly the militia of this kingdom. — The history of Greece (durch Eichstädts Uebersetzung in Deutschland bekannt). — Considerations upon the Corn Laws.

Mithra, der Genius der Sonne bei den Persern, welcher als Hauptgottheit verehrt und als männliche Figur, mit Löwenkopf und Adlersflügeln, auf einer Kugel stehend, um seinen Körper eine Schlange gewunden, vorgestellt wurde. Die Myskerien dieser Gottheit wurden noch im ersten Jahrhundert nach Chr. in finstern Höhlen gefeiert, und erst im vierten Jahrhunderte zerstört.

Mithridates, der Name mehrerer Könige in Pontus, unter denen Mithridates der Große oder der VI. der berühmteste war. Er war bei seines Vaters Tode dreizehn Jahre alt. Herrschsucht, Grausamkeit und ein durch nichts zu beugender Sinn waren bei großen Anlagen die Eigenschaften, welche sich früh in ihm entwickelten. Kaum hatte er im J. 123 vor Chr. Geb. die Regierung angetreten, als er eine Mutter, welche sein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in ein hartes Gefängniß warf, wo sie, nach Einigen an den erlittenen Mißhandlungen, nach Andern an Gift starb. Nicht zufrieden, seinen Körper gegen alle Beschwerden abzuhärten, soll er ihn durch Gewöhnung sogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben (daher der Name des vorgeblichen Gegengifts Mithridat). Als er mündig geworden, vermählte er sich mit seiner Schwester Laodice, mit der er einen Sohn, Pharnaces, zeugte. Darauf unternahm er eine Reise durch Asien, theils um die Gebräuche, Geseze, Sitten und Sprachen der Einwohner kennen zu lernen (wie man denn von ihm anführt, daß er zweiundzwanzig Sprachen gesprochen habe), theils um die Länder seiner Nachbarn, die er sich zu unterwerfen strebte, auszukundschaften. Nach drei Jahren kehrte er zurück, und bestrafte seine ihm indessen untreu gewordne Gemahlin, die ihn vergebens zu vergiften gesucht hatte, mit dem Tode. Nachdem er die Küstungen zu seinen großen Unternehmungen vollendet hatte, überfiel er Paphlagonien, bezwang es leicht, und theilte es mit seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. Mithridates ließ sich dadurch so wenig schrecken, daß er sich auch des unter römischem Schutze stehenden Galatiens bemächtigte. Dann richtete er sein Augenmerk auf Cappadocien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieses Land besaß, und seine genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, zog er Verrath der Waffengewalt vor, und ließ ihn meuchelmörderisch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nicomedes, König von Bithynien, in Cappadocien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs und vermählte sich mit der hinterlassnen Witwe, einer Schwester des Mithridates. Dieser ergriff den Vorwand, den Sohn seiner Schwester wieder auf den Thron setzen zu wollen, fiel in Cappadocien ein, eroberte es glücklich, und setzte gegen seinen anfänglichen Plan seinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber bereute er die ausgeübte Großmuth und nöthigte den jungen Fürsten durch entehrende Forderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmassen gegen einander aus. Mithridates wollte keine Schlacht wagen, sondern bot den Frieden an und lud den jungen Fürsten zu einer Unterredung ein. Während derselben tödtete er ihn mit einem Dolche, den er verborgen bei sich trug, im Angesicht beider Heere. Die Cappadocier, die ihren Herrn fallen sahen, befiel ein panischer Schrecken, und Mithridates be-

Mithridates

htete sich des Landes fast ohne Gegenwehr. Aber Nicomedes, der größte Besorgniß den Mithridates immer mächtiger werden sah, redete mit seiner Gemahlin und Schwester Laodice, einen Jüngling, den dritten Sohn des Ariarathes auszugeben und diesen die Römer Hilfe anflehen zu lassen. Die List gelang. Laodice reiste selbst nach Rom, um die Aussage des Prätendenten zu bestätigen. Mithridates, allem unterrichtet, bediente sich desselben Betrugs, indem er den Römern zu beweisen suchte, daß der junge Fürst, dem er Cappadocien ab (welches sein eigener Sohn war, dem er den Namen Ariarathes gegeben), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes sey. Die Römer, welchen doppelten Betrug entdeckten, befahlen dem Mithridates, Cappadocien, und dem Nicomedes Paphlagonien wieder abzutreten. Dieser Vertrag wurde vollzogen und in Cappadocien Ariobarzanes zum König ernannt. Kaum aber hatte Sulla, dessen Waffen ihn auf den Thron in Asien verlassen, als Mithridates den König von Armenien, Tigranes, aufwiegelte, welcher des Mithridates Sohn in Cappadocien niederzusetzen. Zugleich nahm Mithridates Bithynien weg und gab das Land seinem Bruder Socrates Christus. Bald setzten jedoch die Römer alles wieder in den vorigen Stand, ohne daß Mithridates sich mitthat. Er rüstete sich aber jetzt zu einem Kriege gegen Rom und brach, da die Römer seine Forderungen nicht befriedigen wollten, plötzlich gegen Cappadocien und Bithynien zugleich los. Seine Armee bestand aus 250 000 Mann Fußvolk, 50 000 Reitern, 130 Kriegswagen und 400 Schiffen. Die Streitkräfte der Römer mit den römischen Hülfsvölkern waren nicht viel geringer und wurden von Lucius Aquilius und Oppius angeführt. Mithridates eröffnete den Krieg mit Glück. Er schlug nicht nur den Nicomedes, sondern auch Aquilius, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der römischen Flotte weg. Mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgte er seine Pläne. Phrygien, Carien, Mysien, das eigentliche Asien, Lycien, Cilicien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien fielen in seine Hände und begrüßten ihn als den Schutzgott Asiens. Die römischen Vorgesetzten Oppius und Aquilius wurden ihm sogar von den Einwohnern von Laodicea und Lesbos als Gefangene ausgeliefert und er ließ ihnen zu Pergamus geschmolzenes Gold in den Hals gießen, die haben der Römer damit verspottend. Die asiatischen Freistaaten Milet, Mytilene, Ephesus u. s. w. öffneten dem Sieger die Thore, der ihre Schätze zusammenbrachte, daß er seine Heere fünf Jahre lang unterhalten konnte. Die römischen Bürger, welche in Klein-Asien waren, ließ Mithridates sammt ihren Weibern und Kindern umbringen. Dionysius gibt die Zahl der Ermordeten auf 150 000, andre auf 200 000 an. Sein Glück weiter verfolgend, segelte Mithridates mit seiner Flotte ab, um sich der Inseln des ägäischen Meeres zu bemächtigen. Rhodus gab sich ihm; aber Rhodus widerstand so kräftig, daß Mithridates von seinem Vorhaben abstand und nach Pergamus zurückkehrte. Hier schickte er seinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120 000 Mann in Griechenland; Athen fiel durch Verrath und verschiedene andre Städte wurden erobert, während ein anderer seiner Feldherren, Metrophanes, die Inseln verödete. Auf die Nachricht, daß derselbe einen bedeutenden Verlust erlitten, ließ Mithridates seinen Sohn Ariarathes mit einer mächtigen Armee in Macedonien einfallen, welches nebst Thracien dem Römern bezwungen wurde. Allenthalben waren des Mithridates Befehle geachtet, bis endlich die Nachricht, daß Italien selbst bedroht werde, die Römer zu kräftigern Maßregeln aufschreckte. Sulla begab sich

als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rich-
 tes Archelaus Heer in einer blutigen Schlacht bei Chdrona auf, und
 kreierte durch zwei folgende, nicht weniger glänzende Siege in Thotien
 ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück untermarf
 Kimbria Klein-Asien und belagerte in der Festung Pitane den Mithri-
 dates selbst, der sich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontische Flotte
 wurde zwei Mal vom Lucullus geschlagen. So von allen Seiten be-
 drängt, trug Mithridates dem Archelaus auf, Frieden zu schließen.
 Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen. Mithridates wurde,
 auf sein väterliches Reich Pontus beschränkt, und mußte den Römern
 so bemannte Kriegsschiffe nebst einer großen Summe Geldes überliefern.
 kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als Mithridates die Colchier
 angriff und sich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen.
 Der römische Feldherr Muräna, der verwundet in Pontus eingefallen
 war, wurde geschlagen, und schon hatten sich viele Städte Asiens für
 den Sieger erklärt, als vom Dictator Sylla gesandt, Mulus Gabinus
 in Asien erschien, um den Friedensvertrag zu bestätigen. Cappadocien
 wurde von Mithridates geräumt. Dagegen untermarf er die Bosporer;
 kaum aber hatte er Sylla's Tod erfahren, so beschloß er die Wiederer-
 oberung der abgetretenen Provinzen. Auf seinen Antrieb fiel sein Schwie-
 gersohn Tigranes, König von Armenien, in Cappadocien ein, während
 er selbst nach Paphlagoniens freiwilliger Unterwerfung Bithynien und
 die Provinz Asien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt un-
 vermeidlich. Die beiden Consuln Lucull und Cotta zogen gegen Mi-
 thridates aus, dieser als Admiral der Flotte, jener als Oberfeldherr der
 Landmacht. Zur See waren die Römer unglücklich, zu Lande hingegen
 behauptete sich Lucullus (s. d. Art.). Vorsichtig vermied er eine
 Hauptschlacht gegen den überlegnen Feind, ersocht aber mehrere so be-
 deutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in
 Pontus stand. Während er aber Amisus belagerte, sammelte Mithri-
 dates ein Heer, mit welchem er einen ansehnlichen Sieg ersocht. Lu-
 cullus mußte indeß bald das Verlorne wieder zu gewinnen und bald
 als Mithridates sich genöthigt, als sein eignes Heer sich wider ihn em-
 pörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar freunds-
 chaftlich aufnahm, aber keine Gemeinschaft mit ihm hatte. Lucullus, der
 inzwischen ganz Pontus in eine römische Provinz verwandelt hatte, for-
 derte die Auslieferung des Mithridates, welche Tigranes mit der Erlä-
 nung ablehnte, daß er, obgleich er des Mithridates Betragen mißbillige,
 es doch für niederträchtig halte, einen so nahen Verwandten seinen Fein-
 den zu übergeben. Da er aber voraus sah, daß man sich mit dieser
 Antwort nicht beruhigen werde, hielt er eine geheime Unterredung mit
 Mithridates, in welcher festgesetzt wurde, daß Mithridat mit 10,000
 Mann nach Pontus gehn, dort eine Armee versammeln und mit dersel-
 ben zum Tigranes zurückkehren solle, ehe noch Lucull, der Sinope be-
 lagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet
 schnell und Lucullus schlug den Tigranes vor seiner Vereinigung mit
 dem Mithridat. Tigranes aber sammelte ein neues Heer, welches Mi-
 thridates nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar seine Fortschritte
 durch einen Sieg, allein während des Winters verstärkte Mithridat seine
 Macht, und bald schlug er die Unterfeldherren des Lucullus aufs Haupt,
 worauf er sich nach Klein-Armenien wandte, um sich mit Tigranes zu
 vereinigen. Unterdeß hatte an Lucullus Stelle der Consul Manius Ach-
 us Glabrio das Commando des römischen Heers erhalten. Die mit
 diesem Wechsel verbundene Verwirrung hatten die verbündeten Könige

benutzt, sich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Cappadocien und Klein-Armenien zu unterwerfen. Da trat Pompeius an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptschlacht gesucht hatte, schloß er Mithridat in seinem Lager, nicht weit vom Euphrat, ein. Dieser schlug sich zwar durch, wurde aber von den verfolgenden Römern in einem engen Thale angegriffen und erlitt die entschiedenste Niederlage. Nur mit 800 Reitern entkam er selbst. Da Tigranes ihn nicht ausnehmen wollte, ging er nach Colchis; aber Pompeius folgte ihm und zwang ihn, sich auf dem Gebiete eines scythischen Fürsten zu verbergen. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erschien, Truppen sammelte, zugleich aber dem Pompeius Friedensvorschläge machte. Da sie sich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg. Die Macht der Römer in Pontus war nur gering und Mithridates machte Fortschritte. Bald aber empörten sich die Einwohner; seine Nachbarn versagten ihm ihren Beistand. Dennoch schlug sein unbeugsamer Sinn die von Pompeius angebotnen Friedensbedingungen aus. Er faßte den abenteuerlichen Entschluß, an der Spitze seines Heeres zu den Galliern, an die er Gesandte abgeschickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien einzubrechen. Als er sich aber am Bosporus cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze sein eigener Sohn Pharnaces stand. Da nichts die Auführer zur Pflicht zurückführen konnte, stürzte sich Mithridates, weil genommenes Gift wirkungslos blieb, in sein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden. So endigte dieser große König im J. 64 vor Chr. Geb., nachdem er fast 50 Jahre über Pontus regiert und die Römer unter ihren größten Feldherren oft und lange mit Glück bekriegt hatte.

Mittlauer, s. Consonanten.

Mittag ist diejenige von den vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unsrer nördlichen Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben.

Mittag oder Mittagszeit ist der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Mittagskreis eines Orts tritt. (Vergl. Culmination.) Die Astronomen fangen den Tag vom Mittage an und zählen nach einander vierundzwanzig Stunden bis zum nächsten Mittage fort. In Deutschland und den mehrsten europäischen Ländern wird dagegen in der bürgerlichen Zeitrechnung zwölf Stunden nach dem Augenblicke des Mittags, also in dem Augenblicke der Mitternacht angefangen und von einem Mittage bis zum andern in zwei Mal zwölf Stunden getheilt. Sowohl die astronomische als bürgerliche Zeitrechnung richtet sich nach dem wahren Mittag, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andre Mittel angeben. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser, und ist nur vier Mal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitrechnung gibt den Unterschied an.

Mittagsfläche heißt die Ebene, welche durch die Scheitellinie und Weltaxe gedacht wird, und auf der Ebene sowohl des Horizonts als Aequators senkrecht steht. Der Schatten eines senkrecht stehenden Stabes befindet sich im Augenblicke des wahren Mittags in der Mittagsfläche.

Mittagshöhe, die Höhe eines Sterns, wo er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist.

Mittagskreis, oder Meridian, ist ein größter Kreis der

Himmelskugel, welcher durch die Pole und den Scheitelpunkt geht, oder der Durchschnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Dieser Kreis theilt die Himmelskugel in zwei Halbkugeln, in die östliche und westliche. Es ist Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. — Außerdem gibt es auch Mittagskreise der Erdkugel. Dies sind gleichfalls größte Kreise, welche durch die beiden Erdpole und den Scheitelpunkt gehen. Sie sind desjenigen Ortes der Erde, den sie treffen, wenn sie um die ganze Erdkugel gezogen werden, Meridian oder Mittagsreis. Wenn man indeß von dem Meridian eines Orts redet, so versteht man gewöhnlich nur die eine Hälfte des Kreises, oder den Halbkreis, der durch beide Pole geht, und die andre Hälfte ist in diesem Sinne der entgegengesetzte Meridian des Orts. Die Orter, welche in einem Meridian oder Mittagskreise liegen, haben auch gleichen Mittagsreis am Himmel, also einerlei Mittag und einerlei Zeit. Die Orter des entgegengesetzten Mittags sind in Rücksicht der Zeit um zwölf Stunden verschieden. — Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite (s. d.). Da die Erfahrung lehrt, daß die Erde keine vollkommenere Kugel, sondern in den Polen abgeplattet ist: so folgt daraus, daß die Grade der Meridiane nach den Polen hin größer seyn müssen, als gegen und unter dem Aequator. Alle Orter, welche einen Meridian haben, haben auch einerlei Länge (s. d.). Derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. Er ist willkürlich; die Franzosen zogen ihn durch die Insel Ferro (20 Grad westlich von der pariser Sternwarte); die Engländer über Greenwich. Von diesem ersten Meridian aus werden die Längengrade von Westen nach Osten um die ganze Erde herum gezählt.

Mittagslinie heißt die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit dem Horizonte. Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im alltäglichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhren richtig verzeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht stellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Man hat zu astronomischem und geographischem Gebrauch die Mittagslinie gewisser Orter durch ganze Länder fortgezogen. Eine solche Verlängerung der Mittagslinie der pariser Sternwarte unternahm zuerst Picard; J. D. Cassini setzte sie bis Callioure, und J. Laskir, Maraldi und de la Hire bis Dänkirchen fort, folglich durch einen Bogen von $8^{\circ} 31' 6 \frac{1}{2}''$ des Mittagskreises der Erde. — Auch hat man Mittagslinien mit einem Gnomon d. h. mit einer Veranstaltung versehen, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Augusts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomon errichtet, später zu Florenz, Bologna, Paris.

Mittagspunkt, oder Südpunkt, ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag der Mittagsgegend genannt, und er ist einer von den vier Cardinalpunkten. In der Schiffersprache heißt er Südpunkt.

Mittelalter. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit der Menschen treffend verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer sittlichen Richtung und überwiegenden Neigung zur Reflexion, mit Recht das Mannesalter der Menschheit genannt worden ist, so darf uns mit gleichem Grunde das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menschen gleich gelten; nicht nur

wegen seiner Stellung zwischen der alten und neuen Zeit (man gibt diesen Namen den Jahrhunderten vom Untergang des römischen Reichs, oder enger von Carl dem Großen an bis zur Reformation), sondern ganz eigentlich zufolge seines Wesens; denn was dem Jüngling eigen ist, stolzes Gefühl der persönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zum Enthusiasmus gesteigerte Empfänglichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, eben das zeichnete auch ganz eigenthümlich das sogenannte Mittelalter aus. Nachdem der Egoismus des Alterthums in der römischen Universaldespotie und die Sinnlichkeit desselben in der Heppigkeit der Welthauptstadt ihre äußerste, sich selbst vernichtende, Höhe erreicht hatten, da schleppte das Menschengeschlecht durch mehrere Jahrhunderte ein charakterloses Halbleben, bis die Ebbe der Kraft, aus Norden über das ganze Abendland sich ausbreitend, eine Epoche eröffnete, die man, doch nur einseitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Troß auf eigene Kraft, der frischen Leidenschaftlichkeit, die jene allein charakterisiren, und die bei den Deutschen durch die neuen Siege reiche Nahrung erhielten, besaßen diese noch jenen heißen Enthusiasmus fürs Hohe und Heilige, der die Geschichte des Mittelalters so anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menschheit geben die Erklärung der vielen hervorragenden, so ganz ausschließend eigenthümlichen, Erscheinungen jener Zeit; sie geben diese Erklärung besser, als die, gewöhnlich zu hoch angeschlagene, Verschmelzung des barbarischen Charakters mit dem der Römer; denn diese hatten keinen, und die neuen Bedürfnisse, die die Deutschen durch sie kennen gelernt, haben nur die Aeußerungen ihres Wesens, nicht dieses selbst, bestimmt. Dies gilt selbst von der einflußreichsten Gabe, welche die Nordländer von Rom empfingen, dem Christenthum. Troß auf eigene Kraft, eifersüchtige Ueberschätzung persönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnswesens und des Faustrechts, wie des städtischen Lebens und der Gilden und Zünfte; der Enthusiasmus jener Zeit, die Quelle der lieblichen und hohen Poesie, die damals geblüht, so wie er auf der andern Seite das Mönchswesen und die Ausbildung der Hierarchie möglich machte; beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erscheinung der Ritterschaft. Wie der Deutsche von jeher als ein heiliges Recht betrachtet, sich überall durch eigene Kraft selbst zu helfen, wie er deswegen gegen richterlichen Zwang die hartnäckigste Abneigung bewahrt und darum in den Abendländern spät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfassung sich ausbilden können, wie vielmehr im Mittelalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Troß, der Vortheile seiner Uebermacht nach Guldanken sich bedient, und was seine Faust vermocht, für Recht geachtet, das haben wir in dem Artikel Landfrieden so vollständig, als der Raum es erlaubte, gezeigt, in dem Artikel Lehnswesen aber dargestellt, wie in jenen Zeiten jeder, der seine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, jeder, der eine gewisse Macht zu behaupten dachte, einer Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lebensverhältnisse bald über die Völker sich ausbreiteten, und ein Surrogat der Staatsgewalt wurden, welche in jener Zeit nur dem Namen nach bestand, und das Mittelalter gewissermaßen verschloß, um in der neuern Zeit desto furchtbarer aufzuwachen, wie endlich während des Mittelalters der Kampf der königlichen (oberlehnsherrlichen) Macht gegen die Anmaßungen und Rechte der Vasallen nach und nach die heutigen Formen unserer Staaten erzeugte. Die Neigung zum freiwilligen

hingeben an eine geliebte Person oder Jder, die wir dort als dem Lehnswesen förderlich vorstellten, steht keineswegs im Widerspruch mit der Hauptveranlassung desselben, der Sucht nach Ungebundenheit. Diese machte das Lehnswesen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europäischen Staaten mit einer unabsehbaren Menge reicher, und durch Heere von Vasallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnsherren gedeckter Länderbesitzer, die, zugleich stets gerüstete Krieger, in ihrem Stolz kein Gesetz kannten, als das selbstgeschaffne der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine verworfene, zum Dulden geschaffne Menschenklasse verachteten. Sollte diese Klasse unter solchen wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, so mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herstellen, welches der Einzelne nicht zu halten vermochte, und unter deren Schutz Gewerbleiß und beweglicher Reichtum dem Länderbesitz sich gegenüberstellen. Diese Nothwendigkeit machte die Städte hervor. Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und der vogteilichen Regierung derselben Grafen, Bischöfe und Aebte, denen sie später so fürchtbar wurden, entstanden und erhoben sich besonders im 11ten Jahrhundert durch Betriebsamkeit und Kunstleiß zu einem Wohlstand, der sie in den Stand setzte, die Freiheit bald zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht stehen, sondern begannen bald, kleine Staaten im großen zu bilden, ja die Meisten durften es wagen, Niemand als Kaiser und Reich über sich zu erkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunst undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebst der Tapferkeit der Bürger, der Städte Freiheit und schieden sie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfassung sicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe diese Anstalten durch Anhäufung gediegenen Reichtums begründeten. Selbst viele von Adel lockte der Wohlstand der Städte und die Bequemlichkeit, die sie darboten, sich darin niederzuassen, ja sie geizten darnach, in diesem Gemeinwesen obrigkeitliche Aemter zu bekleiden, und bald rissen sie, des Befehlens gewohnt, diese in vielen Städten allein an sich. So rief der Geist der Vereinzelung und des stolzen Selbstvertrauens seinen Gegensatz hervor, das System der Verbindungen und Gemeinwesen, die monarchische Richtung der neuern Zeit veranlaßte selbst das kräftige Aufleben des alten Republikanismus, mit dem es lange gekämpft hat, ehe es ihn überwältigen konnte. Je loser in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher folglich der Uebermuth der Großen, zu desto größerm Flor, zu desto ansehnlicherer Macht sahn wir dessen Städte emporgedeihen, wie denn in Deutschland und Italien diese Republiken selbst dem Kaiser fürchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand schon im 12ten Jahrhundert völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, schon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben sie sich dadurch, daß Ludwig der Dicke und seine Nachfolger, besonders 100 Jahre nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, sie gegen die Großen in Schutz zu nehmen und sich durch sie gegen diese zu stärken. Aber nie gelangten doch die Städte dieser Länder zu der Macht der deutschen und italienischen. Was einzelne Städte nicht vermochten, das ward durch Verbindungen mehrerer bewirkt, dergleichen in Italien der lombardische Bund, in Deutschland der hanseatische, rheinische und schwäbische (siehe den Artikel Italien, Hanse und Landfrieden) als große fürchtbare Mächte auftraten. Unter dem Schutze solcher Macht und hinter der Freieignung städtischer Mauern hatten alle Künste und Gewerbe und jede

Art der Bildung des Geistes ein fröhliches Gedeihen, so daß in jedem Schatze der Cultur, den die neuere Zeit den übrigen nennt, das städtische Wesen den Grund gelegt hat. Die wichtigsten Erfindungen, die wir jetzt hoch schätzen, rühren am meisten von Bürgern jener kleinen Freistaaten her, oder sind doch durch den Gewerbs- und Handelsgeist derselben veranlaßt. Mit Verfassungen, denen des Alterthums ähnlich, schien auch dessen Geist wieder aufgelebt; alle Tugenden und alle Laster Athens und Sparta's und Roms findet man besonders in den Freistaaten Italiens wieder, wo auch das Klima dem der anderthalbtausend Jahre früher untergegangenen gleich war; dieselbe Vaterlandsliebe, Strenge der Sitten und Tapferkeit, die nämlichen, nur noch heftigern Parteikämpfe, Regierungsveränderungen und ehrgeizigen Künste, eben die, nur anders gestaltete, Liebe zu Künsten und Wissenschaften. Aber auch diese Gemeinheiten blieben selbst im Innern von dem Einflusse des trostigen Zeitgeistes, dem sie entgegenstrebten, nicht frei. Die überwiegende Macht Einzelner, allen Freistaaten so gefährlich, wurde durch diesen Geist doppelt furchtbar, und nöthigte die schwächeren Bürger, in derselben Noth, die ihrer Vaterstadt die Entstehung gegeben, zu demselben Auskunftsmitel; sie verbanden sich zusammen in Bewahrung ihrer Rechte. Dergleichen Gesellschaften, die gewöhnlich von Leuten eines Gewerbes eingegangen wurden, und neben der Sicherheit nach außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regellosen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte man Gilden, oder Zünfte (*arti*), und sie wurden durch Zunftmeister vertreten. Die strengste Verfassung schien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewisser Lehrjahre und Fortrücken durch gewisse Grade konnte man Zunftglied, mit dem Recht, das Gewerbe der Zunft auszuüben, werden; doch erkaufte später für Geld auch Andere die Aufnahme in eine Zunft, deren Handthierung sie weder kannten noch ausübten. Denn diese Zünfte wurden im 14ten Jahrhundert so stark und mächtig, daß sie die Stadtregerungen, die bis dahin eingewanderte Adelige fast allein in Händen gehabt, fast überall ausschließlich an sich rissen, und den Adel lehrten, wie es ihm, der zum Flor der Städte durch Gewerbleiß keinesweges beitrug, auch nicht zieme, ihren Schutz und Frieden zu genießen, oder gar sie zu beherrschen. Der Adel, so weit er nach diesen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte sich ebenfalls durch Zusammentreten in nähere Verbindungen (Geschlechtergesellschaften), und der Landadel bildete große Bündnisse gegen die Macht der Städte (s. d. Art. Landfrieden). Ueberhaupt wurde das Gildewesen, das den Vessern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit schien, so allgemein, daß man fast nirgends Menschen von gleicher Bestimmung und Lebensart antraf, die nicht auch sich enger verbunden und gewisse Gesetze und Ordnungen unter sich beliebt hätten. Selbst die Wissenschaften mußten in der Universitätsverfassung, in dem Durchlaufen akademischer Grade, diesem Geiste huldigen, und selbst die freien Künste legten sich im spätern Mittelalter den Zunftzwang an (s. Meistersänger), wodurch denn freilich Wissenschaften wie Künste hinter der Volksherrschaft, die das freie Leben der Städte ihnen zu verbürgen schien, weit zurückblieben; denn nichts ist ihnen hinderlicher, als jene Pedanterei, jene Bann- und Zwangsrechte, jene abgöttische Verehrung des Herkommens, die der Gildenzwang mit sich führt. Eben so hatte auch die merkwürdigste Anstalt jenes Zeitalters die charakteristische Blüthe seines ganzen Wesens, die Ritterschaft, alle Eigenheiten zünftischer Ver-

Jung. Der Krieg war das Gewerbe des Adels. Wer aus ihm nicht
 war, durfte nicht eine Lanze führen und Reiteret befehligen,
 nur jahrelanger Kriegsdienst als Knecht oder Knappe gab auch
 dem Höchstgeborenen auf den Ritterschlag Anspruch. Aber Knecht, Rit-
 ter und Bannerherr waren erfüllt von demselben Geiste der Ehre, des
 Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie sehr die Ehre, dem kraft-
 vollen Germanen das Höchste war, so waren jene enthusiastischen Men-
 schen doch auch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung
 in die Religion und von gleichsam religiöser Liebe und Ehrfurcht für
 die Frauen. Jene ergreift, besonders in der Gestalt, die sie damals,
 dem Zeitalter sich anschmiegend, gewann, mächtig jedes schwärmerische
 Gemüth, und die Frauen hoch zu achten war uralte germanische Sitte.
 Wie konnte also jene Kriegercaste der Edeln anders, als Arm und
 Schwert Gotte, der Ehre und den Frauen widmen, und in den Zeiten
 der Waffenruhe, neben herzlicher Frömmigkeit und kriegerischen Übun-
 gen, jene edle Sitte üben, die man, als von der Tapferkeit unzertrenn-
 lich, mit gleichbedeutendem Namen Chevalerie genannt hat (s. Nö-
 rrmann)? — Der Enthusiasmus des Mittelalters für die Religion
 eckte in seinen Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unsre Köpfe kaum
 fassen kann. Hier sehen wir Hunderte von Jünglingen und Jung-
 frauen in der kräftigsten Lebensblüthe in finstere Mauern sich einschlie-
 ßen, oder in wilde Einöden sich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit
 Beten und Fasten zuzubringen; wir sehen jährlich Tausende dar-
 auf und fastend viele hundert Meilen weit über Land und Meer pil-
 gern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir sehen
 von Menschenalter zu Menschenalter Hunderttausende mit Kreuz und
 Schwert eben dahin wallen, um mit Todesgefahr jene heiligen Städte
 von den sie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien. Ausnehmend
 geeignet war diese schwärmerische Hingebung der Gemüther, die rohe
 Kraft jener Zeit zu mildern und menschlich und liebenswürdig zu ma-
 chen; aber sie wußten auch eigennützige Menschen zu selbstsüchtigen
 Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewissenszwang und die Kre-
 zer- und Judenermordungen, der üppige Glanz des päpstlichen Hofes
 und die ganze weltumklammernde Maschine der Hierarchie wurden
 die traurigen Früchte dieses teuflischen Mißbrauchs. Dem weltlichen
 Arm gegenüber, dem das Lebenswesen, das Heer der Vasallen, allein
 Festigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papst aus Erzbischö-
 fen, Bischöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgenerälen,
 Provinzialen, Aebten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwind-
 lich durch seine Macht über die Gewissen und durch die geistlichen
 Bassen, die ihm und seinem Haupte zu Gebote standen. Nach Aller
 Maßen im Besitz der Gewalt, für diese und jene Welt glücklich und
 unglücklich zu machen, auf Ewigkeiten zu binden und zu lösen, be-
 herrschte der Papst unumschränkt die Gemüther der Christen. Alle Kö-
 nige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter
 Christi, viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, fast alle gehor-
 sam und unterthänig, oder in kurzer Frist unglückliche Opfer des nich-
 tigen Kampfs gegen die Ueberlegenheit. In einer Zeit, wo man in
 den wenigsten Ländern daran dachte, die Fürsten durch Staatsgrund-
 sätze zu binden, wo sie, nach dem Geiste der Zeit, alles wagten,
 als sie vermochten, war es unschätzbare Gewinn, daß der Papst Jahr-
 anderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßungen stand;
 aber die Heppigkeit, Grausamkeit, Herrschgier und Verfinsterungssucht
 der Geistlichkeit vom Papste hinab bis zum untersten Bettelmönch blieb

ein Fluch und Schandfleck des sonst an herrlichen Erscheinungen so reichen Mittelalters. Vergeblich strebten durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche Begeisterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenser, Willeß und Huß und seine Anhänger, die neue Babel zu stürzen; sie fanden bei Zeitgenossen, der Uebermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geistesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör, und größtentheils in ihrem edeln Streben den schmachlichsten Untergang. Neuen Feinden mußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzusetzen; Bettelorden und Inquisition mußten das aufdämmernde Licht des 13ten Jahrhunderts verhindern, in ihr Reich der Finsterniß zu dringen; Bannstrahlen und Interdicte erhielten die Christenheit in Furcht und Zittern; bis endlich, als die Zeichen der Zeit, allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wissenschaften, eine verständigere Ordnung in den Monarchien, und Abkühlung der religiösen Schwärmerei schon verkündeten, daß das Mittelalter zum Ende sich neige, der einzige Luther die Mäandisprechung Europa's feierlich vollzog. Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeisterung und Andacht mußte eine poetische Zeit seyn; jene Menschen, die alles, was sie begannen, mit so ganzer Kraft, mit so kindlicher Unbefangenheit trieben, mußten der Dichtkunst fähiger seyn, als irgend welche vor oder nach ihnen. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwischen Krieg und Liebe, festlicher Pracht und religiösen Übungen getheiltes Leben unmittelbar und unwillkürlich poetisch gestimmt und auf poetische Lebensansichten geleitet. Daher sehen wir, vom 12ten Jahrhundert an, zuerst unter den Rittern liebliche Dichter auftreten, und zwar in so großer Menge, daß man zu bekennen gedrungen wird, in einer poetischen Zeit sey jeder sinnige und sittige Mensch ein Dichter. Im südlichen Frankreich, wo das Ritterwesen sich zuerst ausbildete, zeigten sich auch die ersten Funken der modernen Poesie; die provençalischen *Troubadours*, die zumeist an dem galanten Hofe der Berengare zu Toulouse sangen, sind ihre Väter. Bald fangen ihnen die französischen *Trouvères* (*ménétriers*) und die deutschen *Minnesinger* in ihren Muttersprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mißtrauen gegen ihre *lingua volgare*, in der provençalischen, und die Engländer, aus gleichem Grunde, in der französischen Sprache. Aber bald bildeten auch bei diesen die *Ministrels* eine Nationalpoesie, und die Italiener gewannen etwas später, seit der große Dante die toscanische Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derselben und Feststellung der Formen für die moderne Poesie einen hohen poetischen Ruhm. In Spanien war die catalonische Poesie eins mit der provençalischen, die castilische aber und die portugiesische mehr von den Arabern entlehnt. An den Höfen Frankreichs, Deutschlands und Spaniens widmeten die ritterlichen Dichter, und unter ihnen selbst die Fürsten die Ruhe von Waffenthaten einer Dichtkunst, die hier von der zartesten Galanterie, dort von der glühendsten Liebe ausging, und in beiden ihr eigentliches Wesen hatte. Daher dichteten und sangen jene Lyriker (denn wie die alten vereinigten auch sie diese Kunstthätigkeiten, die nur Unvermögen zum Theil der Kunst getrennt hat) in ihren süßen Liedern nichts als von Liebe und wieder von Liebe und von des liebeweckenden Frühlings Herrlichkeit. Neben dieser lyrischen Poesie bildete sich auch die epische, die bei jeder poetischen Nation das dichterische Streben beginnt und ihm Festigkeit und Mittelpunkt gibt, wunderbar schön, und groß in Kraft und Umfang, aus. In Vielem erinnern ihre Werke an die Epopen

der Griechen; aber das Ahnungsvolle, das Geheimnißreiche, wovon sie durchdrungen sind, berechtigt uns, diese Epik unter dem Namen der *Romantik* (s. d. Art.) von der alten zu unterscheiden und ihr gewissermaßen entgegenzusetzen. Drei Fabelkreise sind es, in welchen die episch-romantischen Dichtungen des Mittelalters sich hauptsächlich bewegen, und die in ihrer Reichhaltigkeit einer sehr großen Menge noch vorhandener und einer nicht geringern verlornen Gedichte den Stoff gegeben haben. Nur Italien blieb ihnen fremd: denn diesem galt für Alles sein großer Dante, der hoch über und weit außer allem diesem steht, so sehr auch seine Richtung auf Liebe und Andacht dem Charakter jener Zeit entspricht. Der erste, und echt deutsche, unter jenen Fabelkreisen ist der der *Nibelungen*, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otzit, Hug- und Wolsdietrich und andren Helden aus den Zeiten der Völkerverwanderung dazu gehört. Diesem zunächst stehen die gleich alten Fabeln vom brittischen König *Artus*, einer *Tafelrunde* und dem heiligen *Graal*, die nach alten brittischen oder kymrischen Sagen in Frankreich besungen und von deutschen Dichtern nachgesungen wurden, und wohn *Liturel*, *Parzival*, *Tristan*, *Iwain*, *Lohengrin*, *Gawain*, *Daniel von Blumenthal*, der *Zauberer Merlin* und A. gehören. Zu diesen beiden kam noch der dritte, ursprünglich französische, Fabelkreis von *Carl dem Großen* und seinen Helden, von *Roland*, dem *Zauberer Malegis*, den vier *Haymondskinder*. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieser drei Kreise gehörig, ist der Roman von *Amadis von Gallien*. Außer diesen Stoffen verarbeitete die poetische Lust des Mittelalters auch historische Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, besonders *Alexanders des Großen Thaten* und die *Kreuzzüge*, auch biblische Geschichten, und sogar die Stoffe der ältern Epopeen *Homers* und *Virgils* zu neuen großen Dichterverken von freilich nicht gleichem Werth (s. *Minnesänger*). Aber, mochte es an politischen Ursachen, oder an der Vergänglichkeit alles Schönen liegen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterschaft, der Pfliegerin dieser Poesie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindlichkeit vor dem herannahenden nachdenklichen Mannesalter, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poesie im höchsten Grade ungünstig. Die Gesänge verstummten in Deutschland, Frankreich und Spanien schon vom 14ten Jahrhundert in fast ganz; nur Italien hatte nun erst seinen *Petrarca* und *Boccaccio*, England seinen *Chaucer*. Wenn in jenen drei unendlich reichhaltigen Kreisen keine Fabel gewesen war, die im 13ten Jahrhundert nicht von Mehrern um die Wette bearbeitet worden wäre, wenn die manesische Sammlung allein von 136 Dichtern dieses Jahrhunderts gegen hunderthalbhundert Minnelieder enthält, so stand dagegen seit dem 14ten unter den Rittern fast kein einziger Dichter mehr auf; die epischen Dichtungen der Alten wurden über prosaische Romane, in denen man ihre Fabeln verewäffert hatte, vergessen, und die Epik fiel in Frankreich und Deutschland in die plumpen Hände der *Meistersänger*, die sie verdrückten, und durch Regelmang und künstliche Strenge im Scheinleben, das ihnen ein wahres und vortreffliches dünkte, zu erhalten sich mühten (s. *Meistersänger*). So blieb es auch im 15ten Jahrhundert, das gleichsam nur den großen Weltbegebenheiten, die sich vorbereiteten, aufhorchend, und den Kämpfen, die ihnen vorhergingen, so wie der Reflexion, die sie erzeugte, hingegeben, fern war von dem fröhlichen Heisterpiel, von der friedlich unbefangnen Selbstbetrachtung und Anschauung glücklicherer und poetischer Zeiten. Erst am äußersten Ende

des Mittelalters, als er nur noch in der Erinnerung lebte, als auch jener entgegengesetzte Enthusiasmus der Reformatoren und die Bewegungen, die er erregte, sich schon etwas gelegt hatten, rief Kriost die Fabeln von den Párs des großen Carls aus der Sphäre der Kindermährchen wieder in die der Dichtkunst, und Spanien und England erhielten jetzt erst in Cervantes und Shakspeare neue Nationalpoesie. Welcher Unterschied aber zwischen diesen schöpferischen, ihre Stoffe beherrschenden Geistern, welche die ganze Seele in ihre Dichtungen ausdrückten, so daß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem sie gefühlt, die Phantasie, in der sie gebildet, oder den Verstand, in dem sie gebildet sind, bewundern soll, und deren humoristische, oft ironische Nebentendenz oder Hintergrund die Ebbne der neuern Zeit so gleich verkündet, und zwischen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters, welche die Welt nahmen, wie sie war, und mehr Organe der Volkspoesie, als selbstständige Dichter, treuherzig aus voller Brust ertönen ließen, was der Verstand dem Gemüthe, der vorherrschend wirksamen Kraft in ihren Werken, unwillkürlich folgsam nachsprach. Unter den bildenden Künsten des Mittelalters zeichnet sich besonders die Baukunst aus durch völlige Eigenthümlichkeit und Originalität. Wenn in den herrlichsten Baumerken des Alterthums die Form des ersten rohen Wohnhauses, und somit die Entstehung aus dem Bedürfnis unverkennbar ist, wenn sie nur als eine Befriedigung des letztern unter schöner gefälliger Form erscheinen und nichts seyn wollen, als eben schöne Gebäude; so liegt dagegen das Wesen der sogenannten gotischen Baukunst (s. d. Art.) in einer tiefen großen Idee, die sie wahrhaft darstellt und symbolisirt. Der deutsche Eichen- und Buchenwald mit seinen schlank emporstrebenden, unten und oben in einen unendlichen Reichtum von sich verschlingendem Geste ausgebreiteten Stämmen, war das Vorbild der Bildner, die die Dome zu Mailand und Eblu, den Münster und die Westminsterabtei schufen, und die tiefere Idee, die in der architektonischen Vereinigung der Erhabenheit großer Massen, und der sorgsamsten Zierlichkeit im Einzelnen sich deutlich ausspricht, war die Darstellung des Weltalls selbst. Die andern Künste, die erst im 14ten und 15ten Jahrhundert aus Griechenland ins Abendland kamen, sah das Mittelalter nur in der Kindheit. Die schwächste Seite des Mittelalters ist die wissenschaftliche. So wollte es aber der jugendliche Geist jener Zeit; denn jene einzig auf Thaten gerichteten Menschen taugten schlecht zum sitzenden Leben, zum anhaltenden, eifigen Studium. Die Bemühungen, die Carl der Große der Beförderung und Aufmunterung wissenschaftlichen Strebens und der Vermehrung der Volkscultur widmete, wirkten kaum seine Lebenszeit hindurch; denn sie waren nicht an der Zeit. Mehrere Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem germanischen Mann nicht ein, daß über die Kunde, seine Lanze zu führen und sein Roß zu lenken, irgend eine Kenntniß ihm noch frommen könnte. Diese Barbarei ging so weit, daß die meisten Laien, die Vornehmsten nicht ausgenommen, kaum lesen und schreiben konnten. Wer dieses gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu seltner Ausnahme, mehrere Kenntnisse, besonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, sich erworben, der lief Gefahr, als ein Zauberer und Hexenmeister verbrannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einsamkeit und Langeweile, so wie durch das Bedürfnis einiger Kunde der lateinischen Sprache, welches der römische Ritus mit sich brachte, zu einer Art von wissenschaftlicher Beschäftigung getrieben, zu der sie in Dom- und Klosterschulen angeleitet wurden.

[illegible]

Jurisprudenz, Theologie, und was man Philosophie nannte, oder besser, die Kunst über alles dieses spitzfindig zu disputiren, wurde einzig gelehrt, und besonders seit der Mitte des 11ten Jahrhunderts verhallten diese, im vorigen durch ernstliches Quellenstudium auf bessere Wege gebrachten Wissenschaften ganz in das leere Schellengeläute scholastischer Sophisterei. Die Arzneikunde wurde in jener Zeit nur von einigen relativ verdienstvollen Arabern, und den Salernoitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weise getrieben; sonst war sie eine Sklavin der Astrologie und ein Gegenstand der Speculation so schamlos als kenntnißloser Betrüger, größtentheils jüdischer Nation. Die Philologie hatte zu Lanfranks und Abälards Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11ten und 12ten Jahrhundert wieder ganz vergessen. Ungeachtet dieser unfruchtbaren Behandlung der Wissenschaften standen die Gelehrten damals in hoher Achtung, und der höchste akademische Grad ward der Ritterwürde gleichgeschätzt. Die Universitäten ihrer Seits zeigten sich solcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeist gegen Päpste und Fürsten. Bei aller Verblödhung hatte die Disputirsucht jener Zeit doch das Verdienst, unter dem Vorwand der Cathedersfreiheit, den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die wachsame Hierarchie scheuen mußte, möglich zu machen, und sie ist, durch Luthers in Wittenberg angeschlagene Säge, eine bedeutende Veranlassung und Bedingung der Kirchenverbesserung, und somit des neuern Lichtes in der Gelehrsamkeit geworden. Doch hat nicht, wie Manche zu glauben geneigt sind, die Reformation allein zu einem höhern wissenschaftlichen Streben und zur Freiheit im Denken das Zeichen gegeben; sie selbst ward vielmehr aus diesem Streben und dieser Freiheit erzeugt, die schon einige Menschenalter früher aufgewacht, durch die aus Constantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunst, durch die guten Köpfe und wissenschaftliebenden Großen Italiens zumeist ausgebildet, und selbst in Deutschland in der Bruderschaft von Deventer, in Wesel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. herrlich erschienen waren. Aber mit dieser Männer Erscheinung, mit dem Aufgang der glänzenden Sonne neuer Aufklärung, ging das romantische Zwielicht des Mittelalters zu Ende. — Dies die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuer Geschichtschreiber treffend genug die Zeit der kühnsten Verdienste genannt hat. Die in unsern Tagen oft wiederholte Frage, welche Zeit wohl besser gewesen, unsre oder jene, scheint leicht zu beantworten. Welcher Greis, welcher Mann wünscht nicht oft seine Jünglingsjahre zurück? Das Selbstvertrauen, mit dem er, können sie wieder, so manchen damals begangnen Fehler zu vermeiden hofft, ist freilich nur Selbsttäuschung, in so fern Jugend und Erfahrung sich nicht vertragen. Wir geben kürzlich noch die Hauptepochen der Geschichte des Mittelalters, das Ausführlichere den einzelnen Staaten gewidmeten, Artikeln überlassend. Auf die Bildung der einzelnen germanischen Staaten zunächst nach der Völkerverwanderung folgt nach einigen Jahrhunderten die Universalmonarchie Carls des Großen. Sie hatte kurzen Bestand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Christenheit unter einem geistlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrschaft des neu erweckten römischen Kaisertums, eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Gestaltung der europäischen Staaten nach dem Fall der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Saracenen im Süden, der Normänner im Norden und Westen, der Ungarn im Osten, deren aller die germanische Kraft end-

Nach Meister wird. Colonien der Normänner in Frankreich, Italien und England. Von diesen romantischen Abenteuern vornehmlich geht der Rittergeist aus, der ganz Europa durchdringt. Das Christenthum dringt in die slavischen Länder. Kämpfe zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm zerrütten die Christenheit. Die Idee ihrer Einheit, so wie die des Ritterthums, wird verherichtet in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entstehung der Städte, des dritten Standes. Orientalischer Handel über Italien in den Abend und durch die Hanse in den Norden. Verderbniß der Geistlichkeit in zwei Epochen, nach Carl dem Großen und nach Gregor VII. (nicht durch beide.) Bettelorden und Inquisition. Verfall des kaiserlichen Ansehens in Deutschland und Italien; Zerrüttung dieser Länder durch das Kaustrecht; desto mehr Festigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunst und Wissenschaft; Universitäten. Die Päpste durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und durch das große Schisma erniedrigte Concilien zu Constanz und Basel. Untergang des griechischen Kaiserthums, daher einerseits Bedrohung des Abendlands durch die Türken, anderer Seits Verbreitung byzantinischer Gelehrsamkeit. Buchdruckerkunst; Entdeckung der neuen Welt und des Seeweges nach Ostindien; Reformation.

HL.

Mitteländisches Meer führt diesen Namen von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika. Es ist eigentlich ein Theil des westlichen Oceans und hängt gegen Westen durch die schmale Meerenge von Gibraltar mit dem atlantischen und nordöstlich durch den Canal bei Constantinopel mit dem schwarzen Meere zusammen. Mehrere Theile desselben haben wiederum eigne Namen, wie das adriatische Meer, der Archipelagus.

Mittelsalze oder Neutralsalze heißen in der Chemie diejenigen zusammengesetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen oder mit absorbirenden (einschluckenden) Erden entstehen, wenn diese Laugensalze oder Erden mit Säuren gesättigt sind. Man theilte sie ehemals in vollkommene oder wahre, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen entstehen (Neutralsalze im engeren Sinn), und in unvollkommene oder erdige, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Erden entstehen. In engerer Bedeutung nennt man jetzt gewöhnlich nur die letzten Mittelsalze. Es gibt deren so vielerlei Arten, als die Zahl der eigenthümlichen Erdarten und der Säuren mit einander vermehrt beträgt, und man benennt sie von der Erdart und der Säure, welche man dazu genommen hat, z. B. schwefelsaure Bittererde, Bittersalz, englisches Salz, schwefelsaure Alaunerde, Alaun u. s. w. Das Glaubersalz, das gemeine Kochsalz sind feuerbeständige Mittelsalze, die mineralische Laugensalze zur Basis haben.

Mittelstimmen heißen in der Tonkunst diejenigen Stimmen (s. d. Art.), welche zwischen dem Grundbass und der melodieführenden Stimme liegen, und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange ist es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor; in der Vokalmusik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola &c.

Mitteltinten oder Mittelfarben, auch Halbfarben sind solche, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen.

Mitternacht, oder Mitternachtsgegend, in der Schifffsprache Norden. Nach dieser Gegend hin erblicken wir auf unsrer Halbkugel

Die Gegend des Himmels, wo der Welt- oder Himmelspol, d. h. der Punkt ist, um welchen sich der ganze Himmel täglich zu drehen scheint. Mehrere Sterne in dieser Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. Mitternacht oder Mitternachtszeit ist der dem Mittage, von dem sie um 12 Stunden verschieden ist, gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlauf den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von diesem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — Mitternachtspunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunkt. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten.

Mithylene, s. Lesbos.

Mnemonik, Gedächtniskunst, nennt man gewöhnlich die Kunst, der Kraft des Gedächtnisses durch besondere Methoden zu Hülfe zu kommen. So gibt es künstliche Methoden, sich der Orte, und andre, um sich der Zahlen leichter zu erinnern. Diese Methoden sind ferner nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verschieden. So bedienen sich einige der äußern Gegenstände, welche am meisten in die Augen fallen, oder willkürlich entworfener Bilder, an welche sie die Gegenstände in einer gewissen Ordnung anknüpfen, andre hingegen der Zahlen. Was das erstere dieser Mittel betrifft, so ist es z. B. für einen Redner ein gutes Mittel, alle Theile seiner Rede im Gedächtniß zu behalten, wenn er vorher den Ort besichtigt, wo er diese Rede halten soll, hier die auffallendsten physischen Gegenstände bemerkt, und an den Anblick eines jeden derselben einen Theil seiner Rede anknüpft. Er will z. B. in seiner Rede im Vorbeigehen von der Wachsamkeit des Lurenne sprechen, so nimmt er sich vor, daß einer der ihm gegenüberstehenden Pfeiler die Tugend dieses Feldherrn bedeuten soll. Am folgenden Tage, wenn er die Rede hält, wird ihm beim Anblick jenes Pfeilers, so wie jedes andern Gegenstandes, an welchen er einen Theil seiner Rede geknüpft hat, nach dem Gesetze der Ideenassociation jeder Gegenstand seiner Rede gegenwärtig seyn. Was die Methoden betrifft, gewisse Zahlen im Gedächtniß zu behalten, so gibt es deren mehrere. So hat man z. B. vorgeschlagen, gewisse Worte so zu bilden, daß sie nach einer vorausbestimmten Bedeutung der Buchstaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geschieht gewöhnlich an ihren Endigungen, und der Nutzen dieser Methode ist vorzüglich bei der Geschichte sichtbar. Man entwerfe z. B. folgendes Schema:

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|----|----|----|----|---|
| a | e | i | o | u | au | oi | ei | ou | y |
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 0 |
| b | d | t | f | l | s | p | k | n | z |

Will man nun z. B. seinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäsar 46 Jahre vor Christo die Oberherrschaft über Rom erlangte, so verbindet man den Namen Julius in Julios. Daß nun dieses o s der Endsilbe nach vorstehendem Schema die Zahl 46 gibt, so wird man sich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an diese Hauptzahl erinnern. Will man nicht vergessen, daß Alexander der Große seine Herrschaft im Jahre 331 vor Christo stiftete, so sage man statt Alexander Alex i t a, indem dieses i t a nach vorliegendem Schema die Zahl 331 gibt. So gibt Cyrus verwandelt in Cyr u t s auf dieselbe Weise das Gründungsjahr seiner großen Monarchie. Alles dieses sind indeffen nur

Spezialmethoden, um das Gedächtniß für gewisse Gegenstände und in gewissen Fällen zu unterstützen. Andre haben versucht, eine Mnemonik in umfassenderer Art nach allgemeinen Grundsätzen zu bilden. Indessen hat noch kein Versuch dieser Art etwas Vorzügliches geleistet, und es ist jetzt noch alle diejenigen, welche sich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieses bloß der Natur und Übung, nicht einer künstlichen Methode zu verdanken gehabt. Bekanntlich gibt auch Marktischreiber, Quacksalber und Apotheker, welche den Gebrauch gewisser physischer Mittel zur Erhöhung und Stärkung des Gedächtnisses ebenfalls ohne Wirkung vorgeschrieben haben. Uebrigens s. den Art. Gedächtniskunst.

Mnemosyne, eine Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Sie ist, wie die Dichtung erzählt, die Bildnerin des menschlichen Verstandes und besonders des Gedächtnisses, welche Geisteskraft vor Verbreitung der Schreibekunst vorzüglich wichtig war. Sie zeugte mit dem Jupiter in Pierien die neun Musen (s. d. Art.), indem sie neun Mächte in seinen Arm ruhete.

Mosallakath, s. arabische Sprache und Literatur.

Mobile, s. Perpetuum mobile.

Mobilien, **Mobiliarvermögen**. Die körperlichen Dinge werden zum Behuf rechtlicher Bestimmungen in unbewegliche (Immobilien) und bewegliche Güter getheilt. Letztere, welche man sonst auch Fahrniß oder fahrende Habe nannte, sind solche, welche unbeschadet ihrer Substanz von einem Orte zum andern gebracht werden können. Ob die Bewegung oder Fortschaffung schwer oder leicht sey, macht, wenn die Gesetze nicht etwas besonderes dabei bestimmen (wie z. B. wegen der cautio pro expensis), keinen Unterschied. Zu den beweglichen Sachen im juristischen Sinn rechnet man gewöhnlich 1) Mobilien im engeren Sinne, d. i. diejenigen beweglichen Sachen, welche nicht Zubehör einer unbeweglichen sind, und der Inbegriff derselben macht das bewegliche oder sogenannte Mobiliarvermögen aus; 2) Waaren der Kaufleute und Apotheker (welche jedoch oft den unbeweglichen Sachen gleichgeachtet werden); 3) Schuldsforderungen, wenn auch das Darlehen eine Hypothek betrifft, jährliche Renten, deren Zahlungszeit verfloßen ist, — nicht aber das Capital, — ferner die aus dem Verfaufe unbeweglicher Dinge gelösten und einige andere Gelder, z. B. die Ausbeute aus den Bergwerken, nicht diese selbst; 4) auch Klauen, welche bewegliche Sachen betreffen. Zu dem Mobiliarvermögen rechnet man gewöhnlich alle Arten Hausrath, d. h. solche bewegliche Sachen, die in einer Haushaltung zum täglichen und gemeinamen Gebrauche bestimmt sind; Meublen oder solche bewegliche Sachen, welche zum bequemen Gebrauch und zur Verzierung der Zimmer bestimmt sind; Geräthschaften, die zum Betrieb eines gewissen Geschäftes oder Gewerbes bestimmt sind; Moventien, d. i. Sachen, die sich selbst bewegen, worunter man nuzbare lebendige Geschöpfe versteht; Capitalien oder Capitalvermögen, edle, aber noch nicht geprägte Metalle, Juwelen, Schmuck, Putz, Kleidungsstücke, alles dergleichen Geräthe, Equipage. Zu den unbeweglichen Gütern (Immobilen) gehören 1) alle liegende Gründe oder sogenannte Grundstücke, d. h. solche wirklich unbewegliche Dinge, welche a) unmittelbare Theile der Oberfläche des Erdbodens ausmachen (res soli, praedia rustica); b) alle Arten von Gebäuden (aedificia urbana); 2) Sachen, die ihrer Natur nach nicht unbeweglich sind, aber in der Bedeutung des Rechts als für gehalten werden, insbesondere a) wenn sie durch einen künstlichen

oder natürlichen Zusammenhang mit einer unbeweglichen Sache, oder wenigstens durch die Bestimmung zum immerwährenden Gebrauche oder solcher die Eigenschaft einer Zubehörung (*accessorium*) der unbeweglichen Sachen annehmen (z. B. Fenster, Thüren, Dachziegel, Thüreschlösser); b) alle Forderungen und Ansprüche, Gerechtigkeiten und Klagen, welche sich auf unbewegliche Sachen oder deren Zubehörungen beziehen, z. B. Hutungsrecht, Jagdrecht u. s. w.; c) oft auch Sachen, die um eines gewissen Zwecks willen ein Ganzes ausmachen, und als solches schwer fortzuschaffen sind, z. B. Bibliotheken, große Waarenlager. Bei den Römern hatte die Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Güter fast nur bei der Verjährung Einfluß; im heutigen Rechte aber auch bei der Veräußerung, Erbfolge, wo es sich fragt, ob unbewegliche Güter zur Erbmasse gehören, und wo bewegliche und unbewegliche Güter getheilt werden. Mobilärerbe heißt der Erbe des beweglichen Nachlasses (*Mobilienvermögens*).

Mocca, eine der vornehmsten Handelsstädte in Arabien und den angrenzenden Ländern, am arabischen Meerbusen gelegen, mit einem geräumigen, zur Handlung äußerst vortheilhaften Hafen, welchen nicht bloß Kaufleute aus der Barbarei, aus Aegypten, der Türkei, sondern auch von fast allen andern Nationen besuchen. Ehedem war dieser Ort ein bloßes Fischerdorf, und erst vor etwa 100 Jahren hob er sich durch den Handel. Man zählt gegenwärtig 18,000 Einwohner. Die Europäer bringen vornehmlich indische Waaren und Eisen dahin, und handeln dagegen Caffee, Aloe, Balsam, Gummi u. s. w. ein. Vom Mai bis zum August ist der Handel am lebhaftesten. Die größten Geschäfte machen die Engländer. Der Statthalter oder Dola zu Mocca steht unter dem Iman von Yemen.

Modalität. Die Modalität ist diejenige Kategorie, welche den Werth der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt, oder das Verhältniß der Vorstellungen des ganzen Urtheils zum Verstande bestimmt. Es ist also die Modalität der Urtheile die Art und Weise des Förmwahrhaltens, mit welcher der Verstand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt, ob er nämlich das Förmwahrhalten unbestimmt läßt, wie in problematischen Urtheilen, oder ob er es bestimmt gibt, wie in assertorischen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe nothwendig für wahr halten muß, und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodictischen Urtheilen. Im Allgemeinen lassen sich die Modalitäten so ausdrücken: Es kann seyn, daß A das Prädicat B hat (problematisch); alle A sind B (assertorisch); alle A sind nothwendig B (apodictisch). Die problematischen Urtheile erfordern die Möglichkeit, die assertorischen das Daseyn, die apodictischen endlich die Nothwendigkeit (als Gegensatz der Zufälligkeit) des gedachten Objects. Das allgemeine Princip, welches dem allen zum Grunde liegt, ist dieses: Alles, was von uns erkannt werden soll, muß mit unserm Erkenntnißvermögen auf irgend eine Art verknüpft seyn. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinstimmt, oder was denkbar ist, ist möglich; was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt, ist wirklich, und dasjenige, dessen Zusammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) bestimmt ist, existirt nothwendig.

Mode, s. nordische Mythologie.

Mode. Voigtel in seinem Versuche eines hochdeutschen Handwörterbuchs (Halle, 1794. 8.), definirt die Mode als die eingeführte

Art des Verhaltens im gesellschaftlichen Leben; im engeren Verstande die herrschende Art der Kleidung und Anordnung alles dessen, was zum Schmucke (wohl nicht bloß zum Schmucke, sondern auch zum Hausgeräthe, Fuhrwerke u. s. w.) gehört. 3. B. sich nach der Mode kleiden, aus der Mode kommen, das Kleid ist nicht nach der Mode gemacht. Vielleicht könnte man die Mode auch nennen den abwechselnd neuesten Geschmack in der feinen Welt. Mehrere Etymologen haben es sich sauer werden lassen, ausfindig zu machen, aus welchem Lande diese Schachtel der Pandora zu uns gekommen. Bossius z. B. leitete das Wort Mode von dem hebräischen Worte Medad, etwas messen, oder nach einem gewissen Maße bestimmen und einrichten, Scaliger von dem griechischen Worte Metroe, welches ungefähr die nämliche Bedeutung hat, her. So sucht man mehrmals in der Ferne, worauf man unfehlbar in der Nähe weit richtiger trifft. Frankreich, und namentlich Paris, kann es wohl nicht abehen, daß dort der Moden Urquelle, und das Wort Mode ein reiner Gallicismus sey, wozu freilich das lateinische Modus die erste Veranlassung gegeben haben kann. Ueberdies gehört das französische Wort Mode zu den vielen Wörtern dieser Sprache, die bei mehreren Nationen zugleich mit der Cacke selbst einen Eingang zu finden gewußt haben, von ihnen mit einem willigen Herzen auf- und angenommen, und der unverdienten Ehre des Bürgerrechts gewürdigt sind. So haben z. B. der Engländer, der Däne, der Holländer und der Deutsche durchaus kein andres Wort, um diejenige Schwachheit zu bezeichnen, die schon so manchem Volke und Zeitalter Geseze vorgeschrieben, zu Thorheiten, wie sie kaum der Wahnsinn hätte erdenken können, verleitet, und Millionen den edelsten Zwecken entzogen hat, deren Verlust dennoch gar nicht, oder zu spät bereut worden ist. Diejenigen indessen, die der Mode Vorschürfe zu machen, oder für den Genuß ihrer lebenswürdigen Thorheiten ihr Dank zu zollen gewilligt sind, würden den Engländern Unrecht thun, wenn sie in einem wie im andern Falle ihrer uneinigkeit seyn, und das pariser Palais royal allein im Auge haben wollten. Es ist weltkundig, daß man unter allen Zonen den Befehlen der londoner Schneider mit eben der Bereitwilligkeit gehoramt, mit welcher man die Vorschriften der pariser Puzmacherinnen befolgt. Beide befinden sich in dem Besiz der Herrschaft der Welt, theilen sie gewissermaßen in zwei Hälften, und erhitzen ihre Anhänger oft nicht weniger durch die Thorheiten, die sie verbreiten, als durch die contrastirenden Systeme, welche die Grundlagen ihrer Politik und Staatsklugheit sind. Das Wort Mode wird mit mehreren andern Wörtern in Verbindung gebracht. So ist z. B. ein Modeartikel eine Waare, die, weil sie neuerlichst von der Mode gestempelt wurde, vor allen andern gebraucht, gesucht und abgesetzt wird. Häufig wird ein solcher Vorrang vor allen übrigen Waaren durch Personen, deren Name gerade an der Tagesordnung ist, bewirkt. So gab es z. B. Hüte à la Henri quatre, Hals- und Uhrketten à la Nelson, und Stiefeln à la Suwarow. Gleiche Bewandniß hat es mit den sogenannten Modefarben. So erhielt z. B. eine bekannte rothe Farbe die Benennung Pompadour von einer Maitresse des Königs von Frankreich, und die bleichgelbe Farbe, die der unreligen Wäsche eigen zu seyn pflegt, von der spanischen Königin Isabele, der Gemahlin Alberti Austriaci, die, als von demselben, in den Jahren 1601 bis 1603, Ostende belagert wurde, sich durch ein Gelübde verpflichtet haben soll, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, als bis sich die Festung in ihres Gemahls Händen befinden werde. Eine ande-

re Farbe nannte man Marie-Louisenblau. Die habgierige Geschmäckelt der Tuch- und Seidenhändler preist den Kaufstüßigen bald dick, bald jene Farbe an. So mußte ehemals Alles, was vom bon Ton seyn wollte, sich in Couleur d'Amaranthe oder d'Aurore, in Celadon oder Chamois, in Carmois oder Incarnat fleiden. Heutzutage gibt es nur in einzelnen Dingen herrschende Farben. Diejenigen, von denen das T übertrieben wird, das heißt, die selbst die Gränze überschreiten, die einer neuen Mode von den souveränen Autoritäten in London oder Paris vorgeschrieben worden, oder die gar zu schnell wieder an die Caisse werfen, was sie sich, um den Forderungen der Mode Genüge zu leisten, angeschafft haben, werden von dem vernünftigen Theile der menschlichen Gesellschaft *Modegecken*, *Modenarren*, oder, wenn sie (wie dieser Fall der gewöhnlichste ist) zum weiblichen Geschlechte gehören, *Modenarrinnen* genannt. Ein *Modenhändler* ist derjenige, der mit *Modenbaaren* handelt, und folglich durch die Thorheit, die Eitelkeit, den Wankelmuth oder Stolz derer seinen Unterhalt findet, die seiner feilgebotenen Artikel bedürftig sind. *Modejournal* ist eine Zeitschrift, wodurch derjenige, dem die Novitäten in der Modewelt wichtig sind, von denselben benachrichtigt, und mit ihrer Form, Farbe und Einrichtung, auch mit ihrem Preise und dem Orte, wo sie zu erhalten sind, bekannt gemacht wird. Es möchte vielleicht zu behaupten seyn, daß dieser galante und elegante, aber doch wohl sehr entbehrliche Artikel des Buchhandels deutschen Ursprungs sey, denn schon im J. 1758 trat zu Erfurt ans Licht: *Mode- und Galanteriezeitung*, oder *unentbehrliches Handbuch*. Erster Jahrgang. 8. So unentbehrlich muß diese Zeitung indessen doch den Herren und Damen der damaligen Zeit nicht geschienen haben, weil (so viel bekannt ist) kein zweiter Jahrgang erschien. Ansehender hat sich das bekannte *Journal des Luxus und der Moden*, das mit dem Jahre 1786 seinen Anfang nahm, und noch immer fortgeht, ferner das *Frankfurter Modetjournal*, zu machen gewußt. *Modern* ist das, was der neuen Mode gemäß ist. *Modernisiren* heißt, etwas nach selbiger einrichten. So wird eine Garderobe, oder ein Dichter des Alterthums modernisirt, oder (wie Herr Campe sagt) verheutigt. *Modeseucht* ist eine böse Krankheit, worin derjenige, der von ihr befallen ist, durchaus nicht rastet noch ruht, bis er alles, was die Mode vorschreibt, angeschafft hat und mitmachen kann. DH.

Modell, Vorbild, Musterbild, nennt man in der Malerei eine männliche oder weibliche Person, welche der Künstler nachend vor sich hinstellt, um sie zum Gegenstande seines Studiums zu machen. Ein Gemählde nach solch einem lebenden Modell heißt eine Akademie. In der Bildhauer- und Baukunst heißt das Modell ein künstlicher aus Thon, Gyps oder Wachs geformter Körper, der zum Vorbild für denjenigen dient, welchen der Künstler aus einem härtern Stoffe zu bilden vorhat, besonders wenn er im vorgegebenen Maßstabe (wie das architektonische Modell) zur Ausführung des größeren dient. Hier ist also das Modell eigne Erfindung und Vorarbeit des Künstlers; in der Malerei etwas Gegebenes, das nicht eben in jedem Falle zur Nachbildung geeignet ist. Das Studium nach Modellen kann und soll hier keinen andern Zweck haben, als die verschiednen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geschlechtern nach Verschiedenheit des Alters, der Lage und Handlung kennen zu lernen, das Auge dadurch zu schärfen, und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommene mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzustellen. Soll der

Künstler diesen Zweck erreichen, so darf er sich nicht an ein einziges oder nur wenige Modelle halten, sondern muß die Natur in ihren mannichfachen Typen für Geschlecht, Alter und Charakter studiren. Ein anderes ist es, diese Modelle zu seinem Studium zu machen, und ein anderes, sie in seine Schöpfungen überzutragen. Wer überall in seinen Gemälden nur das Modell wiedergibt, ist ein Copist, und Zeuxis selbst würde nichts anders gewesen seyn, wenn die Sache mit den sieben Mädchen, die ihm zum Modell seiner Helena gedient haben sollen, sich in der That verhielte, wie sie gewöhnlich erzählt wird, daß er von jedem einen schönsten Theil nachgebildet habe, wodurch er gewiß nichts anders als ein schönes Ungeheuer würde zu Stande gebracht haben. Das Beispiel des Zeuxis kann uns aber zeigen, daß der Gebrauch mehrerer Modelle einem geistreichen Künstler nie nachtheilig seyn wird. Hat er die Idee irgend einer Gestalt oder eines Charakters deutlich gedacht, so wird er dieselbe bei der Ausführung überall vorkommen lassen. Bildete er aber von mehreren Modellen verschiedene Theile mit slavischer Beobachtung der Individualität nach, so müßte ein unharmonisches Ganzes entstehen, wie es kein denkender Künstler, sondern bloß ein geistloser mechanischer Copist liefern kann. Modelliren heißt ein Modell machen, nach einer Gestalt abformen, ein Modellmacher (modellour) ist derjenige mechanische Künstler, der Körper nach verjüngtem Maßstabe als Vor- oder Abbild verfertigt, z. B. Modellstecher. Modellchneider ist derjenige Künstler, der die Formen zu Abdrücken oder Abgüssen zc. in Holz schneidet. dd.

M o d e n a, vormals als Reichslehen ein eignes Herzogthum in der Lombardei, welches gegen Süden an das Großherzogthum Toscana und die Republik Lucca, gegen Osten an das Gebiet von Bologna, gegen Norden an die Herzogthümer Mirandola und Mantua, und gegen Westen an das Herzogthum Parma gränzt, und dessen Herzog aus dem Hause Este noch die Fürstenthümer Massa und Carrara beherrschte. Dem österreichischen Erzherzog Ferdinand, welcher sich im Jahre 1771 mit Maria Beatrix, der einzigen Tochter des Herzogs von Modena, Hercules Rinaldo, des letzten männlichen Sprößlings aus dem Hause Este, vermählte, wurde vom deutschen Reiche die Anwartschaft auf das modenese Reichslehen nach der zu erwartenden Erlöschung des Este'schen Mannsstammes zugesichert. Der lüneviller Frieden (1801) entzog indeß dem letztern sein Herzogthum Modena (vergl. den Art. Breisgau), welches von Frankreich schon im Jahr 1796 erobert und bald darauf zu der sogenannten cisalpinischen Republik, dem nachherigen Königreich Italien, geschlagen worden war, in welchem es die beiden Departementen Crostolo und Panaro bildete. Zur Entschädigung erhielt der Herzog das unbedeutende Breisgau (s. den Art.) mit der Ortenau, welche Länder aber der Herzog, der als Privatmann in Triest 1803 im Leben beschloß, seinem Schwiegersohne Ferdinand übergab. Dieser trat 1803 die Regierung über diese Länder an, verlor sie aber 1805 durch den Frieden von Presburg wieder. Nach der Schlacht von Leipzig kehrte indeß der Erzherzog Franz von Este, Sohn und Erbe Ferdinands, nach Modena zurück. Auf dem Congresse von Wien wurde die Wiederherstellung des Hauses Oesterreich-Este in dem Besitz von Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara ausgesprochen, und zugleich das vormalige kaiserliche Reichslehen Lunigiana damit verbunden. Diese sämtlichen Besitzungen betragen 96 Quadratmeilen mit 69,364 Einwohnern (nämlich Modena, Mirandola und Reggio mit den Fürstenthümern Correggio, Carpi und der Grafschaft Rivolo &c.

Quadratmeilen mit 331,857 Einwohnern; die Herzogthümer Massa und Carrara mit dem' Lehen Lunigiana 15 Quadratmeilen mit 37,507 Einwohnern) und 1,200,000 bis 500,000 Gulden Einkünften. Der Herzog Franz ist 1779 geboren und mit Maria Beatrix, Prinzessin von Savonien, 1812 vermählt. Die Länder Massa und Carrara werden von der Herzogin Mutter, ebenfalls Maria Beatrix genannt, auf Lebenszeit besessen, fallen aber nach ihrem Absterben an den regierenden Herzog zurück. — Die Haupt- und Residenzstadt des vormaligen Herzogthums ist Modena. Diese Stadt liegt in einer sehr angenehmen Ebene zwischen der Secchia und dem Panaro, mit welchem sie durch einen Canal verbunden ist. Sie enthält über 20,000 Einwohner und zählt sehr viele schöne Gebäude, vorzüglich in der Strada Maestra. Vormalig hatte sie eine Universität, die sehr geachtet wurde, und noch jetzt zeichnet sie sich durch einen Reichthum von Kunstsachen aller Art aus, ungeachtet die dortige Bildergallerie schon im Jahr 1746 durch Kauf nach Dresden gekommen ist und die Franzosen im Jahre 1796 vorzüglich aus der herzoglichen Bibliothek und Instrumentensammlung vieles entfernt hatten. Ehemals stand die Stadt im Ruf der Unreinlichkeit und des übeln Geruchs; jetzt gehört sie zu den reinlichsten Städten Italiens. Sie ist der Geburtsort des um die Philologie und insbesondere um die römischen Alterthümer so hoch verdienten Sigonius, des durch seine Forschungen über die Geschichte von Italien so berühmten Muratori, und des in der Gattung des komischen Heldengedichts ausgezeichneten Tassoni. Sein Gedicht bezieht sich auf eine wirkliche Begebenheit. Die Modeneser hatten im Kriege von 1249 bei einem Brunnen vor den Thoren von Bologna einen Eimer von Lannenholz genommen oder erbeutet, und ihn als eine Trophäe nach Modena gebracht, wo er noch jetzt im Thurm der dasigen Domkirche aufbewahrt wird. Die Stadt Reggio hat 14,069, Massa 9826 und Carrara 8443 Einwohner.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (s. d. Art.), dem Geschmacke und Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Aesthetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, im Gegensatz des Antiken (s. d. Art. Antik). Im Allgemeinen ist es die Herrschaft des geistigen Princips, das Aufstreben zu innerer Freiheit und geistiger Anschauung, was sich im Erkennen und Handeln mächtiger regte, und in der Ausbreitung des Monothismus, vorzüglich durch die christliche Religion, die Religion der Liebe und des Duldens, in dem Streben der Staaten nach der monarchischen Verfassung, in dem veränderten und ethisch ausgebildeten Geschlechtsverhältniß, welches zur gefühlvollen, empfindsamen, ja schwärmerischen Liebe wurde, und in der Herrschaft der Monogamie kund that. Daß diese Züge sich erst allmählig zu einem Ganzen entfalteten, ist natürlich und dem Gesetze aller Bildung gemäß. Die neuere Bildung, sagt A. W. Schlegel, ist aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und den Bruchstücken des Alterthums zusammengeschmolzen. Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem germanischen Völkerstamm, dessen Ursprung auf Osten, das Mutterland der Cultur zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrschende ward. Auch scheint das Christenthum nicht die einzige Quelle jener hervortretenden Züge des Geistes der neuern Zeit zu seyn; Vieles scheint in dem germanischen Charakter begründet; ja selbst das germanische Heidenthum war strenger

und ernster als das griechische, seine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, sinnlichen Gestaltung und Form mit dieser zu vergleichen, aber über dieses durch die geistigere, d. i. weniger materialistische Naturverehrung vielleicht erhaben. Hier schlug die christliche Ansicht leichter Wurzel. Am lebendigsten offenbarten sich jene Züge aber in der romantischen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst (vom 12ten Jahrhundert an), denn die Kunst ist es, welche vorzüglich den unsterblichen Geist einer Zeit in sich aufnimmt, und man hat daher das Romantische als den Geist der modernen Kunst, im Gegensatz des Antiken, angesehen. (Vergl. d. Art. Romantisch.) In der christlichen Kunst aber äußerte sich der Charakter einer von dem classischen Alterthum verschiedenen Zeit hauptsächlich dadurch, daß, wie überhaupt die Objectivität und Naivetät der Darstellung in der vollendeten Ausbildung der Form mehr verschwand, und die Kunstdarstellung selbst subjectiver und sentimentaler ward, indem sie der Schilderung des Gegenstandes mehr den Zusatz von dem Gefühle des Schildernden und die Farbe seiner Ansicht gab, und das Körperliche überall zu vergeistigen, das Endliche dem Unendlichen zu nähern strebte, so auch insbesondere die Poesie selbst im Epischen, Lyrischen und musikalischen, die züchtige Malerei unter den bildenden Künsten (s. Malerei) die herrschende, und die Tonkunst zu noch nie gesehener Vollendung erhoben ward. Die Poesie suchte die neuern Wunder der Geisterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der Sehnsucht nach dem Unendlichen fragmentarisch, aber bedeutsam darzustellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantasie erzeugt, sollte die Mythologie ersetzen. Die Kunst erschuf dämmernde Gestalten, wo sich die Phantasie frei ergoß; wo sie sich aber an die Natur hielt, irrte sie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine Charakteristik ab, welche die rohe Wirklichkeit statt der Wahrheit ergreift. Aber die Malerei erschuf auch das liebliche Hell- und Dunkel, und in den kunstvoll verbundenen Tönen wogte und brauste die Macht des Gefühls. Dagegen schloß sich die Plastik mehr der Malerei an, und strebte mit derselben zu jener Bedeutsamkeit des Individuellen hin, welche nur letztere zu erreichen vermag; die Baukunst nicht minder zeigte das Bestreben, durch symbolische Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthselhaften und colossalen Gebäuden des christlichen Tempel. Die in allen herrschende Sentimentalität der Darstellung, d. i. stärkere Empfindsamkeit (s. Sentimentalität), verbunden mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen, äußerte sich aber mit phantastischem Schwünge in dem Mittelalter; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige, frische Stoff der romantischen Gesänge und künstlich bedeutsamen Werke. Jede Nation gestaltete diesen Geist eigenthümlich; der antiken Darstellung verwandter der Italiäner, wie überhaupt der Südländer heiterer und sinnlicher, melodischer und wohlklingender; ernster und düstrier der Nordländer. Ja selbst im Komischen trat der Charakter des vormaligen Gefühls als Humor und Laune hervor. Von der Zeit der Reformation an beginnt aber eine neue Epoche, in welcher der romantische, dämmerungsrolle Charakter dem hellern Lichte des Verstandes und der Wissenschaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunst geringer; daher sehen wir auch hier die Kunst die verschiedensten Tendenzen, z. B. die moralische oder intellektuelle, historische oder bürgerliche, annehmen, und die Stoffe der verschiedensten Zeiten behandeln, jedoch so, daß auch die Behandlung der Gegenstände

des Alterthums den Charakter der neuern Zeit nicht verläugnen kann, welcher größtentheils auf Nahrung und Effect hingeht, und einen elegischen Grundton hat (moderne oder sentimentale Behandlung); ja es möchte selbst das Hinneigen der Poesie zur Philosophie, namentlich zu dem in derselben vorherrschenden Idealismus zu den weniger hervortretenden Zügen dieser Kunstperiode gehören, die man oft im Gegensatz der romantischen, vorzugsweise modern nennt. Aus jenen Zügen aber, so wie aus dem Vorwalten des Privat- und bürgerlichen Lebens erklärt sich auch die Verbreitung des Romans, gleichsam eines Schattens der romantischen Poesie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe sagt, durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verschaffen gewußt hat, indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poesie zu erheben strebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des bürgerlichen Schauspiels und der Familiengemälde, die Herrschaft der didaktischen und elegischen Poesie, so wie der Landschaft, der Prospekte und der Porträts in der Malerei. Ueberhaupt aber herrschen in dem Leben der Modernen die (mehr systematische) Wissenschaft und die Gewerbe noch über die Kunst, weshalb auch die Naturpoesie seltner, die Kunst mehr Sache der feiner gebildeten Stände und das Product einzelner zerstreuten Genien geworden ist. T.

Modewaaren, marchandises des modes, heißen im Handel allerhand neue Artikel, welche bloß als Mode gesucht werden und Abnehmer finden, mithin bald wiederum durch andere verdrängt werden. Frankreich und die Hauptstädte der verschiedenen Reiche sind es, die den Provinzen und Landstädten in Ansehung dieser Waare den Ton angeben. Modewaarenhändler nennt man vorzüglich diejenigen Kaufleute, welche mit Sachen, die zum weiblichen Anzug und Putz gehören, Handel treiben. Es erfordert dieses noch, wegen des schnellen Wechsels der Moden, natürlich einen gewissen Geschmack, aber noch mehr Klugheit und Gewandtheit, welche auf die Bedürfnisse der Zeit Rücksicht nimmt. Der Modehändler muß den günstigsten Zeitpunkt wahrzunehmen wissen, um durch neue Artikel einen verhältnißmäßigen Gewinn zu erlangen, bei solchen, die nicht ganz neu sind, mit geringerem Vorliebe nehmen, solche, deren Zeit vorüber ist, lieber um den Einkaufspreis verkaufen, als sie zu Ladenhütern werden lassen.

Modulation wird bald in einem weitem, bald in einem engeren Sinne gebraucht. Im ersten Falle versteht man darunter die mannigfaltige und schickliche Abwechselung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt. Im engeren Sinne bezeichnet Modulation eine solche Tonführung, bei welcher eine Tonart mit der andern verwechselt wird, oder denjenigen Prozeß, den man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird also dadurch die Kunst bezeichnet, den Gesang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andre Tonarten mittelst schicklicher Ausweichungen durchzuführen und dann wieder in den ersten, oder Hauptton, von welchem man ausgegangen ist, zurückzuführen. In ganz kurzen Tonstücken, die nur aus einem Satze bestehen, oder auch in langen Stücken, wo man eine Zeitlang in dem Haupttone bleibt, ehe man in einen andern ausweicht, besteht die gute Modulation darin, daß man mit gehöriger Abwechselung und Mannichfaltigkeit Melodie und die Harmonie eine Zeitlang in dem angenommenen Tone fortsetze und am Ende darin beschließe. Hierzu wird

erfordert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang seiner wesentlichsten Töne, der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Gesang, so wie die Harmonie, durch die verschiedenen Töne der angenommenen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derselben fremden Töne, weder im Gesange, noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei ist aber dennoch eine Mannichfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechslung empfinde. Man muß nicht, wie wohl beschränkte Harmonisten zu thun pflegen, nur immer bei zwei oder drei Accorden verweilen, oder sich in bloßen Versetzungen wiederholen, vielweniger, ehe das Stück oder dessen erster Abschnitt beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen ist, zurückkommen, und in demselben schließen. Die Regel, daß man nur solche Töne hören lasse, die der angenommenen Tonleiter zugehören, ist so zu verstehen, daß die Berührung eines der der Tonleiter fremden Tones nur gleichsam im Vorbeigehn Statt finde, und dieser selbst sogleich auch wieder verlassen werde. So könnte man z. B. in der Tonleiter E dur allerdings durch gis in A moll und durch as nach der Dominante und von dieser wieder zurück in den Hauptton gehen, ohne daß durch diese zwei, dem Grundtone von E dur fremden Töne, die hier gehört werden, das Gefühl dieser Tonleiter selbst verlegt oder gar vernichtet werde. Nur müssen nicht solche fremde Töne genommen werden, die der Tonleiter von E dur gänzlich widersprechend sind, wie, wenn man in dieser Tonart cis oder dis hören lassen wollte. Die zweite Art der Modulation, oder das, was man im Allgemeinen unter Modulation versteht, erfordert schon mehr Kenntniß der Harmonie, und ist größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie besteht nämlich in der Kunst, längern Stücken durch öftere Abwechslung des Tons eine nothwendige Mannichfaltigkeit zu geben. Da es nothwendig ist, in längern Stücken Gesang und Harmonie durch mehrere Töne hindurchzuführen, so kehrt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren; so ist hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer solchen Modulation die Natur des Stücks in Betracht gezogen, überhaupt aber reiflich erwogen werden müsse, ob die Modulation bloß eine gefällige Mannichfaltigkeit oder Abwechslung zur Absicht habe, oder ob sie zur Unterstützung eines großen und kühnen Ausdrucks dienen solle. Dergleichen Betrachtungen geben dem Tonsetzer in besondern Fällen die Regeln seines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er entweder von dem Haupttone sich weit entfernen, oder wo er im Gegentheile in dessen Nähe verweilen könne, ob er schnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte Töne gehen dürfe, oder wo seine Ausweichungen sanfter und allmählig seyn sollen. Denn Ausweichungen sind die wichtigsten Hülfsmittel des musikalischen Ausdrucks. In Stücken von sanftem und ruhigem Affecte ist es nicht erlaubt, so oft auszuweichen, als in denen, welche ungestüme und heftige Leidenschaften auszudrücken haben. Wo alles, was zum Ausdruck gehört, beobachtet wird, da muß auch die Modulation so durch den Ausdruck bestimmt werden, daß jeder einzelne melodische Gedanke in dem Tone vorkommt, der sich am besten für ihn eignet. Zärtliche und schmerzhaft Melodien sollten nur in Molltönen verweilen und die muntern Durttöne, die in der Modulation des Zusammenhanges wegen nothwendig zu berühren sind, sollten gleich wieder verlassen werden. Es ist einer der schwersten Theile der Kunst, in der Modulation stets untadelhaft zu seyn. Daher ist es zu bedauern, daß diejenigen, welche über die Theorie der Kunst schreiben, sich über diesen wichtigen Gegenstand so wenig verbreiten und genug gethan zu haben glauben, wenn sie zeigen

wie man mit guter Art von dem Haupttone durch den ganzen Cirkel der vierundzwanzig Töne herumwandeln und am Ende wieder in den ersten Ton eintreten soll. Pg.

Mogul, s. Mongolen.

Moguntia, Moguntiacum, soviel als Maynz.

Mohacs oder Mohaths, ein Marktflecken in Nieder-Ungarn, in der baranger Gespannschaft, nicht weit von der Donau, mit einem festen Schlosse, wird von Ungarn, Deutschen und Kaiseru bewohnt, und ist vorzüglich wegen der Schlacht berühmt, in welcher die Ungarn im J. 1526 von den Türken eine totale Niederlage erlitten und der König von Ungarn, Ludwig II., auf der Flucht bei dem Dorfe Ejelie in einem Sumpfe erstickte. Später verloren jedoch auch die Türken bei Mohacs eine, wenn gleich weniger bedeutende Schlacht gegen die Kaiserlichen, welche vom Herzog von Lothringen befehligt wurden (1687).

Mohammed, s. Mahomet.

Mohn, Mohnsaft, Mohnsamen, auch Magsamen, ein feiner, weißer, sonst aber auch fleischfarbiger, schwarzer, aschgrauer, rothbrauner oder weißgelblicher Samen aus den Fruchtbehältnissen des zahmen Garten- und Feldmohns, die man Mohnköpfe nennt, wovon der weiße oder graue die gebräuchlichsten sind. Man findet den zahmen Mohn als eine wuchernde Pflanze mit einem bittern, unangenehmen Milchsaft in vielen Gegenden von Deutschland in Kohl- und Stachelgärten, Feldern und fetten Ländereien. Der großköpfige hohe Mohn mit großen ganz weißen Blumen und weißem Saamen wird für den besten gehalten. Den großen purpurrothen mit dunklern Blumen und einem bald weißen oder etwas fleischfarbenen, bald rothbraunen, blaugrauen oder aschgrauen Saamen nennt man eigentlich Feld- oder Gartenmohn, er wird aber auch wild gefunden. Man braucht von dem Mohn die Blumen, die reifen und unreifen Köpfe, das aus dem Saamen gepresste Oel (welches unter allen Oelen zum Mahlen das vorzüglichste ist, gut trocknet und den Farben nicht schadet, — es wird dadurch verbessert, daß man es mit weißem Sande durchschwenken läßt, worauf es nach einigen Tagen weiß, obwohl etwas trübe, aber oblig flüssig und brauchbar wird), den Saamen, der einen angenehmen, süßen Geschmack hat, dabei fett, blickt und nahrhaft ist (man braucht ihn in Suppen, und zu Kuchenwerk, auch bei heftigen Brustbeschwerden als Arznei) und das Opium (s. d. Art.). Die Mohnpflanze wird fast in allen Theilen der Welt gezogen. In Deutschland liefert Thüringen, und insbesondere die Gegend von Erfurt den meisten.

Mohn (G.), bekannt durch eine von ihm erfundene Art von Glasmahlerel, starb im J. 1815 in Dresden, wo er mehrere Jahre seine Kunst mit großem Beifall ausgeübt hatte. Er war ein geborner Mecklenburger, diente längere Zeit als Soldat, und beschäftigte sich, nachdem er seinen Abschied erhalten, viele Jahre hindurch mit sehr mühsamen und kostspieligen Versuchen, durch die er endlich sein Geheimniß fand, auf böhmischem und östereichischem, reinem, starkem und feuerfestem Kristallglaste, sowohl Trinkgläsern, Flaschen und Bechern, als Tafeln, mit eingebrannten Metallfarben, die das schönste Feuer und eine solche Dauer haben, daß das Gemälde nur mit dem Glase selbst zerstört werden kann, Arabesken, Frucht- und Blumengewinde, Silhouetten, Porträts, Landschaften, Prospective von Städten (wie Dresden, Königstein, Pillnitz, Meissen, Leipzig, Weimar, Berlin, Wien, Rom u. a. m.), auch Bilder, z. B. heilige Familien, und ähnliche Kunstdarstellungen, geschmackvoll angeordnet, und vollkommen

durchsichtig, in einer, was Zeichnung, Perspective und Colorit betrifft, sehr gelungenen, überaus lieblichen Nachbildung hervorzubringen. Sein Geheimniß erbten seine Söhne, die in Wien und Berlin (?) die Kunst fortsetzen. Es gelang dem Vater nicht, einen Aktienplan zu Stande zu bringen, um seine Kunst fabrikmäßig und dadurch zu billigen Preisen auszuüben. Bisher betrug der Preis eines Trinkglases, auf dem Schriftzüge mit schicklicher Verzierung, z. B. ein Facsimile der verstorbenen Königin von Preußen, oder Silhouetten, Portraits, Landschaftsbilder u. s. w. befindlich waren, 6 bis 12 Thaler. H.

Mohr oder Moor, eigentlich aber Moir (franz. *maire*), ein Zeug, das wie Gros de Tour gewebt, aber nicht so stark an Faden ist. Er wird sehr dicht und fest geschlagen und ist gewöhnlich von Seide, doch gibt es auch halbseidenen, dessen Einschlag von Ziegenhaar, Wolle, Baumwolle oder Leinengarn ist. Er wird entweder gewässert, und die Wässerung wird dem Zeuge vermittelt einer kupfernen erhitzten Walze gegeben, oder er bleibt ungewässert. In Holland und Venedig fertigt man auch glatten und geblümten Silber- und Goldmoir. Glatte Moire haben beide Seiten, der geblümte nur die rechte gewässert. Statt des buntgeblümten ist jetzt der zweifarbige mit Kantendessins in der Mode. Den besten Moir liefert England und Frankreich (besonders Lyon).

Mohr in der Chemie, der schwarze Niederschlag aus Metallen.

Mohren, s. Neger.

Moir, s. Mohr.

Moira (Francis Graf von) in Irland, Baron Ramdon in England, ein ausgezeichnete Staatsmann, Feldherr und Parlamentsredner, auch eifriger Freund des jetzigen Prinzregenten von England, stammt aus der alten und berühmten Familie Ramdon, und ist der Sohn des ersten Grafen Moira. Er ward den 7ten December 1754 geboren und folgte seinem Vater 1793 in seinen Gütern und Würden. Früherhin war er schon bei der Armee angestellt, und diente in Amerika unter dem Lord Cornwallis mit Auszeichnung. 1803 wurde er zum obersten Befehlshaber in Schottland, zum Constable vom Tower und zum Generalfeldzeugmeister ernannt. 1806 und 1814 erhielt er die hohe Würde als Generalgouverneur von Bengalen. Bei seinem Aufenthalte in Schottland verheirathete er sich mit Flora Campbell, Gräfin von Loudoun, der einzigen Tochter und Erbin des verstorbenen Grafen dieses Namens. Der Prinzregent hat den Grafen von Moira seit langer Zeit mit einem besondern Vertrauen beehrt. Unter seinem Namen erschienen: Substance of a Speech on the third Reading of the Bank Loan Bill in the House of Lords. 8. 1791. — Speech on the dreadful and alarming state of Ireland. 8. 1797. — Letters to Colonel Mac-Mahon on the subject of a Change of His Majesty's Ministers. 3. 1798. — Speech on the present State of public affairs. 8. 1803.

Mola. Unter diesem Namen kennen wir zwei ausgezeichnete Maler der italienischen Schule: nämlich 1) Pietro Francesco Mola, geboren zu Coldre im Mailändischen 1621. Aus der Albani Schule kam er nach Venedig. Hier bildete er sich aus der Albani und Guerino Manier einen Styl, vervollkommnete sich im Colorit, und sah sich durch des letztern Neid genöthigt, nach Rom zu gehen, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Josephs in der Gallerie von Monte Cavallo mahlen ließ, und ihn sehr ehrte. Ludwig XIV. lud ihn an seinen Hof in, aber er starb aus Verdruss über einen Streit mit dem Prinzen Camilli zu Rom 1666, wo man viele Frescobilder von ihm sieht. Auch in dem königlichen Palaste zu Paris sah man mehrere treffliche Bilder

von ihm, z. B. den heiligen Johannes in der Wüste predigend, den heiligen Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und dem Soldaten, der ihn verwundet, eine ägyptische Flucht, Lankred. Er arbeitete viel und lebhaft, zeichnete richtig, und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, und in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. Auch bildete er mehrere Schüler.

a) Giovanni Battista Mola, um 1620 geboren.

Molay (Jacques de), ein Burgundier, der letzte Großmeister des Tempelherrnordens. Die ansehnlichen Reichthümer seines Ordens und der Stolz seiner Ritter erweckten den Neid der Großen und die Unzufriedenheit des Volks. Im J. 1307 ließ König Philipp der Schöne von Frankreich auf die Anklage zweier Bösewichter, eines abtrünnigen Ritters und eines Bürgers von Beziers, mit Einwilligung des Papstes, Clemens V., alle Ritter verhaften, und bemächtigte sich des Tempels zu Paris und aller ihrer Urkunden. Der Papst hatte dem Großmeister anbefohlen, nach Frankreich zu kommen, um sich wegen der Verbrechen, denen der Orden angeklagt war, zu rechtfertigen. Er war damals auf Cypern, wo er kräftig den Türken widerstand. Auf die an ihn ergangene Ladung erschien er mit sechzig der tapfersten Ritter, unter denen Guy, Dauphin von Auvergne und Hugo von Perlede waren, zu Paris. Alle wurden in Einem Tage verhaftet und siebenundfünfzig starben im Mai 1312 auf dem Scheiterhaufen. Molay, Guy und Hugo blieben im Gefängniß bis 1313, wo man ihnen den Prozeß machte. Sie gestanden die Verbrechen ein, die man ihnen Schuld gab, in der Hoffnung, auf Kosten ihrer Ehre ihre Freiheit zu erlangen; da sie sich aber darin getäuscht sahen, widerriefen Molay und Guy ihre Aussagen, und wurden 1314 lebendig verbrannt. Molay betrug sich als ein christlicher Held auf dem Schaffot, und sprach mit lauter Stimme folgende Worte: „Es ist billig, daß ich an einem so schrecklichen Tage und in den letzten Augenblicken meines Lebens die ganze Abscheulichkeit der Lüge enthülle und der Wahrheit den Sieg verschaffe. Ich erkläre dem gemäß im Angesicht des Himmels und der Erde, und bekenne, wenn auch zu meiner ewigen Schande, daß ich das größte aller Verbrechen begangen, indem ich diejenigen Verbrechen einräumte, die man mit so vieler Bosheit einem Orden aufbürdet, welchen als unschuldig anzuerkennen mich die Wahrheit nöthigt. Ich habe die Erklärung, die man von mir verlangte, nur gegeben, um die ungeheuern Qualen der Folter zu vermeiden, und um diejenigen zu beugen, die sie mir auferlegten. Ich weiß, zu welchen Strafen man diejenigen verurtheilt hat, welche den Muth gehabt haben, ein ähnliches Bekenntniß zu widerrufen; aber das scheußliche Schauspiel, das man mir vor Augen stellt, kann mich nicht vermögen, die erste Lüge durch eine zweite zu bekräftigen. Unter einer so ehrlosen Bedingung verzichte ich auf das Leben, das mir bereits nur zu verhaßt ist. Was könnte es mir helfen, traurige Tage zu verleben, die ich nur der Verläumdung danke?“ — Diese Rede überzeugte Alle, daß er unschuldig sey. Neuere Geschichtschreiber berichten, jedoch ohne Beweis, daß er den Papst Clemens binnen vierzig Tagen, und den König in Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes geladen habe. Beide starben allerdings innerhalb dieser Zeit. Vergl. den Art. Tempelherren.

Moldau, eine große Landschaft, welche gegen Norden an den Dniester und an Podolien, gegen Süden an die Donau und Bulgarien, gegen Westen an Siebenbürgen und die Wallachei, und gegen Osten

im Bessarabien und das schwarze Meer gränzt. Sie wird in die obere und untere Moldau, in anderer Rücksicht in die fürstliche (die aus 17 Bezirke oder Statthalterschaften besteht), die österreichische Bucovina) und die türkische Moldau und in Bessarabien eingetheilt. Den Türken gehören unmittelbar die beiden Bezirke um Ehotin und Bender zur Versorgung dieser Grenzfestungen, und ganz Bessarabien, welches daher von Einigen nicht mit zur Moldau gerechnet wird. Alles übrige steht unter dem Hospodar und zählt auf 1500 Quadratmeilen 800,000 Einwohner. Obgleich ein großer Theil des Landes wüste liegt, so ist doch bei der Fruchtbarkeit des Bodens die Ausfuhr beträchtlich. Man rechnet, daß jährlich 40,000 gemästete Ochsen, 20,000 Pferde, und 2 bis 300,000 Schafe, ferner Honig, Wachs, Getraide, Holz, Talg, Häute, Pelzwerk, geräuchertes Fleisch, Käse, Butter, Tabak, Wein (die moldauischen Weine sind eine sehr edle Gattung) und Salz, zum Theil in großer Quantität, ausgeführt werden. Das Salz wird gegraben; dieselben Berge zeigen auch Spuren von Gold, das aber nicht aufgesucht wird. Die Hauptflüsse des Landes sind der Sireth, der Pruth, der Dniester und an der Südostgränze die mächtige Donau, welche das Land mit dem schwarzen Meere in Verbindung setzt. Die Einwohner sind wallachischer Abkunft, reden die wallachische Sprache und bekennen die griechische Religion. Unter ihnen leben zugleich viele Türken, Russen, Polen, Kalzen und Armenier. Der Fürst, welcher Hospodar heißt, ist ein Vasall der Pforte, die ihn willkürlich ein- und absetzt. Seine Einkünfte schätzt man auf anderthalb Millionen levantischer Piaster. Die ansehnlichen Summen, welche jährlich für die Landesproducte eingehn, werden durch die Habgucht der Fürsten und durch die großen, ordentlichen und außerordentlichen Abgaben und Geschenke verschlungen, welche für die Erlangung und Bestätigung der Fürstenwürde am türkischen Hofe entrichtet werden müssen, so daß die Einwohner größtentheils arm bleiben. Dazu kommt, daß, ungeachtet dem Lande, als sich der Fürst desselben, Bogdan, 1529 dem Sultan Soliman I. freiwillig unterwarf, nur ein mäßiges jährliches Geschenk an die Pforte auferlegt wurde, doch in spätern Zeiten die Erpressungen außerordentlich waren. Die Capitulationsurkunden wurden 1686, als König Johann III. von Polen eingefallen war, auf dessen Befehl oder Zulassung zu Jassy öffentlich verbrannt. In den Kriegen zwischen der Pforte und Rußland ist die Moldau immer der Schauplatz gewesen. In dem letzten Kriege war sie ganz von Rußland eingenommen, und bereits 1810 für eine russische Provinz erklärt; die im J. 1812 aber eingetretenen Verhältnisse verschafften den Türken vortheilhaftere Bedingungen, so daß sie in dem Frieden, der in demselben Jahre zu Tilsit geschlossen wurde, nebst den übrigen verlorenen Provinzen, auch den größten Theil der Moldau zurückerhielten, und gegenwärtig der Pruth die Gränze macht.

Molé (François-René), ein berühmter französischer Schauspieler, geboren zu Paris 1734. Er trat 1754 im Britannicus und in der Jemide auf; aber seine schwache Stimme verhinderte damals eine Aufnahme. Im J. 1760 betrat er abermals die Bühne, und im folgenden Jahre wurde er angestellt und glänzte zwanzig Jahre lang in der Tragödie, selbst an Le Rains Seite, durch die Wahrheit, womit er leidenschaftliche Rollen darstellte. Voll Gefühl im Schauspiel und unvergleichlich in den Stücken der Komödie, spielte er in diesen drei Fächern mit dem ausgezeichnetsten Erfolg. Nach Belcourts Tode 1778 übernahm er die Charakterrollen, und spielte noch in seinem 60ten Jahre

den Fat und den Marquis bis zur Täuschung. Er lebte prächtig, doch beraubte ihn der Sturm der Revolution seines ganzen Vermögens. Er starb im Jahre 1802. Seine *Observations sur l'art dramatique* erwarben ihm eine Stelle im Nationalinstitut. Außerdem ist von ihm eine *Eloge de Mademoiselle Dangeville* im Druck erschienen. Dargestellt ist in seinem Gedicht von der theatralischen Declamation sehr aus.

Molière (Jean-Baptiste Poquelin de), der berühmte französische Lustspieldichter, war 1620 zu Paris geboren. Sein Vater und Großvater waren als Kammerdiener und Tapezierer in des Königs Diensten gewesen, und auch er wurde diesen Geschäften bestimmt und erhielt eine dem angemessene Erziehung. Er genoss in seinem vierzehnten Jahre den Unterricht der Jesuiten und machte schnelle Fortschritte. Gassendi, Chapelain, Bernier, Corneille waren seine Lehrer. Da sein Vater indes schwach geworden war, mußte er das Amt desselben bei Ludwig XIII. versehen. Er begleitete den König im J. 1642 nach Narbonne. Das französische Theater begann damals durch die Talente des großen Corneille aufzublühn, der es aus der Niedrigkeit der Barbarei emporzog. Molière (denn mit diesem Namen verwechselte es damals seinen eigentlichen Namen Poquelin, entweder aus Achtung für seine Aeltern, oder nach dem Beispiel anderer Schauspieler seiner Zeit) gab die Stelle seines Vaters auf, und verband sich mit einigen andern jungen Leuten, die wie er das Theater leidenschaftlich liebten. Gleiche Neigung führte ihn mit der Schauspielerin Bejart zusammen; beide bildeten eine Truppe, welche im J. 1652 zu Lyon den *Etourdi* aufführte. Dies ist die erste von Molière in Versen geschriebene Komödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerschöpfliche Gewandtheit eines Kammerdieners, der die Eotrisen seines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beschäftigt ist, das Anziehende der Situationen, das aus diesem Contrast entspringt, haben dieses Stück ungeachtet seiner zahlreichen Mängel auf dem Theater erhalten. Molière erntete als Dichter und Schauspieler gleichen Beifall und entzog einer andern Schauspielergesellschaft in Lyon fast alle Zuschauer. Der *Etourdi* gefiel allgemein, trotz der Kälte der Personagen, des Unzusammenhangs der Scenen und der Incorrectheit des Stils. Man hatte damals nur Stücke voll unwahrscheinlicher Intriguen. Die Kunst, Charaktere und Sitten auf der komischen Bühne darzustellen, war Molière aufbehalten. Diese Kunst, deren Keim sich schon im *Etourdi* zeigt, verbunden mit der Abwechslung der Ereignisse, erhielt den Zuschauer gespannt und verdeckte die Fehler des Stücks. Mit gleichem Beifall wurde dies Lustspiel in Beziers gegeben, wohin der Verfasser sich begab. Hier hatte der Prinz Conti, der Molière auf der Schule gekannt, eben die Stände von Languedoc versammelt. Er nahm den Dichter als Freund auf, und übertrug ihm nicht allein die Leitung der Feste, die er gab, sondern bot ihm auch eine Secretärstelle an. Molière lehnte sie mit der Erklärung ab, daß er ein leidlicher Schriftsteller sey, vielleicht aber ein sehr schlechter Secretär seyn möchte. *Le dépit amoureux* und *Les précieuses ridicules* erschienen auf dem Theater von Beziers und wurden bewundert. Die Ereignisse sind in der *Dépit amoureux* besser geordnet, als in dem *Etourdi*. Man nimmt in dem Spiel der Personen eine echt komische Ader, und in ihren Reden Geist und Laune wahr; aber der Knoten ist zu verwickelt und die Auflösung nicht wahrscheinlich genug. Einfacher ist die Intrigue in den *Précieuses ridicules*. Eine feine Kritik der anstehenden Krankheit der Schöngelsterei, des schwülstigen Romanentyps

des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Affectation in Sprache, Gedanken, Puz, sind der Gegenstand dieser Komödie. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man sie in Paris gab. Man lachte, man erkannte sich und applaudirte. Ménage, der der ersten Vorstellung beizuhohnte, sagte zu Chapelain: „Wir haben alle die Thorheiten gebilligt, die hier so fein und verständig durchgezogen werden; glauben Sie mir, wir werden verbrennen müssen, was wir bewundert, und bewundern, was wir verbrannt haben.“ — Dieses Geständniß ist das überlegte Urtheil eines Gelehrten; aber das Wort eines Greises, der aus dem Parterre unwillkürlich rief: „Wuth, Molière, das ist das wahre Lustspiel!“ ist der reine Ausdruck der Natur. Ludwig XIV. war so zufrieden mit den Vorstellungen der Gesellschaft Molière's, welche die Provinz mit der Hauptstadt vertauscht hatte, daß er sie zu seiner Hofschauspielergesellschaft machte und ihrem Director eine Pension von 1000 Franken bewilligte. Der *Cocu imaginaire*, weniger für ein feines Publicum, als für die lachlustige Menge, erschien 1660. Auch in diesem Stücke ist eine Masse von fröhlichem Scherz und ein gewisses Interesse, wodurch der Zuschauer belustigt und angezogen wird. Es fehlte nicht an Tadel, aber man hörte nicht darauf. Mit mehr Grund ward er gegen *Don Gracie de Navarre*, ein aus dem Spanischen geschöpftes Drama, laut. Die *Ecole des Maris*, wozu die Idee aus den Reden des Terenz geschöpft ist, enthält eine einfache, faßliche und anziehende Intrigue und eine natürliche Auflösung. Das Theater hatte noch von dem Beifall wieder, der diesem Stücke nach Verdienst zu Theil wurde, als *Les Facheux*, die binnen 24 Tagen entworfen, ausgeführt, einstudirt und aufgeführt wurden, im J. 1661 zu Vaux bei dem bekannten Finanzintendanten Fouquet in Gegenwart des Königs und des Hofes aufgeführt wurden. Dieses Lustspiel ist fast ohne Verknüpfung, aber die Absicht war, durch die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Porträts und die Eleganz der Sprache den Zuschauer anzuziehen. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehn aus der ersten Vorstellung den Grafen Soyeourt, einen langweiligen Jagdliebhaber, ansichtig wurde, zu Molière gesagt habe: „Da ist ein Original, das du noch nicht copirt hast.“ — In vierundzwanzig Stunden war die Scene des Jägers eingeschaltet, und da Molière die Jagdausdrücke nicht kannte, las er Soyeourt selbst, sie ihm anzugeben. In der *Ecole des Femmes*, welche im nächsten Jahre gegeben wurde, schien alles Erzählung, und ist doch alles Handlung. Bei diesem Stück erhoben sich die Tadler, welche ohne auf die Kunst, die in dem Spiel der untergeordneten Personen und in dem natürlichen und schnellen Uebergang von einer Ueberraschung zur andern herrscht, Rücksicht zu nehmen, einige Nachlässigkeiten im Styl tadelten. Molière antwortete ihnen, indem er selbst eine geistreiche Kritik eines Stückes gab. Der König, welcher Molière als den Gesetzgeber der Bohlanständigkeit und den heilsamsten Beurtheiler der Lächerlichkeiten ansah, setzte ihn unter diejenigen Gelehrten, die an seiner Freigebigkeit Theil haben sollten. Molière, von der Güte des Königs durchdrungen, glaubte in dem *Impromptu de Versailles*, die Eindrücke zernichten zu müssen, welche das Porträt des Malers Boursault hatte machen können. Dieser hatte boshafter Weise einen Schlüssel zu der *Ecole des Femmes* angegeben, der die nach der Natur copirten Originale anzeigte. Dem Hofe gefiel sehr im J. 1664 *La princesse d'Elide*, ein komisches Ballet, für ein Fest verfertigt, das der König den Königinnen gab. Paris, das dieses Ballet ohne die Pracht sah, die es in Versailles verherrlichte, nahm es weniger günstig auf. Gleiches Schicksal hatte

ein anderes komisches Ballet, *Le mariage forcé*. Ein dem Grafen Grammont zugestopnes Ereigniß hatte den Stoff dazu gegeben. Das *Juan ou le festin de pierre* machte wenig Wirkung. Der Verfasser strich bei der zweiten Vorstellung einige Lästereien, die er einem Geklopfen in den Mund gelegt hatte. *L'Amour médecin* schien auch ein von den übereilten Werken, die man nicht streng beurtheilen darf. Molière führte zuerst in diesem Stücke die Aerzte auf, wozu, wie man sagt, ein unwissender und geiziger Arzt ihm Veranlassung gab, der ihn übertheuert hatte. Großen und wahren Ruhm erwarb sich der Dichter durch seinen *Misanthrope*, ein Stück, das Anfangs nur mäßigen Beifall fand, in der Folge aber mit Recht als eines der schönsten Werke der neuern Komödie betrachtet worden ist. Dennoch muß man gestehen, daß es mehr im Zimmer bewundert worden, als auf dem Theater gefallen hat. Voltaire findet den Grund davon darin, daß die Intrigue mehr fein und sinnreich als lebhaft und interessant ist, daß die Unterredungen bei aller Schönheit nicht immer nothwendig erscheinen und dadurch die Handlung aufhalten, und endlich daß die zwar sehr geschickt herbeigeführte Auflösung den Zuschauer doch kalt läßt. Er setzt hinzu, daß übrigens der *Misanthrope* eine feinere und schönere Satyre sey, als die Satyren des Horaz und Voileau, wenigstens eben so gut geschrieben; daß es aber interessantere Komödien gebe, und daß z. B. der *Tartufe* dieselbe Schönheiten des Stils mit einem viel hervorragendem Interesse vereinige. Im J. 1665 erschien *Le malade malgré lui*, eine sehr lustige Farce. *Le Sicilien ou l'Amour peintre* ist ein kleines Stück, das durch Anmuth und Galanterie gefällt. Aber die Bewunderung stieg aufs höchste, als der *Tartufe* (deutsch bearbeitet von Unger: der Betbruder, Berl. 1787.) erschien. Umsonst erhoben sich die Organe, die Schwachköpfe und die Scheinheiligen gegen den Verfasser, das Stück wurde gespielt und beklatscht. Die Heuchelei ist darin vollkommen enthalten; die Charaktere sind eben so mannichfaltig als wahr, der Dialog ist gleich fein und natürlich. Anfangs wurde *Tartufe* verboten. Acht Tage darauf gab man am Hofe eine höchst freie Posse, betitelt *Scaramouche*. Beim Weggehn sagte der König zu dem großen Condé: „Ich möchte wissen, warum die Leute so gewaltigen Anstoß an Molière's Stück nehmen, und nichts über *Scaramouche* sagen?“ — „Die italienischen Schauspieler,“ antwortete der Prinz, „haben nur Gott, die französischen aber die Frommen beleidigt.“ — Im J. 1668 gab Molière den *Amphitryon*, eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwischen Jupiter und Alcmena gibt es nichts Lustigeres. *L'Avaro* (der Geizige), eine andre Nachahmung des Plautus, ist im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird nur durch starke Züge getroffen. Schwerer möchte es seyn, Rousseau's Tadel zu widerlegen, daß das väterliche Ansehn in diesem Stücke herabgewürdigt werde. *George Dandin ou le Mari confondu*, *Monsieur de Pourceaugnac*, *Les Fourberies de Scapin* sind mehr belustigender als belehrender Art. *Le Bourgeois gentilhomme*, obgleich auch mit einigen Possen gemischt, ist ungleich komischer und voll Kraft. Mit mehr Sorgfalt arbeitete Molière seine *Femmes savantes*, eine sinnreiche Satyre der falschen Schöngelüstei und der pedantischen Gelehrsamkeit, welche damals im Hotel de Rambouillet herrschten. Die Ereignisse sind, wie in manchen andern seiner Stücke, nicht immer gut verbunden; aber der Gegenstand selbst, so trocken er auch an sich seyn mag, ist in einer echt komischen Gestalt dargestellt. Die Entwicklung ist bewundernswürdig und hundert Mal nachgeahmt worden. Gleiches gilt von dem

Malade imaginaire, worin die Charlatanerie und Bedanterie der damaligen Aerzte vollkommen geschildert wird. Mit diesem Stücke beschloß der Verfasser seine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gattin und Baron drangen in ihn, nicht zu spielen. „Was würden,“ antwortete er ihnen, „so viel arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurf machen, es einen einzigen Tag verabsäumt zu haben, ihnen Brot zu geben.“ Die Anstrengung, womit er spielte, verursachte ihm Convulsionen, denen ein Blutsturz folgte. Er starb wenige Stunden darauf den 17ten-Februar 1673. Sein früherer Tod verhinderte seinen Eintritt in die Akademie, welche ihm den nächsten erledigten Platz bestimmt hatte. Sie ehrte sich und Molière noch im J. 1773 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin aufstellte:

Rien ne manquo à sa gloire, il manquoit à la nôtre.

Der Erzbischof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König selbst schlug sich ins Mittel, und so wurde er in St. Joseph in dem Kirchspiel St. Eustache still beerdigt. In der neuern Zeit wurde seine Asche in das Museum der französischen Denkmäler gebracht, wo sie sich in einer antikgeformten Urne mit der Inschrift befindet: Molière est dans ce tombeau. Im J. 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit seiner Büste und mit der Inschrift geehrt: Jean-Baptiste Poquelin de Molière est né dans cette maison. Man kann Molière's Werke als eine Geschichte der Sitten, Moden und des Geschmacks seiner Zeit und als das treueste Gemälde des menschlichen Lebens betrachten. Geboren mit einem beobachtenden Geist, geschickt, die äußern Zeichen der Leidenschaften und ihre Bewegungen in den verschiedenen Zuständen aufzufassen, nahm er die Menschen, wie sie sind, und zeigte als ein geschickter Mahler die geheimsten Falten ihres Herzens, und den Ton, die Geberden, die Sprache ihrer mancherlei Gefühle. „Seine Lustspiele, gehörig gelesen,“ sagt La Harpe, „können die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, sondern weil er den Menschen, der sich nicht verändert, gemahlt hat. . . . Welches Meisterstück ist der Geizige! Jede Scene ist eine Situation; und man hat einen Geizhals ganz arglos sagen hören, daß aus dem Stücke viel zu lernen sey und daß man treffliche ökonomische Grundsätze daraus ziehen könne. Molière ist von allen, die je geschrieben haben, derjenige, der den Menschen am besten beobachtet hat, ohne sich den Schein davon zu geben. Er scheint seine Menschenkenntniß mehr auswendig zu wissen, als studirt zu haben. Die Crispine Regnards, die Bauern Dancourts erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verstand in einer originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar sind schöne Werke. Aber nichts von allem reicht an Molière; er hat einen physiognomischen Zug, den man nirgend anders findet. Man erkennt ihn in seinen geringsten Farcen wieder, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt eben so sehr beim Lesen als bei der Darstellung. . . . Man hat wohl gemeint, daß er zu stark auftrage und überlade. Ich habe den so oft wiederholten pauvre homme tadeln hören; ich habe nachher dieselbe Scene und noch stärker gesehen, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkeiten und Leidenschaften nicht überladen werden können. Molière ist ein Schriftsteller für gereifte Männer und Greise. Ihre Erfahrung begegnet sich mit seinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit seinem Genie. . . . Man beklagt, daß nicht mehr in Molière's Geschmack gearbeitet wird. Ich denke, man hat wohl gethan, andre Gattungen zu versuchen. Das Feld, auf welchem

er erntete, ist minder groß, als man sich einbildet.“ — In seinen häuslichen Verhältnissen war Molière nicht ganz glücklich; er, der sich auf der Bühne über die menschlichen Schwächen lustig machte, konnte sich vor seiner eignen Schwäche nicht bewahren. Eine heftige Liebe bewog ihn, sich mit der Tochter der Schauspielerin Béjart zu verheirathen, und dadurch zog er den Spott, den er so oft auf hintergangne Ehemänner geworfen hatte, auf sich selbst. Glücklicher war er in dem Umgange mit seinen Freunden und mit den Großen. Der Marschall Bironne, der große Condé, Ludwig XIV. selbst lebten mit ihm in jener Vertraulichkeit, die eben so sehr das Verdienst als die Geburt ehrt. Mit Racine, dessen Wohltäter er gewesen, veruneinigte er sich zwar später, aber beide achteten sich gegenseitig darum nicht weniger. Als Schauspieler war Molière in den hochkomischen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpagon u. s. w., unübertrefflich. Bret hat 1773 seine Werke zu Paris in 6 Bänden 8. mit interessanten Commentaren herausgegeben. (Molières Lustspiele und Possen für die deutsche Bühne von Zschokke Zürich 1805 u. 1806. 6 Bde. mit Molière's Biographie.)

Molina (Ludwig de), Molinisten, s. d. Art. Gnade und Jansen.

Molinos, s. Quietismus.

Molken, s. Milch.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine Terze aufwärts steigen, und Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terze, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt.

Molla, Mollah, eine geistliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Districten zu verwalten, und ist Obrichter im Gegensatz des Kadi's oder Unterrichters. Ueber den Molla's sind noch die Kadileskier, oder die obersten Justizbeamten im Reiche, welche auch im Divan sitzen.

Molleton oder Molton, gewöhnlich auch Maltum, ein wollenes Zeug, mit oder ohne Färb, das sehr weich und warm ist, und deshalb zu Brusttüchern, Schlafcamisölen, Unterröcken u. häufig verbraucht wird. Die Wolle ist bald nur auf einer Seite, bald auf beiden aufgefrazt. Der englische, besonders der aus den Fabriken zu Colchester, Bradford und Bristol, ist der feinste, doch verfertigt man auch jetzt in Deutschland und Frankreich gute Waare. Unter den deutschen ist der sächsische der beste.

Möllendorf (Richard Joachim Heinrich von), königlich preussischer Generalfeldmarschall, geb. 1724 zu Lindenberg in der Prignitz, einem Gute seines Vaters, der die Stelle eines königlichen Reichshauptmanns in dieser Provinz bekleidete. Er besuchte die Ritterakademie zu Brandenburg bis zum Jahre 1739. Im J. 1740 wurde er von Friedrich II. als Page angenommen, und begleitete den Monarchen im ersten schlesischen Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chorusitz beistand. Im J. 1743 wurde er Fähnrich beim ersten Bataillon Leibgarde; 1744 Flügeladjutant des Königs. „Der junge Möllendorf, Adjutant seiner Majestät des Königs,“ sagt Friedrich im zweiten Theile der Geschichte seiner Zeit, „erhielt unter sehr schwierigen Umständen den Befehl, mit 300 Mann Infanterie einen großen Probiattransport zu escortiren, den Franklin, der von allen österreichischen Offizieren die genaueste Kenntniß der Wege, die von Böhmen nach Schlesien führen, besaß, mit 4000 Mann Panduren zwischen

Shaklar und Trautenau angriff. Mollendorf hielt alle Angriffe des Feindes aus und bemächtigte sich eines Kirchhofes, der das Desfilé beherrschte. Von hier aus beschloß er die Wagen und vertheidigte sich drei Stunden lang, bis ihm Herr Dumoulin zu Hülfe kam, der ihn gänzlich frei machte. Zwar sind,“ fügt der König hinzu, „Vorfälle der Art nur unbedeutend, aber sie machen der Nation und denjenigen, die dabei waren, zu viel Ehre, um solche Thaten in Vergessenheit begraben zu lassen, die bei der Nachkommenschaft ein Keim zur Racheiferung werden können.“ Mollendorf befand sich im zweiten schlesischen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Carr, in welcher letzteren er stark verwundet wurde. Im J. 1746 wurde er Hauptmann und erhielt eine Compagnie bei dem Regiment Garde. 1757 war er bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Kossbach und Leuthen gegenwärtig. In der letztern zeichnete er sich durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen, welcher Einfluß auf das Schicksal des Tages hatte, aus, und erwarb sich dadurch den Orden pour le Mérite. Er wohnte der Belagerung von Breslau bei, wurde 1758 Major und Commandeur des dritten Bataillons Garde, und war bei dem Uebersalle von Hochkirch gegenwärtig. 1760 wurde er Commandeur des Garderegiments und focht mit demselben in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3ten November desselben Jahres war er es, der zu einem Manoeuvre rieth, das die glücklichsten Folgen hatte, und das Schicksal dieses großen Tages entschied. Doch hatte er dabei für seine Person das Unglück, gefangen zu werden, wurde aber im Anfange des Jahres 1761 wieder ausgewechselt, und einige Monate darauf zum Obersten bestellt. 1762 im Sommer, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und avancirte darauf zum Generalmajor. 1774 ward er Generalleutenant. Im bayerschen Erbfolgekriege fand er bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen, und befehligte ein eignes Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Expedition bei Baugen ausführte, und zur Belohnung den schwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin und wirkte sehr auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals im Preussischen noch gar nicht berücksichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren des großen Friedrichs befand er sich oft um dessen Person, und war oftmals sein alleiniger Gesellschafter. Im Jahr 1787 wurde er General der Infanterie. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und stand deshalb 1791 gewissermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch übertrug man, nachdem der Herzog von Braunschweig im J. 1794 das Obercommando der preussischen Armeen am Rhein niedergelegt hatte, dem nunmehrigen Feldmarschall Mollendorf dasselbe, welcher, wiewohl ohne große Siege, das Gleichgewicht gegen die übermächtigen französischen Armeen stets zu behaupten mußte. Obwohl ein Greis über 80 Jahr, folgte er dennoch in jenem verhängnißvollen Kriege vom Jahre 1806 der Stimme des Vaterlandes und dem Rufe seines Königs gegen seine Ansicht, und gerieth, nachdem die Schlacht von Jena unglücklich für Preußen entschieden, zu Erfurt erkrankt in französische Gefangenschaft; doch wurde er mit der Achtung, die seinen Verdiensten und Jahren gebührte, behandelt, und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Er beschloß seine Tage zu Havelberg, wo er eine Dompfosten hatte, im Jahr 1816.

TH.

Mollatse, i. Mandeln.

Mollusken (im Lateinischen *Mollusca*), eine äußerst merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeschichte noch sehr im Dunkeln liegt. Sie bilden nach dem Linné'schen System die zweite Classe der Gewürme (*vermes*), und unterscheiden sich von den Intestinals, oder den in den Eingeweiden der Menschen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich dadurch, daß sie Gliedmaßen besitzen, welche diesen fehlen. Einige Arten von Mollusken ausgenommen, bei denen man eine etwas härtere Bedeckung wahrgenommen hat, sind sie ohne alle Bedeckung, und mit Gliedmaßen versehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen zu dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern scheinen. Mit Ausnahme der Gartenschnecken halten sie sich meist im Wasser und vorzüglich im Meere auf, welches sie durch eine phosphorische Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten. Indessen hat man wohl Unrecht gethan, wenn man den Glanz, der sich zur Nachtzeit bisweilen auf dem Meere zeigt, ganz allein auf Rechnung dieser glänzenden Mollusken gesetzt hat. Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts ist, kennt man sieben Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund sich vorn befindet, zwei; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Oeffnungen haben, vier; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, zwei; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, versehen sind, sieben; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, fünf; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, fünf.

Molo ist ein in einem Hafen, und zwar in das Wasser hinein, von großen Quadersteinen aufgeführter Damm, in welchem ein Eingang für die Schiffe befindlich ist, der mit einer Kette geschlossen werden kann. Ein solcher Molo ist für den Hafen von großem Vortheil, indem er nicht nur Sand und Schlamm abhält, sondern auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen sichert.

Molossus, ein aus drei langen Sylben bestehender Versfuß (s. d. Art. Fuß.), welcher wegen seiner schwerfälligen Bewegung den Namen bekommen hat, indem, wie einige behaupten, die Molosser, ein Volk in Epirus, sich in ihren Kriegsgefangen vorzüglich dieses Fußes bedient haben sollen. Andere leiten den Namen von einem gewissen Molossus aus Ereta ab.

Moltke, eine berühmte Familie, aus welcher mehrere Staatsmänner und Mäcene der Wissenschaften hervorgegangen sind, besonders Adam Glob Graf von Moltke, geb. 1709, gestorben 1792, Minister und Freund des Königs von Dänemark Friedrich V. und Klopstocks Freund; ferner der noch lebende J. E. Graf von Moltke, kbnigl. dänischer Conferenzminister und Großkreuz des Dannebrogordens, ein gründlicher Kenner des Alterthums, welches auch sein in vortrefflichem Lapidarstyl errichtetes Denkmal Klopstocks beweist.

Molton, s. Molleton.

Molucken, s. Gewürzinseln, Colonien und Indien.

Molwig, ein schlesisches Dorf unweit Brieg, bei welchem am 20ten April 1741 die bekannte Schlacht zwischen den Preußen und Oesterreichern vorfiel, die, nachdem der Ausgang lange geschwankt hatte, endlich durch die Anstrengungen Schwerins zum Vortheil der Preußen entschieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr persönlich bei; die Art aber, wie er sich benahm, ließ kaum den großen Feldherrn ahnen, als den er sich später zeigte. Er verließ das Schlachtfeld vor dem Ende der Schlacht in dem kritischsten Augenblicke, und wurde durch die

Drölyn, Peter, f. Tempesta.

Mompelgard, französisch Montbeillard, eine vormalige gefürstete Grafschaft zwischen der Franche Comté, Lothringen, dem Sundgau und dem Elsaß, welche dem herzoglichen Hause Wirtemberg-Stuttgart zugehörte. Dieses Land ist größtentheils bergig und hat Ueberfluß an Holz, Eisen, Schiefer und Steinkohlen, dabei gutem Wein-, Hanf- und Flachsbau und ansehnliche Viehzucht. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 15,000, welche meistens der lutherischen Religion zugethan sind. Die gesammten Einkünfte (die dazu gehörigen Herrschaften mitgerechnet) schätzte man auf 360,000 Livres. — Die Grafschaft kam als ein Theil des burgundischen Kreises mit demselben im J. 1032 an Kaiser Conrad II. Von dieser Zeit an regierten die Grafen darin erblich. Im J. 1397 kam das Land, durch Verheirathung der mompelgardischen Erbtöchter, Henriette, mit Eberhard von Wirtemberg, an letztgenanntes Haus. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde es einer besondern wirtembergischen Linie zu Theil, deren Stifter Ludwig Friedrich war. Nach dem Tode des letzten Herzogs von dieser Linie, Leopold Eberhards, im J. 1723 wurde der Besitz desselben Landes dem Herzog zu Wirtemberg-Stuttgart zugesprochen. Die Grafschaft gehörte zum deutschen Reiche, ohne einem Kreise einverleibt zu seyn. Sie damit verbundenen Herrschaften Blamont, Elervale, Hericourt und Châtelot, nebst Broages, Elerval und Passavant standen aber unter französischer Landeshoheit, welche Wirtemberg auch 1748 nach langer Weigerung anerkannte. Die Herrschaft Franquemont war ein Lehen des Bisthums Basel. Im J. 1786 fand eine Ausgleichung und Austauschung mit Frankreich Statt, wodurch Mompelgard in einem zusammenhängenden Lande umgeformt wurde; allein 1790 besetzten es die Franzosen und 1796 trat es Wirtemberg sämmtlich an.

Frankreich ab. Es wurde anfangs zum Departement Mont Terrible, später zum Departement des Oberrheins geschlagen. Die Hauptstadt Mompelgard liegt am Fluß Alain, wo er den Bach Rigole aufnimmt, und zählt 3700 Einwohner. Die Leinwand- und Baumwollenzugfabriken sind von Bedeutung, wie auch der Handel mit hier gefertigten Uhren, Leder und einigen andern Producten.

Romus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadel suchte und Satire, war ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Mit schonungslosem beißenden Witze tadelte er alles; selbst die Götter blieben nicht verschont. Lucian hat ihn zu Ehren gebracht. Einige bildeten ihn als hageren Jüngling mit einem Satyrgeichte und der Narrenkappe oder dem Narrenstocke.

Monaco, vormals ein kleines italienisches Fürstenthum zwischen der Grafschaft Nizza und dem geneuesischen Gebiete an der Meeresküste. Es enthält zwei kleine Städte, Monaco, welches befestigt ist und einen Hafen hat, und Mentone. Der Unterhalt der Einwohner kommt fast gänzlich aus dem Gewinn des Oels, welches in solcher Quantität vorhanden ist, daß der 13te Theil davon, den die Unterthanen ihrem Oberherrn in Natura abgaben, jährlich 40,000 Fl. abwarf. Die gesammten Einkünfte betrugen 400,000 Livres. Die Familie Grimaldi besaß das Ländchen seit Otto's I. Zeiten. Im J. 1731 starb der Mannsstamm aus. Die Erbin des letzten Fürsten, Anton Grimaldi, vermählte sich mit Franz de Ratignon, dessen Familie die Pairwürde von Frankreich besaß und unter dessen Schutze Monaco seit 1741 stand. Seit 1792, wo Nizza mit Frankreich vereinigt wurde, war auch Monaco demselben einverleibt. 1814 kam es wieder unter sardinische Hoheit.

Monaden nannte Leibniz die einfachen Substanzen, aus welchen die zusammengesetzten entstünden, die Lehre von diesen einfachen Substanzen aber Monadologie, welche seitdem einen Theil der Metaphysik ausmachte. Das Daseyn der Monaden bewies es folgendermaßen: Eine Theilung der Körper ins Unendliche läßt sich nicht denken, weil sonst ein endlicher Körper aus unendlich vielen Theilen bestehen müßte, welches nicht denkbar ist. Man muß also zuletzt bei solchen Theilen stehen bleiben, die sich nicht mehr theilen lassen, Monaden. Da nun der Begriff der Monade den Begriff des Körpers negirte, so konnten seine Monaden auch nicht die Eigenschaften der Körper haben. Aus dem Mangel der Theile schloß er, daß die Monaden keine Länge, Breite und Tiefe haben, keiner Auflösung fähig, nicht aus zusammengesetzten Dingen entstehen und nicht durch Trennung der Theile untergehen könnten. Sollten sie also entstehen, so müßten sie aus nichts entstehen, und sollten sie untergehn, so könnte dies nur durch Vernichtung geschehen. Indem er so den Monaden alle diese Eigenschaften absprach, bleibt nichts Positives bei ihnen zu denken übrig, als daß sie Kräfte und zwar Vorstellkräfte wären. Sie müßten jedoch noch durch gewisse andre Eigenschaften von einander unterschieden seyn, weil in der Natur nicht zwei einander völlig gleiche Dinge gefunden würden, und weil sonst kein Mittel vorhanden sey, wodurch man in den Dingen einige Veränderungen wahrnehmen könnte, indem dasjenige, was in einem Körper vorgehe, seinen Grund in den einfachen Theilen desselben haben müßte. Wolf nahm in der Folge diesen Unterschied an. Es gibt vier Gattungen der einfachen Dinge: die Elemente der sichtbaren Welt, die Seelen der Thiere, die Seelen der Menschen und Gott. Weil aber alle diese Dinge in den Graden der vorstellenden Kräfte verschieden seyn können, die Vorstellungen aber

entweder klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich sind, so lassen sich die Arten dieser Dinge, welche eine Kraft haben, sich die Welt vorzustellen, auf folgende Weise unterscheiden. Die erste Art ist diejenige, die sich die Welt dunkel vorstellt, dergestalt, daß in dieser Vorstellung nichts einzelnes unterschieden werden kann. Und diese haben den geringsten Grad der Vollkommenheit; sie sind sich ihrer nicht bewußt und haben keine Empfindungen noch andere Gedanken. Da nun bei uns der Schlaf in Zustand der dunkeln Vorstellungen ist, so sind diese Dinge in einem vollständigen Schlafe. Die zweite Art besteht aus solchen einfachen Dingen, die sich die Welt klar aber undeutlich vorstellen. Dergleichen sind nach Leibniz die Seelen der Thiere. Die dritte Art sind solche, welche sich die Welt klar und deutlich vorstellen, wie die Seelen der Menschen. Von der vierten Gattung sagt Wolf: Wenn nun der Zustand aller Welt auf einmal deutlich vorgestellt wird, sowohl dem Raume als der Zeit nach, so hat der Geist den allervollkommensten Grad, welcher möglich ist; und demnach ist er auch der allervollkommenste Geist. — In der Folge behielt man zwar den leibnizischen Beweis von der Realität der Monaden bei, insofern man schloß, da es zusammengesetzte Dinge gibt, muß es auch einfache oder Monaden geben, wiewohl er auch durch eine unendliche Theilung der Körper bestritten wurde; aber man nahm besonders die Eigenschaften der Monaden, wie nicht weniger ihre Bewegung, Veränderung und Einwirkung in einander in Anspruch. Man sagte: wenn sie keine Ausdehnung, Größe, Figur u. s. w. haben, so sind sie ja für uns so gut wie nichts, mathematische Punkte. Und wie mögen Elemente, die keine Größe, Figur und Ausdehnung haben, durch ihre Zusammensetzung Körper geben, welche Ausdehnung und Größe besitzen? Was eine Sache für sich nicht hat, kann sie durch die bloße Zusammensetzung auch andern nicht geben. Wie können die Monaden, da sie keine Seiten, keine Theile, Größe und Figur haben, einander berühren, damit zusammengesetzte Dinge daraus werden, deren Theile zusammenhängen? Diesen Schwierigkeiten suchte man auf mancherlei Weise auszuweichen. Einige machten einen Unterschied zwischen metaphysischer und mathematischer Ausdehnung, und sprachen den Monaden nur die erstere zu, indem es sich ja nicht denken lasse, daß eine Substanz existire, ohne einen Raum einzunehmen und mathematisch ausgedehnt zu seyn; in einem solchen Raume ließen sich wenigstens Aufentheile denken, in denen auch vielleicht verschiedene Substanzen seyn könnten, obwohl jetzt nicht sind. Oder man konnte sich die Monaden immerhin als ausgedehnt denken, nur nicht so, daß man einen oder einige Reale theile von ihnen absondern wolle; sie wären genau Eins und durch Absonderung eines Theils würde die ganze Monade vernichtet werden. Kant endigte diesen Streit, indem er auf die Amphibolie der Reflexionsbegriffe vom Innern und Außern aufmerksam machte. Diese Amphibolie entsteht überhaupt durch Verwechslung des empirischen Verstandesgebrauchs mit dem transcendentalen. Leibnizens Monaden entstanden, indem er das Innere der Körper suchte, und nachdem er dies in dem Einfachen, als der Grundlage alles Innern, gefunden zu haben glaubte, dieses Innere bloß im Verhältniß auf den Verstand vorstellte. Das Innere dieses Zustandes konnte nun nicht in Ort, Gestalt, Berührung oder Bewegung bestehen, weil dies äußerliche Verhältnisse sind. Folglich blieb diesen Substanzen nur der Zustand der Vorstellungen übrig, und sie waren nichts anders als Vorstellungskräfte, wodurch sie eigentlich nur in sich selbst wirksam sind und den Grund-

stoff des ganzen Universums ausmachen mußten. Diese einfachen Wesen waren bloße intelligible Gegenstände, dahingegen die zusammengesetzten, die Materie, Erscheinungen waren. Leibniz fehlte, indem er das bloß Intelligible, bloß für den reinen Verstand Gehörige als Erscheinung behandelte. Das Intelligible aber wird nicht durch ein sinnliches, sondern durch ein intellectuelles Anschauungsvermögen erkannt, in dessen Ermangelung wir von dergleichen Gegenständen gar nichts wissen können.

Monadelphia, s. Pflanzen.

Monaldeschi, s. Christine, Königin von Schweden.

Monandria, s. Pflanzen.

Monarchie. Mit dem Worte Monarchie wird die Herrschaft eines Einzigen bezeichnet, im Gegensatz von Aristokratie oder Demokratie, oder von Republik im Allgemeinen, oder diejenige Regierungsform, in welcher die oberste, d. h. vorzüglich die executive Gewalt, in der Hand eines Einzelnen, oder einer physischen Person vereinigt ist, diese jedoch in der Ausübung derselben sich durch den Zweck und das Wohl beschränkt. Ist dies nicht der Fall, so entsteht als Ausartung der Monarchie Despotie oder Despotismus (s. d. Art.) Die Monarchie selbst wird wiederum verschieden eingetheilt: 1. nach dem Umfange der obersten Staatsgewalt, in unumschränkte, wo zwar der Monarch an Grundgesetze gebunden ist, aber die drei Zweige der obersten Gewalt, die legislative, richterliche und executive Macht, alle in seiner Hand vereinigt, und in beschränkte Monarchie, wo der Monarch die oberste Gewalt, vorzüglich die legislative Macht mit dem Volke theilt, wobei die Nation durch ihre Repräsentanten entweder eine beratende, oder entscheidende Stimme üben kann; oder 2. nach der Ordnung der Thronfolge, entweder in erbliche Monarchie, und zwar erblich entweder nur in dem Mannstamme, oder auch in der weiblichen Linie, so wie es durch Hausordnungen oder durch Verträge bestimmt ist, oder in Wahlmonarchie, von der Polen die letzte der Art in Europa war, oder endlich in gemischte Monarchie, wo die Thronfolge zum Theil von der Geburt, zum Theil von der Wahl abhängt: so z. B. in Rußland, vor der Successionsordnung Pauls I., so noch jetzt in der Türkei. Unter allen Regierungsformen befördert die Monarchie am meisten den Frieden im Innern, so wie dieselbe am meisten Kraft besitzt, sich durch schnell ausgeführten Willen nach außen zu behaupten. Aber die Herrschaft des Einen artet auch leicht in unumschränkte Willkür — Despotie — und Eroberungssucht nach außen hin aus. Die Beschränkungen durch Constitution, Wahlcapitulation, Landstände, Epochen u. befördern, wo die öffentliche Meinung mächtig geworden ist, aber gewähren nicht Sicherheit vor der Willkür, und die Trennung der legislativen und executiven Gewalt ist kein absolutes Sicherheitsmittel. So gewährt die Monarchie die größten Vortheile — wenn in ihr die Achtung des Rechts auf dem Throne und im Volke herrschend ist.

Monat bezeichnet im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um den ganzen Himmel. Da der Umlauf des Mondes aus mehreren Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehrere Arten von Monaten. Betrachtet man den Mond, wie er seinen Lauf aus der Gegend irgend eines in seiner Nähe stehenden Fixsternes beginnt, bis zu der Zeit, wo er wieder in derselben Stellung gegen jenen Fixstern gesehen wird, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes um den ganzen Himmel ist der siderische Monat.

Laufzeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den periodischen Monat. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, ist der synodische Monat. Der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische Monat. Kein einziger dieser fünf verschiedenen Monate bleibt sich gleich, sondern die Dauer von allen ist bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt sich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwischen der größten und kürzesten eines jeden Monats das Mittel hält. Und war bestimmt auf diese Weise folgende

| | | | | | | | | |
|---------------------------|----|------|----|---------|----|------|----|------|
| den siderischen Monat auf | 27 | Tage | 7 | Stunden | 43 | Min. | 12 | Sec. |
| den periodischen | — | — | 27 | — | 7 | — | 43 | — |
| den synodischen | — | — | 29 | — | 12 | — | 44 | — |
| den Knotenmonat | — | — | 27 | — | 5 | — | 6 | — |
| den anomalistischen M. | — | — | 27 | — | 13 | — | 18 | — |

Außer diesen Mondenmonaten gibt es aber auch einen Sonnenmonat, welcher daraus entstanden ist, daß man den Mondwechsel mit dem scheinbaren jährlichen Umlauf der Sonne in Verbindung gebracht hat. Man nahm wahr, daß ungefähr zwölf Monate auf einen Sonnenumlauf gingen und rechnete den Sonnen- oder synodischen Monat, der eigentlich 30 Tage 16 Stunden 29 Minuten und 37 Sekunden beträgt, theils zu 30, theils zu 31 Tagen. — Noch erwähnen wir des Erleuchtungsmonats, welcher die Periode in sich schließt, bei welcher der Mond nach dem Neumonde zuerst (erleuchtet) wieder erscheint bis zu demselben Zeitpunkt, und welcher in den Neumond, das erste Viertel, den Vollmond und das zweite oder letzte Viertel zerfällt. — Da nächst Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist, und die regelmäßige Wiederkehr derselben sich sehr bald bemerklich macht, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch üblichen Namen der Monate rühren von den Römern her, welche mit dem März anfangen, daher auch der Name September, October, November, December, der siebente, achte, neunte, zehnte Monat des Jahres. Numa soll die beiden ersten Monate des Jahres, Januar und Februar, hinzugefügt haben. Carl der Große soll statt dieser Namen, die jetzt weniger üblichen deutschen, i. B. Christmonat, Hornung u. erfunden haben.

Monboddo (J. Burnet L.), ein schottischer Lord, der durch seine Aeltermutter mit der berühmten Familie der Douglas verwandt war, und meistens auf seinem ererbten Sitze zu Monboddo lebte. Er zeichnete sich durch viele wissenschaftliche Kenntnisse und das Studium der Alten, unter denen besonders Homer sein Lieblingschriftsteller war, noch mehr aber durch die Behauptung vieler paradoxen Sätze, die ihn gar häufig zum Gegenstand der Conversation machten, aus. Er war ein Zeitgenosse Goldsmiths, Garricks, Warburtons, Fergusons, Johnsons u. s. w., und hatte mit dem letztgenannten berühmten Manne, obwohl er in Hinsicht seiner Meinungen mit ihm in stetem Widerspruche lebte, eine so große Aehnlichkeit, daß der bekannte Schauspieler Foote, der zu seiner Zeit in dem unbestrittenen Besitze des Ruhms war, sehr treffende und witzige Vergleichen zu machen, ihn nur eine elzevirische Ausgabe des Johnson zu nennen pflegte. Unter andern behauptete Monboddo, daß das Daseyn eines jeden Dinges möglich sey, mit Einem

Worte, daß Alles, was denkbar ist, auch in der Wirklichkeit gefunden werden könne. Johnson äußerte einst in einem Cirkel gelehrter Freunde, er wolle darüber nicht streiten; er hätte es nicht für möglich gehalten, einen Monboddó zu finden, und gleichwohl sey er da. Ein so großer Antagonist Johnson übrigens von des Lords Sätzen war, ließ er sich doch auf seiner Reise, die er im J. 1774 nach den östlichen Inseln unternahm, bereden, einen Besuch bei demselben abzustatten, und schied mit einer vortheilhaften Meinung von ihm. Er erwähnt dieses Besuches in seiner Reisebeschreibung mit den wenigen Worten, daß die Gesellschaft des Lords eine hinreichende Schadloshaltung auch für einen weitem Umweg gewesen seyn würde. Auch im Deutschen ist Monboddó's *Wert on the origin and progress of Language*, Lond. 1773 — 94, 8 Voll. 4. durch den Auszug von Schmidt, Riga 1784 — 85. 2 Bde. 8. bekannt. DH.

Mönchslatein, s. Philologie.

Mönchswesen findet man schon in der vorchristlichen Zeit. Die Neigung zum einsamen Leben entstand mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen. Bessergehinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, suchten in der Einsamkeit einen Schutz gegen das andringende Böse. Ob Henoch, der Repräsentant der sechsten Generation nach Adam, weil er ein göttlich Leben führte, nicht der erste Einsiedler gewesen sey, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem stillen, zur Unthätigkeit und Contemplation geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten orientalischen Philosophie, deren Tendenz zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menschen büßen, und nach einer alten, im ganzen Orient verbreiteten Idee die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiatischen Alterthume (vergl. d. Art. Gymnosophisten), und jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brahma, Fo, Lama und Mahomet bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Congessen, Talapoinen, Bonzen und Dervische, deren Schwärmereien und unsinnige Büssungen mehr heilige Schauspiele und Mittel des Betruges als Früchte der Frömmigkeit sind. Auch das alte hebräische Volk hatte solche Gottgeweihte in seinen Nasiräern, denen Moses besondere Rechte zugestand, und das Leben der Essäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jesu in Palästina und Aegypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus der Welt, und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwalten sieht. Denn unter den Christen, deren Religion an sich schon die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen scharf bestimmt, und überdies seit dem 3ten Jahrhundert mit gnostischen und neuplatonischen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geschwängert wurde (vergl. d. Art. Heilige), fing das einsame Leben schon im vierten Jahrhundert an, Beifall zu finden. Seit dem fünften Jahrhundert tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannichfaltigen Ramifikationen ausbildete und bis ins 17te Jahrhundert an Einfluß auf Sitten und Glauben und an politischer Geltung gewachsen ist. Ueber die

Entstehung, Ausbreitung, Oekonomie und metahistorische Bedeutung des
 christlichen Abtumswesens s. die Art. Klöster und geistliche Orden. E.
 Moncey (Mon. Am. Jean de), vormalig Herzog von Conigliano
 und franz. Reichsmarschall, ist 1754 zu Besançon geboren, und hat
 sich früh dem Militär gewidmet. Schon 1773 diente er im Regiment
 Conti, ging dann unter die Marechaussée, unter die Nassau-Siegenen
 Volontairs, ward 1791 Capitain, erzielte schnell die höhern militärischen
 Grade, und wurde zur Armee der West-Pyrenäen geschickt, deren Ober-
 befehl er zuletzt erhielt. Den 17ten Oct. 1794 schlug er die Spanier
 zwischen l'Ecumberg und Villa-Nova, und endigte den Feldzug mit
 glücklichem Erfolg. Im J. 1796 ging er als Divisionsgeneral zur
 Rheinarmee und von dieser nach Italien, wo er das Commando eines
 Armeecorps mit dem Generalleutnants-Titel erhielt. 1801 ward er
 erster Generalinspector der National-Gendarmen, und 1804 Reichs-
 marschall und Großkreuz der Ehrenlegion. In den Jahren 1808 und
 1809 commandirte er in Spanien mit abwechselndem Glück. Als Na-
 poleon 1814 Paris verließ, ernannte er Moncey zum Major-General
 der pariser Garde, was er bis zu dessen Sturz blieb. Den 11ten April
 gab er seine Zustimmung zur Thronveränderung bei der provisorischen
 Regierung ein. Ludwig XVIII. machte ihn zum Staatsminister, St.
 Ludwigsritter und Pair von Frankreich. Da er aber 1815 die Pair-
 stürze auch von Napoleon annahm, traf ihn die Verordnung vom
 14ten Juli: er ward aus der Liste der Pairs gestrichen. Wegen seiner
 Weigerung, dem Kriege über den Marschall Ney zu präsidiren,
 hat ihn der König seines Marschallgrades entsetzt. Seitdem lebt er
 auf seinem Schlosse zu Ham.

Moncrif (François-Augustin Paradis de), geheimer Secre-
 tar des Grafen von Clermont, Vorleser der Königin, Mitglied der
 Academies zu Paris, Nancy und Berlin, war 1687 zu Paris geboren
 und starb 1770. Ein scharfsinniger Geist, eine einnehmende Bildung,
 eine sanfte und gleiche Gemüthsart, verbunden mit der Gabe, gut zu
 lesen, angenehm zu singen und ein Madrigal zu dichten, erwarben ihm
 früh eine Menge von Freunden. Er wußte sich Zuneigung und Achtung
 der Großen zu erwerben, indem er den Stolz, der ihre Eigenliebe kränkt,
 eben so wohl als ein kriechendes Betragen, welches Verachtung er-
 zeugt, zu vermeiden verstand. Ludwig XV. gab ihm die Erlaubniß, am
 Hofe zu erscheinen, die er Voltaire, dessen schneidenden Blick er fürch-
 tete, versagte. Wenige Menschen waren so dienstfertig und gaben so
 gern, wie Moncrif. Er ernährte und erzog seine armen Verwandten,
 ohne sich ihrer je zu schämen. Die vorzüglichsten seiner Werke sind:
 Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire, eine angeneh-
 me, nicht unbedienstliche Anleitung in der Kunst, in der Gesellschaft zu
 gefallen, wiewohl d'Alembert ihn nicht mit Unrecht tadelt, daß er in
 ein System habe dringen wollen, was allein die Natur lehren kann.
 Auch gefiel der Verfasser selbst keineswegs überall. Der Dichter Rot-
 mochte ihn nicht leiden, und als sich Moncrif einst mit dem Grafen von
 Clermont veruneinigt hatte, versfertigte dieser folgendes Epigramm auf
 ihn:

Opprobre du corps littéraire,
 Mauvaise auteur de l'art de plaire,
 Tu n'en es pas à l'alphabet;
 Clermont te l'a bien fait connoître,
 Le premier point dans un valet,
 C'est de savoir plaire à son maître.

Monarch fand den *Q*
ter Mai einmal auf
seinem Fuch. Bei
sein Fuch schlug sei
ne Erhebung von *E*
mit geschlagen wurde

minet, pour de valours; wodurch aber immer nachdrücklich angedeutet
wurde, nur noch weiter zu schlagen; 2. *Les ames vivantes*, ein ange-
nehmlicher kleiner Roman; 3. *Les Amantes*, ein mittelständiges Lustspiel;
4. *Fables diverses*, unter welchen man die Romane und die Erzäh-
lung, *Rapportement laurier*, besonders auszeichnet. 5. Verschiedene
Abhandlungen, die man in seinen vermischten Werken (*Ouvrages misc.*
1798. Paris. 2 Voll. 8.) findet; 6. *L'histoire des choses*, eine Fing-
erzählung, die gegenwärtig vergessen ist. Außerdem hat er verschiedene kleine
Erzählungen für das Theater geschrieben.

Was wir von dem Mond vorzugsweise den die Erde begleitenden
Erdboden. Gleich den übrigen Planeten verändert er täglich seinen
Stand unter den Fixsternen am Himmel, und binnen einem Monat
läuft er seinen Umlauf um den ganzen Himmel von West gegen Ost
zurück, während er zugleich unter dem äusseren Einfluss der
täglichem ständigen Bewegung von Morgen gegen Abend steht. Das
sind verschiedene Gestalten ist unter dem Art. Mondphasen die
Erde. Es ist sehr zu bemerken, dass sich der Mond um die Erde
bewegt. Die Erde liegt jedoch nicht im Mittelpunkt der Mondbahn.
Weil der Ellipsoid gerade durch den einen Winkel von $5\frac{1}{2}^\circ$ Grad. — Der
Mond ist unter allen Himmelskörpern der uns am nächsten steht; sein
Entfernung aber ist, da die Erde nicht im Mittelpunkt seiner
Bahn liegt, und die Mondbahn, wie alle Planetenbahnen, kein Kreis,
sondern eine Ellipse ist, nicht immer gleich. Man bestimmt seine mitt-
lere Entfernung auf ungefähr 38 Erddurchmesser oder $31\frac{1}{2}$ geographi-
sche Meilen. Bei jedem seiner Umläufe um die Erde kommt er zweimal
in die Erdbahn (Perigäum) und einmal in die Erdferne (Apogäum).
Je nachdem der Mond der Erde näher oder entfernt ist, erscheint
auch sein Durchmesser, besonders wenn man ihn durch Ferngläser be-
trachtet, größer oder kleiner. In der mittlern Entfernung beträgt das
Bild 30 Minuten und 9 Sekunden. Der wahre Durchmesser des Mon-
des wird nach astronomischen Berechnungen auf $3\frac{1}{3}$ Mal kleiner als
der Erddurchmesser bestimmt. Hieraus lässt sich leicht berechnen, dass
der Mond 14 Mal weniger Oberfläche und einen 80 Mal geringeren
Materiellen Inhalt habe, als die Erde. Ergiebt man den Durchmesser des
Mondes auf 1719 geographische Meilen, so beträgt der Durchmesser des
Erdballs etwa 846 solcher Meilen. In Beziehung seines Umlaufs
beweist man große Ungleichheiten. Derselbe währt von der letzten
Umlaufung, d. h. Abreise der Sonne in seinen veränderlichen Stand
langen gegen die Erde der. Erst nach Newton's Beschreibung des Ein-
flusses von der allgemessenen Schwerkraft hat sich diese mehr auf. Lobbed
Wapen lieferte die ersten genauen Mondmessungen, welche den wahren
Ort des Mondes für jede Zeit durch 13 verschiedene Ablesungen des
auf 1 Minute anzeigt. Da der Mond seine periodischen Um-
läufe (Monat) in 27 Tagen 8 Stunden, oder, genau gerechnet, in 27
Tagen 7 Stunden 43 Minuten 8 Sekunden zurücklegt, so durchläuft er,
nach einer mittlern Bewegung gerechnet, täglich 13 Grad 10 Min. 16
Sekunden seiner Bahn, welcher in jeder Jahrtausende 3,36 pariser Fuß
beträgt. — Nach der doppelten Bewegung, mit welcher sich der Mond

um unsere Erde und nebst dieser um die Sonne dreht, hat er noch eine Wirt, nämlich um seine Axe. Er vollendet dieselbe während der Umlaufzeit um die Erde einmal, wie daraus erhellt, daß der Mond uns immer einerlei Seite zukehrt. Die Ursach dieser Gleichheit der Zeit zwischen Umlauf und Umdrehung findet Newton darin, daß die der Erde zugekehrte Seite des Mondes wegen der größern Nähe von der Erde stärker angezogen werde als die abgewendete, und daher nach dieser Richtung eine länglichere Gestalt annehme. Indes hat man doch wahrgenommen, daß sich die der Erde zugekehrte Mondfläche periodisch etwas verrückt, weil die in ihrer Wirtte sichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr südwärts, auch öfters bald mehr ostwärts, bald mehr westwärts treten. Diese Erscheinung hat man das Schwan-
 len des Mondes der Breite und Länge nach genannt. Von beiden sind die Ursachen durch die Astronomen untersucht und entdeckt worden.

Unter allen Himmelskörpern kennen wir die Nähe am genauesten. Daß er ein due von der Sonne empfangt, sieht man an seinen Schatten, besonders aber aus den verschobenen Stellen. Schon das bloße Auge entdeckt auf der Mondfläche mehrere Flecken (Mondflecken), welche die Helligkeit merklich auszeichnen, und in den hellern Theilen an der Gränzlinie beträchtliche Unebenheiten erblicken, welche man sehen muß. Die mehrjährigen Beobachtungen derselben außer allem Zweifel, sogar die Höhen der Mondberge zu bestimmen, ist dieser unermüdbliche Forscher dazu be-
 als man nur wünschen kann. Er maß die Höhen und Thäler, nach dem Licht und nach dem Schatten, den sie werfen, er fuß hoch, mithin höher als den höchsten Berg der Erde. Die großen dunkeln Flecken des Mondes sind die großen dunkeln Flecken des Mondes, die Gränzlinie der Erleuchtung durchschneiden, die Hervorragungen, das. Hieraus folgt, daß es Ebenen sind, deren Oberfläche, welche das Sonnenlicht weniger empfangt, ist sehr ungewiß und wird dadurch die großen großen Einsenkungen und die Einsenkungen deutliche Spuren von verschiedenen Schichten bemerkte, welche die verschiedenen Bilden. Schröter, der die Durchmesser von 30 Fuß bis 100 Meilen hat viertheil geographische Meilen hat. So oft konnte man die Höhen der Thäler auf 6000 Fuß untersuchen und beschreiben. Einen Thaler auf der Erde findet man auf dem Mond keine Spur von Flüssen. Die zusammengefaßten wahrscheinlichen Vermuthungen sind: die Einsenkungen aber nicht betrachten er als Crater, die durch die Ausdehnungen veranlaßt wurden. Die großen Thäler zerstreut in fern, wo man sieht. Auch nahm er Veränderungen an

welche vulkanischen Ursprungs zu seyn scheinen. Aus allem scheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen sey, die ihre allmähliche Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Monds Oberfläche noch von heftig brennenden Vulkanen und von Erdbeben aufgerissen und angeschwemmt wird, wie dies ehemals mit unsrer Erde ebenfalls geschehen seyn mag. Man hat die wahrscheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unsern Tagen zur Erklärung des seit einigen Jahren so viel Aufsehen erregenden Steinregens benutzt und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallen mineralischen Massen bei heftigen Explosionen der Mondvulcane auf unsre Erde geworfen worden wären. (Vergl. Meteorsteine.) Der Hirt Endymion soll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerst den Lauf des Mondes und dessen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten der Mond für den kleinsten unter allen Planeten, und für den nächsten bei der Erde; sie mußten, daß er ein verborgenes Licht habe, bestimmten schon die periodische Wiederkehr der Mondphasen mit vieler Richtigkeit, und leiteten schon die Mondfinsternisse vom Schatten der Erde her. Daß der Mond bewohnt sey, soll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verfasser des unter seinem Namen vorhandenen Gedichts vermutet, und Pherecydes von Syros, ein Zeitgenosse des Servius Tullius, die Umlaufszeit desselben bestimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menschen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, dessen Entfernung von der Erde, und wußte, daß er sein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge sichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere.

Mondeirkel, Mondcyclus, s. Cyclus.

Mondenjahr, s. Jahr.

Mondfinsterniß, s. Finsternisse.

Mondflecken, s. Mond.

Mondkalt wird die falsche Frucht genannt, die nicht zum selbstständigen Leben gelangt, und daher auch nicht gehörig ausgebildet wird, selten nur irgend Spuren von menschlicher Gestalt zeigt. Sie entstehen ohne Beischlaf, wenn die Geschlechtstheile oft gereizt wurden, oder nach demselben, wenn er aus irgend einem Grunde, der im Manne oder in der Frau liegen kann, nicht gehörig kräftig wirkte, oder wenn bald nach der Empfängniß Hindernisse der Bildung des Fötus entgegenwirken. Sie verursachen Zufälle, welche mehr oder weniger, bisweilen eine so große Aehnlichkeit mit der wahren Schwangerschaft haben, daß sie nicht einmal davon unterschieden werden können; nur nimmt der Leib schneller am Umfange zu, und die Ernährung des Körpers wird gestört; öfters kommen auch Blutflüsse, krampfartige Beschwerden von dieser Ursache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten endlich wehenartige Zusammenziehungen des Uterus ein, und diese schaffen nicht selten unter manchen Beschwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutstürzen die falsche Frucht fort. Eine noch lang andauernde Schwäche, und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben gar oft zurück.

Mondphasen, oder Mond- und Lichtgestalten, sind die abwechselnden Gestalten der erleuchteten Mondscheibe. Sie rühren von der Stellung her, welche der an sich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich sehen wir den Mond zu gewissen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten sichelförmig, bald als halbe Scheibe und endlich ganz erleuchtet. Wenn sich der Mond zwischen der Sonne und Erde befindet, d. h. mit der Sonne in Conjunction steht, so wendet er

leine: unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm sehen. Diese Mondgestalt heißt *Neumond*. Bald darnach entfernt sich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil seiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte sichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumonde ist er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erscheint ein Theil seiner erleuchteten Fläche in Sichelgestalt mit der convergen oder erhabnen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfernt sich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimmt seinen Weg immer mehr von Westen nach Osten, erscheint daher Abends immer weiter gegen den östlichen Horizont, und der erleuchtete sichelarmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr acht Tagen, vom Neumonde an gerechnet, ist er schon 90° von der Sonne entfernt, wenn diese untergegangen ist, und nun stellt er sich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar. In diesem Zustande wird er in den Calendern das erste Viertel oder die erste Quadratur genannt. So wie der Mond sich fortwährend von der Sonne entfernt, nimmt er immer mehr zu, d. h. sein erleuchteter Theil nähert sich immer mehr der Gestalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne gerade gegenüber steht und in vollem Lichte, aber als völlig kreisrunde Scheibe erscheint. In dieser Gestalt kehrt er seine erleuchtete Fläche uns zu und wir nennen ihn *Vollmond*. Zu dieser Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht und scheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wächst der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr, und heißt daher *zunehmender Mond*. Von dem Tage des Vollmonds abnimmt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengesetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten, Seite; zugleich nähert er sich der Sonne in eben dem Maße, wie er sich beim Zunehmen von ihr entfernte. Ungefähr 7 Tage nach dem Vollmonde ist er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erscheint er auf der linken Seite halb erleuchtet, welches in der Calendarsprache das letzte Viertel, oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieser Gestalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er sich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der sichelarmigen Gestalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt erscheint, geht immer später und immer mehr östlich auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne so nahe gekommen ist, daß er mit ihr in Conjunction tritt, und also der Neumond von neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmonds bis zum Neumonde heißt er der *abnehmende Mond*; der Neumond und das letzte Viertel werden auch *Spiagien*, und die ganze Erscheinung der Mondwechsel genannt. Sowohl vor als nach dem Neumond sehen wir auch mit bloßen Augen den dunkeln Theil der Mondscheibe durch ein blaßes Licht erleuchtet. Dieses rührt von der Erleuchtung der Erde her; denn gerade, wenn es am deutlichsten in die Augen fällt, ist bei uns die Sonne des Nachmittags noch nicht unter, und des Vormittags längst aufgegangen; daher den Mondbewohnern dann unsre Erde als erleuchtete 14 Mal größere Scheibe am Himmel erscheint, als der Mond sich uns darstellt.

Mondfleine, -f. Meteorfleine.

Mondsüchtig nennt man Personen, die, gewöhnlich mit einretendem Mondwechsel, im Schlafe aufstehn, gleichsam in einem abhasten Traume herumwandeln, und verschiedene Herrichungen vor-

nehmen, als wenn sie wirklich zu
während verschlossen; wo sie aber ei-
ne nicht damit, wie man durch
Wen hat Weisheit, daß ein solcher
des Nachts entstanden, in die Ge-
und ordentlich bezahlt hat, dann
sich in Verrücktheit hat; alles mit
auf gefährliche Höhen, z. B. zum
fingen, wo während sein Wunsch
sich wieder zurückzuführen. Wenn Nachkommen auf gefährlichen
Wegen wandern, soll man sie nicht mit Gewalt oder durch Gewalt
überdauern machen, weil sie dann leicht in der ersten Verwirrung
unabhängig sein können. Doch soll man ihnen, wenn sie sich selbst
geirrt haben, ein mit Wasser befeuchtetes Tuch vor das Gesicht legen, und
ihnen das Nachkommen abzugewöhnen, indem sie, sobald sie das
Fremdsichere auf das Tuch setzen, zur Fehlschätzung kommen, und die
Ferne zurückgehen. Die Mondbohrer hat ihren Grund in einer krank-
haften Verfassung des Nervensystems, vermehrt welcher ein außer-
ordentliches, wahrscheinlich vom Einfluß des Mondes verursachtes
schweres Schlafwachen kommt. S. d. Artikel Magenschmerz.

Mondbohrer, s. Mondbohrer.

Mondbohrer, s. Mond.

Mondwechsel, s. Mondbohrer.

Monge (S), Graf von Belgien, vorwärts Mitglied der fran-
zösischen Akademie der Wissenschaften, nachher des Institut, Erzieher
der der Zöglinge von der Marine für die Wissenschaft. Sein Vater
stammte, vornehmlich aber der Erziehung Condorcet erhoben ihn zu
ersten August 1799 zum Marschallmeister; zu gleicher Zeit bewährte
sich man ihn, das Ministerium des Krieges bis zur Kaiserin Person
zu verwalten. In dieser Eigenschaft unterzeichnete er den 17ten Januar
1803 den Befehl zur Errichtung Ludwig XVI. Den 1sten Februar
gab er seine Entlassung, allein den 17ten wählte ihn der Senat
weder, und Monge befehligte diese Stelle bis zum 10 April, wo er
sich auf eine entschiedene Weise mit der Erklärung zurückzog, daß er
sich diesem Posten nicht gewachsen fühlte. Doch erhielt er fortwäh-
rend in dem Jacobinclub und ward beifolgt 1794 Exceles und
Präsident desselben. Aber auch wieder in den politischen Kämpfen un-
nachlässig er die Wissenschaften nicht. Er wurde Professor der Ge-
ometrie an der Normalchule, und im Juli 1795 ernannte ihn der
Direktorium zu einem der sechs Comités, die nach Italien gehen
und der Auswahl der im Frieden mit dem Kaiser bedingten Hand-
schreiben und Kunstwerke werden mußten. Während dieser er sich un-
ähnlich an Bonaparte anschloß, der ihm bei verschiedenen Gelegen-
heiten Aufträge gab und ihn endlich 1800 in den Erziehungsrath
brachte. Im Jahr 1803 kam er sich auf Befehl des Direktoriums
nach Italien begeben, um die ständige Republik organisieren zu helfen
und im J. 1803 erhielt er die Ehrenbürger Ehre und wurde Mitglied
der Ehrenlegion. 1805 ernannte ihn Napoleon zum Vize-
könig von Frankreich, der Kaiser des Reichs aber setzte ihn außer Acht.

Mongolen. Die südlichen asiatischen Stämme an der Grenze
des heutigen Sibiriens waren der Stammsitz eines Volks, das sich
von dort aus über einen großen Theil der asiatischen und nördlichen
Hemisphäre verbreitet hat. Dieses weitverbreitete Volk hat die Mon-
golen, wichtig als Krieger und Götter. Die ihre Beschaffenheit

der Mongolen ist theils ganz unbekant, theils fabelhaft. Im neun-
 ten Jahrhunderte zogen an der Nordseite von China und Corea drei
 Völker umher, im Westen die Mong-u oder nachherigen Mongolen;
 weiter nach Osten die Kitanen und oberhalb Corea bis an das östliche
 Weltmeer die Niudschen oder Kin, die mit den Mandchu und Tangu-
 en überhaupt Ein Volk sind. Diese drei Völker, die sich nach und
 nach insgesammt zu großen herrschenden Nationen aufgeschwungen ha-
 ben, waren damals noch unbedeutend und schwach. Im zehnten Jahrhun-
 derte machten sich zuerst die Kitanen die beiden andern Völker, so wie
 auch die nördlichen Provinzen von China unterwürfig. Die Niudschen
 suchten sich aber bald mit Erfolge, wurden von den Chinesen zu Hilfe
 gerufen, und überwältigten nun sowohl diese als die Kitanen. Ein Theil
 dieser letztern zog hierauf westwärts und nahm von der Kleinen Bucha-
 rei Besitz, wo man sie seitdem Karakitanen oder Karakitajer nannte.
 Unterdeß herrschten die Niudschen über Nordchina und die Mongolen
 bis an das östliche Weltmeer. Die Mongolen waren in mehrere For-
 men getheilt, die, ungeachtet der Oberherrschaft der Niudschen, ihre eig-
 enen Chane hatten. Einer dieser kleinen Fürsten, Temudschin, trat un-
 ter dem Namen Dschingis-Chan als Weleroberer und Stifter ei-
 ner neuen Monarchie auf. I. Dschingisen, (seit 1206). Temudschin
 wurde, dreizehn Jahre alt, nach seines Vaters Tode (1176) Beherr-
 scher von 40,000 Familien. Die Uneinigkeit der übrigen Chane erleich-
 erte die Ausführung seiner Eroberungspläne. Als ein Gesandter Got-
 es begann er seine schreckliche Weltkürmerie, die zwanzig Jahre hin-
 durch dauerte, während welcher Zeit er von der Mongolei und von Chhi-
 na an bis in das vordere Asien, und in Europa bis an den Dnepr
 Länder verwüstete und Völker unterjochte. Der Tod machte 1227 sei-
 nen fernern Unternehmungen ein Ende (s. den Art. Dschingis-Chan).
 Dschingis hatte seinen Sohn Oktai zu seinem Nachfolger ernannt.
 Doch sowohl dieser Fürst als die drei ihm folgenden Regenten waren
 eigentlich nur die Großchane des ungeheuren Mongolenreichs, neben
 welchen ihre Brüder und Auserwählten in großen Landstrichen zu glei-
 cher Zeit als Fürsten, obwohl vom Großchanat abhängig, regierten.
 Oktai stürzte das Reich der Niudschen in China und unterwarf sich
 an; Nordchina; dann griff er Südchina an, während ein Theil seines
 Heeres nach Westen zog, und nachdem es die Tscherkassen und Althas-
 en unterjocht, in die Kaschkei, in Kasan und Bulgarien einaedrungen
 war, bis nach Moskau vordrang. Die meisten russischen Fürsten flüch-
 teten nach Polen und Ungarn, und überließen das muthlose Volk der
 raubhaften Willkür dieser kriegerischen Barbaren. Ganz Rußland, aus-
 ser Nowgorod, ward den Mongolen jüchbar, die, ohne die russischen
 Fürsten zu verdrängen, allenthalben Statthalter einsetzten. Auch Polen,
 Böhmen, Mähren, Ungarn, Slavonien, Bosnien, Serbien und Bul-
 garien wurden mit Raub und Mord heimgesucht. Zu derselben Zeit,
 als die Mongolen auf diese Weise in Europa wütheten, und den Krieg
 in Corea und Südchina fortkiteten, überschwebten sie auch Vorder-
 Asien mit ihren zahllosen Heeren. Oktai hatte den seldschukischen Sul-
 tan von Iconium vergeblich zur Huldigung auffodern lassen; jetzt ließ
 er ein starkes Heer durch Tscherkassen in Armenien einbrechen. Die
 Mongolen drangen bis in die Gegend von Arbela, gingen durch Nin-
 ize, näherten sich Bagdad, eroberten Erzerum, verwüsteten und unter-
 warften viele Städte und Gegenden in Klein-Asien, und machten (1242)
 an Sultan von Iconium zu ihrem Vasallen. Im folgenden Jahre
 zogen sie in Syrien ein und kamen bis Aleppo. Doch in eben diesem

Jahre starb Öltai, und sein Tod rettete Asien für eine Zeitlang und Europa für immer. Nach einem Zwischenreich von vier Jahren folgte Kajuf, dessen Kriegsrüstungen der Tod unterbrach. Sein Nachfolger Manlu vernichtete das Chalifat, und unterwarf den Sultan von Iconium und ganz Klein-Asien bis an die Meerenge von Constantinopel der mongolischen Herrschaft, während sein Bruder Koblai als Vizekönig in China den Krieg gegen die Song mit Nachdruck fortsetzte. Nach Manlus Tode (1259) ward Koblai zum Großchan gewählt. Dieser Fürst blieb aber in China und ward in Sitten und Kenntnissen ein Chineser. Seine Entfernung von den übrigen mongolischen Staaten, die sich vom östlichen Weltmeer bis an den Dnepr und das mittelländische Meer erstreckten, beschleunigte die Auflösung dieser ungeheuern Monarchie, welche jetzt in folgende noch immer sehr große Staaten zerfiel: 1. China, 2. Iran (Persien bis Vorder-Asien), 3. Dschagatai, 4. Kaptschal, 5. Turan. — II. Timuriden (seit 1369). Timur oder Tamerlan, ein naher Verwandter der Dschingisen, war Fürst zu Kesch bei Samarcand um die Zeit; als die Mongolen überall ohnmächtig und aus China ganz vertrieben waren. Seinen Entschluß, die verfallene Monarchie wiederherzustellen, führte er bald als mongolischer Weltverwüster, bald als mahomedanischer Schwärmer aus. Sein Reich nahm in der großen Bucharei, einem Theile des vormaligen Dschagatai, auf dem fast allein dieser Name jetzt ruhte, den Anfang. Bei den Uzbeken, die auf die Eroberung der großen Bucharei durch Loglus Timur folgten, kam er als ein Flüchtling in die äußerste Dürftigkeit; er, der zwanzig Jahre hernach die drei Erdtheile in Furcht und Jammer versetzte. Nach glücklichen Schicksalen erholte sich endlich Tamerlan wieder. Mit seinem Schwager Hussain verjagte er (1363) den Elias Chodschu, des Loglus Timur Sohn, der sich nach seinem Vater zum Großchan von Dschagatai aufgeworfen hatte, und ließ auf einem Reichstage den Rabul-schah zum Großchan wählen. Aber zwei Jahre nachher verlor Hussain das Leben, und noch in demselben Jahre (1369) wurde Tamerlan feierlich gekrönt. Ob er gleich wirklicher Herr von Dschagatai war, so ließ er doch immer noch Großchane aus Dschingischans Hark neben sich wählen. Nunmehr ward Tamerlan ein eben so gewaltiger Weltverwüster, als Dschingischau gewesen. Er fiel (1371) in Chowaresen ein, eroberte (1373) Kasgar, stürzte (1376) den Chan in Kaptschal vom Throne und setzte einen andern ein, nahm (1379) die Stadt Chowaresen ein, eroberte (1382) ganz Chorasau und (1383) Sedschistan, so wie sein Feldherr die Afghanen schlug und Candahar einnahm. Im J. 1384 fiel er in Persien ein und drang erobernd bis nach Armenien; 1388 züchtigte er die Aufrührer in Chowaresen, ging über den Euphrat, beehrte (1389 und 1390) alle Länder von Zli bis an den Irtysch, schlug (1391) den Chan von Kaptschal, kam bis an die Wolga und ging (1392) nach Samarcand zurück. Hierauf unternahm er einen neuen Feldzug in Persien, rottete die Ismaeliten aus, machte (1393) in Südpersien Eroberungen, nahm Bagdad und verschiedene andre Städte in Mesopotamien und Georgien, und (1395) Eiflis, die Hauptstadt von Georgien ein; drang durch Derbent in Kaptschal ein, züchtigte den Chan dieses Landes, rückte bis an den Dnepr vor, vernichtete Moskau, nahm Moskau ein, setzte dann (1396) seine Eroberungen in Georgien, so wie sein Sohn am persischen Meerbusen fort, und kam wieder nach Samarcand zurück. Im J. 1398 unternahm er einen Zug nach Indien bis über den Ganges und kam (1399) wieder zu Samarcand an, ging aber von da gleich wieder nach Georgien. Im J. 1400 schloß der Kaiser von Constanti-

10pel ein Bündniß mit ihm wider Bajazed. Hieraus fiel Tamerlan in das mameluckische Syrien ein, eroberte Aleppo, gewann (1401) die Schlacht bei Damask, nahm diese Stadt und noch einmal auch Bagdad ein, wandte sich wieder nach Georgien; drang in Natolien ein, schlug (1402) bei Ancre den Bajazed aufs Haupt, machte ihn zum Gefangenen und rettete dadurch Constantinopel; bemächtigte sich Natolien und zwang den Kaiser, den Sultan der Osmanen und der Ramurden zum Tribut; that (1403) noch einen Zug nach Georgien und begab sich (1404) wieder nach Samarcand, wo ihm ein Gesandter des Königs von Castilien Geschenke überreichte. Noch rüstete sich Tamerlan zu einem Zuge wider China, um daselbst die Herrschaft der Mongolen wieder herzustellen, als der Tod den alten Eroberer ins Grab riß. Die Timuriden (seit 1404) verloren durch ihre Uneinigkeit alle ihnen von Tamerlan hinterlassenen Länder wieder bis auf die Bucharei und Chorasan; und auch diese mußte (1498) Babur verlassen, der hierauf ins einem Flüchtlinge der Stifter des Staats der Groß-Mongolen im Hindostan wurde. — Jetzt gibt es nur noch Ueberreste der im 14ten Jahrhundert durch die Dynastie der Ming aus China vertriebenen Mongolen; sie stehen jetzt größtentheils unter dem mandschurischen Beherrscher dieses Reichs, ein kleinerer Theil aber unter Rußland. Letztere besahnen in der Statthalterschaft Irkutsk die Gegenden um die Selenge und beliefen sich 1766 auf etwas über 7000 männliche Köpfe.

Moniteur. Mit dem 28ten November 1793 entstand zu Paris eine Zeitung unter dem Namen der Gazette nationale ou le Moniteur universel, die sowohl über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechenschaft abulegen bestimmt war, und welche seitdem fortdauernd die wichtigste franz. politische Zeitung geblieben ist, vorzüglich seitdem sie am 7. Nivôse des Jahres VIII förmlich für ein offcielles Blatt erklärt ward. Seit dieser Zeit ist sie das einzige durchaus offcielle Blatt der Regierung geblieben. Unter ihrem ersten Namen erschien sie bis zum ersten Januar 1811, seit diesem Tage hat sie den Titel Gazette nationale weggesessen und nur den des Moniteur universel beibehalten. Die Begebenheiten von 1787 bis zur Eröffnung der Nationalversammlung sind nachmals in einer im Jahre IV (Paris Agasse. 2 Bd. in Fol.) erschienenen Introduction nachgetragen, auch erschien über das gesammte Blatt im Jahre IX (Paris Girardin. 2 Bde. Fol.) die Revolution françoise ou l'analyse complete et impartiale du Moniteur, par ordre chronologique und im folgenden Jahre ebendasselbst, gleichfalls in zwei Folioebänden, die Table alphabétique du Moniteur; leider gehen die Analyse sowohl als das Register nur bis zu Ende des Jahres VII. Nach dem Muster des französischen Moniteurs entstanden nachmals auch in dem verwandten Staaten offcielle Zeitungen unter demselben Titel, wie z. B. zu Neapel und an andern Orten; in Deutschland ist vorzüglich der westphälische Moniteur bekannt geworden. Der pariser Moniteur, von dem jeden Tag eine Nummer, einen großen Foliobogen stark, und nicht selten noch mit Supplementen versehen, erscheint, enthält in zwei Abtheilungen für das Innere und für die Fremde, nicht nur alle offcielle Verfügungen und Verordnungen der Regierung, Ernennungen, Absetzungen, Standeserhöhungen u. s. w., sondern auch diejenigen politischen Nachrichten, von denen die Regierung will, daß sie in Frankreich als offcielle Nachrichten angesehen werden sollen. Unter den Tagesblättern der neuern Zeit behauptete der Moniteur eine traurige Berühmtheit, man möchte ihn die Histoire scandaleuse von Frankreich und einem

großen Theil von Europa nennen. In dem Zeitraum von etwa 25 Jahren stellt er uns unter einer und derselben Nation das Gemählde des unbändigsten Volkswuths und des ärgsten monarchischen Despotismus dar, enthält zugleich die Geschichte des Untergangs des europäischen Gemeinwesens, der schamlosesten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundsätze, auf welche allein ein Staatensystem cultivirter Völker gebaut zu werden vermag. In jeder Rücksicht bleibt er eins der wichtigsten Actenstücke, und für den Geschichtschreiber der großen Catastrophe, welche Europa im Innern und Aeußern seit dem Anfange der französischen Revolution in allen seinen Theilen erlitten, unentbehrlich. Der Ton allein, der in diesem Blatte nicht nur gegen feindliche, sondern überhaupt gegen fremde Mächte herrscht, scheint uns in die barbarischen Perioden des Mittelalters zurückzuversetzen. Anders ist sein Geist jetzt. Cz.

Mont (George), Herzog von Albemarle, war 1608 zu Rothendge bei Torrington von angesehenen Aeltern geboren, und that sich in der Armee Carls I., Königs von England, hervor. Nachdem er von Fairfax gefangen genommen worden, und mehrere Jahre im Tower eingesperrt hatte, commandirte er ein Regiment gegen die catholischen Irländer. Nach Carls I. Hinrichtung befehligte er die Truppen Cromwells in Schottland. Er unterwarf dieses Land. In dem gegen Holland ausgebrochenen Kriege erfocht er 1658 einen Sieg gegen die holländische Flotte, wobei der Admiral Tromp blieb. Nach Cromwells Tode im J. 1658 ließ Mont den Sohn desselben, Richard, zum Protector proclamiren. Carl II., der Monts Denkart kannte, schrieb an ihn und forderte ihn auf, für ihn thätig zu seyn. Sogleich beschloß Mont, diesen Fürsten wieder auf den Thron zu setzen. Er nahm in geheim seine Maßregeln, stellte sich im J. 1660 an die Spitze einer ihm ergebenen Armee, zerstreute die noch übrigen Anhänger Cromwells, zog in London ein, wo er das Parlament auflöste und ein andres versammelte, und sein Vorhaben bekannt machte. Man nahm ihn mit Enthusiasmus auf. London erklärte sich zu Gunsten Carls. Mont ließ ihn zum König proclamiren und ging ihm nach Dover entgegen. Der dankbare Carl ernannte ihn dafür zum General seiner Armee, Großkammerherr, Staatsrath, Schatzmeister und Herzog von Albemarle. Mont fuhr fort, dem Könige die wichtigsten Dienste zu leisten, bis im J. 1679 der Tod seiner Thätigkeit ein Ende machte. Er wurde in Westminster beerdigt. — Seine politischen und militärischen Beobachtungen, in lateinischer Sprache geschrieben, haben keinen besondern Werth. Seine Gemahlin, ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse, hat Poesien hinterlassen, die in Ansehung der Harmonie und eines glücklichen Ausdrucks gutgewählter Gedanken nicht ohne Verdienst sind. Sie wurden nach ihrem Tode herausgegeben.

Monochord, ein mit einer Saite (wovon auch der Name herührt) bezogenes, inwendig hohles Instrument, ungefähr $2\frac{1}{2}$ Elle lang und $\frac{1}{4}$ Elle breit, worauf vermittelst des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemessen werden kann. Diese Saite nannten die Alten den **Canon**. Es pflegt ein solches Monochord auch mit drei oder vier Saiten bezogen zu werden, um nach genau abgemessener Länge jeder Saite den Grundton mit seiner vollen Harmonie zu haben, so wie man auch dasselbe, um des bessern Klanges willen mit einem Resonanzboden und mit Tasten zum Anschlagen versieht. Der Gebrauch dieses Instruments, dessen Erfindung dem Pythagoras zugeschrieben wird, dient besonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Ab-

und weniger als einen halben Ton beträgt (s. Intervall), wiewohl hier theilweis die durch Verrückung abgedachter Stiege hervorgebrachte Theilung der Saiten und die daraus entstehende Berechnung mehr dem Verstande einzuleuchten, als durch ihren merkwürdigen Abstand von Höhe und Tiefe dem Gehör fühlbar zu werden scheint. — Uebrigens führt auch die sogenannte Trompette marine den Namen Monochord.

Monodrama ist seines künstlerischen Charakters wegen, sowohl von Seiten der Poesie als der Musik, durchaus eins und ebendasselbe mit Melodrama (s. d. Art.) und Duodrama. Das Melodrama ist dann ein Monodrama, wenn es von einer, und ein Duodrama, wenn es von zwei Personen dargestellt wird. In poetischer Hinsicht wird die Schwierigkeit, dem Melodrama ein wahrhaft dramatisches und bis zum Ende stets steigendes Interesse zu geben, bei dem Monodrama, in welchem die ganze Handlung nur auf eine einzige Person beschränkt ist, um so bedeutender und fast unübersteigbar, weil, wie wir bereits im Artikel Melodrama gezeigt haben, man sich genöthigt gesehen hat, dieser Gattung Schauspiele statt der activen dramatischen Handlung eine bloß passive lyrische Stufenfolge von Empfindungen und Gefühlen unterzuwerfen, bei welchen man wenigstens in etwas für die Entbehrung des eigentlichen dramatischen Interesses entschädigt wird, wenn die Darstellung dieser Empfindungen in sich selbst consequent und nicht mit den Erfahrungen, die uns die Psychologie an die Hand gibt, in offenbarem Widerspruche befangen ist. Was übrigens in Hinsicht des Interesses, welches diese Gattung Dramen zu erwecken vermag, für oder gegen dieselbe anzumerken seyn dürfte, haben wir im erwähnten Artikel Melodrama ausführlicher darzuthun versucht, weswegen wir hiemit auf jenen verweisen.

Pq.

Monogamie, s. Polygamie.

Monogramm (signum, manus propria, chifre, Namenszug, Handzeichen) ist, im eigentlichen diplomatischen Sinne genommen, eine Figur, welche alle (oder auch nur einige) einzelne Buchstaben eines oder mehrerer, den Namen, Titel &c. bezeichnender Worte, in verschiedener Ordnung gestellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen erschiednen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteste, und der in Urkunden, in welchen sich nicht nur geistliche und weltliche Fürsten, sondern auch Magistratspersonen und Notare ihrer bedienten, der jüngste war. Das erste bis jetzt bekannte Monogramm in Urkunden ist vom ostgothischen König Theodorich (493-526); ihr beständiger Gebrauch aber wurde erst durch Karls des Großen Beispiel, der sich ihrer bediente und ihnen eine schönere Gestalt gab, eingeführt, und erhielt sich in allen den Ländern, welche zum ehemaligen großen Frankenreiche gehörten, mehrere Jahrhunderte, bis er vom 12ten Jahrhundert an wegen des veränderten Geschäftsgangs abkam. Am längsten erhielt er sich in Deutschland, wo er erst 1495 auf dem Reichstage zu Worms endlich abgeschafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieser Art ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit, und bildet daher einen besondern Theil der Diplomatik. Späterhin hat man dieses Wort auch auf alle und jede Namenschriften, Züge und sonstige Zeichen, mit welchen Künstler, vorzüglich Maler und Kupferstecher, ihre Arbeiten bezeichnen, übergetragen. Eine sehr schätzbare, wiewohl bei weitem noch nicht vollständige, Sammlung, Abbildung und Erklärung der letztern

findet sich in Joh. Friedr. Christs Anzeige und Auslegung der Monogrammatum zc. Leipzig 1747, 8. A - 2.

Monolog heißt in der Schauspielkunst diejenige Rede, welche ein Schauspieler für sich selbst spricht, und ist dem Dialoge, in welchem sich mehrere Personen unterreden, entgegengesetzt. Da es in den Dramen Situationen geben kann, wo die handelnden Personen diejenigen Gedanken, welche sie unter sich selbst nicht äußern dürfen, dennoch zu erkennen geben müssen, um einen nothwendigen Zusammenhang in die Begebenheiten zu bringen; so haben sich die Dramatiker in der Nothwendigkeit gesehen, die Monologe zu erfinden, um auf diese Weise das Stück und die Zuschauer in Verständlichkeit mit einander zu setzen. So lange in unsrer Aesthetik noch diejenige Kritik vorherrschend war, welche sich die eigentlich materielle, quantitative Wahrscheinlichkeit zum Gesetz gemacht hatte, war man geneigt, den Monologen, an sich selbst und im Ganzen genommen, ungehört den Stab zu brechen, ob man gleich nicht umhin konnte, diesen oder jenen berühmten Monologen, wie z. B. dem im Hamlet, nothgedrungen seinen Beifall zu schenken. Es war nämlich nichts Ungewöhnliches, jene Kritiker bei Verwerfung der Monologe von dem Grundsatz auszuhehn zu sehn, daß niemand im wirklichen Leben geneigt seyn dürfte, eine fortgesetzte, Seiten lange Unterredung mit sich selbst zu halten, und daß nur der höchste Grad von Leidenschaftlichkeit im Stande wäre, gleichsam aus dem Uebermaße der Empfindungen ein Paar Worte unbewußt aus sich selbst hervorzustoßen. Dabei haben nun jene Kritiker allerdings nicht bedacht, daß es doch wahrlich der Natur ihr Recht nicht nehmen heißt, wenn man die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele vorgehn, sich auch durch die Zunge aussprechen und versinnlichen läßt, da sie in der Natur bestimmt dasselbe gethan haben würden, wenn ihnen von außen her die Veranlassung dazu gegeben worden wäre. Nun ist aber die Nothwendigkeit, vermöge welcher man geeignet ist, seine Empfindungen durch Worte auszudrücken oder sie in sein Herz zu verschließen, keine unbedingte (in welchem Falle allerdings die Kunst nicht das Gegentheil davon unternehmen dürfte), sondern im eigentlichen Verstande eine durch ganz lockere äußere Veranlassungen bedingte Nothwendigkeit, und es ist gerade die Pflicht jeder künstlerischen Bestrebung, an die Stelle des Bedingten, welches in der Natur, die nach keinen Kunstgrundsätzen verfährt, allerdings vorhanden seyn darf, das Streng-Unbedingte, das Kriterium alles dessen, was künstlerisch ist, zu setzen. Obgleich also die Monologen, streng genommen, als Monologen in der Natur nicht vorhanden sind, so können sie doch füglich ein Gegenstand der dramatischen Kunst werden, weil die zufällige Veranlassung, jemanden neben sich zu haben, dem man seine Gedanken mittheilt, nicht wohl über die Möglichkeit, sie sich selbst mitzutheilen, ein Verbot aussprechen sollte. Und so ist es denn auch wirklich. Die dramatische Kunst muß einmal von außen her zur Verständlichkeit des Publikums, dann aber auch zweitens in wahrhaft künstlerischem Sinne sich der Monologe bedienen, um ihre möglichsten Zwecke zu erreichen. Wenn wir aber damit die Möglichkeit und selbst unerlässliche Stutthaftigkeit der Monologe darguthan zu haben glauben, so wollten wir nichts desto weniger keineswegs in Abrede seyn, daß die gewöhnlichen dramatischen Schriftsteller einen argen, wahrhaft Ekel erregenden Mißbrauch mit den Monologen treiben, und daß sie bei ihnen zum wahrhaften Lückenbüßer ihrer Talentlosigkeit und Geistesarmuth dienen. Denn es scheint allerdings leichter zu seyn, einige unbedeutende, mit nichts in Verbindung stehende und sich auf

nichts bestehende Ausrufe zu ersinnen und diese einer dramatischen Person in den Mund zu legen, als den Inhalt eines Gesprächs, in welchem der Austausch und der Wechsel der gegenseitigen Ideen doch eine Art von freier Kunstbehandlung voraussetzt, zu erfinden. Da nun auch diese Monologe, in so fern ihnen nämlich die äußere, so nothwendige Abwechslung entzogen ist, im Ganzen genommen, nicht das Vergnügen erwecken können, welches durch den eigentlichen Dialog erreicht werden kann; so folgt daraus, daß auch selbst die genialsten Dramatiker sich derselben nur weiser Sparsamkeit zu bedienen und denselben, wenn sie nun einmal Statt finden sollen, die nothwendigste Zweckmäßigkeit und den möglichsten innern Zusammenhang zu geben haben, um nicht aus ihnen außerwesentliche Dinge zu schaffen, die mit nichts in Verbindung stehen und zu keinem andern Zwecke dienen, als den Zuschauer den Zusammenhang und das Interesse an der Darstellung verlieren zu lassen und also zu angweilen. Es sind einige Monologe vorhanden, welche zu Mustern dienen können, wie man dergleichen Scenen zu behandeln habe; wir kennen davon den berühmten Monolog, „Seyn oder nicht seyn,“ aus Hamlet, und die beiden bekannten Monologe der Jungfrau von Orleans und der Marie aus den beiden schillerschen Stücken gleiches Namens. In künstlerischer Hinsicht dürfte vielleicht noch zu erinnern seyn, daß der Inhalt des Monologs, um das gehörige Interesse des Publicums zu erregen, mehr dramatischer als lyrischer Natur seyn müsse. Pg.

Monomotapa, ein Kaiserthum, welches den nördlichen Theil der Küste Sena in Afrika ausmacht. Es ist im Innern fruchtbar, wiewohl es große Gebirge hat. Die Einwohner sind Neger, von mittlerer Größe, aber behend und kriegerisch. Der Monarch gebietet über mehrere benachbarte Fürsten, war aber ehemals noch weit mächtiger als jetzt. Es begriff zu Anfang des 16ten Jahrhunderts die Staaten Quiteve, Manica, Sabia und Inhavana. Mongas, das ehemals auch dazu gehörte, ist längst getrennt. Sofala fiel 1507 davon ab. Monomotapa hat eine Zeitlang an Abessinien Tribut bezahlt. Im J. 1570 entdeckten die Portugiesen die Bergwerke von Manica und 1641 besetzten sie einen Theil des Reichs um den Cuama. Es ist nächst Sofala die reichste Goldgrube für die Portugiesen, die daher auch daselbst eine ganze Reihe von Niederlassungen haben. Das wichtigste Volk in Monomotapa sind die Mosikani, welche nicht kriegerisch sind. Von Städten und Bildern findet man keine Spur bei ihnen.

Monopole. Darunter versteht man die, jemanden vom Staate ertheilte, Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden sonst öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufacturen und Fabriken. Sie können nur auf gewisse, bestimmte, oder, wie man sagt, auf ewige Zeiten gelten. Erstere lassen sich in gewissen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelszugs sehr wohlthätig wirken, eben so wie neu anzulegende Fabriken, oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichtesten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorsicht gebraucht werden. Letztere sind immer höchst ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbetreibenden, die sie ausschließen, sondern gegen alle übrigen Staatsbürger, und wirken sehr verderblich auf den Nationalreichtum eines Landes.

Monophysiten heißen die Anhänger derjenigen Partei unter
VI.

den Christen, die nach dem im 5ten Jahrhundert aufgetretenen und besonders in Aegypten geltenden Sprachgebrauche nur eine Mensch gewordene göttliche Natur in der Person Christi annahm und die Orthodoxie dieses Sprachgebrauchs auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 440 zu behaupten mußte. Ihr Anführer Eutyches, ein einjähriger Archimandrit zu Constantinopel und alle, die ihm nachbeteten, wurden dagegen auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt. Doch konnte durch die, noch jetzt im Occident geltende Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo zwei Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Substanz vereinigt seyen, der Streit nicht ausgemacht werden. Der asiatische und ägyptische Clerus war meist monophysitisch gesinnt, dagegen der occidentalische den chalcedonischen Beschluß verfocht. Des Kaisers Zeno 482 erlassene Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, sie zu versöhnen, und nach langen oft blutigen Kämpfen über diese verschiedenen Ansichten mußte die orthodoxe Kirche sich es gefallen lassen, daß die Monophysiten sich förmlich von ihr absonderten. Es gibt daher noch jetzt unter den orientalischen Christen vier monophysitische Parteien: die Armenier, Jacobiten, Kopten oder ägyptischen Christen und die Abyssinier (vergl. d. Art.). Verwandt mit diesem Streite war die im Anfang des 7ten Jahrhunderts angeregte Frage, ob die in Christo vereinigte Gottheit und Menschheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entstand ein Zank, den der Kaiser Constant durch seine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen suchte. Die Bestimmung der trullanischen Kirchenversammlung zu Constantinopel 680, daß zwei Willen in Christo wirksam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheliten, so nannten sich die Anhänger der Lehre von einem Willen, zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Ueberresten die Secte der Monotheliten (s. d. Art.) sich bildete. K.

Monothéismus, die Annahme und Verehrung eines einzigen Gottes, entgegengesetzt der Vielgötterei (**Polythéismus**). Die ältesten Urkunden der Schrift (die Bibel), und die Ueberlieferungen der ältesten Völker lassen uns diese Religion als die älteste und ursprüngliche betrachten. Die mosaische Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Wesen über den drei andern Hauptgöttern, welche gleichsam nur als die drei Hauptkräfte des einen höchsten Gottes angesehen werden, nämlich dem Parabrama, den sie durch alle Prädicate der Gottheit sehr rein und vollkommen schildert. Auch die Chaldäer glaubten außer dem Lichte, welches sie der Finsterniß gegenüberstellten, noch an ein höheres, unentstandenes Licht, das ewig, allmächtig, weise und gütig ist, und aus welchem erst das körperliche Licht hervorging. Die Perser stellten über ihrem Ormuzd und Ariman noch den Mithras, als höchsten Gott, ein beseligtes und verständiges Feuer, dessen Strahlen durch die ganze Welt strömen, und in der Sonne als ihrem Mittelpunkte concentrirt sind. Deo soli et invicto Mithrae war die Aufschrift an seinem Tempel. Selbst die Aegypter hatten an ihrem Sictou ein höchstes Grundwesen, wenigstens für ihre geheime Religion. Alle diese verschiedenen Mythologien führen unter dem Heere von Göttern, womit sie Himmel und Erde bevölkern, immer irgend einen Höchsten, mehr oder weniger bestimmt gezeichnet, stets aber vor allen übrigen ausgezeichnet, auf. Ueberall aber sehen wir in diesen Mythologien die Götter sich erst allmählig vermehren, so wie der Mensch sich im-

ner weiter von der einfachen und ursprünglichen Offenbarung in die Vielheit der sinnlichen Anschauung verlor. Aber auch abgesehen von diesen historischen Andeutungen, so ist der Mensch zur Wahrheit bestimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit schon voraussetzt, in seinen Ueberzeugungen das Ursprüngliche und Erste, weil sie einfach ist, und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchstrahlt. In der Auffassung der Wahrheit aber verirrten sich die Menschen, wenn sie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken versuchten. Ersteres war die frühere in der alten Welt verbreitete, Verirrung, weil sich Sinn und Phantasie früher zur Herrschaft erheben, und daraus entsprang der in der alten Welt herrschende Polytheismus, Abgötterei und Götzendienst, der in der Vergötterung des Körperlichen, als dem durchgreifenden Charakter des Heidenthums, sich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, sondern durch Zeugungen, wie selbst nach der griechischen Mythologie, Alles entstand; die Verschiedenheit aber des Polytheismus richtete sich nach der Verschiedenheit der Naturschauung und des Charakters der Nationen. Aber auch in diesen Verirrungen konnte die Wahrheit nicht ganz verschwinden. Spuren derselben erblicken wir in den oben angeführten Thatsachen, in der Aufrichtung der Altäre für unbekannte Götter, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidnischen Philosophen, z. B. eines Plato, und vieler Hätern Platoniker, des ägyptischen Philosophen Psammon, der, nach Plutarch im Leben des Alexander, die mit dem Christenthum ganz übereinstimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menschen sey, der sich die besten derselben zu seinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir in der Geschichte der Hebräer, welche trotz mannichfaltiger Verirrungen, zu welchen sie durch das umgebende Heidenthum hauptsächlich veranlaßt worden, dennoch die Ueberlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufzubewahren bestimmt waren, bis sich aus ihrer noch etwas unherzigen Ansicht von dem Jehovah, den sie größtentheils nur als Stammesgott des erkornen Volkes betrachteten und verehrten, der reinere und umfassendere Monotheismus des Christenthums entwickelte, welcher die herrschende Religionsansicht in der neuern Welt wurde.

T.

Monotonie (aus dem Griechischen). Unter diesem Worte versteht man eigentlich die Einförmigkeit des Tons in der mündlichen Rede, oder den Mangel an Modulation der Stimme, welche nach der Verschiedenheit der Gegenstände und der Affecte verschieden seyn muß. Dieser Fehler findet sich bei Individuen wie bei ganzen Nationen, und ist gewöhnlich eine Folge der Unbiegsamkeit der Sprachorgane, oder eines Mangels an Lebhaftigkeit des Gefühls. So wirft man Individuen und ganzen Völkern Monotonie vor, wenn man sagt, daß sie in einem singenden oder schneidenden oder gezogenen und geraden Tone reden. Wenn die Monotonie in dieser Bedeutung schon in der gewöhnlichen mündlichen Rede eine unangenehme Erscheinung ist, so ist sie ein noch weit auffallenderer und widrigerer Fehler in der eigentlichen mündlichen Beredsamkeit. Unter den politischen, gerichtlichen, geistlichen Rednern, Schauspielern und Declamatoren fallen die Kanzelredner bekanntlich bei uns am häufigsten in den Fehler der Monotonie. In Frankreich verspottete man vor der Revolution deshalb sehr häufig die Parlements-Advocaten, denen man eine gewisse conventionelle Monotonie in ihrem mündlichen Ausdrucke vorwarf. Dieser Fehler fällt am mei-

gen auf, wenn er sich in der Einseitigkeit der Stimme beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigne Erscheinung ist es, daß alle Kinder in ihren ersten Leseübungen sich gleichsam von Natur zur Monotonie hinneigen. — In einer andern hier von abstrahirten, nicht mehr physischen, sondern geistigen Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Monotonie in den schönen Künsten und Wissenschaften eine gewisse Einseitigkeit der Manier, die sich in der Behandlung der Gegenstände offenbart. Auch in diesem Sinn hat man sowohl ganzen Nationen als einzelnen Künstlern und Schriftstellern Monotonie vorgeworfen. Im Grunde gibt es äußerst wenige Schriftsteller, welche nicht dieser Vorwurf trafe, indem äußerst wenige jene Vielseitigkeit — nicht etwa der Kenntnisse oder Talente, denn diese Art der Vielseitigkeit ist häufig — sondern jene Vielseitigkeit des Genies besitzen, mit der man allein eine gewisse Monotonie vermeiden kann. So häufig also im Grunde die Monotonie ist, so wird sie bei dem Künstler und Schriftsteller von einem einseitigen Genie interessant, während sie nur ein Fehler bei denjenigen ist, die ohne Genie auf gewisse Lieblingsbilder, Lieblingsausdrücke, Lieblingswendungen, auf eine gewisse Lieblingsmanier immer wieder zurückkommen. Man hat auch ganzen Nationen und einzelnen Gattungen ihrer schönen Literatur Monotonie vorgeworfen, z. B. der französischen Tragödie. Allein bei keiner Art des Urtheils sollte man vorsichtiger seyn, als bei dieser, indem unendlich viel Geist, Geschmack und genaue Kenntniß einer fremden Literatur dazu gehört, um Vorwürfe dieser Art nur zu erörtern, ohne sich in den Augen der gebornen Kenner dieser Literatur lächerlich zu machen.

Monsieur, ein Titel, welcher ohne Zusatz dem ältesten oder einzigen Bruder des Königs von Frankreich gegeben wird. Auch der König wird von seinen Kindern und Enkeln mit Monsieur angeredet.

Monsigny (Pierre-Alexandre), den man den französischen Sacchini nennen könnte, ist 1729 in der vormaligen Provinz Artois geboren. Sehr jung kam er nach Paris, wo seine Verwandten ihn für das Finanzfach bestimmten. In einem Alter von neunzehn Jahren wurde er in den Rechnungsbureau der Geistlichkeit angestellt, aber das in ihm nur schlummernde Genie für die Musik erwachte plötzlich, als er einer Vorstellung der *Serva Padrona* von Pergolesi beizuohnte. Er beschloß, sich der Musik ausschließlich zu widmen, und studirte die Composition unter Giannotti. Schon nach fünf Monaten entließ ihn sein Lehrer als einen Schüler, der ausgelernt habe. Aber wie sehr erkannte Giannotti, als der Jüngling ihm beim Abschied seine Oper, *Les aveux indiscrets*, zeigte, die er, ohne ihm ein Wort zu sagen, componirt hatte. Giannotti, der diese Arbeit prüfte, erkannte trotz vielfältiger Fehler den Stempel des Genies darin, und bat Monsigny inständig, ihm ein Geschenk damit zu machen. Der Verfasser wollte aber nicht darein willigen; drei Jahre nachher (1759) brachte er seine Oper gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Aufgemuntert durch den ihm zu Theil gewordenen Beifall, gab er im Jahr 1760 *Le Maître en droit* und *Le Cadi dupé*. Die niedliche Oper, *On ne s'avise jamais de tout*, welche 1761 erschien, vollendete die musikalische Revolution auf dem Theater de la Foire, welches damals den Namen der italienischen Oper annahm. Monsigny verfertigte hierauf gemeinschaftlich mit Sedaine folgende Werke, welche der glänzendste Erfolg gekrönt hat: *Le Roi et le Fermier*; *Ross et Colas*; *Allée, reine de Golconde*; *L'île sonnante*; *Le Déserteur*; *Le Faucon*; *Félix ou l'enfant trouvé*. Mit Favart hatte er 1775 gegeben *La belle Arsène*. — Am 22sten September 1798, als am Republikanischen

der französischen Republik, genoß Monfignu, nebst Eberuhini, Lesuene und Martini die Ehre, daß er auf dem Marsfelde als ein ausgezeichnetster Tonkünstler erst vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen wurde. Indes würde dieser öffentliche Beweis von Achtung ihm in seiner durch die Revolution verursachten miflichen Lage wenig Trost gewährt haben, wäre nicht die Bitte damit verbunden gewesen, eine Pension von 2400 Liores auf Lebenszeit anzunehmen. Im J. 1800 erhielt er nach Piccini's Tode dessen Directorstelle am Conservatorium zu Paris.

Monstranz, das Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wohl auch mit Edelsteinen besetzt, in welchem bei den Catholiken die geweihte Hostie aufbewahrt, und welches in dem Tabernakel des großen Altars verschlossen wird. (S. Messe.)

Montague (Marie Worthley), die älteste Tochter Evelyns, Herzogs von Kingston, war im Jahr 1690 zu Pierre-Pont geboren, erhielt eine classische Erziehung und erlernte sehr jung das Griechische, Lateinische und Französische. Im Jahr 1712 vermählte sie sich mit Lord Edward Worthley und folgte ihm nach Constantinopel, wohin er als Gesandter ging. Während einer Abwesenheit ihres Gemahls kam sie auf den Einfall, sich in den Harem des Großherrn einführen zu lassen; sie erhielt diese Gunst unter der Bedingung, daß Ahmet III. sie als Favoritsultantin behandelte. Sichtbare Zeichen verriethen bald dem Lord Worthley ihre Unbesonnenheit. Der bisherigen Eintracht zwischen beiden Gatten folgte gegenseitige Abneigung. In Constantinopel hatte sie ihrem dreijährigen Sohne, dem nachmals so berühmten Sonderling Edward Worthley Montague, die Blattern einimpfen lassen; bei ihrer 1718 erfolgten Rückkehr führte sie die Impfung in England ein, und wurde so eine Wohltäterin des Menschengeschlechts. Einige Zeit darauf erhielt sie von ihrem wißvergünstigten Gemahl ein Jahrgeld von 5000 Pfund mit der Erlaubniß zu reisen. Sie besuchte Italien, wo sie größtentheils lebte, und kehrte von dort erst 1751 zurück. Sie starb 1762. Im J. 1763 erschienen die Briefe, welche sie während ihres Aufenthalts in der Türkei und auf ihrer Reise dahin geschrieben hatte, in 3 Bänden, wozu 1768 noch ein vierter Band kam. Diese interessanten Briefe empfehlen sich durch Lebendigkeit der Darstellung und Schönheit des Stils in einem hohen Grade, und wurden bald in die meisten gebildeten lebenden Sprachen übersetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts ist jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden. Eine vollständige, sehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady Montague hat vor kurzem ihr Enkel, der Marquis Bute, herausgegeben. Sie führt den Titel: *The letters and other works of the right honourable Lady Mary Worthley Montague, now first published from her original manuscripts, under the direction of the most noble, the Marquis of Bute u. s. w.* 5 Bände. Die alten Briefe nehmen darin zum dritten Theil ein. Die neuern jetzt zuerst bekannt gemachten, sind von den Jahren 1739 bis 1760 geschrieben. Ueberall verräth sich die Frau von gebildetem, und man kann sagen, männlichem Geiste, überall fällt sie scharfe und bestimmte Urtheile. Wie wenig es ihr an gelehrten Kenntnissen fehlte, beweisen die meisten ihrer Briefe; nie aber runkt sie damit. Daß der Umgang einer solchen Frau gesucht wurde, ist wohl natürlich; sie stand auch wirklich mit den schönen Geistern ihrer Zeit, vorzüglich mit Pope, in genauen Verhältnissen. Aber die anglische Freundschaft verwandelte sich in bittere Feindschaft, wozu die persönliche Betanlassung nicht genau bekannt ist. Wahrscheinlich lag

ein Hauptgrund in Pope's Kleinlicher, sehr relibaren Eitelkeit, und in der Verschiedenheit der politischen Meinungen. Uebrigens enthält jene, mit vielen Facsimiles von den Handschriften berühmter Männer gezeigte Ausgabe auch mehrere Briefe von Pope, die aber, so wie überhaupt die Briefe dieses in anderer Hinsicht vorzüglichen Schriftstellers, tief unter denen der Montaigne stehn, welche die ihrigen gar nicht einmal zum Drucke bestimmt hatte. Dagegen sind die Gedichte der Letztern, und alles das, was die andre Hälfte des 5ten Bandes in der neuen Sammlung ausmacht, von keiner Bedeutung.

Montaigne (Michel de Montaigne, oder vielmehr), war 1538 auf dem Schlosse gleiches Namens in Périgord geboren. Sein Vater, Pierre Eyquem, Herr von Montaigne, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, wandte auf seine Erziehung ganz besondere Sorgfalt. Schon seine Kindheit verrieth die glücklichsten Anlagen und sein Vater bildete sie auf alle Weise aus. Sobald der Knabe nur sprechen konnte, übergab er ihn einem Deutschen, der beständig lateinisch mit ihm sprach, so daß er diese Sprache schon in einem Alter von sechs Jahren vollkommen verstand. Man unterrichtete ihn darauf im Griechischen ebenfalls auf eine Weise, daß ihm jede Anstrengung und Beschwerlichkeit dabei erspart wurde. Sein Vater trieb seine Aufmerksamkeit für ihn bis aufs äußerste; er ließ ihn des Morgens nur durch musikalische Instrumente wecken, in der Meinung, daß das plötzliche Wecken dem Geiste der Kinder nachtheilig sey. Montaigne bewies dagegen überall die zärtlichste Verehrung für das Andenken seines Vaters. Er bewahrte sorgfältig die Möbeln, die er im Gebrauch gehabt, und trug, wenn er ritt, einen Mantel, der ihm angehört hatte, „nicht,“ wie er sagte, „aus Bequemlichkeit, sondern aus Wohlgefallen. Ich glaube mich in ihn zu hüllen.“ In einem Alter von dreizehn Jahren hatte er seine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Crouchy, Buchanan und Muret beendigt. Seine Fortschritte unter den gelehrten Männern mußten sehr schnell seyn. Sein Vater hatte ihn für den richterlichen Stand bestimmt, und verheirathete ihn mit Françoise de La Chapaigne, der Tochter eines Parlamentsraths von Bordeaux. Montaigne bekleidete einige Zeit ein ähnliches Amt, gab es aber, aus Abneigung dagegen, auf. Kenneniß des Menschen war das Studium, das ihn vor allem anzog. Um ihn genauer zu beobachten, ging er auf Reisen. Er besuchte Deutschland, die Schweiz, Italien, und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom, wo er 1581 war, beehrte man ihn mit dem Titel eines römischen Bürgers. Im Jahre darauf wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt, und die Bewohner dieser Stadt waren mit seiner Verwaltung so wohl zufrieden, daß sie ihn 1584 an den Hof sandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Ohne Zweifel wurde er bei dieser Gelegenheit von Carl IX. mit dem Bande des St. Michaelsordens, ohne daß er, wie er sagt, darum angehalten hatte, geschmückt. Nach verschiednen Geschäftsreisen kehrte er endlich auf sein Schloß zurück, um sich dort ganz der Philosophie zu widmen. Indes wurde hier seine Ruhe durch die bürgerlichen Unruhen zuweilen gestört. In seinen letzten Jahren litt er an Schmersen und Rheumatismen, aber sein Haß gegen die Aerzte und ihre Kunst, und sein Vertrauen auf die Heilkraft der Natur waren Ursach, daß er hartnäckig jede ärztliche Hilfe von sich wies. Er starb 1592. — Montaigne hat sich in seinen Versuchen selbst geschildert, aber er gesteht darin nur einige leichtere Gebrechen und Fehler ein, womit Mancher sich sogar brühet. Er gibt zum Beispiel zu, daß er indolent und träge sey, daß er ein sehr

natürliches Gedächtniß habe, daß er allen Zwang hatte. Er schmeichelte sich, die Menschen zu kennen, und glaubte, sie besser in der Freude eines Festes als in dem Ernst einer Rathsversammlung zu erkennen. Gewöhnliche Freunde möchte er nicht haben, aber an ausgewählten Freunden hing er mit Leidenschaft. Er suchte die Vertraulichkeit mit unterrichteten Männern, deren Unterhaltungen, wie er sich ausdrückt, sont teints d'un jugement mûr et constant, et mêlés de bonté, de franchise, de galeté et d'humilité. Auch liebte er den Umgang mit schönen und sitzlichen Frauen, wiewohl man dabei ein wenig auf seiner Hut seyn müsse, besonders derjenige, setzte er hinzu, en qui le corps peut beaucoup comme on moi. Die Phantasie betrachtet er als eine reiche Quelle von Uebeln. „Der Landmann,“ sagt er, „hat kein andres Uebel, als das wirklich vorhandene; ein Anderer hat oft den Stein schon im Kopfe, ehe er noch in den Nieren ist.“ Ueber die Erziehung hatte er Ideen, die man in unsern Tagen wieder in Anregung gebracht hat, so wie manche andre, ohne daß man ihn genannt hat. Er wollte, daß sich die Freiheit der Kinder auf das Moralische und Physische erstreckte. Das Einwickeln und Einbindeln sah er als schädlich an. Er meinte selbst, daß wir, wenn wir daran gewöhnt würden, aller Kleider entbehren könnten. Er tadelte eine so genaue Lebensweise, wodurch der Körper unfähig werde, Beschwerden zu ertragen. Seine Ansichten über Gesetzgebung und Rechtsverwaltung haben seine Zeit aufgeklärt und der unsrigen genützt. Er dringt auf mehr Einfachheit in den Gesetzen und Formen. Er bemerkt sehr richtig, daß die Gesetze oft durch ihre Strenge unnütz und schädlich werden. „Wie viel Verurtheilungen,“ ruft er aus, „habe ich gesehn, die verbrecherischer waren als das Verbrechen!“ Seine fast immer nachgiebige und nachsichtige Moral war dennoch in einzelnen Punkten sehr streng. Die speculative Philosophie verwarf er. „Was für ein Philosoph ich auch seyn mag, ich will es anderwärts seyn,“ sagte er, „als auf dem Papier.“ Er hatte den Vorsatz, nicht sein Alter, sondern sein ganzes Leben seinen Vorschriften gemäß einzurichten; und er beabsichtigte nicht „den Zopf eines Philosophen an den Kopf und an den Körper eines Laugenichts zu heften.“ Aufrichtig genug sagte er von sich selbst: „Ich bin zuweilen verständig, zuweilen libertin, zuweilen wahrhaft, zuweilen Lügner; keusch, schamlos, dann freigebig, verschwenderisch und geizig, und das alles, je nachdem ich mich drehe.“ Ein besonderes Vergnügen fand er darin, den Menschen in Kindern und unverdorbenen Landleuten zu beobachten und zu studiren. Eben so weit entfernt von denen, die alles für ungewiß, wie von denen, die alles für gewiß halten, gefällt er sich, Möglichkeiten statt Behauptungen aufzustellen, und seinen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten. Seine Devise war nach dem damaligen Gebrauch: Quo sais - je? — Das Hauptwerk Montaigne's sind seine Essais, die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Die Schreibart ist allerdings weder rein noch correct, weder genau noch edel; aber sie ist einfach, lebhaft, fest, energisch. Große Gedanken werden naiv ausgedrückt, und diese Naivität gefällt. Man gewinnt den Charakter des Verfassers lieb, man hört ihn gern, unterhält sich gern mit ihm, und folgt seinen verschiedenen Meinungen. Ein geistreicher Dichter hat ihn in folgenden Versen geschildert:

Plus ingénu, moins orgueilleux,
 Montaigne sans art, sans système,
 Cherchant l'homme dans l'homme même,
 Le connoit et le peint bien mieux.

Montaigne ist vielleicht der ungeschwungenste Schriftsteller, den man finden kann; er hat einige Einfälle über einen Gegenstand, und schreibt sie nieder, aber wird er dadurch auf irgend einen andern Gedanken geführt, der mit jenen nur in der leisesten Berührung steht, so verfolgt er diesen, kehrt zu seinem Gegenstande zurück und verläßt ihn aufs neue, oft ohne darauf zurückzukommen. Er berührt alles, was ihm aufsteht; unaufhörlich schweift er ab von seinem Wege, und mit Recht sagt Balzac, daß er einem Führer gleiche, der in der Irre geht, der uns aber in anmuthigere Gegenden führt, als er versprochen hat. Man kann von ihm sagen, was Quintilian in einem andern Sinn vom Seneca sagt: *Dulcibus abundat vitis* (er ist voll anmuthiger Fehler). Da nur ein feiner Sinn Montaigne richtig zu würdigen vermag, so hat es ihm nicht an Tadeln gefehlt; aber die gütigsten Zeugen haben sein hohes Verdienst anerkannt. „Welche schreiende Ungerechtigkeit,“ sagt Voltaire, „zu sagen, daß er nur die Alten commentirt habe? Er citirt sie zur rechten Zeit, und das thun die Commentatoren nicht; er denkt, und diese Herren denken nicht; er stützt seine Gedanken auf die Gedanken der großen Männer des Alterthums; er beurtheilt, er bestreitet sie; er unterredet sich mit ihnen, mit seinem Leser, mit sich selbst; immer originell in der Art, wie er die Gegenstände schildert, immer voll Phantasie, immer darstellend, weiß er, und das liebe ich, stets zu zweifeln. Uebrigens möchte ich wohl wissen, ob er von den Alten entlehnt hat, was er über unsre Moden, unsre Gebräuche, über die fast zu seiner Zeit entdeckte neue Welt, über die Bürgerkriege, deren Zeuge er war, über den Fanatismus der Secten, die Frankreich zerrütteten, sagt.“ La Harpe beurtheilt ihn noch gründlicher. „Montaigne hatte viel gelesen,“ sagt er, „aber er verbreitete seine Gelehrsamkeit über seine Philosophie. Nachdem er die Alten und Neuen gehört hatte, fragte er sich, was er davon denke. Die Unterredung war ziemlich lang. Er mißbraucht zuweilen die Freiheit zu sprechen, und verliert den aufgestellten Punkt der Untersuchung aus dem Auge. Er citirt aus dem Gedächtniß, und macht von einigen Stellen, die er anführt, eine gezwungene oder falsche Anwendung. Er beschränkt zu sehr die Grenzen unsrer Kenntnisse von verschiedenen Gegenständen, die später Erfahrung und Verstand nicht unzugänglich gefunden haben. Dies, glaube ich, ist alles, was man an ihm tadeln kann; aber wie sehr wird es von dem Lobe aufgewogen, das ihm gebührt. Als Schriftsteller hat er der französischen Sprache eine Energie aufgedrückt, die sie vor ihm nicht besaß, und die nicht gealtert hat, weil sie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiste der Sprache angemessen ist. Als Philosoph hat er den Menschen geschildert, wie er ist. Er lobt ohne Schmeichelei, und tadelt ohne Haß. Er hat einen Charakter von Redlichkeit, den man nirgend sonst findet. Man glaubt nicht ein Buch zu lesen, sondern einer Unterhaltung beizuwohnen; er überzeugt, weil er nicht lehrt. Er spricht oft von sich, aber auf eine Weise, um uns mit uns selbst zu beschäftigen. Er ist weder eitel, noch heuchlerisch, noch langweilig; drei schwer zu vermeidende Dinge, wenn man von sich selbst spricht. Er ist nie trocken; allenthalben ist er mit seinem Herzen, mit seiner Besinnung, und welche Masse von Gedanken über alle Gegenstände! welcher Schatz von Verstand! welche vertraute Mittheilungen, wo seine Geschichte auch die unsrige ist! Glücklich, wer seine eigne in dem Capitel von der Freundschaft findet, das den Namen von Montaigne's Freund unsterblich gemacht hat.“ — Außer den Essais verdienen noch seine Voyages einer Erwähnung. Es ist viel Anziehendes und Unter-

haltendes darin, und man ist dem Herausgeber für die B
 chung Dank schuldig, wenn auch das Ganze die Spuren vo
 ser Flüchtigkeit an sich trägt.

Montalembert (Marc-René, Marquis de), gebore
 goulême im Jahr 1714, trat mit seinem achtzehnten Jahre i
 mee, machte den Feldzug von 1736 mit, und zeichnete sic
 Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Dafür empf
 nige Zeit nachher die Compagnie der Gardes des Prinzen vo
 Nach dem Frieden widmete er seine Ruße den Wissenschaften
 trat er in die Akademie. Er hat die Memoiren dieser Gesells
 einer Menge von Aufsätzen bereichert, die sich eben so sehr di
 Ideen, als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichn
 J. 1750 ging er nach Angoumois und Périgord, wo er zun
 der Schiffskanonen sehr bequeme Oefen einrichtete. Während
 benährigen Kriegs war er von Frankreich bei den russischen u
 dischen Heeren angestellt. Nachher wurde er nach Bretagne
 der Insel Oleron geschickt, welche letztere er nach seinem E
 festigte. Besonders wendete er bei den Belagerungen von Hann
 Braunschweig seine Neuerungen mit Erfolg an. Im J. 177
 auf der Insel Aix ein hölzernes Fort erbauen, das durch Fest
 Vollkommenheit in Erstaunen setzte. Durch Aufwand hatt
 Vermögensumstände zerrüttet, und mußte im J. 1790 sein Gi
 goumois verkaufen. Es wurde ihm in Assignaten bezahlt, und
 er den Rest seiner Tage in Dürftigkeit verleben. Als ein Anh
 Revolution hatte er 1789 der Nationalversammlung die Penst
 lassen, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt
 Er bot mehrere Male den verschiedenen Gesetzgebungsörp
 beiten an; erschreckt jedoch durch die Fortschritte der Revolu
 er mit seiner Gattin nach England. Gleich darauf verließ er
 kam in dem stürmischen Zeitpunkt nach Paris zurück, und n
 einige Zeit verhaftet. Nachdem er seine Freiheit wieder erlan
 ließ er seine Scheidung aussprechen und verheirathete sich w
 Jahr 1795 erwähnte der Convent seiner Art défensif supérie
 offensif auf ehrenvolle Weise und bewilligte ihm Aufmunterun
 Jahr 1796 geschah ein Gleiches von Seiten des Rathes der
 bert in Ansehung seiner Werke. Er starb 1802, nachdem er
 vorher ein Mémoire sur les affûts de la Marine im Institut
 hatte. Er hat auch Réflexions sur le siège de Saint-Jean d
 chrieben. Außer den verschiedenen Memoiren oder Corresponda
 es généraux et les ministres depuis 1757 jusqu'en 1761, ei
 en Werke über die perpendiculäre Befestigung, und der Art
 hat Montalembert auch einige kleine Komödien, La Statue,
 ère de qualité, La Bohémienne, ferner Erzählungen und
 hinterlassen, die eine heitere Phantasie verrathen.

Montblanc, in Savoyen, südöstlich von Chamouni, ist
 unter allen europäischen Bergen, indem er sich 14,676 Fuß
 Oberfläche des mittelländischen Meers erhebt. Seit dem J.
 Saussure einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg auf d
 lanc zu finden, waren viele vergebliche Versuche gemacht wor
 1786 gelang es dem Dr. Pacard und Jacques Bolma; im
 Jahre bestieg ihn Saussure selbst und stellte verschiedene Beob
 an; einige Andre sind ihm noch gefolgt, indeß sind die Sch
 en ungeheuer. Der höchste Gipfel des Montblanc ist ein sch

den, ungefähr sechs Fuß breit, nach Norden steil abgeschnitten, nach Süden aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromedare genannt.

Montecuculi (Raimund von), geboren im Modenesischen im J. 1608 von angesehenen Aeltern, trug anfänglich die Waffen als gemeiner Soldat unter seinem Oheim, Ernst Montecuculi, welcher die Artillerie des Kaisers commandirte, und kam erst zum Commando, nachdem er alle Militärgrade durchgegangen war. Die erste glänzende Waffenthat verrichtete der Jüngling im Jahr 1644. Er überfiel an der Spitze von 2000 Pferden durch einen Eilmarsch 10,000 Schweden, und nahm ihnen ihre Bagage und Artillerie ab. Banner eilte auf die Nachricht dieses Ereignisses herbei, griff den Sieger an und nahm ihn gefangen. Montecuculi benutzte die Ruhe seiner zweijährigen Gefangenschaft, durch beharrliches Studium seine Kenntnisse zu bereichern. Kaum hatte er seine Freiheit wieder erlangt, als er sich durch die Niederlage des Generals Wrangel rächte, der in einer Schlacht in Böhmen blieb. Nach dem westphälischen Frieden ging Montecuculi nach Schweden, und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs bewohnte. Dieses Fest ward durch ein für ihn höchst trauriges Ereigniß bezeichnet. Er hatte das Unglück, in einem Caroussel seinen Freund, den Grafen Ranjani, zu tödten. Der Kaiser knüpfte ihn 1657 durch den Titel eines Generaladjutanten gänzlich an seinen Dienst. Dem König Johann Kasimir von Polen, der von Ragotski und von Schweden angegriffen war, zu Hülfe gesendet, schlug er die Siebenbürgen und entriß den Schweden Erakau. Als König Carl Gustav von Schweden darauf seine Waffen gegen Dänemark gerichtet hatte, war Montecuculi so glücklich, dem Angreifer mehrere Plätze zu entreißen und Copenhagen von der Landseite zu bestreuen, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeigesührt hatten. Der Friede, der auf seine Siege folgte, ließ ihn nicht lange müßig. Der Besieger Ragotski's wurde dessen Beschützer gegen die Türken. Er zwang sie Siebenbürgen zu verlassen und vereitelte durch eine weise Langsamkeit alle Unternehmungen einer furchtbaren Armee bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St. Gotthard im J. 1664 erscherten halfen. Dieser Sieg führte zum Frieden, und Montecuculi wurde durch die Präsidentenstelle des kaiserlichen Kriegsraths belohnt. Als einige Zeit darauf der Krieg zwischen Frankreich und dem Reiche wieder ausgebrochen war, trat 1673 Montecuculi an die Spitze der Truppen, welche sich den Fortschritten der Franzosen widersetzen sollten. Die Einnahme von Bonn und die Vereinigung seiner Armee mit der Armee des Prinzen von Oranien, trotz Turenne und Condé, erwarben ihm großen Ruhm und hemmten Ludwigs XIV. Fortschritte. Man nahm ihm dennoch im folgenden Jahre das Commando, aber 1675 erhielt er es wieder, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, hatten den Krieg zu einer Kunst gemacht. Vier Monate wandten sie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über das, was sein Gegner thun werde, nach dem, was er an seiner Stelle thun würde; und sie täuschten sich nit. Sie setzten einer dem andern Geduld, List und Thätigkeit entgegen. Die Meister der Kunst bewunderten die geistreichen und tiefen Manoeuvres der beiden Helden, ohne zu sehn, wohin sie führen würden, als eine Kanonenkugel den französischen Feldherrn tödtete, und so den glänzenden Schauplatz entblüßte. In dem Briefe an den Kaiser, worin Montecuculi von dem Tode seines großen Nebenbuhlers spricht, setzt er hinzu, daß er nicht ungerne

hine, den Verlust eines Mannes zu beklagen, welcher der Menschheit so sehr zur Ehre gereichte. Diese Worte hatte er bei der Nachricht von dem Tode Turenne's mehrere Male wiederholt. Nur der Prinz Condé konnte Montecuculi die Ueberlegenheit streitig machen, die ihm der Tod von Turenne gab. Anfangs zwar erlitt dieser Fürst am Rhein einige Verluste, bald aber hielt er den kaiserlichen Feldherrn auf, welcher diesen letzten Feldzug als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden. Der Vertheidigungskrieg, sagte er, erfordert mehr Kenntniß, mehr Vorsicht als die Offensive: der geringste Fehler ist hier tödlich, und die Anfälle werden durch die Furcht vermehrt, welche das Mikroskop der Uebel ist. Montecuculi verlebte den Rest seiner Tage am kaiserlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten. Er beschätzte die Wissenschaften und trug dazu bei, daß eine Akademie für die Naturforschung gestiftet wurde. Er starb zu Linz 1680. Montecuculi verstand nicht nur Krieg zu führen, sondern auch sehr gut darüber zu schreiben. Seine Memoiren, die er italienisch schrieb, sind für den Militär, was die Aphorismen des Hippocrates für den Arzt sind. Es gibt wenige Werke, deren Studium so nützlich ist. Er ist zugleich gelehrt und gründlich, kurz und deutlich.

Montemayor (Georg de), ein berühmter castilianischer Dichter, geboren zu Monte-Mayor, woher er den Namen annahm. Diese Stadt gehörte unter Coimbra im Königreich Portugal. Die Zeit seiner Geburt ist nicht genau bekannt, man setzt sie gewöhnlich in das Jahr 1520. Montemayor verdankte dem Studium nichts, aber er wurde einigermaßen dafür durch sein angebornes Genie entschädigt. Er verstand vollkommen mehrere lebende Sprachen und übersetzte sie mit eben so viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In seiner Jugend betrat er die militärische Laufbahn, obgleich seine Reigung ihn einzig zur Musik und Poesie hinstog. Darauf begab er sich nach Castilien und ließ sich, von allen andern Erwerbsmitteln entblößt, als Musiker in die Capelle aufnehmen, die Philipp II. auf seiner Reise nach Deutschland, Italien und den Niederlanden begleitete. Nach seiner Rückkehr scheint er in Leon gelebt zu haben; hier dichtete er seine *Diana*. Die Königin Catharine, Schwester Karls V. und Regentin dieses Reichs, berief den Dichter zu sich und ertheilte ihm einen sehr ehrenvollen Posten an ihrem Hof. Er starb frühzeitig, denn aus einer von Francisco Marcos Donantes gedichteten Elegie, die sich in allen Ausgaben der *Diana* findet, sieht man, daß er im J. 1562 seine Laufbahn endigte. Obgleich von Geburt ein Portugiese, wird Montemayor doch in der spanischen Literatur genannt, da er in der castilianischen Sprache geschrieben hat. Er war bei den Spaniern der Erfinder des Schäferromans in seiner *Diana*, einem Werke, das seinen Namen unsterblich gemacht hat. Cervantes, der gütigste Beurtheiler von Dichterverken, nennt die *Diana* das schönste Muster in ihrer Gattung. Außerdem besitzen wir von Montemayor eine Gedichtsammlung und die Werke des Troubadours Ausias March.

Montenegriner ist der Name der Bewohner des Gebirges *Monte negro* (in der Landessprache *Tschernagora*), welches die Gränze zwischen Dalmatien und Albanien macht und sich von Antivari an der Küste bis nach Bosnien erstreckt. Sie zählen 30, bis 40,000 waffenfähige Männer, sprechen die slavonische Sprache und sind der griechischen Religion zugethan. Ihr Patriarch steht bei ihnen und selbst bei der russischen Kirche in großem Ansehen. Uebrigens sind sie sehr wild

und räuberisch, fügen den Türken durch unermüdete Einfälle häufigen Schaden zu, haben auch wegen der natürlichen Festigkeit ihres Landes nie ganz können bezwungen werden. Indes stehen sie doch jetzt theils unter österreichischer, theils unter türkischer Oberherrschaft. Im J. 1787 trat ein Abenteurer, Stefano Piccolo, unter ihnen auf, der sich für den russischen Kaiser Peter III. ausgab, und einen Aufstand anstiftete, der nur mit vieler Mühe und nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montenotte, in dem ehemaligen Departement gleiches Namens, welches 1805 aus dem westlichen Theile des genuesischen Gebiets, dem Bezirk Ceva und dem Bezirk Acqui, gebildet wurde, ist in der Geschichte des Kriegs von 1795 bekannt geworden. Die Oesterreicher unter Peaulieu hatten am 11ten April die Franzosen unter Bonaparte angegriffen; der Sieg war unentschieden geblieben. Aber am folgenden Morgen erneuerte sich der Kampf; Bonaparte, von Berthier und Massena begleitet, fiel den Oesterreichern in Rücken und Flanke und erfocht nach der hartnäckigsten Gegenwehr den Sieg.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brède und de), aus einer vornehmen Familie von Guienne, war 1689 auf dem Schloß Brède bei Bordeaux geboren. Früh entwickelte sich sein philosophischer Geist. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren sammelte er Materialien zu seinem *Esprit des lois*. Ein Oheim, welcher Präsident des Parlaments von Bordeaux war, hinterließ dem Jünglinge sein Vermögen und sein Amt. Im J. 1721 trat er zuerst mit seinen *Lettres persanes*, die er auf dem Lande angefangen, und in den Erholungstunden, die ihm seine Amtsgeschäfte ließen, beendigt hatte, öffentlich auf. Dieses bei einem Scheine von Leichtigkeit gründliche Werk kündigte bereits einen ausgezeichneten Schriftsteller an. Er liefert darin das lebendigste und wahrste Gemälde der französischen Sitten; mit leichtem und feckem Pinsel schildert er Lächerlichkeiten, Vorurtheile und Laster, und weiß allem einen originellen Charakter zu geben. Indes sind nicht alle Briefe von gleichem Werth; auch sind dem Verfasser einige Paradoxen und zu derbe Satiren auf Ludwig XIV. und seine Regierung vorzumerfen. Diese Briefe übten Montesquieu die französische Akademie, obgleich gerade dieses Institut wenig darin geschont wird, auch der Cardinal Fleury, den die Episternen des Persers über die christliche Religion mit Recht verdrossen hatten, sich seiner Aufnahme widersetzte. Die Rede, welche er bei seinem Eintritte hielt, war kurz, aber kräftig und ideenreich. Die Absicht, welche Montesquieu hatte, in seinem *Esprit des lois* die Nationen zu schildern, nöthigte ihn, sie gründlich zu studiren. Er besuchte dem gemäß Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz und Holland, und verweilte gegen zwei Jahre in England. Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß Deutschland geeignet sey, um daselbst zu reisen, Italien, um daselbst zu verweilen, England, um daselbst zu denken, und Frankreich, um daselbst zu leben. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, legte er die letzte Hand an sein Werk: *Sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains*. Sehr feine Bemerkungen und treffende Schilderungen gaben diesem oft behandelten Gegenstande den Werth der Neuheit. Der Verfasser findet die Ursache von der Größe der Römer in der Liebe zur Freiheit, zur Arbeit und zum Vaterlande; in der Strenge der Militärdisciplin; in dem Grundsatz, nur nach-erfochtenen Siegen Frieden zu schließen. Die Ursachen ihres Verfalls findet er in

der Vergrößerung des Reichs, darin, daß man so vielen Nationen das Bürgerrecht bewilligte; in dem durch den Luxus Asiens verursachten Sittenverderbniß; in den Proscriptionen des Sulla; in der Nothwendigkeit, worin die Römer waren, mit der Regierung auch die Grundsätze zu verändern; in der Reihe von Ungeheuern, die von Elherius bis auf Constantin fast ununterbrochen regierten; endlich in der Verletzung der Residenz und in der Theilung des Reichs. Der männliche Geist, der in diesem Werke glänzt, erscheint noch mehr in dem *l'Esprit des lois*, welcher 1748 herauskam. In diesem Werke, das mehr ein Geist der Nationen als der Gesetze ist, unterscheidet der Verfasser drei Arten der Regierungsform; die republikanische, monarchische und despotische, und zeigt, daß die Gesetze der Natur und den Principien jeder dieser Formen angemessen seyn müssen. Diese Unterscheidung ist von großer Wichtigkeit, und führt den Verfasser auf eine Menge von Folgerungen. Die Schreibart, ohne immer genau zu seyn, ist kraftvoll, Erregende Bilder, geistreicher Scherz, wenig bekannte, lehrreiche und unterhaltende Thatsachen machen die Lectüre angenehm. Man kann dieses Werk das Gesetzbuch des Völkerrechts und seinen Verfasser den Gesetzgeber des Menschengeschlechts nennen. Man fühlt, daß es aus einem freien, das Menschengeschlecht mit Liebe umfassenden Herzen entsprungen ist. In Rücksicht auf diese Gesinnungen hat man es Montesquieu verziehen, daß er, statt bloß zu raisonniren, Alles auf ein System zurückführen wollen, daß er dem Clima und den physischen Ursachen vor den moralischen zu viel Einfluß zugeschrieben, daß er ein unregelmäßiges Ganzes geliefert und zu oft von dem Einzelnen auf das Allgemeine geschlossen habe. Man war unzufrieden, in diesem Meisterwerke zu lange Abschweifungen über die Lehnsgesetze, Zeugnisse aus unzuverlässigen Reisenden, Paradoxen statt Wahrheiten, Scherze statt Reflexionen zu finden. Man hat ihm Unzusammenhang und Unbestimmtheit, und zuweilen geschraubte und gesuchte Wendungen vorgeworfen. Aber wenn er nicht immer den Grammatikern genügt, gibt er doch stets den Philosophen zu denken. Niemand hat so tief wie Montesquieu nachgedacht über die Natur, die Principien, die Sitten, das Clima, den Umfang, die Macht und den eigenthümlichen Charakter der Staaten, über die guten und schlechten Gesetze, über die Wirkungen der Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Handel. Nichts desto weniger fehlte es nicht an strengen Kritikern; eine derselben, von dem Abt Bonnaire, beantwortete er mit seiner *Déponse à l'Esprit des lois*. Der Kummer über diese Anfeindungen, noch mehr aber die Lebensweise, die er auf seinem Standpunkte zu führen genöthigt war, zerstörten nach und nach seine Gesundheit, und führten eine Brustkrankheit herbei, an der er im J. 1755 in einem Alter von 56 Jahren starb. Sein Tod erweckte die allgemeinste Theilnahme, denn er wurde nicht nur wegen seines Genies verehrt, sondern auch wegen seiner persönlichen Eigenschaften geliebt. Ob er gleich von Natur stoisch war, verstand er doch auch großmüthig zu seyn. Die wohlthätige Handlung, die er zu Marseille ausführte, indem er einem jungen Schiffer seine Börse gab und ihm geheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der den Corsaren in die Hände gefallen war, loszukaufen, ist durch die Zeitungen bekannt geworden und hat zu dem Schauspieler Le Blenfast anonyme Anlaß gegeben. Seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit waren stets gleich; seine Unterhaltung leicht, lehrreich und anziehend. Da er nie glänzen wollte und den gasconischen Dialect nicht abgelegt hatte, erschien er geistreicher im

seinen Büchern als im Gespräch. — Man hat nach seinem Tode, zu London eine Sammlung seiner Werke 1759 in 3 Quartbänden herausgegeben; im J. 1788 erschien eine sehr gute Ausgabe in 5 Octavbänden, womit man den im Jahr 1793 erschienenen Band der Oeuvres posthumes verbinden muß. Die vollständigsten Ausgaben sind die basler von 1799 in 8 Bänden und die pariser von 1796 in 5 Bänden. Es finden sich in Montesquieu's Schriften einige Werke, von denen wir noch nicht gesprochen haben, unter andern der Temple de Gnide, eine Art von Gedicht in Prosa, das zwar bei seiner Erscheinung Glück machte, im Grunde aber nur ein mit anmuthigen Zügen durchwebter Gemeinplatz ist. La Harpe's Kritik ist hart, aber gerecht. Eine Geschichte Ludwigs XI., welche Montesquieu abgefaßt hatte, ging dadurch verloren, daß der Verfasser sie aus Irrthum verbrannte. Von seinen Lettres familières, welche 1767 erschienen, gewähren einige eine interessante Lectüre.

Montezuma war der Kaiser von Mexiko, als Cortez im Jahr 1518 einen Einfall in sein Reich machte. Jene kriegerischen Thiere, auf welchen ein Theil der Spanier ritt, jener künstliche Donner, der sich unter ihren Händen bildete, und in weiter Entfernung tödtete, jene hölzernen Schiffsrümpfe, welche sie über das Meer gebracht, das Eisen, worin sie gekleidet waren, alles dies waren den Mexikanern so unerhörte und unerklärliche Wunder, daß Cortez mit seinem kleinen Heer bis in die Stadt Mexiko vordrang, und daselbst von Montezuma als sein Gebieter, von den Einwohnern aber als ein Gott aufgenommen wurde. Nach und nach entdeckte man jedoch die menschliche Natur der Anführer. Montezuma, der sich ihrer nicht durch Gewalt entledigen konnte, suchte sie durch Freundschaftsbezeugungen in Mexiko sicher zu machen, während er auf ihre Vernichtung sann. Eine Abtheilung der Spanier war zu Vera-Cruz. Ein Feldherr des Kaisers, der geheimen Befehl dazu hatte, griff sie an, und tödtete, obgleich er zurückgeschlagen wurde, 3 bis 4 Spanier. Der Kopf eines derselben wurde an Montezuma geschickt, um ihn unwidersprechlich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen. Auf die Nachricht davon eilte Cortez mit 50 Spaniern zu dem Kaiser, und bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen sich in seine Wohnung zu begeben. Er ließ ihn darauf in Fesseln werfen, und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Karls V. anzuerkennen. Zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit gab Montezuma einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Bald aber wurde er ein Opfer seiner Nachgiebigkeit. Die Mexikaner, empört über die Gefangenschaft ihres Kaisers, machten einen Angriff auf Cortez Stellvertreter, Alvarra. Montezuma wollte sich seinem Volke zeigen, um den Aufruhr zu stillen. Die Mexikaner aber, die nur einen Sklaven der Spanier in ihm erblickten, begrüßten ihn mit einem Steinregen. Er wurde verwundet von den Spaniern weggeführt und verbunden. Aber durch nichts war er über die von seinen eignen Unterthanen erlittene Beschimpfung zu trösten, riß den Verband ab, und starb bald darauf, im J. 1520. Er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, welche die christliche Religion annahmen. Der älteste erhielt von Carl V. den Titel eines Grafen von Montezuma.

Montfaucon (Bernard de), war 1655 auf dem Schlosse Sallage in Languedoc geboren, und widmete sich in seiner Jugend den Waffen, indem er als Cadet in das Regiment von Perpignan trat. Nach dem Tode seiner Aeltern aber zog er sich aus der Welt zurück und wurde 1675 Benedictiner in der Congregation von Saint-Maur.

Seine Talente erwarben ihm bald einen berühmten Namen sowohl in einem Orden als in ganz Europa. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todt und lebendige Sprachen. Im J. 1698 machte er eine Reise nach Italien, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen und die bei seinen Arbeiten ihm nützlichen alten Handschriften zu untersuchen. Am längsten verweilte er zu Rom. Papst Innocenz XII. und die vornehmsten Prälaten nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Nachdem Montaucon seine Nachforschungen beendet hatte, und 1701 nach Paris zurückgekehrt war, gab er daselbst sein *Diarium italicum* heraus, worin er eine genaue Beschreibung mehrerer alten Denkmäler und Nachrichten von vielen bis dahin noch unbekannten griechischen und lateinischen Handschriften liefert. Er beschäftigte sich unablässig bis an seinen Tod, welcher 1741 erfolgte, mit gelehrten Arbeiten. Wenige Gelehrte sind ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu stellen. Die Zahl seiner Werke in Folio steigt allein auf 44. Wir nennen von seinen Schriften nur einige der wichtigsten: 1. *Analecta graeca*, gemeinschaftlich mit Prugnot und Lopin; 2. *Palaeographia graeca*, ein treffliches Werk; 3. *L'Antiquité expliquée* (lateinisch und französisch). Dieses Werk, das mit den Supplementen aus 15 Foliobänden besteht und gegen 1200 Kupferplatten, worauf 30- bis 40,000 Figuren abgebildet sind, enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es gesammelt wurde, an sich; nichts desto weniger enthält es eine Menge von Dingen, die man wo anders vergebens suchen würde, und wird täglich von den Gelehrten citirt; 4. eine Ausgabe des Johannes Chrysostomus, wie auch des heiligen Anastasius. — Montaucon hat zu viel geschrieben, um seinem Stolz immer die gebührende Reinheit und Eleganz zu geben; man muß ihn mehr als Gelehrten betrachten. Als solcher hat er die entschiedensten und bleibendsten Verdienste.

Montgelas (Maximilian Joseph, Graf von), gehöret unstreitig zu die Reihe der ersten Staatsmänner Deutschlands, die in ihrem öffentlichen Wirkungskreise eben so ruhmwürdig, als in ihren Privatverhältnissen durch vielseitige Geistesbildung musterhaft und achtungswürdig erscheinen. Montgelas ward als Sohn einer bayerischen Mutter und eines Vaters, der kurfürstlich bayerischer General war, 1759 in München geboren. Von frühen Zeiten her stammt das Geschlecht seiner Vorfahren (genannt Garnerin, Herrn von Thuiller, Freiherrn von Montgelas) aus Savoyen; Franz Garnerin de la Thuiller, sein Urtatervater, war Staatsrath und Parlamentspräsident zu Chambery. Nach dem Genusse einer zweckmäßigen häuslichen Erziehung, und einem vortheilhaften Gymnasial-Unterrichte in München, worin er schon hervorragende Talente seines Geistes sichtbar und glücklich entwickelte, reiste Montgelas nach Frankreich, um dort seine höheren Studien zu pflegen, und zeichnete sich aus, bereichert mit Kenntnissen in allen Fächern der Rechtsgelehrsamkeit, vorzüglich durch das Studium aller Zweige der Geschichte, in deren Heiligtum er durch den gelehrten Professor Koch zu Straßburg, dessen Umgang und Belehrung er sehr reichlich genoß, eingeführt wurde. Nach Vollendung seiner academischen Studien erhielt Montgelas im J. 1777 eine Hofrathsstelle in München; 1779 ward er kurfürstlicher Kämmerer und Bücherzensurrath, und als er sich 1785 von München wieder trennte, wanderte er nach Zweibrücken, wo ihn der damals regierende Herzog Carl II. von Zweibrücken zu einer Hofcavaliersstelle bei seinem Hofe beförderte. Nach dem Tode dieses Prinzen folgte in der Regierung dessen Bruder, Maximilian Joseph

jetziger König von Bayern, welcher den Freiherrn von Montgelas schon früher in seine Dienste genommen hatte. Hier ward dem jungen thätigen Manne die erwünschte Gelegenheit, gleich anfangs durch seine tiefen Einsichten, seine Gewandtheit in Geschäften und fluge Berathungen, dem Herzoge, der damals, indem die Franzosen im Besitze seines Erbes waren, sich in keiner beneidenswerthen Lage befand, treffliche Dienste zu leisten, um so mehr, nachdem Abbé Salabert und der geheime Rath von Cetto nicht mehr an dem herzoglichen Hofe lebten. Einige Tage nach dem Hintritte des Churfürsten Carl Theodors, den 16. Febr. 1799, zog Montgelas, seinen Herrn, als neuen Churfürsten von Pfalz-bayern begleitend, in München ein, und wurde demnächst zum Minister der auswärtigen Verhältnisse ernannt. Von nun an erscheint Montgelas als treuer, weiser Rathgeber seines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats; im J. 1802 ward er zum churfürstlichen Commissär ernannt bei den Malteserordens-Verhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgischen Landtage beordert, 1803 ihm die concentrirte Finanzverwaltung der churfürstlichen Staaten, und 1804 und 1807 die Commission bei Schließung einer Convention über die Freizügigkeit der Pensionen mit Oesterreich übertragen; 1806 ward er zum Minister des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Tractats zwischen den Königreichen Bayern und Italien, in Bezug auf Festsetzung der Militärlinien in dem italienischen Tyrol, als Gränze des Königreichs Italien; 1807 zum Commissär bei verabredeter Aufhebung des in den kbnigl. bayerischen und k. k. österreichischen Staaten auf das Vermögen der Privaten und bestehenden Stiftungen gelegten Sequesters; 1808 zum Bevollmächtigten bei einer mit Oesterreich zu schließenden Convention über die freie Benützung der Familien- oder Localstiftungen, und 1809, nach dem Tode des Finanzministers, Freiherrn von Hompesch, zum Minister der Finanzen ernannt. So stehen nun drei Ministerien, das der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der Finanzen, unter Montgelas höherer Leitung, allerdings schwer lastend auf eines einzigen Mannes Rücken, aber gewiß mit desto mehr Weisheit verwaltet, als sie, bei der bestehenden Verwaltung der innern und äußern Verhältnisse in Bayern, getrennt, kaum denkbar, vereinigt aber desto umfassender und deutlicher überschaut werden können von dem Geiste eines Mannes, der nun genau erkennt, was die Staatskräfte zu leisten, und was sie nicht zu leisten vermögen, und so fort, bei Vermeidung häufiger Collisionen, der innern Verwaltung leichter den sichern Charakter von Ordnung, Zusammenhang und Kraft in der Einfachheit zu geben vermag. In der Ueberzeugung von der bewährtesten Treue und Anhänglichkeit sowohl als auch von den wichtigsten Diensten, die Montgelas in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, die seiner obern Leitung übertragen sind, selbst in den gefahrvollsten Zeiten, dem Vaterlande geleistet hat, und mit anhaltendem Eifer durch seine tiefen Einsichten noch zu leisten fortfährt, hat Bayerns edelmüthiger Beherrscher denselben 1820 in den Grafenstand erhoben. Schon früher war er zur dankbaren Auszeichnung mit den Insignien des Großkreuzes und Großkanzlers der kbnigl. Orden vom heil. Hubertus und der bayerischen Krone, dann des Ehren-Großkreuzes des heil. Johanniterordens, eines Großkreuzes der französischen Ehrenlegion und des kbniglich sächsischen Kronordens, und eines Großcommandanten des Ordens der westphälischen Krone u. a. geschmückt worden. In den Jahren 1809, 1810, 1811, 1812 u. folg. hat der König, bei seiner Entfernung von seinen Staaten, sein selb-

lommnes Vertrauen auf dessen bewährte Treue und erprobte Kenntnisse
 auch dadurch bewiesen, daß er, während seiner Abwesenheit, demselben
 unumschränkte Vollmacht in der Geschäftsführung übertrug. Die
 Verdienste, die sich Montgelas um seinen König und um den baie-
 rischen Staat erworben hat, und noch immer erwirbt, machten ihn al-
 ler dieser Auszeichnungen werth. Daß ein Mann auf seinem Posten,
 umal in der Zeit, in die sein öffentliches Leben fiel, das Mißvergnü-
 gen vieler Menschen erregt, und auch oft einen scheinbar gerechten Ta-
 del auf sich zieht, gehört zu dem Unvermeidlichen. Dagegen bleibt
 Montgelas der unauslöschliche Ruhm, daß er den löblichen pädago-
 gischen Charakter, der die jetzige bayerische Regierung so glänzend aus-
 zeichnet, und den in ihr waltenden Geist von Energie, Thätigkeit,
 Rechtlichkeit und Liberalität gebildet, und durch eine verständige Poli-
 tik das regierende Haus und den Staat auf ihren jetzigen herrlichen
 Standpunkt erhoben hat. Diese Politik hat sich besonders in den kriti-
 schen Tagen von 1813 bewährt, wo das Schicksal von Bayern auf ei-
 ner drohenden Spitze stand. Aber Montgelas nahm, in einem Au-
 genblicke, wo der Fall der französischen Macht noch nicht entschieden war,
 mit scharfer Voraussicht des Ganges der Ereignisse, den rechten Entschluß,
 und bewirkte dadurch den Vertrag von Ried, der einige Tage später
 geschlossen, ganz andere Resultate gegeben haben würde, nun aber dem
 bayerischen Staate die Selbstständigkeit und die Macht vollkommen sicher-
 te, zu der er sich während einer wilden Zeit des herrschenden Unrechts
 und der Zerrüttung erschwingen hatte. Dieser Vertrag ist eine Haupt-
 epoche in der Geschichte von Bayern — und wegen seiner Folgen, in der
 Geschichte von ganz Deutschland — und so bleibt der Name des Mi-
 nisters, durch den er zu Stande kam, einer der glänzendsten in den
 Annalen seines Volkes. Später (1816) wollte es ihm freilich nicht ge-
 lingen, die Provinzen, die an Oesterreich zurück gegeben wurden, durch
 solche zu ersetzen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Körper
 des Staates stunden. Aber gerade die Widersprüche, die man in die-
 sem Bestreben fand, beweisen, welche Begriffe in den auswärtigen Ca-
 bineten von der Macht Bayerns herrschend geworden waren. Sie scheu-
 en sich, diese Macht zu verstärken. — Einem Herrn nie etwas rathend,
 was gegen Pflicht und Ehre wäre; nie etwas Minderes, als das Voll-
 kommne wollend, ist Montgelas zugleich gefällig und zuvorkommend
 gegen Jeden, der an ihn sich wendet mit Bitten oder Beschwerden, mit
 Ansprüchen auf Ehre und Verdienste, und obschon durch Anderer gifti-
 gen Neid und Undank öfters gekränkt, zeigt er sich, weit entfernt von
 Rache und Vergeltungssucht, immer schonend, nachsichtig, großmüthig,
 sogar gegen unwürdige Feinde. Immer thätig und nützlich, ist er wäh-
 rend des Sommers in seinem Landhause in Bogenhausen, einem Dorfe
 nächst München, schon am frühesten Morgen, und zur Winterszeit in
 der Hauptstadt ebenfalls Morgens und nach der Tafel, jederzeit zu spre-
 chen, wenn man ihn zu den bekannten Stunden gewärtigen will. Au-
 ßerdem hat er zwei Audienztage wöchentlich in der Residenz angeordnet,
 und nimmt täglich Gelegenheit, mit den vorzüglichsten Staatsdienern,
 wie er in abwechselnder Reihe an seinem Tische oder in seiner Gesell-
 schaft sitzt, über Angelegenheiten des Staats zu sprechen. Als Mann
 von vorzüglichen Talenten, geübtem Scharfsinne, richtiger und schneller
 Beobachtungsgabe, von ungemein ausgebildetem Gedächtnisse, im Be-
 sitze eines reichhaltigen Schazes von Literatur, besonders aber gründli-
 chen Kenntnissen in Sprachen und allen Zweigen der Geschichte, von ei-
 ner, durch vielfältige Erfahrung vollkommen gebildeten Politik, und ent-

stammt von Patriotismus, ist er ein vollendeter Staatsmann, dem Bayern viel, sehr viel zu verdanken hat, indem er, bei so vielen Erschütterungen und Gefahren des Staats, bei dem rastlosen Wälzen und Treiben der politischen Verhältnisse jedes Tags, bei den Mühseligkeiten so vieler neuen Gestaltungen, immer mit Rath und That den sichersten Zeitpunkt treffend, durch glücklichen Tact das Beste auffand, deutlich erkannte, standhaft ausführte, streng consequent in allen Beziehungen darnach handelte, und so mit sinnender Klugheit und ausharrender Geduld auf tiefem, festem Grunde ein Gebäude auführte, das groß in seinem Umfange, stark durch die Verbindung seiner Theile, blühend durch die Regsamkeit seines innern Lebens, geschmückt — erhaben durch seine alte wieder erworbene Würde, und geachtet — und beglückt durch seine Verfassung ist.

Montgolfier (Jacques - Etienne und Joseph), die Erfinder des Luftballons, s. Aërostat.

Montgomery (Gabriel Graf von), berühmte durch seine Tapferkeit und seine schönen Handlungen, noch mehr aber durch sein Unglück. Er ward in seiner Jugend die unschuldige Ursach an dem Tode Heinrichs II. Dieser Fürst hatte in einem Turnier am 26sten Juni 1559, das bei der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, bereits mehrere Lanzen gebrochen, als er noch einen Gang mit dem jungen Montgomery, damals Lieutenant der schottischen Garde, machen wollte. Als habe er eine böse Ahnung, weigerte sich Montgomery mehrmals, und gab erst nach, als der König unwillig wurde. Seine Lanze traf so heftig auf das Visir des Königs, daß dasselbe aufsprang und die zurückprallende Lanze ins Auge traf. Der König starb nach elf Tagen, verbot aber, Montgomery im geringsten wegen dieses Vorfalles zu beunruhigen. Dieser zog sich auf seine Güter in die Normandie zurück, ging sodann auf Reisen und kam zur Zeit der ersten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Protestanten austrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muth gegen die königliche Armee. Als die Stadt endlich erstürmt worden, warf er sich in eine Galeere und flüchtete sich glücklich nach Havre. Im Jahr 1569 ward er nach Bearn geschickt, das die Catholischen unter Terrides fast ganz der Königin von Navarra entzogen hatten. Er vollzog seinen Auftrag mit solcher Schnelligkeit, daß die protestantischen und catholischen Schriftsteller ihm gleiches Lob darüber ertheilen. Zur Zeit der Bartholomäus Nacht 1572 war Montgomery zu Paris und wohnte in der Vorstadt St. Germain. Er wurde zeitig genug benachrichtigt, um sich auf ein Pferd schwingen und mit einigen andern bei ihm wohnenden Edelknechten retten zu können. Die Schnelligkeit seines Pferdes entzog ihn seinen Verfolgern; er legte dreißig Stunden Weges in Einem Ritt zurück, begab sich nach Jersey und von da nebst seiner Familie nach England. Im folgenden Jahre führte er eine bedeutende Flotte, die er zum Theil selbst ausgerüstet hatte, zum Beistand von Rochelle herbei, das von den Catholiken belagert wurde. Allein ohne etwas ausgerichtet zu haben, verließ er die Rhede, um Belle - Isle auf der Küste von Bretagne zu plündern. Er kehrte sodann nach England zurück, wo er einen Eidam hatte. Als 1573 wieder zu den Waffen gegriffen wurde, ging Montgomery, der damals auf Jersey war, nach der Normandie und verband sich mit dem protestantischen Adel dieser Provinz. Er war in Saint - Lo, als Matignon, Generallieutenant in Nieder - Normandie, plötzlich erschien, und die Stadt belagerte. Nachdem die Belagerung

vierzehn Tage gedauert hatte, benutzte Montgommery die Dunkelheit der Nacht, um mit sechzig bis achtzig Reitern die feindlichen Posten zu sprengen und durchzubrechen. Er entkam, ohne einen Mann verloren zu haben, und erreichte am 7ten Mai 1574 Domfront mit zwanzig Reitern. Während er sich einigermaßen erholte, führten ihm einige Edelleute noch vierzig Mann zu. Mätignon war indeß auch mit einem Theil seiner Reiterei aufgebrochen, und kam am 9ten früh vor Domfront an. Er griff sogleich die offene Stadt von allen Seiten an und nöthigte Montgommery, sich mit etwa 150 Mann in das Schloß zu werfen. Hier bestand er einen wüthenden Sturm; man sah ihn den Tod suchen und wie einen Löwen in der Bresche kämpfen; da aber sein Kleiner Haufe täglich mehr schwand, sah er sich genöthigt, den 27sten Mai zu capituliren. Catharine von Medicis, welche nach Carls IX. Tode Regentin war, gab Befehl ihn nach Paris zu führen. Hier wurde er in die Conciergerie und zwar in den Thurm gebracht, der seinen Namen führt. Commissarien wurden ernannt, um ihm den Proceß zu machen. Sie verurtheilten ihn zum Tode, und dieses Urtheil wurde den 26sten Juni 1574 auf dem Greveplatz vollzogen. Montgommery benahm sich dabei ganz mit der eines Helden würdigen Fassung. Er redete die Zuschauer an, grüßte seinen Freund Jervaques, den er unter der Menge erblickte und empfing den Todesstreich mit unverbundenen Augen.

Monti (Vincenzo), gebürtig aus dem Ferrarischen, lebte lange zu Rom als Secretär des Prinzen Don Luigi Braschi Onesti, und wurde nachher Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst auf der von Bonaparte neuorganisirten Universität Pavia. Er gehört zu den energischsten unter den italienischen Dichtern unserer Zeit. Im J. 1787 erschien bei Bodoni eine Sammlung seiner Gedichte, deren beide ersten Bände vermischte Poesien, größtentheils lyrischer Gattung, und der dritte das Trauerspiel Aristodemo enthält, welches in Italien mit großem Beifall aufgenommen worden, wiewohl es außer einer schönen Diction eben kein hervorstechendes Verdienst hat. Sein Trauerspiel Galeotto Manfredi gefiel weniger. — Zwei ältere Dichter gleiches Namens, Giambatista (geb. 1688 und gest. 1766) und Giulio Monti (gest. 1747) sind nicht mit ihm zu verwechseln.

Montmorency (Anne de), der zweite Sohn von Guillaume de Montmorency, war 1493 geboren. Ein würdiger Erbe der Tapferkeit seiner Vorfahren that er sich in der Schlacht von Marignan im J. 1515 hervor. Im J. 1521 vertheidigte er die Stadt Mézières gegen die Armee Carls V. und nöthigte den Grafen von Nassau, die Belagerung schimpflicher Weise aufzuheben. Mit dem französischen Marschallstabe belohnt, folgte er Franz I. nach Italien, und nahm 1525 an der Schlacht von Pavia Theil, die gegen seinen Rath geliefert worden. Die wichtigen Dienste, die er hierauf dem Staate leistete, wurden mit dem Schwerte des Connetables von Frankreich im J. 1538 belohnt. Die Einwohner von Gand, unzufrieden mit Carls V. Regierung, erboten sich, Franz I. als König anzuerkennen, und der Staatsrath war bereit, diesen Vorschlag anzunehmen, als Montmorency sich widersetzte, indem er zeigte, daß man den mit dem Kaiser beschwornen Waffenstillstand halten müsse, und daß es schimpflich sey, den Aufstand von Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Herrn benutzen zu wollen. Einige Zeit darauf fiel der Connetable in Ungnade, weil er Franz I. gerathen hatte, auf das Wort Carls V. zu vertrauen, der bei seiner Reise durch Frankreich die Rückgabe von Mailand versprochen hatte.

Unter Heinrich II. gewann Montmorency sein ganzes Ansehen wieder. Er war dessen würdig durch seine großen Ansichten und seine tiefen Kenntnisse in allen Theilen der Administration. Auf seinem Sterbete empfahl ihm Heinrich II. das Reich und seine Kinder. Der Connetable nahm im J. 1550 das Boulonnais, im J. 1552 Metz, Toul und Verdun. Auf Catharinens Antrieb fiel er aufs neue unter Franz II. in Ungnade, während die Prinzen von Lothringen allmächtig geworden waren. Catharine haßte ihn, weil er Heinrich II. gerathen, sie in den ersten Jahren ihrer Ehe als unfruchtbar zu verstoßen, und weil er geäußert hatte, daß von allen Kindern des Königs allein seine natürliche Tochter Diana ihm ähnlich sehe. Da indes seine Talente ihn unentbehrlich machten, rief man ihn 1560 unter Carl IX. wieder an den Hof. Er versöhnte sich mit den Guisen und erklärte sich mit Kraft gegen die Calvinisten. Im J. 1562 kam es zur Schlacht bei Dreux. Der Connetable gewann sie, wurde aber gefangen genommen. Nachdem er im folgenden Jahre seine Freiheit erhalten, entriß er Havre de Grace den Engländern. Als einige Zeit darauf die Calvinisten unter dem Prinzen Condé wieder im Felde erschienen, schlug Montmorency sie am 10ten November 1567 bei Saint-Denys. Plötzlich sah der Sieger das Corps, das er anführte, in Unordnung gerathen; er sah sich von den Seinigen, die der Schrecken ergriffen hatte, verlassen. Der edelmüthige Greis raffte alle seine Kräfte zusammen, um in diesem Augenblick der Entscheidung sein langes Leben durch eine heldenmüthige That zu beschließen. Er empfing acht gefährliche Wunden, verlor sein Pferd, und zerbrach seinen Degen, indem er einen calvinistischen Offizier durchbohrte. Ein schottischer Edelmann, Namens Stuart, foderte ihn auf, sich zu ergeben. „Ich mich ergeben?“ antwortete der Connetable, „Du kannst mich wohl nicht? — „Weil ich Dich kenne,“ erwiderte jener, indem er seine Pistole auf ihn abdrückte, „geb' ich Dir dies.“ — Brantôme versichert, daß er, obgleich tödtlich verwundet, sich nach jenem hingefehrt und ihm das Degengefäß ins Gesicht geschlagen habe. Als sein Neichtvater ihn zum Tode vorbereiten wollte, sprach er: „Denkst Du, daß ich fast achtzig Jahre mit Ehren gelebt habe, um nicht eine Viertelstunde sterben gelernt zu haben?“ — Der Connetable starb drei Tage darauf in seinem Hotel zu Paris, nachdem er eine lange Unterredung mit dem Könige gehabt hatte. Er war 74 Jahre alt und hatte unter fünf Regierungen gelebt. Man behauptet, daß die Königin mit einem fröhlichen Ton zu einigen ihrer Vertrauten gesagt habe: „Ich habe an diesem Tage dem Himmel für zwei große Verbindlichkeiten zu danken: die eine, daß der Connetable Frankreich an seinen Feinden gerächt, und die andre, daß die Feinde es von dem Connetable befreit haben.“ So starb dieser berühmte Feldherr, gleich unerschrocken am Hofe wie unter den Waffen, ausgestattet mit großen Tugenden und großen Fehlern, unglücklich, aber geschickt, von Gesinnung streng, unbeugsam, hartnäckig, aber redlich und hochherzig. Lesen und schreiben hatte er nicht gelernt. Er war in acht Schlachten gewesen, und hatte in vieren den Oberbefehl mit mehr Ruhm als Glück geführt. Voll Eifer für die Religion betrachtete er mit Strenge die geringsten Uebungen derselben, vergaß aber dagegen ihre heiligsten Vorschriften. Sein Leichnam wurde zu Paris mit beinahe königlichen Ehren bestattet; den Körper brachte man auf sein Schloß zu Ecouen, das Herz aber zu den Eblestinern in Paris, wo auch das Herz Heinrichs II. bewahrt wurde.

Montmorency de Damville (Henri I. de), Duc, Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, Gouverneur von Langue

duc u. s. w., des Vorigen Sohn, zeichnete sich schon bei seines Vaters Lebzeiten unter dem Namen Damville aus. In der Schlacht bei Dreux im J. 1562 nahm er den Prinzen von Condé gefangen, und diente an diesem Tage Frankreich mit vielem Ruhme. Im J. 1593 wurde er Gouverneur von Languedoc und drei Jahre darauf erhielt er den Marschallstab. Im J. 1567 wurde er in der Schlacht bei Saint-Denis gefangen. Da er bei der Königin Catharine von Medicis in Ungnade gefallen war, suchte er eine Zuflucht bei dem Herzog von Savoyen und stellte sich an die Spitze der Unzufriednen, welche Languedoc unter Heinrich III. zerfleischten. Er wurde das Haupt der Politiker, wie man die mißvergünstigten Katholiken nannte, die unter dem Vorwand, den Fortschritten der Ketzerei und den Mißbräuchen der Regierung Einhalt zu thun, vom Hofe Aemter und Pensionen zu erhalten suchten. Montmorency verfuhr als Souverän in seinem Gouvernement; er entschied über Krieg und Frieden mit den Hugenotten. Als Heinrich IV. auf den Thron gestiegen war, unterwarf er sich, empfing das Connetableschwert und starb zu Agde 1614. Berühmter ist sein Sohn

Montmorency (Henri II., Duc de), geboren 1595 und in seinem achtzehnten Jahre zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calvinisten in Languedoc geschlagen und ihnen verschiedene feste Plätze entrißen hatte, besiegte er sie zur See bei der Insel Re, deren sie sich bemächtigt hatten und die er ihnen wieder abnahm. Im J. 1628 trug er einen bedeutenden Vortheil über den Duc de Rohan, Anführer der Hugenotten, davon. Als Montmorency einige Zeit darauf nach Piemont als Lieutenant-general geschickt worden, griff er die Spanier unter dem Fürsten Doria an und schlug sie, ob sie ihm gleich an Zahl überlegen waren, in die Flucht. „Ich habe aus der Geschichte meiner Vorfahren gelernt,“ äußerte er einst, „daß das ruhmvollste Leben dasjenige ist, das mit dem Gewinn einer Schlacht endigt; und daß, da es nur von kurzer Dauer ist, der Mensch ihm so viel Glanz als möglich geben muß.“ Diesem Sieg folgte die Aufhebung der Belagerung von Casal; sein Lohn war der Marschallstab. Sein Glück erhob seinen Muth, er schmeichelte sich, der Gewalt Richelieu's Trost bieten zu können. Gaston, Duc d'Orleans, gleich unzufrieden mit dem Cardinal, begab sich zu Montmorency nach Languedoc, und diese Provinz wurde der Schauplatz des Krieges. Der König schickte die Marschälle La Force und Schomberg gegen die Rebellen ab. Bei Castelnaudary trafen beide Parteien auf einander; Montmorency, der die Seinigen nicht gehörig fechten sah, stürzte sich mitten in die königlichen Bataillone, wurde geschlagen und gefangen genommen. Ganz Frankreich, das seiner Dienste, seiner Tugenden und seiner Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Gesetze zu seinen Gunsten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich beschlossen, an dem schlauesten, lebenswürdigsten, tapfersten und freigebigsten Manne von Frankreich ein Beispiel zu geben. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouse den Proceß machen, und dieses verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Hinrichtung nicht öffentlich geschehen sollte, und so geschah sie am 30sten October 1632 im Stadthause von Toulouse. Er litt den Tod mit gefasster Seele; sein Beichtvater Arnoux, der ihn auf das Blutgerüste begleitete, gestand, daß diese Augenblicke ihm lehrreicher gewesen wären, als alle Betrachtungen während seines ganzen Lebens.

Montpellier, am Fluß Ley, vormals die Hauptstadt in Nieder-Languedoc in Frankreich, jetzt die Hauptstadt im Departement des He-

rault und der Sitz des commandirenden Generals der neunten Militär-division. Sie liegt am Abhange eines Hügels. Die Luft ist rein und selbst im Winter gelinde, doch verursacht bisweilen ein vom Meere wehender Wind dicke und kalte Nebel, die der Brust sehr beschwerlich und schädlich sind. Der Bischof, dessen Kirchsprengel sich über die Departements des Hérault und des Larn erstreckt, steht unter dem Erzbischof von Toulouse. Die Einwohnerzahl beträgt über 30,000. Die berühmte medicinische Universität dieser Stadt, das *Ludovicum* nach Ludwig von Anjou benannt, verdankt ihren Ursprung den aus Spanien vertriebenen arabischen Aerzten. Sie wurde während der Revolution aufgehoben, im J. 1801 aber als eine Specialschule der Medicin wieder hergestellt. Sehenswerth sind das anatomische Theater und der botanische Garten. Außerdem ist hier ein Lyceum und eine 1706 errichtete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste. Die Domkirche enthält mehrere ausgezeichnete Gemälde. Die Einwohner verfertigen vielen und guten Grünspan, wollene Decken und Barchent; sie handeln stark mit Wolle, Wein, Liqueuren und wohlriechenden Wassern. Auch die Manufacturen mit Baumwollengstoffen und Leder sind von Wichtigkeit, so wie die Druckereien der Wollenzeuge. Sehr ausgezeichnet sind die hiesigen Wachsbleichen. Die Citadelle liegt auf einem Hügel.

Montpensier (Anne-Marie-Louise d'Orleans, bekannter unter dem Namen der Mademoiselle de), war die Tochter Gastons, Ducs von Orleans, und 1627 zu Paris geboren. Ihr Vater, ein sonderbarer, ungestümer und ränkevoller Fürst, vererbte seine Fehler auf seine Tochter. Sie nahm die Partei Conde's in den Kriegen der Fronde und hatte die Kühnheit, von der Bastille aus die Truppen Ludwigs XIV. beschießen zu lassen. Diese gewaltsame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, welche sich einer jeden Vermählung, die sie annehmlich fand, widersetzten und ihr dagegen solche Vorschläge machten, die sie ablehnen mußte. Endlich in einem Alter von 44 Jahren beschloß sie, ihre Hand einem einfachen Edelmann, dem Grafen Lauzun, zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu, und brachte demselben ein Vermögen von 20,000,000, vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu, und das Palais Luxembourg zu. Sie behielt sich nichts vor, indem ihr die Idee schmeichelte, daß sie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geschlossen, als die Königin und der Prinz von Conde durch ihre Vorstellungen, wie sehr diese Verbindung die königliche Familie beeinträchtige, Ludwig XIV. bezogen, die schon-gegebne Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthigte die unglücklich Liebenden, sich heimlich zu vermählen. Lauzun aber, der sich gegen Frau von Montespan, der er seine Widerwärtigkeiten zuschrieb, Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er zehn Jahre lang gefangen blieb. Er erhielt seine Freiheit nur unter der Bedingung, daß seine Gemahlin die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu dem Duc du Maine abtrat. Sie erkaufte gern mit diesem Opfer das Glück, mit ihrem Geliebten vereint zu leben; aber auch jetzt war dies Glück von sehr kurzer Dauer. Lauzun sah in ihr nur ein heftiges, eifersüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenschaft glühendes Weib, sie sah in ihm einen unbescheidenen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine mit jedem Tage zunehmende Unverschämtheit erbitterte die Prinzessin so sehr, daß sie ihm endlich verbot, wieder vor ihr zu erscheinen. Sie verlebte ihre letzten Tage in der Zurückgezogenheit und starb 1693, wenig bedauert und fast

vergessen. Man hat von ihr Memoiren, die manche interessante Details enthalten und in einem ziemlich reinen Styl geschrieben sind. Die vollständige Ausgabe ist vom Jahr 1755 in 8 Bändchen. In dieser Ausgabe ist ferner enthalten: 1. Ein Recueil des lettres de Mademoiselle de Montpensiera Mad. de Motteville; 2. Les Amours de Mademoiselle et du comte de Lauzan; 3. Eine Sammlung von Porträts, des Königs, der Königin und vieler andern Personen vom Hofe; 4. Zwei Romane, La relation de l'île imaginaire und La Princesse de Paphlagonie.

Montroß oder Montrose (James Graham, Graf und Herzog von), verdient wegen seiner Anhänglichkeit an seinen König, den unglücklichen Carl I. und seiner Vaterlandsliebe einen Platz in dem Andenken der Nachwelt. Als Generalissimus und Vizekönig in Schottland focht er mit Nachdruck gegen die Rebellen dieses Reichs. Er that sich in der Schlacht von York hervor, schlug Cromwell mehrere Mal und verwundete ihn mit eigener Hand. Da das Glück ihn in England verlassen hatte, ging er nach Schottland, brachte durch sein Geld und sein Ansehn ein Heer zusammen, nahm 1644 Perth und Aberdeen, schlug den Grafen Argyle und machte sich Meister von Edinburg. Als Carl seine Zuflucht zu den Schotten genommen und diese ihn auszuliefern beschlossen hatten, erhielt er den Befehl, die Waffen niederzulegen. Er gehorchte unwillig und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutschland, wo er als Reichsmarschall seinen Muth an der Spitze von 12,000 Mann bewährte. Bald darauf rief Carl II., der einen Versuch auf Schottland machen wollte, ihn zurück, und schickte ihn mit einem Corps von 14. bis 15,000 Mann dahin ab. Montroß besetzte die orcadischen Inseln und stieg mit 4000 Mann ans Land. Allein er wurde geschlagen und suchte sich als Bauer verkleidet zu verbergen. Der Hunger zwang ihn, sich einem Schotten, Namens Brimm, der einst unter ihm gedient hatte, zu entdecken, und dieser Elende lieferte ihn dem General Lesley aus, der ihn nach Edinburg bringen, daselbst richten und zufolge des Urtheils am 21sten Mai 1650 hängen und den Leichnam viertheilen ließ. Montroß zeigte sich eben so groß in diesem Unglück, als er sich groß im Glück gezeigt hatte. Das Urtheil besagte, daß seine Glieder an die Thore der vier Hauptstädte angeheftet werden sollten. „Ich wollte,“ sagte er, „daß ich deren so viel hätte, daß man sie an die Thore aller Städte von Europa heften könnte, zum Zeichen meiner Ergebenheit gegen meinen König.“

Monvel (Boutet de), berühmt als Schauspieler und dramatischer Dichter, Mitglied der vierten Classe des Instituts, war im Jahr 1749 zu Paris geboren; sein Vater war ein Schauspieler ohne Ruf. Der junge Boutet betrat, durch eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht vorbereitet, unter dem Namen Monvel die Bühne und fand den Beifall, den er verdiente. Er spielte seine Rollen mit einer Wahrheit und Energie, welche die größten Wirkungen hervorbrachten, obwohl seine einfache und natürliche Manier weniger blendete. Er gefiel eben so sehr in der Tragödie wie in der Komödie; noch in seinem Alter bewunderte man ihn in der Rolle des Abbé de l'Épée. Als Dichter erschien er zuerst auf dem Théâtre français mit dem Amant bourru; Les Amours de Bayard und Clémentine et Desormes fanden Beifall wegen ihres edeln und gefühvollen Stils. Mit nicht minderm Glück arbeitete er für das Théâtre Italien, jetzt l'Opera comique. Les trois Formiers, Blaise et Babet, Alexis et Justine, Sargines, Cré-

qui, Philippe et Georgette wurden vielmahl wiederholt und haben sich auf dem Theater erhalten. Einige Jahre vor der Revolution verließ Monvel Frankreich, besuchte Rußland, dann Schweden, wo er durch die Vermittelung eines Öbners als königlicher Bibliothekar angestellt wurde, kehrte sodann nach Frankreich zurück, betrat hier von neuem die Bühne und erregte den allgemeinsten Enthusiasmus. Allein sein Gedächtniß verließ ihn in dem Grade, daß er einst in der Rolle des Augusts im Cinna, ohne ein Wort gesprochen zu haben, abtreten mußte. Dies bewog ihn, das Theater zu verlassen, auf dem er 40 Jahre lang allgemein gefallen hatte. Er starb im Februar 1812.

Moore (Sir John), ein durch seine Thaten und seinen Tod in Spanien berühmt gewordener englischer General, war geboren im J. 1760 zu Glasgow, wo sein Vater als Arzt und Gelehrter lebte. Nachdem er hier den ersten Unterricht genossen und mit seinem Vater den jungen Herzog von Hamilton von 1773 bis 78 auf seinen Reisen begleitet hatte, trat er in das 15te Infanterieregiment und ging alle Grade bis zum Generalmajor durch, wozu er 1798 ernannt wurde. Die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fand er als Obristleutnant im mittelländischen Meere 1793. Nachdem er zu Toulon gedient hatte, wurde er von Lord Hood nebst dem Major Röhler zu einer geheimen Sendung nach Corsica gewählt, um wegen der Uebergabe der Insel an die Engländer mit Pasqual Paoli zu unterhandeln. In Folge dieser Unterhandlungen wurde ein englisches Corps unter General Dundas auf Corsica geschickt, wobei sich auch der Obristleutnant Moore befand. Dieser eroberte nach großen Anstrengungen den befestigten Platz Fornelli, und nahm gleich darauf an der Erstürmung von Calvi den entscheidendsten Antheil. Obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, drang er an der Spitze seiner tapfern Grenadiere in den Platz und ward vom General Stuart, dem gütigsten Richter kriegerischen Muths, öffentlich umarmt. Die Unterwerfung der ganzen Insel war die Folge dieser glücklichen Unternehmungen; eine General-Consulta unter Paoli's Vorsitz decretirte ihre Vereinigung mit England. Der Obristleutnant Moore wurde unmittelbar darauf zum Generaladjutanten ernannt; allein aus unbekannten Gründen zog er sich das Mißfallen des Vicerknigs, Sir Gilbert Elliotts, nachmaligen Lords Winto, zu, der seine Zurückberufung bewirkte. Moore, der 1795 zum Obersten in der Armee befördert worden, und zugleich Obristleutnant im 51sten Regimente war, ging darauf mit der Expedition unter dem Earl of Eglintouna nach Westindien. Die Armee, die unter Abercromby's Befehl stand, kam im Jan. 1796 auf Barbadoes an, und begann sogleich die Operationen. Moore wurde zur Unterwerfung von St. Lucia abgeordnet, die er auch glücklich vollendete. Nach seiner Rückkehr nach Europa wurde er abermals unter dem tapfern Abercromby bei der Unternehmung auf Holland angestellt. Moore hatte bei dieser Expedition, die völlig mißlang, weniger Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Inzwischen eroberte Bonaparte Aegypten; England schickte unter Abercromby ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzosen aus diesem Lande ab. Moore, der kurz zuvor General-Major geworden war, befand sich bei demselben. Er erhielt zunächst den Auftrag, sich zum Groß-Bezir nach Jaffa zu begeben, kehrte aber von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß von dem türkischen Heere keine Mitwirkung zu erwarten sey. Der englische Feldherr beschloß demnach, allein zu handeln, und hewerkstelligte am 5ten März 1801 bei Abukir die Landung seiner Truppen. Moore commandirte die Reserve, und war kaum aus Land gestiegen, als er an der Spitze seiner Brigade mit

gefülltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vorthellhaft aufgestellten Franzosen angriff und nach Alexandria zurückwarf. Er empfing dafür den öffentlichen Dank des Oberbefehlshabers. In dem blutigen Gefecht am 21. März, in welchem Abercromby auf dem Schlachtfelde blieb, hatte Moore mit der Reserve den Hauptangriff zu bestehen, und wurde, wiewohl nicht gefährlich, verwundet. Er genas zeitig genug, um an der Belagerung von Cairo und den folgenden Ereignissen bis zur Capitulation der französischen Armee Theil zu nehmen, worauf ihn die Wahl traf, diese Armee bis an den Ort ihrer Ausschiffung zu begleiten. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schooß seiner Familie verlebt hatte, bekam er zu der Zeit, als die Franzosen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über eine in Kent zusammengezoogene Armee. Im J. 1805 erhielt er mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, wurde aber bald von dort zurückgerufen und nach Schweden geschickt, um dem jungen Könige zur Seite zu seyn. Die Begabung, die ihm, der kurz vorher Ritter des Bathordens geworden war, hier wiederfuhr, seine Verhaftung und seine Flucht sind Gegenstände, die noch ein Dunkel verhüllt, dessen Aufklärung erst von der Folgezeit zu erwarten ist. Wenige Tage nach seiner Rückkunft in England wurde Moore mit einem Truppen-corps nach Portugal abgeschickt. Er war kaum ans Land gestiegen, als er sich zur Unterstützung der Spanier in Marsch setzte. Unter unzähligen Schwierigkeiten erreichte er Loro; den 21sten December 1808 stand er bei Sahague. Auf die Nachricht, daß Marschall Soult mit 16,000 Mann bei Saldaña stehe, beschloß er, ungeachtet die Wege vom Regen fast unwegsam gemacht worden, einen Schlag auszuführen. Er gab den 23sten Abends den Truppen Befehl, in zwei Colonnen aufzubrechen. Aber zu derselben Zeit ging nicht nur die Nachricht von der Verstärkung des soultischen Corps, sondern auch von Romana die Meldung ein, daß ein französisches Corps von Madrid entweder auf Valladolid oder Salamanca marschire. Moore, der das Gefährliche seiner Lage vollkommen einsah, trat sogleich den Rückzug auf Corunna an, um sich dort einzuschiffen. Selten hat ein Heer mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf diesem Marsch. Mit dem Verlust des größten Theils ihrer Pferde und Bagage kamen sie endlich am 16ten Januar 1809 vor Corunna an. Aber um die zum Einschiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegener Macht ihnen auf der Ferse folgende Feind zurückgeschlagen werden. Moore stellte um Mittag seine Truppen in Schlachtordnung, und bereitete durch seine meisterhaften Anordnungen alle Versuche, welche die Franzosen abwechselnd auf die Flügel und das Centrum richteten. Aber in dem Augenblick, wo er nach einer kurzen ermunternden Rede an der Spitze des 42sten Regiments gegen den Feind vordrang, schmetterte ihn eine Kanonenkugel nieder. Er starb als Held mit der Beruhigung, gesiegt und das Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein anderes Denkmal errichtete ihm seine Vaterstadt Glasgow.

Moore machen in dem System der Botanik die zweite Ordnung der 24sten Classe aus (Cryptogamia Musci). Die gemeine Sprache nimmt das Wort in einem weitem Sinne und begreift darunter auch die Klettermoose, welche jedoch von den eigentlichen Moosen sehr verschiedenen sind. Wiewohl sich diese Gewächse ihrer einfachen Organisation wegen, allmählig nach der Gränze der unorganischen Körper zu neigen scheinen, so herrscht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Man-

nichsfaltigkeit, wie sich schon dem bloßen Auge, noch mehr bei Betrachtung durch Vergrößerungsgläser zeigt. Man bemerkt an ihnen die wesentlichen Theile einer Pflanze, nämlich Wurzel, Stängel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge. Letztere waren zu Linné's Zeiten noch wenig untersucht, und sind erst in neuern Zeiten durch die Bemühungen Hedwigs genauer bekannt geworden. — Die Moose, so verschieden auch die einzelnen Gattungen unter sich gebildet sind, unterscheiden sich von andern, ihnen zunächst ähnlichen Gewächsen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern besetzt ist, und die Wurzel eben da steht, wo sie sich an andern Pflanzen befindet. Die meisten bekannten Moose tragen schüsselartige verschlossene Kapseln, die wie kleine gestielte Knospchen erscheinen. In denselben sind gleichsam als Fruchtknoten oder Fruchtkörner kleine grüne mikroskopische Samenkörnchen enthalten, welche vermittelst des kleinen spitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsstoff befruchtet werden. Dieser erzeugt sich auf besondern theils rosenförmigen, theils sternähnlichen Theilen, welche man männliche Blüthen nennen könnte. Sobald die in der Kapsel enthaltenen fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt sind, hebt sich der Deckel, und der Saame wird verschüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Fast alle Moose haben eine sehr dauerhafte Natur; sie sind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Moose können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit wieder belebt werden.

Moral, Moralphilosophie. Mit dem Ausdruck Moral, von dem lateinischen Worte *moros*, Sitten, bezeichnete man gewöhnlich die Sittenlehre, im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit selbst, indem man Moral statt Moralität gebraucht. Nur die erstere Bedeutung ist geltend. Da man aber bei immer näherer Untersuchung fand, daß der Sprachgebrauch mit dem Worte Sitten mehr auf äußeres Betragen des Anstandes als auf eine Bestimmung des Rechts und Guten hindeute, wonach ein sehr gesitteter Mensch doch ein unmoralischer Mensch seyn könnte; so suchte man einen angemessenern Ausdruck, und nannte die Moral lieber Pflichtenlehre, Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen wurden. Statt uns unnöthig bei den abweichenden Meinungen verschiedner Philosophen hier aufzuhalten, wollen wir lieber bei dem weilen, worauf es wesentlich ankommt, und dies ist folgendes. Der Mensch ist ein empfindendes, begreifendes, denkendes Wesen; sein Daseyn ist mithin an Gefühle, Neigungen und Ueberlegung geknüpft. Welchen von diesen soll er die Regel anvertrauen? Es ist angenehm, sich seinen Gefühlen hinzugeben; es ist angenehm, seine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maas, sondern auch über die Art und Weise dieser Dahingebung und Befriedigung die ernste, gesetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entsteht eine Art von Zwiespalt in unserm innern Wesen, eine Collision zwischen unsern Empfindungen und Neigungen mit unserm denkenden, überlegenden, prüfenden Geiste, kurz zwischen unserer sinnlichen und unserer vernünftigen Natur. Dieser Zwiespalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine bestimmte Ausmittlung des Verhältnisses, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen und den Handlungen der Menschen überhaupt steht. Das Geschäft dieser Ausmittlung hat die Moralphilosophie, welche

aus dem Wesen der Vernunft selbst die Gesetze für die Handlungen und Bestrebungen der Menschen in Beziehung auf die höhere Bestimmung des Menschen entwickelt, und auch die practische Philosophie genannt wird, weil sie es mit den Vernunftgesetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem immer Begehren mit eingeschlossen ist. Aus diesem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwischen den Aufforderungen der Vernunft und dem Fodern der Neigungen, Begierden, Leidenschaften oder überhaupt der Sinnlichkeit bestimmtes, mit Freiheit und Bewußtseyn geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphilosophie alles dieses ausgemittelt und gegen alle möglichen Einwendungen außer Zweifel gestellt, so läßt sich die Moral selbst aufstellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menschen gegebenen und mit freiem Willen zu erfüllenden Gesetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menschen liegt, denn sonst wäre sie willkürlich und nicht nothwendig und allgemein verpflichtend, wird der Mensch beurtheilt als ein moralisches Wesen, d. h. als ein Wesen, welches, des Guten oder Bösen, der Tugend oder des Lasters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgesetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in seine Gesinnung aufnimmt oder von ihr ausschließt. Einige Philosophen gebrauchen Moralphilosophie und Moral als gleichbedeutend, Andere nehmen Moral als einen Theil der Moralphilosophie, und nennen das, was wir Moralphilosophie nannten, Metaphysik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphilosophie im weiteren Sinne genommen, so kann man sie abtheilen: 1. in die Metaphysik der Sitten, welche die Gesetzgebung der Vernunft für das Handeln und die höchsten Gründe aller Moralität aus der moralischen Natur des Menschen entwickelt; 2. in die Ethik oder Moral, welche ein vollständiges System der Vernunftgesetze für das Handeln der Menschen, ihrer Pflichten, der aus diesen folgenden Tugenden und deren Verhältnisse gegen einander aufstellt; 3. in die Ascetik, d. i. ein System der Tugendmittel. Wird diese Wissenschaft in ihrer höchsten Allgemeinheit dargestellt, wie sie aus dem Wesen der Vernunft für alle vernünftige Wesen verbindend sich ergibt, so nennt man sie die reine Moralphilosophie; wird sie dargestellt in besondrer Beziehung auf die eigenthümliche Beschaffenheit und Lage des Menschen, die angewandte Moralphilosophie, die sich wieder in die allgemeine und specielle eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder besondern menschlichen Verhältnisse darin berücksichtigt werden. Man spricht auch wohl in eben solcher Beziehung von reiner und angewandter Moral; allein mit dem Ausdruck reine Moral bezeichnet man meistens auch eine solche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundsätze und Regeln aufstellt, als die sich in der That aus dem höchsten Grundsatz der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegensatz solcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Lieblingseigungen und Leidenschaften, dem irdischen Vortheil und Gewinn, gleichsam unter der Decke spielen läßt. Zu bestimmen, welches der höchste Grundsatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip sey, ist demnach für die Moralphilosophie von höchster Wichtigkeit. Wir heissen darüber zwei besondere Werke von Riesecker und Henrici, welchen beizufügen ist Garbe's Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre (Bresl. 1798). Ein Hauptwerk sind Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (Berl. 1805). Statt die zahlreichen Werke zu nennen, in denen die Moralphilosophie und Moral abgehan-

delt wird, und die man in den meisten Compendien aufgeführt findet, begnügen wir uns, den Freunden dieser Wissenschaft nur noch eins namhaft zu machen: Dreve's Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit. (Jena 1797).
dd.

Morales (Eristobal Perez, nach Andern Luis de), wurde im Jahr 1509 zu Badajoz geboren, und kam frühzeitig in die Schule des Peter Campana, eines Malers aus Brüssel, welcher nach Spanien berufen worden war. Durch verschiedene Werke, mit denen er nach und nach ans Licht trat, gelangte er in seiner Vaterstadt zu sehr großem Ruhme. Man belegte ihn mit dem Beinamen des Eitlichen, entweder wegen seiner vortreflichen Arbeiten, oder weil er nur immer religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte: die Straße, wo er wohnte, nannte man nach seinem Namen. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er in großer Dürftigkeit, weil er seine Gemälde so fleißig und sauber ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Ähnheit des Pinsels, mit der fleißigsten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen die Arbeiten dieses Künstlers, von denen man mehrere in Toledo, Valladolid, Burgos und Grenada sieht, aufs vortheilhafteste aus. Er starb in seiner Vaterstadt im Jahr 1586.

Moratorium ist ein obrigkeitlicher Freiheitsbrief, kraft dessen ein Schuldner ungekränkt auf eine Zeit zur Berichtigung seiner Angelegenheiten am Orte bleiben kann. Soll durch ein solches Moratorium keine Ungerechtigkeit gegen den Creditor entstehen, der den Debitor deshalb nicht auspfänden, noch sich an seine Person halten darf, so muß der Debitor nachweisen können, daß sein Passivstand den Activstand nicht übersteigt, ob für den Moment gleichwohl eine Zahlung aus Gründen unmbglich ist. Im entgegengesetzten Fall würde ein solches Moratorium einen Staatsbürger auf Unkosten eines andern begünstigen.

Mord Das grausamste Thier ist der Mensch. Der Fluch, den den ersten Mörder traf, verfolgt unser Geschlecht vom Anbeginn bis zum Ende der Welt, und der Hölle gräßlichstes Triumphgelächter, der Krieg, schallt durch alle Menschenalter hin. Die Einbildungskraft des Dichters erbaut auf Mord ihr tragisches Kunstgerüste; der Gesetzgeber wägt Dolch und Gift in der Waagschale der ewigen Gerechtigkeit; der Philosoph enthüllt die dunkeln Tiefen der Seele des Mörders; aber die Liebe trauert und schweigt. Das uralte Gesez: du sollst nicht tödten, donnerte vergebens vom Sinai herab; und die mosaische Strafe; wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden, schreckte keinen Ravaiillac von dem Morde eines guten Königs, keinen Carl IX. von dem Morde eines Coligny zurück. Aber welch eine Steigerung von dem Todtschlage aus Nachlässigkeit und Schuld, bis zum Mord, bis zum Vaternorde! Und wie erfindungsreich an Mitteln ist der Mord zu der furchtbaren That! Der Todtschlag aus Zufall, homicidium fortuitum, gehört nicht hierher. Den Selbstmord richtet der ewige Richter; (s. Selbstmord.) Der Todtschlag aus vernachlässigter Pflicht, aus ledem Leichtsinne (culposum), aus blinder Leidenschaft ist höchst strafbar, und für das Bewußtseyn eine unabwähbare Last, aber kein Mord. Dieser raubt das Leben mit Vorsatz und Willen, homicidium dolosum. Der Grund des Entschlusses, das Mittel und die Art der Ausführung unterscheiden den Todtschläger durch vorsätzliches Mord, wenn man absichtlich einen Menschen, den man retten und erhalten könnte, umkommen läßt, von dem Todtschläger durch ab-

schliche That; den Banditen und den Mörder aus Leidenschaft, Eifersucht, Zorn, Rache, Blutdurst, Wollust, von dem, der kalt, mit Klugheit und List einen Zweck des Verstandes beabsichtigt; den mittelbaren, der durch einen Dritten mordet, von dem unmittelbaren, der selbst vollbringt, was er beschloß; den qualificirten oder gefährlichen Todtschlag des Straßenräubers, des grausamen und hinterlistigen Mordelnders, des Giftmischers, des unthwilligen Zweikämpfers, von dem einfachen, der mit geringerem Scheine von Bosheit oder Grausamkeit begangen wird. Die größere oder mindere Unverletzlichkeit des Gemordeten endlich bestimmt den Unterschied zwischen dem Parricida, Vater-, Mutter-, Kindesmörder, Regicida, Königs- und jedem andern Todtschläger. Ueber das verschiedene Maß, mit dem der Richter mißt, über die Erörterung der That- sache (*corpus delicti*), über Beweisführung, Zurechnung, Urtheil, Strafe s. s. belehren Quistorp, Grolmann, Feuerbach, Stäbel u. A. Auch verdient Michaelis mosaisches Recht Th. 5. über diesen Gegenstand nachgesehen zu werden. Insbesondere machen auf die beim Morde vorkommenden psychologischen Erscheinungen Feuerbach's merkwürdige Criminalrechtsfälle aufmerksam, wo man unter andern auch Beispiele findet von der schrecklich seltsamen Verwandtschaft zwischen Mordlust und Wollust, welche schon die indische Mythe von Siva und Durga (Tod und Wollust) ausgesprochen hat. Doch drängt sich hier die Bemerkung auf, daß unsere Staatskunst das Problem der Gesetzgebung, was Mord und wie er zu bestrafen sey, in den meisten Ländern nur sehr unvollkommen gelöst hat; daß die Gesetze über den Mord mit den Aussprüchen der sittlichen Vernunft nicht allemal übereinstimmen. In einer Provinz der vereinigten Staaten z. B. ward noch im J. 1814 der, welcher einen Sklaven gestohlen hatte, gehangen, der Mörder seines eigenen Sklaven hingegen zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt. So sieht auch das Alterthum die Ermordung eines Sklaven für kein Verbrechen. Man erinnere sich z. B. an die berühmte Kryptia bei den Spartanern (s. Plutarch's Lykurg c. 28.) und an das Loos der Sklaven bei den Römern (Seneca de Ira, I. III. c. 40.). Das Christenthum macht keinen Unterschied zwischen Freien und Sklaven, wie das mosaische Recht es thut; und dennoch konnte es unter sogenannten Christen eine classe de villains geben; und noch im J. 1814 ist das Leben der Leibeigenen in manchen Ländern nicht viel geachteter als im heidnischen Alterthum! Wie schwach ist der weltliche Arm der Kirche in Italien, die noch immer nicht die Mörder von Handwerk, die sogenannten Vulturi der Bravi, die Banditen austrotten kann; und was vermag die Weisheit europäischer Gesetzgeber gegen den frevelnden Unsinn des Zweikampfs? Die Corsen hielten unlängst, wie die Montenegriner jetzt noch, die Blutrache für erlaubt, und rohe Völker glauben auch unter uns das Tödteten, oder Abtreiben der Leibesfrucht sey kein Todtschlag. In- dess gibt es Fälle, wo Umstände und Absichten des Thäters die beim Todtschlage vorkommende Schuld sehr mindern. So wenn die That aus Wohlwollen gegen den Getödteten, oder aus zu weit getriebener Ver- schönerung einer bevorstehenden Entehrung desselben begangen wird. Wenn Virginius seine Tochter mordet, damit sie nicht als Skavin der Wollust eines Tyrannen zum Opfer werde; wenn Jubellius bei der Einnahme von Capua aus gleichen Ursachen Frau und Kinder tödtet, wenn die cimbrischen Weiber, nachdem das Heer ihrer Männer vom Marius geschlagen ist, ihre Kinder und sich selbst entleiben, um nicht in die römische Gefangenschaft zu gerathen; wenn die ame-

ritanischen Wilden ihren betagten Aeltern das Leben nehmen, um sie nicht an unheilbaren Krankheiten, oder vor Hunger langsam verschmachten zu lassen; wenn jemand einem Unglücklichen, der verstimmt auf dem Schlachtfelde ihn selbst um den Gnadenstoß ansieht, aus Mitleiden seine Qual verstärkt: wer möchte diese Todtschläger Mörder nennen? Wer hingegen die Unschuld einer Jungfrau, eines Jünglings, wer das Glück einer Ehe, die Lebensfreude einer Familie, die Gewissensruhe eines Menschen mordet: der ehrlose, rüchische Verläumder, der einschmeichelnde, giftige Versucher, der gefühllose Richter und Scherzge: sind diese keine Mörder? Der Seiltänzer und Equilibrist, der Kinder durch Mißhandlungen zu seinen Künsten abrichtet, der Uebermuth, welcher sonst so viele männliche Geschöpfe entmannte, um sie zu Sängern zu bestimmen, und mehrere Verbrecher gegen Leben und Gesundheit, die das Schwert des Gesetzes nicht erreicht, sind oft strafbarer als der Todtschläger, den die Verzweiflung zum Aeußersten trieb. War endlich Cäsar, der um der Herrschaft willen Bürgerblut vergoß, oder war Brutus ein Mörder? — K.

Morea, eine bergige Halbinsel, welche der südlichste Theil von Griechenland ist und vormalig Peloponnesus (Pelopsinsel) hieß. Sie wird durch einen schmalen Landstrich (den corinthischen Isthmus) mit dem eigentlichen Griechenland verbunden, und von dem Golto di Lepanto, dem griechischen Meere und dem Archipelagus bespült. Den Namen hat sie unter den letztern griechischen Kaisern bekommen, wegen der Aehnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im Griechischen Morea heißt. Die Luft ist warm, aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getraide, edeln Baumfrüchten, Wein, Oel, Seide, Baumwolle, Schaafwolle, Galläpfel u. s. w. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind die unter dem Namen Corinthen bekannten kleinen Rosinen; man schätzt die jährliche Ausfuhr auf 800,000 Centner. Morea wird eingetheilt in die vier Provinzen Clarenza, Saccania, Belvedere, und Zaconia oder Braccio di Maina. Es kam mit dem Fall des oströmischen Kaiserthums in die Gewalt der Türken. In dem Kriege gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts wurde es von den Venetianern erobert, aber im J. 1715 von den Türken wieder genommen und im passaronijßer Frieden von ihnen behauptet. Im Jahre 1770 machten die Russen vergebliche Landungen und Angriffe auf Morea; sie konnten sich gegen die Anstrengungen der Türken und Albanesen nicht erhalten, welche in der Folge an den Griechen, als erklärten Rebellen, strenge Rache nahmen. Die ganze Halbinsel steht unter einem Pascha von drei Rosschweifen, welcher seinen Sitz zu Tripolisa hat. Außer ihm gebietet der Pascha von Napoli di Romania von zwei Rosschweifen über den nordöstlichen Theil des Landes, und in den übrigen Gegenden sind mehrere Sandschaks und Bey's, welche selten die Befehle des Pascha's anerkennen. Im Süden wohnen die Mainotten (s. d.). Ohne dieselben schätzt man die Bevölkerung auf 400,000 Griechen, 15,000 Türken und 4000 Juden.

Moreau, in der Kunstgeschichte unter dem Namen des Jüngern bekannt, königlicher Cabinetszeichner, starb zu Paris gegen Ende des Jahres 1814. Er war zu Paris 1741 geboren, legte sich zuerst unter dem Mahler Le Lorrain auf die Mahlerei, und ging, als derselbe zum Director der petersburger Kunstakademie nach Rußland berufen wurde, als dessen Adjunct mit nach Petersburg, ungeachtet er damals erst siebenzehn Jahre alt war. Zwei Jahre nachher aber starb Le Lorrain und nun kehrte Moreau nach Paris zurück. Bei gänzlichem Mangel an eigenem Vermögen verließ er jetzt die Mahlerei, und erlernte unter

Lebas die Kupferstecherkunst, weil diese schneller als jene zum Brodterwerb verhilft, zumal da Moreau zugleich ein sehr geschickter Zeichner war, und das, was er in Kupfer stechen wollte, selbst zeichnete. Er erlangte in seiner neuen Laufbahn bald einen solchen Ruf, daß wenn ein Buch mit Kupfern geziert erscheinen sollte, diese von Moreau gezeichnet und gestochen seyn mußten, wenn das Buch Glück machen sollte. Er hat zu nachstehenden Werken französischer und alter classischer Autoren Kupferstiche geliefert: zum Homer, Thucydides, Marcus Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, LaFontaine, Regnard, Crébillon, Rousseau, Montesquieu, Marmontel, Raynal, Marbois, Gresset, Barthelemy, Saint-Pierre, Voltaire und Moliere, zu jedem der beiden Letztern zwei verschiedene Suiten von Kupfern (die zusammen aus mehr als hundert Blättern bestehn), ferner sechzig Blätter zu Gessners Schriften, achtzig für das neue Testament, und hundert und sechzig zur französischen Geschichte. Die große Verschiedenheit in diesen Gegenständen setzt eine große Mannichfaltigkeit von Kenntnissen voraus, um einem jeden derselben den erforderlichen Charakter zu geben; auch besaß Moreau diese Kenntnisse in so hohem Grade, daß er gleichsam für eine lebendige Kunst-Encyclopädie gelten konnte. — Im J. 1770 ward ihm die Entwerfung aller zu den Hof- und öffentlichen Festen erforderlichen Zeichnungen übertragen, und er begann dies Amt mit den Entwürfen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins und der übrigen königlichen Prinzen. Im J. 1775 gab er seine zur Krönungsfeier Ludwigs XVI. gelieferten Zeichnungen von ihm selbst in Kupfer gestochen heraus und ward darauf zum Mitgliede der Malakademie aufgenommen, auch zum königlichen Cabinetszeichner ernannt. Von seinem ungeheuern Fleiß zeigt die Menge seiner Kunstarbeiten, denn nächst dem, was er als königlicher Cabinetszeichner angefertigt hat, beläuft sich die Zahl seiner zu Kupferstichen gelieferten Zeichnungen auf nicht weniger denn 2400 Blätter. Im J. 1784 unternahm er eine Reise nach Italien, die in seinen Kunstansichten und Kunstproducten Epoche machte; alles, was er seit dieser Zeit lieferte, ist reiner, edler und weniger maniert. Noch im J. 1810 lernte er die Kunstausstellung durch zwei Zeichnungen, auf deren jeder über 300 Figuren waren. Seine hohe Uneigennützigkeit erlaubte ihm nicht, Verdienste zu sammeln. Er starb an einem Krebsartigen Geschwür am rechten Arm.

Moreau (Jean Victor), geb. von bürgerlichen Aeltern zu Morlaix im Departement Finistère im J. 1761, starb an seinen Wunden den 2ten September 1813 zu Laun in Böhmen. Er ward feierlich beigesetzt in St. Petersburg den 12. October. Seine abgelösten Beine wurden beigesetzt unter dem Denkmale, was ihm der Generalgouverneur von Sachsen, Fürst Replin, auf der Höhe vor Dresden, wo er gefallen, am 4ten November 1814 errichtet hat. (C. deutsche Plätter 5ter Bd. 32tes St.) Als Mensch, Bürger und Feldherr vereinigte Moreau in sich die einfache Größe der ersten Männer des Alterthums mit dem Reichthum neuer Bildung und mit der Anmuth des französischen Charakters. Sein Leben tritt wie ein Stern aus der Nacht der französischen Revolution hervor; und neben Napoleon steht Moreau, wie Ormuz neben Ariman. Der Sieg kränzte Moreau's Panier mit Bapards Ruhm; aber das Unglück gab dem ersten Helden des freien Frankreichs Unsterblichkeit. Er kämpfte nie als Soldat, sondern stets als Bürger, den Blick gerichtet auf sein Vaterland. Unter allen Verhältnissen handelte er selbstständig, wie ein freier, und bescheiden, wie

ein tugendhafter Mann. Wahrheit, sittliche Ehre galten ihm mehr als Alles: seine Größe war seine Menschlichkeit. Das Schicksal wollte nicht, daß Moreau auch als Staatsmann seinen Charakter und seinen Geist entfaltete. Er fiel, als eine neue Bahn vor ihm sich öffnete, im Angesichte des Nachruhms, Frankreichs Retter zu seyn, und der Wiederhersteller der Freiheit. Sein Leben im Feldlager, in der Verbannung und an der Seite Alexanders ist ein Epos, reich an tragischem Interesse. Der Leser findet eine ausführliche Erzählung in *Journal des Dames* Geschichte des G^{énéral} Moreau, Berlin 1814, und in *Beauchamps vie politique, militaire et privée du G^{énéral} Moreau*, Paris 1814. Sein wohlgetroffenes Bildniß nach Gerard steht vor *Dumars Eloge funèbre de Moreau*, St. Petersburg 1813. Einen gedrängten Abriss des Lebens Moreau's enthält die in Dresden 1815 erschienene Schrift: *Johann Victor Moreau und seine Todtenfeier* (vom Prof. Hasse), mit einer Abbildung des ihm auf dem Schlachtfelde vor Dresden errichteten Denkmals, dessen einfacher und anspruchsloser Styl dem Charakter des gefeierten Helden ganz entspricht. Der Kammerherr und Amtshauptmann von Carlowitz hat die Ausführung desselben vorgeschlagen und besorgt. Moreau studirte zu Rennes die Rechtsgelehrsamkeit, und zeichnete sich so aus, daß er *Prévôt en droit*, d. h. der Erste ward unter seinen Cameraden. Früher hatte ihn seine Neigung zum Militärstande bewogen, Soldat zu werden; allein sein Vater, der als Sachwalter das Vertrauen seiner Mitbürger besaß, kaufte ihn los, und bestimmte ihn demselben Berufe. Die akademische Bildung gab seinem Geiste wissenschaftliche Reife und seine Denkart jene Achtung für die Gesetze, die er in allen Verhältnissen bewährte. Er blieb stets Bürger; denn, wie er selbst sagt, er wurde Krieger, weil er Bürger war. So konnte in ihm die Revolution nur die Tugenden eines Republikaners entwickeln. Die Volkssache war stets Moreaus Sache. Daher trat er im Mai 1788 an die Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Ministers in die Verfassung der Provinz. Der Befehlshaber der königlichen Truppen wagte nicht, Moreau mit Gewalt zu verhaften. Als aber am Ende des Jahres dieselben Stände aus Eistengeist den königlichen Befehl in Ausführung der von der Nation geforderten Versammlung der Reichsstände zu vollziehen sich weigerten, da erklärte sich Moreau gegen sie, im Namen der bewaffneten Bürger von Rennes und Nantes, so fest und Flug, daß jene gehorchten, diese aber ruhig auseinander gingen. Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn bald nachher die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurde die Kriegskunst sein Hauptstudium. Er verband damit Geschichte, weil sie die öffentliche Meinung ausspricht und würdigt. Bald gehörte sein Bürger-Bataillon zu den geliebtesten Truppen. Er trat mit ihm ein in die Armee der Nordarmee. Da entzündete die erste Schlacht, die von Moreau gewonnen am 18ten März 1793, in ihm, wie einst die von Rocroy in Flandre, das Genie des Feldherrn. Er kam in Souhams Generalstab, unter Pichegru's Oberbefehl. Schon im Juli ward er Brigade- und im April 1794 Divisionsgeneral. Er führte den rechten Flügel der Nordarmee, nachdem er mehrere Festungen genommen, über die jugendfröhliche Waal. Pichegru, sein Oberbefehlshaber und Freund, eroberte Holland, und Moreau erwarb mit jenem zugleich den Ruhm der Tapferkeit, des Edelmuths und der Uneigennützigkeit. Er rettete schwermend einem französischen Offizier das Leben bei dem Angriff auf die

Insel Cadix; er vollzog nicht Robespierre's Blutbefehl an
 jungen Soldaten Georges III.; er blieb menschlich, und l
 die Würde geistiger Bildung, mitten unter Sansculotten un
 risten. Sein Vater, ein 74jähriger Greis, ein Wohlthäter d
 blutete an dem Tage, wo sein Sohn Cadix und Eluis
 unter der Guillotine, weil er das Vermögen eines ausgen
 Freundes verwaltete; da wollte Moreau Frankreich verlassen.
 Pichegrus Freundschaft ermuthigte seinen Vaterlandssinn, er b
 die Ehre des französischen Namens, welche die Nachhaber d
 mit aus ihrer Mitte verjagt, flüchtete sich unter die Fahnen,
 reau dem Befehl gehorchte. Als Oberbefehlshaber der Norda
 März 1795 stellte er die Mannszucht wieder her und sah st
 redliche Verwaltung des Gemeinguts der Armee. Sein A
 feldherr, aber bewährte sich rein und groß, auch in der gefa
 Lage, von dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und
 armee trat, bis zu dem Tage, wo er, der Sieger von Hohen
 durch den Waffenstillstand zu Steyer, den Frieden von Linavill
 Vaterlande gab; vom 24ten April 1796 bis zum 25ten Decemb
 Dreimal führte er im Angesichte des Feindes das Heer über den
 im Juni 1796 bei Strassburg, im April 1797 bei Diersheim,
 April 1800 bei Lehl und Breisach. Eben so gewandt als fü
 r über die Donau, den Lech und den Inn. Diese Uebergän
 seine Rückzüge, im October 1796 vom Lech bis Hünningen,
 Mai 1799 von der Etsch bis Turin und Genua, wurden allen
 hn gleich stellen den größten Feldherrn der alten und der neu
 Doch eben so hoch stellen ihn, wenn er kalt und ruhig entsc
 Schlachten schlug, und in das Herz der feindlichen Länder ei
 die glänzenden Erfolge seiner wohl berechneten Märsche, die str
 Aussicht seiner Entwürfe, die Kühnheit seiner Angriffe, die Vor
 der Bewegungen, die Bestimmtheit seiner Anordnungen, und
 wissheit des Siegs. Vor seinem hellen Blick entwirrte sich sch
 verwickelteste Lage. Er rettete drei Mal Frankreichs Heer, und
 wei Mal aus den Trümmern des geschlagenen ein neues. Uel
 Schicksal erhoben, gebot er still und frei dem Sturme des
 Nicht Mars bewegte seine Brust, sondern Pallas Athene. E
 r 1796 den General Latour den 5ten Juli bei Rastadt, den G
 Earl den 9ten Juli bei Ettlingen; so siegte er auf seinem A
 von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 Mann bei Biberach
 October; so drang er, was Villars nicht gewagt, durch das
 hal des Schwarzwaldes; so behauptete er, selbst geschlagen,
 Emmendingen den 19ten October und bei Schliengen den 24ste
 er den Ruhm und die Trophäen siegreicher Waffen. Als er
 über den Rhein zurückzugehn gezwungen ward, weil Jourda
 durch Karls von Oesterreich Siege vernichtet war, da hielt er
 Lehl und Hünningen, durch standhafte Bertheidigung dieser sch
 efügten Plätze, den Sieger vier Monate lang auf, und dabu
 Italien ab, wo indeß die französischen Waffen Mantua sich
 barfen. So wurde Moreau nur dann geschlagen, wenn fremde
 s ihm unmbglich machte, der Schlacht auszuweichen. Aber
 r Preis die Ehre der Waffen; und mit den Trümmern ein
 etztete er dem Staate oft mehr Dienste als mancher Andre in
 ie greichen Armee. Allein über jeden Feldherrn seiner Natio
 hn, der bescheiden wie Catinat, edelmüthig wie Turenne, i
 die Luxemburg war, die Menschlichkeit, mit welcher er den Fr

Moreau (Jean Victor)

ter seiner Anführung, durfte er selbst sagen, war der Krieg nur „Schlachtfelde eine Geißel.“ Er verschmähte, sich zu bereichern, jagte räuberische Generale, wie Vandamme, von seinem Heere, strafte betrügerische Beamte nach der Strenge des Kriegsrechts. Die Siegenden achteten ihn; und in Prag 1814, drückte ihm der Kaiser die Hand, daß er seine Völker in Deutschland und Italien nicht behandelt. So streng er war in der Kriegszucht, so mild im Umgange mit seinen Waffengefährten. Ohne Prunk, maßig und einfach, theilte er mit den Soldaten Mangel und Noth. Er war für ihn, auch dann noch, wenn sie geschlagen, mild und unzuverlässig waren, Vater, Erretter. Er allein hielt die Empörten zusammen, sie gehorchten ihm, er mochte an ihrer Spitze, oder selbst unter seinen Befehlen stehen. In Frankreich schwur der Krieger bei Moreau's Namen. Ein Feldherr von diesem Charakter konnte nicht gefallen den raubsüchtigen Directoren. Neubel war sein Feind. Als daher am 3ten September 1797, dem Director Barthélemy meldete, daß Hegru durch eine dem Feinde vor vier Monaten schon abgenommene Sammlung von Briefen des Einverständnisses mit den Bourbons bekannt geworden, da hielt auch ihn, weil er gemäßiget dachte, und nicht als Angeber zu seyn, so lange verschoben, die Partei der bestialischen Republikaner des Royalismus für verdächtig. Er rechtfertigte sich durch den Siege, den jene Partei über die Gemäßigten am 18ten October, 4ten September 1797, davon trug, allein man nahm ihm nicht zu. Er befahl; denn er und das Heer hatten unterlassen, den Gewalt durch öffentliche Erklärungen, die Moreau als gesetzwidrig und verwerfend ansah, ihren Beifall an gewaltsamen politischen Maßnahmen zu erkennen zu geben. Aber das Heer und die Noth der Republik hielten ihn zurück. Man stellte ihn im November 1798 als zweiten Inspector bei der italienischen Armee unter Jouberts, hierauf Scherers Oberbefehl. Moreau gehorchte, und that seine Pflicht, seiner Liebe zu seinem Vaterlande. Er rieth Scherern, Macdonald aus Neapel an sich zu ziehen. Dies geschah nicht, und der Erfolg mißlang durch Scherers Fehler. Damals war Moreau in der Nähe bei Magnane an der Etsch durch des Obergenerals Schuld verurtheilt; und als dieser endlich seinen Abschied gab, konnte er, der an seine Stelle trat, nichts thun, als mit 28,000 Mann 1000 Mann Russen und Oesterreichern, die Sumarow anführte, in Piemont und ins Genuesische sich zurückziehen. Er that dies so, daß er in Unter-Italien abgeschnittenen Heere unter Macdonald den Rückzug sicherte. Als dieser aber, vor seiner Vereinigung mit Moreau die Straße über Modena und Parma wählte, wo er dem Feinde die Schlacht liefern mußte, da sandte Moreau zu seiner Unterstützung Divisionen ab, und drang selbst in den Rücken und gegen den linken Flügel des Feindes vor, um dem ehrgeizigen Macdonald den Sieg zu sichern. Moreau schlug auch wirklich den 19., 20. und 21. October auf der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Sacken allein Macdonald, der am 17ten, 18ten und 19ten an der Etsch Niederlage erlitten, konnte durch Moreau's Seitenangriff nur durch seine Verfolgung befreit werden, indem Sumarow sich jetzt gegen Moreau wandte, der ihm auswich, und bei Novi im Besitze der Stadt mit 14,000 Mann eine Stellung nahm, die Macdonalds gesammtes Heer rettete. Er stellte hierauf die Armee wieder her, so daß das Directorium ihn thätig unterstützte. Schon war er im Begriff, sie zu neuen Thaten zu führen, als die Regierung ihn zurück-

rief. Sein Nachfolger Toubert lieferte hierauf die Schlacht bei Noll den 15ten August, der Moreau auf seine Bitte als Freiwilliger noch beistand. Jener blieb im Anfang der Schlacht; die französischen Generale stellten sich einmüthig unter Moreau's Oberbefehl. Dieser mußte zwar nach zwanzigstündigem Kampfe, in welchem er selbst verwundet wurde und drei Pferde verlor, das Schlachtfeld, wie er vor der Schlacht vorausgesagt, räumen; allein er sicherte den Rückzug des Heers durch geschickte Anordnungen. Hierauf ging er nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm die erste Stelle im Staate an. Er lehnte sie ab, und unterstützte den Plan, welchen Bonaparte am 18ten Brumaire ausführte. Bald aber mißfiel ihm der Geist der neuen Consularregierung. Bonaparte übertrug ihm daher den Befehl über die Rheinararmee. Von Carnot unterstützt, bildete sie Moreau aufs neue, und führte sie nach den gewonnenen Schlachten bei Engen den 3ten Mai 1800, bei Malskirch den 5ten, bei Biberach den 9ten Mai, und nach dem Treffen bei Memmingen bis an den Lech, zwang den österreichischen Obergeneral Kraß, die feste Stellung bei Ulm zu verlassen, ging über die Donau und schlug ihn bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg. Kraß zog sich bis Ingolstadt zurück; Moreau aber drang bis Regensburg vor, und besetzte München und Feldkirch. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien, und nöthigte den Feind, in dem Waffenstillstand zu Parsdorf ihm Regensburg und den tyroler Paß Reutti zu übergeben. Er verlängerte hierauf denselben zu Hohenlinden, den 20ten September gegen die Einräumung von Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, auf 45 Tage. Nach der Auskündigung zog er von München gegen den Inn, schlug die österreichische Armee unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden den 3ten December, ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, und schloß auf den Antrag des Erzherzogs Carl mit diesem einen Waffenstillstand zu Kreier den 25ten December, durch den er als Unterpfänder des abzuschließenden Friedens die Festungen Würzburg, Braunau, Rustein und Echaritz erhielt. Er ging hierauf nach Paris, zog sich aber nach dem Luneviller Frieden von allen öffentlichen Geschäften zurück. Im Genuße seines Ruhegehalts, lebte er auf seinem Landgute Grosbois bei Paris glücklich und anständig von einem rechtlich erworbenen Vermögen. Seine Gemahlin, eine geborne Frank oder Hulot, und ein Sohn, einige Freunde und ländliche Beschäftigungen schlossen den Kreis, in welchem Moreau einfach, edel und liebenswürdig, mit Offenheit und Heiterkeit sich bewegte, ohne an Unternehmungen der Ehrsucht zu denken. Zwar behauptet der Verfasser der Geschichte der Philadelphien, Moreau habe an der Spitze einer schon im Jahr 1800 gebildeten geheimen Gesellschaft von Militärpersonen, deren Zweck der Umsturz der Regierung Bonaparte's gewesen, gestanden; allein wenn auch diese vorhanden, und selbst Moreau'n bekannt war, so ist es doch gewiß, daß er nichts that, was ihn verdächtig oder strafbar hätte machen können. In Paris sah er wöchentlich Freunde bei sich. Im müntern Scherze erlaubte er sich auch wohl Anspielungen auf des Obercensuls Gnadenbezeugungen, und lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab, weil, wie er bemerkte, er schon seit zehn Jahren zu derselben gehöre; allein nur gegen Vertraute, wie Garat, len er an einem dritten Orte sah, schüttete er sein Herz aus. Hier erklärte er sich über seine politischen Grundsätze, nach welchen er, an sich republikanisch gesinnt, in Frankreichs Verhältnissen eine constitutionelle Monarchie am zweckmäßigsten fand. Hier flagte er über Bonaparte's

parte's Tyrannei und über das Unglück seines Vaterlandes; allein er verabscheute Bürgerkrieg und Meuchelmord; daher sprach er nie das Wort aus, das man so oft von ihm verlangte: das Wort der allgemeinen Erhebung zum Sturze des Unterdrückers. Lächelnd gab er damals Garat zur Antwort: wir taugen nicht zu Verschwörungen; aber ich kenne einen Verschwörer, dem er nicht entgehen wird, der ist er selbst; er wird sich in seinen Thorheiten vernichten." So lebte Moreau schuld- und furchtlos. Aber der Oberconsul fürchtete seinen kalten, stummen Ernst, seine sittliche Größe und die Liebe, die alle Franzosen zu dem bescheidenen Feldherrn hingog. Er haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigsten an die Spitze der Gegenpartei stellte. Diese war vorhanden; und Bonaparte zitterte, daß Moreau, der nie sein Freund war, jener Stimme folgen möchte. Es gelang ihm nicht, durch verkleinernden Spott ihn herabzusetzen, noch durch Späher strafbare Verbindungen oder Handlungen von ihm zu entdecken. Da entdeckte endlich ein Meuchelmörder, damit er sich vom Tode rettete, Georges Cadoudal und Pichegru seien in Paris versteckt, um Bonaparte zu tödten, und Moreau wisse darum. Auch hatte sich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinschaftliche Freund Pichegru's und Moreau's an letztern geschrieben, um ihn mit Pichegru auszusöhnen, damit er sich dessen Absicht, von der Emigrantenliste ausgeschlossen zu werden, nicht widersetzen möchte. Moreau's Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen, und David nebst einem andern Unterhändler Pichegru's, dem Exgeneral Lajollais, verhaftet. Dies schien dem Oberconsul genug, um Moreau den 15ten Februar 1804 plötzlich als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen zu lassen. Zugleich verbreitete die Regierung die gehässigsten Beschuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei der Armee, herabzusetzen. Auch hob sie durch einen Senatsbeschluß vom 28ten Februar die Form der Geschwornen bei Untersuchungen wegen Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten an ein aus sechs von der Regierung ernannten Mitgliedern bestehendes Criminalgericht. Hierauf ward Pichegru den 29ten Febr. und Georges am 9ten März verhaftet. Der Justizminister verhörte Moreau'n vorläufig den 16ten Februar, wo Moreau nichts eingestand, weil er dem Oberconsul unmittelbar sich mittheilen wollte. Auch erfuhr er nicht einmal die Punkte seiner Anklage genau, welche der Großrichter ihm vorzulegen, von einer Woche zur andern verschob, indem die Regierung erst Beweise für ihren Argwohn zu sammeln bemüht war. Moreau schrieb hierauf den 8ten März, vor dem Anfange der gerichtlichen Untersuchung, an den Oberconsul: „Eröffnungen setzen ihm gemacht worden; er habe sie zurückgewiesen; dergleichen anzudeuten, sey seinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für schändlich, ja selbst gegen Männer, denen er Dankbarkeit schuldig sey, oder mit denen er ehemals in Freundschaft gestanden." Der Oberconsul gab diesen Brief zu den Acten. Indeß dauerten die geheimen Verhöre fort, und den 14ten April machte Murat den Truppen bekannt, die Schuld Moreau's bestätige sich immer mehr. Aber erst den 26ten Mai wurden die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet und die Anklageacte abgegeben, die bei Moreau'n als dem Haupt der Verschwörung nebst Georges, und bei zweiundvierzig Mitverschwornen auf die Todesstrafe antrug. Pichegru, der jede Verbindung mit Moreau, Georges, Lajollais und A. standhaft abgeläugnet, und den Richtern starke Wahrheiten gesagt hatte, war den 6ten April früh im Bette erdrosselt gefan-

den worden. Man wußte von ihm selbst nur so viel, daß er, um seine Ausstreichung von der Emigrantenliste zu bewirken, nach Paris gekommen. Georges gestand frei, er habe sein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, und seinen Plan mit den französischen Prinzen verabredet; weigerte sich aber andre Mitschuldige zu nennen, und läugnete jede Verbindung mit Moreau. Dieser war unter allen Angeklagten der einzige Republikaner. So wie er sah, daß der Oberconsul auf seinen Brief nicht antworten wolle, erklärte er schon am 11ten April offen vor den Richtern, was er vorher nicht bekannt, Pichegru schon zweimal zu ihm gekommen, habe beim zweiten Besuche ihm einige Eröffnungen in Absicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlassen; eine dritte Unterredung habe nicht Statt gefunden. Kein Zeuge sagte gegen Moreau aus, kein schriftlicher Beweis klagte ihn an, kein freiwilliger Schritt machte ihn verdächtig. Die Anklage beruhte auf Vermuthungen und auf widersprechenden, unzusammenhängenden, selbst widersinnigen Beschuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber zum Theil im ersten öffentlichen Verhöre am 28ten Mai ihre Aussagen als Erzwungen zurücknahmen, oder daß sie im Protocolle des geheimen Verhörs entstellt worden, erklärten. Gleichwohl bestand der Generalprocurator am 3ten Juni auf seiner Anklage, daß Moreau die Nation verrathen, indem er die Bourbons habe wiederherstellen, oder sich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztere Beschuldigung war einem Mitangeklagten und ehemaligen Bekannten Moreaus, einem gewissen Rolland, bei welchem Pichegru zwei Nächte gewohnt, und der ihn als Unterhändler an Moreau abgeschickt, von dem Staatsrathe Real bei dem Verhöre, wie das Protocoll bewies, in den Mund gelegt worden: „Wir wissen, sagte der Richter, daß Sie zu Pichegru gesprochen, Moreau habe einen starken Anhang im Senate; wir wissen, daß man gesagt, Moreau stehe an der Spitze einer Volksbewegung. Besinnen Sie sich, sonst hält man Sie nicht für einen Vertrauten, sondern für einen Mitschuldigen.“ Rolland sagte nun aus, daß Moreau sich auf diese Art gegen ihn geäußert, und die Sache der Bourbons von sich gewiesen, weil er selbst nach der höchsten Würde strebe. Aus allen Umständen ergab sich bei der Untersuchung, daß Moreau Lajollais Verlangen, mit Pichegru zusammenzukommen, nicht erfüllt, daß beide gegen seinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegru'n gerathen, nach Deutschland zu gehn, um von dort seine Ausstreichung zu bewirken, daß er beiden sein Haus verboten, und da Pichegru dennoch ein zweites Mal zu ihm gekommen, und ob er den Bourbons geneigt wäre, zu erforschen gesucht, ihm widersprochen und ihn nochmals, nicht mehr zu ihm zu kommen, gebeten; daß Pichegru darauf voll Unmuth von ihm weggegangen, und Rolland an ihn abgeschickt, der aber ebenfalls abgewiesen worden, wobei Moreau die Unternehmung für die Bourbons ihm lebhaft vorgestellt habe. Lajollais und Rollands Aussagen waren an sich und durch das persönliche Interesse, das beide dazu bewogen haben konnte, höchst verdächtig. Die bei David gefundenen Briefe aber unterstützten mehr die Vertheidigung Moreau's als dessen Anklage. Daß er endlich die Anzeige unterlassen, war durch kein französisches Gesetz verboten, Moreau also auch deshalb nicht strafbar. Die öffentliche Meinung erklärte sich laut, selbst im Gerichtssaale, für seine Losprechung. Die wachhabenden Genarmen d'Elite, Generale wie Macdonald und Lecourbe, Personen aus allen Ständen, bezeugten dem großen Manne, welcher ruhig und würdevoll mitten unter den Angeklagten, von diesen selbst gach-

zu, die allgemeinste Theilnahme erregte, Jean Victor. Als man am
 1ten Juni Karion selbst mit dem edeln Geiste seiner Ansehlichkeit und
 seines Verdienstes vor den Richtern saß, als er sein ganzes Leben der
 Befreiung entgegenstellte, und seine Ansehlichkeit vor dem Angeklagten des Ver-
 trauens und der Ehrenhaftigkeit verführte, da wurden alle Zuhörer beweg-
 ten Bewunderung, und viele ergriff der Vorzug, ihn zu retten. Man
 drang den Richter in sein Verhängnis, um ihn mit Gewalt zu befreien.
 Er aber wollte nicht, daß für ihn auch nur ein Trübsal Mund ge-
 öffnet würde. Die Verteidigungsrede, die Bonnet hielt, widerlegte je-
 doch den Schein des Verdachtes, und beschämte den Beschuldigten. Endlich wurde
 nach schmerzhaftester Verhandlung das Urtheil des 1sten Juni ge-
 fällen. Von zwölf Richtern erklärten sieben den General Karion für
 unschuldig und frei; fünf aber für schuldig. Allein der Präsident und
 der beiderseitige Instruktionsrichter drangen gegen die Freisprechung
 auf die Fortsetzung der Verurtheilungen. General Bonnet und andere
 Seiten der Regierung gingen in der Nacht ab und zu, um den Rich-
 tern Napoleon's Willen anzuzeigen. Karion durfte nicht weg-
 gehen werden; der Kaiser wogte es aber nicht, bei der letzten Erwählung
 der Soldaten, Offiziere und des Volks von Paris, den edelsten Füh-
 rer Frankreichs als ein Opfer seines Hasses und seiner Eifersucht zum
 Tode verurtheilen zu lassen. Die Richter wollten; und vollendeten
 Erlassen erst, den endlich der Mehrheit, daß Karion, auch wenn er
 verdächtig wäre, um die Regierung nicht in Gefahr zu setzen, als ein
 Opfer des Staats fallen müsse: sie verurtheilten ihn zu lebenslangem Haft,
 um dadurch, wie sie sagten, sein Leben zu retten. Das Besondere, das
 das Verdict dieser merkwürdigen Sitzung bekannt gemacht hat, ist
 jedoch und Tausende bedauern standhaft, im Vertheil ihrer Pflicht als
 Richter, bei ihrer ersten Abstimmung für Karion's glänzende Freispre-
 chung. Es wurden in der Folge aus Paris vertrieben. Karion zu-
 erst warf sich schmerzhaft diesem Urtheil. Er begab sich allein, ohne Kom-
 pagnie unter dem Ruch des Volks: kam dort, fragte die Wachen!
 während Alles seine Flucht zu beschließen schien, in das Gefängnis zu-
 rück. Georges ward zum Tode verurtheilt. Roland zu lebenslangem
 Haft, Parnaud aber vom Kaiser begnadigt. Der Kaiser fürchtete einen
 Aufstand zu Gunsten Karion's, und hatte Parnaud's Leben getroffen.
 Der Kaiser ließ darauf durch Freunde dem Gefangenen die Freiden-
 kung, unter Bedingungen, welche Karion annahm. Da beschloß er,
 ihn zu verbannen; und der Justizminister machte den 1sten Juni be-
 kannt, der Kaiser habe Karion's die verlangte Erlaubnis ertheilt, in
 freiwillige Verbannung nach Amerika zu gehen, doch durfte er, ohne des
 Kaisers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Karion brachte
 ihn darauf unter Bedeckung nach Spanien. Er kaufte sich dort ein
 Kadet nach Mexi-
 co, und dem Kaiser
 Vermögen. In
 Mex., in gütlicher
 Ruhe ein, und
 Karion, wenn
 lebt er in Mex.
 und London. Er
 ist ein Oberst Major, und ein guter Mann, welcher seine letzten
 Freunde. Er beschloß den Gang der Republikanten, und gab sie
 an, ohne Paris zu verlassen, und legte den Ausgang mancher
 großen Unternehmung voraus. Da verlor er im December 1811 sein

Brand sein Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek. Sein Sohn
 farb. Seine Gemahlin war in Familienangelegenheiten nach Frankreich
 reist, durfte aber Bordeaux, wo sie unter Aufsicht gestellt wurde,
 nicht verlassen. Jetzt lud ihn sein Freund, der Kronprinz von Schweden,
 zu sich nach Stockholm ein. Napoleon unternahm damals den
 Krieg gegen Rußland, und der Ergeneral Malet entwarf den Plan zu
 einer Revolution in Paris. Moreau, dessen Ankunft in Europa jeder-
 mann erwartete, sollte als Präsident an der Spitze der provisorischen
 Regierung stehn. Aber Moreau lehnte des Kronprinzen Einladung ab,
 und mußte wahrscheinlich nichts von den Entwürfen Malets, dessen
 kühner Plan den 22sten October 1812 verunglückte. Im December die-
 ses Jahrs begab sich Moreaus Gemahlin mit ihrer Tochter Isabella,
 um ihre Gesundheit herzustellen, abermals nach Frankreich, durfte aber
 nicht ans Land treten. Sie mußte sich wieder einschiffen, und begab
 sich nach England. Indeß hatte Moreau, durch die Aufopferung der
 französischen Armee in Rußland aufs tiefste empört, sich entschlossen,
 auf des Kaisers Alexander Einladung sich zu ihm nach Europa zu be-
 geben. Er nahm keinen Grad noch Gehalt an, sondern beschloß, als
 freier Weltbürger zu dienen der gerechten Sache Europa's, die auch
 die Sache seines unterdrückten Vaterlandes war. Nur ein Ehrgeiziger,
 nur der Selbstling wird es wagen, deshalb einen Mann zu tadeln, der
 in so guter Bürger, so edel, so uneigennützig, so erfahren und so ein-
 flußreich war, als Moreau. Sein Name, sein Aufruf und sein Kriegs-
 plan würden wahrscheinlich Napoleons Macht schon in Deutschland ver-
 nichtet haben. Mehr wollte Moreau nicht. Aber die göttliche Welt-
 regierung hatte es anders beschlossen. Moreau landete den 26sten Juli
 1813 in Gothenburg; den 7ten August kam er in Stralsund an, wo
 der Kronprinz drei Tage mit seinem alten Freunde im innigsten Ver-
 trauen lebte. Jener ging hierauf in sein Hauptquartier nach Oranien-
 burg, und Moreau über Berlin und Bällichau nach Prag ab. Hier
 besuchte ihn den 17ten, am Tage nach seiner Ankunft, der Kaiser Ale-
 xander. Ein seltenes Verhältniß bildete sich jetzt zwischen dem Monar-
 chen und Moreau. Jener sah den letztern als seinen Rathgeber und
 Freund an; und Moreau, durchdrungen von Bewunderung und Liebe,
 weichte dem Kaiser sein Leben, ohne in seinen Dienst zu treten. Doch
 trug er die Uniform eines kaiserlichen Generaladjutanten. Er begleitete
 den Kaiser zu Pferde auf dem Marsche gegen Dresden, am 25sten und
 26sten August. Denn von Dresden abgeschnitten, sollte Napoleons
 Macht an der Elbe gebrochen werden. Aber im Fluge eilte der fran-
 zösische Kaiser mit seinem Heere nach Dresden. Langsamer brach das
 Heer der Verbündeten aus Böhmens Gebirgspässen hervor. Um wenig
 Stunden zu spät erfolgte der Angriff; der Rückzug war, nachdem man
 die Stadt vergebens beschossen, nothwendig. Moreau kühn und thätig,
 ritten im Feuer, sah den 27sten, daß Napoleon den linken Flügel der
 Oesterreicher umging. Eine Kanonenschlacht sollte dem französischen
 Heere die Wege nach Pirna und Freiberg öffnen. Standhaft warf das
 Mitteltreffen und der rechte Flügel der Verbündeten des Feindes An-
 griffe zurück. Da eilte Moreau von den äußersten Punkten der Schlacht-
 linie zum Kaiser Alexander zurück. Er traf ihn Mittags hinter einer
 russischen, von zwei französischen, vorn und seitwärts bestrichenen,
 Batterie, auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen sich befand.
 Nachdem er hier zu Pferde mit dem Kaiser über die Schlacht sprach,
 stürzte er plötzlich mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel hat-
 te ihm beide Beine zerschmettert. Standhaft und ruhig erlag er die

Ablösung. Er ward, da das Heer den 27ten Abends seinen Rückzug antrat, über das Gebirge getragen, blieb thätig für die allgemeine Sache, klagte nie, tröstete seine Freunde, und starb ohne Reue, ohne Furcht, mit einem Herzen voll Liebe für Frankreich, und voll Achtung und Bewunderung für Alexander von Rußland. Ueber die Beweggründe und Absichten, welche Morcau vermochten, sein Schwert, wie es schien, gegen sein Vaterland zu ziehen, und über welche nicht selten, auf einseitigem Standpunkte, schiefe Urtheile gefällt worden sind, haben wir neuerlich seine eigene Erklärung vernommen. Er sagte nämlich vor seiner Abreise nach Europa, zu Herrn Hyde de Neuville, der sein Exil in den vereinigten Staaten theilte, und dieß Wort nachher bekannt gemacht hat, folgendes: „Man muß nichts für den großen Haufen thun, aber alles für das Vaterland und die Nachwelt. Es giebt Umstände, wo man nur von seinem Gewissen Rath annehmen darf. Bleibe ich ruhiger Zuschauer der großen Krise, worin Europa sich befindet, welches Recht würde ich dann haben, zur Rettung dieses unglücklichen Frankreichs aufzutreten, wenn einmal die brausende Fluth es zu verschlingen drohen sollte? Und dieser Augenblick wird kommen. Der Tyrann wird zuletzt unsre tapfersten Landsleute seinem grausamen Ehrgeize geopfert haben; nur noch Kinder, oder Männer, die des Jochs milde sind, das auf ihnen lastet, werden ihm bleiben. Fieberhafter Enthusiasmus ist auf der andern Seite. Ich werde also an die Vertheidiger der Menschheit mich anschließen: und wenn es mir gelingt, ihnen zur Rettung Deutschlands behülflich zu seyn, werden sie mich in der Rettung Frankreichs unterstützen. Ja, ich werde die guten Franzosen, meine tapfern Waffengefährten zu mir rufen, und sie werden mir glauben, wenn ich ihnen sagen werde: Ich habe treu der Republik gedient, so lange diese bestand; ich habe sie weder verlassen, noch verrathen; da aber die Monarchie allein für Frankreich paßt, so werde ich redlich für die einzige Monarchie kämpfen, die ein ehrlicher Mann vertheidigen wollen kann.“

G.

Moreri (Louis) Doctor der Theologie, geb. den 25ten März 1643 zu Bagemont, einer kleinen Stadt in der Provence, studirte in Draguignan, Aix und Lyon. In der letztern Stadt predigte er fünf Jahre als Controversprediger. Moreri hatte sich durch eine schlechte Allegorie *Le Pays d'Amour* betitelt, schon in seinem 18ten Jahre bekannt gemacht. Bald trat er mit nützlichen Arbeiten auf. Im Jahr 1673 erschien in einem Foliobande das *Dictionnaire*, das seinen Namen führt, und wozu Chappuzeau ihm die erste Idee gegeben zu haben behauptet. Er dedicirte dasselbe aus Dankbarkeit dem Bischof von Apt, Gaillard de Lonsmeau. Die Schwester dieses Prälaten verschaffte ihm eine Stelle bei dem Staatssecretär Pomponne, und Moreri konnte davon die größten Vortheile hoffen; aber sein ununterbrochener Fleiß, womit er an einer neuen Auflage seines *Dictionnaire's* arbeitete, erschöpfte seine Kräfte, so daß er 1685 in einem Alter von 38 Jahren zu Paris starb. Der erste Band der neuen Auflage war bereits erschienen; der zweite folgte einige Monate nach seinem Tode. Moreri war ein Literator, kannte die neuern Bücher, die er benutzen mußte, und verstand ziemlich gut italienisch und spanisch; aber es fehlte ihm an Geschmack und Phantasie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, fährt noch seinen Namen, ist aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverlässige Genealogien, Artikel über unbekannte Personen, Ungenauigkeiten, unrichtige Angaben, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik und Präcision und Geschmack, haben diesem nützlichen Wo-

geschadet, das ungleich-angenehmer seyn würde, wenn man sich auf das Nothwendige und Interessante beschränkt hätte. Die geographischen Artikel sind besonders mangelhaft. Die geschätztesten Ausgaben sind vom J. 1718 (fünf Bände), von 1725 (sechs Bände) und von 1732 (ebenfalls sechs Bände). Der Abt Bougel hat ein Supplement in 4 Folio-Bänden geliefert, welches Drouet in einer neuen Ausgabe in 10 Bänden 1759 umgearbeitet hat. — Die übrigen Werke Moreri's sind von einer großen Wichtigkeit.

M o r g a g n i (Giambattista), ein gelehrter Anatom, geboren zu Forlì in Romagna im J. 1682, war Mitglied der Akademie zu Bologna, wo er studirt hatte. Die Republik Venedig berief ihn von Forlì, wo er sich auf einem zu beschränkten Schauplaze befand, auf den Lehrstuhl der Anatomie nach Padua mit einem Gehalt von 6000 Franken. Morgagni vermehrte den Ruhm dieser Universität durch seine Entdeckungen und seine Schriften. Die wichtigsten derselben sind: 1. *Adversaria anatomica omnia*. In der Ausgabe von Leyden 1741 findet sich überdies noch *Nova institutionum medicarum idea*; 2. *Epistolae anatomicae*; 3. *De sedibus et causis morborum per anatonien indagatis libri V.*; 4. Verschiedene Briefe in der neuen Ausgabe von Bassava. — Morgagni hat seinen Namen einer kleinen Oeffnung der Zunge und einem Muskel des Zappens gegeben, weil er sie zuerst entdeckte. Er starb im J. 1771 in einem Alter von 90 Jahren. Seine Werke sind von ihm selbst gesammelt 1765 in 5 Folio-Bänden zu Venedig erschienen.

Morgana, s. *Fata Morgana*.

Morgarten. An der Gränze des Landes Schweiz befindet sich der Ageri-See. Er ist nur eine Stunde lang, aber sehr tief und reich an Fischen allerlei Art. An der Ostseite dieses Sees erhebt sich der Berg in dem Morgarten, dessen größter Theil dem Canton Zug angehört. Er ist durch eine Schlacht merkwürdig, die durch nachfolgende Ereignisse herbeigeführt wurde. Im Jahre 1273 gelangte Graf Rudolph von Habsburg, nach Kaiser Richards Tode, zu dem erledigten Throne. Zu seinen Bundesgenossen gehörte die Schweiz, wor er die Aufrechterhaltung ihrer alten Freiheit versprach. Sein Sohn und Nachfolger, Herzog Albrecht, ging von andern Grundsätzen aus. Er legte den Plan, Helvetien in ein besondres Herzogthum umzuwandeln, das (wie die Geschichte will) einem seiner Eöhne zugebracht war, und kaufte in dieser Absicht von dem Abte von Murbach die Stadt Lucern und seine Gerechtsame in verschiednen Dörfern des Ortes Schweiz. Dieser sein Plan war vor allen übrigen den drei Orten (Cantonen), Uri, Schweiz und Unterwalden verhaßt. Sie zogen sich dadurch den höchsten Unwillen des Kaisers zu, der ihnen die Bestätigung ihrer Privilegien versagte, und sie der Willkür (oder vielmehr der Barbarei) einer Reichsobgte überließ. Es zeichneten sich unter diesen Tyrannen vorzüglich aus: Weisker (nach andern Schriftstellern Weisker, und noch andern Weisker) Vogt von Schweiz und Uri, und Wigger von Landerberg, Vogt von Unterwalden, welcher letztere dem Heinrich von Melchtal, wider alles Recht, beide Augen ausstechen ließ. Durch diese und andere Grausamkeiten wurden drei eben so muthige als kluge Männer, Werner von Stauffach aus Schweiz, Walter Fürst aus Uri, und Arnold von Melchtal aus Unterwalden, veranlaßt, sich zu verschwören, das österreichische Joch zu zerbrechen, was es wolle; denn kein Preis, und wäre es das Leben, war ihnen zu hoch. So entstand die Eidgenossenschaft. Mit diesem Namen benennt man noch die Schweiz bis auf den heutigen Tag. Kai-

fer Albrecht griff zur Gewalt, wurde aber von dem Sohne seines Bruders, Johann von Habsburg, ermordet. Die verbündeten drei Cantone, mit denen sich demnächst andere vereinten, hingen dem Kaiser Ludwig von Baiern an, denn das Haus Habsburg war ihnen verhaßt. Dadurch wurde Kaiser Friedrich von Oesterreich im hohen Grade ergrimmt. Er erklärte die Schweiz in die Acht, und der Bischof von Constanz schleuderte den Bannstrahl auf sie herab. Kaiser Ludwig und der Erzbischof von Mainz sprachen von beiden sie los, und Kaiser Friedrich sah also wohl ein, daß wirksamere Mittel notwendig wären. Er zog im Jahre 1315 ein aus 20,000 Mann bestehendes Heer zusammen, dessen Oberbefehl seinem Bruder, Leopold von Oesterreich, anvertraut wurde. Er rückte damit auf die Orte Schweiz, Uri und Unterwalden vor, deren Gegenmacht nicht mehr als 1600 brave Männer betrug. Dies Häuflein besetzte einen schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem Aegeri-See hinschlängelte. Ein Theil desselben stand an der Seite des steilen Berges, und so sah man dem Feinde entgegen, der unvorsichtig genug war, sich in den engen Paß hereinzudrängen, der zu seiner Grabstätte bestimmt war, und recht dazu geeignet zu seyn schien. Kaum war Leopolds Heer, so man es erwartete, als die Schweizer große Steinmassen auf selbiges herabrollten, dadurch seine Reiterei in Unordnung brachten, eine Menge Oesterreicher verwundeten und tödteten, was von ihnen übrig blieb, anfielen und verfolgten, und so eine furchtbare Nacht und einen Plan vernichteten, dessen Zweck die Unterjochung eines Landes war, das nichts verbrochen hatte, als daß es einer Herrschaft nicht huldigen wollte, die ihm durch eine unerhörte Grausamkeit verhaßt worden war. Der Sieg am Fuße des Berges Morgarten legte einen festen Grund zu dem Sturbe der Schweiz. Die drei Cantone, die sich anfangs nur auf zehn Jahre vereinigt hatten, verbanden sich am 8ten December 1315 auf immer. Ihnen schlossen sich demnächst die andern Cantone an, und so entstand, so wuchs der bis jetzt noch bestehende eidgenössische Bund und Verein.

DH.

Morgen oder Morgengegend ist diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Bei den Schiffen führt sie den Namen Osten. Sie liegt dem zur Linken, der sein Gesicht gegen Mittag gerichtet hat, und der Abendgegend gegenüber. — Morgen heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verstehen. — Morgenpunkt ist der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen, und heißt bei den Schiffen Ostpunkt oder Osten. Die nach diesem Punkte hin liegende Gegend ist die Morgengegend. In den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21sten September und 20sten März, geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, so wie sie in diesen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseit des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesseit desselben nach Süden auf. Am längsten Tage ist ihr Aufgangspunkt vom Morgenpunkte am weitesten gegen Norden, und am kürzesten Tage am weitesten gegen Süden entfernt.

Morgendröhe. Diese herrliche Erscheinung am Osthimmel kurz vor dem Aufgang der Sonne ist eben das, was die Abenddröhe am Westhimmel kurz nach dem Untergange derselben ist. Daß die Sonnenstrahlen und Dünste oder Wolken zur Entstehung beider Phänomene

nöthig sind, lehrt der Augenschein. Nicht immer sind Morgen- und Abendröthe gleich schön; bisweilen bemerkt man, wenn der Himmel ganz heiter ist, nur eine schwache Röthe und bei sehr dichtem dunkeln Gewölke gar nichts. An einer befriedigenden Erklärung dieser Erscheinungen fehlt es uns noch; doch ist wahrscheinlich, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her und also durch eine große Strecke von Luft kommt, zuerst die blauen, dann die gelben und zuletzt die rothen Strahlen verloren gehn; daher die Sonne hoch am Himmel weiß, in niedrigeren Gegenden gelblich und an der Gränze des Horizonts röthlich erscheint, und Dünste und Wolken auf gleiche Weise färbt. Eine hochrothe oder feurige Morgenröthe wird als Vorbote eines trüben regenhaften, und eine recht glänzende Abendröthe als Anzeige eines heitern morgenden Tages meistens mit Grunde angesehen. Man erklärt dies dadurch, daß die Morgenröthe eine Wolkenmasse verkündigt, die für den anbrechenden Tag von Osten nach Westen über den Horizont heraufzieht; die Abendröthe hingegen eine vom Horizonte sich entfernende Wolkenmasse bedeute.

Morgenstern, s. Venus und Planeten.

Morgben (Rafael), geboren zu Neapel im Jahr 1458, stammt aus einer Familie, die sich in der Kupferstecherkunst bereits früher hervorgethan hat. Er genoß den ersten Unterricht in dieser Kunst von seinem Vater, kam aber bald nach Rom unter die Leitung des so berühmten Volpato. Hier nahm er Theil an der Bearbeitung der Folge von Blättern, welche Volpato nach Rafaels Stanzengemälden im Vatican herausgab, und welche immer als eine der vorzüglichsten und bedeutendsten Arbeiten des Grabstichels werden angesehen werden. Eines von jenen Blättern, das Wunder der Messe zu Bolsboa, ist unter seinem Namen erschienen. Wenn auch in diesem Blatte eine gewisse Härte und Menglichkeit noch unverkennbar ist, so zog dennoch die Keilichkeit und Zartheit der Behandlung schon damals Aller Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler. Aber erst durch seine spätern Arbeiten, die Aurora nach Guido, die Pflanzenjagd nach Domenichino, den Parnas nach Mengs, vor allen aber durch eine heilige Familie und die Stunden nach Poussin, ingleichen eine Madonna nach Fra Bartolomeo bewährte er die Hoffnungen, welche man sich von ihm gemacht hatte. Richtigkeit der Zeichnung, Bestimmtheit der Umrisse, Klarheit und Reinheit, mahlerischer Effect, verbunden mit der größten Zartheit der Behandlung, sind die Verdienste, welche diesen Künstler zu dem größten Kupferstecher der neuern Zeit machen. Während dieser Zeit verheirathete sich Morgben mit einer Tochter seines Lehrmeisters Volpato. Im Jahr 1702 folgte er einem Ruf nach Florenz, und unternahm für den dasigen Hof die Arbeit, die schönsten Gemälde der dortigen Gallerie in Kupfer zu stechen. Zuerst erschien seine Madonna della Sedia nach Rafael, unter der großen Menge von Copien nach diesem Meisterwerk der Kunst unstreitig diejenige, die dem Original am nächsten kommt. Nach der Zeit gab er seinen ersten Kupferstich nach Rafaels Verklärung heraus, welches Blatt jedoch zum großen Theil von seinem Bruder Anon gearbeitet ist, weil Rafael Morgben an einer langwierigen Augenkrankheit litt. Er unternahm späterhin ein zweites Blatt, welches von ihm allein herrührt, und im J. 1812 erschienen ist. Es folgte sodann das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, welches als eines seiner Hauptwerke schon jetzt weit über den frühern Preis bezahlt wird; eine Magdalene nach Murillos, die Bildnisse Rafaels, Dante's, Petrarca's und Tasso's, und außer mehreren kleinern Arbeiten sein oberrühmtes

Blatt, die Erklärung. Morghen ist im Jahr 1803 zum Mitglied des französischen Nationalinstitutes ernannt worden, und lebt noch gegenwärtig in Florenz. BL.

Morhof. (Daniel Georg), wurde am 6ten Februar 1639 zu Wismar geboren, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin, und studierte seit 1657 zu Rostock die Rechte, wobei er auch die humanistischen Wissenschaften trieb. Ein lateinisches Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, welche er nach seiner Rückkunft von einer Reise nach Holland und England antrat, aber schon 1665 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Akademie zu Kiel vertauschte, wo er solchen Beifall fand, daß sein Hörsaal oft die Menge seiner Zuhörer nicht fassen konnte. 1670 machte er eine zweite Reise nach Holland und England, wurde nach seiner Rückkehr 1673 zugleich Professor der Geschichte, 1680 Bibliothekar, und starb am 30ten Juli 1691 auf einer Rückreise von Pyrmont, wohin er wegen seiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck im 58sten Jahre. Durch sein allbekanntes Werk: Polyhistor. (Lubec. 1688, 4. 4te Ausg. ebendaf. 1747, 2 Bde. 4.) regte er in Deutschland zuerst ein vollständigeres und planmäßigeres Studium der Literaturgeschichte auf. Es war lange Zeit die Hauptquelle aller literarischen Notizen, und ist unzählig oft benutzt, studirt und ausgeschrieben worden. Wirklich enthält es auch einen bedeutenden Reichthum literarischer Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle seine Urtheile die Probe halten, und namentlich seine Ansichten von der Literaturgeschichte als Wissenschaft noch sehr dürftig sind, so macht es doch noch mancher methodologische Wink (z. B. über die Kunst des Lullus) auch für unsre Zeiten schätzbar. Sein Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze, sammt dessen deutschen Gedichten (3te Aufl. Lübeck und Leipzig 1718, 8.) ist besonders von der historischen Seite wichtig. Seine deutschen, so wie seine lateinischen (Lubec 1697. 8.) Gedichte hingegen sind von geringem Belang, und enthalten nur selten einen gelungenen Einfall oder eine glückliche Wendung. A — s.

Moriz, Churfürst von Sachsen, war der Sohn Herzogs Heinrich zu Sachsen und wurde 1521 zu Freiberg geboren. Schon in seiner Jugend kündigte er sich als den großen Fürsten an, der einst der Retter eines Vaterlandes seyn sollte. Er zeigte große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Diese Eigenschaften schienen nicht wohl vereinbar mit der Beschränkung, die das kleine vaterliche Erbe ihm anwies. Sein aufstrebender Geist wurde noch mehr geweckt, als er verschiedene deutsche Höfe besuchte, die den väterlichen in Glanz weit übertrafen. Daniels (1541) vermählte er sich mit der Tochter des berühmten Philipps, Markgrafen von Hessen. In demselben Jahre starb sein Vater. Er übernahm darauf selbst die Regierung einer Lande, und überlegte, was er bei den großen Uneinigkeiten, worin Deutschland damals durch die Religionsstreitigkeiten gesunken war, thun zu thun sey. Obgleich selbst ein Befenner des Luthertums, weigerte er sich dennoch, der Sache der übrigen protestantischen Fürsten, die den neuen Glauben mit den Waffen in der Hand verteidigen wollten, und dem schmalkaldischen Bunde beizutreten, entweder weil er schon damals geheime Absichten auf die Churfürstliche hatte, und sich als dem Kaiser gefällig machen wollte, oder weil er voraussah, daß die schlechte Organisation dieses Bundes seinen baldigen Fall nach sich ziehen würde. Carl V. freute sich der Ergebenheit des tapfern Moriz und be-

lohnnte ihn durch vielfache Gunstbezeugungen, ja er forderte ihn sogar auf, sich der Lande des Churfürsten Johann Friedrichs, der bei dem Bundesheere Anführer war, zu bemächtigen, und ertheilte ihm nachher 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg feierlich die Churwürde. Der Kaiser, der einen der mächtigsten Reichsfürsten für sich gewonnen zu haben glaubte, verfolgte indeß seine ehrgeizigen Pläne, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu vernichten und sich zum unumschränkten Beherrscher Deutschlands zu machen. Aber wie künstlich er auch seine Absicht verbarg und unter dem Schein, das Interesse der Katholiken zu beschützen, nur sein eignes selbst förderte: so erkannte doch in den krummen Gängen der Politik selbst wohlverfahrne Moriz doch bald genug das eigentliche Ziel der Bestrebungen des herrschsüchtigen Karls. Er sah ein, daß ihm nur mit offener Gewalt zu widerstehen sey, und trug kein Bedenken, als Feind des Kaisers aufzutreten. Aber auch hierbei verfuhr er nicht ohne Arglist. Seine Rüstungen betrieb er im J. 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, schloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutschen Fürsten 1551 geheime Bündnisse, und wußte seine Maßregeln so geschickt zu nehmen, daß er Earl, der zu Inspruck am Podagra darniederlag, fast gefangen genommen hätte (1552). Als Rechtfertigungsgrund dieser unerwarteten Fehde führte Moriz an, daß der Kaiser gegen sein ausdrückliches und feierliches Versprechen den Landgrafen Philipp von Hessen (Morizens Schwiegervater) immer noch gefangen halte. Der Kaiser, den Alter und Krankheit beugten, eilte, durch seinen Bruder Ferdinand ihm Vorschläge zur Ausöhnung thun zu lassen. In Folge dieser Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zu Passau am 31sten Juli 1552 zu Stande. Moriz, der sich dadurch mit den Protestanten ausgesöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiser einen Beweis seiner Unabhängigkeit geben zu müssen, und wohnte noch in demselben Jahre einem Zuge gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachsen zurück. Bald darauf verlor er am 9ten Juli 1553, zu frühzeitig für seine Lande, in einer Fehde gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Leben. Wenn man auch über den Charakter dieses ersten Churfürsten in Sachsen aus der albertinischen Linie nicht glimpflich urtheilen will und kann, so muß man doch gestehen, daß er außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlaue die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente besaß, die ihn zu einem der ersten deutschen Fürsten machen. Ungeachtet seiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachsen viele nützliche Einrichtungen. Am die Bildung seines Volks und um die Wissenschaften erwarb er sich hohe Verdienste durch die Stiftung der Fürstenschulen und mancher nützlichen Institute der leipziger Universität.

M o r i z, Fürst von Anhalt- Dessau, königlich preussischer Generalfeldmarschall, geboren zu Dessau den 31sten October 1712, war der jüngste Sohn des großen Feldherrn, Leopolds I., Fürsten von Anhalt- Dessau. Er trat mit fünfzehn Jahren in preussische Kriegsdienste, wurde Hauptmann, und war bis 1758 in allen Feldzügen der drei ersten Kriege gegenwärtig. Er wohnte auch 1734 und 35 den Feldzügen am Rhein als Volontär bei. In den Schlachten von Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Prag, Kollin, Rossbach, Zorndorf und Leuthen, in welcher letztern ihn Friedrich II. auf dem Schlachtfelde zum Generalfeldmarschall ernannte, bewies er vorzüglich Tapferkeit und Klugheit und ahmte in diesen Eigenschaften seinem Vater nach. Er beobachtete die strengste

Moritz (Graf von Sachsen)

licht, war aber übrigens ein wahrer Menschenfreund, ein Ba-
Soldaten, so wie ein eifriger Befenner der reformirten Religion.
b unermählt den 4. April 1760. Friedrich Wilhelm III. hat
denken durch eine marmorne Statue geehrt, welche Schadow
thrt hat, und welche den Lustgarten zu Berlin ziert.

Moritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Mar-
von Sachsen. Dieser große Feldherr war der Sohn des Königs
II. von Polen und der schönen Gräfin Aurora Maria von
mark, die ihn im J. 1696 auf einem Dorfe unweit Magdeburg

Er zeigte früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche,
inem Vater geerbte Stärke. Im J. 1711 ertheilte ihm August
Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachsen, und machte
ld darauf zum Obristen über ein neuerrichtetes Cürassierregiment,
er nach einigen Jahren reducirt wurde. Die ersten Waffen trug
flandern unter Eugen und Marlborough. Er war 1709 Zeu-
Einnahme von Lille, und zeichnete sich sowohl bei den Be-
ngen von Tournay und Mons als in der Schlacht bei Malpla-
us. Neuen Ruhm und öffentliche Lobspprüche von Eugen und
orough erwarb er sich in dem Feldzuge von 1710. Das Jahr
belagerte der König von Polen Stralsund; der junge Graf zeigte
e größte Unererschrockenheit. Er setzte, die Pistole in der Hand,
ngesicht des Feindes durch den Strom. Nach diesem Feldzuge
arbeitete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Grä-
den; aber der Graf liebte zu sehr das Vergnügen und den Reich-
m sich den Pflichten der Ehe zu unterwerfen. Aber auch unter
uschweifungen, denen er sich zuweilen ergab, verlor er das Bes-
dwerk nicht aus den Augen. Er hatte stets eine militärische Bib-
bei sich, mit der er sich täglich, wenn auch nur eine oder zwei
en, beschäftigte. Im J. 1717 hatte er sich nach Ungarn bega-
io Eugen den Türken entgegenstand. Er nahm an der Belage-
on Belgrad und an einem Siege über die Türken Theil. Als
8 nach Polen zurückgekehrt war, ertheilte ihm der König von
den weißen Adlerorden. Moritz, dem der in ganz Europa mi-
gestellte Friede keine Gelegenheit gab, sich ferner auszuzeichnen,
ß 1720, nach Frankreich zu gehn, da er die geselligen Eigenschaf-
Franzosen liebte; auch hatte er in seiner Jugend von fremden
yen nur die französische lernen müssen. Der Graf beschäftigte sich
hr eifrig mit dem Studium der Mathematik, der Kriegs- und
gungskunst, und der Mechanik, für die er ein ausgezeichnetes
hatte. Schon in seinem sechzehnten Jahre hatte er ein neues
ium erfunden und es in Sachsen anwenden lassen. Nachdem er
n Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte
elbst nach seiner neuen Methode. Im J. 1726 wählten die Esth-
Eurland ihn zu ihrem Fürsten. Polen und Rußland bewaffne-
, gegen ihn. Menzikoff, der nach dem Herzogthum strebte, schick-
Wann Russen nach Wittau, die den Grafen in seinem Palast
ten. Dieser, ob er gleich nur 60 Mann hatte, vertheidigte sich
ßem Muth. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Russen
ten sich. Auch Polen griff zu den Waffen, und da Moritz nicht
ande war, zwei so mächtigen Mächten die Spitze zu bieten, so
er 1729 eine günstige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukeh-
Man behauptet, daß die verwittwete Herzogin von Eurland, An-
anowa, zweite Tochter des Czars Iwan Alexiowis, Bruders
des Großen, ihm anfänglich Hoffnung zur Ehe gemacht, nach-

der aber ihm wegen seiner Unbeständigkeit entsagt habe; so brachte ihn diese Eigenschaft nicht nur um Eurland, sondern auch um den Thron von Moskau, den jene Fürstin in der Folge bestieg. Angeführt zu werden verdient es, daß als der Graf von Eurland aus nach Frankreich im Unterstützung an Geld und Menschen schrieb, die berühmte Schauspielerin Le Coureur alle ihre Kostbarkeiten zum Verschickte und ihrem Geliebten 40,000 Livres zustellte. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich beschäftigte sich Moriß eifrig mit der Mathematik. Er entwarf während eines Fiebers seine Réveries (beste Ausgabe, Paris 1757. 2 B. 4.); die er nachher ausfeilte. Dieses Werk, würdig eines César und Condé, ist nicht in einem correcten, aber in einem männlichen Styl geschrieben, voll tiefer kühner und neuer Ansichten, die dem Feldherrn und Soldaten gleich nützlich sind. Er entwickelte neue Grundsätze, deren Gültigkeit die jetzige Art des Kriegsführens bewährt. Er beweist die Nützlichkeit der leichten Artillerie, die schnell von einem Orte zum andern geschafft werden kann; den sichern Vortheil des Angreifens, den Vortheil der leichten Infanterie, und die gewisse Ueberlegenheit der Infanterie über die Cavallerie, wenn sie den Angriff derselben mit Entschlossenheit erwartet, so wie ihren sichern Untergang, wenn sie anders handelt. Der Tod des Königs von Polen, seines Vaters, entzündete 1733 den Krieg in Europa. Der Churfürst von Sachsen bot dem Grafen, seinem Bruder, den Oberbefehl aller seiner Truppen an, dieser aber zog es vor, als Marechal-de-camp in der französischen Armee zu dienen, und ging zur Armee des Marschalls von Berwick an den Rhein. Er kam eben zur Schlacht von Ettlingen an, in der er an der Spitze eines Grenadierdetachements durch seine Tapferkeit den Sieg entschied. Mit gleicher Unerfrorenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Der Grad eines Lieutenant-général war 1734 der Lohn seiner Dienste. Dem Tode Karls VI. folgte ein neuer Krieg. Zu Ende Novembers 1741 wurde Prag belagert und noch in demselben Monat nahm es der Graf von Sachsen mit Sturm. Eger wurde einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert. Dann führte er die Armee des Marschalls von Broglie in den Rhein zurück und bemächtigte sich aller Linien von Lauterburg. Nachdem er im März 1744 Marschall von Frankreich geworden war, doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen) befehligte er als Chef ein Armeecorps in Flandern. Dieser Feldzug, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellte den Marschall von Sachsen an die Seite von Turenne. Er wußte den an Zahl überlegenen Feind in Unthätigkeit zu halten. Das J. 1745 war noch glorreicher. Im Januar war zu Warschau zwischen der Königin von Ungarn, dem König von England und Holland ein Bündniß geschlossen worden. Trotz einer schweren Krankheit übernahm der Marschall den Oberbefehl der französischen Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenoi den 11ten Mai 1745. Er schien dem Tode nahe; dennoch stieg er während des Gefechts zu Pferde; aber seine Schwäche ließ jeden Augenblick für sein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gand, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel folgte. Letztere Stadt ergab sich den 28ten Februar 1746. Im April desselben Jahres ertheilte der König dem Sieger von Fontenoi ein Naturalisationspatent in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die folgenden Feldzüge erwarben ihm neue Auszeichnungen. Nach dem Siege von Rocour, den 11ten October 1746, schenkte ihm der König sechs Kan-

nen, und das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marschall aller seiner Armeen und in der Folge zum Oberbefehlshaber in den 1748 eroberten Niederlanden. Dieses Jahr wurde mit den glänzendsten Erfolgen bezeichnet, vornehmlich mit der Einnahme von Mastricht; das Jahr war aber durch den Sieg von Lawfeld und die Einnahme von Berg-op-Zoom bezeichnet worden. Holland, für seine Staaten zitternd, bot den Frieden an, den es vorher verweigert hatte. Er wurde den 18ten October 1748 geschlossen, und man kann sagen, daß Europa seine Ruhm den Talenten des Marschalls von Sachsen verdankte. Derselbe zog sich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlassen hatte. Er machte von hier eine Reise nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollsten Auszeichnung behandelte. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich lebte er in der Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen, und starb an einem Blutsturz den 30ten November 1750. Dieser Mann, dessen Name durch ganz Europa erschollen war, verglich auf dem Sterbebett sein Leben mit einem Traum. Man erzählt, daß ihn mehrere schmerzliche Pläne beschäftigten; er habe bald den Gedanken gehabt, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, bald sich zum König von Corsica zu machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien zu gründen. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht in Straßburg in der lutherischen Kirche St. Thomas beigesetzt, und 1777 ihm an Ludwigs XV. Befehl durch Pigal ein Denkmal daselbst errichtet. Sein Erben hatte er den sächsischen General Bellegarde eingesetzt. Den Preis, welchen die französische Akademie auf die schönste Lobrede des Marschalls setzte, gewann Thomas.

Morig von Nassau, Prinz von Oranien, der jüngste Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geboren zu Dillenburg den 13. November 1567, studirte zu Leiden, als sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihn in seinem achtzehnten Jahre die Provinzen Holland- und Seeland, und nachher auch Utrecht zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen und bewies durch seine Siege und Eroberungen der neuen Republik Festigkeit. Er machte mit dem Ueberfall von Breda 1590 den Anfang zu einer Reihe glücklicher Unternehmungen, wodurch ganz Geldern, Ober- und Friesland und Ordnungen von den Spaniern befreit wurde. Dadurch erlangte er nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen zugleich noch die Statthalterschaft von Geldern und Ober- und Friesland, dagegen die von Friesland und Ordnungen seinem Vetter, Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, zu Theil wurde. Noch setzte seine glücklichen Feldzüge fort und nahm den Spaniern unter ständigen Kriegen bis zu dem im J. 1609 auf zwölf Jahre geschlossenen Waffenstillstand gegen 40 Städte und mehrere Festungen ab, und schlug sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, die er durch seine Viceadmirale an den spanischen und flandrischen Küsten errang. Seine Tapferkeit und sein Waffenglück lockte alle, die als Krieger glücken wollten, zu seiner Armee als zur ersten Schule der Kriegskunst. Er war der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks und auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Durch die Erreichung seiner längst genährten Absichten schien ihm die kluge Benutzung der theologischen Zänkereien der Arminianer und Gomaristen, oder der Remonstranten und Contra-Remonstranten. Er unterstützte die Gomaristen mit großem Eifer und sogar mit eigenmächtiger

ger Gewaltthätigkeit (vergl. Barneveld), allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteilucht zu untergraben, sah er sich doch endlich genöthigt, von der Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe abzusehn. Er starb im Haag den 23ten April 1625, und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger, sowohl in Oranien als in der Statthalterschaft von fünf Provinzen und in der Würde eines Generalcapitains der Union zu Wasser und zu Lande. — „Das Leben dieses Statthalters,“ sagt Raynal, „war eine selten unterbrochne Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Mittelmäßig in allem, verstand er den Krieg meisterhaft und führte ihn als Held. Die von ihm gebildeten Krieger haben seinen Ruhm noch vermehrt. Wie Montecuculi besaß er die seltne Kunst der Marsche und Lager; wie Vauban das Talent der Befestigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geschicklichkeit, die zahlreichsten Heere in den unergiebigsten und erschöpftesten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei dem Soldaten, wenn es galt, mehr zu erlangen, als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé jenen untrüglichen Ueberblick, der den Erfolg der Schlachten entscheidet; wie Carl XII. die Fähigkeit, die Truppen fast unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beschwerden zu machen, wie Turenne, das Menschenleben zu schonen.“ — Nach Jollards Urtheil war Moriß der größte Infanteriegeneral seit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt, und erweiterte sie, indem er theils eigne, theils fremde Erfindungen anwandte.

Moriß (Carl Philipp), zuletzt königlich preussischer Hofrath und Professor zu Berlin, ward zu Hameln 1757 von armen Aeltern geboren, und in Folge der obwaltenden Umstände auf eine Weise erzogen, die seinem Innern nothwendig eine bizarre, phantastische, ja selbst mythische Oberfläche geben mußte, in Vereinigung mit einer immerwährenden Kränklichkeit, die dem Knaben jeden Ausflug in das kräftige Jugendalter untersagte. Nachdem er in Hannover einigen gelehrten Unterricht genossen, wurde er von seinem Vater nach Braunschweig zu einem Hutmacher in die Lehre geschickt, wo er jedoch, in allen seinen vorgesetzten Erwartungen getäuscht, sich so unglücklich, wie möglich, fühlte, beschworen er auch, da er kein Hutmacher, sondern ein großer, berühmter Mann zu werden gedachte, von seinem Meister im vierzehnten Jahre zu seinen Aeltern zurückgesandt wurde. Hier gelang es ihm, den damaligen Commandanten von Hannover, den nachherigen Herzog von Mecklenburg-Strelitz, dergestalt für sich zu gewinnen, daß dieser eine beträchtliche Summe für seine gelehrte Erziehung aussetzte. Nachdem er einige Zeit in dieser günstigen Lage ausgedauert und sich ihrer würdig gezeigt hatte, erhielt sein ihm angeborener Hang zur Bizarrie und Regellosigkeit neue Gewalt über ihn, so daß er die Liebe seiner Wohlthäter verscherzte und von allen seinen Bekannten als unheilbar aufgegeben wurde. Nachdem er durch Zureden einiger derselben bewogen worden war, sich für einen Augenblick aus dieser Lage herauszureißen, verfiel er dennoch kurze Zeit nachher von neuem in seine alte Sinnesart und verließ, Aeltern und Freunden unbewußt, Hannover, um Schauspieler zu werden. In dieser Absicht kam er, nach vielen Schicksalen, nach Erfurt, wo er sich für einen Candidaten der Theologie ausgab und ihm gelang, unentgeltlich Matrikel, den Freitisch und freie Wohnung zu erhalten. Dieser nicht ungünstigen Lage ungeachtet, fing Moriß, von einer stets unruhigen, bizarren Laune getrieben, abermals an, sich in Erfurt zu mißfallen, wozu ihn am meisten der Gedanke veranlaßte, daß

er nur von anderer Leute Wohlthaten lebe. In Folge dieses Mißgefühls ließ er sich von seinem Hange zum Theater abermals verführen, Schauspieler zu werden und obgleich einer seiner Lehrer ihn bereits einmal von diesem Vorhaben abgebracht hatte, einer Schauspielertruppe nach Leipzig zu folgen. Als er diese aber bei seiner dortigen Ankunft bereits aufgelöst und sich also abermals in seiner Erwartung getäuscht fand, scheint ihm dieses Ereigniß den Gedanken, Schauspieler zu werden, auf immer verleidet zu haben; wenigstens ist so viel gewiß, daß unter den sich ewig durchkreuzenden Projecten seines Lebens die Schaubühne nie wieder das Ziel seiner Wünsche wurde. Somit abermals ohne Hoffnung und Ausweg in eine weite Welt geworfen, verließ er Leipzig, in düstre Schwermuth versunken, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Ohne sein Zuthun zeigte ihm jedoch sein gutes Geschick schon im ersten Dorfe nahe Hülfe; ein Herrnhuter aus Barby nahm sich seiner mit väterlicher Sorgfalt an und beherbergte ihn. Allein Morig gefiel sich auch hier, trotz seiner Anlage zur Mystik und Schwärmerei, nur sehr kurze Zeit, und faßte dann den Plan, in Wittenberg seine Studien zu vollenden, wozu ihm dann die Brüdergemeinde ihren Eeßgen und einen Zehrpfennig mit auf den Weg gab. Auch in Wittenberg lächelte ihn das Glück an und führte ihm eine Menge Freunde und Gönner sowohl von den Studenten als von den Professoren zu. Hier verlebte er zwei Jahre, in welchen er abwechselnd sich bald einer müßerhaften Thätigkeit ergab, bald aber dem strafbarsten Müßiggange fröhnte, bald das wildeste, regelloseste Leben führte, und bald wieder in sich gekehrt und einsam mit seinem Grame den Gedanken seines eingebildeten Unglücks nachhing. So geschah es denn abermals, daß er sich auch hier mißfiel und, von dem Rufe, der damals von Basedows' pädagogischer Unternehmung ausging, angezogen, sich nach Dessau begab und von diesem mit offenen Armen empfangen wurde. Das gute Einverständnis unter beiden dauerte aber nur eine kurze Zeit: denn Basedow glaubte in Morigen nicht Kraft und Selbstständigkeit genug zu finden, und Morig wurde es bald herzlich müde, sich von Basedow tyrannisiren zu lassen. Von hier wandte er sich nach Potsdam, um daselbst eine Predigerstelle zu erhalten zu suchen. Da ihm diese Bemühung fehl schlug, und er nun abermals ohne Hoffnung und Lebensunterhalt war, so faßte er einmal den Entschluß sich todt zu hungern; eine Lehrerstelle am großen potsdamer Waisenhause rettete ihn. Da ihm aber auch diese Stelle bald wieder unangenehm wurde, so überließ er sich abermals allen Ausschweifungen seiner mit schwarzen Vorstellungen angefüllten Einbildungskraft, war unthätig und unbrauchbar zu jedem Geschäfte und irrte wie wahnsinnig Tage und Nächte unter freiem Himmel umher. Endlich verschafften ihm Teller und Büsching eine Lehrstelle an der Klosterschule in Berlin mit zweihundert und fünfzig Thalern Gehalt. So lange ihm dieses Amt neu war, verwaltete er es mit großem Eifer und nicht geringem Beifalle seiner Vorgesetzten. Als er aber auch die dunkle Seite des Lehrstandes kennen lernte, wurde er dieser Lage ebenfalls überdrüssig. Auch die Beförderung zum Conrector am grauen Kloster im J. 1760 machte ihn um nichts zufriedner, ob er gleich durch kleine schriftstellerische Versuche und durch häufige Wanderungen in die umliegenden Gegenden in das ihm so verhaßte Einerlei seines Lebens Mannichfaltigkeit zu bringen suchte. Jetzt erhielt seine Phantasie neuen Stoff durch die Freimaurerei, in welche er um diese Zeit aufgenommen wurde. Ob man ihn gleich bald zum Bruder Redner machte und das Amt des Sprechers in einer Versammlung Geweihter seiner Eitelkeit sehr schmech-

Sohn war: so wurde er dieser Beschäftigung dennoch auch bald wieder müde. Derselben Gefühl von Unbehaglichkeit war es vornehmlich zuzuschreiben, daß er im J. 1780 auf einige Monate nach England reiste. Die Kosten dazu bestritt er größtentheils von seiner deutschen Erbschaft, welche ihm, seiner eignen Angabe nach, durch Prämiationen nahe an fünfhundert Thaler einbrachte. Aus der berühmten Höhle in Eglarston brachte er einen bösen Huten mit, der in der Folge auf seinen Körperzustand Einfluß gehabt zu haben scheint. Bald nach seiner Zurückkunft nach Berlin bestieg er, Professor an der classischen Schule zu werden; allein es wurde ihm nur das Conrectorat mit einigen Lebensstunden am Gymnasium zuertheilt. Diese gedrückte Hoffnung war ihm jedoch, daß er wieder in seinen Zustand der Abtheilung konnte und des Ansehens theilhaftig, in welchem wir ihn schon so oft gesehen haben. Um dieselbe Zeit glaubte er auch an einem Brustfieber so krank zu seyn, daß er sich auf einen nahen Tod vorbereitete und mit seinen Freunden viel über die Unsterblichkeit der Seele sprach. Indessen genas er wieder; auch wurde ein Theil seiner Wünsche in so fern erfüllt, als man ihm im J. 1784 auf sein Ansuchen eine außerordentliche Professur am Gymnasium mit zweihundert und zwanzig Thälern Gehalts ertheilen zu beabsichtigte, und ob er gleich sehr weit zu werden hatte, so gelang es ihm doch, sich durch seine Sprache und seine Wissenschaften auszuzeichnen. Obgleich sich zu dieser Zeit seine Beschäftigung mit der Naturgeschichte als Hauptwissenschaft in ihm. Seine Ruhe ward theils durch wirkliche durch Einbildung abermals unterbrochen; er war dem er sich wieder in etwas erholte hatte, glückliche Bemerkung rufen zu müssen. Seine erste Ausflucht ging zu Bahrdt, der ihm Rath und Wohnung anbot, und wo er, statt zu sterben, wie er sich vorgenommen hatte, wieder vollkommen gesund ward. Weiter und frohlockend ging er nach Berlin zurück, mit der völligen Rückkehr seiner Lust zu Geschäften. Jetzt unternahm er es, die politische Zerrung nach einem neuen Plane zu schreiben. Da aber dieser Plan zu abentheuerlich entworfen und zu weit ausgeführt war, so war es natürlich, daß die Leser er bei aller Bemühung zurückwünschten. Nun ereignete sich ein Umstand, dessen Sonderbarkeit an sich selbst und dessen Einwirkung auf Woritz zu einer Erwähnung an diesem Orte würdig machen. Während lag er nämlich ein italienischer Graf bei ihm melden, der in Folge der Zwietracht, welche sich zwischen ihm und Woritz über Erbschaftsorientierung entspannt, die Behauptung äußerte, daß es allerdings Ahnungen und Vorhersagungen gebe, und daß er nicht allein die Unsterblichkeit derselben behauptet, sondern sich auch sogar schmeichle, aus der Beschäftigung eines Menschen manche Umstände seines Lebens vorherzusagen zu können. Als Woritz dies in Zweifel zieht, sagt der Graf im Hergucken mit herrlichem Lächeln: „Die Zukunft sey Richter zwischen uns. Nicht lange mehr bleiben Sie in Ihrer jetzigen Lage. Sie werden sogar Deutsch- und verlassen, in Italien den Anhang Ihres Glücks blühen sehen, doch muß nach Berlin zurückkehren.“ Auf so ungewissen Grund nun auch wie Prophezeiung begründet war und mit so geringer Mühe sie auf eine ganz natürliche Weise erklärt werden konnte, so stand dennoch Woritz, der in seinem Woggen zur Erbschaftsorientierung allen Aberglauben mühsam bekämpft hatte, im geringsten nicht an, den Wankelmutz seines eignen Glaubens bekunnen. Als nun gar diese Prophezeiung er-

ner Reise nach Italien wirklich in Erfüllung gegangen war, da warf sich Moriß öffentlich zum Verteidiger von Ahnungen und schwärmerischem Mysticismus auf. Nachdem er vorher noch in Gesellschaft mit einigen Freunden eine Reise nach der Schweiz unternommen, aber nur bis zur Hälfte ausgeführt hatte, ging eine neue und zwar anfangs sehr heilsame Revolution in seinem Innern vor: er verliebte sich mit allem Enthusiasmus seiner Einbildungskraft in eine verheirathete Frau, die ihn zwar nicht wieder liebte, aber doch durch ihre Freundschaft höchst glücklich machte. Nichts desto weniger ward diese Liebe Veranlassung zu bizarren Verirrungen in Morißens damaligem Leben: er fand nämlich eine Aehnlichkeit zwischen sich und Werther, kleidete sich, wie auch dieser von Goethe geschildert wird, redete und schrieb in dem Tone desselben, und wäre vielleicht im Stande gewesen, auch zu enden, wie sein Vorbild, wenn nicht glücklicher Weise die längst ersehnte Reise nach Italien eine heilsame Diversion in seinem Leben gemacht hätte. Er selbst hat in der Folge die Geschichte seiner unglücklichen Liebe in Hartknopfs Predigerjahre unter der Geschichte der Liebe, Ehe und Trennung Hartknopfs und der Schwester des Pächter Heit dargestellt, aber auch zu verhüllen gesucht. Nun reiste er im Juli 1788 ohne Urlaub von Berlin ab und hat von Braunschweig aus um seine Entlassung, die er auch erhielt. Dort schloß er mit Campe einen Vertrag ab, welchem zu Folge er ein Werk über die römischen Alterthümer, zu dessen Hervorbringung es ihm jedoch an hinlänglicher Kenntniß der alten Sprachen, so wie der alten Literatur gänzlich gebrach, nebst einigen andern Arbeiten in dessen Verlage herausgeben wollte, und erhielt von Campe den nöthigen Vorschuß dazu. Jetzt flog er nach Italien und verweilte in Rom zwei Jahre, wo er seine Zeit zwar sehr thätig zubrachte, doch aber, eben weil er ganz unvorbereitet zu seinem eigentlichen Zwecke geeilt und diesen stets mit Phantasie, und nie mit strenger anschauender Reflexion aufzufassen im Stande war, ohne eigentlichen tiefen Gewinn für diesen seinen Zweck, seine Zeit und sein Wirken in Außerwesentlichkeit verpöhlerte. Doch einen persönlichen Gewinn hatte er von dieser Reise, nämlich die Bekanntschaft mit Goethe, den er in Italien traf, und enthusiastisch verehrte und von dem er auch wieder sehr ausgezeichnet wurde. Auch seine dortige Bekanntschaft mit Angelica Kaufmann förderte seine Kenntnisse über Kunst und Kunstfachen allgemein. Als er das Unglück hatte, den Arm zu brechen, nahm sich Goethe seiner sehr thätig an und brachte ganze Nächte vor seinem Krankenbette zu. Auch wurde er durch Diefers thätige Verrendung von seinen Freunden in Berlin mit einer ansehnlichen Summe unterstützt. So war es auch Goethe, der ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt machte, durch welches Letzteren Vermittelung er zum Mitgliede der Akademie zu Berlin ernannt wurde, mit der Erlaubniß sich noch länger in Italien aufhalten zu dürfen. Nun aber reiste Goethe nach Deutschland zurück und Moriß gerieth in Italien in eine solche dringende Verlegenheit, daß er gezwungen war, sich ebenfalls auf die Rückreise zu begeben. Im härtesten Winter von 1788 bis 89 kam er, von Geld und Kleidern entblößt und in dem unglücklichsten Aufzug, nach Weimar, wo ihn Goethe bei sich wohnen ließ, ihm Mittel an die Hand gab, in einem seiner würdigern Zustände nach Berlin zurückzukehren, und ihm dort vielvermögende Öbner verschaffte. Nun entspann sich der bekannte Streit zwischen ihm und Campe. Dieser war nämlich mit der ihm von Moriß aus Italien zugesandten Abhandlung über die Nachahmung des Schönen nicht zufrieden gewesen, und hatte dem Wer-

te über die Alterthümer, von welchem jene Abhandlung nur ein Vorläufer seyn sollte, ein ungünstiges Schicksal prophezeit. Dies nahm Moriz übel und gab letztermähntes Werk einem andern Buchhändler in Verlag, nachdem er jedoch Campen den Vorschuß nebst Zinsen zurückgezahlt hatte. Hierauf erschienen nun jene beiden polemischen Schriften, von denen die campesche, Moriz, ein abgenühter trauriger Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde, und die morizische, über eine Schrift des Herrn Schulrath Campe und über die Rechte des Schriftstellers und Buchhändlers, zu ihrer Zeit großes Aufsehn erregten. Jedoch versöhnten sich beide nachher in Braunschweig und blieben von dieser Zeit an stets in gutem Vernehmen mit einander. Morizens Lage fing hierauf an, sich merklich zu verbessern: er ward in den Senat der Akademie der bildenden und mechanischen Künste als Professor der Theorie der schönen Künste und der Alterthumskunde aufgenommen. Von nun an schien sein bürgerliches und künstlerisches Leben, das er bis dahin gleichsam in ketten bizarren Versplitterungen verschwendet hatte, sich zu einer wahrhaft thätigen und zweckmäßigen Anstrengung umbilden zu wollen, wodurch er den ausgezeichnetsten Beifall fand, zum Theil sehr bedeutende Einnahmen erhielt, so wie sich denn auch von nun an sein Gehalt und sein übriger Erwerb, überhaupt seine Vermögensumstände bedeutend verbesserten. Nun faßte er auch den Plan, sich zu verheirathen; die Tochter des Buchhändlers Maydorf, ein sehr junges, gut gebildetes Fräulein, fesselte ihn. Er bewarb sich um ihre Hand und erhielt das Mädchen zur Gattin. Ob er nun gleich mit wahrer Leidenschaft an seiner jungen Frau hing; so war der Abstand ihrer Jahre, so wie besonders die gänzliche Verschiedenheit ihrer innern Persönlichkeit doch zu widersprechend, als daß diese Ehe hätte vollkommen glücklich seyn können. Aus den Ereignissen, die eine so ungleiche Vereinbarung nothwendig nach sich ziehen mußte, und zu welchen die junge Frau nicht geringe Veranlassung gegeben zu haben scheint, folgte bald nachher die gänzliche Trennung der beiden Eheleute. Nichts desto weniger fühlte Moriz sich jetzt, ohne ihren Besitz so unglücklich als möglich, weswegen er es auch kurz darauf versuchte, seine Gattin wieder mit sich auszusöhnen. Dies geschah und er hing von neuem mit ganzer Seele an ihr. Nachdem er darauf im April 1795 in Gesellschaft derselben seine letzte Reise nach Dresden gemacht hatte, überfiel ihn kurz nach seiner Zurückkunft eine Anpöcklichkeit, in deren Folge er einige Tage nachher an einer Lungenentzündung, und zwar mit mehr Seelenruhe starb, als man bei seiner Lebenslust von ihm hätte erwarten können. Dies ist in einigen allgemeinen Zügen das äußere Bild eines Mannes, dessen wahrer innerer Charakter seinen Zeitgenossen sehr häufig gänzlich unerklärbar gewesen ist, der selbst öfters einen bedeutenden Anstoß gegeben hat. Ob wir es nun gleich für eine verwegene, ja für eine nie zu lösende Aufgabe halten, über den Charakter von Personen im Allgemeinen, und besonders über Naturen, wie Moriz eine war, abzusprechen zu wollen, wozu nämlich allerdings eine gänzlich untrügliche Allwissenheit gehören würde, der sich kein Sterblicher zu rühmen vermag; so glauben wir es doch wagen zu dürfen, über Morizen das Urtheil zu fällen, daß er, von früher Jugend auf, ohne Einheit und einen fest ins Auge gefaßten Zweck erzogen, niemals zu einer eigentlichen klaren und einfachen Anschauung seines Lebens gekommen ist und daß aus dieser Verwirrung, in welcher er stets mit sich befangen gewesen, alle jene Inconsequenzen hervorgehn, welche man so häufig in seinem Leben bemerkt und durch welche er sein ganzes

Ihren Hieb durch so blühenden Krafte gegeben hat. Dieses Urtheil ist
 eben so sehr von Mängeln dem Christen, als von Mängeln dem Schrift-
 steller. Nun wäre, um ein passendes Urtheil über Christen zu fällen
 zu können, allerdings nöthig zu entscheiden, wie viel von den er-
 trichenen Charakteren seines Wesens auf Rechnung seiner einmal so und
 nicht anders organisirten Verfaßtheit, und wie viel auf Rechnung der
 Reflexion und absichtlichen Bemerkung, Mäßigkeit zu erregen und Mäßen
 zu erlangen, zu schreiben sein würde. Nach dürfen wir auch, trotz der
 sehr tiefe zur Unvergleichlichkeit und Wägung im Urtheil, den Aus-
 spruch erlauben, daß Morla sein ganzes Leben hindurch, kritisch gewor-
 ren, in einer steten Unruhe geblieben, sich selbst natürlich gezeigt und
 fast immer den Charakter eines fremden Lebens gewacht hat. Dabei
 hat schroffe, gewöhnliche Forderung seiner äußeren Verhältnisse, die fast
 mit den bürgerlichen Verhältnissen in Einklang standen war und fast
 fortwährend von diesen berührt zu sein wußte; daher der Fort, den er
 überhaupt auf die Menschen, besonders aber auf seine eigene Existenz ge-
 worfen hatte, und daher endlich die Schwermuth, durch welche er Ver-
 kanten und Unbekannten fast stets unzugänglich wurde. Was für
 Christen unternimmt; so erlaubt es uns der Raum nicht, diese hier
 sämtlich anzuführen, und wir müssen uns daher begnügen, nur die
 merkwürdigsten derselben nachzuweisen zu machen. So die deutsche Ge-
 dichte, 1770 (zweite Auflage 1774); Pläne oder der Geist, ein
 Drama, 1771; Andreas Horklapp, ein Roman, 1776; An-
 dreas Horklapp's Predigerjahre, 1779 (welche beide Schrif-
 ten, neben seinem Leben Keller, 1775 — 90, als ein Versuch, sein ge-
 ganz Leben zu beschreiben, angesehen werden können); Fragmente aus
 dem Tagebuche eines Heisterseher's, 1776 (welche durch Mor-
 gens Werke nach Italien unterbrochen wurden und auch hernach sehr Frag-
 mente geblieben sind); die große Loge, oder der Freimaurer mit
 einbl. 1775 (enthalten Neben, die er wahrscheinlich
 in den Logen gehalten hat); Magasin zur Erleu-
 chung (wovon er die vier ersten Bände hielt, die drei
 ach. Pöschel und die letzten er wiederum mit Morla
 ab, 1. Denkschrift, aufgesetzt von
 1. des Edlen und Edlen, 1770, Gedichte
 die des Lebens (welche drei Auflagen erschienen); die
 schon oben erwähnte Abhandlung über die bildende Nach-
 schwingung des Schönen, 1776; Vorbegeister zu einer Lese-
 re der Ornamente, 1775; Reise nach England und Reise
 nach Italien; Antiqua, oder Roms Alterthümer, 1775;
 Oberlehrer, 1775; Psychologischer Almanach für Da-
 men, 1779; Italien und Deutschland in Rücksicht auf
 Pöschel, Gedichte, Literatur und Kunst (mit zu Paris in
 Verbindung herausgegebenen Zeitschrift); Unterhaltung mit seinen
 Schülern, 1776; Kleine praktische Kinderlogik, 1777;
 Neues Abc. Buch, 1777; Lesebuch für Kinder; Italienische
 Sprachlehre; Englische Sprachlehre; Deutsche
 Sprachlehre für Damen; Versuch einer Deutschen Prose-
 die; Vorlesungen über den Geist und sein grammatisches
 Buchstaben der deutschen Sprache.

Morla (Don Thomas), ein in der neuesten Geschichte bekannt ge-
 wordener Spanier. Schon früh durch Talente und Kenntnisse ausge-
 zeichnet, ward er unter Karl III. in das Ausland geschickt, um seine ge-
 heimsten Kenntnisse zu vertheilen. Er durchreiste Frankreich, England

Rußland, Schweden und Deutschland, und hielt sich lange in Preußen auf, wo er sich Friedrichs II. Achtung erwarb. Nach seiner Rückkehr nach Spanien verbesserte Morla die Artillerieschule und Stüßgießereien. Er zeichnete sich in dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien 1793 aus und wurde 1795 zum Generalleutnant ernannt. Seit dieser Zeit ward er der Vertraute des Friedensfürsten in Militärangelegenheiten, und zum Chef des Generalstabs des Generalissimus und zum Generalinspector der Artillerie ernannt. Er war der Urheber der 1803 erfolgten neuen Organisation der spanischen Armee. Da er unter den spanischen Generalen einer der ersten war, der sich für die Insurrection und gegen die Franzosen erklärte, ernannte ihn die Junta von Madrid zum Generalcaptain von Andalusien, an die Stelle des unglücklichen Solano, der vom Pöbel ermordet worden war. Morla bemächtigte sich in diesem Posten der französischen Flotte, die sich im Hafen von Cadix befand. Bei Annäherung der Befahr von Madrid wurde er dahin berufen, und hatte vor der Besitznahme der Hauptstadt durch die Franzosen eine Unterredung mit Napoleon, in deren Folge er in die Dienste Joseph Bonaparte's trat und Präsident des Kriegs- und Marine-Ministeriums wurde. Er ist übrigens Verfasser eines trefflichen, auch ins Deutsche übersetzten Werks über die Artillerie.

Morlachen, eine Nation, welche in Dalmatien wohnt. Ihre Wohnplätze sind die angenehmen Thäler von Chotar, am Meere, längs der Flüsse Terca, Cetina und Narenta, und zwischen den Gebirgen des mittelländischen Dalmatiens. Diejenigen, welche in den Thälern von Chotar und in einigen andern Ebenen wohnen, sind fast insgesammt blond, haben blaue Augen, einen weiten Mund und eine platte Nase, und sind größtentheils von einem angenehmen, gelehrigen und höflichen Wesen; diejenigen hingegen, welche in den Gegenden von Duare und Bergara; wohnen, haben braune Haare und länglichte Gesichter, sind olivenfarbig und gutgewachsen, aber unbeugsam, übermüthig, kühn und raubgierig. Sie sind geschworne Feinde der Türken, haben denselben im Kriege stets Abbruch gethan, reden die slavonische Sprache, und bekennen sich meist zur griechischen Religion.

Mornay (Philippe de), Herr von Plessis-Marly, geboren zu Buzay oder Bishun in der Normandie 1549; wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften und in der Theologie. Man bestimmte ihn anfänglich der Kirche, aber seine Mutter, eine heimliche Protestantin, verschloß ihm die geistliche Laufbahn. Nach der Bartholomäusnacht bereifte er Italien, Deutschland, die Niederlande und England. Dem Könige von Navarra, nachmaligem Heinrich V., der damals das Haupt der protestantischen Partei war, diente er mit seinem Degen und seiner Feder. Er war sein Gesandter bei der Königin Elisabeth und betrieb die Angelegenheiten seines Herrn, an dem ihn wahre Freundschaft knüpfte, mit Treue und Glück. Er wirkte aus allen Kräften mit, diesen Fürsten auf den Thron zu heben. Als dieser aber zur catholischen Religion übertrat, machte er ihm lebhaftest Vorwürfe und zog sich vom Hofe zurück, ohne daß der König darum aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war Mornay die Seele der Protestanten; man nannte ihn ihren Papst. Er verfocht die Lehrsätze seiner Partei mündlich und schriftlich. König Heinrich IV. machte ihn 1590 zum Staatsrath und in der Folge zum königlichen Rath und Statthalter von Hautmur. Hier errichtete Mornay eine Akademie für seine Glaubensgenossen, die viele treffliche Männer gehabt hat. Eine seiner Schriften über die Mißbräuche der Messe empörte die ganze catholische Geistlichkeit.

Zeit; Mornay wollte seinen Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Diese Conferenz fand 1600 in Fontainebleau Statt. Der Perron, Bischof von Coreux, war sein Gegner, dem es theils durch überlegene Gelehrsamkeit, theils aber auch durch allerlei Kunstgriffe gelang, den Sieg davon zu tragen. Seiner Partei zog Mornay durch diesen nicht wohl überlegten Schritt bedeutenden Nachtheil zu. Als er später gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugonotten führte und ihre sehr dringende Vorstellungen machte, um ihn von gewaltsamen Maßregeln abzuhalten, verlor er, ohne etwas bewirkt zu haben, 1621 sein Gouvernement von Saumur. Er starb 1623. Ein schönes Denkmal hat ihn Voltaire in der Henriade gesetzt; weniger günstig beurtheilt ihn Huet. Wenn aber auch Letztern sein bischöflicher Eifer oft zu weit führt, so hat er doch Recht, wenn er Mornay Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit vorwirft. — Unter seinen Schriften war die über die Wahrheit des Christenthums (*la vérité de la religion chrétienne*) die geschätzteste; aber die über das Abendmahl (*De l'institution, usage et doctrine de l'Eucharistie*) machte das meiste Aufsehen. Schätzbar für den Historiker sind seine Memoiren, 4 Bände in Quart, so wie seine Biographie.

Morpheus (wörtlich übersetzt der Nachbildende), war nach der Götterlehre der Griechen und Römer ein Diener des Gottes des Schlafes, und wohnte bei demselben in Cimmerien (s. Cimmer) in einer stillen, dämmernden und nie von den Sonnenstrahlen erleuchteten Höhle. Er war Vorsteher und Gott der Träume, welche den Gott des Schlafes zahllos umschwebten, und wurde von ihm oft zu den Sterblichen, besonders zu den Vornehmen gesandt, um ihnen im Traume auf Befehl der Götter ihr Schicksal bekannt zu machen. Er konnte jedoch nur menschliche Gestalten annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten sich die Götter des Phobetor oder Jelos, und um leblose Gegenstände darzustellen, des Phantasus.

Mörser, eine Art Geschütz, womit die Bomben und glühenden Kugeln geworfen werden. Sie sind kurz und weit, und ruhen auf einer Lafette. In frühern Zeiten hatte man nicht nur hölzerne, sondern auch lederne Mörser, auch Handmörser, die von den Grenadieren getragen und mit Handgranaten geladen wurden, welche man 3-, 4- bis 600 Schritte weit werfen konnte. An die Stelle der Breschmörser, an welchen man Granaten auf die Mälle schoss, um sie zu sprengen, sind die Haubizen getreten. Eine eigene Art Mörser sind die Schiffmörser, deren man sich auf den Bombardier-Gallioten bedient. — Die kleinen Mörser, welche bloß zu leeren Schüssen dienen, werden auch Pöller genannt.

Mortier (Eduard Adolph Casimir), Marschall von Frankreich, Duc de Trevisse, betrat die militärische Laufbahn als Hauptmann in einem Bataillon Freiwilliger seines Departements, ward Obristlieutenant und erhob sich von Stufe zu Stufe bis zum Divisionsgeneral. Den 15ten März 1800 erhielt er das wichtige Commando der 17ten Militärdivision (Paris) und zeigte seine Anhänglichkeit an Bonaparte unter andern auch nach dem verunglückten Versuch auf das Leben des ersten Consuls am 3ten Nivose, indem er ihm an der Spitze seines Generalstabes Glück wünschte, dieser Gefahr entgangen zu seyn. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit England 1803 besetzte er fast ohne allen Widerstand das Churfürstenthum Hannover. Nach seiner Rückkunft aus diesem Lande ward er einer von den vier Generalen der Consulargarde, präsidirte im März 1804 das Wahlcollegium des Nord-Departements, wurde den 19ten Mai zur Würde eines Reichsmarschalls

und sodann zum Chef der zweiten Cohorte der Ehrenlegion erhoben, und erhielt den 1ten Februar 1805 das rothe Band und nachher den portugiesischen Christorden. Im September übernahm er das Commando einer Division der großen Armee, ging im October auf das linke Donauufer und wurde in dem blutigen Gefecht von Dürnstein geschlagen. In dem darauf folgenden Kriege mit Preussen nahm er am 1ten November das Churfürstenthum Hessen in Besitz, zog sich sodann durch das Hannoversche an die Küsten der Ostsee, besetzte die Hansestädte, und leitete die Feindseligkeiten gegen Schweden, bis Napoleon ihn gegen Ende des Feldzugs zur großen Armee berief, wo er an der Schlacht bei Friedland Theil nahm. Er wurde zum Duc de Treviso ernannt, kehrte 1808 nach Frankreich zurück, commandirte sodann in Spanien, seit 1812 in Rußland, Deutschland und Frankreich bis zur Thronentsagung Napoleons. Im März 1815 begleitete er den König auf seiner Flucht, bis an die Gränze Belgiens und ging dann wieder nach Paris zurück. 1816 erhielt er die Gouverneursstelle bei der 15ten Militär-Division.

Mortificiren heißt für ungültig erklären. So wird ein Wechsel, der verloren gegangen ist, mortificirt, indem der dormalige Inhaber gerichtlich vorgeladen, um seinen rechtmäßigen Besitz zu beweisen, außerdem aber der Wechsel für ungültig erklärt wird. Ein gewöhnlicher Schuldschein, der nicht qualificirt ist, ohne weiteres aus einer Hand in die andre zu gehn, wird gütlicher Weise auch privatim mortificirt.

Morus (Sir Thomas), Kanzler von England unter Heinrich VIII. und einer der Richter der Ringsbench, gleich ausgezeichnet durch seine Talente und durch seine Rechtschaffenheit, war im J. 1480 zu London geboren. Wissenschaft und Tugend waren die einzigen Gegenstände seines Ehrgeizes und er mußte sich beide zuueignen. Heinrich VIII. übertrug ihm verschiedene Gesandtschaften, besonders zeigte Morus seine glänzenden Talente in den Berathschlagungen über den Frieden von Cambray im J. 1529. Das Amt des Großkanzlers war der Lohn für seinen Eifer im Dienste seines Herrn. Morus verwaltete diesen wichtigen Posten mit der strengsten Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Seinen Kindern die sich gegen ihn beklagten, daß er sein Ansehen nicht zu ihrer Beförderung benutze, antwortete er: „Laßt mich gerecht seyn gegen alle; euer Ruhm und mein Wohl hängen davon ab; seyd unbesorgt, ihr werdet immer dabei das beste Theil haben, den Segen Gottes und der Menschen.“ — Wirklich besaß er, als er von seinem Posten abtrat, nichts als sein väterliches Erbe, einige unbedeutende Ländereien, die ihm der König geschenkt hatte, und ungefähr 100 Pfund Sterling. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als Morus damals die Gunst des Königs in einem solchen Grade besaß, daß dieser ihn oft in Stunden der Muße zu sich rufen ließ und auf das vertrauteste mit ihm umging. Zum Beweise dieser Gunst empfing er das Reichssiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur zwei und ein halbes Jahr in seinen Händen. Heinrich VIII., der eine heftige Leidenschaft für Anna Boulen gefaßt hatte, brach die Bande, die ihn an die römische Kirche knüpften. Morus war genöthigt, im J. 1531 sein Amt niederzulegen, da er auf keine Weise zu bewegen war, den Euprematseid, den der König von allen seinen Unterthanen forderte, zu leisten. Als Gilt nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt. Man setzte ihn ins Gefängniß; man beraubte ihn seiner Bücher, eines einzigen Trostes. Seine Freunde, die ihn zu gewinnen suchten, setzten ihm vor, daß er Unrecht habe, anderer Meinung seyn zu wollen, als der Staatrath. „Ich habe für mich,“ antwortete er ihnen, „die

Kirche; sie ist der Staatsrath der Christenheit. — Seine Gattin beschwor ihn, dem Könige zu gehorchen, um sein Leben für seine Kinder zu erhalten. „Wie viel Jahre,“ fragte er sie, „glaubst Du, daß ich noch leben kann?“ — „Ueber 20 Jahre,“ antwortete sie. — „Willst Du,“ erwiderte er darauf, „daß ich die Ewigkeit für zwanzig Jahre hingebe?“ — Sein Todesurtheil wurde ausgesprochen. Am Vorabend der Vollziehung schrieb er an seine Tochter Margaretha einen Brief, worin sich seine christliche Fassung auf das deutlichste ausdrückt. Denselben Glanzmuth zeigte er, als er am 6ten Juli 1535 das Blutgerüste bestieg. Er hat folgende Werke hinterlassen: 1. Utopia, worin er sein Ideal einer Republik aufstellt; 2. die Geschichte Richards III. und Edwards V.; 3. eine lateinische Uebersetzung von drei Dialogen Lucians; 4. eine sehr heftige Schrift gegen Luther unter dem Namen Thomas Rossius; 5. einen Dialog Quod mors pro fide fugienda non sit; 6. Briefe und Epigramme. — Erasmus, der ein vertrauter Freund von Morus war, erwirkt in einem Briefe an Hutten ein ausführliches Gemälde von ihm. Beide hatten schon mit einander Briefe gewechselt, als Erasmus nach London reiste, um ihn persönlich kennen zu lernen. Der Zufall führte sie zum ersten Male bei dem Lord-Major zusammen. Keiner hatte den andern seinen Namen genannt. Sie vertieften sich in ein Gespräch. Erasmus, über den Scharfsinn seines Gegners erstaunt, ruft endlich aus: Aut tu Morus es aut nullus! Worauf jener mit gleicher Lebhaftigkeit antwortet: An tu es Erasmus aut Diabolus!

Morus (Samuel Friedrich Nathanael), ward am 30ten Novem-
ber 1736 zu Lauban in der Oberlausitz geboren und erhielt auf der dortigen Stadtschule seine erste wissenschaftliche Bildung, von wo er 1754 die Universität zu Leipzig bezog. Hier suchte er, da er sich dem Schulfache gewidmet hatte, besonders Ernesti's Unterricht zu nützen, dessen gepriesener Methode und der ganz besondern Gabe desselben, überall das eignen, bestimmten und deutlichsten Ausdruck zu finden und mit ihm auf einmal der Seele den Gegenstand einzuprägen, Morus, seinem neuen Gesändnisse nach, seine feurige Lust zu den Wissenschaften zu danken hatte. Nachdem er nach Verlauf von drei Jahren seine Studien vollendet hatte, kam er als Hauslehrer zu dem damaligen Professor der Medicin in Leipzig, Ludwig, der ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelte. Im Jahre 1760 wurde er Magister, und las ein Jahr später nach einer öffentlich vertheidigten, geschmackvollen Schrift, über die Verwandtschaft der Geschichte und Beredsamkeit mit der Dichtkunst, Collegia über griechische und lateinische Schriftsteller. Indessen erwarben ihm seine vorzüglichen Kenntnisse und die Schriften, die er nun herausgab, allgemeine Achtung und öffneten ihm den Weg zu Aussichten auf eine Anstellung zu Leipzig. Im Jahre 1768 erhielt er eine Collegiatur im großen Fürstencollegio, 1768 eine außerordentliche philosophische Professur, 1771 wurde er ordentlicher Professor der griechischen und lateinischen Sprache und 1780 Ephorus der kaiserlichen Stipendiaten. In allen diesen Aemtern fand er Gelegenheit, das neue Testament in sich selbst und in der eignen Sprache ihrer Verfasser und nie außer dem Zusammenhange zu durchdenken, und das ganze Feld der Theologie gelehrt zu bearbeiten, womit er zugleich ein reifes Studium der alten Kirchenlehrer zu verbinden mußte. Auf diesem Wege des tiefen gründlichen Forschens war er mehr als hinreichend vorbereitet, im Jahre 1782 beim Tode Ernesti's eine Lehrstelle der Theologie zu übernehmen, worauf er 1785 in die dritte, 1786 in die zweite theologische Professur einrückte, Decemvir der Akademie und Domptre-

[illegible]

Mosaik, mosaische, musaische, musaische Arbeit,
 der Art Malern, welche auf farbigen oder geäderten Ertzen, Marmor
 und Quarzgesteinen, so wohl Bildern von verschiedener Farbe ihre Zeich-
 nung so fein und künstlich zusammensetzen, daß man gar oft glaubet,
 es mit dem Pinsel verfertigt gäube. Der Name wird bald von Mosai-
 st, als angeblichem Erfinder, abgeleitet, bald von Musa, welchem
 dieser Kunst, Ehre zu Theil ward, bald von muschisch

Mosaik, welches bedeutet: ein aus kleinen farbigen Steinen, z. B. aus Erythrin, z. B. aus dem Mosaik gewordenes Gemälde. Bekannt ist, dass in solchen Mosaiken kleine Steine zuweilen vorkommen, die in der Natur so beschaffen sind, dass sie die Mosaik bilden, deren sich die bedeutendsten Künstler bedienen, welche durch Kunst noch Vollkommenheit erreichen. Der französische Name Mosaïque ist aus dem italienischen entstanden, und der Deutsche Mosaik aus dem Griechischen. Nicht viel Verschiedenes wissen wir von der Entstehung und Geschichte dieser Kunst im Alterthum. Nachher entstand sie im Morgenlande; bei den Persern aber erhielt sie eine Ausbildung, und kam von diesen zu Celsus' Zeit zu den Römern. Als im vierten Jahrhundert die Krieger und Kleriker aus dem heidnischen Glauben zu dem christlichen übertraten, erhielt sich auch diese Kunst unter dem christlichen Glauben, und kam von dann zu Ende des vierten Jahrhunderts wieder nach Italien zurück, wo sie auf einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, besonders seit Clemens VIII. in der Folge des vierten Jahrhunderts sie dadurch befördern, dass er die Kunst der Mosaik auswendig mit solcher Arbeit schmücken ließ. Demnach gelangte Colonna verfertigte die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kunst. Er und mehrere nachfolgende Künstler verfahren diese Kunst an Originalgemälden berühmter Meister zu copiren und dadurch in der ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, denn eine sehr kostbare Dauer dieser Art Gemälde ist immer ihrer geringsten Empfehlung. Auf diese Weise erhellte sich das Portico Marzio der berühmten Fresken und des Domus des Abendmahl des sterbenden Heiligen Antonius. Peter Paul von Erdorborn legte in Anfang des vierten Jahrhunderts zu Rom eine Kunstschule an, und das war die große Schule, welche die Kunst zu immer höherer Vollkommenheit brachte. In neuen Zeiten sind besonders zwei Arten der Mosaik bekannt, die römische und florentinische. Die römische ist aus der Gemälde aus kleinen Steinen zusammen, wodurch nicht nur die größte Frische und Mannichfaltigkeit erreicht, sondern man auch in der Kunst geübt wird, größere historische Gemälde zu verewigen; die florentinische, welche sich größerer Feinheit bedient, ist ungemein schön, und kann aus kleinen Gemälden bestehen. Mosaik im Bau, welche im vierten Jahrhundert Phil. Brunelleschi und Jo. de Geronimo die größte Vollkommenheit brachten, nennen die Italiener *Costa* oder *Costa*, die Franzosen *Marqueterie*. Das vorstehende Verfahren ist folgendes. Man legt einen Grund von hartem Marmor, durch den Eisen zusammen. Dieser Grund aus Platten wird von einer noch dickeren Einlage aus Holz mit einem Kitt bedeckt, aufgetragen und, so lange er den Boden des Marmors oder des Mosaiks, der auf dem Stein liegt, eintrifft, eingeklebt, wobei der Künstler die Mosaik vollständig vor Augen hat. Verfertigt wird das Mosaik, und man wird das Werk polirt. In dem Mosaik die Erfindung gemacht, die Mosaik aus dem Mosaik in Platten quer durchzuschneiden, und auf diese Weise verewigen, weil alle Platten dasselbe Gemälde bilden. Entweder oder sonst etwas der Oberfläche zu brauchen, man ein solches Gemälde aus abwechselnden Steinen in seiner ursprünglichen Schönheit zu erhalten.

.....
 Derzeit hat in das Gouvernement Moskau beigetragen. Das Kunst

am 5. Sept. hatte ihn zum Meister der Artillerie von Borodino (s. d. A.) gemacht. Beide Heere bereiteten sich mit aller Kraft, das eine um die alte Hauptstadt der Czaare gegen den anrückenden Feind zu vertheidigen, das andere, um diese Hauptstadt, in der es Erholung und neue Hülfsmittel zu finden hoffte, zu erreichen. Der rechte Flügel und das Mitteltreffen der Russen, unter Barclay und Bennigsen standen vorwärts von Mosaisk, wo ein tiefer Hohlweg ihre Stellung deckte; der linke Flügel, den Bagration befehligte, hatte sich nach dem Treffen bei Borodino, auf die anstossenden Höhen zurück gezogen, und mit einem starken Gurt von Batterien umgeben. Die russische Macht bestand aus 120,000 Mann; Napoleon hatte in ihrem Angesichte 150,000 Mann und 1000 Kanonen aufgestellt. Er war entschlossen, am folgenden Tage, (7 Sept.) durch einen allgemeinen und kräftigen Angriff, dem Feldzuge seine Entscheidung zu geben. Morgens um 3 Uhr erschien er, umgeben von seinen Marschällen, vor den Linien der Armee. Den Abend zuvor schon hatte Kutusow das aus Smolensk gerettete heilige Bild durch die Reihen seiner Krieger tragen lassen, und sie ermuntert, treu und tapfer gegen den „Ertyrannen“ zu sechten, der in das Heiligthum ihres Landes eingebrochen. Die Franzosen und ihre Bundesgenossen gingen entschlossen in die Schlacht, weil nur sie die Armee von ihren langen Entbehrungen und Leiden befreien, und ihr den Eingang in das verheissene und mit Ungeduld ersehnte Paradies von Moskau eröffnen konnte. Diese Entschlossenheit befeuerte Napoleon noch mehr, indem er seinen Kriegern eine Proclamation vorlesen ließ, worinn er sie an die Hoffnungen dieses Tags und an ihre frühern Thaten erinnerte, und indem er auf die in herrlicher Klarheit strahlende Sonne hinwies, mit den Worten: Sehet da die Sonne vom Ausserliß! Um sechs Uhr setzten sich die französischen Colonnen in Bewegung. Poniatowski, an der Spitze des rechten Flügels, rückte vor, um den Wald zu umgehen, an den sich der feindliche linke Flügel anlehnte, während Davoust sich längs dem Walde hinzog. An ihm schloß sich das erste Corps mit der Cavallerie Murats und an dieses das dritte Corps unter Ney an. Im Mittelpunkt marschirte die Wirtembergische Division voraus. Der Vicekönig, mit den Italienern und Kroaten nahte sich dem Dorfe Borodino. Der Hauptangriff ward, unter einem fürchterlichen Kanonenfeuer, auf den linken Flügel der Russen gerichtet. Trotzig bot Bagration, in seiner wohl verschanzten Stellung, ihm seine Fronte entgegen. Man beschloß einander in gerhörter Entfernung. Die französische Cavallerie stürmte bis an die Mündungen der Kanonen vor. Es fielen eine Menge Streiter auf beiden Seiten. Drey Stunden wankte ohne Erfolg der Kampf. Da ließ Napoleon noch 50 Kanonen herbei bringen, und die Streitenden durch die Division Morand und das vierte Cavalleriecorps verstärken. Der Angriff wurde erneuert, und das Gefecht noch heftiger. Bagration, von der Uebermacht gedrängt, und durch den Vicekönig in seiner Flanke bedroht, gab das Zeichen zum Rückzuge. Die Franzosen besetzten seine Schanzen, und feuerten aus den eroberten Kanonen auf seinen Nachzug. Schon schien der Sieg für sie entschieden. Aber bald wandte der linke Flügel der Russen, nachdem Kutusow ihm mächtige Verstärkung aus der zweiten Linie zugesandt hatte, wieder um, und erneuerte die Schlacht. Angriff und Vertheidigung wurden noch heftiger, als zuvor. Das Ungestüm der Russen ward unwiderstehlich. Sie drangen wieder in die verlohrnen Schanzen ein. Es eilt Murat mit der Wirtembergischen Reuterey herbei. Unter großem Verlust behauptet dieses brave

Corps seinen alten Ruhm, und entreißt durch fähnen Muth seinen Anführer der Gefangenschaft. Die Württembergische Infanterie greift mit dem Bajonet an. Zugleich dringen russische Heeresmassen zwischen den rechten französischen Flügel und den Mittelpunkt ein, und vermehren die Verwirrung. Tutschkof stürmt mit der moskowitischen Wälsch herbei, und mit Lanzen und Beilen fallen die russischen Bauern über die gefassten Feinde her. Der Kampf wird immer allgemeiner und furchtlicher, und das Blutbad größer, ohne daß der Sieg sich entscheidend für einen Theil erklärte. Es waren wohl 30,000 Tode und Verwundete, die jedes Heer an diesem blutigen Tage verlohren hatte. Unter den russischen Anführern waren Bagration — nach den besten Erweisungen des edelsten Muthes — Tutschkof und Konowitzin gefallen; unter den Franzosen die Generale Monbrun, Canlincourt, Compere, Plausonne, Martin und Suart. Sehr viele der obersten Befehlshaber der Heere fanden sich unter den Verwundeten. Am meisten hatten die Bundestruppen, die Württemberger, die Sachsen, die Westfalen &c. verlohren, indem man sie, um die Franzosen zu schonen, immer dahin führte, wo die Gefahr am größten war. In der Nacht räumte Kutusow das Schlachtfeld, und zog sich, während Platonow mit seinen Kosaken den Rückzug deckte, durch Mosaisk, das in den Flammen aufloderte, gegen Moskwa zurück. Die Schlacht hatte seine Kräfte so sehr geschwächt, daß er es nicht mehr wagen durfte, den Kampf zu erneuern. Deshalb beschloß er, erst dem Feinde die Mittel zu entziehen, die er in der Hauptstadt finden konnte, und dann eine Stellung zu nehmen, in der er die reichen Provinzen des Südens deckte, und zugleich die Kräfte um sich vereinigen konnte, die er zur Erneuerung der Offensive bedurfte. Der Erfolg hat gelehrt, wie zweckmäßig dieser Entschluß war. Napoleons Heere folgten ihm auf den Straßen von Mosaisk, Sowenigorod und Kaluga nach. Am 14. Sept. zogen sie in das brennende Moskwa ein.

Moscheen (eigentlich Medsched, Medschitet), ein türkisches Bethaus. Zur Außern unterscheiden sich die Moscheen von andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. s. w. Sie sind viereckigt und haben Borthür mit Brunnen zum Abdet oder Abwaschen. Die Eingänge sind von außen dergestalt mit Ketten verhängen, daß nicht nur kein Vieh, sondern auch die Menschen nur gebückt hindurchkommen können. Innen findet man keine Zierrathen, außer einige Sprüche des Corans, die an die weiße Wand geschrieben sind. Der Boden ist meistens mit Tapeten belegt, ohne einige Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen Südosten ist ein Stuhl in Gestalt eines Predigtstuhls, auf welchem der Iman sitzt, wenn er das Gebet abliest. Nach der Gegend zu, wo Mecca liegt, ist eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich einige Abschriften des Corans liegen, zum Zeichen, daß nach dieser Gegend die Betenden ihren Blick richten sollen. Dieses heißt die Kibla. Unterschieden von den Moscheen sind die Dschami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienst, wie auch die öffentliche Färbung für den Kaiser (Kutba) verrichtet wird. Die schönste unter den kaiserlichen Moscheen in Constantinopel ist die Sophienmoschee. Gewöhnlich darf niemand, als wer sich zur Religion Mahomed's bekennt, in eine Moschee gehn. Doch leidet dies seine Ausnahme. So wurde die Sophienmoschee, einem alten Herkommen zu Folge, jedem venetianischen Gesandten, für einige Ducaten auch wohl andern Personen, geöffnet. Die

aiserlichen Moschen haben vielfältig öffentliche Schulen (Madräs), Hospitäler (Imārets), auch wohl Schulen, wo für die Armen gekocht wird. Ihre Einkünfte sind auf gewisse Districte und Grundstücke, deren Bewohner große Vorrechte haben, und Gefälle angewiesen.

Moscherosch (Johann Michael), einer der vorzüglichern deutschen Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts, war im J. 1600 zu Wilsbädt, einem Flecken in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, wo sein Vater Prediger war, geboren, studirte zu Straßburg, wurde 1624 Magister, 1626 Hofmeister der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Krichingen, und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus von Eroi zu Winstingen an der Saare, von wo er auch nach Straßburg flüchtete, um dem Ungeheuchel des Krieges, in welchem er schon sein ganzes Eigenthum verloren hatte, zu entgehn. Darauf wurde er königlich schwedischer Kriegsrath, die auch späterhin Secretär und Fiscal zu Straßburg; endlich 1658 ernannte ihn der Graf Friedrich Casimir von Hanau zu seinem Rathe, und in der Folge zum Präsidenten bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau. Er starb den 4ten April 1669 zu Worms. — Moscherosch war seit dem J. 1645 ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu seiner Zeit ein sehr beliebter Schriftsteller unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewald. Das Wichtigste, was wir von ihm haben, ist folgendes satirische Werk: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald, das ist, Straßschriften Hans Michael Moscherosch von Wilsbädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Handel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden u. s. w. Straßburg 1650.“ — (Eine andre Ausgabe, Leiden 1646 und 47, die ungleich mehr enthält, wurde von dem Verfasser nicht anerkannt.) Moscherosch hat zwar die Idee zu seinen Gesichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denselben bloß nachgeahmt. Man erkennt darin viel originelle Laune, Weiskenntniß, Gutherzigkeit und einen Geist der Satire, der sich bald ernsthaft, bald komisch und burlesk äußert. Die Schreibart ist kernicht und lobenswerth, wie wohl nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechseln ist übrigens dieser Schriftsteller mit seinem Bruder Quirinus Moscherosch, der unter dem Namen Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens in der Pegniz war, und ein poetisches Blumenparadies drucken ließ.

Moschus, s. Bion.

Moschus oder **Bisam**, eine starkriechende Substanz, welche von dem männlichen Bisamthiere gewonnen wird. Ursprünglich ist sie weich; getrocknet ist sie zerreiblich, von Farbe schmutzig, schwarzbräunlich, und dem geronnenen Schblat ähnlich; ihr Geschmack ist etwas harig und bitterlich. Der Moschus macht einen bedeutenden Handelsartikel aus. Er wird aus China, Ostindien und Persien durch die Engländer nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus seinen asiatischen Provinzen viel Bisam; allein dieser, so wie der ostindische, ist viel schlechter, als der tibetanische. Wegen seiner Kostbarkeit wird er auf verschiedne Weise verfälscht. In der Medicin bedient man sich des Moschus als eines Reizmittels. Seine Verwendung zu Wohlgerüchen ist bekannt.

Mosel, ein ansehnlicher Fluß, welcher oberhalb Rremont in dem Voghesengebirge entspringt, bei Charnes für kleinere Fahrzeuge schiffbar

zu werden anfängt, bei Metz oblig schiffbar wird und sich bei Esling in den Rhein ergießt.

Moselland, das, ist der südliche Theil des preussischen Großherzogthums Nieder-Rhein, zu beiden Seiten der Mosel gelegen, der unter der Regierung zu Koblenz steht. Es enthält, auf dem linken Rheinufer, die Kantone Kronenburg, Malmedy, St. Vrit, den preussischen Antheil an den Departements der Wälder und der Saar, letztern mit Ausnahme des zu Eßln gelegten Kantons Reiferscheid; das ganze Departement Rhein und Mosel, mit Ausnahme der zu Eßln gelegten Kantone Rheinbach und Bonn; dann alles was Preussen auf dem rechten Moselufer besitzt. S. d. Art. Nieder-Rhein.

Moser (Joh. Jacob), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, wurde zu Stuttgart den 18ten Januar 1701 geboren, besuchte das Gymnasium daselbst, und bezog 1717 die Universität Tübingen, wo er 1720 Licentiat der Rechte und noch in demselben Jahre außerordentlicher Professor der Jurisprudenz wurde. Da er jedoch nicht den gehofften Beifall fand, so ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher auf sein Ansuchen der Charakter eines herzoglich württembergischen Regierungsrath's ertheilt worden war. Zu Wien war der damalige Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, sein vorzüglicher Gönner, und verschaffte ihm bei dem Kaiser Carl VI. mehrere Audienzen. Da er aber weiter nichts für ihn wirken konnte, so kehrte Moser in sein Vaterland zurück, verließ aber dieses bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserlichen Hofes ansah, und ging aufs neue nach Wien. Da eine nochmalige Reise nach Württemberg ihn überzeugte, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen sey, so wendete er sich 1725 ganz nach Wien, und legte seine württembergischen Dienste nieder. Weil jedoch das württembergische Ministerium von seinem Aufenthalt zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so wurde er schon im folgenden Jahr als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen, und 1727 zum ordentlichen Professor der Rechte bei dem fürstlichen Collegium in Tübingen bestellt. Der Fleiß, welchen er hier auf seine Vorlesungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten seiner Collegien zu, welche ihn endlich sogar bewogen, seine Stelle niederzulegen. Unterdessen wurde er schon 1733 von dem neuen Herzog Carl Alexander wieder in seine vorige Regierungsrathsstelle eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preussischen Geheimraths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät auf der Universität zu Frankfurt an der Oder vertauschte. Verschiedne Verdrießlichkeiten bewogen ihn aber, diese Aemter 1739 niederzulegen, und in dem Dorfe Eberbach, im rheinischen Voigtlande, zu privatisiren. Hier lebte er acht Jahre sehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnabthischen Contagion an diesem Orte, welche ihn und seine Familie vom Abendmahl ausschloß, auch von hier vertrieb. Er wurde nun 1747 vom Landgrafen zu Hessen-Homburg als Geheimrath und Chef der Kanzlei berufen; allein der Widerstand, den er hier in der Ausführung seiner Cameral- und andern Grundsätze erfuhr, bewog ihn, seit 1749 zu Hanau zu privatisiren. Hier legte er für junge Leute eine Staats- und Kameralwissenschaft an, welche ihm seine Lage sehr angenehm machte, und von welcher ihn nichts zurückzuwehren vermochte, als der Ruf, welchen er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland erhielt. Leider ging er jenen traurigen Erfahrungen entgegen. Da nämlich zwischen dem Herzog von Württemberg und den württembergischen Landständen allerhand Irrungen und Streitigkeiten entstanden und Moser von dem Herzoge für den Kopf

plimenten der wider ihn gerichteten Schriften gehalten wurde, so ließ ihn der Herzog am 12ten Juli 1759 durch einen geheimen Cabinetssecretär nach Ludwigsburg berufen, und kündigte ihm selbst den Festungsarrest an. Noch am selbigen Tage wurde er unter der schärfsten Bewachung nach Hohentwiel gebracht, und dort in einem sehr engen Arrest gehalten, in welchem ihm außer der Bibel, einem Predigt- und Gesangbuch weder Fächer noch Feder, Dinte und Papier zugestanden wurden. Seine Erzählung, wie er sich in dieser Lage, welche über fünf Jahre dauerte, die Zeit zu vertreiben suchte, ist sehr interessant. Ohne ein einziges Mal während seiner Gefangenschaft befragt worden zu seyn, mußte er am 25ten September 1764 auf Befehl des kaiserlichen Reichshofraths losgelassen werden. Er begab sich nun wieder nach Stuttgart, wo er die Genugthuung erhielt, von dem Herzog nicht nur für schuldlos erkannt, sondern auch als Landschaftsconsulent wieder betrachtet zu werden, wiewohl er als solcher nachher wenig, und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften nahm, sondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen jährlichen Pension von 1500 Gulden den Rest seiner Tage als Privatmann, größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten, verlebte. Am 30ten September 1785 in seinem 85ten Jahre beischloß er endlich sein thätiges und erfahrungsreiches Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geschäfte und weitläufigen Verbindungen gaben ihm einen sichern practischen Blick und Tact, der gegen die Kunstgebilde der schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Durch diesen, so wie durch seinen ganz einzigen Sammlerfleiß, seine Freimüthigkeit und Gracheit und seine Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen Werth, welcher ihn zu einer rühmlichen Erwähnung in der Geschichte des deutschen Staatsrechts berechtigt, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verschiedenartigsten Geschäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen seines Lebens so unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermesslich; die Zahl aller seiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland, Tübingen 1754, 8.; deutsches Staatsrecht, 50 Theile nebst 2 Bänden Supplemente und einem Band Register, Nürnberg 1737 ff. 4. Ein ausführliches und vollständiges Werk vom ganzen deutschen Staatsrechte in lauter einzelnen Abschnitten (über 25 Quartbände); deutsches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff. 13 Quartbände u. s. w. Seine eigne Lebensbeschreibung (3. Aufl.) erschien in 4 Theilen, Grff. u. Leipz. 1777. 83. 8. Noch möge hier das Urtheil einen Raum finden, welches sein ebenfalls trefflicher Sohn, Friedrich Carl von Moser, in seinem patriotischen Archiv (4r B. Grff. u. Leipz. 1786, 8.) S. 550 f. über ihn fällt: „Wer mehr, denn Er, kann sich unter unsern Zeitgenossen so (einen ehrenwürdigen Patrioten) nennen lassen, der länger, denn ein gewöhnliches Menschenalter, mit Lehre und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Gesetze und Freiheit unsers allgemeinen und seines besondern Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, gestritten und gelitten, in mehr denn Einem Kampf den Befennerlohn der Wahrheit, den patriotischen Märtyrer-Kranz errungen, und selbst am Ziel seiner ehrenvollen Laufbahn, da sein silbergraues Haupt nur noch Ruhe fordern zu dürfen schien, seinen Prophetenmund noch aufthat, um in seinen Werken, den Früchten funfzigjähriger Erfahrung, unsern Nachkommen Zeugniß und

Welfsagung zu hinterlassen: wer wir waren? was wir jetzt sind und was Deutschland nach uns zu werden beginne? Zu groß, um eines andern Slave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter einer Partei zu seyn, leiteten ihn in seinen Lehren und Nachschlügen nur das Gesetz und der große Gedanke von der allgemeinen Wohlfahrt, diese allein erfüllte seine reine, edle Seele, dieser allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und von Eigennuß, alle andre Rücksichten vom Dank oder Undank, Lob oder Verfolgung, Vortheilen oder Leiden, mit gleich standhafter Beharrlichkeit auf, ward dafür von Freunden und Feinden seiner Zeit, selbst von dem Fürsten, der ihn hart behandelte, mit dem Ehrennamen des ganz ehrlichen Manns beiohnt, ein Ruhm, den sein ganzes langes Leben durch eine Reihe sehr gleichartiger Handlungen verdient und den die Nachwelt noch mit dem unverfälschten Siegel der Wahrheit bekräftigen wird." A — 2.

Wibser (Johann), Nationalchriftsteller, geschicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann und geheimer Justizrat, mit Recht Deutschlands Franklin genannt, war geboren den 14ten Decem-

ber 1720 zu Osnabrück, starb daselbst den 8

und Consistorialprä

Die Mutter, eine

, den gutmüthig sei

in Sprache und Lita

n. Der talentvolle

ohne mühsamen Fi

n Jahre errichtete ei

der er sich einer eig

1 Jahren 1740-1742 studirte er zu Jena und

nischast; aber das wichtigste Studium se

regelt war das offne Buch des menschlichen

er seinen Geschmack durch das Lesen der cap

italienischen Classiker. Als Sachwalter nahm

fremdth der unterdrückten Ansehn an; er

führte des Statthalters von Osnabrück. Das

Zutrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher im J. 1747 zu der wich-
 tigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände
 zum Secretär und zum Syndicus der Ritterschaft. Sein edler Cha-
 rakter ward vorzüglich erprobt in den Drangsalen des siebenjährigen

weise und redliche Thätigkeit seinem Flemen

bei der Erhebung der Kriegslasten wehren

es erwarb ihm die Achtung des edlen Herzogs

ig. Acht Monate lang betrieb er in London

für die von England befohlene alliirte Ho

unter den merkwürdigen Insulanern gab sein

Leichtsin an praktischen Blicken. Ueberall

den sah er klar den innern Zusammenhang

; er dachte aber nicht bloß, sondern arbeit

em Eifer als Staatsmann; und sein Blick

für die Höhe des Weltbürgers und Mensch

er brachte er aus dem Lande der Freiheit mit

1 of freedom and benevolence) seine unabh

hellen Kopfs und unbefangenen Sinnes ge

classischen Werth gibt. Jetzt trat er in ein

heiliges Verhältniß als Staatsdiener. Zwei

lange die Minderjährigkeit des Prinzen von

England, welcher als protestantischer Bischof im J. 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derselbe. Nur Möser's ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskennntniß und sein Fleiß, verbunden mit unerschütterlicher Redlichkeit, kluger Billigkeit und der reinsten Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelnfrei durch alle Reibungen hindurch. Offen, gut, verständig, weiterfahren und unterrichtet, wie er war, verschmähte er den Schleichweg, entdeckte er schnell den Irrthum, sah er leicht verborgne Mängel, und erklärte sich fest und großherzig für alles Gemeinnützige, das er mit Kraft und Klugheit beförderte. Sein Wissen unterstützte seinen Scharfsinn, ohne je den ihm eigenen richtigen Blick zu verwirren. Von 1762 an war er sechs Jahre lang Justitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er diese Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an seinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er im J. 1783 den Titel eines geheimen Justizraths an. So groß sein Ruf in seinem Wirkungskreise war, so achtungs- und hebenswerth erschien er in dem engeren Kreise des Hauses und der Gesellschaft. Seinen Pflichten unermüdet treu, für geistigen Genuß stets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande — wie er selbst mit Klugheit bekannte — erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch nichts. Nach dem Tode seiner trefflichen Gattin im J. 1787, und seines hoffnungsvollen Sohns weihete ihm die zarteste Sorgfalt der Liebe und geistiger Unterhaltung seine Tochter, vermählte von Voigt. Im J. 1792 feierte die osnabrückische Ritterschaft sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, wo sie sein ausgezeichnetes Verdienst als Mensch, Bürger, Staatsdiener, Gelehrter und Schriftsteller, der die Ehre seiner Nation und Vaterstadt, der Freund seiner Mitbürger, der wirksame Beförderer des Guten, Wahren und Schönen sey, öffentlich anerkannte. Möser war ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann. Sein Vater wagte daher nicht, ihn vor dem J. 1740, wo Friedrich Wilhelm I., König von Preußen starb, der bekanntlich alle junge Leute, die höher als fünf Fuß sieben Zoll waren, seiner Grenadiergarde einzuverleiben wünschte, außer Landes auf eine hohe Schule zu schicken. Er stieß durch sein Aeußeres schon Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher; sein Wesen ernst und freundlich; sein Gesicht freundlich und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und herzlich, daß es jedem Zutrauen einflößte. Möser lachte selten, aber oft immer schwebte auf seiner Stirn und um seinen Mund jenes heitere Lächeln der homerischen Odyssee. Ohne alle Habsucht und Eigennützigkeit hatte er doch ein Mal in jüngern Jahren den Wunsch, Gold machen zu wollen; wohl die einzige Verirrung seines gesunden Verstandes! So lebte er einig mit der Natur, mit der Welt und mit seinem Gewissen. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pörmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur gesunde Luft und geistig heitres Gespräch. Krankheitsanfälle wollte er durch Ruhe besiegen; denn er bildete sich ein, die Natur kämpfe selbst das Uebel nieder, daher dürfe er sie nicht tödten. Erst in seiner letzten Krankheit, im 74ten Jahre, erkannte er einen Irrthum; er fühlte die Nähe des Todes, und sagte ringsumher einer Meinung, voll Gleichmuth: ich habe den Prozeß verloren. Er machte darauf einige Anordnungen, ließ seiner Tochter danken, sagte:

er sey nun müde und wolle schlafen, — und entschlief. Ohne Schriftstellerruhm zu suchen, fand er ihn durch seine gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, freiem bellen Weltbild, auf warmer voller Brust und mit unerreichbarem Humor schrieb er über Fehler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, staats- und bürgerliches Recht; und sowohl der innere Gehalt seiner Schriften, als seine treffliche, originelle Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisken eine der ersten Stellen. — Eine osnabrückische Geschichte 2 Th. bis zum J. 1192 (Neue Aufl. Berlin 1780), ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutsche Geschichte manchen wichtigen Aufschluß geben, 1. B. daß die Schuttpflicht der Verwandten der Hauptgrund der deutschen Erbfolge sey; daß selbst in den neuern Reichsmatrikeln noch das Dienstmannschaft-Cataster durchblicke u. a. m. Als deutsches Nationalwerk aber werden seine patriotischen Phantasien, herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. von Voigt (3r Thl. 3e Aufl. Berl. 1804, 4r Th. 1786, mit Mörsers Bildniß), stets allgemein gelesen und beherzigt zu werden verdienen. Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche Möser für Osnabrück von 1766-1782 schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Landes auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen, und zu ihrer Cultur in aller Hinsicht mitzuwirken. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von seiner Gelehrsamkeit, seinem Geschäftskreise und von seiner Lectüre zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft gefagte Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernst aufheiterte, und das milde, herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menschliche sich menschlich aussprach. Alle, die für die Nation schreiben, sollten Mösern studiren. Seine vermischten Schriften, 2. Thle., nebst Mörsers Leben, herausgeg. von Fr. Nicolai. Berl. 1797 folg., enthalten Aufsätze voll Laune und Menschenkenntniß, 1. B. den auch ins Englische übersehten Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Romischen, über die deutsche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Nur die Vertheidigung der Leibeigenschaft steht mit Mörsers Geist und Herzen im Widerspruch. Man vgl. Mörsers Leben in Schlichtegrolls Nekrolog 1794. II. K.

Moses wurde um 1600 vor Christo unter dem damals hart bedrückten hebräischen Volke in Aegypten geboren, und schon drei Monate nach seiner Geburt mußten seine Aeltern — der Vater hieß Amram, die Mutter Jochebed, beide vom Stamme Levi — zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer abzubringen gebot, den Säugling aussetzen. Aber von tausend ermordeten hebräischen Knaben wurde gerade er wunderbar, wie Cyrus und Romulus, gerettet. Die lustwandbelnde Tochter des ägyptischen Königs (Thermutis nennt sie die Sage beim Josephus) findet im wohlverwahrten Rohrköstchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmt sich sehr und gibt es, da seine nahe stehende Schwester Miriam die Mutter herbeiruft, dieser zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle seines unglücklichen Volks eingestößt, und erst als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königs-tochter zurück, die ihn von dem Wasser geretteten (Mosaische im Aegyptischen, daher das hebräische Moscheh) nannte und an Kindesstatt annahm. Dadurch wurde er dem Priesterstande, zu dem die königliche Familie gehörte, einverleibt und konnte nun als Priesterlehrling zu allen den Künsten und Wissenschaften, die dieser erste Stand des Reichs, in streng

verbhüllten Mysterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchste, was jene Zeit an Bildung und Einsicht besaß, und daß Moses sich ihrer bemächtigte, und noch tiefer als seine Lehrer in die Geheimnisse ihrer Religion, Naturkunde, Gesetzgebung und Regierungskunst eindrang, leuchtet aus seinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge gegen Aethiopien, bei dem er in seinem vierzigsten Lebensjahre als Anführer der Aegypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der begabtesten Prinzessin Tharbis erobert und diese zum Weibe genommen haben soll, spricht nur die jüdische Sage beim Josephus, wahrscheinlicher aber machen die großen tactischen Kenntnisse, die seine Anordnungen beim Auszuge der Hebräer voraussetzen, daß er im ägyptischen Heere diente und sich Kriegserfahrung erwarb. Doch konnte er im Glanze des Hofes sein Volk nicht vergessen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägyptischer Vogt sich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Aegypter heimlich um. Aber diese That wurde bekannt, und er entging den Nachstellungen des Königs nur (die Apostelgeschichte sagt im 40sten Lebensjahre) durch eine schnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitischen Hirtenfürsten und Priester, Aufnahme, und erhielt dessen Tochter Zippora, die er beim ersten Zusammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Sohn einer Königs Tochter die Heerden eines Arabers, und die Geschichte sagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorschweben mußte ihm das Elend seines Volks, und nicht umsonst konnte er auf dem ungewöhnlichsten Wege in das Heiligthum der ägyptischen Weisheit geführt und mit den seltensten Kräften und Kenntnissen ausgestattet worden seyn. Sie beschäftigten seinen Geist in der Einsamkeit, sie deuteten ihm die Natur, die ihn an Räthseln und Wundern reich mit Schrecken und Pracht in den Wüsten und Gebirgen Midians umgab, und erhoben sein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte, als seine Väter. Doch lange bildete sich bei diesem stillen Hirtenleben der Keim des großen Unternehmens in seiner Brust, ehe er hervorbrach und in das Bewußtseyn eines tiefdurchdachten Plans trat. Moses hatte schon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Aufforderung Gottes geschah. Am Horeb weidend, sieht er einst einen Dornbusch im Feuer und forschend, warum der Busch nicht verbrennt, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der sich ihm als den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs ankündigt und ihm befiehlt, sein Volk aus Aegypten in das Land zu führen, das er den Ervätern verheißt. Der Name Jehova, unter dem sich Gott ihm offenbart, war ihm schon aus den ägyptischen Mysterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieser Name in sich schließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Besorgnisse der Vorsicht und Bescheidenheit entschließt er sich, diesem Rufe zu folgen: Pharao ist hart und ungläubig, er selbst geachtet, sein Volk roh und unfähig die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen soll, zu fassen; man wird, den Worten seines unbedenkten Mundes, den eine schwere Zunge im Sprechen hindert, ohne sinnliche Zeichen nicht glauben. Darum gibt Gott ihm die Macht, seine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen und stellt ihm seinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüstet lehrt Moses im Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde, nach Aegypten zurück und geht, ein Greis von 80 Jahren, ans Werk. Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgesehen, stellen sich ihm hier ent-

legen. Bizar wird Aaron sein Mund, und das Volk Israel muß in seinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtschaft gemüthet und ausgeartet, schwankt es noch zwischen Glauben und Zweifel. Umsonst bringt er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberstab in seiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunst der ägyptischen Weisen ihm nicht nachzuvon weiß, und für das Werk höherer Kräfte erkennen muß; erst die Noth der verheerenden Landplagen, die dadurch über Aegypten kommen, das Hinfürben aller Erstgeburt bewegt Pharas's verstocktes Herz, die Hebräer ziehen zu lassen. Moses stellt sich an ihre Spitze und führt sie aus aller ihrer Habe aus Aegypten und zur Zeit der Ebre mitten durch den arabischen Meerbusen, in dem der treulos nachsehende Pharas mit Mann und Roß ertrinkt. Doch diese Rettung von dem furchtbarsten Feinde ist nur der Anfang seines Unternehmens, während wogt um ihn die rohe Masse eines Volks, das bis jetzt nur den Streken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kennt. Der Mangel in der Wüste erzeugt lautes Murren, das Zusammenstoßen mit feindlichen Beduinen-Völkern blutige Kriege, die Eifersucht neidischer Aeltesten innere Unruhen wider den Führer; sein Leben kommt nicht selten in Gefahr und die Macht, die sein Beruf erfordert, kann er oft nur durch gewaltthätigen Zwang und schreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewunderungswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindsamkeit verfolgt er trotz alles Widerstrebens seinen Plan, die störrische Menge zum geistlichen, frommen und selbstständigen Volke zu machen. Er schafft den Hungrigen Brod vom Himmel *) und öffnet den Durstigen neue Quellen aus den Felsen Horebs, nicht als ein Zauberer mit betrüglischen Künsten, sondern als ein Diener und Werkzeug des Herrn der Natur, der ihm auf sein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moses nicht ansehn seyn, bei allen seinen Anordnungen beruft er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernst väterlich an sich ziehen und bilden will. Religion ist der Geist des Gesetzes, das Moses im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten zu verkündigen anfängt. Anselangt am Sinai, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk lagern, er selbst aber besteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner unter den Schauern der Nähe Gottes Kund wird, nach welchen Gesetzen Israel leben soll. Auf dem Glauben der Erzväter gebaut, sind diese Gesetze mehr eine Herbeileitung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. Moses hat das Verdienst, sie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin sie unter den Händen abgöttischer Völker fast untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfnissen der aus einer Familie zum großen, unabhängigen Volke angewachsenen Hebräer ausgebildet zu haben. Das Centrum seiner Gesetzgebung ist die Lehre, daß Jehova der einzige Gott, der weder einen andern Gott neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens zuläße, selbst König seines Volks seyn und es durch Priester regieren wolle. Daher haben die Gesetze, durch die er den Cultus, die Staats-

*) Man oder Manna, ein vegetabilischer Saft, den die Israeliten von der Cammelstade (arabisch Charl Schuter) in der arabischen Wüste sammelten und zur Speise bereiteten. Er steht wie Coriandersamen an, schmeckt süß wie Honig, und heißt jetzt bei den Persern Zerkabina.

verfassung und Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei der Hebräer confirmirt, insgesammt göttliche Autorität und dauernde Gültigkeit. Ueberall von den Grundforderungen der sittlichen und menschlichen Natur des Menschen ausgehend, sind sie auf die Individualität des Volks, auf das Klima und die politische Lage des ihm zum Wohnorte bestimmten Landes, und auf den Plan der Vorsehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommener zu entwickelnden und last über das ganze Menschengeschlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermischung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein scharf abgeschlossener Gottesstaat soll es gesondert von allem Nachbarvolke, selbstständig, wie sein Gott und Herr, frei und allein stehen. Sie ordnen es durch fest bestimmte, bis in die geringsten Einzelheiten der täglichen Lebensordnung eingehende Vorschriften und Vereitelung der Sitten und die Sitten nicht vergessen ist, zur Veredlung einer religiösen Bestimmung, angewiesen durch ein streng geregeltes Ritual, da und stark in die Sinne fallenden Ceremonien die erhabene Allegorie eines ewigen Lebens und Reinigungen neu aufzufassen und bedeutsam von Handlung zu Handlung immerwährenden Beschäftigung im Auge auf. Dem Stamme Levi, dem die Verwaltung dieses Dienstes und die Befehle, und nicht seinen Eltern, die immer die gemeinen Leuten zurückstehen eines Bruders waren das mit der oberrichterlichen. (Vergl. d. Art. Hohe Grundgesetze) ausgeschlossen Stamme macht er die übrigen 12 Stämme lehnspflichtig, untergibt sie eigenen Stammältesten und Richtern und sichert die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsame zu feiernde Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebene, prächtig geschmückte und im Innersten nur dem Hohenpriester zugängliche Wohnung Jehova's, das einzige Heiligtum und Vermöge der ihm zulegenden Steuern der Mittelpunkt alles Reichthums und Credits der Nation wird. Dies sind die Hauptpunkte der Gesetzgebung Moses, die, wenn auch Züge ägyptischer Bildung daraus hervorblicken, doch das Bestreben, die Hebräer von den ägyptischen Sitten und Vorurtheilen zu erheben und zur politischen und religiösen Selbstständigkeit zu erheben, deutlich bezeugen, und in Betracht der Zeit und Umstände ihrer Entstehung an Originalität und Höhe der Principien, an Konsequenz, Nachdruck und Dauer und, was am meisten für ihren göttlichen Ursprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die gepriesenen Legislationen Solons und Lycurgus weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht sogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Weges nach Canaan, sah Moses sich durch neue Abirrungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen und 40 Jahre eines mühseligen Umherziehens in der Wüste mußten vergehen, die harten Strafen, die sein Geschick dem Uebertritte drohte, mußten mit eiserner Strenge vollzogen werden, alle die im Raumesalter aus Ägypten gezogen waren, mußten absterben,

e das Gesetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachsenen Ueblehre durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. Moses, der morgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, mußte um eines einzigen Zweifels willen, den er sich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen lassen, die vollkommene Ausführung seiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Jüngern Josua zu seinem Nachfolger bestimmt und von dem Volke seinen Abschied genommen hatte, bestieg er einen Berg in Berda jenseits des Jordans, von dem er das gelobte Land, das er selbst nicht bereisen konnte, überschaut und sein mühevolltes Leben im 120sten Jahre beschloß. Der abergläubischen Verehrung seiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und niemand kennt die Stätte seines Grabes. Doch das herrlichste Denkmal seines Selbstes und seiner Verdienste hinterließ er der Welt in den Büchern, die er zur Erhaltung empfangener Traditionen von der Geschichte der Urwelt und im Gedächtnisse seiner Thaten, Schicksale und Gesetze niederschrieb. In unbekannter Hebräer späterer Zeit hat sie in die 5 Bücher geordnet, die wir unter dem Namen Moses besitzen, aber bis auf wenige Zusätze und Einschaltungen, die dieser spätern Redaction angehören, tragen sie das Gepräge der Echtheit in ihrer veralteten Sprache, in ihrer jugendlich einfachen und kräftigen Darstellungsweise und in der ungekünstelten wie ein Tagebuch fortschreitenden Anordnung der Geschichten an Zufall und Naturwahrheit ist die historische Kunst ihres Verfassers überall blickt seine Größe und Kraft hervor, und welches hohen dichterischen Schwunges er fähig war, bezeugen die herrlichen Lieder, in denen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor seiner Noth segnet und entlastet. Vergeblich bemüht sich daher die neueste Kritik, diese Bücher in den Nebel der mythischen Dichtung zu stellen (von Art. hebräische Literatur), dem Unbefangenen haben sie die Geltung einer historischen Wirklichkeit, und er überzeugt sich bald, daß in anderer als Moses und auch dieser nur, um das Geschehene zu berichten, sie niederschreiben konnte. Wie hätten auch die Gesetze von mehr als drei Jahrtausenden nach einem Märchen zu erfassungen ordnen und die zehn Grundgebote aller Religion und Gesetz, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Ehelicheitsgesetze von einem andern annehmen mögen, als von dem erhabenen Gesandten Gottes, den in der Geschichte der Menschheit unter allen Helden und Wohltätern nur Einer verdunkelt.

Moses Mendelssohn war 1729 zu Dessau von jüdischen Eltern geboren. Sein Vater Mendel, daselbst Schulmeister und Zehntschreiber (Sopher), gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn in der hebräischen Sprache und den Grundgründen der jüdischen Gelehrsamkeit selbst; im Talmud ließ er ihn von Andern unterrichten. Nächste dem war das alte Testament die Quelle seines Unterrichts und seiner Bildung. Besonders zogen ihn die biblischen Bücher desselben an. Das berühmte Werk des Raimonides, die More Nebuchim (Führer der Irrenden), das ihm in die Hand gelegt, legte in ihm den ersten Grund zur Untersuchung der Wahrheit und freimüthiger Denkungsart. Er studirte dieses Buch, das gleichsam die Metaphysik der Bibel ist, mit einem Fleiße und einer Wissbegierde, die ihn in eine Nervenkrankheit versiel, von der er durch nachlässige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrath und eine stets schmerzliche Krankheit erhielt. Da sein Vater ihn nicht ernähren konnte, so mußte er 1742 in seinem vierzehnten Jahre nach Berlin wandern, wo er von

kräftigen Wohlthaten einiger Glaubensgenossen verschiedene Jahre in äußerster Dürftigkeit lebte. Das Schicksal führte ihn hier mit Israel Moser, einem tiefinnigen Denker und großen Mathematiker, zusammen, er, wegen seiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Aruth lebte, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieser Mann disputirte oft mit Mendelssohn nach Maimonides Grundsätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebräischen Uebersetzung in die Hände und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verstand des Jünglings schärfte und ausbildete. Ein junger jüdischer Arzt, Namens Reisch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateinischen und gab ihm selbst einigen Unterricht darin: durch den Doctor Aaron Salomon Sumpert bekam er Gelegenheit, mit der neuesten Literatur bekannt zu werden. Ueberdies lernte er verschiedene talentvolle Jünglinge kennen, mit denen er zu sehnem, wie zu ihrem Vortheil umging. — So lebte Mendelssohn der Weisheit und Wissenschaft ohne alle andre Aufmunterung, als die er aus sich selbst schöpfte, selbst ohne gewissen Unterhalt, bis ein reicher Seidensabrikant seiner Nation in Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher seiner Kinder, und nach und nach zum Aufseher, Factor, und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte. Im J. 1754 machte er die Bekanntschaft Lessings, die auf seine Bildung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Lessing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerksam. Die Briefe über die Empfindungen waren die erste Frucht der Uebung des hebräischen Philosophen in der deutschen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai wurde er bekannt. Die abbtische Correspondenz, eine Sammlung zwischen Abbt, Mendelssohn und Nicolai gewechselter Briefe, ist ein herrliches Denkmal von der Freundschaft und Vertraulichkeit dieser trefflichen Männer. An der Bibliothek der schönen Wissenschaften, so wie an den Briefen, die neueste Literatur betreffend, nahm Mendelssohn wichtigen Antheil, auch für die ersten Bände der Allgemeinen deutschen Bibliothek war er thätig, wie einige sehr vorzügliche Recensionen von ihm beweisen. Ueberdies trat er von Zeit zu Zeit als philosophischer Schriftsteller mit Werken auf, die seinen Ruhm nicht nur über Deutschland, sondern auch ins Ausland verbreiteten. Die Aufforderungen und dringenden Vorstellungen des enthusiastischen Lavaters, der ihn dem Christenthum gewinnen wollte, mußte Mendelssohn mit Feinheit und Delicatesse abzulehnen, wie seine Correspondenz mit Lavater zeigt; aber der Verdruss, sich auf eine so unerwartete Weise angegriffen zu sehn, zog ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn lange zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. Nur langsam genas er. Er versuchte jetzt wieder ein zusammenhängendes Werk zu schreiben. Auf eine geringe Veranlassung legte er in seinem Jerusalem oder über die religiöse Macht und Judenthum der Welt die trefflichsten Ideen vor, die zum Theil deswegen so schief verstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die seit Jahrhunderten befestigt waren, geradezu angriffen. Er hatte seinem ältesten Sohne und einigen andern Jünglingen die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenstunden aus einander gesetzt. Die Resultate seiner Untersuchungen machte er jetzt in einem Werke, unter dem Titel, Morgenstunden, bekannt, von dem, seines dazwischen eintretenden Todes wegen, nur der erste Band erschien. Jetzt erhielt er H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza. Mendelssohn glaubte seinen todtten Freund Lessing gegen die

Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu seyn, vertheidigen zu müssen. Sein Herz war tief verwundet; ohne seiner schöpften Kräfte zu achten, eilte er, den ersten Eindruck der jacobischen Beschuldigung zu vertilgen, und arbeitete die Schrift aus: *Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings*. Er befand sich in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben ein Ende zu machen. Er starb den 4ten Januar 1786. — Deutschland hat diesem großen Lehrer seiner Nation, dessen Vorbild Sokrates war, um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwäligen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen großen Theil ihrer Bildung und Würde. Im philosophischen Dialog machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben dem Plato und Xenophon nachbildete. Er gab zuerst den Untersuchungen der systematischen Philosophie *Gang*; und ästhetisches Interesse. — Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an: seine philosophischen Schriften, 2 Bände; seinen *Phädon* oder über die Unsterblichkeit der Seele, und seine Uebersetzung der fünf Bücher *Mosis* und der *Psalmen* u. s. w.

Mosheim (Johann Lorenz von), Kanzler und Professor der Theologie in Göttingen, aus einem steiermärkischen Geschlechte entsprossen und den 9. Oct. 1694 zu Lübeck geboren. Er studirte zu Kiel, ward daselbst 1718 Magister und im folgenden Jahre Beisitzer der philosophischen Facultät, da er sich schon durch Lehren und Predigen, und durch gelehrte Schriften einen Namen machte. Er erhielt deswegen mehrere ehrenvolle Vocationen, die er aber aus verschiedenen Gründen ablehnte, bis er 1723 als Professor der Theologie nach Helmstädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde. Nachdem er in Verbindung mit diesen Ehren zuletzt noch das General-Inspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltete, und sich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetsten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Universität (die vor und nach ihm niemand bekleidete) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorlesungen über die Kirchengeschichte und über die meisten Theile der Theologie fortfuhr bis an seinen Tod den 9ten September 1755. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften machen ihn unsterblich. Er war der Vater und Wiederhersteller der Kirchengeschichte, und verbesserte Arnolds nicht allzuglücklich gerathenen Versuch. Er gab ihr neben der Zuverlässigkeit eine pragmatische Gestalt. In der Kirchengeschichte war er gleichsam ein neuer Schöpfer, und wußte die künstlichsten Systeme aus den Lehren der Aener zusammenzusetzen; wenn er dabei irrte, so geschah es aus einem Fehler der Liebe. Sein Hauptwerk in diesem Fache sind die *Institutiones hist. eccles. libr. IV.* Helmstädt 1755, 4, die vorher unter mancherlei Gestalt erschienen sind, nachher auch deutsch übersetzt und vermehrt. Seine Sittenlehre der heiligen Schrift (4te Aufl. 5 Th. Helmstädt 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollständigkeit und wegen der durchaus practischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung, in welcher sie ihre moralischen Wahrheiten vorträgt, ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläufig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und sein geschickter Fortsetzer, J. W. Müller, hatte noch vier Bände anzuarbeiten. Auch in der Kanzelberedsamkeit machte Mosheim Epoche, theils durch seine Anweisung, erbaulich zu predigen, 2te Aufl. 1771, 6,

vornehmlich aber durch seine für die Zeit seiner Erscheinung musterhaften Religionsvorträge. Er vereinigte Gründlichkeit und Popularität, Feuer und Nährung, Reichthum und Eleganz; nur ist der Plan oft zu weitläufig. Auch der Auslegungskunst der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste. Seine lateinische Schreibart ist schön, und sein akademischer Vortrag loß ohne Anstoß, bloß mit Beihülfe einiger wenigen Zellen unausdrücklich vor. Auch sein moralischer Charakter war alles Lobes werth.

Moskau. Die alte ehrwürdige Hauptstadt des mächtigen russischen Reichs hat in unsern Tagen eine neu erhöhte Wichtigkeit erhalten; Moskau ward die Fackel der neuen Freiheit für den gesammten, durch langen, schmachvollen Druck der Tyrannei unterjochten Continent von Europa. Als im J. 1812 Napoleons unstäter Eroberungsgeist Rußland zum Kriege gezwungen, das Reich, welches allein noch dem Despoten einen mächtigen Damm gegen seine Universalherrschaft über den europäischen Continent entgegenzusetzen schien, drang er mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerverwanderung gesehen, unerschrocken in das Innre des russischen Reichs vor. In zwei blutigen Schlachten, der einen bei Smolensk den 17ten August, der zweiten an der Moskwa bei Mosaisk am 7ten Sept. 1812, suchte vergeblich das russische Heer den raschen Zug des Gefürchteten aufzuhalten. Die heroischste Tapferkeit sah sich gezwungen, der Uebermacht zu weichen, und Napoleon hielt am 14ten Sept. desselben Jahrs seinen triumphirenden Einzug in Moskau. Doch schon stand die große Kaiserstadt in Flammen, und bald einsam unter den dampfenden Ruinen von Moskau zwangen den Eroberer der Mangel und der nahende Winter und die drohende Nähe des verstärkten russischen Heeres zu jenem untergeßlichen Rückzuge aus Rußland, der die zahllosen Schaaren des Uebermüthigen vernichtete und für Europa die Morgenröthe besserer Tage ward. — Moskau, die alte und erste Hauptstadt des russischen Reichs, wiewohl die Residenz seit der Erbauung von Petersburg durch Peter den Großen nach letzterm Orte verlegt war, liegt an zwei Flüssen, der Moskwa und der Neglina, und enthält in einem Umkreise von fünf deutschen Meilen, vier Haupttheile, deren jeder beinahe wiederum eine eigne Stadt für sich bildet, nämlich 1. den Kreml, mit dem alten kaiserlichen Residenzschlosse und der Kathedralkirche, in welcher die Kaiser gesalbt und gekrönt werden, nebst mehreren andern ansehnlichen Gebäuden; 2. Kitajgorod; 3. Belgorod, mit den Gebäuden der in unsern Tagen vollkommen neu organisirten Universität, und 4. Semlänogorod. Die ganze Stadt ist in 90 Quartiere abgetheilt, und hat einen Flächeninhalt von 16,120,800 Quadratflaßtern. Die Bevölkerung betrug vor dem Brande nahe an 400,000 Einwohner; im J. 1814 zählte man aber deren nur 172,991. Vor dem Brande waren 9158 nachher 2626 Häuser vorhanden. Die Wiederherstellung des Zerstörten ging aber, unter der Leitung des thätigen Gouverneurs Tormasow, mit unglaublicher Schnelligkeit von Statten, wie denn schon im J. 1813 2180, im Jahr 1814 2798 Gebäude theils neu errichtet, theils ausgebessert wurden. Dieser Eifer dauerte auch in den folgenden Jahren fort, und die Stadt liegt viel regelmäßiger und schöner, als sie zuvor gewesen war, aus ihren Ruinen empor. Ueber die Wiederherstellung des Kreml s. d. Art. So machen denn noch immer eine Menge Kirchen, der Sitz verschiedener hohen Reichscollegien, Erziehungs- und wissenschaftlicher Anstalten, der vornehmsten Fabriken und Manufacturen des Reichs, Moskau zu einer der ersten und prächtigsten Städte der Welt, und ist war und

bleibt die Hauptstadt von Rußland, der Sitz des innern Handels, und der Ort, wo die russischen Nationalitäten und der russische Nationalcharakter sich am längsten unvermischt erhalten hatten, wozu die Gegenwart eines zahlreichen, begüterten Adels, der vom Hofe unabhängiger bleiben wollte, vorzüglich mit beitrug. Cz.

Moslemín, Rechtgläubige, ein religiöser Beiname der Mahomedaner.

Motette ist ein über einen biblischen Text in Prosa, meistens nur für Singstimmen, gesehtes und nach Fugenart behandeltes Tonstück. Man findet dergleichen vier-, fünf-, sechsstimmig, auch mit abwechselnden Ehren. Von einer andern Gattung sind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich sind; diese werden alle mit Instrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, besonders aus den Psalmen, jedoch meistens in gereimten lateinischen Versen, so daß sie mit Arien und Recitativen abwechseln und am gewöhnlichsten nur von einer Stimme gesungen werden.

Motion heißt ein jeder Antrag oder Vorschlag, den im englischen Parlament ein Mitglied zur Verathschlagung vorlegt. In gleicher Bedeutung wurde es auch in Frankreich zur Zeit der Revolution genommen, indem jeder Conventsdeputirte oder sonstiges Mitglied einer Volksversammlung das Recht hatte, eine Motion zu machen; jedoch durfte aber keinen Gegenstand, wenn nicht vorläufig ein Conventsdecret die Gültigkeit der Verathschlagung anerkannt hatte, deliberirt werden.

Motte (Antoine Houdard de la), ein bekannter französischer Dichter, war 1672 zu Paris geboren, studirte die Rechte, entsagte aber der juristischen Laufbahn, die seiner Denkungsart nicht entsprach, und widmete sich der Poesie. Seine Neigung zog ihn zum Theater. Er war einundzwanzig Jahr alt, als (1693) sein erstes Stück auf dem italienischen Theater aufgeführt wurde. Es war eine Farce in drei Acten, gemischt aus Prosa und Versen, betitelt Les Originaux ou l'Italien. Der Fall dieses Stücks verursachte ihm solchen Kummer, daß er sich nach La Trappe flüchtete. Aber der berühmte Abbé Rancé versagte dem Jünglinge die Aufnahme und entließ ihn nach einigen Monaten. La Motte ging nach Paris zurück und arbeitete zunächst für die Oper, welche Gattung ihm vielleicht am besten gelungen ist. Wenigstens ist er ein besserer Verskünstler und selbst mehr Dichter in seinen lyrischen Werken als in seinen Tragödien. Dagegen machte ihn seine Uebersetzung der Iliade Homers, die er 1714 herausgab, fast lächerlich. Ohne ein Wort griechisch zu verstehen, hatte er sich an diese Arbeit gemacht, die von dem Geiste und den Schönheiten des Originals nichts abzuheben läßt. Die Abhandlung, die er hinzufügte, ist mit Feinheit und Eleganz geschrieben, aber Homer wird sehribel daria mitgenommen. Madam Dacier stellte ihr eine andre, voll Pedanterei und beleidigender Unachtsamkeiten Des causes de la corruption du goût, entgegen, welche La Motte durch seine Réflexions sur la critique mit eben so viel Wiß- als Anmuth beantwortete. Diese Antwort erschien 1715 und entzweite alle Gelehrte. Der Streit wurde so heftig und spaßhaft zugleich, daß man die Hauptpersonen sogar auf die Bühne brachte. Einen neuen Streit erregte La Motte's Behauptung, daß man in jeder Schreibart, selbst in der Tragödie, sich in Prosa besser ausdrücken könne als in Versen. So endigte dieser Dichter, der sein Leben hindurch Verse gemacht hatte, damit, sie verdächtig zu machen und das Versificiren für eine sinnreiche Narrheit zu erklären. Um seine Behauptung noch anschaulicher zu machen, schrieb er einen Oedip in Prosa, den er mit seinem früheren

in Versen contrastiren ließ. Den Spott, den er für diese reichlich einernstete, ertrug er als Philosoph. Er starb im 1731. Seine Werke sind 1754 zu Paris in 11 Duodezbanden erschienen. Die wichtigsten darunter sind: 1. vier Tragödien, *Chabès*, *Romulus*, *Luès de Castro* und *Oedipe*. Allen feine Reinheit, Klarheit, Kraft, Adel und Eleganz; 2. die Lustigste *difficile*; *Minotolo*; *Le Calendrier des vieillards*; *Le La Matrone d'Ephèse* und *Le Magnifique*. Letzteres ist ein Werk der Wahrheit und Geschmacks, voll Geist, Wahrheit und Anmuth, den Beifall, den es bei seiner Erscheinung fand, sich erhielt. *Opere*, von denen *l'Europe galante*; *Issé*; *L'Amadis de Grèce*; *phalo*; *Le Carnaval et la Folie*; *Alcyon* und einige andre Erfolg gegeben werden. Sie sind nach dem Urtheil der Franzosen allen seinen Werken wegen ihrer edeln Eleganz und Lieblichkeit vorzüglichsten, obgleich eine gewisse Eintönigkeit in ihnen nicht zu verkennen ist; 4. Oden, mehr philosophisch als poetisch; unter denen finden sich mehrere treffliche, in denen sich die Natur und Feinheiten der Kunst zeigt; 5. zwanzig Eklogen, die größtentheils in den Blumenspielen gewonnen haben. Die Annehmlichkeiten des Landlebens sind darin höchst reizend geschildert, die jedoch nicht großen Beifall fanden, da es ihnen an Natürlichkeit fehlt. Theils sind sie von ihm erfunden, theils von andern bearbeitet; 7. verschiedene Abhandlungen, als über die Ode, die Ekloge, die Fabel, die Tragödie. Sie sind wirklich verkappte Apologien seiner verschiedenen Werke; in allen man den Philosophen und Mann von Geist; 8. mehrere Reden an die Akademie und eine Lobrede auf Ludwig XIV., schätzbare in Form als wegen des Inhalts; 9. Plan des *preuves de la* trefflich geschrieben; 10. ein kleiner Roman, betitelt *Salmeid* eine Bagatelle voll Geist und Empfindung. — Alle sowohl genannten als übergangenen Werke verdienen nicht, unter die der Franzosen gesetzt zu werden. Sie haben einzelne Schönheiten, nicht den Stempel des wahren Genies. Wenige Schriftsteller mehr Anhänger gehabt, und das konnte nicht anders seyn; man lobt ihn wieder. Das richtige Urtheil kann dadurch nicht getrübt werden, aber es erfolgt unausbleiblich. La Motte ist nach dem aus der Reihe der Dichter ausgeschlossen und in die Reihe der schönen Geister verwiesen worden.

Motte (Marie Anne de Saint Remy de Valois, vermahten de la), geboren zu Fontette den 22sten Julius 1756, war eine Tochter des James de Saint Remy de Valois, der verarmt im Jahr 1802 zu Paris im Jahr 1802 starb, nachdem er sich 1755 mit Marie, mit der er schon vor seiner Verheirathung einen Sohn erzeugt hatte, verheirathet hatte. Er stammte in gerader Linie und im 6ten Grade von Heinrich II., Könige von Frankreich und Navarra, ab, der mit Margarete Savigny einen Sohn, Namens Heinrich de Saint Remy hatte. Dies Geschlechtsregister und diese Abstammung der Motte war von französischen und deutschen Schriftstellern hin und her untersucht worden, allein mit keinem zureichenden Grunde, indem er ununterbrochene Besitz des Gutes Fontette bis auf den Vorfahren, der durch üble Wirtschaft solches verschleuderte, als von dem Wappenrichter des französischen Adels am 13ten Decembers 1785 unterzeichnete Urkunde für die Richtigkeit dieser Angabe mehr beweisen, als die bis jetzt dagegen vorgebrachten

Willig hülfslos und verlassen, fand Marie Anne de Saint Henry de Valois in ihrer zarten Kindheit an der Marquise von Saulainville eine Beschützerin, die sie für eine rechtmäßige Besitzerin des Namens, welchen sie führte, erkannte, und auf deren Rath sie auch im J. 1779 ihre Ansprüche auf das Gut ihrer Vorfahren geltend zu machen suchte. Da sie sich deshalb nach Bar sur Aube begab, wurde sie hier mit dem jungen Grafen de la Motte bekannt, der bei den Gensd'armen angestellt war, und vermählte sich mit Bewilligung ihrer Beschützerin mit demselben. Nach dem Tode ihrer Beschützerin mußte sie sich die Gunst und Protection des Cardinals von Rohan zu verschaffen, wurde in dessen Angelegenheiten geflochten, und besonders von ihm in der im J. 1785 zur Sprache gekommenen Halsbandgeschichte gebraucht, bei der sie den mit den Juvelieren über dasselbe abgeschlossenen Contract mit der Unterschrift Marie Antoinette von Frankreich unterzeichnete. In dem ihr im Jahr 1785 deshalb gemachten Proceß wurde sie als eine Betrügerin behandelt, die die Leichtgläubigkeit und Schwäche des Cardinals von Rohan benutzte, und das von demselben erkaufte Halsband, welches sie der Königin zustellen sollte, unterschlagen und auf den Grund dieser Betrügereien und den Mißbrauch des erhabenen Namens der Königin, die von der Person der Gräfin keine Kenntniß haben wollte, zum Staubbesen, Brandmark und Gefängniß verurtheilt, und dieses Urtheil ungeachtet ihrer Berufung auf ihre königliche Abstammung vollzogen. Sie entwich aus ihrem Gefängniß und floh nach London, wo sie zur Zeit des Ausbruchs der Revolution Memoiren herausgab, in denen sie zu zeigen sich bemühte, daß sie allerdings von der Königin gekannt, und daß sie das Halsband auf ihren Befehl an die von derselben bestimmte Person abgeliefert. Es ist ihr nicht gelungen, die Welt von ihren Angaben und Ausführungen zu überzeugen, obwohl bei dem wider sie geführten Proceß Unregelmäßigkeiten obgewandt haben, und immer herrscht über manche Theile dieser Geschichte ein noch nicht aufgeklärtes Dunkel. Die großen Ereignisse der Revolution machten, daß man die Gräfin de la Motte gewissermaßen aus den Augen verlor. Sie nahm auch an den Begebenheiten derselben außer durch die Herausgabe ihrer Memoiren keinen weitem Antheil, und starb, während der Brand in ihrem Vaterlande am heftigsten wüthete, zu London, wo sie einige Öbner und Wohlthäter gefunden hatte, beinahe unbemerkt. DH.

Mounier, Secretär der Provinzialstände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieser Provinz zu den Generalständen, war ein Mann von selner Tugend und Liebe für das allgemeine Beste. Er hatte mitgewirkt, die französische Revolution zu beschleunigen, aber er war vielleicht der erste, der davon zurücktrat, als er diese Revolution einen Gang nehmen sah, der seiner Denkungsart widerstritt. In den ersten Berathschlagungen der Nationalversammlung spielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20ten war er einer von den Aufstürzern der berücktigten Sitzung und des Eides im Ballhause, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Er votirte eine Adresse an den König und trug auf die Entfernung der Garde, welche die Versammlung umgab, an. Am 1sten Juli widersetzte er sich mit Bestimmtheit jeder Einmischung der Versammlung in die Militärdiscipline, die ausschließlich dem Könige zustehe. Ein Gleiches that er am 6ten. Am 9ten erstattete er einen langen Bericht über das Verfahren bei Auffassung der Constitution, und war der Meinung, ihr eine Erklärung der Menschenrechte voranzuschicken. Am 13ten schlug er vor, wieviel

er das Recht des Königs, seine Minister zu wechseln, vollkommen anerkannte, den König zu bitten, die eben entlassenen Minister zurückzurufen, beschuldigte wegen der öffentlichen Unordnungen die Feinde der Freiheit, die den König umlagerten, und forderte die Versammlung auf, dem Könige zu erklären, daß sie zu dem neuen Ministerium kein Vertrauen haben könne. Er bestritt jedoch diejenigen, die Neckers Zurückberufung forderten, und behauptete, daß man sie dem Könige nur raten dürfe. Zu gleicher Zeit bestand er auf die Entfernung der Truppen, die der König nach der Hauptstadt berufen hatte. Am 27sten verlas er im Namen der Constitutionscomité, in die er den 24ten getreten war, den Entwurf einer Erklärung der Menschenrechte und einen Abriß der Grundsätze, auf welche die Comité eine beschränkte monarchische Verfassung zu entwerfen gedenke. Den 31sten Juli erhob er sich gegen die willkürlichen Proscriptionen des Volks in der Hauptstadt. Den 10ten August setzte er gegen Mirabeau eine Eidesformel für die Truppen und ein Decret durch, das die Obrigkeiten bevollmächtigte, das Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu requiriren. Den 20sten legte er eine neue Ausfertigung der ersten Artikel der Menschenrechte vor, welche decretirt wurden. Den 29sten sprach er für das königliche Veto. Den 31sten verlas er im Namen der Constitutionscomité einen Organisationsentwurf für den gesetzgebenden Körper, und den 4ten September sprach er über zwei Artikel dieses Entwurfs. Der eine betraf das unbedingte Veto, das er dem Könige bewilligen wollte; der zweite die Bildung eines permanenten gesetzgebenden Körpers, bestehend aus der Kammer der Repräsentanten und dem Senat. Letzteres gab zu vielen Streitigkeiten Anlaß. Am 28sten wurde Mounier zum Präsidenten gewählt, und als solcher war er Zeuge der Ereignisse in der Nacht vom 5ten auf den 6ten October, ohne im Stande zu seyn, sie zu hindern. Aber diese Ereignisse öffneten ihm die Augen über die Pläne der verschiedenen Factionen; sogleich kehrte er in die Dauphiné zurück, kündete den 21. Nov. seine Entlassung ein und gab eine Darstellung seines Betragens heraus. Zu Genf, wohin er sich begab, ließ er unter dem Titel Appel à l'opinion publique ein mit noch mehr Freiheit und Kühnheit geschriebenes Werk drucken, worin er die Ereignisse des 5ten und 6ten Octobers entwickelte und den Bericht Chabrouds zu Gunsten des Herzogs von Orleans und seiner Mitschuldigen widerlegte. Darauf begab er sich nach Deutschland, und fand in Weimar Aufnahme und Unterstützung. Der Herzog räumte ihm das Lustschloß Belvedere zu einer Erziehungsanstalt ein, welche besonders aus jungen Engländern bestand. Nach dem 18ten Brumaire wurde Mounier zurückberufen, 1802 zum Präfecten des Departements der Ille und Vilaine ernannt, 1804 zum Candidaten für den Erhaltungssenat erwählt, und 1805 in den Staatsrath berufen. Er starb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Folgendes sind seine Schriften: 1. Procès-verbal de l'assemblée générale des trois états du Dauphiné, tenue à Romans; 2. Pouvoirs des députés du Dauphiné; 3. Nouvelles observations sur les états-généraux; 4. Considérations sur les gouvernements et principalement sur celui qui convient à la France; 5. Rapport sur le même sujet; 6. Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné; 7. Appel au tribunal de l'opinion publique; 8. Examen du Mémoire du Duc d'Orléans etc; 9. Recherches sur les causes qui ont empêché les François de devenir libre et sur les moyens qui leur restent pour acquérir la liberté; 10. Adolphe ou Principes élémentaires de politique et résultats de la plus cruelle des expériences; 12. De l'in-

Suivre attribué aux philosophes, aux franc-maçons et aux Illuminés sur la révolution de France.

Wouradgen d'Obffen, geboren zu Conftantinopel, trat frühzeitig in die Dienste der fchwedifchen Gefandfchaft bei der ottomanifchen Hofe, und fchwang fich durch feine Verdienfte und Talente zu den erften diplomatifchen Würden empor. Er wurde zum Charge d'Affaires und Ritter des Rofaordens und endlich zum bevollmächtigten Minifter und außerordentlichen Botsfchafter ernannt. Seine Kenntniffe der arabifchen und türfifchen Sprache fegte ihn in den Stand, aus den Quellen felbft zu fchöpfen. Er nahm fich vor, eine Gefchichte Selim II. zu fchreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgütigen Gemählde des ottomanifchen Reichs. Der Ausführung diefer Unternehmung widmete er fich mit unermüdetem Fleiß, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, aber das Innere des Staats, der Hofe und des Familienlebens der Türken von einem abergläubifchen, knechtifchen und mißtraurifchen Volk zuverlässige Nachrichten einzufammeln, verglichen noch bis dahin fehlten. Mit den zufammengebrauchten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete fie aus, und ließ 1788 und 89 die beiden Bände feines *Tableau général de l'Empire ottoman* erfcheinen. Diefes Werk entsprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Der 1800

אויסגאבע פאר דעם נאכשטן טאג

Produktion, insgesamt Druckdonner, eine veraltete Ernte

seiner Musketen mit kurzem Lauf und weiter Mündung, in mehrere Kugeln auf einmal schoß.

Mouton-Duvernét (Regis Barthélemy), französischer General, merkwürdig als eines der ausgezeichneten Opfer, französische Justiz nach der zweiten Enthronung Napoleons. Er wurde 1769 von adelichen Aeltern zu Puy geboren, trat in den Kriegsdienst, und zeichnete sich in den Feldzügen seit 1792 in seinem Ruhme aus. In dem Preussischen Kriege, am 10. März 1806 wurde er zum Obersten des 65ten Linieninfanterieregiments ernannt, ging später nach Spanien, und machte sich in der Schlacht von Albuera so bemerkbar, daß er bald nachher zum Brigadegeneral wurde. Im Feldzuge von 1813 fiel er in österreichische Gefangenschaft und erhielt seinen Aufenthalt in Ungarn. Mittlerweile bestieg Napoleon XVIII. den Thron seiner Väter wieder. Mouton bat nach seiner Zurückkunft den König um eine Anstellung, und wurde zum Kommandanten der zweiten Unterabtheilung der siebenten Militärdivision in Valence ernannt. Nach Napoleons Landung traf er alle öffentlichen Anstalten, die seine Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Thron bewährten, erstattete mehrere Berichte und erteilte Befehle in seinem Sinne, und erließ noch am 7ten März einen heftigen Aufruf an den Usurpator. Um diese Zeit erhielt er von dem Kriegsminister Auftrag, sich zu Monsieur nach Lyon zu begeben. Als er am 10ten in der Vorstadt Guillotiere ankam, ward sein Wagen von Mousquetairen und Dragonern umringt, die wissen wollten, wer der General war. Man erkannte den General, nöthigte ihn auszustiegen, riß ihm die Kolarde vom Hute, führte ihn ein Dragonerpferd vor, und zwang ihn zu besteigen. Dann wurde er von dem Truppschwarm der Vorstadt hinausgezogen, wo ihnen Bonaparte's Soldaten begegneten. Am 11ten ließ ihn dieser vor sich fordern, fuhr ihn hart an und ließ ihn vom 7ten, und erklärte ihm, um sein Unrecht gut zu machen, bleibe ihm nichts übrig, als entweder den Befehl über seine Division bis Paris, oder das Commando von Lyon zu übernehmen. Mouton weigerte sich gegen beides, und Bonaparte hieß ihn nach Grenoble, und dort seine Befehle erwarten. Beim Hinausgehen ließ der General Marchand bei Seite, und gab ihm einige gute Ratschläge, die er zu Valence und im Departement befolgen sollte, um den übeln Eindruck seines Aufrufs vom 7ten zu heben, unter dieser Bedingung wäre er von andern Dienstleistungen Bonaparte frei. Sey es nun, daß der General, wie er behauptet wird, roh war, auf solche Art verwiesen zu seyn, oder daß er wirklich den Sieg der Sache des Usurpators glaubte, er machte den Autochthonen von Valence in einem Schreiben „die Fortschritte des Kaisers in der Anhänglichkeit aller Volksklassen an ihn, und die Ernennung von Debelle zum Commandanten des Departements“ beifügen. Er fügte hinzu: „das Volk wolle Napoleon zum Souverain; die Thronisten, ihn nicht zu unterstützen. Die, die Lyon gegen ihn wollten, haben sich durch feige Flucht gerettet; ihre Sache mehr die der Franzosen!“ — Er begab sich dann nach Paris und erstattete dort, unter dem 28ten März, einen Bericht an den Kriegsminister über seine Sendung nach Grenoble. Zum Mitglied der Repräsentantenkammer erwählt, gab er bei verschiedenen Gelegenheiten seine Anhänglichkeit an Napoleon zu erkennen. Am 8. Jun. 1815 trug er einen Aufruf an die Lyoner, worin er den Usurpator den Kaiser von Frankreich nannte. Dem am 23. Jun. gemachten Vorschlag

napoleon II. anzuerkennen, gab er seinen lauten Beifall mit den Worten: „Ich bin kein Redner, bin nur Soldat, der Feind sieht auf Paris los, ihr müßt ihm Heere entgegen zu setzen haben. Ruft Napoleon II. zum Kaiser aus, und ihr werdet alles zu den Waffen eilen sehen. Die Nationalarmee weiß, wie tief sie unter Ludwig VIII. erniedrigt worden; sie erinnert sich, wie man ihre dem Vaterlande geleistete Dienste nur als Räubereien betrachtet hat. Wollt ihr dieser Armee ihren ganzen Muth geben, und sie mit Erfolg den Feinden entgegenstellen: Ruft Napoleon II. zum Kaiser aus!“ — Dies waren Moutons's Verbrechen! Der König lehrte zurück, und es erfolgte die Ordonnanz vom 24. Jul. 1815, die die Verhaftung des Generals und seine Stellung vor ein Kriegsgericht verfügte. Er erklärte in einem Schreiben an den König, daß er sich als Gefangener nach Montbrison stelle, um die Gerüchte zu zerstreuen, welche die Aufrührer, um ihre Partei zu vergrößern, über ihn ausbreiten. Er wurde dann vor das permanente Kriegsgericht zu Lyon gezogen, wo sein Prozeß am 15. Jul. begann. Er verteidigte sich mit Anstand und Würde, und sämtliche Zuschauer gerieten in Entrüstung, als ihn der Comte de Briche, einer seiner Richter, bekannt wegen seines Ultraroyalismus, mit den Worten unterbrach: „Alles das ist überflüssig. Sie haben dem Könige geschworen, und dem Usurpator gedient, Sie sind schuldig.“ — „Ich habe,“ sprach er, „mich freiwillig in Ihre Hände geliefert. Ich hätte in fremdem Lande Zuflucht nehmen können, aber meine Ehre war angegriffen; diese wollte ich rechtfertigen. Das Ausland, wo ich Schutz gesucht hätte, würde gedacht haben, daß ich nur einer verdienten Strafe entfliehen wollte. Ohne Vermögen hätte ich fremde Dienste annehmen; vielleicht suchen müssen, und dadurch in den Fall kommen können, einst die Waffen gegen mein Vaterland und gegen den König führen zu müssen. . . . Ich hoffe, der König, dem ich mich auf Treue und Glauben freiwillig ausgeliefert, wird in mir mehr einen Unglücklichen, als einen Schuldigen finden, indem ich gerade da, wo ich für seinen Dienst am thätigsten war, in Bonaparte's Hände fiel.“ Es wurden mehrere schriftliche Zeugnisse zu Gunsten des Angeklagten vorgelesen, namentlich er habe zu Marseille den Royalisten und der Nationalgarde große Dienste erzeigt, in Jussigneaux die Plünderung der Stadt verhindert und die Ruhe hergestellt, in Montbrison der Plünderung, welche die Alpenstruppen bereits begonnen hatten, Einhalt gethan, die königliche Fahne aufgesperrt, und große Beweise von seiner Ergebenheit gegen den König abgelegt, zu Lyon den Grafen d'Albon und de Laurencin von Bonaparte's Befehl, sie zu verhaften, Nachricht gegeben, und den Befehl nicht vollziehen lassen, als bis er sie in Sicherheit wußte, und eben daselbst den Kaufmann Margaron aus den Händen wüthender Soldaten befreit, der Plünderung eines Hauses vorgebeugt, und den königlichen Präfecten Chabral und den Maire de Fargues in ihren Amtshandlungen unterstützt. Seine beiden Advocaten trugen darauf an, daß er losgesprochen und in seinen Grad wieder eingesetzt werden sollte. Dessen ungeachtet erkannten ihn seine Richter, beinahe lauter ehemalige Bundeer Offiziere, einmüthig des Hochverraths schuldig, und sprachen das Todesurtheil über ihn aus. Er duldere diese Strafe mit religiöser Resignation. Bestürzung und Mitleiden erfüllten die Herzen, welche die Zeugen seiner Hinrichtung waren. Jedermann hatte erwartet, daß er entweder losgesprochen oder begnadigt werden würde.

Mozart (Leopold), der Vater des berühmten Wolfgang Ama-

Wolfgang Mozart, war 1719 in Augsburg geboren. Er studirte in Salzburg und trat 1743 als Hofmusikus in die Kapelle des Erzbischofs. Im J. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirectors der Capelle des Fürsten. Die Zeit, welche seine Amtsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Composition und auf der Violine. Im J. 1756 erschien in Augsburg sein Versuch einer gründlichen Violinschule, ein Werk, das nach dem Zeugniß der größten Meister von dem ausbreitetsten Nutzen gewesen. Die trefflichsten Violinisten, welche Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts be-
 sessen, sind durch dasselbe gebildet worden. Außerdem hat er mehrere Oratorien und andre Kirchenstücke, mehrere Theatermusiken u. s. w. ge-
 liefert.

Mozart (Johannes Chrysostomus Wolfgang Amadeus), ward in Salzburg am 27ten Januar 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, vermochte er schon von selbst, Tergen auf dem Claviere zu greifen, wor-
 auf er dann eine ausnehmende Freude darüber bezeugte, diese Harmonie
 gefunden zu haben. Im vierten Jahre seines Alters fing sein Vater
 gleichsam spielend an, ihn einige Menuetten und andere Stücke auf
 dem Claviere zu lehren. Zu einer Menuett brauchte er eine halbe
 Stunde, zu einem größern Stücke eine Stunde, um es zu lernen und
 es dann mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem festesten Tacte
 zu spielen. Von nun an machte er so schnelle Fortschritte, daß er in
 seinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er seinem
 Vater vorspielte und dann von diesem zu Paplere bringen ließ. Psycho-
 logisch merkwürdig ist es, daß er, ehe ihm die Musik bekannt war,
 für alle Kinderspiele sich so empfänglich zeigte, daß er Eisen und Trin-
 ken und alles andere darüber vergessen konnte, so wie er dann auch mit
 kindlichem Gemüthe liebevoll an jedermann sich angeschlossen. Aber von
 der Zeit an, wo er Musik zu lernen begonnen hatte, verlor er allen Ge-
 schmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit.
 Ob, er nun gleich auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit
 Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; so blieb dennoch die Musik diejenige
 Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu seyn schien. Mit
 Riesenschritten ging er darin vorwärts, so daß selbst sein Vater, der
 noch täglich um ihn war und jede Stufe seiner Fortbildung bemerken
 konnte, oft davon überrascht und darüber, wie über ein Wunder, in
 Erstaunen gesetzt wurde. Dies war einstens der Fall mit einem Cla-
 vier-Concerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre ver-
 fertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunst gesetzt, aber auch
 zugleich so schwer war, daß es kein geübter Künstler, viel weniger der
 junge Mozart selbst, hätte spielen können. Dieser war nun in seinem
 sechsten Jahre bereits so in der Musik fortgeschritten, daß sein Vater
 dadurch bewogen wurde, mit ihm und seiner Schwester, die ebenfalls
 ein musikalisches Wunder war, eine Reise nach München, wo sie eine
 sehr schmeichelhafte Aufnahme fanden, und darauf nach Wien zu ma-
 chen, wo die beiden kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt
 wurden. Die beispiellose Fertigkeit, die für sein damaliges Alter von
 allen als ein Wunder angestaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas
 sehr Interessantes, daß er nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte,
 und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom
 Kaiser Franz, daß er Wagenseil kommen lassen sollte; dies geschah, und
 der junge Mozart spielte diesem zu dessen Ueberraschung eins seiner
 Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er
 bis jetzt, außer dem Clavier, noch kein anderes musikalisches Instrument

ten gehabt. Aber es schien, als ob das Clavier allein schon ein Spielraum seines ausgezeichneten Genies geworden wäre. In der That man ihm eine kleine Geige geschenkt, auf der er bereits, als er nach Salzburg zurück gelehrt war, wider Wissen des Vaters solche Fortschritte gemacht hatte, daß er zum Erstaunen aller die zweite Geige zu einem Trio mit Präcision und Nettigkeit im Stande war. Von nun an zeigte es sich auch, daß das innere Seyn, die eigentliche Individualität des jungen Mozart, sich hingegen und nur durch sie vorhanden sey; denn nur Musik äßte ihn, nur Musik war das Mittel, wodurch die Seele im sich kundbar machte. Auch ist es schon aus dieser Periode höchst werth und gibt uns über den Charakter aller seiner Werke ein höchst befriedigenden Aufschluß, daß seinem Gehöre jeder Widerspruch sogar schon jeder rauhe, schmetternde und durch Zusammenstoß nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unbekannt war, ja, daß er sogar, wie wirklich einmal geschah, davon leblos und in Verzückungen zur Erde sank. Finden wir denn auch von diesem, nur für das Schöne und Reizende der Kunst empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrscht nicht die gewohnte Vollstimmigkeit, so zu sagen, in jedem Tacte eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die selbst in ihren kühnsten Uebertreibungen und Fortschreitungen auch dem ungebildesten musikalischen Ohr, Vollust wird? Bewirkt nicht eben diese klare Verständlichkeit der mozarthischen Werke, daß sie alle, ohne Ausnahme, dargelegt und von Allen mit gleichem Entzücken genossen werden? Ueber erzählt man noch aus dieser Periode, daß er einstens die, um eben Viertelton verschiedene Stimmung seiner eignen Geige von dem andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hause gespielt, zum Erstaunen der Anwesenden, welche diese Geige holen ließen, zu unterscheiden wußte. Im Jahre 1763, also im siebenten Jahre des jungen Mozart, machte die Familie die erste große Reise außer Deutschland, wodurch nun der Ruhm des jungen Künstlers sich allgemein verbreitete. Nachdem sie mehrere große Städte besucht und überall mit dem Enthusiasmus aufgenommen worden war, kam sie im November desselben Jahrs in Paris an, wo sie ein halbes Jahr verweilte, besonders der junge Mozart mit Ruhm und Unterstützung gleicherschüttet wurde. Hier war es, wo er in einem Alter von fünf Jahren seine beiden ersten Werke fertigstellte und sie öffentlich vorbrachte. Im April 1764 reiste sie über Calais nach England, blieb bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielt. Schon im April desselben Jahres ließ sie sich am königlichen Hofe hören, wieder im folgenden Monate, wo der Sohn auch die Orgel bespielte. Alle schätzten hier sein Orgelspiel. In einem darauf folgenden öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von der Compse des jungen Mozart gespielt. Hier sowohl, wie bereits in Paris, ließ ihm die schwersten Claviersachen von Bach, Händel u. s. w. vorgesetzt, die er alle vom Blatte und zwar im angemessenen Tacte und größter Präcision vortrug. Als er einst beim Könige spielte, eine bloße Bassstimme und trug eine vortreffliche Melodie dar. So nahm ihn Joh. Christian Bach, der Lehrmeister der Königin, die Knie und spielte einige Tacte einer Sonate, worauf Mozart erbat; und so immer abwechselnd spielten beide die ganze Concertzeit mit solcher Präcision, daß jeder, der nicht zusah, glauben mußte, daß werde nur von einem einzigen Spieler vorgetragen. War

und seines Aufenthaltes in England; und folglich im ach-
 nes Alters, componirte er sechs Sonaten, die er in London
 und der Königin widmete. Im Julius 1765 reiste sie d
 derlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbstatthalter
 auf ging sie wieder nach Paris, und, nachdem sie zweimal
 gewesen war, über Lyon durch die Schweiz nach München,
 fürst dem jungen Mozart ein Thema vorsang, welches die
 Gegenwart und ohne Clavier und Geige, ausführte und zu P
 Als er damit fertig war, spielte er es und wurde dafür
 staunen und der Bewunderung des Churfürsten und aller
 belohnt. Endlich kam sie nach einer Abwesenheit von no
 Jahren zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg an,
 n das Jahr 1768 blieb und darauf eine zweite Reise nach B
 Hier spielten die beiden Kinder vor dem Kaiser Joseph, der
 Mozart auftrug, eine komische Oper, *la finta semplice*, i
 egen. Sie erhielt den Beifall des Capellmeisters Hasse un
 io's, wurde aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Ein
 vortigen Waisenhauskirche setzte er das Amt, das Offertorium
 Trompeten-Concert, und dirisirte als ein zwölfjähriger K
 eierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. Im
 rat Mozart, der Concertmeister beim salzburgischen Hofor
 n Gesellschaft seines Vaters eine Reise nach Italien an. Hat
 n andern Ländern so viele Bewunderung erregt, so kann
 denken, wie sehr seine Erscheinung in Italien willkommen se
 wo die Musik, wie in ihrem eignen Boden, gedeiht, und wo
 pber als jedes andere menschliche Bestreben geschätzt wird. S
 ia bewunderte insbesondere der Vater Martini den Knaben
 Stande war, ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle
 reiten und es augenblicklich auf dem Claviere auszuführen.
 erregte er auf eine andere Weise die Bewunderung der ganze
 Er unternahm es nämlich, das berühmte Miserere, welches
 n der Charwoche in der sixtinischen Capelle gesungen und dan
 ihr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren
 hm auch dergestalt gelang, daß, als er es in einer Gesellschaft
 here sang, der Sopranist Christofori, der es in der Capelle
 hatte und in der Gesellschaft zugegen war, die lebhaftesten Be
 mer Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel plaudten die
 es Conservatorio della pleia, in seinem Ringe stecke die Bo
 eines Spiels: er zog ihn ab, und nun wurde erst die Bew
 echt groß. In Rom erhielt er vom Papste das Kreuz und
 Militiae auratae eques, und in Bologna wurde er, nachdem e
 klapfen Thüren und in einer halben Stunde ein vierstimm
 hona gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Capellmeister
 armonischen Akademie aufgenommen. Da er sich bereits zur
 son der ersten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gemac
 o abthigte ihn dieses, ähnliche Anerbietungen zu Bologna, N
 Rom ablehnen zu müssen. Er kam zu Ende Octobers 1770
 and an und componirte daselbst in seinem vierzehnten Jahr
 Oper, *Mitridat*, die schon am 26ten December aufgeführt
 mehr als zwanzig Mal nach einander wiederholt wurde. Auf
 ill, den diese Oper erhielt, kann man auch schon daraus schl
 hr Unternehmer ihm sogleich auch die Composition der Oper
 Jahr 1773 schriftlich zusagten. In Verona überreichte man
 als das Diplom als Mitglied der philharmonischen Gesellsch

so verließ er Italien, wo man ihm allenthalben mit ausgezeichneter Ehrbegegnung war und ihm den Namen *il Cavallero Filarmónico* beilegte hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief vor, in welchem ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia die Composition der großen theatralischen Serenata zur Vermählung des Erbherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm diesen Auftrag, reiste im August wiederum auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten stets mit der Oper, die von Haffe componirt war, und mit Mozarts Serenata abgewechselt wurde. Im Winter 1773 setzte er darauf eben daselbst die ihm übertragene erste Oper, *Lucio Silla*, die sechsundzwanzig Mal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er nun noch nach und nach eine familiäre Oper, *la finta giardiniera*, zwei große Messen, eine Serenata, *il Re Pastora*, und in Paris, wohin er zum zweiten Mal berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel gesetzt hatte, ging er in seinem vierundzwanzigsten Jahre nach Wien, wo er in kaiserliche Dienste trat und auch seit der Zeit stets geblieben ist. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen sein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie das ganze musikalische Publicum berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward, um mit wenigen Worten alles zu sagen, der Lieblingscomponist seiner und, wie zu erwarten steht, aller künftigen Zeit. Dies war Mozart, der Tonkünstler. Kein Forscher der menschlichen Natur wird sich über wundern, wenn ein großer, ja möchte man sagen, vollendeter Künstler nicht auch gleich groß in allen übrigen Künsten und Wissenschaften, und überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens erscheint. Eben darin ist, wie wir dankt, die Natur des wahren umfassenden Genies begründet, daß dieses, für keine Außendinge Sinn habend, nur auf sich selbst beschränkt ist und nur seiner Kunst lebt, keinen Einfluß der äußern Einwirkungen und der Einzelheiten anerkennend, die nur den bloßen Verstand, entblößt von allem eigentlichen Genie, zu interessiren vermögen. So hat man Mozarten häufig seinen Mangel an allem, was Wissen heißt, zum Vorwurfe gemacht; ein Vorwurf, der, dankt uns, durch das, was wir so eben gesagt haben, vollkommen widerlegt, ja sogar bei ihm zu einem ehrenden Verdienste wird. So wie dieser seltsame Geist früh schon in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens stets Kind. Er lernte nie sich selbst regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigung und vernünftige Wahl im Genuße hatte er keinen Sinn. Aber eben dieser immer zerstreute, dieser immer in sich zurückgezogene Mensch schien ein ganz andres, ein höheres Wesen zu werden, sobald er sich an das Clavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für welchen er geboren war, auf die Harmonien der Ebne. Die Kunst machte so sehr das Hauptgeschäft seines Lebens aus, daß er im eigentlichen Verstande nie etwas that, als was entweder mittel- oder unmittelbar auf dieselbe Bezug hatte. Ja beim Essen spielte er sogar, als hätte er ein Clavier unter den Händen, auf dem Tische, und kam dadurch außer Stand, sich das Fleisch zu schneiden, ein Geschäft, welches gewöhnlich seine Frau für ihn verrichtete. Am liebsten spielte er jedoch bei der Nacht und bis zum frühesten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von sechs oder sieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meistens in der Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn er

was dringendes zu verfertigen war. Außer der Musik schien er nur noch eine Leidenschaft zu haben; dies war das Billard, welches er mit dem höchsten Interesse zu spielen pflegte. Was seine Körperbildung anbetraf, so zeichnete sich diese durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, bager, blaß und verrieth durchaus nichts außerordentliches in seiner Physiognomie. Zum Schluß soll hier noch seiner Theatercompositionen eine flüchtige Erwähnung geschehen, bei denen wir uns, zu unserm Bedauern, jede eigentliche und strenge Analyse unterlassen müssen. Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Deutschland erhalten haben und auf ewige Zeiten das Entzücken der deutschen Nation machen werden, componirte er seinen *Idomeneo*, *Rd di Creta*, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem *Serail*, welches 1782 in Wien aufgeführt wurde, sagte Joseph II. zu Mozart: „diese Musik ist zu schön für unsre Ohren; doch sind gewaltig viel Noten darin!“ „Gerade so viel, als sich gehört,“ antwortete der Künstler. Den ausgezeichnetsten und allgemeinsten Beifall erhielt *Figaro's Hochzeit*, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daselbst componirte Mozart in demselben Winter einen *Don Juan*, der dort noch mehr gefiel, als *Figaro's Hochzeit*. Nichts destoweniger wollte man dieser Musik in Wien während der ersten Vorstellungen keinen Geschmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieser Gelegenheit Mozarten für den größten aller damals lebenden Componisten erkannte. Nachdem er nun noch 1790 *Così fan tutte* und während der Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, 1791 die *Zauberflöte*, *La clemenza di Tito* und das berühmte *Requiem* gesetzt hatte, starb er am 5ten December 1791 im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters. Von seinen Instrumental-Compositionen zu sprechen, verbietet uns der Raum, und wir können nur anmerken, daß Mozart auch in dieser Gattung das Vorbild aller Nationen und Zeiten sein und bleiben wird. Endlich wollen wir noch der Entstehung eines *Requiem*, so wie die darüber vorhandne Anekdote dieselbe erzählt, erwähnen, und dann diesen Artikel mit einigen allgemeinen Bemerkungen über das einzige und vielleicht nie wiederkehrende Genie Mozarts schließen. Ein *Requiem* hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Ursprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Composition einer Seelenmesse auf, für welche Mozart den Preis selbst bestimmen soll. Dieser fordert hundert, nach Andern weithundert Ducaten, will sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts destoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im voraus, und verspricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wiederzukommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag *La clemenza di Tito* zu schreiben, und ist eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bote erscheint und an das *Requiem* mahnt. Mozart entschuldigt sich und verspricht, nach seiner Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen und sich alsdann durch nichts andern Vollendung stören zu lassen. Der Bote scheidet. Mozart beginnt nach seiner Zurückkunft aus Prag die Composition der Seelenmesse mit einem Enthusiasmus, mit einem Interesse, welches ihm bis dahin noch keins seiner andern Werke eingeblüht hat, so daß seine Gattin von einer so ungewöhnlichen Anstrengung für seine ohnehin schon fränkliche Gesundheit alles beklagen zu müssen glaubt; ja, Mozart äußert einstens mit Thränen in den Augen, daß er das *Requiem* für sich selbst setze. Seine Gattin entreißt

ihm die Partitur und gibt sie ihm nur auf sein inständiges Bitten nach einer anscheinend völlig wiederhergestellten Gesundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein geringes, fällt in seine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker, und stirbt am 5ten December 1792. Gleich nach seinem Tode erscheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es ist. Stämmmer soll hernach die Instrumente, welche noch fehlten, hinzugesetzt und das Werk so eingerichtet haben, wie es gedruckt in unsern Händen ist. Dies die Entstehung dieses Werks, die aber auf vielfach verschiedene Art erzählt wird. Nun noch einige Bemerkungen über Mozarts Künstlerthum im Allgemeinen. Wenn man die kurze Dauer seines Lebens und die Zahl von vollendeten Meisterwerken, welche er geliefert hat, betrachtet; so kann man sich der innigsten, tiefsten Klage über seinen so frühen Tod um so weniger enthalten, als man sich nothwendig fragen muß, ob Mozart bei längerem Leben nicht noch genialere Werke geschaffen haben würde? Wer ist im Stande, zum Troste der ganzen musikalischen Welt diese Frage zu verneinen, oder unsern Schmerz um Mozarts frühen Tod gleichsam immerdauernd zu machen und jene Frage zu bejahen? Uebrigens will Mozart nicht besprochen, nicht erklärt, sondern bloß genossen werden; er ist ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörnd, von keinem Verstande berührt werden darf. Dergleichen seine Werke, die, ungeachtet ihres ganz neuerschaffnen, alle bis dahin betretene Bahnen verlassenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunst erschöpfende und doch zugleich himmlisch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Musiker, gleich mächtig anziehen. So ist sein Don Juan der Schlüssel, mit dem sich Mozart den Tempel des Nachruhms für ewige Zeiten geöffnet hat, ein Werk, in dem alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchem uns der ewige Geist der Welt selbst mit seinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das selbst in seiner sitzlichen Tendenz zu einem höchsten Gerichte für alle Verruchteit wird, zu deren Gewissen die Posanne (denn was ist die mit der Erscheinung des Geistes erkennende Musik anders?) in schrecklichen, alles zermalmenden Tönen spricht. Dies ist Mozart, der, nebst Shakespeare und Cervantes, den Beweis liefert, daß wahrhaft geniale Werke keiner Zeit, keiner Mode unterworfen, sondern für die Ewigkeit geschaffen sind und so lange dauern werden, als die jetzige Bildung des Nordens keine Revolution und gänzliche Umgestaltung erleidet.

Pq.

Mucius Scaevola, eigentlich Caius Mucius Cordus, ein edler Römer aus den ersten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit seines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porfena, König der Etrusker, belagerte (um das Jahr der Stadt 255) Rom und schon litt man hier an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen sollte, den römischen Senat um die Erlaubniß bat, sich in das feindliche Lager zu begeben. In der Absicht, den König zu ermorden, bewaffnete er sich mit einem Dolche. Glücklicher kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgeheilt wurde; aber statt des Königs, tödtete er dessen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da sprach er mit unerschrockner Miene zu Porfena: „Ich bin ein römischer Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unsern Feind, tödten wollen, und so viel Muth ich zum Morde hatte, so viel habe ich auch zum Sterben. Ich bin nicht

der einzige, der diesen Entschluß gegen Dich gefaßt hat; eine große Anzahl römischer Jünglinge wird nach mir denselben Ruhm zu erlangen suchen. Diesen Krieg kündigt die römische Jugend Dir an." — Zornig und erschrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofür er nicht entdeckte, welche Anschläge gegen ihn im Werke seyen. Mucius aber erwiderte: „Damit Du siehst, wie wenig diejenigen die Schmerzen des Körpers achten, welche nach Ruhm streben, so siehe, was ich thue.“ — Und mit diesen Worten hielt er seine Hand in eine auf dem Altar stehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porfena ließ ihn gewaltsam hinwegreißen. „Gehe fort von hier,“ sagte der König zu ihm, „der Du feindseliger gegen Dich selbst als gegen mich handelst. Ich würde Dich belohnen, wenn Dein Muth sich so für mein Vaterland gezeigt hätte; so aber schenke ich Dir die Freiheit und entlasse Dich.“ — Jetzt erklärte ihm Mucius, gleichsam aus Dankbarkeit, daß sich dreihundert Jünglinge verschworen hätten, ihn zu ermorden. „Nicht,“ sagte er, „hat das Loos zuerst getroffen. Die übrigen werden jeder, so wie das Loos sie trifft, ihren Angriff machen, bis ein glückliches Schicksal Dich einem überliefert.“ — Geschreckt durch diese Worte, hob Porfena die Belagerung auf und schloß Frieden. Mucius, der, weil er sich nur noch der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola erhielt, wurde durch ein Stück Landes und durch eine Ehrensäule vom Senat belohnt.

Musti, **Großmusti** (bei den Türken auch **Sheikh**, **Ullislam**, d. h. Haupt der Ausermählten, genannt), ist in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Gesetze, und dem Range nach der nächste Reichsbeamte nach dem Großvezier. Er genießt sogar vom Sultan Ehrenbezeugungen, die dieser nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiser ab; so lange er in seinem Posten steht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur absetzen kann ihn der Kaiser, jedoch kann sein Vermögen dabei nicht confiscirt werden. Der Musti wird als Ausleger des Coran über alle gerichtlichen Handlungen, besonders in peinlichen Sachen, und überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und gibt gewöhnlich seine Meinung ganz kurz, und ohne Beifügung der Entscheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen setzt er noch hinzu: „Gott weiß, was besser ist.“ In der Unterschrift nennt er sich den armen Knecht Gottes. Ein solcher schriftlicher Ausspruch heißt **Fetva**; und daher der Musti selbst **Sahih Fetive**, d. h. Herr der richtigen Aussprüche, und sein Secretär **Fetsah-Emini**. Dieser geht ihm die Hand, setzt auch wohl in Sachen, womit sich der Musti nicht selbst bemüht, den Spruch auf und legt ihm denselben bloß zur Unterschrift vor. Die festgesetzten Einkünfte des Musti belaufen sich täglich auf 2000 Asper. Da er aber viele Stellen an den kaiserlichen Moscheen zu besetzen und bei allen Beförderungen der Gesetzverständigen zu thun hat, so fließen ihm noch ansehnliche Accidenzen zu. In großen Städten ist ein Untermusti, der seine Stelle vom Großmusti nicht ohne große Beschenke erhält.

Muggendorf, ein Flecken in einem tiefen Thal an der Wiesent zum Rainkreise des Königreichs Baiern, Landgericht Ebermannstadt gehörrig. Merkwürdig ist dieser Ort wegen der vielen Höhlen, die in den rings umhergelegenen Bergen befindlich sind. Die schönste und größte ist die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit besetzte **Loosenmüllers-Höhle**; die für die Naturforscher merkwürdigste aber ist die **Bailenreuther Zoolithenhöhle** mit beschwerlichen und gefährlichen

Granglagen. Sie enthält in tiefen Felsengängen große Massen halbfertigen Eises, und in denselben eine unendliche Menge großer, zu Eiskugeln und unbestimmten Eisklumpen. — Herrl. Kastenmüller und Galtz haben bei Freiburg durch Höhlen geleitet.

Mühlberg, Stadt und Amt in Meissen. Die Stadt, welche an der Elbe liegt, zählt über 1300 Einwohner, welche zum Theil vom Weinbau, besonders auch vom Obstbau leben. Das Amt enthält etwa 8000 Seelen. Um 1540 wurde der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen von Kaiser Carl V. gezwungen genommen. (S. Sachsen und Schmalldorf bei Bamberg.)

Mühlen nennt man in der gemeinen Bedeutung des Wortes alle Wasserkraften, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt und zu verschiedenen Zwecken gebraucht werden. Im engeren Sinn des Wortes aber versteht man darunter vorzüglich solche Maschinen, die entweder zur Zerkleinerung des Getreides, oder zur Verfertigung des Oels oder zum Schneiden des Holzes, oder zur Verfertigung irgend eines Kunstproduktes gebraucht werden. Man kann daher die Mühlen in verschiedene Classen einteilen, und zwar 1. nach ihrem Zweck sind sie: a) Walzmühlen, wenn sie zur Zerkleinerung des Getreides in Mehl gebraucht werden, b) Pressmühlen, c) Ölmühlen, d) Schneidemühlen, e) Pulvermühlen, f) Papiermühlen u. s. w. 2. nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Wassermühlen, und zwar je nachdem das Wasser auf das Rad wirkt, a) Oberschleifmühle, b) oder unterhalb bloß durch einen untergeschleifmühligen nachdem sie still stehen, oder nicht: c) Pfladmühle, d) Schiffmühle; mehrere sind entweder Pfladmühlen, wenn das Wasser nur mit seiner Leiste nach dem Fahren und Rollen des Wassers über oder niedriger gestellt werden kann; oder Seidemühlen oder Pressmühlen. Bei allen Wassermühlen unter beiden man die Mühlengebäude, worin das schwebende Zeug und das Getreide, welches dem Zeug des Wasser zugeführt wird, schwebend sein nicht können, sondern bedeutende Wasserbauten voraus. B. Windmühlen. Diese sind entweder so eingerichtet, daß das ganze Mühlengebäude samt dem darin befindlichen Zeug nach dem Wind gedreht werden kann, und dann Bodmühlen, oder das Gebäude steht fest und nur das Rad (Honde) nach der Stelle und den Winden nach dem Wind gedreht. Holländische Windmühlen. Mehrere haben anstehende vor dem Wind bedeutende Vorzüge, denn sie stehen nicht bloß ungleich sehr gegen den Wind, sondern enthalten im Innern auch sehr viele Kunstwerke, die man bei ihnen alle Arten von Maschinen, als Ölm., Schneidem., Papiermühlen u. s. w. angelegt werden, während man bei den ersten selten mehr als Mahl- und Pressmühlen findet. C. nennt diese Mühlen holländische Mühlen, weil sie zuerst erfunden wurden und dort aber auch sehr häufig sind. Die ersten Windmühlen, als eine dritte Gattung, wo der Wind oben angebracht ist, haben den davon stehenden Grund entworfen. C. Bod- und Radmühlen werden sehr häufig in Bewegung gesetzt. Die Bodmühlen sind sehr häufig, daher man sie zum Schneiden oder zum Zerkleineren des Holzes gebraucht. Dagegen letztere gut gebaute Mühlen von Felsen oder Eisen bewegt werden, nicht selten durch Dampf. Sie sind so eingerichtet, daß das Pferd entweder in einem Treiben, oder durch Fäden an einem Faden bewegt, daher diese genannten Mühlen, welche man

der Verfertigung der Mühl-
er Domestiken als
Hauptgegenstand. Mühlhausen
Das gewöhnliche Zeug eine
hiesig. Kaiserliche Mühle bei
an, dieses greift an an
Mühlstein (Käse) der
meistens Eisen (Hoden).

Getreide gemahlen und dann das Mehl durch eine andere Vorrichtung
an der Reue abgetrennt. Die Erfindung der Mühlen ist für die
Menschheit eine der wichtigsten. Die ersten Mühlen waren Hand-
mühlen, und höchstwahrscheinlich unsere Leinwandmühlen nicht unähnlich;
darauf folgten die Wassermühlen und endlich die Wassermühlen. Früher
waren die Mühlen schon in den Zeiten Roms nach Rom. Bedeutende
Wassermühlen kommen erst unter Konstantin und Gratian vor.
Die Schiffmühlen sind 130 von Pelagius in Rom erfunden. Die Er-
findung der Windmühlen fällt wahrscheinlich ins 11te Jahrhundert, die
der Dampfmaschinen ins 18te. Die Schneidemühlen haben eine Erfindung
des 14ten Jahrhunderts. Es dürfte hier noch einige Worte zu erörtern
zu thun. Darin gehöre: Mühlenregel, das vom Staat ist an-
gewiesen Recht, entweder einen Mühlen zu betreiben, oder eine Mühle
zu erlauben oder zu verbieten. Mühlenzwang, Zwangsmühle,
Mühlen, auf welchen die Einwohner eines Ortes gezwungen sind, die
Getreide zu mahlen. Mühlenordnung, das schriftliche Verord-
nung aller Befehle und Vorschriften, welche das Mühlenwesen betreffen.
Mühlrecht ist der in Rom an den Müller abhängende Theil des
Getreides als Lohn. Es ist nicht aller Orten gleich hoch. In eini-
gen Ländern beträgt sie drei Lothe, in andern drei Lothe und in andern
Theil. Das Mühlrecht, worunter man den beim Mühlen erhal-
tenden Verfall an Mehl durch Verfallenen versteht, ist in den meisten
Orten, um dem Herrscher der Mühle vorzubeugen, auch gesetzlich be-
stimmt, und beträgt etwa von 1 Pfund 1 Loth bis drei Lothe Theil.

Mühlhausen, eine ehemals freie Reichstadt, in einer frucht-
baren Thälerung an der Mosel gelegen. Der Einwohner,
seine Zahl aber was beträgt, hat lutherischer Religion; sie beschäf-
tigen sich mit der Verfertigung verschiedener Dinge, Weberei, Leder-
verfertigung und dem Färberey; mit dem erdnenen Getreide, Wein,
Korn, Obst, Flachs und dem daraus gewonnenen Branntwein treiben sie
einen bedeutenden Handel. Der Markt bestand sonst aus 43 Personen,
zu denen alle Jahre 16 aus dem Ausland kamen. Das Stadtrecht be-
trug 1 Quadratkilometer mit 31 Dörfern und einer kleinen Pfarre. Der
Landtheil betrug man auf 84,000 Gulden. Im J. 1809 wurde die
Stadt seinem alten Recht zum Lehen des Königs gegeben und kam als Ein-
schickung an Preußen, welche bei der 1807 in Westfalen und bei nach
der Aufhebung an Preußen fiel.

Mühlheim, eine Stadt im preussischen Herzogthum Berg, eine
Stadt unterhalb Elna, mit drei Pfarren. Hier geht eine Landstraße
über den Rhein. Der Ort hat sein Emporkommen größtentheils
an der Elna vertriebenen Protestanten zu danken. Es geht hier be-
deutende Wolle, Seide, und Eisenmanufaktur, antiken
Gegenstände, Eisenwerkzeugen und Tabackfabrik. Der Eisenmanu-
fakt ist bedeutend. Der Ort hat Weinbau und antiken Wein-
bau.

Mühlhausen besitzt in beiden Jahren diejenigen, welche einen Teil

ßen oder Europäer zum Vater und eine Schwarze oder auch Eingeborne zur Mutter haben, und umgekehrt. Die Spanier nennen die- nigen gleichfalls Mulatten, die einen Schwarzen oder Neg. zum Va- ter und ein indianisches Weib zur Mutter haben, und umgekehrt, es gleichen die Kinder eines Nohren oder mahomedanischen Afrikaners an der Barbarei und einer Spanierin, und umgekehrt.

Müller (Johannes von), ist ein Name, der den Zeitgenossen nur genannt werden darf, um Achtung und Theilnahme zu erwecken. In einer ehrhaften Bürgerfamilie wurde er den 3ten Januar 1752 in Schafhausen geboren, wo sein Vater Prediger an einer Filialkirche und Lehrer an der lateinischen Schule war. Mehr als von diesem re- lichen, doch sonst nicht ausgezeichneten Manne ging von dem aufgewach- ten Geiste und frommen Sinne der Mutter auf Müllern über und zu dem Vater, ein geschichtsfundiger Geistlicher, Johannes Schöb, der ihm zuerst die Richtung auf den nachmaligen Beruf seines Lebens. No- che der Knabe lesen konnte, hatte er aus den Gesprächen dieses freund- lichen Greises, um den er am liebsten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte gelernt und von seiner Kindheit an blieb ihm die Alles umfassende Wohlwollen, die heitere Weltansicht und leidenschaft- liche Neigung zur Geschichte als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben und Jünglinge seines Alters suchte er wenig. Unbehülflich in Spielen und körperlichen Uebungen wurde er durch seine zappelnde Un- haltbarkeit, sein kurzes Gesicht und seine kleine zarte Gestalt ein Gegen- stand ihrer Scherze, während Aeltern und Lehrer von seiner Lernbegierde und frühzeitig regen Geisteskraft die schönsten Hoffnungen faßten. Uebri- gens gutherzig und freundlich, gewann er vieler Liebe und bildete un- ter dem Einflusse einer schlichten, alterthümlichen Erziehung von ih- nen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen seiner Vaterstadt wenig Nahrung finden konnte. Seine Gabe, schnell und richtig aufzufassen, leicht und treu zu behalten und ingenieus zu combi- niren, bewies er schon im 9ten Jahre durch einen Versuch, auf eigen- Hand die Geschichte von Schafhausen in Frag und Antwort nach Hüb- ners Manier zu schreiben. Aus der Lectüre dieses Historikers kam er bald die Epochen der Universal- und Staaten-Geschichte inne, Rollen und Vorfälle fielen ihm glücklicher Weise in die Hände, um diese Sach- werke auszufüllen und den alten Classikern, die er im 13ten Jahre ent- stohlen zu lesen begann, verdankte er Begeisterung für Freiheit und sittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken und Geschma- Kraft im Ausdruck; Eigenschaften, deren Spuren schon aus seinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie bestimm- ging er 1769 nach Böttlingen, wo Michaelis, Balch, Les und Mü- ler, in dessen Hause er wohnte, seine Lehrer, ein Theolog wie Michaelis zu werden sein Ziel, Exegese und Kirchengeschichte seine Lieblingswissen- schaften wurden. In seiner Dissertation: Nihil esse rego Christo ec- clesiae metuendum 1770, spricht noch ganz der Eifer für das alte Sy- stem, und erst Schübners Umgang machte ihn freier von diesen Vor- sätzen und gewann ihn für immer der historischen Forschung. Eichen- ist dieser Einfluß im Bellum Cimbricum 1772 (deutsch von Dörfler 1810), die erste Probe, die Müller, nachdem er 1771 ins Vaterhaus zurückgekehrt war, von seinen historischen Studien gab, und das ge- zwungne Latein dieser Schrift hinderte die Kenner nicht, der Quellen- benutzung und trefflichen Methode des Verfassers das gebührende Lob zu sollen. Damals predigte er als Candidat oft und mit Beifall und übernahm 1772 die Professur der griechischen Sprache am Gymnasium

in Schaffhausen; seine Theilnahme an der allgemeinen deutschen Bibliothek, worin Lessings Berengar seine erste Recension war, und der Briefwechsel mit Gelehrten ließ ihn jedoch der Literatur nicht fremd werden und seine Ruhe gehörte schon jetzt schweizerischen Urkunden und Jahrbüchern. Zur Reise aber gedieh der Entschluß, die Geschichte seines Volks zu schreiben, erst durch den Einfluß, den Carl Victor von Bonstetten auf den Gang seines Geistes und seiner Schicksale gewann. Mit diesem um sieben Jahr älteren, höchst liebenswürdigen Manne schloß Müller den 9ten Mai 1773 zu Schinznach den berühmten gewordenen Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund (herausgegeben 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten sind. Was das Gehehl der Freundschaft nur Zartes und Edles, das Streben nach wissenschaftlicher Bildung und Celebrität nur Mächtiges und Begeistertes, die Liebe zur Tugend und zu allem Großen und Schönen nur Erhabenes und Anregendes hat, ist in diesen herrlichen Briefen neben einer Menge gelehrter und geistreicher Bemerkungen mit einer Frische und Scharfsinnigkeit ausgesprochen, die jedes edle Jünglingsherz ergreifen und zur Racheiferung anfeuern muß. Auf Bonstettens Empfehlung kam Müller im Februar 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin in Genf; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder seinem Geiste angemessen war, mußte er bald inne werden, und vertauschte schon im März 1775 Tronchins Haus mit einer freieren Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südearolina zu gemeinschaftlichen Studien zog. Zu Chambeisy, einem Landhause am Genfersee, brachte er mit diesem gleichgesinnten Jünglinge das glücklichste Jahr seines Lebens zu, und stiftete mit ihm und seinen Verwandten in England eine dauernde Freundschaft. Voltaire und mehrere andre Heroen der neuen französischen Literatur wurden ihm damals persönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforscher Bonnet, der zu Genèthod am Genfer See einer ehrenvollen Ruhe genoß, Müller in sein Haus. Stärkende Fußreisen in der Schweiz zu und mit Bonstetten wechselten in den Jahren 1777 und 1778 mit diesem reizenden Aufenthalte im Kreise der feinsten Geselligkeit ab. Im Sommer 1778 vergrub er sich auf Bonstettens Landgütern zu Rougemont und Baleires in die Alten, und vollendete die schon 1774 angefangnen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der hallerischen Urkundensammlung und aus andern Handschriften zur Schweizergeschichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrenen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in dessen Umgange an Schärfe des politischen Ueberblicks und Einsicht in das Wesen der Staatskunst gewann. Um sich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor einer Auswahl junger Männer, meist Engländer, unter denen sich auch der Sprecher des Unterhauses, Charles Abbot, befand, Vorlesungen über die Universalhistorie. Er trug sie erst ethnographisch, dann chronologisch in französischer Sprache vor, arbeitete sie in den Jahren 1779 zu Genf, 1781 zu Cassel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um, und schrieb sie endlich 1797 zu Wien in deutscher Sprache auf, in welcher Gestalt sie unter dem Titel: 24 Bücher allgemeiner Geschichten in den 3 ersten Bänden seiner Werke 1810 erschienen sind. Der Beifall seiner Zuhörer, unter denen die Militärs, bekamen er immer den meisten geraden Sinn für das Wahre und Edle fand, ihm die liebsten waren, belohnte ihn für diese Arbeit, die in ih-

rer letzten Redaktion war noch die Spuren jener ersten flüchtigen Ent-
 stehung, aber auch das Gepräge seines, die ganze Vornwelt belebenden
 Genies und der echt historischen Unparteilichkeit und Ruhe, die sich
 Erscheinung in der Geschichte nach Zeit, Ort und Umständen würdig
 an sich trägt. Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein an-
 dres größeres Werk bestimmen. Während jener Abwechslungen, die
 seine Lage in den Jahren 1774 bis 80 erlitt, und unter denen er, an-
 gezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geselligkeit, abhängig von
 edelgesinnten, doch nicht selten launischen Beschützern, mehrere Male in
 führenden Nebengeschäften um Gunst und Lohn genöthigt, nicht wenig
 Charakter und Enthusiasmus bedurfte, um sein Talent zu behaupten,
 hielt er doch durch Bonstettens aufopfernde Freundschaft und die bereit-
 willige literarische Unterstützung vieler schweizerischen Geschichtsfreunde er-
 wärmt und aufgemuntert sein Ziel, die Geschichte der Schweiz zu schrei-
 ben, unverrückt im Auge. Von dem mehrjährigen Kampfe mit den
 Zumuthungen seines Vaters, der ihn immer noch dem geistlichen Stande
 zu erhalten und nach Schaffhausen, wo ihm seine Professur offen gelas-
 sen worden war, zurückzuziehen dachte, befreite ihn endlich 1779 der
 Tod dieses allzuvorsorglichen und den innern Beruf des Eobnes ganz miß-
 kennenden Mannes. Unter mehreren Zerstreuungen dieses Jahres, dessen
 Sommer er im Saanenlande mit Bonstetten nicht ohne eine schon
 Frucht (die Geschichte der Landschaft Saanen im 12ten Theile
 seiner Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederholung des
 Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den ersten Band der Schwei-
 zergeschichte vollendet, und da er den Genfern durch eine Reise in Ge-
 schäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienst der Dank-
 barkeit geleistet, wandte er sich nach Bern, wo nach vielen ärgerli-
 chen Händeln mit der Censur sein Werk endlich unter dem falschen Verlags-
 orte Boston 1780 ans Licht kam. Ein beglückter Empfehlungsbrief konnte
 ihm auf der Reise, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vor-
 ausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in
 Berlin, wo er bei sechs Monate blieb, seine Essais historiques heraus-
 gab, und in Folge derselben mit Friedrich II., dessen Stern ihn hin-
 gezogen, den 12ten Februar 1781 eine Unterredung hatte, war jedoch
 nicht hinlänglich, ihm den Verdruss getäuschter Hoffnungen zu vergüten.
 Auf eine Anstellung in der berliner Akademie gefaßt, sah er sich nach
 langem Sollicitiren mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abge-
 funden, da er doch schon 1773 das ihm auf Nicolai's und Merian's
 Empfehlung angetragene Rectorat am joachimsthalschen Gymnasium aus-
 geschlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämische Recension in den göt-
 tingischen Anzeigen und vaterländische Mißstrebelle über seine Schwei-
 zergeschichte. In Gleims Armen zu Halberstadt und in der Auszeich-
 nung des herzoglichen Hofes zu Braunschweig fand er den Trost, dessen
 sein reizbares Herz so sehr bedurfte und nahm nun ohne Bedenken die
 Anstellung, die ihm der General und Staatsminister von Schlieffen
 als Professor der Geschichte am Carolinum zu Cassel
 verschaffte, im Mai 1781 an. Die Nähe und Freundschaft dieses großen
 Kenners der Geschichte und des classischen Alterthums und die Bewun-
 derung ausgezeichnete Zuhörer in seinen Vorlesungen gaben hier seinem
 Studien einen neuen Schwung. Die Frucht seiner Aufnahme in die
 Société des Antiquités zu Cassel waren zwei im 8. Bde. seiner Werke
 abgedruckte Abhandlungen: De l'influence des Anciens sur les Mo-
 dernes und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle
 du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8. siècle. Immer

jeneigt, an öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und über das, was eben in der Politik Noth that, zum Publicum zu sprechen, wie er schon in seinen Essais über die Genfer Unruhen gethan, stellte er hier in den Reisen der Päpste, einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstlichen Despotismus und Präponderanz dar. Sie verschaffte ihm in dem durch Kaiser Josephs Reformen jähngstigten Rom und catholischen Deutschland bald viele Freunde, und eine Anstellung in Rom würde ihm damals offen gestanden haben, wenn er der päpstlichen Gunst seinen Protestantismus hätte aufopfern wollen. Wie sehr es ihm aber mit diesem und mit der Religion überhaupt Ernst war, zeigen seine Briefe aus dieser Periode und ein Gespräch mit Aglaja über das Christenthum, das er 1782 niederschrieb. Seine noch in diesem Jahre erfolgte Anstellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schließens Fürsorge zu danken, doch da dieser die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, hörten die Verhältnisse zu Cassel auf, ihm zu behagen und er nahm während eines Commeraufenthalts zu Genf 1783 seine Entlassung, um bei Robert Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen. So trat er nun nach einer dreijährigen Abwesenheit reifer und ruhiger in die alten Verhältnisse zurück, und wiederholte zu Genf seine Vorlesungen über die Universalhistorie. Aber je stärker inzwischen im öffentlichen Amte und bei steigender Celebrität das Gefühl seines Werthes und Berufes geworden war, desto drückender empfand er nun auch bald die alten Leibel dieser Lage: Zeitverlust in der Gesellschaft und des gealterten, tränklichen Tronchins Launen, der die Erfüllung seines Versprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufschob. Müller ging daher im October 1784 auf Bonstettens Gut Baleires in die Einsamkeit, wo er den ersten Band der Schweizergeschichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten rasch vorwärts rückte, um sich dann im Sommer 1785 durch Reisen Erholung zu schaffen und den Winter in Bern zu sehn. Kaum hatte er hier die während der Fortsetzung seiner Hauptarbeit um seiner Subsistenz willen gehaltenen Vorlesungen über die alte Geschichte mit einer Abschiedsrede voll des kühnsten Patriotismus (s. d. 12ten Bd. seiner Werke) beendet, als ihn der Churfürst Friedrich Carl Joseph nach Mainz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des Müllern von Cassel her befreundeten Anatomen Edmerring hatte diesen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil die ihm angemessene feste Anstellung in der Schweiz sich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Pension vom berner Adel ab, und trat im Februar 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz an, wo er noch in diesem Jahre die neue Ausgabe des ersten und den zweiten Band der Schweizergeschichte zu Grunde brachte und vom Churfürsten immer mehr in die öffentlichen Geschäfte gezogen wurde. Hierdurch in die Verhandlungen über den Fürstenbund verwickelt, suchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im deutschen Museum 1786, für die Freiheit, zu erwärmen, zeigte in der Darstellung des deutschen Fürstenbundes 1787, welcher Geist ihn beseelen sollte, und sprach in den Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde 1788 das Leid der Edlen über den Trümmern dieses osen Gebäudes aus. In diesen anonym erschienenen Schriften erkannte man bald die Meisterhand des staatsklugen Geschichtschreibers und den

Grund des seltenen Vertrauens, mit dem sein Churfürst ihn beehrte. Ein reformirter Protestant und Laie wurde er von diesem 1787 wegen Dabbergs Wahl zum Coadjutor nach Rom beordert, im Winter darauf seines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angestellt, im Frühlinge 1788 zum geheimen Legationsrath und wenig Monate nachher zum geheimen Conferenzzath ernannt. Daß er unter den mannichfaltigsten, das ihm neue Studium des deutschen Staatsrechts erfordernden Regierungsgeschäften, für deren Mithilfsigkeit ihn die väterliche Freundschaft des Churfürsten nicht ganz entschädigen konnte, noch Waff fand, außer jenen Schriften über den Fürstenbund und den Briefen an weiter Domherrn 1787, worin er dem Institute der Domcapitel eine veredelte, zeitgemäßere Bestimmung anwies, auch die erste Abtheilung des dritten Bandes der Schweizergeschichte 1788 zu Tage zu fördern, zeugt für den gewissenhaften Gebrauch seiner Zeit und für die Anstrengung, mit der er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um wieder bei Leopolds Kaiserwahl 1790 in das Gewühl der Geschäfte zu stürzen und in Frankfurt zu repräsentiren. Die Zumuthung, auch in Finanzsachen zu arbeiten und besonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende dieses Jahres seinen Abschied zu suchen. Doch hier zeigte sich, in welchem Grade Müller wegen seiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Churfürsten unentbehrlich geworden war. Während die Hofe in Wien und Berlin ihn durch Titel und Pensionen anzuziehen suchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Mannheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Churfürst durch die Bestallung zum geheimen Staatsrath, Staatsreferendos und Director der churrheinischen Kreisarchive fest, und eine ganz ungesuchte Günst des Kaisers erhob den schlichten Johann Müller im Januar 1791 zum Edlen von Müller zu Escheldorf und Reichsritter. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in dieser weit umfassenden Wirkungskreise bald zu Maynz, bald zu Alschaffenburg gearbeitet, als der Sturm des Revolutionkrieges über Deutschland hereinbrach. Bei seiner Rückkehr von einer auf Veranlassung des kaiserlichen Hofes nach Wien gemachten Reise fand Müller im October 1792 Maynz in französischen Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das seine Verdienste um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen schätzen konnte und Eustine's Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, kam ihm hier entgegen. Müller aber, der französischen Revolution vom Anfange an abhold, und seinem für die Erhaltung der alten Verfassungen entschiednen politischen Charakter treu, verweigerte jede Theilnahme, und ging mit seinen größtentheils gemachten literarischen Schätzen nach Wien, wo er, nachdem sein Churfürst ihn endlich dem Kaiser überlassen hatte, als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine seinen Fähigkeiten entsprechende Neigung angemessene Anstellung fand. Daß Georg Forster den Müller in Cassel kennen gelernt und in seinen Platz als Bibliothekar zu Maynz gesetzt hatte, sich von republikanischem Fanatismus zu wehren ließ, die Maynzer mit dem ganz grundlosen Vorgeben zu beschämen, Müller habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte diesem in Wien weit weniger schaden, als seine Abneigung gegen einen Uebertritt zur katholischen Kirche, der daselbst zuversichtlich erwartet worden war. Gleichwohl hatte Oesterreich an diesem freimüthigen Protestanten und Schweizer den treuesten Diener. Die Flugschriften von 1795, die über

rillungen und der Reichsfriede bei Gelegenheit des preussischen
 Separatfriedens, von 1796 die Gefahren der Zeit, Mantua und
 die Ausbeute von Borgoforte und von 1797 das sicherste
 Mittel zum Frieden, waren Meisterstücke der politischen Vered-
 lamsheit, den demosthenischen Philippiken vergleichbar, in denen Müller
 für Oesterreichs und Deutschlands Ehre und Rettung stühn, stark und
 verzehrend, leider aber auch veräeblich sprach. In jenen unruhigen
 Tagen, wo nur die Stimme der Leidenschaft gehört ward, und unter dem
 Zwange der engherzigsten Censur konnte Müller übrigens an größere
 Werke nicht denken. Auch bemächtigte sich seiner bei zunehmenden Jah-
 ren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Welt-
 ein und eine gewisse Ebschüternheit, die ihn abhielt, mit neuen Ar-
 beiten ins Publicum hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des 3ten
 Bds. der Schweizergeschichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch
 irgendwas vom Herzen sprechen zu können, fleißig Recensionen in die je-
 suische Literaturzeitung. Neuen Kummer machte ihm das Schicksal der
 Schweiz. Da Oesterreich 1796 im Begriffe schien, sie zu occupiren,
 beehrte der gewissenhafte Mann seinen Abschied, weil, wenn sein Va-
 terland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube un-
 verdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugt von Oestreichs Red-
 lichkeit, blieb er und lehnte auch in dem Jahre 1798, das er im Jam-
 mer über das untergehende Vaterland fast ganz verlor, den Ruf zu ei-
 nem Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofes, wozu Schaffhaus-
 en ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den französischen Terror-
 ismus und in der Hoffnung ab, der Schweiz besser in Wien die Dienste
 zu leisten, die seine Stellung möglich zu machen schien. In der That
 war er den Eidgenossen, die sich unter jenen Unruhen nach Wien flüch-
 teten, ein thätiger Beschützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommen-
 den schweizerischen Jünglingen der sorgsamste Vater und Freund. In
 öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch sein Einfluß am kaiserlichen
 Hofe, wo ihn eine Menge Neider und Feinde umgaben und die mei-
 sten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da sein Widerstand
 gegen die wiederholten Versuche der Proselitennacherei jede Aussicht auf
 höhere Beförderung verschloß, trat er im Herbst 1800 in Denis Stelle
 als erster Custos der kaiserlichen Bibliothek. Hier fühlte er sich wieder
 in seinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realca-
 talog dieser prächtigen Bibliothek aus und setzte dabei seine Schweizer-
 geschichte munter fort. Dieß Behagen wurde jedoch im Mai 1803
 schmerzhaft gestört. Ein junger Mensch, den er durch achtjährige Wohl-
 thaten verpflichtet hatte, brachte ihn durch den unerhörtesten Betrug ver-
 mittelst falscher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freunds-
 chaft eines geachteten Mannes von hohem Stande gesehen, um den
 größten Theil seines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall ver-
 hinderte den Anschlag, den man zu derselben Zeit auf sein Leben gemacht
 hatte. Da an Ersatz nicht zu denken war, mußte er für seinen arg-
 losen Glauben an die Menschheit durch Geldverlegenheiten bis zum To-
 de büßen. So wurde ihm Wien immer mehr verleidet, und da er
 sich überdies durch die Censur in der Fortsetzung der Herausgabe seiner
 Schweizergeschichte gehemmt und wegen seines Protestantismus von wei-
 terer Beförderung bei der Bibliothek abgeschnitten sah, glaubte er den
 ehemaligen Ruf zum wirklichen Mitgliede der berliner Akademie
 der Wissenschaften und Historiographen des Hauses Brandenburg mit
 dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen.
 Nach einem zwölfjährigen, an Freuden der öffentlichen und literari-

sehen Wirksamkeit im Ganzen armen Aufenthalte; der ihm nur mit gegen das Ende durch die Anerkennung und Freundschaft der Edlen angenehm zu werden anfieng, verließ er daher Wien im Mai 1804, sah in der Schweiz noch seinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch den eben in Genf anwesenden Amerikaner Kinkel zum letzten Male, und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wissenschaften gewidmetes Leben. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die über die Geschichte Friedrichs II., über den Untergang der Freiheit der alten Völker und der Versuch über die Zeitrechnungen der Vornwelt im 8ten Bde. seiner Werke abgedruckt sind, waren die Herausgabe der Herderschen Werke, zu denen er die Geschichte des Eid und schätzbare Noten zu Persopolis lieferte, der 4te Band der Schweizergeschichte, der, in acht unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der drei ersten Bände, die 1806 erschien, die Frucht seines Fleißes. In diesem Jahre erhielt er den Auftrag, die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, und war eben daran, die schon erhaltene Erlaubniß *) zum freien Gebrauch der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit weg auf eine gewaltsam entscheidende Gegenwart zog. Wie in Müllers Vaterlande verschiedene Sprachgenossen und die Deutschen die zahlreichsten so hatte auch in seinem, die ganze europäische Menschheit umfassenden Bemühe Deutschland das Uebergewicht. Er war aber lange genug darin, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerrissen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabsäumt, zur Eintracht zu ermahnen und vor fremder Präponderanz zu warnen und noch zur letzten Zeit, da andre Wege versperrt wurden, in der Vorrede zu Mahomed's Posaune des heiligen Krieges von Hammer und in seinen Recensionen kräftig auf den Nationalgeist zu wirken gesucht. Daß die Stimme der Geschichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden, als der Eintritt unaussprechlicher Folgen. Müllern — und welchem Aufmerksamsten nicht? — wurde nun klar, die Zeit der alten, so lange sie bestanden, von ihm hoch gehaltenen Formen sey nun vorüber und er hielt es für gerathener, in neuen Zeit mit Fassung und Hoffnung auf Gott, der sie kommen ließ, entgegenzugehen, denn als ein Einzelnr unsinnig wider die Gewalt anzukämpfen, der das von sich selbst verlassne Volk nichts mehr entgegenzusetzen wußte. Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, da die Sieger einzogen, die Humanität, mit der sie ihn vor den Lasten des Krieges schützten, erbeizte seinen Dank, der Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20sten November berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, stößte ihm Achtung und Vertrauen ein. Mehr Versprechungen noch Geschenke wurden ihm gegeben, man achtete ihn als Gelehrten und den discreten Politiker in ihm, der nur gegen das System, doch nie gegen Personen gesprochen; von den Privatabsichten und Plänen, die den französischen Kaiser und seine Diener bei diesem Vortragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung. Dies alles that sich zu, ohne daß er es im mindesten gesucht, und er baute auch nicht darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29sten Januar 1807 in der Academie de la gloire de Frédéric hielt, den gesunkenen Staat der Preußen durch stärkende Mahnungen, und die Schonung des

*) Der letzte Cabinetsbefehl hierüber war vom 6ten October 1806.

[illegible]

Frank und Ullmann über vertheilte Pläne, die Corps der Schulleute, in welche die letzten Veränderungen den gestiftet hatten, der das gerechteste Ansehen der unter dem französischen Herrscherthum zu gewinnenden Barbaren an seinem Leben, und doch der Kraft seines Jambigen, deren letzte Jamben noch in der Vorrede zu der nach erlassenen ersten Abtheilung des Jahr Hundes der Schweizergeschichte angeschlossen. Abtheilende Zeugen von dem Kampfe stand noch in fremden Körpern mit seinen Erhebungen sich keine verworrenen Punkte aus der Zeit. Ein großer, bald nach ihm vollendeter Freund Siegel schrieb davon an Ullmanns Bruder: Hätte der Kampf ein Gemüth, das sich in Cammen drängen ließe, wie viele tausend Gemüther wären in dieses Feldern auf einander liegen? Noch einen Trost gab ihm die alte Gütigkeit und Sorgfalt seiner Freunde in der Schweiz. Er wußte den Plan, ihn mit einer willigen Person im Vaterland zu geben, wo er sich in unabhängiger Ruhe ganz der Beschäftigung seiner Schweizergeschichte widmen sollte. Er war bereit die Zustimmung, zu dieser Forderung sollte wollen, versammelte sich den 3ten Juni 1804 und erhielt den Jahr seines Tod. In den folgenden Jahren lebte er besonders mit starker Veränderung hatte Müller schon im frühern Jahre gelernt und seine gewöhnlichen Arbeit, Lagerbuch und Rechnung, aufgegeben. Seit 1804 wurde er jedoch mit dem Besuche einer neuen Kaffeehaus verworren, und schrieb in diesem Besuche sein Testament, das unordentlichste Zeugnis seiner Denkfähigkeit nieder, worin er sich der Bewusstseinslosigkeit eines einfachen rechtlichen Vermögens sein Haus zu stellen und über die Fügung seiner Schulden verfügte. In solchen Umständen, doch erfüllt durch seine ungedruckte Freimaurerei, starb er am 27ten als 57 Jahre an einem mit Entzündung des Gehirns und nach heftigem Schlägen verbundenen Fieber in der Stadt des 18ten Mai 1804. Seine letzten Worte waren: Alles, was ich, ist von Gott und alles kommt von Gott. Bei seiner Beerdigung war der Münster Simon, der nach dem französischen Schicksal zu Harz, dem Staatsrathsherrn von Halle, Müllers Secretär und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlessen, ja auch von wenigen Vertrauten in Cassel gegen, eine Leiche und ein Weibchen, was sich sein Werk und sein Verdienst auch auf dem hohen Schavolage seines Lebens aufzuweisen ward. Müllers äußere Darstellung war mehr annehmend als Eitelkeit geblieben. Eine Stirn mit pulente Felle, ein rundes Gesicht, eine kurze erhabene Nase und ein Paar hervorragende große blaue Augen mit Wimpern und zuckenden die Ueberlegenheit seines Verstandes. Ein Weltmann, der in der Unterhaltung sehr reichhaltig zu verfahren wußte, verstand die meisten Menschenfreunde und war freigebig im Leben und Händeln, oft zu weichen gemüthlich ward und ihn auch zu spüren und Betrübnisse zu erwecken, um aufsteigender Laster an und nach zu bringen bei, die sich an ihn angeschlossen. Die Hammer in Wien, ein junger Leibarzt der Kaiserin Kaiserin, Verfasser eines von Formos und Dippold, von dem er, die beiden anderen in der Wiener Zeit wurden, lebten sich unter seiner Aufsicht an. Dargestellt war es nun, der Ende der

Weiberliebe füllten die Wissenschaften und die Freundschaft in seinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgesinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die Besten unter den Zeitgenossen fanden mit ihm in diesem glücklichen Verhältnisse; am nächsten sein väterlicher Bruder, der Oberschulherr, Johann Georg Müller zu Schaffhausen, außer ihm Bonketten, Gleim, H. Fr. Jacobi, Herder, Heinrich Füßli, Graf d'Antraignes, Alexander v. Humboldt, Nicolaus Voigt, Heyne und viele andre Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen seine vertrauten Briefe, die im 4ten bis 7ten und 13ten bis 18ten Bande seiner Werke aufbewahrt sind und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch der Herzog Johann, der bei Saalfeld gefallne Prinz Louis von Preußen und der Kronprinz von Bayern unter seine Freunde gehörten, gereicht diesen Prinzen nicht weniger als Müllern zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl seines eignen Werthes nicht ohne Antheil an diesen Bündnissen und seine von Jugend auf entschiedne Vorliebe für den Umgang der höchsten Stände, seine Freude an hohen Ehrenstellen, sein Streben nach Ruhm wurde ihm nicht selten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht tadeln dürfen, der die Vorzüge, die er empfand und anerkannt wissen wollte, wirklich besaß. Eine Vereinigung von Genialität und Besinnlichkeit, von eifernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernst und lebhafter Empfindung, Eigenschaften, wie sie die Natur und der menschliche Wille selten hervorbringt und noch seltner in einem Individuum verbindet, wurden an Müllern bewundert. In einer Zeit, die sich entschieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wissens und führte die Werke seiner historischen Kunst auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten selbst auf, die er beschrieb. So entstand die Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, ein Werk, das vom Anfang zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug ist, seinen Verfasser unsterblich zu machen. Selbstständigkeit, Tiefe, Vollständigkeit, ein reines, starkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienstbar ward, und eine Bescheidenheit, die ihn auch im höchsten als fabelhaft verschrienen Quelle noch Goldkörner historischer Wahrheit finden ließ, zeichnen seine Forschung, hohe Würde und Originalität, Leben und Feuer, gedrungne Kraft und fruchtbare Kürze einen Vortrag aus. Was dieser hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher Müllers Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem Viel zu sagen, als irgend einer Nachahmung zugeschrieben werden. Die durch eigne Studien erworbne Kenntniß der Kriegskunst und die lebendige Anschaulichkeit in seiner Beschreibung von Schlachten ist ganz einzig in ihrer Art und unter den Vorzügen seiner historischen Methode hervorragend das Verdienst, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte das ganze Leben der Völkern mit ihren Bedingnissen in das Gebiet der Geschichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menschengeschlechts wieder gegeben zu haben. In diesem Sinne wollte er die Weltgeschichte schreiben, und begann zu dem Ende 1781 alle Alten, deren die meisten und besten schon seine Vertrauten waren, von Moses und Homer an nach der Reihenfolge in den Ursprachen zu lesen und historische Materialien daraus zu exerpiren. Bei diesem großen Unternehmen ging ihm aus der Lectüre der biblischen Schriften über den unendlichen Werth der positiven

Religion und des Christenthums insonderheit, den ihm ein Anfall von
 Kussläreien und der Verkehr mit der französischen Literatur seit 1771 in
 Etwas verschattet hatte, ein neues Licht auf und die Begeisterung der
 Religiosität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfah-
 rung zu der innigen, unerschütterlichen Frömmigkeit heran, die seinem
 nie unterlassenen Morgengebete erfrischende Kraft, seinem Innern die
 Weihe eines heiligen Ernstes und seinem Leben mit der Welt die bei
 den großen Genien neuerer Zeit oft vermischte feste Haltung des guten
 Christen und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten un-
 ter dem Geschäften und Zerstreuungen seiner äußern Verhältnisse und
 ohne den Erzeugnissen der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharr-
 lichen Schrittes das ganze Gebiet der hebräischen, griechischen und rö-
 mischen Literatur, die Reichen der Kirchenväter und der Schriftsteller
 des Mittelalters im Orient und Occident und hatte eben, durchgedrun-
 gen bis auf die Periode der Reformation, den 1833ten Autor erreicht,
 als der Tod diese unermessliche historische Vorarbeit, deren Ertrag bei
 17,000 enggeschriebene Folioseiten anfällt, unterbrach. Diesem Kampf-
 geschäfte seines Lebens, auf das der Plan seiner gesammten geistigen
 Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrsamkeit, in der kein Hi-
 storiker seiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtausende
 der Vergangenheit waren in seinem bewunderungswürdigen Gedächtnisse
 vollkommen geordnet, eine Welt von Thatsachen und Daten stand vor
 seiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von
 gestern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliges Geschlecht,
 dessen Geschichte er nicht wußte. Bei solch gründlichem Wissen der
 wirklich Geschehenen und einer gereiften Einsicht in den Zusammenhang
 aller menschlichen Dinge konnte sein Widerwille gegen die Metapoliti-
 schen revolutionärer Staatskünstler und gegen den Terrorismus philoso-
 phischer Constructanten in der Geschichtschreibung nicht befremden. Gegen
 den Mißbrauch, den ihre scholastische Spitzfindigkeit mit dem Schib-
 leh der allgemeinen Principien, der höhern Kritik und der innern Gerechtigkeit
 auf diesem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwohl voll
 Achtung für wahre Philosophie und der Unzulänglichkeit seines Talents
 zu speculativen Forschungen gern geständig, sich laut und stark erklärt.
 Es scheint daher mehr das Bemühen, den Widerspruch gegen eigene An-
 sichten zu rächen und eine überlegene Größe herabzumüldigen, als von
 urtheilsfreie Einsicht in das Wesen der echten historischen Kunst und
 redlicher Wahrheitsfindung gewesen zu seyn, was dem allzuschärflichen
 Woltmann in seinem mit eben so viel Bosheit als Geist geschriebenen
 Werkchen über Johannes von Müller (übrigens dem Besten, was
 Woltmann jemals leistete) die Feder geführt hat. Gerechter und mit
 mehr Achtung gegen das Heiligthum eines edlen Gemüths haben Her-
 ren, der befugteste Richter unter allen, in seiner Schrift: Müller,
 der Historiker, und der Akademiker Rath zu München in seiner
 Lobsschrift auf Müller das Verdienst und die Mängel dieses gro-
 ßen Geschichtschreibers gewürdigt, den der Parteigeist und die Unbillig-
 keit einiger kritischen Blätter wohl verkleinern, aber noch keiner unter
 den Zeitgenossen erreichen konnte. Mit den unsterblichen Alten, unter
 denen Müller dem Thucydides am nächsten steht, wird er die Periode,
 wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der
 Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwicklung
 der größten Idee, zu der die Muse der Geschichte begeistern kann, hin-
 weggerafft wurde, ohne einen Erben seines Genies, seiner Kenntnisse und
 Entwürfe zu hinterlassen.

Müller (Friedrich), unter dem Namen *Mahler Müller* bekannt, verdient als *Mahler*, Kupferstecher und Dichter einer rühmlichen Auszeichnung. Er ist 1750 zu Kreuznach geboren, stand früher in k. k. weibrückischen Diensten, und gab schon von seinem achtzehnten Jahre an mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus. Sie stellen meist Thiere, Compositionen in niederländischem Geschmack, Hirtenscene u. dgl. vor, und wurden wegen ihrer originellen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit ziemlichem Beifall aufgenommen. Im Jahr 1776 ging er nach Rom, um seine angefangenen Studien als Künstler fortzusetzen. Dort studirte er besonders nach Michel Angelo, allein auch er scheint an dieser, für junge Künstler so gefährvollen Klippe gescheitert zu seyn. „Die Nachahmer des Michel Angelo pflegen fast allemal, anstatt der wirklichen echten Großheit seines Stils, bloß seine Manier aufgreifend, ins Uebertriebene zu verfallen.“ So ging es auch unserm jungen Künstler, und so kam es, daß die gute Meinung und Hoffnung, welche sein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine spätern Arbeiten, welche sich durch wilde romantische Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Desto größere Verdienste hat sich Müller aber als Dichter erworben, ungeachtet auch sie nicht sogleich erkannt worden sind. Zu einer Zeit, wo unsere Literatur sich in einer saden Langweiligkeit gefiel, wo die Dichtkunst größtentheils in eine verflüchtete Prosa ausgeartet war, traten kräftige sinnige Männer auf, welche einen neuen Schwung in die Literatur brachten; Göthe, Bürger, Herder, Stollberg, Heinse, Klinger, und unter ihnen auch unser Müller, welcher mit den meisten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70er Jahren, mit einigen seiner Gedichte auftrat, schienen seine Poesien noch zu früh gekommen zu seyn, und sie wurden nur unter großem Widerstreit, und nicht mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Jetzt erst, nachdem Müller mit seinen, nunmehr gesammelten Poesien im Jahr 1811 aufs neue hervorgetreten ist, hat man sein Verdienst gebührend gewürdigt. Schon unter Müllers Idyllen findet man einige vortreffliche, wie z. B. die echt deutschen „Ulrich von Kopsheim“, „die Schaffschur“, und „das Nusskernen.“ Allein seine Meisterwerke bleiben doch die „Nobe“, sodann „Faust“, und seine „Genoveva“; Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieck's Bearbeitungen bestehn. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeisterung der Leidenschaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und fragmentarisch. Müller lebt noch gegenwärtig in Rom, und beschäftigt sich mehr damit, die dorthin kommenden Fremden als Führer mit den Werken der Kunst vertrauter zu machen.

Müller (Johann Gotthard und Friedrich), Vater und Sohn, von den vortrefflichsten Kupferstecher Deutschlands. Der Vater wurde im Jahr 1747 zu Bernhausen in Württemberg geboren. Seine Neigung zur Kunst führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er sich eigentlich widmen sollte, ab, und nach Stuttgart. Da sein Talent sich bald in außerordentlicher Größe zeigte, so erhielt er kurz darauf vom damaligen Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand setzte, im Jahr 1770 nach Paris zu gehen. Hier machte er unter unserm berühmten Landsmannes Willkür die schnellsten Fortschritte. Sechs Jahre später nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitglied auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildnisse der beiden Professoren dieser Akademie, des Larambert und Malloche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, und ernannte ihn zum Professor der d. Kunstschule. Hier lieferte Müller von Zeit zu Zeit seine Meister-

werke, durch die er sich so berühmt gemacht hat. Vor allen verdient unstreitig den Vorzug sein Bildniß Ludwigs XVI., welches in Hinsicht der Reinheit und Zartheit des Grabstichels, der netten Ausführung und der vortheilhaften Haltung den berühmten Kupferstecher, der eben diesen Monarchen vorstellte, noch übertrifft, ungeachtet man das Letztere hinsichtlich der Aehnlichkeit vorziehen will. Als seine Hauptblätter im historischen Fach verdienen genannt zu werden: das Treffen bei Vaudemont, wobei General Waren sein Leben verlor, nach einer Zeichnung Crumbulls; und die Madonna della Sedra, nach Rafael, die er für das Musée françois lieferte. Für das Beckersche Augusteum hat Müller ebenfalls mehrere Blätter gearbeitet. 1808 wurde er Ritter des Württembergischen Civil-Verdienstordens. In der, von ihm in Stuttgart gestifteten Kupferstecherschule haben sich mehrere sehr vorzügliche Künstler gebildet, vorzüglich auch sein Sohn. Gebildet unter Leitung seines vortheilhaften Vaters, erregten schon seine ersten Arbeiten, wenn er auftrat, z. B. das Bildniß Hufelands etc., große Erwartungen. Er ging hierauf ebenfalls nach Paris, verweilte dort mehrere Jahre, und kehrte im Jahr 1806 nach Stuttgart zurück. Hier gab er einige Jahre später sein allgemein bekanntes und bewundertes Blatt, Johann der Evangelist, nach Domenichino, heraus, durch welches er sich als vollendeten Künstler bewährt hat. Auch die beiden Portraits, das damaligen Kronprinzen von Württemberg und des Königs von Neapel, erwiesen sein ausgezeichnetes Talent. Acht Jahre lang beschäftigte er sich fast ausschließlich damit, die herrliche Rafael'sche Madonna in der Gemäldegalerie zu Dresden, in Kupfer darzustellen. Während dieser Zeit wurde er (1814) von dem damaligen preussischen Gouvernement als Professor bei der Akademie der Künste in Dresden angestellt. Wenige Tage aber, nachdem er das besagte Meisterwerk vollendet hatte, wurde er von einer traurigen Gemüthskrankheit befallen. Man übergab ihn der Pflege des D. Bienen, Vorstehers der Irrenanstalt auf dem Sonnenstein; aber ein früher Tod endete das irreführende Daseyn des trefflichen Künstlers und des edeln Menschen am 4. Mai 1816 in seinem 33ten Lebensjahre. Wenige Stunden nach seinem Tode war der Abdruck seiner Madonna, aus der Presse des Pariser Kupferdruckers Raubert, angekommen. Man stellte denselben bei der Leiche des Künstlers aus, so wie man bei Rafael's Beerdigung seine Transfiguration, gleichsam als seine eigene Verklärung, zum Aufbruch des Verstorbenen gestellt hatte.

Mumien, einbalsamirte Körper der alten Aegypter, welche durch das Einbalsamiren vor der Verwesung geschützt worden sind. Die Farbe ist braun, der Körper so trocken und hart, wie Holz, und mit einem schwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben über und über eingewickelt, wozu an manchen Mumien über tausend Ellen Bänder gebraucht werden. Gewöhnlich ist das Gesicht freigelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen in ihrer völligen Gestalt geblieben sind. Die Binden sind so fest umgewickelt, und durch die Länge der Zeit von dem Balsam so durchdrungen, und eben so braun, wie die Mumien selbst, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile von Aegypten, theils in den bei einer großen Sandwüste stehenden ungeheuern irdischen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalsamirens war ungefähr folgende: eigens dazu bestimmte und unterrichtete Menschen ent-

zogen den todtten Körper seiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem eisernen Haken, und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, wieder in den Leib gesteckt, hierauf der ganze Körper siebenzig Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren; der Unterleib wurde mit Balsamen versehen, der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balsamischen Oelen getränkt waren. Die Kosten betrugen gegen 4000 Thaler, daher auch auf diese Art nur die Leichen der Vornehmern und Reichen einbalsamirt wurden. Der Körper wurde nun in einen ausgeschmittenen, mit mancherlei Malerei verzierten Sarg gethan, dessen Deckel gemeinlich mit einer Mumiengehalt bemahlt war. Die Mumie wurde im Sarge noch mit einer Decke umgeben, die oft selbst sehr kostbar war. Sie bestand aus vielfach zusammengepapptem Boffus, oder einer Art Kattune, war sehr künstlich gearbeitet, und ebenfalls mit Malerei versehen, oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, sondern derselbe bloß mit Zedernharz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrium gelegt, und hiernach mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Noch einfacher war eine dritte Art, da man bloß die Körper siebenzig Tage hindurch in Salpeter, und hierauf in den Sarg legte. — Noch zu unserer Zeit werden zuweilen die Leichen fürstlicher Personen durch Einbalsamiren der Verwesung entzogen. Auch ist in einem Kapuziner-Kloster bei Palermo in Sicilien ein Begräbnißort, in welchem Mumien noch zu unsrer Zeit aufbewahrt werden, merkwürdig. Es ist nämlich in demselben ein unterirdisches großes Gewölbe, das in viele breite und hohe Gänge eingetheilt ist. An den Wänden sind nach der Reihe hohe schmale Nischen angebracht, in welchen mehrere hundert menschliche Körper aufrecht stehen, die hinten an der Wand befestigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet sind. Die Mönche dieses Klosters wissen durch besondere Mittel, die sie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verwesung zu erhalten, und es werden deren noch immer daselbst aufgestellt. — Außer den künstlich gemachten Mumien, gibt es auch an verschiedenen Orten natürliche, welche es ohne künstliche Nachhülfe durch Austrocknung der Luft geworden sind. So findet man 4. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin schmelzte, die nach der Zeit darin beigesetzten Leichen noch unverwest. In dem St. Bernhardskloster auf dem Bernhardsberge werden die Leichname der Reisenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen sind, in einer Capelle, welche mit Gittern versehene offene Fenster hat, versammelt, wo sie in sitzender Stellung, einer an des andern Brust lehrend, aufbewahrt werden. Die scharfe, kalte Luft verhindert die Verwesung der Körper, und läßt sie nur langsam austrocknen. — Außer den menschlichen Körpern machten die alten Aegyptier den Körper eines gewissen von ihnen verehrten Vogels, des Ibis, zur Mumie, und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbnißten angebracht sind. — Die Mumien wurden sonst, ihres Balsams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längst abgekommen ist. In Dresden hat man zwei ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten sind, und

welche zu den kostbarsten gehören. Auch in der leipziger Staatsbibliothek bewahrt man eine auf. H.

Münche, s. Bier.

München, die Haupt- und Residenzstadt vom Königreiche Bayern, breitet sich beinahe in der Mitte des Isarkreises, auf dem linken Ufer der Isar und in einer Ebne aus, welche nur auf der östlichen Seite von niedrigen Hügeln umgränzt ist. Sie nimmt einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein, der aber, die Vorstädte abgerechnet, von 60,000 Menschen bewohnt ist. Die innere Stadt umgeben sechs Vorstädte: die Au, die St. Anna-Vorstadt (Lehel), das Schwanfeld, die Max-Vorstadt, die Ludwigs-Vorstadt und die Isar-Vorstadt. Seiner südlichen Lage (= $48^{\circ} 8' 20''$ nördlicher Breite) verdankt München sein so angenehmes und freundliches Klima, als andere, mit ihm unter gleicher Breite liegende Städte des südlichen Europa's. Das Klima ist wegen der hohen Lage der Stadt über der Meeresfläche, und der Nähe der tyroler Gebirge, mehr rauh als mild, und wegen der Veränderlichkeit der Luft der Gesundheit nicht besonders zuträglich. Die Winter sind meistens streng und anhaltend; die Frühlinge spät und wenig angenehm; die Sommer kurz, öfters ungemein heiß und veränderlich; der Herbst gewährt meistens sehr angenehmes und andauerndes Wetter. Auf die schwülsten Sommertage folgen öfters kalte Abende und Nächte; bisweilen ist der Uebergang von einem Extreme zum andern so schnell, daß man glaubt, in einem Tage die vier Jahreszeiten zu haben. Im 11ten, und im Anfange des 12ten Jahrhunderts war München schon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Zu seiner Erweiterung, Verschönerung und seinem Wohlstande trugen folgende bayerische Regenten sehr viel bei: Heinrich der Löwe, Herzog Otto der Erlauchte, Herzog Ludwig der Streng, die Herzöge Ludwig und Rudolph, des Vorigen Söhne, Herzog Wilhelm V., Herzog Maximilian I., Albrecht IV., der jetzt regierende König Maximilian I. Die Stadt ist unausgesetzt in ihrer Vergrößerung und Verschönerung begriffen; in den Vorstädten gehen nicht nur immer neue Häuser, wie durch magische Kraft, hervor, sondern hier und dort wird auch das alte Geschmacklose, sofern es in den allgemeinen Plan der Verschönerung nicht paßt, zerstört und durch gefälligere Anlagen ersetzt. Ueberall an den Gebäuden zeigt sich ein guter Geschmack, und der Ausdruck bescheidner Bequemlichkeit; das Aushängeschild eines raffinierten Luxus ist nirgends zu finden. Die vorzüglichsten öffentlichen Plätze zu München sind: der Marktplatz, auch schlechthin Platz genannt, der Max-Josephplatz, der Promenadeplatz, der Maximiliansplatz, der Solinplatz, der Königsplatz und der Ludwigsplatz. Zu den ausgezeichnetsten Kirchen gehören: die Theatiner-, oder catholische Hofkirche, die Kirche zu U. L. Frau, die Peterkirche, die königliche Hofkirche zu h. Michael, einer der schönsten Tempel in Deutschland, die königliche Hofcapelle und die evangelische Hofkirche in der Residenz, und der Erlersaal. Unter den Palästen zeichnen sich aus: das königliche Residenzgebäude, ein herrlicher, weit umfassender Palast, voll Ernst, Würde und Hoheit, im deutschen Style, im Innern auf das prächtigste und geschmackvollste geschmückt; der Herzog-Maxpalast, der Herzogin-Anna-der-fürstliche, oder Herz. Wilhelmspalast, und mehrere Hotels von dem dinstigen hohen Adel. München ist der Sitz der fünf Ministerien, und der bei denselben angeordneten Sectionen, dann aller obern Behörden und Einrichtungen in politischer, finanzieller, iuridischer, militärischer und kirchlicher Hinsicht. In der Reihe der Anstalten für Kunst

lehrung der Wissenschaften steht die königliche Akademie der Wissenschaften oben an, welche schon im J. 1759 vom Churfürsten Maximilian Joseph III. gegründet, und vom Könige Maximilian I. im J. 1807 mit einer neuen Verfassung und reichen Dotation begabt wurde. Unter der Aufsicht der königl. Akademie stehen: die Hofbibliothek, das Museum der Naturgeschichte, und die physikalischen, mathematischen und polytechnischen Sammlungen, der botanische Garten, das Münzcabinet, das Antiquarium u. A. Die königliche Studienanstalt, als Lehranstalt für höhere Bildung, besteht aus einem Lyceum, Gymnasium und Realinstitute; ferner blühen hier als besondere Lehr- und Erziehungsanstalten die königliche Pagerie, das Cadetencorps, das Studenten-Seminar und die Maximilians-Anstalt weiblicher Erziehung für höhere Stände; als Lehranstalten verdienen noch genannt zu werden: die landärztliche Schule, die Central-Veterinär-Schule, die männlichen und weiblichen Fächer-Schulen. Anstalten zur Bildung in Künsten besitzt München nicht minder in bedeutender Anzahl. Obenan steht die Akademie der bildenden Künste, mit der Kunstcomité; hierzu gehören: der Antikensaal, die Modell-, Zeichnung- und Mahlzimmer, und das Kupferstich-Cabinet. Eine der sehenswürdigsten hiesigen Kunstanstalten ist die königliche Bildergalerie, deren kostbare Sammlungen in sieben, theils größern, theils kleinern Sälen auf eine so planmäßige Art vertheilt sind, daß die Aufmerksamkeit des betrachtenden Kunstfreundes stufenweise, von einem Saale zum andern, von den niedern bis zu den höhern Fortschritten und Vollkommenheiten der Kunstwerke jedes Meisters erhoben wird. Sehr interessant sind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Musiagemälden und elenbeinernen Schnitzwerken. Unter den übrigen zahlreichen Kunstanstalten daselbst zeichnen sich besonders aus: das mechanische Institut von Reichenbach und von Ulschneider, wo vorzügliche astronomische und mathematische Instrumente verfertigt werden, die den englischen nicht nur nicht nachstehen; sondern meistens manche derselben weit überreffen; ferner die lithographischen Anstalten, die, von Gennepfeler gegründet, immer weiter sich ausdehnen und an bewunderungswürdiger Vollkommenheit und Gewinnlichkeit gewinnen. In vielen Bureaus wird diese Kunst mit Nutzen angewendet; vorzüglich schön werden bei der königlichen Steuer-Catastercommission die Pläne auf Stein geschrieben und abgedruckt; die Nachahmungen der Albrecht Dürerschen Handriffe und anderer Kunstwerke von Striger, Piloti, Stung, Murel u. A. erregen gerechte Bewunderung. Im Gebäude der männlichen Feiertagschule blüht ebenfalls eine lithographische Anstalt, aus welcher zuerst vollkommen reine Kunstabdrücke aller Art hervorgegangen; auch in der Beschäftigungs- und Industrieanstalt auf dem Anger wird diese Kunst mit vielem Fleiße und großer Geschicklichkeit betrieben. Eine besondere wissenschaftlich-artistische Merkwürdigkeit von München ist das von dem Kronprinzen aus eignen Mitteln, nach dem Plane des Hofarchitekten Alenze aufgeführte Gebäude, *Blyptothek* genannt, dessen Bau 1816 angefangen wurde, mit der Bestimmung, die reiche Sammlung der Antiken des Kaisers aufzunehmen. Dieß Gebäude, im edelsten Style, wird sich an der Nordseite des großen Königsplatzes, in der Max-Vorstadt erheben. Vier Flügel werden einen innern zum Garten benützten Hofraum bilden, um welchen sich die Säle herumziehen. Die nach dem Plane gerichtete Haupt-*acade* wird 225 Fuß lang, ganz aus Marmor, und hat in ihrer Mitte ein Peristil von 22 Marmorsäulen, welche in der Breite von 3 Zwischenräumen eine freie Durchsicht in den innern Hofraum des Gebäudes

gewähren. Die Antiken werden in zwölf gemöblten Sälen, in historischer Ordnung, nach den Epochen der plastischen Kunst aufgestellt. Was die Veredlung und Verschönerung des Lebensgenusses und der Geselligkeit betrifft, so steht München im Besitze der auf diesen Zweck berechneten Anstalten gewiß keiner Stadt in Deutschland nach. München besitzt zwei stehende Theater; an dem Museum und der Harmonie zwei Gesellschaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geistes, den Musikliebenden auch Gelegenheit zum Genuße geselliger Freuden und Unterhaltungen verschaffen; zu verschiedenen Zeiten werden musikalische Akademien und Concerte gegeben; der englische Garten ist das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin, und die Au für Cassel ist; unter den Wintervergünstigungen verdienen die Carnevalse-Belustigungen den ersten Platz, und wer München so recht in seinem vollen Freudengenuße beobachten will, der muß zu dieser Zeit in dessen Mitte seyn. Bequeme, reinliche Wohnung, prompte und gemüthliche Bedienung mit möglichster Billigkeit in den Preisen gehören mit zu den vorzüglichsten Gegenständen, die einem Fremden den Aufenthalt in dieser Stadt, wo nicht in allen, doch gewiß in den meisten Gasthäusern, angenehm machen. Um die Stadt herum liegen viele Gärten, wo ebenfalls Erfrischungen und Belustigungen aller Art zu genießen sind. Die besuchtesten Vergnügungsorte in der Nähe von München sind: Großhesselohe, Oberdöhring, Bogenhausen, Hartaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen: Nymphenburg, Schleisheim und Fürstenried, drei königliche Lustschlösser, in welchen erstern der königliche Hof gewöhnlich seine Sommerresidenz nimmt. Nicht weniger als die bisher genannten Anstalten für wissenschaftliche und artistische Bildung und für Genuß geselliger Vergnügungen, verdienen auch eine ausgezeichnete Erwähnung die in München befindlichen Unterstüßungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, welche nicht nur durch die Großmuth bayerischer Regenten, sondern auch durch menschenfreundliche Geschenke und Vermächtnisse reicher Privatpersonen entstanden. Die wichtigste und zugleich umfassendste Anstalt dieser Art ist das allgemeine Krankenhaus — einzige Anstalt für die Aufnahme, Verpflegung und Heilung solcher Kranken beider Geschlechter aus dem Civilstande der Einwohner Münchens und dessen Umgebungen, welche nicht an unheilbaren und sehr langwierigen körperlichen Krankheiten leiden. Es enthält einen Raum für die Aufnahme von 7- bis 800 Kranken, 54 Communal-Krankensäle, und überdies 60 abgesonderte Zimmer, für welche die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anstalten dieser Art sind: das Militär-Lazareth, das heilige Geist-Spital, das Joseph-Spital, das bürgerliche und Polizei-Lazareth, das Waisenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanstalt. Das königliche Strazarbeits- (Zucht-) Haus ist bestimmt zur Strafe und Besserung grober Verbrecher, die alle zur Arbeit angehalten werden. Unter der vorzüglichsten und zugleich kunstvollsten Wohlthätigkeitsanstalten sind die Wasserleitungen und Brunnenwerke. Das Wasser wird von der Isar hergeleitet; die Canäle, ungewein zahlreich und mit vielen Maschinen unterhalten, treiben Maschinen, Mühlen, bewässern Wiesen und Gärten, dienen zum Flößen, und sichern vor Ueberschwemmungen. Die Consumtion von Speisen und Getränken in dem, verhältnißmäßig sehr bevölkerten München, ist ungemein beträchtlich; nicht nur die benachbarten Orte, sondern auch entfernte Kreise und das Ausland liefern hierzu ihre Beiträge. Fabriken und Manufacturen sind in München nicht zahlreich; man findet daselbst einen Kupfer- und zwei Eisengieß-

ner, eine Kattun- und Bisfabrik, zwei leonische Spitzenfabriken, drei Menzelsfabriken, zwei Papier-, zwei Siegelack- und fünf Tabaksfabriken, sechs Lederfabriken, unter welchen sich besonders die von u. Schneiderse auszeichnet, zwei Wagen-, vier Spielkarten- und zwei Seidenstrumpf fabriken, eine Farben- und eine Pinselfabrik u. A. Buchdruckereien enthält München acht, Buchhandlungen sieben an der Zahl. Die zahlreichsten Gewerbe niedriger Art bestehen in vierundsechzig Bäckereien, in neunzehn Branntwein- und sechzig Bierbrauereien, hundert vierundfünfzig Bierwirthschaften, zweihunddreißig Caffeeschenken, achtunddreißig Kislern, sechsundsechzig Metzgern, hundertsieben Schneidern, neunundsechzig Schuhmachern, vierundfünfzig Tändlern, neunzehn Weinbranntschenken, hundertvierzehn Kauflenten, neunundzwanzig Melbern, neunundsiebzig Leinwebern, sechszehn Käsehäuflern, zwelundzwanzig Schältern u. s. w. Die in der Vorstadt Au bestehenden Gewerbe sind hier nicht mitgerechnet. München hält des Jahrs zwei große Feste (Messien), von welchen die eine im Winter, um heilige Dreifaltig, die andere im Sommer, um Jacobi, ihren Anfang nimmt; jede dauert vierzehn Tage. Schranzen- oder Getraidemarkt wird wöchentlich jeden Samstag, oder wenn dahin ein Feiertag fällt, den Tag zuvor gehalten. Roßmärkte sind an den ersten drei Mittwoch in der Fasten und am Jacobitage; Holzmärkte täglich, Sonn- und Feiertage ausgenommen. Um das Publikum über die Beschlüsse der Regierung, über Beförderungen, Belohnungen und wichtige Staatsveränderungen zu belehren, erscheint in München ein Regierungsblatt. Unter der Leitung der Polizeidirection wird ein Polizeianzeiger herausgegeben, durch welchen das Publikum von Nachfragen, Dienstkonterbierungen, Polizeiverfügungen, Warnungen u. s. w. Kenntniß erhält. Außer diesen Schriften erscheinen noch im Drucke: die königlich bayerische Nationalzeitung, die politische Zeitung, das Gesellschaftsblatt für gebildete Stände, das Wochenblatt für den landwirthschaftlichen Verein in Bayern, der musikalische Jugendfreund, das Theater-Journal, die Ikarblätter, und andere minder bedeutende Schriften.

Münchhausen (Gerlach Adolph, Freiherr von), hat sich als Premierminister des hannoverschen Landes und als Curator der Universität Göttingen einen unsterblichen Ruhm erworben. Er stammte aus einem der ältesten und verdienstvollsten adeligen Geschlechter, und wurde den 19ten October 1688 geboren. Nachdem er seine akademischen Studien zu Jena, Halle und Utrecht vollendet hatte, wurde er im Jahr 1714 Appellationsrath in Dresden, im Jahre darauf Oberappellationsrath in Zelle, und 1726 hannoverscher Comitalgesandter in Kasselburg. Vom Jahr 1728 an war er Mitglied des geheimen Rathes Collegiums zu Hannover. Die mannichfaltigen Verdienste, die er erwirkte, erhoben ihn im Jahr 1765 zum Premierminister, in welcher Stelle er den 25ten November 1770 zu Hannover starb, nachdem er in einer Reihe von 55 Dienstjahren den drei Herzogen die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die blühende Periode der im Jahr 1734 gestifteten Universität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre lang war, ganz Münchhausens Werk war. Eine Menge von Instituten dieser Universität, als z. B. die Errichtung des Academie der Wissenschaften, die Festsetzung der von ihr vertheilten Preise, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die göttingischen gelehrten Anzeigen, die Bibliothek, deren Hauptsaal noch jetzt sein wohlgetroffenes Bildniß zeigt, verdanken ihm theils ihre Entstehung, theils ihren Flor. Das aber für die Blüthe der Universität wohlthätiger war als alle die-

se Institute, war der liberalste große Geist, mit dem er über das Ge-
 ze wachte, und vorzüglich die Anstellung der Lehrer leitete. Die
 Münchhausens Echarfheit und seiner nicht etwa durch den Einfluss ei-
 nes Lieblingsgelehrten bestimmten Wahl ist es zuzuschreiben, daß die
 tingen unter Münchhausens Curatel eine so große Anzahl von Männern
 aufzuweisen hatte, von denen jeder in seinem Fache groß und erigend
 war. Hier fand nicht die Ursache statt, welche so oft den Ruhm der
 Unversitäten allmählig verdunkelt, daß irgend ein Lehrer der Unversität
 selbst den Curator in der Befehung der Etellen leitet, um sie unbedin-
 gigen Creaturen und dienßbaren Geisfern ertheilen zu lassen. Münch-
 hausen besaß selbst einen großen, aufgeklärten und unversessenen Geist.
 In der Verwaltung des Landes zeichnete er sich durch seine Milde und
 die Sorgfalt aus, alles zu befördern und zu unterstützen, was nur auf
 eine entfernte Weise zum Flor des Landes beitragen konnte. Indessen
 konnte er sich in diesem Zweige seines Dienstes in Hinsicht der Mühe
 zur Erreichung seiner Zwecke nicht über die commercialistischen Ansichten
 seiner Zeit erheben. In der Leitung der Unversität hingegen zeigte er
 sich fast über sein Zeitalter erhaben.

Mund ist diejenige natürliche Vertiefung des menschlichen Kör-
 pers, welche zum Nehmen, zum Essen und zum Sprechen dient, und
 oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut begrenzt ist,
 welche letztere sie gänzlich bekleidet und sich in die Luftröhre und den
 Schlund fortsetzt. Vorn zeigt er eine Oeffnung in die Quere, die
 durch die Trennung der Lippen sich vergrößert, und sich durch ihre Zu-
 sammensetzung völlig schließt; hinten geht er in den Schlund. Man
 unterscheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Ersterer
 reicht von den Lippen bis zur Basis der Zunge, enthält dieses Organ
 und ist von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beständig von
 dem aus den Drüsen, deren äußere Canäle sich in seinem Innern öf-
 fnen, fließenden Speichel angefeuchtet. Letzterer reicht bis in den Schlund
 und enthält die Gaumendecke, die Gaumenseiler, in welchen die Wan-
 deln sich befinden, das Rachen und die Mündungen der eustachischen
 Röhre. Durch letztere hängt der Mund mit dem Obre zusammen; in
 der andern Verbindung findet man die Nase durch die innere Nasen-
 fenster.

sondern Auf-
 rümpf des
 Zahnfleisch,
 Speichelfand
 Mandeln, d
 rung seines

Mund
 Municipal

Municipalverfassung statt städtische Verfassung, Municipalbehörde statt
 städtische Behörde. Eben so versteht man unter dem Ausdrucke Mu-
 nicipalität oft nichts weiter, als eine Stadtgemeinde. In unsern Wo-
 gen hat jedoch dies zuerst in Frankreich viel gebräuchtes Wort dort eine
 verschiedene Bedeutung erhalten, indem man mit diesem Namen die Ver-
 waltungsbefugnisse einer oder mehrerer Gemeinden zusammengekommen
 bezeichnet, ohne weiter darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese Orte
 Städte waren oder nicht. So besteht daher in Frankreich die Muni-
 cipalität an jedem Orte aus dem Maire, dessen Adjuncten und, wo es
 die Bevölkerung erfordert, aus einem oder mehreren Polizeicommissari-

neben welchen Behörden, die zusammengenommen den Titel der Municipalität führen, sich noch ein Municipalrath findet, der seinem ursprünglichen Zwecke gemäß die Controllen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Ortes führen und zugleich über die Bedürfnisse der Gemeinde Vorschläge thun sollte, der aber gegenwärtig größtentheils zu einer leeren Form geworden ist. Cz.

Münich (Bartbarb Christoph Graf von), russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, ward zu Neuhuntorf im Herzogthum Oldenburg am 9ten Mai 1683 geboren, wo sein Vater, Anton Günther, als ostfriesischer Scheimerath lebte. Nach einem sorgfältigen Unterrichte machte er eine Reise nach Frankreich, und trat 1701 als Hauptmann unter die darmstädtschen Truppen. 1705 begab er sich in cassische Dienste, und avancirte in denselben, nach seiner Befreiung aus der französischen Kriegsgefangenschaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei Denain gerathen war, bis zum Obersten, und baute den Canal und die Ewleuse zum Carlshafen; 1716 trat er als Oberster in sächsische Dienste, und wurde 1717 zum königlich polnischen und churfürstlich sächsischen Generalmajor ernannt. Von hier durch die Intriguen und den Neid des Generalfeldmarschalls Grafen von Flemming vertrieben, ging er in schwedische, und nach Karls XII. Tode 1720 in russische Dienste. Im Februar 1721 begab er sich nach St. Petersburg, wo ihn sein Glück erwartete. Schon am 22sten Mai ernannte ihn Peter der Große zum Generalleutenant, Catharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden, und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General an Chef, sondern auch am 25sten Februar 1728 sogar in den russischen Grafenstand; 1731 ward er Generalfeldzeugmeister, und im folgenden Jahre Generalfeldmarschall und Präsident im Reichskriegscollegium, als welcher er der russischen Landarmee eine neue Verfassung gab und das adelige Cadettencorps einrichtete. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei seiner Rückkehr nach Warschau gesandt, um die in Polen ausgebrochenen Unruhen beizulegen, und unternahm 1735 den Feldzug gegen die Türken. In demselben verwüstete er 1736 die Grimm, eroberte Orschakow, ging am 30sten Aug. 1739 bei Sinkowja über den Dnepr, legte den engen Weg bei Prekop zurück, schlug am 28sten August die Türken bei Stewutschan, und bemächtigte sich am 30sten der Festung Chotschin. Die Frucht dieses Siegs war die Moldau, und Münich ging noch mit großen Gedanken um, welche aber durch den Frieden, den der deutsche Kaiser mit den Türken schloß, vernichtet wurden. Darauf erfolgte der Friede zwischen Rußland und der Türkei am 8ten Sept. 1739 zu Belgrad, dessen Urkunde jedoch niemals öffentlich bekannt gemacht worden ist. Münich wurde bei seiner Rückkehr nicht nur zum Oberflieutenant der preobraschensischen Garde erklärt, sondern die Kaiserin überreichte ihm auch eigenhändig einen kostbaren Orden, ein diamantnes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte seinen Gehalt. Als diese Monarchin auf dem Todtbette lag, brachte er dahin, daß der Herzog Ernst Johann von Curland von ihr zum Regenten des russischen Reichs erklärt wurde, in der Hoffnung, der Herzog sollte bloß den Namen führen, er selbst aber die Gewalt haben. Da er sich aber in dieser Hoffnung getäuscht fand, so stürzte er den Herzog wieder, und ließ ihn durch Rastzin (s. oben Rastzin) gefangen nehmen, worauf die Prinzessin Anna dem Scheine nach die Regenschafft führte. Weil er nicht Generalissimus werden konnte, so ließ er sich zum Premierminister erklären, und betrieb als solcher das Vertheidigungsabkommen mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien

und Dresden in Verbindung trat, fand er sich so beleidigt, daß er Mai 1741 seinen Abschied forderte. Ehe derselbe erfolgte, schenkte die Großfürstin die Herrschaft Wartenberg, und nach demselben noch sie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, so daß er jährlich 7000 Rubel Einkünfte hatte. In demselben Jahre erhob ihn auch der Kaiser von Sachsen als Reichsvicarius in den deutschen Reichsgrafenstand, erhielt aber wegen seines dazwischen fallenden Unglücks die Urkunde 1762. Nach Erhaltung seines Abschieds wollte er nämlich nach Müggenberg, ward aber, als Elisabeth den Thron bestieg, auf der Reise retirt, erst zum Tode verurtheilt, aber mit Verlust seiner Güter begnadigt, und nach Petim in Sibirien gebracht, wo er bis 1762 sehr thätig mit einem täglichen Gehalt von drei Rubeln zubrachte, bis ihn der III. zurückberief. Als er am 24ten März 1762 in Petersburg traf, schickte ihm der Kaiser seinen Degen, setzte ihn wieder in den Rang seiner vorigen Würden, und gab ihm am 31sten März Audienz, welcher er ihm den Andreasorden umhing. Catharina II. ernannte 1762 zum Generaldirector vom baltischen, revalischen und narvischen Hafen und einigen Canälen und Wasserfällen. Endlich starb er 16ten October 1767 in der Residenz, da eben der Hof in Moskau im 84sten Lebensjahre. Man hat von ihm: *Ebauche pour donner l'idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie*. Coppenhagen 1774. 8.

A — 1.

Muskog (Juan Baptista), ein berühmter spanischer Gelehrter. geboren 1745 zu Museros bei Valencia, studirte zu Madrid und war schon in einem Alter von zwanzig Jahren Professor der Philosophie zu Valencia. Er war es, der die aristotelisch-scholastische Philosophie stürzte, und eine gesunde Logik, eine gründliche Physik und eine sichere Methode, in die Wissenschaften einzudringen, an ihre Stelle setzte. Er zweiundzwanzig Jahre alt war, schrieb er die Vorreden zu der Logik des P. Luis de Granada, und zu der Logik von Berni, in denen er eine umfassende Gelehrsamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Cosmographen von Indien. Diesem Amte war er mit Auszeichnung vor, bis der Minister Salvez ihm den Auftrag gab, die Geschichte von Amerika zu schreiben. Um die Materialien dafür zu sammeln, untersuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Lissabon u. s. w., deren reiche Schätze noch völlig unberührt und seinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieser Nachforschungen waren 130 Bände von Documenten, Originalbriefe von Columbus, Pizarro, Jimenes u. s. w. Auf dieser Basis begann er sein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach 1799 die Arbeit, von der nur der erste Band erschienen ist (*Historia del mundo*, Madr. 1793, deutsch von Sprengel); von dem zweiten hat er zwei Bücher ganz, und das dritte fast ganz beendigt hinterlassen.

Münster-Weinböel (Ernst Friedrich Herbert), Reichsgraf zu Münster, Freiherr von Grothaus, Herr zu Lodenburg, Holte zu Münster geboren den 1sten März 1766 zur Hannoverschen, stammt aus einem alten reichsgräflichen Geschlechte, welches sich vormals in mehrere Theile theilte, und dessen allgemeiner Stammvater, Hermann I., der Erbe der Erburg Weinböel, und Heersführer der Sachsen war. Er wurde im J. 782 von Carl dem Großen bei Barstatt erschlagen. Seine Schwester Casta war mit König Harald I. in Norwegen verheiratet. Es blüht jetzt nur eine Linie, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Weinböel und Münen, 1522 starb. Diese aber theilt sich in drei Aeste: Langelage, Königsbrück und Lodenburg. Aus letzterm stammte

der hier genannte Königl. hannoversche Minister. Er hat die ganze Studienleiter des Civildienstes durchgemacht; war zuerst Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerath, Geheimrath, ferner churhannoverscher Gesandter zu St. Petersburg, und zuletzt vortragender churfürstlicher Minister in London. So hat er sich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet, und er ist es, der auf dem wiener Congresse patriotisch und nachdrücklich für die neue Gestaltung des deutschen Gemeinwesens wirkte, ohne jedoch seine liberalen Grundsätze immer geltend machen zu können, und dann in gleichem Sinne die Anordnung der innern hannoveranischen Angelegenheiten einleitete und betrieb. Die ihm von seinem Souverain verliehene Ehrenstelle eines Landmarschalls des Königreichs Hannover ist ihm eine neue Würde, indem es sonst nur Special-Marschälle gab. DH.

Münster (Straßburger). Der Name Münster ist aus dem lateinischen verbotenen Worte monasterium (Kloster) entstanden, und bedeutet also eigentlich den abgeschlossenen Ort, wo die Mönche zusammenleben. Sodann ist aber auch hin und wieder den hohen Stiftskirchen oder Kathedralen dieser Name beigelegt worden, weil nämlich anfangs die Geistlichen und Stiftspersonen bei selbigen unter einer gewissen Regel zusammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt ist das straßburger Münster, mit dem köln'schen Dom und einigen andern Riesengebäuden, welche der Nachwelt die hochsinnige Religiosität unserer Altvordern bewahren, das erhabenste Denkmal der sogenannten gothischen, richtiger, der altdeutschen Baukunst. Wenn es nicht zu läugnen steht, daß manche dieser Dome und Kirchen dem geistreichern und dabei unbefangenen Beobachter in ihrer nackten Colossalität ein düstres, feindliches Bild von dem Charakter damaliger Religiosität machen müssen, so ist dieses doch mit dem straßburger Münster keineswegs der Fall. Es ist ein Riesengebäude von ungeheuern Dimensionen, die beiden Thürme werden schon fernhin dem Wanderer sichtbar, noch lange, ehe er etwas von den übrigen gottesdienstlichen Gebäuden und Thürmen Straßburgs gewahrt, allein wie Göthe sagt, hier ist die unnatürliche und scheinbar unmbgliche Verbindung gelöst, zu dem Ungeheuern das Gemüthliche sich gesellen zu lassen. In dem Grundriß hat der Münster nichts besonders von ähnlichen Gebäuden abweichendes. Von Morgen tritt man in einen Hofraum, der ungefähr drei Mal so breit als tief ist und von des Bischofs Wohnung und dazu gehörigen Gebäuden so wie der Geistlichen Zellen umschlossen wird. Von da stößt man auf die Kirche selbst, in welche drei in gleichmäßige Zwischenräume vertheilte Eingangsthüren führen. Ueber der mittelsten ist der Chor der Geistlichen, aus welchem wieder zwei Thüren in das Schiff der Kirche führen, zwischen ihnen ist der Predigtstuhl, dem gegenüber an der entgegengesetzten Wand eine Thür gegen Abend, in den der Kirche angebauten Raum führt, worin die Büssenden ihren Stand hatten und den die Griechen Nanthea nannten. Aus diesem gehen weiter gegen Abend wieder zwei Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren rechts und links von jener mittlern sind zwei Altäre, und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsseite die Abtheilung der Kirche für die Weibspersonen, gegen Mitternacht die für die Mannspersonen. Aus jeder der beiden Abtheilungen führt neben dem beschriebenen Raum für die Büssenden gegen Abend eine Thür. Ueber die Ausführung des Gebäudes läßt sich schwerlich etwas Besseres sagen, als was sich in Schöb's Leben B. 2 S. 411 ff. darüber findet, so wie in dessen dem Baumeister des Münsters Erwin von Steinbach gewidmeten Aufsatz, der in der von deutscher Art und Kunst aufgenommen worden ist. Wie

Mäntter's Religionsbegriffe in Dänemark und Deutschland mächtig be-
getragen. Unter den vielen und bänderreichen Predigtsammlungen, die
er selbst herausgab, zeichnen sich besonders die Vorträge über die
Reden und Begebenheiten Jesu nach den vier Evan-
gelisten aus. Sie enthalten einen Schatz von practischen Bemerkungen.
Die Talente zur religiösen Poesie, die Mäntter schon in seinen Schul-
jahren gezeigt hatte, bildeten sich bei reiferem Alter immer mehr aus,
wozu der vertraute Umgang mit Cramer, Klopstock, Gerstenberg, Funk
nicht wenig beitrug. Zuerst gab er 1769 seine geistlichen Lieder,
dann in den Jahren 1773 und 74 zwei Sammlungen geistlicher Lieder
heraus. Sie sind zum Theil von den besten Meistern der damaligen
Zeit in Musik gesetzt worden. Die Bekehrungsgeschichte des Grafen
Struensee, welche er 1772 herausgab, und welche eine Folge seiner mit
eigentlicher Einsicht gepflognen Unterhaltungen mit diesem unglücklichen
Staatsmanne war, machte seinen Namen durch ganz Europa rühmlich
bekannt. In seinen letzten Lebensjahren erwarb sich Mäntter durch Ein-
richtung des Armenwesens in seiner Gemeinde und durch Errichtung
einer Freischule für Töchter ein neues und großes Verdienst. Außer
einem in der Literatur mit Ruhm aufgetretenen Sohn, Friedrich Män-
ter, ordentlichem Professor der Theologie zu Copenhagen, ist auch seine
Tochter, Friedrike Brun, dem Publicum als geistvolle Dichterin be-
kannt.

Münzen, Münzkunde, Numismatik. Münzen nennt
man solche Stücke edlen und unedlen Metalls, denen allerhand Zei-
chen aufgeprägt sind, wodurch sie als gemeinschaftliches Maß für den
Werth und Preis der Dinge bezeichnet werden. Als solche kündigt sie
schon ihr Name an, denn unser deutsches Wort Münze kommt her von
dem lateinischen *Moneta*, welches ursprünglich ein Erinnerungszeichen
bedeutet, dessen nämlich, was ein solches Metall im Handel gilt. Von
diesem Gelten heißt im Deutschen eine gewisse Art von Münzen auch
Geld, von welchem wir die Denkmünzen oder Medaillen (von
metallum) unterscheiden. Die Geldmünzen hießen bei den Römern auch
Nummi von dem griechischen Worte *Numos* (dorisch *Nomos*)
der *Nomisma*, welches eigentlich alles bedeutet, was durch Sitte
oder gesetzliche Bestimmung angenommen oder gebräuchlich ist, und hier
den gesetzlich geltenden Werth einer Münze bezeichnet.
Nach diesem Worte wird die Wissenschaft von den Münzen oder die
Münzkunde auch Numismatik genannt. Diese lehrt die verschied-
nen Gattungen der Münzen kennen und beurtheilen, 1. nach ihrem Ge-
halt und Handelswerthe, 2. nach ihren geschichtlichen Merkmalen, und
ist demnach entweder a) bürgerliche oder b) historische Numis-
matik. Die bürgerliche, welche den Werth der Münzen nach ihrem
Gehalt und im Handel bei allen Völkern bestimmt, hat auf drei Stücke
zu sehn, 1. auf die Materie, 2. das Gewicht, und 3. den Werth der
Münzen. Was die Materie betrifft, so war Metall fast überall der ei-
gentliche Stoff zum Prägen der Münzen, denn anderer Stoffe scheint
man sich bloß im Nothfall bedient zu haben, wie in neuer Zeit des Pa-
pieres. Unter den Metallen gebrauchte man vorzüglich Gold, Silber und
Kupfer, worunter man alle Arten Münzen von niedrigem Metalle, Kupfer,
Messing, Composition u. a. versteht. Von Eisen hatten die Spartaner
und Byzantiner, von Zinn die Srasuser Münzen. Schrot und
Gorn, d. i. Gewicht (weil mit Schrotten gewogen wird) und innerer
Gehalt der Münzen bestimmen deren Werth als Kaufmannswaare, was
sie aber als gangbare Münze in einem Staate gelten sollen, bestimmt

die Staatsgewalt. Die bürgerliche Münzlande hat demnach die Wichtigkeit und deren Unterschiede bei dem verschiedenen Völkern und der Verschiedenheit des Münzfußes anzugeben. Den Geschichtsforscher interessieren an den Münzen vorzüglich die historischen Data, das Vaterland und Gepräge derselben. In Rücksicht des Alters theilen sich die Münzen in antike und moderne. Antike werden alle genannt welche vor 1490 unserer Zeitrechnung geprägt sind, moderne, die aus den letzten vier Jahrhunderten. Bei den Phöniciern, als dem vorzüglichsten Handelsvolke der alten Welt, dürfte mit Wahrscheinlichkeit die Ursprung der Münzen zu suchen seyn. Indes bedienten sie sich nicht nur gestempelter Silberbarren, die Griechen aber hatten eigentliche Münzen; doch sind Erfinder und Zeit der Erfindung ungedi. Von Königen, Republiken und Städten wurden die griechischen Münzen geschlagen. Bei den Führer der Münzen (pecunia) des römischen, u. gegen das Griechische. Diese als die zur Einmündung herden hatten Land oder die Land der Münz Griechischland größtentheils geschlagen, und das Volk, der oft ganz, oft mit den Anfangsbuchstaben ausgedrückt ist oder die aufgeprägten Symbole der Völker und Städte. Die römischen Münzen lassen sich zwar an Inschrift und Gepräge leicht erkennen, die Münzstätte selbst hingegen läßt sich schwer bemerken. Bei den modernen Münzen hat es hierin eben so wenig Schwierigkeit als in Aufhebung des Alters, weil dieses meist durch die Jahrzahl, keines durch die Inschrift und, wenn ein Land mehrere Münzstätte hat, durch ein besonderes Zeichen bestimmt wird. Das Gepräge auf den Münzen besteht entweder aus Bildwerk oder Schrift, und zwar, die Pränomen oder Hohlprägungen ausgenommen, auf beiden Seiten, deren eine die Vorderseite, Avers, die andre die Rehrseite, Revers, genannt. Auf der Rehrseite findet man die Bilder von Göttern, Helden,

haude u. s. w., und Weise bildlich darstellend eine Menge personifiziert. Bei den modernen Münzen falls als Sinnbilder vorherdem findet man auf

rauen Mark gemacht werden sollen. Die merkwürdigsten Veränderungen des deutschen Münzfußes sind folgende: 1. der römische Fuß vom J. 1667, wonach Sachsen und Brandenburg die feine Mark Silber zu 20 1/2 Thlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten; 2. der letzte Fuß von 1690, oder der 18 Fl. Fuß, wonach die feine Mark Silber zu 12 Thlr. oder 18 Fl. ausgebracht wurde. Im J. 1733 war dieser zum Reichsfuß angenommen; 3. der preussische oder graumannsche Fuß, wonach im J. 1750 die feine Mark Silber zu 14 Thlr. ausgebracht wurde; 4. der Conventionsfuß oder 20 Fl. Fuß vom J. 1753, wonach die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. 3 44/77 Pf. und die feine Mark Silber zu 20 Fl. ausgebracht wird; 5. der 24 Fl. Fuß, wonach Bayern 1766 die Mark fein Silber zu 24 Fl. zu vermindern anfing. BC.

Münzer (Thomas). Dieser berühmte Schwärmer war zu Eulberg am Harz geboren, in welchem Jahre unbekannt. Wäre die verbreitete Sage wahr, daß sein Vater von einem Grafen zu Stralsund ungerechter Weise hingerichtet worden, so würde sich daraus die Richtung, die sein Geist später nahm, um so leichter erklären lassen. Bald heimlich studierte er zu Wittenberg, wo er auch Magister ward. Nach geendigten Studien ward er Schullehrer zu Wickersleben. In Halle war er Caplan in einem Nonnenkloster, ging dann wieder nach Eulberg, wo er mit Beifall predigte, ward im J. 1520 als erster Prediger nach Zwickau berufen, ging schon im folgenden Jahre nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen, und ward ein oder zwei Jahre später Prediger zu Alstedt. An jedem Orte, wo er sich aufhielt, zeigte er sich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden und fanatischen Gegner des Papstthums. Anfangs erwarbte ihn die Lesung mystischer Schriften, wie des Taulerus, des prophetischen Abtes Joachims und Andrej. Sein Eifer gegen scholastische und päpstliche Theologie brach zuerst in seinen Predigten aus, und in Böhmen schlug er sich

ist wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schaffhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt. Im J. 1525 kam er nach Sachsen zurück. Er predigte zu Mühlhausen, gewann die Volksmenge, egte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen in, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern und proclamierte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein anderer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit seinem räuberischen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte sich mit Münzer. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40,000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 adelige Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbrannt hätten, entflammten Münzers Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhäusen, die Bergzute im Mansfeldschen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf und rüstete sich eiligst zum Kriege. Er versprach ihnen, sie sämmtlich in den Herrenstand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhausen zurückgelassen, begab er sich mit dreihundert Auserwählten nach Frankenhäusen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erbißte aufs neue die Gemüther. In dieser Crise starb Eburfürst Friedrich der Weise. Sein Nachfolger Johann entschloß sich zu kräftigern Maßregeln. Er, der Herzog Georg zu Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig verbanden sich und beorderten 1500 Reiter und einige Tausen Fußvolk gegen die Auführer. Diese waren an Zahl überlegen — gegen 8000 Mann — und standen vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhäusen, geschützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürsten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden, und versprach ihnen den Beistand Gottes. Am 15ten Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Auführer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen verloren sie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die übrigen, worunter auch Münzer war, waren sich nach Frankenhäusen. Muthlos verbarg er sich hier auf dem Boden eines Hauses, warf sich in ein Bett, und stellte sich krank. Die fürstlichen Truppen besetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Dieser Zufall entdeckte ihn. Er wurde gefangen genommen, und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter seine Verbündeten endlich nannte. Auch Pfeifer, der sich von Mühlhausen hatte flüchten wollen, wurde bald gefangen zurückgeführt. Thomas Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und ihm und Pfeifern nebst vierundzwanzig andern Rebellen das Schwert zuerkannt. Der zuvor so trozige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth; er konnte die Glaubensartikel nicht selbst aussprechen, sondern der Herzog Heinrich von Braunschweig betete sie ihm vor. Ein anderer Geschichtschreiber erzählt, daß er auf dem Todtengerüste noch 12 Maß Wasser ausgetrunken habe. Sein Körper wurde nach der Enthauptung gespießt, und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Die Städte Langensalza, Mühlhausen und Tennstedt wurden um ansehnliche Geldsummen gestraft, und noch mehrere Auführer, unter denen Bürgermeister und Rathsherrn, hingerichtet.

Murat, s. Joachim.

Muratori (Lodovico Antonio), war zu Bignola im Modenesen im J. 1672 geboren. Die Natur hatte ihm die glücklichsten Fähigkeiten ertheilt und geschickte Lehrer entwickelten sie. In einem Alter

von 22 Jahren wurde er von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen, und trat an die Spitze des ambrosianischen Collegiums und der damit verbundenen Bibliothek. Muratori studirte hier die Alten und machte sich mit dem Vorzüglichsten der neuern Zeit bekannt. Im J. 1700 rief ihn der Herzog von Modena als seinen Unterthan zu rufen, und machte ihn zu seinem Bibliothekar und Archivar. In diesem doppelten Amte widmete sich Muratori mit dem größten Eifer seinen Studien. Die Zahl seiner Freunde vermehrte sich. Der berühmte Cardinal Noris, die Ciampini und Magliabechi, die Benedictiner Mabillon und Montfaucon, der Jesuit Papebrock, der Marquis Maffei, der Cardinal Quirini und viele andere ausgezeichnete Männer zogen ihn bei ihren gelehrten Arbeiten zu Rathe. Die Akademien wetteiferten um die Ehre, ihn unter ihren Mitgliedern zu zählen. Die Akademie der Arkadier, die Akademie der Eruſca, die etruscische Akademie zu Cortona, die königliche Gesellschaft zu London, die kaiserliche Akademie zu Olmütz übersandten ihm fast zu gleicher Zeit das Diplom. Die Beleidigungen seiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheist sey, fanden bei einem so aufgeklärten Papst, wie Benedict XIV., keinen Eingang, noch vielmehr Muratori in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori starb im J. 1750. Er besaß die umfassendsten Kenntnisse in der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Alterthumskunde, neueren Geschichte u. s. w. Sechshundvierzig Folio-, vierunddreißig Quarto- und dreizehn Octavbände enthalten seine zahlreichen Werke, von denen wir nur folgende namhaft machen können: 1. Anecdota, quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum oruit L. A. Muratorius; 2. Anecdota Graeca; 3. Rerum italicarum scriptores; 4. Antiquitates Italiae medii aevi; 5. Novus thesaurus veterum inscriptionum; 6. Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino all' anno 1500; 7. Della perfetta poesia italiana.

Murcia, ein ehemaliges Königreich, und jetzt eine Provinz Spaniens, welche gegen Osten an Valencia, gegen Norden an Castilien, gegen Westen an Granada, gegen Süden aber an das mittelländische Meer gränzt. Sie hat auf einem Flächenraum von 240 Quadratmeilen gegen 340,000 Einwohner, und ist gebirgig, jedoch fruchtbar an Citronen, Pomeranzen, Oliven, Mandeln, Maulbeeren, Reis, Hülsenfrüchten und Zucker, und wird daher der Lustgarten des Königs von Spanien genannt. Die Hauptstadt Murcia, am Segura gelegen, zählt 44,000 Einwohner, hat außerhalb ein Castell, Monreagudo genannt, und treibt ausgebreiteten Handel mit Seide. Auch ist hier eine große Salpetersiederei. Die Kathedralekirche ist ein prächtvolles Gebäude. Der hier residirende Bischof hat aber die Benennung nicht von dieser Stadt, sondern von Carthagena. Die Inquisition hat hier ein Tribunal.

Muret (Marcus Anton), wurde am 12ten April 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch seinen Namen haben soll), geboren. Seine ersten Studien trieb er wahrscheinlich zu Limoges. Von seinem 18ten Jahre an lehrte er die humanistischen Wissenschaften zu Agen, auch Villeneuve, Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse, an welchem letztern Orte er sich auch auf die Jurisprudenz legte. 1554 gieng er nach Venedig (wovon nach den unwahren, von seinen Feinden ausgesprengten Gerüchten die Ursache gewesen seyn soll, weil er in Toulouse wegen Eodamurie in einer Untersuchung befangen gewesen, die für ihn nachtheilig abgelaufen sey). Hier und zu Padua lebte er wechselweise sechs Jahr, und theilte seine Zeit zwischen Unterricht und Bücherschreiben, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Este zu sich nach

zum Berief, um ihn zu verschiednen Geschäften zu brauchen. Mit ihm machte er 1582 eine Reise nach Frankreich, und fing nach seiner Rückkehr nach Rom im J. 1583 an, sowohl über Classiker und Philosophie, als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er sich zum Priester weihen, und 1584 legte er seine Lehrerstelle nieder, und brachte in stiller und frommer Ruhe sein übriges Leben zu, das er am 4ten Juni 1585 in seinem 59ten Jahre beschloß. Er war ohne Widerrede einer der trefflichsten lateinischen Stylisten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfsinn und Geschmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben seinen *varis lectionibus* von J. A. Wolf zu Halle, 1791, gr 8. neu herausgegeben) und Erklärungen einzelner Classiker hat er sich vorzüglich durch seine Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des classischen Alterthums in sich tragen. Seine sämmtlichen Werke sind zusammengedruckt zu Verona 1727, 5 Bände 8., welche Sammlung aber kaum die Hälfte derselben enthält, und äußerst nachlässig gemacht ist. Weit vollständiger, genauer und kritischer ist die schöne von David Hübner zu Leipzig 1789, in 4 Großoctavbänden besorgte Ausgabe. A — 2.

Murillos (Bartholomeo Stephano), ein berühmter spanischer Maler, geboren zu Sevilla im J. 1618, zeigte schon früh eine außerordentliche Kunstanlage, und empfing den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Anverwandten, Juan del Castillo. Murillos machte schnelle Fortschritte. Er arbeitete, als sein Lehrer sich in Cadix niedergelassen hatte, für sich allein, was ihm aufgetragen wurde, und erwarb sich eine große Fertigkeit des Pinsels und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Colorit. Aus dieser ersten Periode sieht man mehreres von ihm zu Sevilla. Eine Menge von ihm gemahlter Heiligenbilder ging nach Italien; von dem daraus gelösten Gelde ersparte er ein hinlängliches Reisetgeld, um nach Madrid zu gehn, wo sein Landsmann Velasquez ihn sehr wohlwollend aufnahm, und ihm die Erlaubniß verschaffte, die Meisterwerke von Titian, Rubens, Banducci, Ribera, so wie seine eignen, zu copiren. Nach einigen Jahren kehrte er nach Sevilla zurück, wo er durch seine Gemälde im Kloster Francisco allgemeines Erstaunen erregte. Sie waren in dem den Spaniern noch unbekannten Style der Banducci, Spagnolet und Velasquez ausgeführt, und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollste Periode war indeß von 1670-80, während welcher er neben andern acht große Werke für die Kirche des Hospitals San Jorge della Caridad malte. In diesen Bildern zeigt sich ein großes Verdienst; seine gründliche Kenntniß der Anatomie in der Figur des Sichtbrüchigen; die schönen Massen seines Licht- und Schattenspiels in der Erscheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter seines Kopfe, besonders von Christus und Moses, und dem Vater des verschwenderischen Sohns; der Ausdruck in der innigen Reue dieses Letztern; die herrliche Composition, die richtige Perspective, und das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnlicher Vollkommenheit war diejenige für die Kirche de los Venerables, ferner in dem Kloster der Capuziner. Für eben diesen Orden malte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollendung desselben that er einen unglücklichen Fall, der ihm eine gefährliche Krankheit zuzog. Er kehrte nach Sevilla zurück, und starb daselbst 1682. Nicht nur durch seine zahlreichen und trefflichen Arbeiten brachte er die Malerkunst in Spanien zu Aufnahme, sondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm von aller Hindernisse gelang, und deren Präsident er seit 1660 war.

Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Geist ihres Meisters ab, um sich einem bequemern Naturalismus zu überlassen.

Murtz ist eine veraltete Art kleiner Konzerte für das Clavier, in welchen der Bass durchgehends aus gebrochenen Octaven besteht, der der Violschädel. In dem 3ten der frühern Reihe über die Konzerte findet man die feinsinnige Entschungsart dieser Konzerte.

Murphy (Arthur), ein englischer Dramatiker, geboren zu Carlisle im Jahr 1727. Nachdem er zuerst in der Handlung, dann bei einem Rechtsgelehrten sein Glück versucht hatte, unternahm er ein Journal unter dem Titel *The Gray's-Inn journal*, zu der Zeit wo Johnson den Rambler herausgab. Dieses, wiewohl oberflächliche, Werk fand Beachtung und verschaffte ihm Johnsons Freundschaft. Bald darauf kam er an das Theater zu arbeiten; er trat selbst in der Rolle des Deschamps auf, fiel aber durch. Dagegen gefielen seine Stücke. Sein griechisches Mädchen gehörte zu den beliebtesten Trauerspielen in England; sein Ciel ist edel, einfach und elegant, aber wenig fröhlich. Seine besten Komidien sind: *Alle Welt hat Unrecht*; *die Schule der Vorurtheile*; *der Feind seiner selbst*; *die Wahl u. s. w.* Diese Stücke sind als ziemlich treue Gemälde der Sitten anzusehen. Mehr komisches Talent hat der Verfasser in seinen Farcen als in seinen Lustspielen gezeigt. Die beste derselben ist bemerkt: *Drei Wochen nach der Hochzeit*. Seiner Uebersetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue. Er starb 1805 zu Bromston.

Mur (Edrisch Gottlieb von), als Geschichts- und Antiquarforscher gleich berühmt, wurde in Nürnberg im J. 1733 geboren, bildete sich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, späterhin aber auf der hohen Schule zu Altorf, und lebte nach vollendeten Studien an dem ersten Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Bibliothekars bekleidete. Das erste geistige Werk, wodurch er sich in der literarischen Welt bekannt machte, war seine *Bibliotheca de Pictura antiqua*, welche im J. 1770 erschien. Vor allen Schriften aber zeichnet sich sein, im J. 1773 angefangenes, und bis zum J. 1779 fortgeführtes

„Journal zur Kunstgeschichte und zur umfasse sichenden Theile: eine im den 3 Fortsetzung dieses Werks unter dem Titel schon mit dem zweiten Bande des ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen der Oelmalerei, der Kupferstecher und gen kleiner Werke, Beurtheilungen der eben erschienenen Bücher, oder auch Nachrichten über die neuesten Fortschritte in, enthalten, die sich durch Gründlichkeit und würdige Darstellung vortrefflich reichhaltig und brauchbar für die Geschichte der deutschen Kunst; denn Vörschen Kunst, bei dem Verfasser eine in suchungen darüber anzustellen. Man daß er die Bahn zu vergleichen, in Bilden behandelten Untersuchungen hat ren gab der rühmlichsten Literatur noch heraus: die Abbildungen der heroischen des dreißigjährigen Kriegs; die feinen Nürnbergs und Altorfs; und die medicische Kunst und Pflanze.

wurde von allen Verehrern der Wissenschaft und Kunst aufs lebhafteste
geachtet. BC.

Murray, s. Mansfield.

Murtten (französisch Murat, lateinisch Muratum), eine in der Schweiz, in der Landvogtei Murtten, an dem durch die Brope mit dem neuburger See Gemeinschaft habenden Murtter-See belegene Stadt, sechs Stunden von Bern, mit einem alten Schlosse, in welchem der Landvogt (hier Schultheiss genannt) residirt. Im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts wurde durch mehrere Veranlassungen eine heftige Fehde entsponnen zwischen der Eidgenossenschaft und Earl dem Kühnen, Herzoge von Burgund, einem Sohne Philipps des Gütigen, der im J. 1467 starb. Die nähere Veranlassung gab ein dem Hause Savoyen angehöriger Graf von Mont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaaren, das Eigenthum nürnbergischer Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälschen Schweizerlande, oder dem sogenannten Vad (Pays de Vaud) ermordet. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht unbegründet seyn, denn dieser begab sich nach Bern, und bot eine vollkommene Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in seine Grafschaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß Earl der Kühne von Andern, und wohl richtiger, der Verwegne genannt), ihm zum Marschall bestellt habe, und das war, um ihn für seinen neuen Herrn zu gewinnen, mehr als genug. Den Schweizern entfiel bei den Zurücksetzungen und dem Andringen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erboten sich zur Zurückgabe dessen, was sie ihm bereits abgenommen hatten, und sprachen den König Ludwig XI. um seine Vermittelung an. Dieser gab dem kühnen Herzoge von Burgund den freilich sehr naiven Rath (von dem man wohl wünschen möchte, daß er auch in neuen Zeiten ertheilt und befolgt worden wäre), daß er ein Volk nicht beunruhigen möge, das arm, und von dem er also keine große Beute zu erwarten berechtigt sey. Der Herzog achtete dieser Lehre nicht, weil er dem Grafen von Mont, ihn zu rächen, versprochen hatte. Der Krieg begann. Earl zog über den Berg Jura, drang bis Lausanne vor, belagerte Grandson (deutsch Granson), eine Stadt an einer Anhöhe beim neuburger See, nahm sie ein, und ließ einen Theil der Besatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des neuburger Sees zu stürzen befahl. Diese Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehn bis zwanzigtausend Mann stellten sich dem tyrannischen Sieger entgegen, dessen Heer mehr als fünfzigtausend betrug. Es kam am 2ten März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorsichtigkeit, sich in einen schmalen, von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen sie an, schlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge sein Geschütz, sein Kriegsgeräth, seine ganze Feldcasse, und selbst ihre Edelsteine wurden ihnen zu Theil. Grandson wurde von ihnen wieder genommen, und, leider! versichert die Geschichte, daß sich die Schweizer, anstatt den verwegnen, bösen Herzog durch Edelsinn zu bestrafen, sich auf das grausamste gerächt haben. Auch sie hängten zum Theil die gefangen genommene burgundische Besatzung auf, und ertränkten den Rest in dem neuburger See. Nun nahm dieser Krieg einen noch böseren Charakter an, als womit er bisher geführt worden war. Der erbitterte Earl ersetzte so gut, als es sich bewirken ließ, seinen Verlust. Vierzigtausend Mann waren in kurzem wieder zusammengebracht. Der kühne Herzog stand an ihrer Spitze, und schon am

10ten des Brachmonats zeigte er sich vor den Thoren von Murten Zur Hilfe der Schweizer eilten die Contingente der mit ihnen verbundenen rheinischen Städte, Straßburg, Basel, Colmar, Schlestadt, Sersberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirt in Eilmärschen herbei. Den Oberbefehl erhielt Renatus, Herzog von Lothringen, ein klug und verzehafter Mann. Ihnen gegenüber stand Carl von Burgund. Die Annalen jener Zeit geben seinen Vortrab auf 80,000, und sein Nachzug auf 30,000 Mann an. Renatus von Lothringen fürchtete den noch den Kühnen und Vermegnen nicht. Durch einen Ueberläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit schnellen Schritten entgegen, drang auf die Vornachen ein, brach durch, stürzte sich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Besatzung von Murten verstärkt, und erkämpfte so einen Sieg, dem es wenige gibt. Er war Herr des feindlichen Lagers, des feindlichen Geschützes, und des feindlichen Reichthums. Auch hätte er den besiegten Carl als Gefangenen zu seinen Füßen gesehn, aber der Vernichtung sprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und sah nicht eher rückwärts, als bis er sich in Soigne, einer sechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegenen Stadt, befand, von da er nach Besançon ging. Die dankbaren Sieger machten dem braven Renatus mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, und sprachen ihm Hilfe, wo und wann er sie brauchen werde, und blickten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebenes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des 15ten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Es befand sich in einem, eine Viertelstunde von der Stadt an der Reichsstraße belegenen Dorfe Meerlach eine verschlossene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnschädeln; an welcher man folgende Inschrift las: Caroli inclyti et fortissimi Ducis exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit, Anno 1476. Und weiter unten folgende Reime:

Dies Gebeln ist der burgundischen Schaar,
Im vierzehnhundert sechzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenossenschaft,
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Gesah dies große Niederlag.

Dieses Gebäude ist 1798 von den Franzosen zerstört worden. Von dem Herzoge von Burgund sagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandson seinen Reichthum, bei Murten seine beste Mannschaft, und bei Nancy sein Leben verloren.“ DH.

Musaüs (Johann Carl August.) Dieser beliebte Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, und wurde in dem Hause seines Vaters des Superintendenten Weissenborn zu Albstadt, der nachher als Oberkonsuperintendent nach Eisenach kam, bis in sein neunzehntes Jahr mit väterlicher Liebe erzogen. Dann studirte er viertheil Jahre in Jena Theologie, wurde darauf Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, kehrte sodann zu seinen Aeltern zurück und lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts. Er sollte Landpfarrer in Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich, — weil er einmal getraut hatte. — Der Grandison machte damals allgemeines Aufsehen und verrückte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen die Anwesen schrieb Musaüs im J. 1780 seinen Grandison den Zweil-

len, eine satirische Parodie, die viel Beifall fand. Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeister am weimarschen Hofe und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Dabei gab er Privatunterricht und nahm Kostgänger zu sich. Nach langem Zwischenraume trat er endlich wieder als Schriftsteller auf, um abermals eine Thorheit der Zeit zu strafen, die Physiognomik, deren zu weit ausgedehnte Anwendung zu den seltsamsten Verirrungen Anlaß gab. Er that dies in seinen physiognomischen Reisen, die ihm einen verdienten Ruhm erwanden. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt neue Gedanken, Volksmärchen der Deutschen zu schreiben, was er auf gleich originelle Weise ausführte. Er sammelte sie unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst, und gab sie in ihrer ganzen Kunstlosigkeit und Naivetät wieder. Durch sie wurde er ein Nationalschriftsteller. Seine Absicht bei dieser Unternehmung war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und das allzuweitläufige Publikum durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangenen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegeben worden. Freund Heins Erscheinungen in Holsteins Manier, die er 1788 herausgab, sind mehr betrachtend als zählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel Straußfedern, wovon aber nur der erste Band seine Arbeit ist, denn er starb gleich nach seiner Erscheinung an einem Herzschuppen, den 28ten October 1787. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, die Musäus im Leben besaß, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satiren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, pünktlichste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possierlichsten Lebenslustigkeit wird, drückte allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zweck. Musäus nachgelassene Schriften hat Kosebus herausgegeben und Nachrichten von seinem Leben hinzugefügt.

Musäus, ein berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus ist er jedoch wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondere bei den Eleusinien und andern Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der in den Handschriften der Grammatiker genannt wird und wahrscheinlich im 4ten oder 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und Leanders, dem es nicht an Schönheiten fehlt und das mehrmals ins Deutsche übersetzt worden ist.

Musagetes, ein Beiname des Apollo, den er gleichsam als Vorsteher und Lehrer der Musen führt. Indes findet man in spätern

Zeilen den Beinamen Musagetes noch öfter dem Hercules sowohl in Inschriften, auf Gemmen u. s. w. als auch bei Schriftstellern ertheilt eine Ehre, die man nur gewissermaßen aus der Verbindung körperlicher Vortüge und Vollkommenheiten mit geistigen erklären kann.

Muscatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muscatennußbaums, der sonst auf allen moluckischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und besonders auf Banda, Rapa Lautoer und Pulo-ap angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzosen haben ihn in ihren Besitzungen, letztere namentlich in Ceyenne, angepflanzt. Die Blüthen dieses Baums, welche ohne Geruch sind, kommen einzeln nach und nach zum Vorschein. Es sind deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenstiele in den Achseln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Schal und Größe; nach dem Stiel hin aber sind sie zugespitzt, wie eine Birne und der Länge nach wie die Pfirsiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach dem Reife rüthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen, nehartigen Gewebe von rüthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muscatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muscatenblüthe ist also uneigentlich. Diefes kostbare Gewürz nimmt man von den ihres Fleisches entledigten Nüssen mit einem Messer sorgfältig ab, trocknet es im Schatten, bestrich es mit Seewasser und trocknet es wieder, wodurch es die rüthliche Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüsse enthalten unter einer schwarzen, holigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samen kern, den man die Muscatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgesetzt und dann aufgeschlagen, sortirt, in Körbe geschüttet und einige Mal in ein Gemisch von Kalk- und Seewasser getaucht, um sie vor dem Ranzen zu verwahren. — Man sammelt die Früchte drei Mal des Jahr im Julius und August, im November und im März und April. Die letztere Ernte gibt die reichste Ausbeute. Man preßt aus den Nüssen das kostbare Muscatenbl.

Muscheln, s. Conchylien.

Muschbroek (Peter von) oder **Musschenbroek**, war 1663 zu Leyden geboren, und starb daselbst 1761. Er studirte an seinem Geburtsort Medicin, Physik und Mathematik, und promovirte daselbst 1715. Nachdem er eine Reise nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lernte und von Desaguliers manchen Aufschluß erhielt, kehrte er nach Holland zurück, wo er bald angestellt wurde. Die Universität Utrecht war seit lange durch ihre Rechtslehrer berühmt; Muschenbroek, der zum Professor der Physik und Mathematik ernannt worden, erwarb sich auch in diesen Wissenschaften einen Namen. Bald wurde er nach Leyden berufen, um dort denselben Lehrstuhl einzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich die pariser und londoner, nannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark versuchten umsonst, ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphysik erwarb sich Muschenbroek bleibende Verdienste; durch seine Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert. In seinen Versuchen wie in seinen Reden sieht man viel Scharfsinn und Genauigkeit. Seine Werke sind:

Elementa Physices; Tentamina experimentorum; Compendium physicae experimentalis; Introductio ad philosophiam naturalem; Institutiones physicae.

Musen, die Götinnen der vorzüglichsten schönen Künste und Wissenschaften. Ihre Abstammung wird verschieden angegeben. Auch in den Namen und Personen der Musen selbst findet sich große Verschiedenheit. Die bekanntesten sind die Töchter Jupiters und der Mnemosyne, welche auch *Moneta*, *Memoria* und *Mens* genannt wird. Ihre Pflegemutter soll *Eupheme* gewesen seyn. Eigentlich stammten diese Götinnen aus Pierien in Thracien; von da kamen sie nach Boeotien und dann ins übrige Griechenland. Anfangs kannte man nur drei Musen: *Melete* (das Nachsinnen bei der Arbeit); *Mneme* (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten); und *Moida* (der Gesang zur Begleitung der Erzählung). Andre nennen diese *Cephisos*, *Boisithenis* und *Apollonis*. Endlich brachte *Pierus*, ein Macedonier, neun Musen nach Thespien, die man für seine Töchter hielt und daher auch nach *Pausanias* *Pierides* nannte. Andre leiten diesen Namen von *Pieria* am *Olympus* in Macedonien her, wo sie am frühesten verehrt wurden. Ihre Namen waren *Elio*, *Euterpe*, *Thalia*, *Melpomene*, *Terpsichore*, *Erato*, *Polihymnia*, *Urania* und *Kalliope*; nach Andern aber *Kallichore*, *Eunice*, *Helice*, *Thelxinoe*, *Terpsichore*, *Euterpe*, *Encelade*, *Dia* und *Eunope*. Nach *Varro* sollten die neun Musen aus den drei ursprünglichen durch folgenden Zufall entstanden seyn. Man hatte vermuthlich in *Sicyon* drei geschickten Künstlern aufgetragen, die Bildsäulen der drei Musen zu verfertigen, von denen man die schönsten zum gottesdienstlichen Gebrauche heiligen wollte. Jeder Künstler verfertigte drei Statuen. Bei der Besichtigung fand man sie alle so schön, daß sie insgesamt geweiht und in dem Tempel des *Apollo* aufgestellt wurden. Die Dichtung erzählt, *Jupiter* brachte mit der *Mnemosyne* neun Mächte in *Pierien* zu, und zeugte in diesen die neun Musen. Gleich nach ihrer Geburt kamen sie singend und tanzend in den *Olymp*, wo *Jupiter* sie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des *Olympus* ist ihr Palast neben den Palästen der *Gräzen* und des *Himeros*, wo sie singen und tanzen. Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen dargestellt; bisweilen aber werden auch Geliebte und Kinder der Musen genannt. Nur *Urania* bleibt Jungfrau, außer daß sie bei *Eustathius* die Mutter des *Linus* genannt wird. — Unter den Begebenheiten der Musen werden vorzüglich drei Wettstreite erzählt, die sie mit den *Sirenen*, den Töchtern des *Pierus*, und dem alten *Barren* *Thampris*, hatten. Die *Sirenen* mußten, als sie überwunden wurden, sich die Federn aus den Flügeln rupfen lassen, woraus sich die Musen Kränze machten. Die Töchter des *Pierus* flogen beschämt als schwächliche Elstern hinweg. Als die Musen in dem Wettstreite mit ihnen sangen, standen der Himmel und die Gestirne, die Flüsse und das Meer still, und der Berg *Helicon* hüpfte vor Wonne, so daß *Nepheun*, damit er nicht gar bis zum Eise der Himmlischen steigen möchte, den *Pegasus* abschickte, der ihm mit dem Fuße auf den Scheitel schlug; bei dem Gesange der unglücklichen *Pieriden* aber deckte schwarze Finsterniß weit umher die Gefilde. Der *Barde* *Thampris*, der einen Wettstreit mit ihnen begann, hatte als Bedingung desselben festgesetzt, daß, wenn er Sieger wäre, jede von ihnen eine Nacht in seinen Armen ruhen sollte; würde er aber besiegt, so sollten sie ihm eine willkürliche Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, und er verlor

zur Strafe für seine Vermessenheit die Augen und die Kunst, die Elther zu spielen. Außerdem werden noch folgende Geschichten erzählt. Eine gewisse Völkerschaft hörte den Gesängen der Musen mit so vielen Vergnügen zu, daß sie das Essen darüber vergaß, und dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuschrecken verwandelt wurde, welche immer singen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. — Einst machten sich die Musen bei regnichtigem Wetter nach dem Parnas auf, und traten unterwegs zu Daulis im Hain des Pyreneus ab, um sich vor dem Regen zu schützen. Als sie aber bei wieder erheitertem Himmel ihren Weg fortsetzen wollten, verschloß ihnen Pyreneus den Ausgang und wollte sie zwingen, seine Umarmung zu leiden. Sie nahmen Flügel an, und retteten sich dadurch oben zum Hause hinaus; Pyreneus aber, der ihnen nachstellte, stürzte zur Strafe hinab, und blieb auf der Stelle todt. — Die gewöhnliche und gemeinschaftliche Beschäftigung der Musen war Gesang und Tanz. Erst in spätern Zeiten schrieb man jeder einzelnen eine besondere Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Stimm des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichste unter den Musen, die Beschützerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredsamkeit und des Gesanges schenkte. Elio war die Göttin der Geschichte, Euterpe der Pöde, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Gestirne, Erato der Liebesgesänge, Polyphymnia der Beredsamkeit und Terpsichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen übersetzen, so hieß Erato die Liebliche, Kalliope die Schönbredende, Euterpe die Wohlgerallende, Thalia die Fröhlichkeit, besonders bei Gastmählern, Melpomene die Berrsingende, Polyphymnia die Mannichfaltigkeit des Gesanges, Terpsichore die Tanzliebende, und Elio den Ruhm bezeichnend. Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Helicon, Pindus, Parnassus, und den heiligen Quellen daselbst. Im Gemalten werden sie als liebliche Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube oder Lorbeern oder Rosen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie fassen sich bei den Händen und tanzen um den Apoll. Ihre Verehrung verbreitete sich von Griechenland nach Italien; in Rom hatten sie verschiedene Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuschrecken heilig.

Musette (lateinisch *Musa*, italienisch *Masetta*), bedeutet 1. ein Sackpfeife (Dudelsack), ein Instrument von sehr alter Erfindung. Im vorigen Jahrhundert eigneten sich die Franzosen die Erfindung derselben zu, und nannten sie *Musette de Paris*. Ein Schweizer, Hirt, aus Solothurn, brachte das Instrument nachher nach Rußland an den Hof der Kaiserin Elisabeth, fand aber durchaus keinen Beifall; 2. ein kleines Tanzstück, das zum Tanzen eingerichtet ist, gemeiniglich in 6/8 Tact, von etwas langsamer Bewegung, von naiver Einfalt und einfachen schmeichelnden Gesänge; oft auch über einen anhaltenden Bassatzon gesetzt. Der Tanz selbst ist für naive ländliche Lustbarkeit bestimmt, paßt aber auch sowohl zu edeln Schäfercharakteren, als zu niedrigen bäuerlichen. Die Musik richtet sich genau nach dem Charakter derselben.

Museum, eine Sammlung seltner und interessanter Gegenstände aus dem ganzen Umkreise der Naturgeschichte und Künste, und in Zimmern oder Gebäuden zur Ansicht der Kenner und Liebhaber entweder auf Kosten einer Privatperson oder einer Regierung aufgestellt. Ursprünglich wurde diese Benennung, die einen Ort zum Studiren bezeichnet, dem Thalle des königlichen Palastes in Alexandrien gegeben, welcher

Ptolemäus Philadelphus für die Gelehrten und die Bibliothek bestimmte, der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, aller bedeutenden Museen unsrer Zeit, geschweige der Vorzeit, zu erwähnen; wir beschränken uns daher auf die Museen im Vatican, zu Florenz, Paris, Oxford und London. — Das Museum im Vatican nahm ursprünglich gewissermaßen alle Zimmer dieses ungeheuren Palastes ein. Die Gemälde, Bücher, Handschriften, Statuen, Reliefs, und überhaupt alle ausgezeichneten Werke der Alten waren daselbst vereinigt. Hier befand sich der Laocoon, derselbe (wie man vermuthet), der einst den Palast des Titus schmückte und den Plinius ein *Opus omnibus et picturae et statuariae artis praefereendum* nennt. Diese unschätzbare Sammlung wurde mehrere Jahrhunderte lang bis auf unsre Zeit vermehrt; wo Rom von den heftigen Vandalen erobert und der Vatican seiner schönsten Zierden, Dank ihrer Eitelkeit mehr als ihrem Kunstsinne, nicht durch Zerstörung, sondern durch Entführung beraubt wurde; doch gab das siegreiche Jahr 1815 den Raub wieder zurück. — Die Großherzoge von Toscana waren lange Zeit eifrige Bewunderer und Beförderer der Künste, und scheuten keinen Aufwand, die schönsten Kunstwerke zu erwerben; ihr Museum zu Florenz wetteiferte mit dem vaticanischen, und übertraf es in einigen Stücken selbst. Seine schönste Zierde war die medicische Venus, dann der farnesische Hercules. Auch aus dieser Sammlung sind die schönsten Stücke nach Paris gebracht, aber 1815 zurückgegeben worden. — Wir kommen auf das Musée central des arts zu Paris, für welches die schönsten Kunstsammlungen Europa's geplündert worden, und welches auf diese Weise das erste in der Welt geworden ist. Die Gemälde waren sehr verständig nach den Nationen geordnet, so daß das Auge stufenweis zu dem Gipfel der Kunst in den Werken der italienischen Meister geführt ward. In dem Stockwerk unter der Bildergalerie waren die Antiken aufgestellt. Um eine allgemeine Idee von dem Inhalt zu geben, führen wir die Namen der verschiedenen Abtheilungen an; diese sind: La Salle des Salons, la Salle des hommes illustres, la Salle des Romains, la Salle de Laocoon, la Salle d'Apollon und la Salle des Muses. Da im Jahr 1815 die geplünderten Kunstschätze wieder zurückverlangt wurden, so verlor das Musée seine größten Zierden; aber noch immer ist es eine der wichtigsten Sammlungen in Europa. Außerdem hat Paris noch ein Museum von Nationaldenkmälern. Die tolle Wuth des Pöbels hatte in den ersten Perioden der Revolution viele dieser Denkmäler zerstört oder verstümmelt. Diesem Frevel thaten endlich strenge Verfügungen des Nationalconvents Einhalt. Le Noir, ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, schlug vor, alles noch Vorhandene, das der Aufbewahrung werth sey, zu sammeln; und da sein Plan angenommen wurde, brachte er eine bewundernswürdige Menge vaterländischer Denkmäler aus allen Theilen des Reichs zusammen; die jedoch in einem nicht vortheilhaften Local aufgestellt sind. — Unter den Museen, welche England besitzt, ist das oxforder das älteste. Es wurde 1679 angelegt und verdankt einen großen Theil seiner Schätze Elias Ashmole, dessen Namen es auch seitdem führt. Das britische Museum zu London endlich darf freilich mit dem aus der Beute von ganz Europa zusammengebrachten zu Paris an Reichthum nicht verglichen werden; indem es nur durch Schenkungen und Ankäufe vermehrt worden ist; betrachtet man es aber aus diesem Gesichtspunkt, so muß es bewundernswürdig reich erscheinen. Sir Robert Cotton legte den Grund zu dem britischen Museum, indem er seine treffliche Handschriftensammlung dem öffentlichen Gebrauch widmete; der nächste Zuwachs

[illegible]

und Rhythmus entstehen, die vielleicht auch bereits in dem Falsches ein natürliches Urbild vorfinden. Eine Nachahmung des Schalls war nun die Instrumentalmusik, wie wir dies in diesem Artikel ausführlicher gezeigt haben. Nachdem wir nun bisher im Allgemeinen über die physiologische Entstehung der Musik gehandelt haben, wollen wir zu dem Besondern und Angewandten dieser Kunst übergehen. In die Musik nicht in so fern auf den Menschen wirkt, als er denkt, als er Vorstellungskräfte hat, sondern in so fern er empfindet; es dem Zwecke derselben gänzlich unangemessen, eigentliche Gedanken und Vorstellungen darstellen zu wollen, und jedes Constück, das nicht Empfindung erweckt, ist kein Werk der echten Kunst. Dies ist der wahre Zweck derselben. Nächstdem kommen nun auch die Mittel in Betrachtung, in deren Kenntniß und Gebrauch eigentlich die Kunst besteht. Diese Mittel sind dreifach: der Gesang, die Tonart, die metrische und rhythmische, und endlich die Harmonie. Der Gesang, oder die Folge einzelner Töne, in so fern sie nach der besondern Natur der Empfindung langsamer oder geschwinder fortfließen, geschleift oder gehüpft, in größern oder kleinern Intervallen von einander getrennt, stärker oder schwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit und Gauges vorgetragen werden. Aus mehreren solcher Töne nun, die sich und durch sich selbst zu einem Ganzen verbunden sind, entstehen Sätze, aus mehreren solcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, besteht der Gesang. Die Tonart, in welcher ein Gedank getragen wird, ist in so fern wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren besondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen sehr starken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme; nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, sondern sie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende, oder harmonische Stimmung. Dieses empfindet man, wenn man solche Menschen, die in Affect sind, reden hört. Wenn also unter den mannichfaltigen Tonleitern jemal diejenige ausgesucht wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, so wird dadurch der wahre Ausdruck dieser Empfindung noch mehr verstärkt. Das Metrische und Rhythmische der Bewegung in dem Gesange dient dazu, die Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit in derselben zu erhalten. Der Gesang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge desselben fortdauernde Aufmerksamkeit zu verwenden. Auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft. Die Harmonie, d. h., derjenige Theil derselben, welcher dem Gesange zur Unterstützung und Begleitung dient, schließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck desselben in sich. Denn ihrer innern Natur nach gibt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und durch sie also schon allein kann Ruhe oder Unruhe und Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies sind, im Ganzen genommen, die Erfordernisse, die dazu gehören, eine Musik in ihrem Art vollkommen zu machen; sie müssen angewandt werden, wenn die Tonkunst die unerklärbaren Wirkungen, deren sie fähig ist, in vollkommenem Maße hervorbringen soll. In Betreff dieser Wirkung ist die Tonkunst, wie gesagt, wahrhaft unerklärbar. Wenn jede andere Kunst mehr oder weniger zum Verstande spricht, dieser sich aber der empfangenen Eindrücke stets bewußt ist und die Gründe davon aufzählen kann; so wirkt dagegen die Musik nur einzig und allein auf das Gemüth und ist im Stande, dasselbe bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Wer, der für Musik empfänglich ist, das nicht thut,

hat in seinem Leben beim Hören derselben Thönen der Freude
 geseh, ohne daß die Musik in diesem Augenblicke gerade eine be-
 stimmte Situation ausgedrückt hätte? Die Musik erweckt also in uns
 nicht durch den Verstand begriffliche Bestimmungen und Meinungen, sie
 ist gänzlich entfernt von der Hervorbringung logischer Begriffe in unser
 Seele, sondern sie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße
 Stimmung in uns; und dies ist das unendliche Gebiet, wo die Musik
 ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrschaft ausübt. Sie ist
 nicht romantisch, d. h., sie hat keine Verbindung mit dem Vor-
 gebildeten, mit dem Geschnittenen, sondern ihre Wirkung geht lediglich auf
 das Unbekannte, auf das bloß von den Menschen Gedachte. Wenn wir
 den Begriff des Romantischen streng auffassen und ihn auf die Musi-
 kübertragung, so muß uns deutlich werden, daß die Griechen, deren
 Bildung nichts weniger als romantisch war, die im Gegentheil, statt
 es Unbekannte zu ahnen, das Bekannte besaßen und genossen, in dem
 Sinne keine Musik gehabt haben können
 und wirklich zu sein; ihre Musik war ein
 was sie wurde ja als starrer Theil der Welt
 lag ihr, wovon wir es unsern Theil voll-
 lauben, alle Melodie und alle Harmonie, in
 innigen Satz bedeuert, gänzlich ab, so mü-
 ssen, was sie Musik nannten, besonders im
 so etwa eine gewisse Declamation war, in d
 heftliche archaische, sondern nur eine bedac-
 er jedoch Nothmus und Tact, in so fern
 ände sind, vorhanden waren. Der Ton an
 ei ihnen nie absterblich, immer nur vorübergehend und wie ein
 als Verstandes und nie des Gefühls betrachtet. Dies haben wir aber
 en Unterschied der alten und neuen Musik besonders für diejenigen an-
 zerkennen zu müssen geglaubt, welche noch in unsern Tagen von der grie-
 chischen Musik einen Begriff haben, als könnte sie immer ein Muster
 zu, nach welchem sich die neuere Musik zu bilden habe. Man sehe
 wie unsere Meinung nicht etwa durch Auführung der besondern Ein-
 richte widerlegen zu wollen, welche, wie hin und wieder erzählt wird,
 die griechische Musik hervorgebracht haben soll. Angenommen, daß die-
 se Einrichtungen historisch erwiesen sind, so erzählt Euler, der übrigens
 seine Meinung in Betreff der griechischen Musik durchaus nicht theil-
 te, seiner Theorie im Artikel Musik folgendes: „Ich habe in meinem
 Leben Verwunderung erfahren, daß die unregelmäßigste Musik, die
 möglich ist, die Hundert tausende Lärken, jeder mit einem Instru-
 ment nach Umständen gelehrt oder geübt hat, worin nichts Ordentliches
 war, als daß eine Art Trommel dieses Geräusch nach einem Tacte ab-
 maß, daß diese Musik, besonders in einiger Entfernung, mich in leb-
 hafter Empfindung versetzt hat.“ So weit Euler. Wenn nun ein mo-
 dernes gebildetes Ohr, wie wir doch bei Euler voraussetzen müssen,
 in einer solchen Unmusik dergestalt erregt werden konnte, welche Wir-
 kung mag denn nicht die sogenannte griechische Musik, die doch Tact,
 Nothmus und eine nach Regeln bestimmte Consigne hatte, zu machen
 in Stande gewesen seyn? Daß die neuere Musik überhaupt einer ganz
 außerordentlichen Wirkung fähig ist, sehen wir sogar an Dikern, von
 denen einige, wie das Komel, nur durch ihre erschütternden Laute for-
 gen wollen, wenn man sie mit Musik unterhalte; andere, wie der
 hybant, sogar zur Ausfertigung verschiedener Gefühle erregt werden, wo-
 zu man sonst bei diesen Thieren im Gegensatz von Menschen durch

Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meisters ab, um sich einem bequemern Naturalismus zu überlassen.

Murfy ist eine veraltete Art kleiner Constücke für das Clavier, in welchen der Bass durchgehends aus gebrochenen Octaven besteht, daher Murfysbässe. In dem 36ten der kritischen Briefe über die Conkunft findet man die komische Entstehungsart dieser Constücke.

Murphy (Arthur), ein englischer Dramatiker, geboren zu Cork im Jahre 1727. Nachdem er zuerst in der Handlung, dann bei einem Rechtsgelehrten sein Glück versucht hatte, unternahm er ein Journal unter dem Titel *The Gray's-Inn journal*, zu der Zeit wo Johnson den *Rambler* herausgab. Dieses, wiewohl oberflächliche, Werk fand Beifall und verschaffte ihm Johnsons Freundschaft. Bald darauf fing er an, für das Theater zu arbeiten; er trat selbst in der Rolle des Othello auf, fiel aber durch. Dagegen gefielen seine Stücke. Sein griechisches Mädchen gehört zu den beliebtesten Trauerspielen in England; sein Styl ist edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine besten Komödien sind: *Alle Welt hat Unrecht*; *die Schule der Vormünder*; *der Feind seiner selbst*; *die Wahl u. s. w.* Diese Stücke sind als ziemlich treue Gemälde der Sitten anzusehen. Mehr komisches Talent hat der Verfasser in seinen Farcen als in seinen Lustspielen gezeigt. Die beste derselben ist betitelt: *Drei Wochen nach der Hochzeit*. Seiner Uebersetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue. Er starb 1805 zu Brompton.

Murr (Christoph Gottlieb von), als Geschichts- und Alterthumsforscher gleich berühmt, wurde in Nürnberg im J. 1733 geboren, bildete sich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, späterhin aber auf der hohen Schule zu Altorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erstern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erste größte Werk, wodurch er sich in der literarischen Welt bekannt machte, war seine *Bibliothèque de Peinture etc.*, welche im J. 1770 erschien. Vor allen Schriften aber zeichnet sich sein, im J. 1775 angefangenes, und bis zum J. 1789 fortgeführtes „*Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur*“ aus. Es umfaßt siebenzehn Theile; eine in den Jahren 1798 und 1799 angefangene Fortsetzung dieses Werks unter dem Titel: „*Neues Journal*“ &c., wurde schon mit dem zweiten Bande beschloffen. In diesem Journal ist ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteste Geschichte der Oelmahlerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltener Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszüge aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritte der Künste und Wissenschaften &c. enthalten, die sich durch Gründlichkeit, kritischen Geist, Unparteilichkeit und würdige Darstellung aufs vortheilhafteste auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar sind die Forschungen über die Geschichte der deutschen Kunst; denn Nürnberg, als der Vaterort der deutschen Kunst, bot dem Verfasser eine reiche Fundgrube dar, um Untersuchungen darüber anzustellen. Man muß Murr das Verdienst lassen, daß er die Bahn zu vergleichen, in den neuesten Zeiten mit so viel Glück behandelten Untersuchungen hat brechen helfen. In spätern Jahren gab der ermüdete Literatur noch andre sehr interessante Schriften heraus: die Abbildungen der herculanischen Alterthümer; seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beschreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch im J. 1805 seine Schrift: *Die mediceische Venus und Phryne*. Sein, im J. 1809 erfolgter Tod

wurde von allen Verehrern der Wissenschaft und Kunst aufs lebhafteste
 betrauert. BC.

Murray, s. Mansfield.

Murtten (französisch Murat, lateinisch Muratum), eine in der Schweiz, in der Landvogtei Murtten, an dem durch die Brope mit dem neuburger See Gemeinschaft habenden Murter-See belegne Stadt, sechs Stunden von Bern, mit einem alten Schlosse, in welchem der Landvogt (hier Schultheiss genannt) residirt. Im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts wurde durch mehrere Veranlassungen eine heftige Fehde entsponnen zwischen der Eidgenossenschaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund, einem Sohne Philipps des Gütigen, der im J. 1467 starb. Die nähere Veranlassung gab ein dem Hause Savoyen angehöriger Graf von Romont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaaren, das Eigenthum nürnbergischer Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälschen Schweizerlande, oder dem sogenannten Vad (Pays de Vaud) ermordet. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht unbegründet seyn, denn dieser begab sich nach Bern, und bot eine vollkommene Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in seine Grafschaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß Carl der Kühne von Andern, und wohl richtiger, der Verwegne genannt), ihn zum Marschall bestellt habe, und das war, um ihn für seinen neuen Herrn zu gewinnen, mehr als genug. Den Schweizern entfiel bei den Zurücksetzungen und dem Andrängen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erbieten sich zur Zurückgabe dessen, was sie ihm bereits abgenommen hatten, und sprachen den König Ludwig XI. um seine Vermittelung an. Dieser gab dem kühnen Herzoge von Burgund den freilich sehr naiven Rath (von dem man wohl wünschen möchte, daß er auch in neuern Zeiten ertheilt und befolgt worden wäre), daß er ein Volk nicht beunruhigen möge, das arm, und von dem er also keine große Beute zu erwarten berechtigt sey. Der Herzog achtete dieser Lehre nicht, weil er dem Grafen von Romont, ihn zu rächen, versprochen hatte. Der Krieg begann. Carl zog über den Berg Jura, drang bis Lausanne vor, belagerte Grandson (deutsch Granson), eine Stadt an einer Anhöhe beim neuburger See, nahm sie ein, und ließ einen Theil der Besatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des neuburger Sees zu stürzen befahl. Diese Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehn bis zwanzigtausend Mann stellten sich dem tyrannischen Sieger entgegen, dessen Heer mehr als funfzigtausend betrug. Es kam am 2ten März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorsichtigkeit, sich in einen schmalen, von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen sie an, schlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge sein Geschütz, sein Kriegsgeräth, seine ganze Feldcasse, und selbst seine Edelsteine wurden ihnen zu Theil. Grandson wurde von ihnen wieder genommen, und, leider! versichert die Geschichte, daß sich die Schweizer, anstatt den verwegnen, bösen Herzog durch Edelsinn zu beschämen, sich auf das grausamste gerächt haben. Auch sie hängten zum Theil die gefangen genommene burgundische Besatzung auf, und ertränkten den Rest in dem neuburger See. Nun nahm dieser Krieg einen noch böseren Charakter an, als womit er bisher geführt worden war. Der erbitterte Carl ersetzte so gut, als es sich bewirken ließ, seinen Verlust. Vierzigtausend Mann waren in kurzem wieder zusammengebracht. Der kühne Herzog stand an ihrer Spitze, und schon am

10ten des Brachmonats zeigte er sich vor den Thoren von Murten Zur Hülfe der Schweizer eilten die Contingente der mit ihnen verbündeten rheinischen Städte, Straßburg, Basel, Colmar, Schlettstadt, Kaisersberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirt in Eilmärschen herbei. Den Oberbefehl erhielt Renatus, Herzog von Lothringen, ein kluger und verzäfter Mann. Ihnen gegenüber stand Carl von Burgund. Die Annalen jener Zeit geben seinen Vortrab auf 80,000, und seinen Nachzug auf 30,000 Mann an. Renatus von Lothringen fürchtete den noch den Kühnen und Vermegnen nicht. Durch einen Ueberläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit schnellen Schritten entgegen, drang auf die Vornachen ein, brach durch, stürzte sich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Besatzung von Murten verstärkt, und erkämpfte so einen Sieg, deren es wenige gibt. Er war Herr des feindlichen Lagers, des feindlichen Geschützes, und des feindlichen Reichthums. Auch hätte er den besiegten Carl als Gefangnen zu seinen Füßen gesehn, aber der Vernichtung sprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und sah nicht eher rückwärts, als bis er sich in Soigne, einer sechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegnen Stadt, befand, von da er nach Besançon ging. Die dankbaren Sieger machten dem braven Renatus mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebenes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des 15ten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Es befand sich in einem, eine Viertelmeile von der Stadt an der Reichsstraße belegnen Dorfe Weerlach eine verschlossene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnschädeln, an welcher man folgende Inschrift las: Caroli inclyti et fortissimi Ducis exelitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit, Anno 1478. Und weiter unten folgende Reime:

Dies Gebeln ist der burgundischen Schaar,
Im vierzehnhundert flehzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenossenschaft,
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Gesah' dies große Niederlag.

Dieses Gebäude ist 1798 von den Franzosen zerstört worden. Von den Herzogen von Burgund sagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandson seinen Reichthum, bei Murten seine beste Mannschaft, und bei Nancy sein Leben verloren.“ DH.

Musaß (Johann Carl August.) Dieser beliebte Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, und wurde in dem Hause seines Vaters des Superintendenten Weissenborn zu Altstädt, der nachher als Oberkonsuperintendent nach Eisenach kam, bis in sein neunzehntes Jahr mit väterlicher Liebe erzogen. Dann studirte er vierthalb Jahre in Jena Theologie, wurde darauf Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, kehrte sodann zu seinen Aeltern zurück und lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts. Er sollte Landpfarrer in Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich, — weil er einmal geräugt hatte. — Der Grandson machte damals allgemeines Aufsehen und verrückte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen die Unweisen schrieb Musaß im J. 1780 seinen Grandson den Buch

er, eine satirische Parodie, die viel Beifall fand. Im J. 1763 wurde er Hagenbosmeister am weimarschen Hofe und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Dabei gab er Privatunterricht und nahm Kostgänger zu sich. Nach langem Zwischenraume trat er endlich wieder als Schriftsteller auf, um abermals eine Thorheit der Zeit zu strafen, die Physiognomik, deren zu weit ausgedehnte Anwendung zu den seltsamsten Verirrungen Anlaß gab. Er that dies in seinen physiognomischen Reisen, die ihm einen verdienten Ruhm warben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt neue Gedanken, Volksmärchen der Deutschen zu schreiben, die er auf gleich originelle Weise ausführte. Er sammelte sie unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst, und gab sie in ihrer ganzen Kunstfertigkeit und Naivetät wieder. Durch sie wurde er ein Nationalschriftsteller. Seine Absicht bei dieser Unternehmung war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und das langweilige Publikum durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangenen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegeben worden. Freund Heins Erscheinungen in Holzeins Manier, die er 1788 herausgab, sind mehr betrachtend als zählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel Straußfedern, wovon aber nur der erste Band seine Arbeit ist, denn er starb gleich nach seiner Erscheinung an einem Herzschopen, den 28ten October 1787. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, die Musäus im Leben besaß, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satiren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Bitterkeit gemischt, die Pfeile seines Witzes nie im Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, unterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possierlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zweck. Musäus nachgelassene Schriften hat Kosebus herausgegeben und Nachrichten von seinem Leben hinzugefügt.

Musäus, ein berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Anisphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er jedoch wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondere bei den Eleusinien und andern Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der in den Handschriften der Grammatiker genannt wird und wahrscheinlich im 4ten oder 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und Leanders, dem es nicht an Schönheiten fehlt und das mehrmals ins Deutsche übersetzt worden ist.

Musagetes, ein Beinamen des Apollo, den er gleichsam als Vorseher und Lehrer der Musen führt. Indes findet man in spätern

Seine Schüler müssen jedoch nur zu bald von dem großen Styl des Meisters ab, um sich einem bequemern Naturalismus zu überlassen.

Murphy ist eine veraltete Art kleiner Comédies für das Clavier, in welchen der Bass durchgehends aus gebrochenen Octaven besteht, der der Violsoliste. In dem 3ten der französischen Briefe über die Comédie findet man die komische Entstehungsort dieser Comédies.

Murphy (Arthur), ein englischer Dramatiker, geboren zu Exeter im Jahr 1727. Nachdem er zuerst in der Handlung, dann bei einem Rechtsgelehrten sein Glück versucht hatte, unternahm er ein Journal unter dem Titel *The Grays-Inn Journal*, zu der Zeit wo Johnson den Rambler herausgab. Dieses, obwohl oberflächliche, Werk fand Beifall und verschaffte ihm Johnsons Freundschaft. Bald darauf fing er an für das Theater zu arbeiten; er trat selbst in der Rolle des Othello auf, fiel aber durch. Dagegen geheißen seine Stücke. Sein griechisches Oedipus gehört zu den belächeltesten Trauerspielen in England; sein Othello ist edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine besten Comédien sind: *Alle Welt hat Unrecht*; *die Schule der Vormünder*; *der Feind seiner selbst*; *die Wahl u. s. w.* Diese Stücke sind als ziemlich treue Gemälde der Satiren anzusehen. Mehr komisches Talent hat der Verfasser in seinen Farcen als in seinen Lustspielen gezeigt. Die beste derselben ist bemerkt: *Drei Wochen nach der Hochzeit*. Seiner Uebersetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue. Er starb 1803 zu Groomston.

Mure (Christoph Gottlieb von), als Geschichts- und Alterthumsforscher gleich berühmte, wurde in Nürnberg im J. 1733 geboren, bildete sich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, sodann aber auf der hohen Schule zu Altdorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den ersten Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Bibliothekars monats bekleidete. Das erste größere Werk, wodurch er sich in der literarischen Welt bekannt machte, war seine *Bibliotheca de Poetis antiquis*, welche im J. 1770 erschien. Vor allen Schriften aber zeichnet sich sein, im J. 1775 angefangenes, und bis zum J. 1799 fortgeführtes „*Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur*“ aus. Es umfasst sieben Theile: eine in den Fortsetzung dieses Werks unter dem J. 1800 mit dem zweiten Bande der ein großer Schatz von einzelnen Abben der Gemählern, der Kupferstechern in gen kleiner Werke, Beurtheilungen der eben erschienenen Bücher, oder Muzel Nachrichten über die neuesten Fortschritte u. enthalten, die sich durch Orthographie und würdige Darstellung vorzüglich reichhaltig und brauchbar machen der deutschen Kunst; denn deutschen Kunst, hat dem Verfasser eine Untersuchung darüber anzustellen. Man darf er die Bahn zu vergleichen, in which behandelten Untersuchungen hat von gab der ermüdeten Literatur noch heraus; die Abbildungen der herculische des deutschwährigen Kriegs; die neuen Nürnberg und Altdorf; und die niederrheinische Kunst und Pflanze.

wurde von allen Verehrern der Wissenschaft und Kunst aufs lebhafteste
 BC.

 eingeordnet.

Murray, s. Mansfield.

Murtten (französisch Murat, lateinisch Muratum), eine in der Schweiz, in der Landvogtei Murtten, an dem durch die Brope mit dem neuburger See Gemeinschaft habenden Murter-See belegne Stadt, sechs Stunden von Bern, mit einem alten Schlosse, in welchem der Landvogt (hier Schultheiss genannt) residirt. Im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts wurde durch mehrere Veranlassungen eine heftige Fehde entsponnen zwischen der Eidgenossenschaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund, einem Sohne Philipps des Gütigen, der im J. 1467 starb. Die nähere Veranlassung gab ein dem Hause Savoyen angehöriger Graf von Romont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaaren, das Eigenthum nürnbergischer Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälschen Schweizerlande, oder dem sogenannten Vad (Pays de Vaud) ermordet. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht unbegründet seyn, denn dieser begab sich nach Bern, und bot eine vollkommene Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in seine Grafschaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß Carl der Kühne von Andern, und wohl richtiger, der Verwegne genannt), ihn zum Marschall bestellt habe, und das war, um ihn für seinen neuen Herrn zu gewinnen, mehr als genug. Den Schweizern entfiel bei den Zurücksetzungen und dem Andrängen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erbieten sich zur Zurückgabe dessen, was sie ihm bereits abgenommen hatten, und sprachen den König Ludwig XI. um seine Vermittelung an. Dieser gab dem kühnen Herzoge von Burgund den freilich sehr naiven Rath (von dem man wohl wünschen möchte, daß er auch in neuern Zeiten ertheilt und befolgt worden wäre), daß er ein Volk nicht beunruhigen möge, das arm, und von dem er also keine große Beute zu erwarten berechtigt sey. Der Herzog achtete dieser Lehre nicht, weil er dem Grafen von Romont, ihn zu rächen, versprochen hatte. Der Krieg begann. Carl zog über den Berg Jura, drang bis Lausanne vor, belagerte Grandson (deutsch Granson), eine Stadt an einer Anhöhe beim neuburger See, nahm sie ein, und ließ einen Theil der Besatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des neuburger Sees zu stürzen befahl. Diese Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehn bis zwanzigtausend Mann stellten sich dem tyrannischen Sieger entgegen, dessen Heer mehr als funfzigtausend betrug. Es kam am 2ten März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorsichtigkeit, sich in einen schmalen, von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen sie an, schlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge sein Geschütz, sein Kriegsgeräth, seine ganze Feldcasse, und selbst seine Edelsteine wurden ihnen zu Theil. Grandson wurde von ihnen nieder genommen, und, leider! versichert die Geschichte, daß sich die Schweizer, anstatt den verwegnen, bösen Herzog durch Edelsinn zu beschämen, sich auf das grausamste gerächt haben. Auch sie hängten zum Theil die gefangen genommene burgundische Besatzung auf, und ertränkten den Rest in dem neuburger See. Nun nahm dieser Krieg einen noch böseren Charakter an, als womit er bisher geführt worden war. Der erbitterte Carl ersetzte so gut, als es sich bewirken ließ, seinen Verlust. Vierzigtausend Mann waren in kurzem wieder zusammengebracht. Der kühne Herzog stand an ihrer Spitze, und schon am

10ten des Brachmonats zeigte er sich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schwitzer eilten die Contingente der mit ihnen verbundenen rheinischen Städte, Straßburg, Basel, Colmar, Schlettstadt, Kaiserberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirt in Eilmärschen herbei. Den Oberbefehl erhielt *Kenatus*, Herzog von Lothringen, ein kluger und heldischer Mann. Ihnen gegenüber stand *Carl von Burgund*. Die Annalen jener Zeit geben seinen Vortrab auf 80,000, und seines Nachzuges auf 30,000 Mann an. *Kenatus* von Lothringen fürchtete dennoch den Kühnen und Vermegnen nicht. Durch einen Ueberläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit schnellen Schritten entgegen, drang auf die Vornachen ein, brach durch, stürzte sich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Besatzung von Murten verstärkt, und erkämpfte so einen Sieg, denn es wenige gibt. Er war Herr des feindlichen Lagers, des feindlichen Geschützes, und des feindlichen Reichthums. Auch hätte er den besiegten *Carl* als Gefangenen zu seinen Füßen gesehn, aber der Vernichter sprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und sah nicht eher rückwärts, als bis er sich in *Soigne*, einer sechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegenen Stadt, befand, von da er nach Besançon ging. Die dankbaren Sieger machten dem braven *Kenatus* mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebenes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des 15ten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Es befand sich in einem, eine Viertelstunde von der Stadt an der Reichsstraße belegenen Dorfe *Weerlach* eine verschlossene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnschädeln; an welcher man folgende Inschrift las: *Carolus inclitus et fortissimus Dux exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit, Anno 1476.* Und weiter unten folgende Reime:

Dies Gebäu ist der burgundischen Schaar,
Im vierzehnhundert sieben und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenossenschaft,
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Geschah dies große Niederlag.

Dieses Gebäude ist 1798 von den Franzosen zerstört worden. Von dem Herzoge von Burgund sagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandson seinen Reichthum, bei Murten seine beste Mannschaft, und bei Nancy sein Leben verloren.“

DH.

Musaüs (Johann Carl August.) Dieser beliebte Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, und wurde in dem Hause seines Vaters, des Superintendenten Weissenborn zu Altstadt, der nachher als Generalsuperintendent nach Eisenach kam, bis in sein neunzehntes Jahr mit väterlicher Liebe erzogen. Dann studirte er vierthalb Jahre in Jena Theologie, wurde darauf Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, lehrte sodann zu seinen Aeltern zurück und lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts. Er sollte Landpfarrer in Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich, — weil er einmal geträgt hatte. — Der Grandson machte damals allgemeines Aufsehen und verrückte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen diese Anwesen schrieb Musaüs im J. 1780 seinen *Grandison* den Zwei-

ten, eine satirische Parodie, die viel Beifall fand. Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeister am weimarschen Hofe und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Dabei gab er Privatunterricht und nahm Kostgänger zu sich. Nach langem Zwischenraume trat er endlich wieder als Schriftsteller auf, um abermals eine Thorheit der Zeit zu krasen, die Physiognomie, deren zu weit ausgedehnte Anwendung zu den seltsamsten Verirrungen Anlaß gab. Er that dies in seinen physiognomischen Reisen, die ihm einen verdienten Ruhm erworben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, Volksmärchen der Deutschen zu schreiben, den er auf gleich originelle Weise ausführte. Er sammelte sie unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst, und gab sie in ihrer ganzen Kunstlosigkeit und Naivetät wieder. Durch sie wurde er ein Nationalschriftsteller. Seine Absicht bei dieser Unternehmung war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und das gelangweilte Publikum durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu erheben, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangenen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegeben worden. Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, die er 1788 herausgab, sind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel Straußfedern, wovon aber nur der erste Band seine Arbeit ist, denn er starb gleich nach seiner Erscheinung an einem Herzschoppen, den 28ten October 1787. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, die Musäus im Leben besaß, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satiren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possierlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebraucht sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zweck. Musäus nachgelassene Schriften hat Kosebus herausgegeben und Nachrichten von seinem Leben hinzugefügt.

Musäus, ein berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus weißt er jedoch wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondere bei den Eleusinien und andern Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der in den Handschriften der Grammatiker genannt wird und wahrscheinlich im 4ten oder 5ten Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und Leanders, dem es nicht an Schönheiten fehlt und das mehrmals ins Deutsche übersetzt worden ist.

Musagetes, ein Beinamen des Apollo, den er gleichsam als Vorsteher und Lehrer der Musen führt. Indes findet man in spätern

Zeiten den Beinamen Musagetes noch öfter dem Hercules sowohl in Inschriften, auf Gemmen u. s. w. als auch bei Schriftstellern ertheilt. Eine Ehre, die man nur gewissermaßen aus der Verbindung körperlicher Vorzüge und Vollkommenheiten mit geistigen erklären kann.

Muscatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muscatennußbaums, der sonst auf allen moluckischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und besonders auf Banda, Rammantaoer und Pulo-ap angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzosen haben ihn in ihren Besitzungen, letztere namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieses Baums, welche ohne Geruch sind, kommen einzeln nach und nach zum Vorschein. Es sind deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenstiele in den Achseln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Schale und Größe; nach dem Stiel hin aber sind sie zugespitzt, wie eine Birne und der Länge nach wie die Pfirsiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach dem Kern röthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen, nehartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muscatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muscatenblüthe ist also uneigentlich. Diese kostbare Gewürz nimmt man von den ihres Fleisches entledigten Nüssen mit einem Messer sorgfältig ab, trocknet es im Schatten, besträut es mit Seewasser und trocknet es wieder, wodurch es die röthliche gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüsse enthalten unter einer schwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muscatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgesetzt und dann aufgeschlagen, sortirt, in Körbe geschüttet und einige Mal in ein Gemisch von Kalk- und Seewasser getaucht, um sie vor dem Ranzigwerden zu verwahren. — Man sammelt die Früchte drei Mal des Jahr im Julius und August, im November und im März und April. Die letztere Ernte gibt die reichste Ausbeute. Man preßt aus den Nüssen das kostbare Muscatenöl.

Muscheln, s. Conchylien.

Muschbroet (Peter von) oder **Musschenbroet**, war 1669 zu Leyden geboren, und starb daselbst 1762. Er studirte an seinem Geburtsort Medicin, Physik und Mathematik, und promovirte daselbst 1715. Nachdem er eine Reise nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lernte und von Desaguliers manchen Aufschluß erhielt, kehrte er nach Holland zurück, wo er bald angestellt wurde. Die Universität Utrecht war seit lange durch ihre Rechtslehrer berühmt; Muschenbroet, der zum Professor der Physik und Mathematik ernannt worden, erwarb sich auch in diesen Wissenschaften einen Namen. Bald wurde er nach Leyden berufen, um dort denselben Lehrstuhl einzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich die pariser und londoner, nannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark versuchten umsonst, ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphysik erwarb sich Muschenbroet bleibende Verdienste; durch seine Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert. In seinen Versuchen wie in seinem Nachdenken sieht man viel Scharfsinn und Genauigkeit. Seine Werke sind:

Musen

**Elementa Physices; Tentamina experimentorum; Compendia
icae experimentalis; Introductio ad philosophiam naturalem
ationes physicas.**

Musen, die Götinnen der vorzüglichsten schönen Wissenschaften. Ihre Abstammung wird verschieden angegeben. In den Namen und Personen der Musen selbst findet sich große Verschiedenheit. Die bekanntesten sind die Töchter Jupiters und Mnemosyne, welche auch Mnemata, Memoria und Mens genannt werden. Ihre Pflegemutter soll Eupheme gewesen seyn. Eigentlich stammen die Musen aus Pierien in Thracien; von da kamen sie nach Griechenland und dann ins übrige Griechenland. Anfangs kannte man nur drei Musen: Melpomene (das Nachsinnen bei der Arbeit); Mnemosyne (die Erinnerung zur Verewigung großer Thaten); und Erato (die Begleitung der Erzählung). Andre nennen diese Cephallenien und Apollonien. Endlich brachte Pierus, ein König, neun Musen nach Thespien, die man für seine Töchter nahm, daher auch nach Pausanias Pierides nannte. Andre leiten die Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo sie am frühesten verehrt wurden. Ihre Namen waren Erato, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Calliope; nach Andern aber Calliope, Helice, Thelxinoe, Terpsichore, Euterpe, Erato, Erato und Eunope. Nach Varro sollten die neun Musen aus drei ursprünglichen durch folgenden Zufall entstanden seyn. In Sicilien (vermuthlich in Sicilien) drei geschickten Künstlern aufgetragen, die Bildsäulen der drei Musen zu verfertigen, von denen man den zum gottesdienstlichen Gebrauche heiligen wollte. Jeder verfertigte drei Statuen. Bei der Besichtigung fand man, daß sie insgesamt geweiht und in dem Tempel des Apollon aufgestellt wurden. Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit Mnemosyne neun Nächte in Pierien zu, und zeugte in diesen die Musen. Gleich nach ihrer Geburt kamen sie singend und tanzend zum Olymp, wo Jupiter sie zur göttlichen Würde erhob. Von der Spitze des Olympus ist ihr Palast neben den Parnassus und des Himeros, wo sie singen und tanzen. Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen dargestellt; bisweilen aber werden auch Kinder der Musen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, daß sie bei Eusebius die Mutter des Linus genannt wird. In den Begebenheiten der Musen werden vorzüglich drei Wettstreite mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem Chamäris, hatten. Die Sirenen mußten, als sie überlistet wurden, sich die Federn aus den Flügeln rupfen lassen, woraus die Musen Kränze machten. Die Töchter des Pierus flogen bei dem geschwächten Elfen hinweg. Als die Musen in dem Wettstreite sangen, standen der Himmel und die Gestirne, die das Meer still, und der Berg Helicon hüpfte vor Wonne, so daß er, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmlischen stiege, den Pegasus abschickte, der ihm mit dem Fuße auf den Hintern schlug; bei dem Gesange der unglücklichen Pieriden aber deckte das Finsterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Chamäris, der Wettstreit mit ihnen begann, hatte als Bedingung desselben, daß, wenn er Sieger wäre, jede von ihnen eine Nacht in seinem Hause ruhen sollte; würde er aber besiegt, so sollten sie ihm eine harte Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, und

zur Strafe für seine Vermeßtheit die Augen und die Kunst, die Erther zu spielen. Außerdem werden noch folgende Geschichten erzählt. Eine gewisse Völkerschaft hörte den Gesängen der Musen mit so vielen Vergnügen zu, daß sie das Essen darüber vergaß, und dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttern in Heuschrecken verwandelt wurde, welche immer singen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. — Einst machten sich die Musen bei regniertem Wetter nach dem Parnas auf, und traten unterwegs zu Daulis im Hain des Pyreneus ab, um sich vor dem Regen zu schützen. Als sie aber bei wieder erheitertem Himmel ihren Weg fortsetzen wollten, verschloß ihnen Pyreneus den Ausgang und wollte sie zwingen, seine Umarmung zu leiden. Sie nahmen Flügel an, und retteten sich dadurch oben zum Hause hinaus; Pyreneus aber, der ihnen nachstellte, stürzte zur Erde hinab, und blieb auf der Stelle todt. — Die gewöhnliche und gemeinschaftliche Beschäftigung der Musen war Gesang und Tanz. Erst in spätern Zeiten schrieb man jeder einzelnen eine besondere Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Stimm des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichste unter den Musen, die Beschüzerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredsamkeit und des Gesanges schenkte. Elio war die Göttin der Geschichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Erato der Gestrirne, Erato der Liebesgesänge, Polphymnia der Beredsamkeit und Terpsichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen übersetzen, so hieß Erato die Liebliche, Kalliope die Schöne redende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, besonders bei Gastmählern, Melpomene die Berausende, Polphymnia die Mannichfaltigkeit des Gesanges, Terpsichore die Tanzliebende, und Elio den Ruhm bezeichnend. Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Helicon, Pindus, Parnassus, und den heiligen Quellen daselbst. Im Allgemeinen werden sie als liebliche Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube oder Lorbeern oder Rosen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie fassen sich bei den Händen und tanzen um den Apoll. Ihre Verehrung verbreitete sich von Griechenland nach Italien; in Rom hatten sie verschiedene Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuschrecken heilig.

Musette (lateinisch *Musa*, italienisch *Musetta*), bedeutet 1. eine Sackpfeife (Dudelsack), ein Instrument von sehr alter Erfindung. Im vorigen Jahrhundert eigneten sich die Franzosen die Erfindung derselben zu, und nannten sie *Musette de Paris*. Ein Schweizer, Hirt, aus Solothurn, brachte das Instrument nachher nach Rußland an den Hof der Kaiserin Elisabeth, fand aber durchaus keinen Beifall; 2. ein kleines Conßick, das zum Tanzen eingerichtet ist, gewöhnlich in 6/8 Tact, von etwas langsamer Bewegung, von naiver Einfalt und einem sanften schmeichelnden Gesange; oft auch über einen anhaltenden Basson gesetzt. Der Tanz selbst ist für naive ländliche Lustbarkeit bestimmt, paßt aber auch sowohl zu edeln Schäfercharakteren, als zu niedrigen bäuerlichen. Die Musik richtet sich genau nach dem Charakter derselben.

Museum, eine Sammlung seltner und interessanter Gegenstände aus dem ganzen Umkreise der Naturgeschichte und Künste, und in Zimmern oder Gebäuden zur Ansicht der Kenner und Liebhaber entworfen auf Kosten einer Privatperson oder einer Regierung aufgestellt. Ursprünglich wurde diese Benennung, die einen Ort zum Studiren bezeichnet, dem Theile des königlichen Palastes in Alexandrien gegeben, welchen

Ptolemäus Philadelphus für die Gelehrten und die Bibliothek bestimmte. Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, aller bedeutenden Museen unsrer Zeit, geschweige der Vorzeit, zu erwähnen; wir beschränken uns daher auf die Museen im Vatican, zu Florenz, Paris, Oxford und London. — Das Museum im Vatican nahm ursprünglich gewissermaßen alle Zimmer dieses ungeheuren Palastes ein. Die Gemälde, Bücher, Handschriften, Statuen, Reliefs, und überhaupt alle ausgezeichneten Werke der Alten waren daselbst vereinigt. Hier befand sich der Laocoon, derselbe (wie man vermuthet), der einst den Palast des Titus schmückte und den Plinius ein *Opus omnibus et picturae et statuarum artis praefereundum* nennt. Diese unschätzbare Sammlung wurde mehrere Jahrhunderte lang bis auf unsre Zeit vermehrt; wo Rom von den heiligen Vandalen erobert und der Vatican seiner schönsten Zierden, Dank ihrer Eitelkeit mehr als ihrem Kunstsinne, nicht durch Zerstörung, sondern durch Entführung beraubt wurde; doch gab das siegreiche Jahr 1815 den Raub wieder zurück. — Die Großherzoge von Toscana waren lange Zeit eifrige Bewunderer und Beförderer der Künste, und scheuten keinen Aufwand, die schönsten Kunstwerke zu erwerben; ihr Museum zu Florenz wetteiferte mit dem vaticanischen, und übertraf es in einigen Stücken selbst. Seine schönste Zierde war die mediceische Venus, dann der farnesische Hercules. Auch aus dieser Sammlung sind die schönsten Stücke nach Paris gebracht, aber 1815 zurückgegeben worden. — Wir kommen auf das Musée central des arts zu Paris, für welches die schönsten Kunstsammlungen Europa's geplündert worden, und welches auf diese Weise das erste in der Welt geworden ist. Die Gemälde waren sehr verständig nach den Nationen geordnet, so daß das Auge stufenweis zu dem Gipfel der Kunst in den Werken der italienischen Meister geführt ward. In dem Stockwerk unter der Bildergallerie waren die Antiken aufgestellt. Um eine allgemeine Idee von dem Inhalt zu geben, führen wir die Namen der verschiedenen Abtheilungen an; diese sind: La Salle des Salons, la Salle des hommes illustres, la Salle des Romains, la Salle de Laocoon, la Salle d'Apollon und la Salle des Muses. Da im Jahr 1815 die geplünderten Kunstschätze wieder zurückverlangt wurden, so verlor das Musée seine größten Zierden; aber noch immer ist es eine der wichtigsten Sammlungen in Europa. Außerdem hat Paris noch ein Museum von Nationaldenkmälern. Die tolle Wuth des Pöbels hatte in den ersten Perioden der Revolution viele dieser Denkmäler zerstört oder verstümmelt. Diesem Frevel thaten endlich strenge Verfügungen des Nationalconvents Einhalt. Le Noir, ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, schlug vor, alles noch Vorhandene, das der Aufbewahrung werth sey, zu sammeln; und da sein Plan angenommen wurde, brachte er eine bewundernswürdige Menge vaterländischer Denkmäler aus allen Theilen des Reichs zusammen; die jedoch in einem nicht vortheilhaften Local aufgestellt sind. — Unter den Museen, welche England besitzt, ist das oxforder das älteste. Es wurde 1679 angelegt und verdankt einen großen Theil seiner Schätze Elias Ashmole, dessen Namen es auch seitdem führt. Das britische Museum zu London endlich darf freilich mit dem aus der Beute von ganz Europa zusammengebrachten zu Paris an Reichthum nicht verglichen werden, indem es nur durch Schenkungen und Ankäufe vermehrt worden ist; betrachtet man es aber aus diesem Gesichtspunkt, so muß es bewundernswürdig selb erscheinen. Sir Robert Cotton legte den Grund zu dem britischen Museum, indem er seine treffliche Handschriftensammlung dem öffentlichen Gebrauch widmete; der nächste Zuwachs

waren die Bücher, Handschriften und übrigen Seltenheiten Sir. von Elouane's, welche für 20,000 Pfund angekauft wurden. Seitdem ist die Regierung keine Gelegenheit vorbeist, das Museum zu bereichern; kaufte sie die Handschriften des Lord Orford für 10,000 Pfund, die Sammlungen Hamiltons, die Marmor und Basreliefs Townley's, und eine große Menge kostbarer Münzen, Fossilien, Mineralien, Handschriften, Bücher und Antiken.

Musik. Wenn wir uns von dem Wesen und der wahren Natur dieser Kunst einen richtigen Begriff machen wollen, so müssen wir versuchen, ihren Ursprung in der Natur auszuforschen. Dieses wird dadurch erleichtert, daß wir diese Kunst einigermaßen noch täglich beobachten sehen, so wie wir denn auch die erste, ganz rohe Bearbeitung des Gesanges durch den Geschmack gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur scheint eine ganz unmittelbare Verbindung zwischen dem Herzen und dem Gehöre gestiftet zu haben. Die Leidenschaft kündigt sich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und diese Töne erwecken in dem Herzen dessen, der sie vernimmt, die nämliche leidenschaftliche Empfindung, aus welcher sie entstanden sind. Ein Angstgeschrei setzt uns in Schrecken, und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit in uns. Während die übrigen Sinne nur blinde Lust und Unlust in uns zu erwecken und nur auf unsern Körper einzuwirken vermögen, zielt dasjenige, was uns das Gehör und das Gesicht überliefert, auf die Wirksamkeit unsers Herzens und Geistes ab; daher liegen in diesen beiden Sinnen Triebfedern zu verständigen und sittlichen Handlungen. Von diesen beiden edlen Sinnen hat aber das Gehör bei weitem die wirksamste Kraft, und dies ist bei weitem der tauglichste Sinn, die Leidenschaft zu erwecken. Denn wer wird sagen können, daß ihm irgend eine Art von unharmonischen oder widrigen Farben eine schmerzliche Empfindung verursacht habe? Aber das Gehör kann durch unharmonische Töne so widrig angegriffen werden, daß man darüber in wahre Verzweiflung gerathen möchte. Dieser Unterschied rührt ohne Zweifel daher, daß die Materie, wodurch die Nerven des Gehörs in Bewegung gesetzt werden, nämlich die Luft, um vieles gröber und körperlicher ist, als das ätherische Element des Lichts, das auf das Auge wirkt. Daher können die Nerven des Gehörs wegen der Gewalt der äußern Reizungen, die sie bekommen, eine größere Wirkung auf das ganze System aller Nerven hervorbringen, als es bei dem Gesichte der Fall ist. Setzt man nun noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Leidenschaft versetzte Mensch sich gern in derselben zu bestärken, daß er sich zu streben scheint, diese Leidenschaft immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorne und auch in andern Affekten geschieht; so wird es sehr begreiflich, wie auch die rohesten Menschen, wie sogar Kinder, die noch nichts überlegen, darauf verfallen, durch eine Reihe leidenschaftlicher Töne sich selbst in der Leidenschaft zu bestärken und sie noch immer mehr und mehr zu entflammen. Dies ist nun freilich noch kein Gesang, aber der erste natürliche Keim dazu. Wenn zu dieser Andeutung noch einige eben so leicht zu machende Bemerkungen und einiger Geschmack hinzukommen; so wird man bald den förmlichen Gesang entstehen sehen. Die Bemerkungen, von denen ich hier reden, betreffen die Kraft der abgemessenen Bewegung, oder des Rhythmus, und die sehr enge Verbindung welche zwischen dieser und den Tönen vorhanden ist. Die abgemessene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleich weit fortrückt, und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, merklich macht, ist

haltend und erleichtert die Aufmerksamkeit, die sonst bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anstrengung erfordern, die taktmäßige Bewegung, wie z. B. bei denjenigen, die Schiffe steuern, oder durch Ruder fortstoßen. Aber noch mehr Aufmunterung ist diese taktmäßige Bewegung, wenn sie rhythmisch ist, d. h., wenn zu jedem Schritt oder Tact gehörigen kleinen Rückungen verschiedene Abwechselungen in Stärke und Schwäche sind und aus mehreren Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdauernde mannichfaltig wird, entstehen. Daher das Rhythmische in dem Hammerschlagen der Schmiede und in dem Dreschen, das Mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelt der Lust, die es an Einformigkeit, mit Abwechslung verbunden, findet, zur Fortsetzung derselben ermuntert wird. Diese taktmäßige und rhythmische Bewegung aber kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine solche Folge stets den Begriff von Bewegung mit sich führt. Und somit ist demnach der Ursprung des förmlichen, mit Tact und Rhythmus begleiteten Gesanges und seine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Die Musik ist also eine Kunst, die wie jede andere Kunst, in der Natur des Menschen begründet ist. Obige Ideen über die Entstehung der Musik, d. h., der Instrumentalmusik, sind die bisher gangbarsten gewesen und aus dem Grunde hier angedeutet worden. So verdienstlich nun auch darin besonders die Nebenbemerkungen über den Ursprung des Tacts und der Ereignisse desselben sind, so möchte der letzte Grund aller Erfindung der Instrumentalmusik doch vielleicht bloß in dem Triebe der Nachahmung zu suchen seyn, der eine unerlässliche Bedingung der menschlichen Natur, und das man auch dagegen sagen möchte, der Ursprung aller Kunst ist (s. Art. Instrumentalmusik). Der Gesang, der vielleicht so alt als das Menschengeschlecht selbst ist, war ursprünglich der Trieb des Menschen, seine Gefühle und Empfindungen, besonders wenn deren Heftigkeit ihn vorzüglich stark afficirte, gleichsam aus dem Herzen durch den Mund auszustößen und sich überhaupt des unangenehmen Gefühls, sowohl als des angenehmen zu entledigen. Wir schreiben es mit vollkommener Uebersugung nieder, daß die geistige Natur des Menschen, durch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte gleich sehr gestört, beider Empfindungen Herr zu werden und zu unterdrücken strebt. Wir wollen dies durch einen Erfahrungssatz zu beweisen suchen. Wir sehen täglich, daß Menschen, wenn ihnen ein unglückliches Ereigniß begegnet, nicht im Stande sind, die Regungen, die ihnen dadurch verursacht werden, in ihrem Busen zu bergen; sie müssen sie, oft gegen ihren eigenen Willen, einem Dritten mittheilen. Warum dies? Weil ihnen das Gefühl dieser Freude zu drückend gewesen ist und sie deshalb gezwungen worden sind, zur eigenen Erleichterung es auf einen Gegenstand außer ihnen zu übertragen. Der Gesang, also, sowohl der der Freude als der des Schmerzens, ist das Bestreben, sich von den Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftigste Mittel, wodurch die Natur sich zu äußern pflegt, durch die Stimme nämlich, zu entledigen. Auf welche Weise nun eine äußere, gesetzmäßige Zweckmäßigkeit in dieselbe übertragen worden, ist bereits theils durch die oben angedeuteten und bisher gangbaren Ideen erklärt worden, theils ist dabei hier noch nachzuholen, daß der Geist des Schaffens, der in der menschlichen Natur verborgen liegt, stets dahin strebt, das, was er wiederholt thun muß, nach einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit zu thun. Und somit mußte nun bald in dem Gesange Tact

und Rhythmus entstehen, die vielleicht auch bereits in dem Pulsschlag ein natürliches Urbild vorfinden. Eine Nachahmung des Gesangs war nun die Instrumentalmusik, wie wir dies in diesem Artikel ausführlicher gezeigt haben. Nachdem wir nun bisher im Allgemeinen über die physiologische Entstehung der Musik gehandelt haben, wollen wir zu dem Besondern und Angewandten dieser Kunst übergehen. Da die Musik nicht in so fern auf den Menschen wirkt, als er denkt, oder als er Vorstellungskräfte hat, sondern in so fern er empfindet; so ist es dem Zwecke derselben gänzlich unangemessen, eigentliche Gedanken und Vorstellungen darstellen zu wollen, und jedes Kunststück, das nicht Empfindung erweckt, ist kein Werk der echten Kunst. Dies ist der wahre Zweck derselben. Nächstdem kommen nun auch die Mittel in Betrachtung, in deren Kenntniß und Gebrauch eigentlich die Kunst besteht. Diese Mittel sind dreifach: der Gesang, die Tonart, die metrische und rhythmische, und endlich die Harmonie. Der Gesang, oder die Folge einzelner Töne, in so fern sie nach der besondern Natur der Empfindung langsamer oder geschwinder fortfließen, geschleift oder gestrichen, in größern oder kleinern Intervallen von einander getrennt, stärker oder schwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Tones vorgetragen werden. Aus mehreren solcher Töne nun, die in und durch sich selbst zu einem Ganzen verbunden sind, entstehen Sätze, aus mehreren solcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, besteht der Gesang. Die Tonart, in welcher ein Gedanke vorgetragen wird, ist in so fern wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren besondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen sehr starken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme; nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, sondern sie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende, oder harmonische Stimmung. Dieses empfindet man, wenn man solche Menschen, die in Affect gerathen sind, reden hört. Wenn also unter den mannichfaltigen Tonleitern, allemal diejenige ausgesucht wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, so wird dadurch der wahre Ausdruck dieser Empfindung noch mehr verstärkt. Das Metrische und Rhythmische der Bewegung in dem Gesange dient dazu, die Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit in derselben zu erhalten. Der Gesang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge desselben fortdauernde Aufmerksamkeit zu verwenden. Aber auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft. Die Harmonie, d. h., derjenige Theil derselben, welcher dem Gesange zur Unterstützung und Begleitung dient, schließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck desselben in sich. Denn ihrer innern Natur nach gibt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und durch sie also schon allein kann Ruhe oder Unruhe und Schrecken oder Trüblichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies sind, im Ganzen genommen, die Erfordernisse, die dazu gehören, eine Musik in ihrer Art vollkommen zu machen; sie müssen angewandt werden, wenn die Tonkunst die unerklärbaren Wirkungen, deren sie fähig ist, in vollkommenem Maße hervorbringen soll. In Betreff dieser Wirkung ist die Tonkunst, wie gesagt, wahrhaft unerklärbar. Wenn jede andere Kunst mehr oder weniger zum Verstande spricht, dieser sich aber der empfangenen Eindrücke stets bewußt ist und die Gründe davon aufzuzählen vermag; so wirkt dagegen die Musik nur einzig und allein auf das Gemüth und ist im Stande, dasselbe bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Wer, der für Musik empfänglich ist, das nicht begreift

mal in seinem Leben beim Anhören derselben Thränen der Freude ergossen, ohne daß die Musik in diesem Augenblicke gerade eine bestimmte Situation ausgedrückt hätte? Die Musik erweckt also in uns nicht durch dem Verstand begreifliche Gesinnungen und Meinungen, sie gänzlich entfernt von der Hervorbringung logischer Begriffe in unserer Seele, sondern sie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße Empfindung in uns; und dies ist das unendliche Gebiet, wo die Musik ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrschaft ausübt. Sie ist nicht rein romantisch, d. h., sie hat keine Verbindung mit dem Vorstellbaren, mit dem Gegebenen, sondern ihre Wirkung geht lediglich auf das Unbekannte, auf das bloß von den Menschen Geahnete. Wenn wir uns den Begriff des Romantischen streng auffassen und ihn auf die Musik übertragen, so muß uns deutlich werden, daß die Griechen, deren Ausbildung nichts weniger als romantisch war, die im Gegentheile, statt das Unbekannte zu ahnen, das Bekannte besaßen und genossen, in diesem Sinne keine Musik gehabt haben können. Und so scheint es denn auch wirklich zu sein; ihre Musik war ein Erzeugniß des Verstandes, denn sie wurde ja als vierter Theil der Mathematik betrachtet, und es lag ihr, wozon wir an unserm Theil vollkommen überzeugt zu sein glauben, alle Melodie und alle Harmonie, in so fern letztere den mehrstimmigen Satz bedeutet, gänzlich ab, so wie denn auch der Vortrag derselben, was sie Musik nannten, besonders im Gesange, nur recitativisch, also etwa eine notirte Declamation war, in der kein Ton eigentlich eine wirkliche musikalische, sondern nur eine declamatorische Länge hatte, bei der jedoch Rhythmus und Tact, in so fern dies mathematische Gegenstände sind, vorhanden waren. Der Ton an sich selbst ward überhaupt bei ihnen nie ästhetisch, immer nur mathematisch und also als Sache des Verstandes und nie des Gefühls betrachtet. Dies haben wir aber den Unterschied der alten und neuen Musik besonders für diejenigen anzuwenden zu müssen geglaubt, welche noch in unserm Zeitalter von der griechischen Musik einen Begriff haben, als könne sie immer ein Muster seyn, nach welchem sich die neuere Musik zu bilden habe. Man suche diese unsere Meinung nicht etwa durch Anführung der besondern Eigenschaften widerlegt zu werden, die in der griechischen Musik nicht vor-

handelt wird, in, daß dieser aber abtrags nicht theils, in meiner Musik, die Instrumenten-Ordnung abtrags in lebendigen ein müssen, welche Wirt: doch Tact, in machen einer ganz hien, von Lasten fordern, wie der werden, wozu durch

aus auch nicht die leiseste Spur bemerkt hat. Was man in neueren Zeiten von der durch Musik zu bewirkenden Heilung der Nervenschwäche und Krampfkrankheiten geschrieben und gesagt hat, wollen wir, da dergleichen Behauptungen ohne alle Beweise sind und fern müssen, nicht erwähnen und weiter daraus keine Schlüsse auf die Wirkung der Musik ziehen.

Musik (Geschichte der). Da die Musik nicht unumwundlenlich die älteste aller schönen Künste, und mehr als irgend eine andere ein unmittelbares Erzeugniß der Natur ist; so wäre es ein vergebliches Unternehmen, dem historischen Urforschung derselben in seinen allerersten Veranlassungen nachzuforschen zu wollen, um so mehr, da die Weisheit dieser Kunst sowohl als aller übrigen Künste eher ausgebildet worden ist, als man an die Theorie derselben, die doch allein einen völligen historischen Ursprung nachweisen könnte, gedacht hat. Mit höchster Beweiskraft darf man übrigens annehmen, daß die Töne, welche die Natur erzeugt, wie z. B. der Wind, das Geräusch der Baumbblätter, der Lustig in dem Schilfröhre, das Geräusch des Wassers, die Stimmen der Menschen und Thiere, besonders aber der Gesang der Vögel, Veranlassung zur Erfindung der Musik gegeben haben. Die Vocalmusik, oder die Hervorbringung künstlicher Töne durch die menschliche Stimme, ist die älteste Art der Musik, und Athenagoras meinte behauptet habe, der Gesang der Vögel sei Veranlassung gegeben, indem den aus ihrer Stimme nachahmen gelehrt Lucetius, und man hält es für gesehen die Stimmen der Vögel eher gehört dieser Lucetius sagt auch, daß die Hirten da, indem sie der ins Schilf blasende Wind einen Laut gäbe, daher sie es alsdann durch das Blasen mit dem Munde in ein Laut hervorzubringen im Stande wären. Das Getöse, welches die Himmelskörper bei der Erfindung der Musik Gelegenheit gegen die Musik entweder durch das Geräusch der Zurückprallung der Luft, oder durch die zu sein. Historisch gewiß ist übrigens, daß schon der Hahn Kamech, eine Art von Vogel, welche nicht allein auf Musikinstrumenten, Thierhaaren bespannten Saiteninstrumenten das konnte bereits den Gesang und den Laut andern Saiteninstrumenten, so wie die Harfe, und Moses mußte schon zwei Jahrhunderte vor dem Entstehen der Vocalmusik ist der Schwester des Moses, der nach dem Durchgang und von derselben mit der Harfe und Salomons Zeiten hatte die Musik der Vögel erreicht. Der Dienst ihrer Erfindung. Bei den Hebräern bestand die Musik die aus den Psalmen Davids und aus dergleichen Lobgesängen bestanden, an welche Abende waren und sie deshalb beibehielten Agapen oder Liebesmahlen der Christen genannt aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus. Doch gedenkt Eusebius, da

sch, beruht des Besanges beim Abendmahle. Auch müssen bereits vor
Kirchen-er Sammlung zu Laodicea (365 oder 370) gewisse Kirchen-
gesänge worden sein, da man auf denselben die eucharistischen an-
gebot Pflichten verbot und nur die canonischen gestattete, welche nicht
von dem unaufrichtigen Volke, sondern von eigens dazu bestell-
ten Cantoribus und Conantibus, bei dinere Mäßen standen, nach Ruten
aufgesungen werden sollten. Schon im Jahr 370 (nicht 370) führte der
patriarch Damasius in der abendlandischen Kirche den abwechselnden Ge-
sang und des Psalmen- und Halleluja- Sungen an den Festtagen ein.
Die durchs Art der eigentlichen Kirchenmusik wurde jedoch im Orient
im 4ten Ertus (Jahr 373 oder 374) und im Occident von Ambro-
sius (Jahr 374) verdrängt; daher der Erstere auch der ambrosianische
Gesang genannt wurde. Dieser Ambrosius, Erzbischof von Mailand,
schickte nur diejenigen Melodien her, die man authenticas nannte, und
hieß die Psalmen so ab, daß sie abwechselnd gesungen wurden. Der
ambrosianische Gesang ist erst eine Erfindung der spätern Zeiten, über des-
sen Ursprung man überhaupt nicht einsig ist; nur der melodische Gesang
ist, nach Jambros Bericht, mehr einer bloßen mochten Declamation, als
einem wirklichen Gesange ähnlich gewesen sein. Das Abingen der Psal-
men durch Kirchenmänner vor der Kirche (wo sich, wenn es der Psalm er-
forderte, zwei Chöre einander wechselsweise antworteten) verordnete zuerst
er Pater Hieronymus im Jahr 420. Gregor der Große (590 — 604)
vertheilte zuerst eine Auswahl der Psalmen, sog daraus die lausantibus und
lausantibus, sagte den Melodien, die man authenticas nannte, auch
die sogenannten plagales her, und gab überhaupt dem ganzen Kirchen-
gesange, der auch daher der gregorianische oder römische Gesang ge-
nannt wurde, eine bessere Einrichtung; daher ihm vorzugsweise die Er-
findung der Choralmusik zugeschrieben wird, wie er denn auch eine
Festsetzung der Sänger stiftete. Er
ist nach Johann Damascius
salle ersand, durch welche die si-
ind also der Gesang nach Ruten
Kirchen herrschen lassen. Das bei
der in Octaven gesungen wurde,
ist wor bei den Ruten nicht beken-
ten Zeiten erfunden. Die mus-
gruß, mit vier Stimmen zu singen, soll der Engländer Dunstan, Er-
bischof von Canterbury (Jahr 960) in seiner Jugend erfunden haben.
Andere behaupten, daß es eine spätere Erfindung sei, die von Guido
Arezzo, der um 1025 lebte, herrühre und die verschiedensten Musik, d. h.
sowohl, wo eine oder mehrere Cantoren mit den dazu gehörigen Instru-
menten, auf verschiedene Weise eingerichtet werden, eine Note immer
mehr als die andere gilt und die Zeichen derselben eben so wenig als der
Ton gleich sind, zuerst erfunden habe. Dieser Guido Arezzo, ein Mönch
in einem Kloster bei Ravenna, hat seine Erfindung in dem Buche Mi-
nusculus beschrieben. Der deutsche Ausgesang
an Kirchen eingerührt. Die Erfindung der Figuren
schreibe man dem Johannes de Muris (Jean de M-
ur) zu. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts hat
es Italien nach Deutschland. Nicolaus Dancius
ist im 16ten Jahrhundert in Braunschweig meist-
auf, die damals etwas vordrängte waren. Von
ch die Erfindung des Musik in die fabelhafte Zeit
ung; bei den Engländern soll Adam und sein Ge-

sie gelehrt haben. Die Aegyptier selbst aber schreiben diese Erfindung dem Thot, einem Freunde des Osiris, zu. Osiris, den man in die Zeiten Abrahams setzt, soll die einfache Pfeife, nach Andern aber Mandros, den man für den Linus, den frühzeitig verstorbenen Sohn des ersten Königs der Aegyptier, hält, die Musik bei diesen erfunden haben. So viel ist gewiß, daß die Erfindung der Musik in Aegypten uralt seyn muß, da man schon in dem Grabe des Osymanduas bei Theben musikalische Instrumente abgebildet gefunden hat. Osymanduas lebte 27 Generationen vor dem Gesoftris, der nach Einigen 1363, nach Andern 1485 vor Christi Geb. regiert haben soll, woraus folgt, daß die Aegyptier bereits 2000 Jahre vor Christi Geb. musikalische Instrumente gehabt haben. Die Griechen schrieben die Erfindung der Singkunst der Muse Melpomene und die Erfindung der Instrumentalmusik der Muse Erato zu, die beide Töchter des Jupiter und der Mnemosyne waren. Andre sagen, Epimetheus, noch Andere sein Bruder Prometheus, beide Söhne des Japetus, hätten die Musik bei den Griechen erfunden. Die erste Periode der griechischen Musik fing mit dem Cadmus an, der etwa 2461 die Musik aus Phönicien mit nach Griechenland brachte. Doch bestand diese Musik bloß in Anwendung des Rhythmus auf Klavier, Trommel und Klingen, welche man bei den Opferfesten ertönen ließ. Unter den Griechen war in ihren fabelhaften Zeiten Apollo in der Musik berühmtest, dessen Name, wie Einige wollen, aus dem Worte Jubal entstanden seyn soll. Er soll einstens an dem Bogen seiner Schwester, der Diana, zufällig einen Laut vernommen haben und dadurch auf die Erfindung der Harfe gekommen seyn. Zu seiner Zeit, wie auch zu der Zeit der Minerva und des Amphion, war die Musik der Griechen weiter nichts, als eine Anwendung des Rhythmus auf Cithar und Pfeife, und der Gesang war ein rhythmisches Schreien. Andere aber schreiben die Erfindung der Saiteninstrumente unter den Griechen nicht dem Apollo, sondern dem Hermes zu, den die Römer Mercurius nannten, welcher am Nile die Lyra erfand. Wieder Andere machten den Bacchus oder Dionysus zum Erfinder der Musik, wie auch den Amphion und seinen Bruder Zethus; erstere soll bereits Mercur eine siebenstimmige Lyra geschenkt haben. Dieser Amphion, der mit dem Cadmus zugleich gelebt haben soll, lernte bei den Ägyptern die lydische Musikart und führte dann diese in Griechenland ein. Einige eignen die Erfindung der Musik dem Vorfahren der Arkadier zu; diese waren Hirten und der Gesang diente ihnen zu ihrer Unterhaltung. Daher lehrten sie auch ihre Kinder von Jugend auf Singen, um ihnen ihre rauhe Lebensart in etwas erträglicher zu machen. Sie hatten weiter keine Instrumente, als die siebenröhrige Flöte und die Cithar. Einige sagen, Pan, der Sohn des Mercurius, habe die einfache Flöte und Pfeife, Andere, er habe die siebenröhrige Pfeife erfunden, deren Röhren am Munde in gleicher Höhe standen, aber nach unten zu länger waren. Daraus, daß die Pfeife des Pan sieben Röhren und die Lyra des Mercur in einigen Gegenden Griechenlands sieben Saiten hatte, schließt man, wiewohl mit Unrecht, daß man schon in den ältesten Zeiten Griechenlands sieben Töne in der Singkunst kannte. Unter diesen Tönen waren wahrscheinlich mehrere Octaven. Nach Andern soll nicht Pan, sondern Minerva die einfache Flöte erfunden, aber bald, weil dieselbe sie entstellte, weggeworfen haben, da sie alsdann Marsus fand, dem man auch die Erfindung der Doppelflöte zuschreibt. Einige Schriftsteller melden sogar, daß Setrites die Pfeife zuerst in Ägypten erfunden habe; also wäre sie, dieser Angabe zu Folge, aus dem

Auslande zu den Griechen gekommen. Andre schreiben ihre Erfindung
 den Ehedanern, Andere wieder den Eretenfern zu. Midias in Phry-
 sien machte sich durch Erfindung der Querpfeife um die Musik ver-
 dient. Linus von Chalcis, ein Sohn des Apollo und der Nymphe Psa-
 mate, soll nach einigen die Cithar erfunden, nach Andern aber die vom
 Apollo erfundene Lyra bekommen haben. Da er aber statt der flächfer-
 nen Säden ordentliche Saiten darauf zog, wurde er dafür vom Apollo
 erlddet. Der Phrygier Marsyas erfand die phrygische Tonart und der
 Chrazier Chamyras oder Chamyris, der acht Menschenalter vor dem
 Homer gelebt haben soll, die dorische Tonart. Vor dem trojanischen
 Kriege werden noch Orpheus, Musäus, Olympus und Philamion be-
 kannte Griechen als Musiker genannt. In Böotien, in dessen sumpfigem
 Thale es viel Rohr und Schilf gab, war die Flöte das gewöhnlichste
 Instrument. Die zweite Periode der Musik der Griechen fängt mit
 dem trojanischen Kriege an und geht bis auf die Erneuerung der py-
 thischen Spiele. Der Gesang bestand hier anfangs in einer Declama-
 tion, wobei die Instrumente den Rhythmus der Rede unterstützten.
 In dieser Periode wurde zuerst der Gesang mit Tanz verbunden. Auch
 soll der Phrygier Olympus, der aber nach Einigen früher gelebt haben
 soll, in diesem Zeitpunkte das enharmonische Klanggeschlecht erfunden
 haben. In der dritten Periode, die 580 vor Christi Geb. anfängt und
 bis auf Alexander geht, wurde das enharmonische Klanggeschlecht wie-
 der abgeschafft, die Töne wurden musikalisch abgetheilt und Vocal- und
 Instrumentalmusik von einander getrennt. In dieser Periode soll sich
 Baccades als der erste Solospieler auf der Flöte ausgezeichnet haben.
 Paus von Hermione im Peloponnesus, der 546 unter Darius Hykaspis
 lebte und der Lehrmeister des Pindarus war, ist unter den Griechen der
 erste, der über die Theorie der Musik etwas geschrieben hat. In dieser
 Periode zeichnete sich Pythagoras, der ein Schüler des Thales und
 Pherecydes war, am meisten in der Musik aus, die er von den ägyp-
 tischen Priestern erlernt hatte. Er erfand zuerst die mathematische Mu-
 sik, oder die Abmessung der Töne durch Zahlen, wozu ihm folgender
 Zufall die erste Veranlassung gegeben haben soll. Er gieng vor einer
 Schmiede vorbei und nahm während der Arbeit den Wohlklang von vier
 Hämmern wahr, deren fünften er aber dissonirend fand. Er wog dar-
 auf diese Hämmer, um die Ursach ihrer Consonanz und Dissonanz zu
 entdecken und fand, daß sich das Gewicht der consonirenden Hämmer
 wie 1; $\frac{1}{2}$; $\frac{2}{3}$; $\frac{3}{4}$ verhielt, daß aber der fünfte Hammer kein so
 einfaches Verhältniß zu den übrigen hatte. An dem Laute der Häm-
 mer fand er, daß der, welcher halb so schwer war, als der erste, die
 Octave, der, welcher $\frac{2}{3}$ vom ersten war, die Quinte und der, wel-
 cher $\frac{3}{4}$ vom ersten war, die Quarte desselben ausmachten. Dadurch
 kam, daß er das Gewicht der Hämmer auf die Saiten anwandte; ent-
 standen die Accorde und die theoretische Musik. Da er zuerst das
 Verhältniß des Töne mathematisch bestimmte; so wurde das Instru-
 ment, dessen man sich zur Untersuchung derselben bediente, der pytha-
 goräische Canon oder Sicon genannt. Er lehrte zuerst, daß mathema-
 tisch genommen und nach der Octave eingetheilt, ein halber Ton gar
 nicht für die wahre Hälfte eines ganzen Tons zu nehmen sey, sondern
 daß er dem ganzen Tone viel näher komme. Er setzte auch zu der ob-
 en Harfe die achte Saite und diese Abstufung der Töne wurde die mu-
 sikalische Leiter genannt. Nachher setzte man noch über die oberste Sait-
 e drei Saiten und eben so viele unter die unterste des Instruments,
 wodurch nun das Instrument vierzehn Saiten bekam. Um nun jetzt

Oriente herüberbringen, brachte man auch eine Reihe von
 merkwürdigen Instrumenten von fernen Ländern mit. Nach dem Pytha-
 goras that sich zu Anfang der griechischen Herrschaft besonders Pytha-
 goras als Erfinder hervor, und nach ihm theilten sich die
 damaligen Musiker in Pythagoräer und Aristoxenier. Der Pytha-
 goräer Damos, der Lehrer des Pythias und Sokrates, erfand die harmo-
 nischen Wissenschaft. Er war in seiner Kunst so verbohrt, daß seine Musi-
 k, nach Platon's Aussage, nicht geändert werden konnte, ohne die
 öffentliche Verwaltung der Republik mit zu verändern. Pherkus, der
 zur Zeit des Sokrates lebte, war der erste, der die Musik durch mann-
 und weibliche Melodien veränderte, die wir aber jetzt jährlich nennen. An-
 dere meinen, er habe die griechische Musik mit mehreren Kunststücken des
 feinsten Empfindens des Herzens anzureichern gesucht. Nach Platon
 machte sich um die Musik verdient. Nach Einigen soll seine musikalische
 Leiter schon zu vier Octaven und einer Sexte aufgestiegen sein; Andere behaupten jedoch, sie habe nur drei Octaven und einen Ton ge-
 habt. Mit dem Anfange der griechischen Monarchie fing sich die dram-
 und vorzüglichste Periode in der Entwicklung an und dauerte bis zum
 Ende dieser Monarchie. Zur Zeit Alexanders des Großen that sich,
 wie schon oben gesagt, Aristoxenus, ein Schüler des Empyrius, und
 Aristoteles hervor. Er schrieb 455 Abhandlungen über die Musik, von
 denen noch drei übrig sind, daher er der größte musikalische Schriftsteller
 ist, dessen Schriften auf unsere Zeiten gekommen sind. Er soll zu der
 musikalischen Leiter von fünfzehn Saiten noch drei andre hinzugefügt
 haben, die eine fünfte Quarte ausmachen, daher dann auch seine Lei-

Dieser Aristoxenus war, wie ebenfalls oben
 ist, der Urheber der zweiten Periode der theo-
 retischen Musik, worin die Verhältnisse der
 Töne, indem sie sich bloß auf die zwei
 Intervalle nach ganzen und halben Tönen
 zum zu bestimmen, was im Ton in natür-
 licher Weise jedes Intervall eines ganzen oder hal-
 ben Tones ist. Zu dieser Zeit bestand das Zwei-
 strichinstrument und Vielerstrichinstrument; sie hatten, mit
 Ausnahme und drei Klängegeschlechter, das ar-
 und diatonische, von denen jeder jedes fünf-
 te Zeit des Aristoxenus wurde man das chroma-
 tische und dessen das chromatische emp-
 fangt dem Epigonus, andere dem Aristoxenus
 (Epig. Weh.) zugeschrieben. Euclides ist überaus
 feiner, der 277 vor Christi Weh. die mathematische
 Ordnung behandelt hat. Als er
 Ende ging und die Griechen unter römischen
 sich die Musik an, bei ihnen zu finden. Der
 Kunst, besonders die, deren sie sich bei ihnen
 zu verweilen. Die Instrumentalmusik be-
 stand, besonders von den Aristoxen, welche die
 meisten dahin brachten. Vorher konnten die

Die ersten Saiteninstrumente kamen 188
 Jahre vor Christi Weh. in Rom auf, von denen vermutlich die Laut-
 der Aristoxenus das erste war. Unter dem Namen hat zuerst Varro, ein
 römischer Schriftsteller, von der Lauten, etwas über die Musik geschrieben. In
 der römischen Nachkommen, den Tullianern, hat, wie wir im Artikel Weh.
 gesehen haben, eine von der alten Musik ganz verschiedene Gattung

der Tonkunst begonnen, welche man daher, vorzüglich von 1022 an, als Guido Aretino lebte, *musicam antiquo-modernam* nennt. Von diesem behauptet man, daß er die alte musikalische Leiter von funfzehn Saiten, wie sie kurz vor dem Aristoxenus war, vermehrt und unten eine, oben aber noch vier hinzugefügt hätte, woraus dann die musikalische Leiter von zwanzig Stufen entstand. Wenn man aber behauptet, daß Guido Aretino eine bloß funfzehnsaitige Tonleiter vorgefunden habe; so vergißt man, daß bereits von Aristoxenus diese Tonleiter zu achtzehn Saiten vermehrt worden war. Warum war also zu Aretins Zeiten nur eine funfzehn- und keine achtzehnsaitige Tonleiter vorhanden? Bei den Deutschen war bereits Bardus I., der fünfte König der alten Balthier, ein großer Freund der Musik und Dichtkunst. Von ihm sollen auch die Barden den Namen haben, welche bei den Deutschen die ersten Lehrer der Musik waren. Notker Laabe (Notker Balbulus) zu St. Gallen im achten Jahrhundert schrieb unter den Deutschen zuerst von der Musik und componirte auch zuerst *sequentias missales*. Hupkens erfand ein System der Musik, so wie Sauveur ebenfalls ein ganz neues System der Musik angab und es 1701 bekannt machte. Die Harmonie, oder die Zusammensetzung mehrerer einander begleitenden Stimmen ist den Alten ganz unbekant gewesen, unter den Neuern aber anfangs bloß nach Gehör und Empfindung behandelt, und erst von Rameau 1722, wiewohl mit vielem Willkürlichen vermischt, in ein System gebracht worden. Euler hat 1739 die Tonkunst ganz mathematisch behandelt und zuerst über die vorher bloß durch Proben und durch Erfahrung verbesserten Blasinstrumente etwas gründliches gesagt. Uebrigens sollen wir, nach einer Tradition, die durch eine lange Reihe von Jahrhunderten bis auf uns gekommen ist, in den noch jetzt gebräuchlichen Kirchentonarten die meisten *modos musicos* der Griechen besitzen. In wie fern diese Behauptung gegründet sey, wollen wir nicht entscheiden; eben so wenig, als die Frage, ob einige in den Schriften aufbehaltene Gesänge der Alten, die man glaubt, entziffert zu haben, nach dem Effecte, den sie machen würden, wenn man sie jetzt sänge, mit der ihnen bei den Griechen wirklich eignen Melodie übereinkommen würden. Daß aber einige, noch jetzt in catholischen Kirchen üblichen Gesänge ein hohes Alter von tausend Jahren und darüber haben, ist nicht unwahrscheinlich. Ueber die eigentliche Beschaffenheit der griechischen Musik sind von den Neuern erstaunlich viel Untersuchungen angestellt worden, aus denen allen sich aber nichts besonders Erhellendes für die Aufklärung der eigentlichen Natur der griechischen Musik ergeben hat. Man findet in den griechischen Schriftstellern, die besonders über die Musik geschrieben haben, nicht nur an verschiedenen Stellen durchdringliche Finsterniß, sondern auch ganz offenbare Widersprüche. Wer begierig ist, diesen Gegenstand näher zu untersuchen, den verweisen wir auf die alten Schriftsteller über die Theorie der Musik, die Reibom in einer Sammlung herausgegeben hat und auf den Claudius Ptolemäus. Noch ist hier nachzuholen, daß einige dem Guido Aretino (von Arezzo), der, wie wir schon oben angemerkt haben, 1022 lebte, die Erfindung unsers Linien Systems zuschreiben, um die Töne, die vorher bloß durch Buchstaben, welche man über Sylben setzte, angeeignet wurden, durch die verschiedne Lage auf denselben nach ihrer Höhe und Tiefe zu bezeichnen. Aus dieser höchst glücklichen Erfindung entstand nachher, durch allmähliche Zusätze und Verbesserungen, die jetzt übliche Art, die Töne in Noten zu schreiben, wodurch nicht nur jeder Ton nach seiner Höhe und Tiefe, sondern auch nach seiner Dauer und

andern Uebersetzungen auf eine sehr bequeme Art beschaffen wird, was den Vortrag eines Liedes ausnehmend erleichtert und eben darum auch die Kunst selbst in ihren weitestlichen Ideen ungemein befördert hat. Im vorerwähnten Jahrhunderte soll darauf der bewährte erdachtene Jean de Warus (de Warus) die Art, ein Lied durch Noten zu bezeichnen, noch mehr vervollkommen haben. Erregtend schreibt man ihm die Erfindung der verschiedenen Formen der Noten zu, wodurch die Kunst der Kunst angeeignet wird.

Musikalische Wettstreite. Die Griechen setzten zu bestimmten Zeiten Wettstreite, bei welchen auch Preise für vorzügliche Künstler ausgesetzt wurden. Die vorzüglichsten dieser Feste waren die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele, von denen die einzelnen Künste zu verstanden sind.

Musikgold ist ein Produkt, welches größtentheils aus Zinn, Zinn aus Zinn, Silber, Zinn und Zinn gewonnen wird und das wegen der schönen goldenen Farbe zum Vergulden, Malen und Bemalen von den Malern gebraucht wird, welche es auch weitverbreitet selbst benutzt. Auf gleiche Kunst wird auch das Musiksilber von Zinn, Zinn und Zinn zusammengelegt und angewendet.

Musikstein, hat vornehmlich alles dasjenige, was die Kunst und die Bewegung betrifft. Im Musikstein befinden sich viele kleine einander liegenden streichen, streichen, auf hoch durchgehenden Stäben von edelster Farbe, und in einander vermischt. Durch sie hin laufen in verschiedenen Fäden, Flut- und Laugadern und Nerven. Im Musikstein, dessen ober im lebenden Zustande bei der Bewegung. — Ueberhaupt ist die Bewegung bei doppelter Art, willkürlich und unwillkürlich. In der ersten kann man die gemischte Bewegung an sich ist z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, des Schweißes u. s. m. Die natürlichen Bewegungen bedürfen keiner Erklärung; zu den gemischten rechnen man das Schreien, das Weinen mit den Augen u. s. m. Alle diese Bewegungen entstehen durch ein wechselläufiges Zusammenwirken und Erklären der Muskeln. Sobald irgend ein Akt auf sie wirkt, setzen sie sich in Bewegung, d. h. sie verformen sich, werden breiter, dicker, aus, hoch oder er, rinnen auch. Die Zusammenziehung geschieht allemal nach der Richtung, in welcher sich die Fäden oder Fäden der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, also meistens in gerader Linie. Dieses Spiel der Muskeln ist wahrhaft wunderbar. Wenn nach Hallers Versuchen eine Person in einer Minute Abtheilung von 1500 Buchstaben auspricht, so erfordert dies in derselben Zeit wenigstens 1500 Zusammenziehungen mit eben so viel Erschlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erstaunlich als die Schärfe ist die Kraft, mit welcher sich die Muskeln bewegen. Doch ist diese Kraft nicht in allen Muskeln gleich groß. Zu den stärksten gehören die Muskeln, welche die Arme in Bewegung setzen. Es gibt Menschen, welche Verrichtungen verrichten, die ein Gewicht von 100 Pfund erfordern, um aufgehoben zu werden. Ferner gehören hierzu die Arm- und Brustmuskeln, die um so mehr unter Erbauung stehen müssen, wenn wir erwägen, daß die durch sie in Bewegung gesetzten Knochen als Wurfbeil zu betrachten sind, wobei die Kraft eine sehr geringe Entfernung vom Aufpunkte und eine sehr schnelle Richtung, wobei ein sehr geringes Gewicht oder Gewicht der bewegten Kraft ist, weshalb die angewandte Kraft sehr groß sein muß, um nur einen ge-

gegen Widerstand zu überwältigen. — Sowohl die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändert sich mit den Jahren. Geschwächte Körper sind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeschwächte. Dies gilt auch von natürlich schwächern; daher ist der weibliche Körper im allgemeinen reizbarer als der männliche. Man kann die Reizbarkeit der Muskeln stärken und schwächen; jenes geschieht durch mäßige, dieses durch übermäßige Spannung oder Zusammenziehung. — Die Frage, wovon die Reizbarkeit der Muskeln abhängt, ist noch nicht befriedigend beantwortet worden. Wollte man sie von dem Einflusse der Nerven herleiten, wofür allerdings manche Erscheinungen zu sprechen scheinen, so setzt das Her; der allerreizbarste Muskel, nicht geringe Schwierigkeit entgegen, da in demselben bekanntlich fast gar keine Nerven sind. Bei den willkürlichen Bewegungen scheint der Einfluß der Nerven erforderlich zu seyn, denn wenn man den in einem Muskel sich verbreitenden Nerven abschneidet oder unterdrückt, so ist der Muskel gelähmt. Die Frage aber: wann äußert der Nervenstamm seinen Einfluß auf den Muskel, hat man nur durch Hypothesen zu beantworten gesucht. Andre haben geglaubt, die Reizbarkeit der Muskeln aus dem Einflusse des Bluts herleiten zu müssen, wogegen jedoch der Augenschein bei Insecten und Würmern freisetzt. Neuerlich hat man die Ursach der Muskelbewegung in einem eignen chemischen Prozesse finden wollen, der im thierischen Körper vorgehn soll. Dies ließe sich hören; aber wo ist dieser Prozeß und worauf beruht er? Sauvages nimmt die Electricität als Ursach an. Nach Girtanner ist die Reizbarkeit der Muskelfasern das Lebensprincip und der Grundstoff dazu der Sauerstoff, der sich während des Athmens mit dem Blute in den Lungen verbindet und durch den Umlauf desselben allen Theilen mitgetheilt werde. Wollte man dieser Meinung auch beitreten, so bleibt doch wieder die Frage zu beantworten: durch welchen Mechanismus wirkt der Sauerstoff auf das Lebensprincip? — Die neuern Entdeckungen des Metallkreizes (s. Galvanismus) scheinen diesen Gegenstand einigermaßen ins Licht zu setzen. Versuche haben dahin geleitet, eine eigne Flüssigkeit im thierischen Körper anzunehmen, die man einstweilen galvanisches Blut genannt hat, welche von den Nerven bei ihrer Berührung mit Metallen hergegeben werde und in genauer Verbindung mit dem Lebensprincip stehe. — Mit dem Leben hört sowohl die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indesß dauert beides nach Absonderung gesunder Muskeln von einem lebendigen oder frisch getödteten Körper noch so lange fort, als sie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme besitzen.

Muskete, der Name der gemeinen Soldatenflinte, welcher vom neu-lateinischen Muscetus, der Sperber, herkommen soll, indem man anfänglich die Geschosse nach allerlei Raubthieren benannte, z. B. Feldschlangen, Falconet u. s. w. Der Herzog von Alba führte die Musketen zuerst im J. 1567 bei seinen Kriegsvölkern ein. — *Mousquetaires* hießen die Reiter von der ehemaligen königl. französischen adeligen Leibgarde.

Mustapha Bairaktar. Dieser in der neuern Geschichte der Türkei merkwürdig gewordne Mann war zu Rasgrad von armen Aeltern geboren, und anfangs Bauer, hernach Pferdehändler gewesen. Der Umstand, daß er in dem vorletzten Türkenkriege eine Fahne, deren Träger gefallen und die in Feindeshände gerathen war, wieder nahm und unerschrocken seiner Bunden behauptete, hatte ihm den Namen Bairaktar (Fahnenträger) und das Vertrauen seines Vorgesetzten, des Agan von

Mustafa erworben, dem er in allen seinen Fehden, vorzüglich wider Paswan-Oglu, zur Seite war und dem er 1804 in seiner Statthaltertschaft folgte. Am 29. Mai 1807 ward Sultan Selim III., dessen Reformen, besonders die Bildung des Militärs nach europäischem Fuße, mißfielen, der Regierung entsetzt, und sein Neffe Mustafa IV. auf den Thron erhoben. Da erregte Bairaktar eine Empörung um den gefangen gehaltenen Selim zu restituiren, was aber mißlang, indem Mustafa den letztern ersticken ließ. Darüber verlor jedoch Bairaktar den Muth nicht, sondern erklärte den Sultan für unfähig zu regieren, und rief seinen jüngern Bruder Mahmud als Kaiser der Osmanen aus, welcher auch sogleich den Pascha zum Großvezier ernannte. Alle Macht war nun in der Hand des klugen und kraftvollen Mannes; aber seine Anstalten, um den Staat und das Militär nach europäischer Weise zu bilden, führten auch ihn, nach einer nur 4 monatlichen Herrschaft zum Untergange. Die Janitscharen empörten sich und rückten (16. Nov. 1808) vor seinen Pallast. Nach fruchtlosem Widerstande zog er sich in ein für einen solchen Fall schon eingerichtetes Gebäude, worin viel Pulver aufgehäuft lag, zurück, vertheidigte sich lange gegen die anstürmenden Rebellen, und sprengte sich endlich mit mehreren Hunderten seiner Feinde in die Luft. Die von ihm errichteten neuen Soldaten — Semyens — um seinen Tod zu rächen, ergriffen die Waffen; es entstand ein fürchterliches Gemetzel; eine Feuersbrunst zerstörte mehrere tausend Gebäude; der gefangene Mustafa IV. verlor im Tumulte das Leben. Die Vertheidigung einer allgemeinen Annahme und die Einsetzung eines neuen Ministeriums stellten die Ruhe wieder her, und Mahmud behauptete sich auf dem Throne. — So fiel Bairaktar als Opfer in dem verdienstlichen Streben, der europäischen Cultur den Eingang bei seinem Volke zu eröffnen, und indem er sein Leben an einen Plan setzte, durch dessen Ausführung sich das Reich der Osmanen allein wird erhalten können; erscheint er als einer der ausgezeichnetsten Männer in den Annalen seiner Nation.

Muth ist die aus Kraftgefühl entspringende Empfänglichkeit für große Unternehmungen, für Unternehmungen, die nicht nur das Maß gewöhnlicher Kräfte übersteigen, sondern auch mit Hindernissen und Gefahren verbunden sind. Aus dem Muthen stammen wie aus ihrer Wurzel die Geduld, die Unererschrockenheit und die Beständigkeit. Die Geduld ist die ruhige und vernünftige Ertragung aller Beschwerden und Schmerzen, die in dem menschlichen Leben vorkommen; Unererschrockenheit ist die Gegenwart und Festigkeit des Geistes in der Mitte der Gefahr. Beständigkeit ist das Beharren in allen Bestrebungen, die er mit Ueberlegung gewählt oder übernommen hat. Wer nicht leicht in Furcht gesetzt wird, ist unererschrocken. Das Gegentheil ist Feigheit. Wer nicht erschrickt, ist herzhast; dessen Muth in Gefahren anhaltend ist, heißt tapfer. Wer sich leichtsinnig in Gefahr begibt, ist ein Wagehals; wer bei sichtbarer Unmöglichkeit der Gefahr zu entkommen, sich darcin begibt, ist tollkühn.

Muthen, ein altdcutsches Wort, welches so viel bedeutet, als um eine Sache förmlich anhalten; etwas verlangen. So heißt bei Handwerkern muthen, wenn ein Gesell um das Meisterrecht oder um die Aufnahme in die Zunft förmlich ansucht; im Lehnswesen, ein Lehen muthen so viel als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Investitur) ansuchen; im Bergbau, eine Fundgrube muthen, um Erlaubnis anhalten, eine aufgefunden Grube bauen zu dürfen, und damit belehnt zu werden. Daher heißt auch der Muthettel im Bergbau ein

Mittel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. s. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; bisweilen heißt aber auch Muthmittel, Muthschein, ein dem Lehnsherrn, wenn er um die Lehnreihung gehörig an-
gesucht hat, von der Lehnkanzlei ertheilter Schein, worin das gesche-
hene Ansuchen bescheinigt wird.

Muttermahle. Wenn neugeborene Kinder gewisse Besonderheiten der Farben, Flecken auf der Haut u. s. w. mit auf die Welt bringen, so hat man dies Muttermahle genannt. Für die Sache selbst spricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute schreiben dies einem Versehen der Mutter zu. Bringt das Kind einen dunkelrothen Fleck auf der Haut mit, so heißt es die Mutter müsse in ihrer Schwangerschaft an dem Orte, wo das Kind den Fleck hat, eine Kirsche getroffen haben. Zum Beweise für die Wichtigkeit des Versehens beruft man sich sogar auf Jacobs Kunst, bunte Lämmer zu erzielen. Die Philosophen haben versucht; nicht allein die Muttermahler, sondern auch andre Besonderheiten, als Verstümmelung, Gestalt, Vermehrung oder Verminderung der Gliedmaßen u. s. w. aus dem Einfluß der Einbildungskraft und also der Seele der Mutter auf das Kind zu erklären. Allein genaue und sichtige Zergliederung lehrt, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde gehn, welches doch erforderlich wäre, wenn die Seele der Mutter auf die Bildung des Kindes einen Einfluß haben sollte. Vielmehr haben genaue Beobachtungen gelehrt, daß die Besonderheiten und Verunstaltungen des Kindes, welche man für die Folge einer imaginarischen Idee hält, natürliche Wirkungen solcher Beschaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes waren, welche theils vor der äußern Veranlassung der imaginarischen Idee schon anwesend waren, theils selbst nach der Hypothese derer, welche diese Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, dadurch nicht entstanden seyn konnten. Man sieht auch dergleichen Besonderheiten ohne vorhergegangne Einbildung der Mutter; ingleichen auch bei Geburten im Pflanzenreich, wo keine Seele und also auch keine Einbildungskraft in der Bildung Antheil haben kann. Es sind mithin alle dergleichen Dinge weiter nichts, als eine Folge einer vorhergegangenen Unordnung in dem mechanischen Leben, aber nicht in der Seele der Mutter.

Mylus (Christlob), geboren 1722 in dem Dorfe Reichenbach bei Eamenz in der Oberlausiz, wo sein Vater Prediger war, besuchte zuerst die Schule zu Eamenz und ging von da nach Leipzig. Hier schloß er sich bald an die beiden Schlegel, Gellert, Zacharia und jene Jünglinge an, die vereinigt damals für Kunst und Wissenschaft thätig waren. Lessing, der ihn wegen seines Wizes schätzte, ward sein vertrauter Freund, ohne darauf zu achten, daß Mylius in Ansehung seiner Sitten nicht in dem besten Ruf stand. Eigentlich hatte Mylius sich der Arzneikunst gewidmet, legte sich aber zugleich mit Eifer auf die Mathematik, Astronomie, Naturlehre und Naturgeschichte. Die schönen Wissenschaften hatten von jeher viel Reize für ihn gehabt. Im J. 1748 ging er nach Berlin, um dort hauptsächlich seine astronomischen und physikalischen Kenntnisse noch mehr zu erweitern. Eine Zeitlang schrieb er die rüdigersche, jetzt vossische Zeitung. Bald aber entstand in ihm die lebhafteste Begierde, die Welt zu sehn. Eine Gesellschaft von Naturfreunden vereinigte sich, um ihn auf ihre Kosten nach Amerika reisen zu lassen. Er sollte Beobachtungen der Natur anstellen, Naturalien sammeln und endlich sein Tagebuch durch den Druck bekannt machen. Haller dirigitte die Sache. Mylius reiste im Frühling 1753

von Berlin ab, und begab sich über Niedersachsen nach England, um von dort aus nach Amerika zu gehn; aber Kränklichkeit und Mißverständnissen hielten ihn in London zurück, wo er im März 1756 in traurigen Umständen starb. — Im Allgemeinen fehlt allen Werken von Lessing die volle Reife; aber man erkennt in einigen derselben einen vorstehenden, kenntnißreichen Geist, in andern eine feste und treffende Satire; seine Poesien, worunter sich mehrere dramatische Arbeiten befinden, sind nicht von Bedeutung. Seinen literarischen Nachlaß hat Lessing nebst Nachrichten von seinem Leben, Charakter und Schriften herausgegeben.

Embologie, f. Anatomie.

Wassers, f. Kurpflichtig.

Es trieb, eine Zahl von zehntausend; in der vorstlichen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine große Zahl.

Notation, f. französisches Decimalsystem.

Myfore, ein Land von mäßigem Umfang in der vorderen ostindischen Halbinsel, westlich Gebirgsketten, welche durch den laufen. Es hatte seit J. 1760 Hyder Ali, und den rechtmäßigen Mustre. Ich bald der sein Sohn Tippu Saib Eroberungen fort, und ändern, Maratten und regulirten Truppen, deren die besten, die ein indischer Europäer, die von Frankreich unregelmäßigen Mamluks. Die Furcht bereitete ihn auf allen Seiten, in welchem er beinahe mit 12 Millionen birgspassen verlor. Tippu konnte, gab den Einflüssen den Engländern einen Befehl, sie zu bringen, hat aufmerksam gemacht, sie selbst zweideutig aufstell, Energie des General. Sten, die Geldmangel und den. Im Februar 1799 drang, gegen die General Stuart von Bomben Schlachten bei Seringapatnam, so daß er sich in die Flucht zu ziehen mußte. Den 7ten belagerte die britische Flotte die Stadt und nahm am 4ten die Stadt mit Sturm. Seit das ganze Reich Myfore Ruinen jährlicher Einkünfte hatten für sich 764 Qu

as beste Land, die ganze Seeküste zwischen Cochin und Goa, und Serinapatnam und alle bedeutenden Festungen; 229 Q. Meilen mit 791,000 Rupien gaben sie den Maratten, die aber damit nicht zufrieden waren; 80 Q. Meilen mit 1,821,000 Rupien dem Subah von Defan; und einem fünfjährigen Knaben, dem Erben der von Hyder Ali abgesetzten Regentenfamilie gab man den Rest, 1190 Quadratmeilen mit vier Millionen Rupien Einkünften, aber unter Aufsicht und Mitregierung der Engländer, deren Truppen er zum Theil unterhalten, und zu deren Kriegen er einen Theil der Kosten hergeben muß.

Mysterien waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöse Zusammenkünfte, ein geheimer Gottesdienst, denen kein Ungeweihter und Unbefugter sich nahen durfte. Ihre Entstehung fällt in die allerältesten Zeiten. Ihr Zweck war Aufklärung solcher Lehren und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke dunkel und verborgen zu halten für gut fand. Sie wurden daher für nützlich und wohlthätig für den Staat gehalten, und waren vielleicht auch ein nothwendiges Bedürfnis in einem Zeitalter, worin man dem Volke seinen Aberglauben, seine Unwissenheit und seine Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden sie auch von den Regierungen nicht allein geduldet, sondern selbst gefeiert. Alle Mysterien wurden Nachts gefeiert. Ihr erstes Grundgesetz war tiefe Verschwiegenheit. In allen Mysterien gab es dramatische Vorstellungen, die sich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehre sie gefeiert wurden. Die wichtigsten griechischen Mysterien waren: 1. die eleusinischen, welche von der Ceres gestiftet und den Menschen mitgetheilt worden seyn sollen; wenigstens wurden sie, ihrer ersten einfachen Gestalt nach, dieser Göttin zu Ehren und als Dankfeste für eine reiche Ernte gefeiert. Das Philosophische und Mysteriöse ihrer Verfassung erhielten sie späterhin, vermuthlich unter der Regierung des atheniensischen Königs Erechtheus, durch den Thrazier Eumolpus, einen Schüler des Orpheus. Man hatte große und kleine eleusinische Mysterien; die letzten wurden sechs Monate vor den großen gefeiert, und waren gleichsam eine Vorbereitung zu diesen. Keiner konnte in diese zugelassen werden, der nicht schon in jene aufgenommen war. Der Aufzunehmende mußte sich eine Zeitlang vor der Weihung dem Geräusche der Welt entziehen, sich aller Beschäfte enthalten, und durch Stille und Einsamkeit seine Seele zur Andacht und Frömmigkeit stimmen. Die großen Mysterien wurden neun Tage lang zu Eleusis im Tempel der Ceres gefeiert. Die Hauptpersonen bei denselben waren: der Hierophant, Enthüller der Geheimnisse, das Haupt des ganzen Instituts; der Dadophoros, der Träger der heiligen Fackel, er mußte die Einzukeihenden vorbereiten und reinigen; der Herold, der die Ungeweihten entfernen und für Stillschweigen und Ordnung sorgen mußte; endlich der Altarwärter, der die übrigen bei ihren Verrichtungen unterstützte. Die Ceremonien waren theils öffentlich, theils geheim. Jene wurden am Tage begangen, und bestanden in Aufzügen, Tänzen, festlichen Wettspielen; am sechsten Tage wurde die Bildsäule des Bacchus figürlich von Athen nach Eleusis, und von da zurück nach Athen gebracht, unter Absingung eigens dazu verfertigter Hymnen und Darbringung von Opfern. Das Volk, unter dessen Augen dieses geschah, nahm daran Theil, und alle Ceremonien waren gänzlich der Landesreligion gemäß. Die Geheimnisse bestanden in Symbolen und Unterricht. Jene bezogen sich auf

die mythische Geschichte der Erziehung des Ackerbauers; auf die von dem Stande der Rohheit. Feler die Mitglieder der kleiner die vorher gewisse Prüfungen be reinigen mußten, bis sie endli bis zum Blendem erleuchtet wa dann der Unterricht, der zu deren Bekehrung auf den gesel Menschen bestand, und demne schen Unterrichte in den Myster keine bestimmte Nachrichten; d ten, daß richtigere Begriffe von der Entstehung der Vielgötterel göttlichen Wesens selbst, der scheint ferner, daß Unsterbliche in einem künftigen Zustande l Stellen aus dem Sokrates, Ei welche waren, deutlich genug bei chere Hoffnungen vom Ende l Sokrates Panegyrr. Cap. 6. nur die Kunst gelernt, glücklich Hoffnungen zu sterben." Eie der Mysterien ist, die Seele zu mang näher zu bringen." Pl Mysterien auch bei ihren Mltg und machten sie daher besser; läugbar, daß sie in ihrem ersten dige Institute waren. Indesse schon um die 70ste bis 80ste . Mysterien Männer, Weiber, A Alters, aufgenommen, wenn si von ihnen geheuten Meinungen meiner in Umlauf, und durch wurde ihr Hauptzweck gänzlich Mysterien kaminten aus Ere erstern Lande dem Jupiter zu A men sie zu den Thraciern oder und pflanzten sich von da weir sich hier nicht recht über die eig gen, und seyrte sie bald zu Ebi der Ceres. 3. Die Dionysische und haben mit den vorigen g Jahr um das andre, und es te bes Menschen aus der rohen Wi Die Weiber kleideten sich in Chi Stäbe (Thyrus) in die Hände, wo nach begangnen religiöfen den, die sich mit Zerstreuung der die nahen Wälder endeten. Auc theils auf den Bacchus oder D Held dieser Mysterien war. S und den guten Sitten nachtheilg hen und in der Folge in ganz

den zeichnen sich als wahrscheinliche Grundlagen der eleusinischen, vor
Hellen nicht aus. 5. Die Mysterien der Isis fanden in Griechenland
und nie, wohl aber in Italien, besonders in Rom vielen Beifall. Auch
kannte man vorzugsweise in manchen christlichen Ländern die geistlich-könig-
lichen Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten,
Mysterien. In einer guten Mysterie dieser Art mußten wenigstens
der Teufel erscheinen, woher das französische Sprichwort entstanden ist:
faire le Diable à quatre, einen teuflischen Lärm machen. DH.

Mysticismus ward bisher allgemein diejenige Verirrung des reli-
giösen Gefühls genannt, vermöge welcher der Mensch das Göttliche
das er nur im Glauben zu ergreifen vermag, entweder durch den in-
nern oder auch durch den äußern Sinn anschauen zu können wähnt
und in eine fühlbare Verbindung mit der übersinnlichen Welt zu treten
glaubt. Einige neuere Schriftsteller indes wollten alles das, was in der
Religion Sache des Gefühls oder, wie sie sich lieber ausdrücken, des
Gemüthes ist, Mysticismus genannt wissen, und da die Religion aus
dem Gefühle eben sowohl als aus dem Verstande hervorgeht, so ist der
Mysticismus, wenn man das Wort in diesem Sinne nimmt, mit der
Religion untrennlich verbunden. Gewöhnlich aber versteht man unter
er Mysticismus die beschriebene Verirrung des religiösen Gefühls, wel-
che aus einer ungezügelter Phantasie und einem überspannten Gefühl
hervorgeht, durch sinnliche Religionsvorstellungen genährt wird, und oft
mit der Flucht der Welt und der Erhöhung des Fleisches verbunden
ist. Nicht immer indes ist der Mysticismus finster und in sich zu-
rückgezogen, es gibt auch einen heitern, das Gemüth beglückenden My-
sticismus; die Sprache aber, welche er redet, ist allemal, aus leicht
erklärbarem Grunde, dunkel und bilderreich, oft verworren und spie-
lend. Am besten lernt man den Mysticismus theils aus der Geschichte
des Neuplatonismus, theils aus der Kirchengeschichte kennen. Spuren
der Mystik zeigen sich schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen
Zeit. Vorzüglich aber ward sie durch die unter dem Namen Dionysius
des Areopagiten im vierten Jahrhundert verbreiteten Schriften befördert
Als die Scholastiker im Mittelalter die Religion ausschließlich als Ver-
standessache behandelten, war es sehr heilsam, daß neben ihnen Mysti-
ker auftraten, und unläugbar haben ein Johann Tauler und ein
Thomas à Kempis mehr als ein Petrus Lombardus oder
ein Albertus Magnus für die Beförderung der Religiosität ge-
wirkt. N.

Mythen. Mythologie. Der aus dem Griechischen entlehnte
Ausdruck Mythos, Mythen, bedeutet im Grunde nichts anders als
Sage, wie Fabel, (fabula, von fari, sagen), Sagen-erzählung,
Sagen-geschichte. Gewöhnlich aber macht man eine Einschränkung
dabei, die aus Griechenland stammt, und zwar aus der Zeit, wo Sa-
gen-erzählung, in der Poesie vorgetragen, der eigentlichen Geschichte
(*historia*) wich, die durchaus auf Wahrheit der erzählten Thatsachen
ging. Da besaßte man denn unter Mythologie eine Sammlung
mündlicher Ueberlieferungen alles dessen, was die
Vormwelt bis auf die Zeit, wo man andere Mittel kannte,
Geschehens auf die Nachwelt zu bringen, in ihrer
Vorstellungsart und Sprache Denkwürdiges aufbe-
wahrt hatte. Was der ungebildete Natursohn über Welt, Natur
und Leben fühlte und dachte, was er erfahren hatte, was er als Vor-
stellung oder Erfahrung der Väter mußte, und was er von der Zukunft
zu wissen glaubte, darin bestand dieses Denkwürdige, und dies war al-

der Inhalt der Mythologie. Man sieht, daß sie aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, und auf eine eigne Weise vergemengt seyn muß. Die Bestandtheile der Mythologie sind 1. historisch, denn sie bewahrt die Begebenheiten der Urzeit auf, wo sie den Enten von den Vätern überliefert wurden; 2. philosophisch, denn sie enthält die frühesten Versuche des menschlichen Denkvermögens, sich die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur am Himmel und auf der Erde, die Ursachen dieser Erscheinungen, die Triebfedern des menschlichen Willens, die Fügungen und Verkettungen des in Dunkel gehüllten Schicksals zu erklären. Man könnte deshalb den philosophischen Bestandtheil der Mythologie wieder zerlegen in den physikalischen oder naturphilosophischen, den astronomischen, moralischen und metaphysischen. Hieraus folgt, daß in der Mythologie enthalten ist: 1. die älteste, in Dunkel gehüllte, Geschichte unsers Geschlechts, und 2. die älteste Philosophie. Schon in dieser doppelten Beziehung erscheint sie ungemein wichtig; noch wichtiger aber, wenn wir die Art des Vortrags der Mythologie berücksichtigen. Ist Mythologie Erzählung der Begebenheiten oder Meinungen der Nationen in ihrem Kindesalter, in der Sprache dieses Kindesalters vorgetragen, so fragt sich hier: wie war diese Sprache beschaffen? Ungeübt im abstrakten Denken, zeigt sich bei dem Naturmenschen die Phantasie desto lebhafter, sie, die alles Innere veräußert, alles Äußere verinnert. Anfangs mangelt der eigentliche Ausdruck des Geistigen gänzlich. Was in dieses Gebiet gehört (Empfinden, Vorstellen, Begreifen, Schließen u. s. w.), wird in die Körperwelt übergetragen. Aber auch, was als äußere Erscheinung sich den Sinnen darstellt, muß meistentheils erst umgeprägt werden, ehe es Eigenthum dieses dürftigen Beobachters werden kann. Die Einbildungskraft trägt hier auf Gegenstände der Natur oder menschlichen Kunst die innern Zustände des Menschen über, leiht ihnen menschliches Gefühl, Bewußtseyn und Sprache. In dem einen Falle wird der Verstandesbegriff als Anschauung dargestellt, in dem andern ein Gedanke aus einer Sphäre in eine andere übergetragen, also symbolisirt, allegorisirt. Der Kreis von Wahrnehmungen, woran jener Naturmensch sein Bezeichnungsvermögen übt, ist so enge, daß auch das mindere Seltene aus Mangel einer Benennung für die Erinnerung verloren wäre, wenn er sich dasselbe nicht durch ein Symbol in seine Nähe rückt. So wird in dieser Sprache der Mensch der Maßstab aller Dinge, und stellt gleich die Phantasie das Unbekannte als übernatürlich dar, so wird doch selbst das Uebernatürliche vermenschlicht. Nichts als anschauliche Vorstellungen der Einbildungskraft also, und nichts als anschauliche, für den Sinn bezeichnende, Ausdrücke finden wir in jener Sprache, die deshalb die Sprache der Poesie ist. Der Mensch lernt also in der Poesie zuerst seine Gedanken und Empfindungen ausdrücken und ordnen; ihr übergab jedes frühere Zeitalter den ganzen Schatz seiner Erfahrungen und Gedanken. Daß hiedurch die historischen Sagen zu poetischen wurden, springt in die Augen, aber eben diese poetische Ansicht und Darstellungsart der Dinge wurde auch die Mutter jener ältesten Philosophie, die man mit Recht die poetische nennt. Auch sie ermangelte natürlich der abstracten Begriffe, und so führte sich daher ihre Untersuchungen durch dichterischen Ausdruck. Da ihr nun für die sehr abstracten Begriffe von Ursache und Wirkung der Ausdruck mangelte, so gab die Phantasie das Gegenbild von Vater und Sohn, wodurch die ganze Speculation über Entstehung der Dinge und Wechselwirkung derselben zur Genealogie wurde, die

Wenn die Speculation sich zur Weltentstehung erhob, nothwendig die Cosmogonie (Weltentstehungslehre) in Theogonie (Göttererzeugung) umwandeln mußte, da alle Kräfte zu einer menschenähnlichen Kraft geworden waren. Unausbleiblich mußte nun diese Philosophie in eine Theologie werden, nach welcher, wenn die Speculation den höchsten Punkt erreichte, die Natur der Körper des Sittlichen, die Gottheit Seele der Welt, der Mensch aber Maßstab der Gottheit wurde. Durch solche Theologie wurde der Mensch des mythischen Zeitalters der Religion in die Arme geführt, und mehrere Umstände vereinigten sich, dieser einen bleibenden, alles besiegenden Einfluß zu verschaffen. Glaube an eine Gottheit ist dem Menschen natürlich, Ergreifen einer Religion unentbehrlich. Mag nun, wie ein Alter sagt, Furcht die Götter geschaffen haben, oder Dankbarkeit, oder übermächtigende Bewunderung, so kam der Mensch zur Idee von höheren Wesen doch gewiß immer auf dem Wege des Gefühls. Einmal von dem Gefühl erzeugt, hielt die Begierde diese Idee fest; Hoffnung und Furcht festelten Menschen an sie. Wohlfeyn ist der Wunsch des Menschen, den er nur mit dem Leben selbst aufgibt, und ahnet oder weiß er nun, sein Wohlfeyn hänge von unsichtbaren, höheren Mächten ab; so ist sein Verhältniß zu ihnen unauflöslich, und dringend der Wunsch, jene Mächte sich geneigt zu machen. Wer, wenn der Mensch bis auf diesen Punkt geführt war, über den Andern durch eine größere Kraft des Geistes stand, der unterwarf sich jetzt den ungebändigten Sinn. Wer zuerst ordentlich zu beten, durch Zauberformeln zu wirken vermochte, der erschien jetzt als ein Vertrauter jener höheren Mächte und selbst ein Wesen höherer Art. Der Priester entstand, Schamane, Seher, als Mittler zwischen Gottheit und Menschheit, zugleich Arzt, Richter, Prophet, Dichter und Aufbewahrer dessen, was die Vorzeit wußte. Im Gesange ließ er die Sagen der Vorzeit leben, gab in Liedern Rath, Lehre, Warnung, Gesetz, und dichtete den feierlichen Hymnus am geweihten Festtag. So entstand denn aus dieser poetischen Philosophie die Religion, die in ihren Elementen eben so poetisch als die Philosophie; also keineswegs eine Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, sondern eine Religion der Einbildungskraft war. Entblößt von allem, was eine höhere Betrachtung, langbewährte Erfahrung, Erkenntniß der Natur ihr bieten können, stand auch ihr nichts zu Gebot, als eine dürftige Kenntniß der Menschennatur in ihrem Begehren und Verabschonen, Streben und Wirken, und diese Erkenntniß trug die Einbildungskraft über in die Natur, dachtend, wo die wirkliche Erkenntniß noch versagt war. Ein Schein trat an die Stelle des Wesens, ein schöner Traum an die Stelle der Wahrheit. Alle Religion jener Zeiten konnte nichts anders als Mythologie werden, weil die Cosmogonie sich als Genealogie der Götter gestaltet hatte. Demnach erscheint als einer der wichtigsten Bestandtheile der Mythologie noch 3. der religiöse, der bald so vorherrschend darin wurde, daß er der alleinige schien, weshalb man Mythologie geradezu als Götterlehre oder Theologie der polytheischen Religionen erklären zu können glaubte. Der Grund jenes vorherrschend Werdens liegt in der unbezweifelbaren Hierarchie jener Zeiten. Durch die Priester und ihr Amt trat die eigentliche Sagenge-
bichte, die Philosophie, die Astronomie in enge Verbindung mit der Religion, alles erhielt ein religiöses Colorit, Sagengeschichte und Philosophie wurden dadurch geheiligt, und verfloßen endlich in der Zeit, wo man nöthig fand, das bisher Vereinzelte in ein System zusammenzufassen, so ganz in die Religion, daß sie nun wirklich Theile derselben aus-

machten. Daß dies bei verschiednen Votio-
 gethah, daß sich nicht denken, im Gan-
 zehat es überall, und daher kommt es,
 als ob die Religionen sich bei
 dieser Entwicklung des Wesens der Mytho-
 ihre Wichtigkeit von selbst in die Augen; fr-
 ganz andern Sinne behandelt werden müsse.
 Ende des vorigen Jahrhunderts, behandelt
 logie nur bei den Griechen und Römern, d-
 kern sich, und bald als ein Spielwerk für
 nothwendiges Uebel zum Verständniß der alten Dichter betrach-
 teter, was er auch im Einzelnen mannichfaltig gelehrt haben, d-
 hier um besseres Verständniß und Würdigung unsterbliche Verdien-
 ste erwerben; so wie auch Weiners durch seine zusammenstellenden
 Vergleichen. Nur nach solchen Vorarbeiten waren Untersuchungen
 möglich, wie sie jetzt Völsinger und Grieser anstellen. Allerdings

ahmen dürfe, unterscheidet man die freie Nachahmung von der slavischen und von der kindischen Nachahmung. Nachahmungen oder kindische Nachahmungen waren z. B. so viele neuere anakronistische Trink- und Liebeslieder. Der slavische oder ängstliche Nachahmer ist der bloße Mann von Talent, der ohne Genie und oft ohne im Gefühl das Wesentliche von dem Außerordentlichen zu unterscheiden mit Absicht und Mühe irgend einem Vorbilde nachstrebt. Von dieser Art waren schon im Alterthume die meisten rhetorischen Stücke nach Untergang der alten Verfassungen. Der freie Nachahmer ist der Mann von Genie, der, von einem fremden Vorbild begeistert, dasselbe oft, ohne es zu wollen, mit seinen eignen Hervorbringungen verschmelzt. So ahmte Plautus und Terenz die griechischen Komiker, so ahnte Wieland mit eigener Grazie oft die Alten und die Franzosen nach. Wie groß ist nicht Voltaire, wenn er Terenz und die Spanier nachahmt! In der Musik nennt man Nachahmungen mehrere ähnliche melodische, auf einander folgende Sätze. Die strengern Nachahmungen dieser Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freieren in allen figurirten Musikstücken vor.

Nachdruck, s. Nachernachdruck.

Nachdruck in der Rede, so wie in den Künsten der Rede und des Tons, heißt jeder Ausdruck von besonderer Kraft und Bedeutsamkeit, wodurch der auf das Gemüth zu bewirkende Eindruck erhöht oder verstärkt, dem ersten Druck gleichsam ein zweiter hinzugefügt wird. Daß dies nur in Fällen von Wichtigkeit geschehen sollte, springt in die Augen; denn wer wird sich Preis haben kann? Die Verschieden, allein wir zweifle zu bringen seyn werden: 1. haupt etwas dem Gedächtnis zu legen, oder um die Neben, mehr hervorzuheben, 2. haben kann, wie z. B. in Nichtseyn; 3. Verstärkung nicht genugsam angemessen Steigerung. (Klimax, um durch beschlende Klänge ego! oder weil der Redenden, es aber nur so weit (in Fällen wird 4. ein Beispiel des Nachdrucks hervorbringend's Tasso werden dies je welcher durch diese Mittel Ken-Nachdruck, von n Nachdruck des Tons, ende des Ausdrucks durch ner größern oder geringern Tons, aber mit dem Bede steht sich Abtrags von selbst, daß die Musik des Nachdrucks hingegen, von einem T die nur des Ausdrucks fähig ist darstellende Kunst, the Die ganze Lehre von dem nach die irrigen Meinung

Nachdruck, theils mit dem verwechselte, was die griechischen Rhetoriker *Emphasis* nannten. Daß diese aber keineswegs mit dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, sondern höchstens entfernt mit ihr verwandt sey, hätte jedem schon die Erklärung Quintilians zeigen können, der zufolge *Emphasis* ein Ausdruck ist, der einen höhern Sinn bei sich führt als die Worte an sich bezeichnen. Er nimmt zwei Arten derselben an; eine, welche mehr bedeutet als sie sagt, und eine andre, die auch etwas bedeutet, was sie nicht sagt. (Inst. or. 8. 3, 83. 9, 2, 64.) Da die erste Art Quintilians offenbar auf einer versteckten Vergleichung beruht, die andre aber auf der Abbrechung, so könnte man allenfalls, diese der dritten, jene der vierten der obigen Classen zurechnen; jedoch nur allenfalls, ob schon es eher gebräuchlich ist, *Emphase* für *Nachdruck*, und *emphatisch* für *nachdrücklich* zu nehmen. dd.

Nachgeburt, s. Geburt.

Nachschlag wird in der Musik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils diejenige Spielart genannt, bei welcher an eine melodische Hauptnote eine oder mehrere kleine Noten angeschleift werden, deren Dauer von der Hauptnote abgezogen wird.

Nacht. In der Sprache des gemeinen Lebens bezeichnet man mit dem Worte Nacht den Zeitraum vom Untergange bis zum Wiederanfgang der Sonne, wo die Erde von diesem Weltkörper nicht erleuchtet wird. In astronomischer Bedeutung ist es der Zeitraum zwischen Aufgang und Untergang der Sonne. Dieser Zeitraum ist bekanntlich eben so verschieden in Hinsicht der verschiedenen Jahreszeiten, als in Hinsicht der verschiedenen Länder, welches von dem verschiedenen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt, wie man ohne alle gelehrte astronomische Demonstrationen einem Kinde durch Bewegung eines runden Körpers um ein Licht begreiflich machen kann. Unter der Linie herrscht beständig Tag und Nachtgleiche, so daß der Tag zwölf Stunden und eben so viel die Nacht dauert. Hingegen verursacht die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Aequator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zwei Mal im Jahre, und zwar um den 21sten März und 23sten September die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längste und kürzeste Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden den 21sten Junius und den 21sten December. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen zu liegt. Innerhalb der Polarkreise gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen selbst herrscht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein eben so langer Tag folgt. Die genaue astronomische Bestimmung des Anfangs der Nacht richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der scheinbaren Sonnenscheibe unter den Horizont herabsinkt, indem bekanntlich der optischer Betrug die Sonne oft noch schwebend am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergegangen ist. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die eigentliche Scheidewand der Nacht in astronomischer Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens. — Man kann die Nacht auch in diätetischer, poetischer, mythologischer und philosophischer Hinsicht betrachten, und hier bietet sich ein reichlicher Stoff zu Betrachtungen dar.

Nachtgleiche, s. Aequinoctium.

Nachstücke sind Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, sondern

dem Monde, oder einem künstlichen Lichte, als Nacht- u. dergl. abgebildet wird. Ein solches Nachbild erfordert eine besondere Kunst, vorzüglich deswegen, weil es ihm alle Farben missfallen, deren eigentliche Bestimmung aus dem Tageslichte herrührt, und die Farbe des Gegenstandes nach Beschaffenheit der Materie richtet, wodurch das hervorstechende unterhalten wird. Unter allen vorhandenen Nachbildern ist das beste das von Correggio, welches vorzugsweise unter dem Namen der Nacht bekannt ist. Unter den deutschen Malern, welche sich in Nachbildern ausgezeichnet haben, wird Gottfried Schalken besonders geschätzt.

Nachtwandler, f. Mondschläfer.

Nachte. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der bildenden Kunst u. den von Kleidung entblößt, und sagt dann: das Nachte studiren, d. h. haben, das Nachte unter der Draperie, d. h. insbesondere das Fleisch. Daß das dann unerläßlich sey, wenn drapirte Figuren daraus, weil der Bekleidungen Form und bestimmt werden. Von einer ganz vorzüglichen das Nachte in der Malerei. War so fern sie sich mit der Nachahmung des geistigen und materiellen Beschaffenheit des Fleisches, und wenn braucht es gesagt zu werden, malerischer Darstellung menschlicher Figuren. Künstler hierin den Anforderungen der Schönheit erfordern die Localität richtig abbilden des Gegenstandes so, wiedergeben, wie scheint. So sind an einem gefundenen lebhaft geröthet, Brust, Nacken und Oberarm gelblich; an den äußern Theilen bläulich, und geht an den Gelenken derselben in eine veränderliche Tönung ab. In diesen Abstufungen müssen aber in dem Ganzen vereinigt seyn. Uebrigens kann der Ton verschieden seyn. Der Nord- und Süd-Indianer, Moschur und Kunder ein zarteres Temperament zeichnet sich durch seine bewundernswürdigen Menschen hat einen eigenthümlichen unendlichen Modifikationen, aber bleibt bei dem Kommen daher ferner darauf an, den Stoff richtig auszudrücken. Hier kann werden, entweder durch zu viel Härte, u. d. d. des 17ten Jahrhunderts, oder durch Weichheit, die sich vornehmlich bei Gipsbüsten häufig findet, schlechthin, grüulich aussieht, bis zur Verbläulichkeit gegangen, sondern Porzellan oder Wachs zu sehen zu machen ist das jetzt Tizian immer noch ein Vorbild, oder auch Schwarzholz, oder auch Schwarzhölzer bilden im inneren System die getrockneten und befreiten alle diejenigen Bäume, deren Holz hart und deren Frucht in einem Holz, aber unter jeder Schuppe zwei mit Flügeln besetzte männliche Blumen, u.

nimmt, jedoch auf Einem Stamme mit ihnen stehen, und gleich ihnen keine Krone haben, stehen in einem vierblättrigen Kelch, während das Nädchen, welches die weibliche Blüthe bildet, aus spitzigen Schuppen besteht, deren jede zweiblumig ist. Man kennt 30 Gattungen Nadelhölzer, welche wieder in vier Familien eingetheilt werden. Das unterscheidende Kennzeichen der ersten ist, daß die Nadeln in Büscheln zusammenstehen (Larichenbaum); bei der zweiten kommen 2 bis 5 Nadeln aus Einer Scheide (Kiefer); in der dritten stehen die weichen und brechen Nadeln einfach und fahnenförmig auf zwei Seiten der Zweige (Tanne); in der vierten sitzen die Nadeln, welche hier schmal und steif sind, rund um die Zweige.

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei uncultivirten Völkern mußten und müssen Fischgräten, zugespitzte Knochen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Älten so hoch geachtet, daß sie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar nach Hygin der Bellona zugeschrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier schon den Luxus der gestickten Kleider kannten, so müssen auch bei ihnen die Nähnadeln im Gebrauch gewesen seyn. Schon um das Jahr 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche sich bloß von diesem Erwerbszweig nähren *). Lange Zeit hatten kleine hölzerne Stiften statt der Stecknadeln dienen müssen. Die ersten metallenen Stecknadeln wurden in England zuerst um das Jahr 1543 gemacht.

Nadir, ein arabisches Wort, bezeichnet in der Astronomie den Fußpunkt oder Zirkelpunkt, welcher sich ergibt, wenn man von unserm Poles aus in Gedanken eine gerade perpendiculäre Linie durch die Erde hindurch in die entgegengesetzte und von uns nicht gesehene Hemisphäre des Himmels zieht. Dem Nadir ist das Zenith oder der Scheitelpunkt entgegengesetzt. Jeder Punkt auf der Erde hat also sein eignes Nadir und Zenith. Das Wort Nadir findet seine Anwendung bloß in der Astronomie. Hingegen das Wort Zenith wird auch in metaphorischer Bedeutung in der Conversationsprache gebraucht. (Siehe diesen Artikel.)

Nadir Shah, s. Kublihan.

Nagelfläße, eine Art von Wengsteinen, welche aus Kieseln von verschiedenen Farben bestehen, und aus Jasps oder verhärtetem Thon zusammengesezt sind, auch **Nagelfels.**

Näherrecht, ist das Recht, wonach jemand bei dem Verkauf einer beweglichen oder unbeweglichen Sache ein näheres Recht auf den Kauf verüben hat, sie um eben den Preis, welchen ein Auktor dafür geboten, erhalten kann, und sie auch dann, wenn der Auktor schon den Kauf abgeschlossen hat, wieder zurücknehmen kann. Dieses Näher- oder Vorkaufsrecht beruht entweder auf errichteten Vergleichs und heißt dann *jus promissus conventionale*, oder auf Gesetzen, *jus promissus legale*, oder auf Testamenten, *jus promissus testamentarium*. In sehr vielen Fällen ist in manchen Provinzen Deutschlands das Näherrecht eins von den Hofrechten des Landesherrn geworden. Dies ist sogar so weit gegangen, daß die Pächter von Kammergütern sich bei dem Verkauf ihrer Naturalien und Erzeugnisse das Vorkaufsrecht des Landesherrn haben lassen müssen. So haben die Bürger der Stapelstädte das

*) Die Nadler, welche ein geschenktes Handwerk haben, müssen in Nürnberg als Meisterstück in einer bestimmten Zeit 3000 Nadeln mit verschiedenen Farben verfertigen.

Näherrecht bei den durchpassirenden Baaren. Es hat der Herr das Näherrecht in Ansehung der Dienste, welche seine Unterthänigen andern verrichten wollen. Zuweilen üben sogar die Gerichtsherrn das Verkaufrecht über die Erzeugnisse der zu ihrer Gerichtsbarkeit gehörigen Bauern aus. In dem Fall, wo das Näherrecht schon verletzt ist, tritt es dadurch wieder in Wirksamkeit, daß derjenige, der es besitzt, die an einen dritten verkaufte Sache wieder zurücknehmen kann (*jus retractus*). Beruht dieses Zurückforderungsrecht auf dem Grund einer wahren Blutverwandtschaft, so heißt es das Erbsfreundrecht oder die Erblofung, und diese Art des Näherrechts ist die gewöhnlichste und in ganz Deutschland gebräuchlich. Wenn Mittheilung an einer Sache oder die Bürger einer Stadt sich vor einem Dritten oder Fremden das Näherrecht bellegen, so nennt man dieses vorzugsweise die Marklofung (*jus retractus ex condominio seu incolatu*). Wenn das Näherrecht von dem Besitzer eines zinsbaren Hauptgutes ausgeübt wird, um einen davon getrennten Theil wieder damit zu vereinigen, so wird es das Gespilde, Spaltungsrecht, Theillofung oder Zinslofung (*jus congrui*) genannt. Das Näherrecht kann auch durch ein Privilegium ertheilt werden. Ueberhaupt ist die Art und Weise, wie dieses Recht in Deutschland ausgeübt wird, nach den verschiedenen Provinzen sehr verschieden. Die Bestimmungen, unter welchen dasselbe in den königlich preussischen Staaten gilt, finden sich im allgemeinen Landrecht 17 Ch. XX. Tit. 3ter Abschnitt §. 568. 657. Daß übrigens dieses Näherrecht, welches auch der Verkauf, der Näherkauf, der Einstand, das Einstandsrecht, und im Oberdeutschen die Nähergeltung, das Nähergeltungsrecht, der Kaufzug, der Abtrieb, das Abtriebsrecht, das Vorgeld, das Zugrecht, die Losung genannt wird, eins der verderblichsten Institute sey, springt von selbst in die Augen. Es gehört zu jenen in Deutschland so zahlreichen Instituten, welche alles Emporkommen des Nationalreichthums hindern, indem sie das Recht der vollkommenen Dispositionsfreiheit über das Eigenthum antasteten und beschränken. Wie sehr das Näherrecht die Gewisheit des Eigenthums führe, durch den Reiz des zu hoffenden Gewinns die Habsucht der Ausrabanten in Bewegung setze, ist bekannt genug. Für die Advocaten ist die Ewigkeit auch dieses Rechts freilich zu wünschen, indem es eine fruchtbare Mutter von Prozeßten ist. Einer der wenigen Vorzüge des Code civile français ist auch dieser, daß er das Näherrecht nicht anerkennt. Nur im 841sten Artikel kommt etwas dem Näherrecht Ähnliches vor, indem darin den theilenden Miterben das Recht zugesprochen wird, einen jeden, welchem etwa einer der Miterben sein Erbtheil abgetreten hat, durch Vergütung dessen, was er dafür bezahlt hat, von der Theilung auszuschließen.

Nahl (Johann August), ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Bildhauer, wurde im J. 1710 zu Berlin geboren. Er bildete sich dazwischen unter dem berühmten Schlüter (siehe diesen Artikel), Bildhauer und Director der Kunstakademie zu Berlin. Nachdem er sich auf einer Reise durch Frankreich und Italien weiter ausgebildet, und zu Straßburg einige Zeit aufgehalten hatte, kehrte er im J. 1741 nach Berlin zurück, wo man noch jetzt, so wie in Potsdam, Sanssouci und Charlottenburg, viele von seinen Arbeiten findet. Von 1746 an hielt er sich 9 Jahre in der Schweiz, und zwar meistens zu Bern auf. Hier machte er sich vorzüglich berühmt durch das Grabmal des Schultheißen von Erlach in der Kirche Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmahl, welches er in derselben Kirche der verstorbenen Pastorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland besungen, so wie von unzähligen

Meißelbeschriftungen geschildert worden, von keinem Stehenden aber unberührt gelassen werden darf, um so mehr, da die schlechte Beschaffenheit des Steins, woraus es gearbeitet ist, die allmähliche Vernichtung desselben befürchten läßt. Im J. 1755 wurde er Professor an der Akademie der Künste zu Cassel, welche damals unter Leitung des kunstliebenden Landgrafen Friedrich blühte. Hier verfertigte er um das J. 1778 die Bildsäule des Landgrafen, welche mitten auf dem schönen Friedrichsplatz in Cassel, dem Museo Fridericiano gegenüber aufgestellt wurde, und daselbst einen vortrefflichen Effect machte. Nachdem der König von Westphalen das Museum in den Ständepallast verwandelt und dem Friedrichsplatz den Namen Ständepplatz gegeben hatte, wurde jene Statue des Landgrafen von dem Postament heruntergenommen, und in einen Stall neben der Post hingeworfen, wo sie bei offenen Thüren vom Pferde, Postknechten und Vorübergehenden verunreinigt und verstümmelt wurde. Wohl erlebte indessen dieses Schicksal seines Werks nicht, indem er schon im J. 1781 zu Cassel starb.

Nahrungsmittel, alle Producte des Naturreichs, die der Mensch zu seiner Ernährung gebrauchen kann, sie mögen nun roh oder zubereitet genossen werden. (S. den Art. Ernährung.) Man nennt sie auch Lebensmittel (s. d. Art.), indessen sollte man doch den Unterschied zwischen beiden Benennungen so bestimmen, daß man unter letztern alles das, was überhaupt das Leben zu erhalten dient, verstände, die Nahrungsmittel werden den Verdauungswerkzeugen übergeben, damit diese die nährenden Stoffe ausziehen, welche alsdann in das Blut übergehen, und sowohl zum Ersatz der verlorenen Theile als auch zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verbraucht werden. (Vergl. d. Art. Verdauung.) Man nennt die Nahrungsmittel **Speisen**, wenn sie in fester, oder halb fester Gestalt, **Getränke**, wenn sie in flüssiger genommen werden; **roh**, wenn sie so, wie die Natur sie liefert, **zubereitet**, wenn sie durch Kunst verfertigt genossen werden. Sie sind theils aus dem Pflanzenreiche, **vegetabilische**, theils aus dem Thierreiche, **animalische Nahrungsmittel**. Die vegetabilischen bestehen entweder aus den Wurzeln, z. B. Rüben, Zuckerrüben, den in den Wurzeln sich bildenden Knollen, z. B. Erdäpfel, Erdbirnen, oder aus den Stengeln, z. B. der Spargel, oder aus den Blättern, z. B. die verschiedenen Gemüse, den Blättern, z. B. der Blumenkohl, den unreifen Früchten, z. B. die Gurken, den reifen Früchten, deren eine unendliche Menge ist, wo theils das die Samen umgebende Fleisch, oder das säuerlich-süße Mark, theils die mehlichten oder ölichten Samen selbst zur Nahrung dienen. Die animalischen Nahrungsmittel werden eintheils aus allen Thierclassen genommen, manche Thiere werden ganz, und von manchen werden nur besondere Theile dazu gebraucht. Nach Wohnort und Herkommen, Klima und Bedürfnis, sind auch die Nahrungsmittel bei verschiedenen Völkern sehr verschieden. Bei manchen Nationen sind gewisse Nahrungsmittel sehr gewöhnlich, die bei andern unter die seltenen gehören; bei manchen sind Dinge sehr beliebt, die denen andre einen Abscheu haben. Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See seyn müssen, als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fangen sie alle Mäuse und Ratten zusammen, um sie zu essen. Das Hundstisch wird in China gewöhnlich gegessen; in verschiedenen Gegenden von Afrika gebt das Fleisch der Schlangen, namentlich von der klapperschlange und Riesenschlange, unter die Nahrungsmittel. Auch die Hens-

brochen werden fast überall in Afri-
ca Insekten außer diesen auch L-
m., Raupen und andre Insecten u-
in Ostindien erzählt Humboldt, daß
sie sammeln, und sie in der Regen-
zeit diesen ungewöhnlichen Nahrungs-
mittel gewöhnlichen zusetzt. Die Nah-
rungsmittel müssen nahrhafte, i-
n welche, durch die Verdauung ausge-
zogen und zur Ernährung des Shi-
(Art. Assimilation). Hierzu geh-
ören die Nahrungsmittel, welche in
sich gleich kommen oder im selbst
in unterscheiden sich die Nahrungs-
mittel ihre eigenthümliche Qualität
nach durch die Verdauungsorgane ni-
chlerischen Stoffen gleich werden, son-
dergane oder Systeme des Organismus
als Nahrungsmittel dienen soll-
en den leicht aufzulösenden Stoff-
grundstoffen des Körpers entsprechen
dern durch den Einfluß der Verdau-
ungsstoffe in ihrer Einfachheit, sind
Weißstoff, Wehl., Faser, und Zucker
inspeisen am meisten Schlemm, in-
sondere in Verbindung mit dem
Nahrung geschieht und so zur Auf-
zucht werden, die Grundlage von sehr nah-
und bloß vermehrte ihres Antheils an
nützlichen Speisen ist besonders die
Nährhaftigkeit der Speisen richtet si-
chern Antheil von jenen Stoffen, i-
n welche ihre Auflöslichkeit befördern
sie, deren Kräfte noch ungeschwächt
wirken in ihre einfachen Stoffe, in-
sonst reichlicher auf, als solche, d-
n welche folglich die eigne Natur der
und deren chemische Entwicklung n-
ehmung, welche Nahrungsmittel i-
nher immer relativ, und kann nur
eilt, auf die Auflöslichkeit der Nah-
Verdauungskraft einer Person ange-
Speise oder ein Getränk gesund, in-
dem Körper äußert, und gerade diese
kann wirkt dasselbe nicht als Nahrung
und kann daher nur solchen Personen
Beschaffenheit diesem Medicamente-
einfachen Nahrungsmittels wird abe-
nennung vermindert, und daher ei-
schwer verdaulichem und ungesund-
e schon für sich zu fetten, oder un-
gesund, weil das Fett schwerer
verdaulich wird. Eben-so macht der
gesunde Nahrungsmittel gesund,

renden Stoffe sind, sondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten, und als besondre Reize auf besondrer Stelle des Organismus wirken. Den Gebrauch der Gewürze hat der Luxus und vermehrte Geschmack feinerer Menschen eingeführt, da man nicht mehr um sich zu ernähren, sondern um den Gaumen zu fesseln, aß; und die Eßlust auch ohne das Bedürfnis aufzuregen suchte. Endlich ist bei Bestimmung der Gesundheit eines Nahrungsmittels noch die Rücksicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen ganz gesunden robusten Menschen ist manche Speise noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein schwächerer nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man also nur sagen, ein Nahrungsmittel sey gesund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen versehen, leicht auflöslich und daher verdaulich, und der Verdauungskraft des Menschen angemessen sey. Es ist eine Pflicht der öffentlichen Polizei, darauf zu sehen, daß alle Nahrungsmittel, welche zum Verkauf gebracht werden, keine schädlichen Eigenschaften haben. Besonders ist dies bei den allgemein nothwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfnisse sind. Daher muß eine gute Polizei darüber wachen, daß das Getraide nicht verdorben, stockend und angefaulen, das Korn besonders nicht mit dem sogenannten Mutterkorn oder Kornzäpfen, mit Schwindelhafer (der vorzüglich oft in der Gerste sich befindet) und dergleichen verunreinigt sey. Das Mehl darf nicht mit fremdartigen Theilen, Sand, Gyps u. dergl., verfälscht seyn. Das Brod muß gut geäuert und oblig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Galappenspolver, um die stopfende Eigenschaft wieder aufzuheben, versetzt seyn. Unter den Gemüsen dürfen keine giftigen seyn, z. B. Schierling anstatt der Petersilie, Schierlingswurzeln anstatt der pastinakwurzeln, giftige Schwämme unter den eßbaren. Beim Verkauf des Obstes muß darauf gesehen werden, daß es gehörig reif und nicht zu bald eingesammelt worden sey, wie z. B. häufig mit den Heidelbeeren, Erdbeeren, Pflaumen u. m. a. geschieht. In Ansehung der Fleischnahrung muß die Polizei darauf sehen, daß kein krankes Vieh geschlachtet werde, daher jedes Stück von eigens dazu bestellten Fleischbeschauern erst untersucht werden sollte, ehe es geschlachtet werden darf. Auch den Ferkeln sollte es durchaus verboten seyn, das sogenannte Gallenbitter, das oft schon in Gährungs übergegangen, und der Gesundheit sehr nachtheilig ist, aus Gewinnsucht noch verkaufen zu lassen. Auch auf den Verkauf der Fische muß die Polizei Acht haben, damit todte Fische und Krebse, kranke, eingesalzene und verdorbene Fische, solche, die durch betäubende Mittel gefangen worden sind, u. s. w. nicht verkauft werden. Die Nahrungsmittel haben bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, das Leben, selbst auf den Charakter des Menschen. Er ist seiner physischen Anlage nach sowohl zur vegetabilischen als animalischen Nahrung angewiesen. Indessen lehrt sowohl Theorie als die Erfahrung, daß animalische Kost die festen Theile des Blutes, den Faserstoff und daher die Energie des Muskelsystems schneller vermehrt, zu unendlichen fauligen scorbutischen Krankheiten geneigt macht, und selbst zu einer merkwürdigen Rohheit und Heftigkeit des Charakters den Grund legt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüssigeres Blut erzeugt, über schwächere Muskelfasern bildet, zu Krankheiten von Erschlaffung und Schwäche geneigt macht, und selbst zu Sanfttheit und Gelassenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordische Nationen sind meistens mehr zu Fleischnahrung, südliche mehr zu Pflanzenkost geneigt. Die südlichen und morgenländischen Nationen sind überhaupt, wenigstens im natu-

leben, durch Uebercultur noch nicht verderbten Zustände, zu mäßigem und einfachem Genuß der Nahrungsmittel geneigt. H.

Najaden, **Najades** oder **Nalides** (aus dem Griechischen von *naïa* (sch fließe), eine Gattung von Nymphen (siehe diesen Artikel), welche die Schungöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinen Landgewässer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hat, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinsicht unsrer sogenannten Wassernixen herrschen, besonders darin, daß beide zuweilen einen schönen Gegenstand (so die Najaden den Hylas, den Lieblingsknecht des Hercules) entführen.

Naiv, **Naivetät**. Dieses Wort, welches Gellert zuerst aus dem Französischen (*naïf*, *naïveté*) uns zugebracht hat, ist lateinischen Ursprungs, von *nativus* (angeboren, natürlich), im Mittelalter *naivus*. Viele haben es erklärt für den höchsten Grad des Natürlichen im Ausdruck der Gedanken und Empfindungen; allein wenn es nur diese Bedeutung hätte, wie käme es denn, daß es in keiner neuern Sprache durch ein andres erschöpfendes Wort ersetzt werden konnte? Der Begriff, der mit diesem Worte bezeichnet wird, ist viel zusammengesetzter, und diese Zusammensetzung selbst veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem gar nicht süglich vorhanden seyn könnten. Die wesentlichen Bestandtheile der Begriffe, welche durch das Wort **Naivetät** ausgedrückt werden, sind: natürliche, ungekünstelte Empfindungen und Gedanken einer arglosen, unversetzten und anspruchlosen Seele, gedrückt ohne Rücksicht auf das, was durch Uebereinkunft für schicklich oder unschicklich gehalten wird, durch Ausdrücke, welche mehr zu erkennen geben, als die ausdrückende Person selbst dabei gedacht hat. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz kurz fassen, so werden wir wenigstens sagen müssen, es sey das Natürliche im Gegensatz des Künstlichen (bloß durch Uebereinkunft Geltenden). Daraus ergibt sich denn, daß das Naive nur aus einem besondern Standpunkt als solches erscheint, und daß es der am künstlichsten gebildete (oder verfaßte) Beobachter am leichtesten bemerkt, weil ihm der Contrast am fühlbarsten ist; dem Naiven selbst ist seine Naivetät Natur. Aus dem Verhältniß des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künstlich gebildeten Beobachter erklären sich alle Eigenschaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät zu bezeichnen gewohnt ist. 1. Der künstlich gebildete Mensch ist dem Naiven an Verstand und Weltersfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Diese Verstandesüberlegenheit ist die Ursache, warum ihm die Aeußerungen der Naivetät, die den Stempel der natürlichen Einfalt an sich tragen, als Einfältigkeit erscheinen. Aus derselben Ursache müssen sie ihm als lächerlich erscheinen, zumal wenn sie als Abweichungen von der Verstandesregel ihn bei Personen überraschen, bei denen er eine Kenntniß und Beachtung derselben voraussetzen zu müssen geglaubt hatte. Deswegen aber ist das Naive keineswegs lächerlich an sich, und man kann es nur unter Einschränkungen, nur eine Art desselben, die doch vielmehr eine Abart heißen sollte, als eine Art des Lächerlichen nennen. Ist aber der künstlich gebildete Mensch dem Naiven an Verstand und Weltersfahrung überlegen, so steht umgekehrt 2. der Naive eben so hoch an Gesinnung und Empfindung über dem künstlich Gebildeten, denn Unschuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuebergigkeit, reines Muthgefühl, hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Schien er in Hinsicht des Verstandes kindisch, so erscheint er in Hinsicht des Ge-

naïve kindlich, und hat etwas unaussprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Abstoßendes. Wie ferner Nachhall verschwundener Töne verjährt thut uns seine Stimme, denn was er ist, das waren auch wir einst, und sind es nicht mehr, durch Schuld und Unglück. Die Unschuldigkeit eines unschuldigen, arglosen und reinen Herzens öffnet uns einen Blick in das verlorne Paradies, und der Contrast desselben mit unserer Beschaffenheit und Lage, die uns mit Zurückhaltung, Verstellung, Falschheit, Verschlagenheit, Arglist und Lüge in gefährlichen Kampf gestellt haben, ist die Quelle jener Rührung. „Das Naïve,“ sagt Schiller, „verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere gibt es dem Verstand eine Blöße, und bewirkt jenes Scheln, wodurch wir unsere theoretische Ueberlegenheit zu erkennen sehen. Sobald wir aber Ursach haben zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht Inermüdgen, sondern eine höhere praktische Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst aus ihrer Größe verschmähete, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigne Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen.“ Indes bringt das Naïve doch nicht überall diese gemischte Empfindung hervor, denn in den Fällen, wo es unsre Ehrfurcht, unsre Bewunderung in Anspruch nimmt, da hat es alle Wirkung des Ernsten, mit welchem es dann auch in Wahrheit verhandelt ist. Fassen wir alle diese Umstände genau ins Auge; so erkennen wir, daß nur Naïvetät gehöre Unwissenheit des Welttons bei gesundem Menschenverstand, und eine gewisse treuherzige Zuversicht auf die Güte der Menschen, weil ein gutes wohlwollendes Herz seine ursprüngliche Einfalt bewahrt. Diese Eigenschaften sind aber theils nicht jedesmal alle vereinigt, theils erscheinen sie dem Beobachter nicht immer in demselben Lichte, und daher kommen mehrere Nebenvorstellungen, die man häufig, obwohl nicht eben richtig, mit dem Naïven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naïves des Verstandes, oder nur ein Naïves des Herzens; jenes und dieses scheint seine Natur zu verändern, wenn der künstlich gebildete Beobachter ihm seine Ansichten, seine Ueberzeugungen, seine Erfahrungen unterlegt, oder den Naïven und das Naïve nach ihnen beurtheilt. So tritt z. B. bei dem Naïven des Verstandes der sonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewissen Witz für Naïvetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit selbst in gewissem Betracht als witzig erscheint, und man Naïvetät beinahe als Witz des Dummen erklären kann. Dies ist namentlich der Fall bei allen solchen Aeußerungen, wo sich jemand bloß gibt, wider Wissen u. Willen lediglich aus Mangel an Besinnung, bei entworfenen Unüberlegtheiten, die man jedoch nur sehr uneigentlich als Naïvetäten bezeichnen kann. Z. B. in dem Sinngedicht von J. B. Rousseau:

Huissiers! qu'on fasse silence!
Dit, en tenant audience,
Un président de Baugé;
C'est un bruit à tête fendre!
Nous avons déjà jugé
Dix causes sans les entendre.

Mit nicht größerem Rechte hat man gewiß unauflösliche Paradoxien für Naivetäten erklärt; was kann die Unschuld dafür, daß der Verborgene ihre reinen Äußerungen unrein deutet? In dieser Deutung dieser Unterlegung liegt es aber überhaupt, daß die Äußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben, als der Naive selbst dabei gedacht hat, und es wäre sonderbar zu glauben, daß keine Äußerung naiv seyn könne, die nicht einen verborgenen Sinn enthalte, oder gar eine epigrammatische Pointe habe. Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unschuld und Reinheit eines Herzens, welches sich bewußt ist, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwischt nicht auch bisweilen, aus Mangel an Ueberlegung, in der Verblendung einer nichtwürdigen Leidenschaft, einem Menschen ein Ausdruck, der, ihm selbst unbemerkt, eine Gesinnung offenbart, die so niedrig ist, daß er das größte Interesse gehabt hätte, sie zu verbergen? Man erzählt folgenden Fall. Ein französischer Kunstrichter hatte das Gedicht eines ihm unbekannten Verfassers gelobt; jetzt hört er, in Worte, sein Feind, Jey der Verfasser, und ruft aus: „Das hätte ich eher wissen sollen!“ Ist dies nicht eine wahrhaft niederträchtige Naivetät? — Es wäre hier so ziemlich derselbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vorhin mit dem Naiven des Verstandes war; allein wir müssen auch hier sagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät ist, ob schon jede Naivetät in den Augen des künstlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben wird. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seiten des Verstandes eine wahre Dummheit und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affects ist, worin das Natürliche und nicht gefallen kann, weil es uns mit Abscheu gegen den moralischen Charakter der Person erfüllt. Es ist eine Aufrichtigkeit hier, aber diese unwillkürliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der schönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, sondern abgestoßen; es ist ein Sieg der Natur und Wahrheit hier über Kunst und Verstellung, aber diese Natur ist verdorben, und die Wahrheit darum empfindend. Wollte vielleicht jemand in diesem Fall an Schiller appelliren, so wissen wir doch, daß er den Proceß gewinnen würde. Bekanntlich hat Schiller zwei Arten des Naiven unterschieden. „Zur Naiven“, sagt er, „wird erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon trage, es geschehe dieß nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. Im ersten Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt.“ Jenes Naive würde demnach ein Naives der Ueberraschung seyn, aber — belustigt es? Wer auch nur diesem kleinen Fingerzeig weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Ueberraschung ein Naives des Verstandes seyn müsse, denn nur als solches kann es belustigen oder aus einem andern Gesichtspunkt als lächerlich erscheinen. Ein Naives der Gesinnung, das zugleich ein Naives der Ueberraschung wäre, ist, nach Schiller selbst, im Widerspruch, indem etwas nicht zugleich wider Wissen und Willen und mit völligem Bewußtseyn geäußert werden kann. Es dürfte daher wohl bei der oben gegebenen Erklärung bleiben, und Schillers Erklärungen werden einige Modificationen erhalten müssen.

dd.

N ä f e (Gustav Heinrich), geboren zu Dresden im Jahr 1786, Sohn des dasigen Hofraths und Oberamtmanns. Sein schon frühzeitig offenbartes Talent zur Kunst bildete er auf der dortigen Malerakademie, die er von dem Jahre 1802 an besuchte, und späterhin un-

er besondrer Zeltung des würdigen Professors Grassi aus. Schon in einem zoften Jahre erhielt ein öffentlich ausgestelltes Gemählde, „Amor, der dem Jupiter den Donnerkeil raubt,“ vielen Beifall; und im Jahr 1808 wurde dieser ihm ungetheilt gezollt, als er mit einem „Besuch der Elisabeth bei Maria“ hervor trat. Die Einfachheit der Darstellung, die besondre Anmuth, Gemüthlichkeit und Lieblichkeit, welche dieses Gemählde umschweben, wirkten auf alle Beschauer gleich mächtig, und beachtet noch diese und jene Mängel daran zu finden waren. Es ist dieses Bild durch einen, zwar kleinen aber netten Kupferstich in dem Taschenbuch: Urania für 1810, bekannt. In dem darauf folgenden Jahre stellte der junge Künstler ein zweites Gemählde, welches denselben Gegenstand unter bedeutenden Veränderungen behandelte, aus, und bewährte durch die Fortschritte, welche man im Vergleich seiner frühern Arbeit darin fand, die gemachten Hoffnungen. Nach einer mehrjährigen Pause erschien endlich das Gemählde, welches seinen Beruf zur Kunst vollends bewährte, und seinen Ruf begründete: „Faust und Gretchen,“ nach Göthe's Dichtung. Alle, welche die Kunstausstellung im Jahr 1821 besuchten, Kenner sowohl als Nichtkenner, waren von dem edlen Charakter, der Wahrheit und Einfachheit der Darstellung, dem tiefen Gefühl, welches überall hervorleuchtete, der Anmuth des Colorits, der ganzen seelenvollen und fleißigen Behandlung, überrascht und entzückt. Keines von allen gleichzeitig ausgestellten Bildern mochte noch so kunstgerecht seyn, konnte die Beschauer so oft und so anhaltend beschäftigen, als dieses. Gleichen Beifall fand es auf der Kunstausstellung zu Weimar im Jahr 1812, ja selbst der Dichter des Faust hat ihm diesen Zoll nicht versagt. Es ist dieses Bild ebenfalls in der „Urania für 1825“ in Kupfer gestochen zu finden, desgleichen auch eine von unserm Nâck gezeichnete andre Scene aus dem Faust. An einem Oehlgemählde, welches diesen letztern Gegenstand, jedoch mit mehreren Veränderungen, darstellt, arbeitet gegenwärtig der junge Künstler: und es muß dieses Gemählde, der Anlage noch zu urtheilen, noch weit vollkommener werden als das erste. Auch als Mitarbeiter an dem reckerischen Augusteum, zu welchem er eine Menge Zeichnungen nach den besten Antiken lieferte, hat sich Nâck in der Kunstwelt bekannt gemacht.

N a m u r, vormals die Hauptstadt der Grafschaft Namur, einer der siebenzehn Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Oesterreich unterworfen, durch den Linneviller Frieden mit an Frankreich abgetreten wurde; seitdem die Hauptstadt des aus der Grafschaft Namur und einem westlichen Stücke von Luxemburg gebildeten Departements der Sambre und Meuse jetzt wieder gehörig zu den der Herrschaft des kaiserlichen Orients unterworfenen Niederlanden. Namur liegt am Einflusse der Sambre in die Maas, ist befestigt, und gehört zu den größten und reichern Handelsstädten der Niederlande. Die Zahl der Einwohner hat im Laufe des vorigen Jahrhunderts bedeutend abgenommen, und man zählt deren jetzt nur noch 15. bis 16,000. Es ist der Sitz eines Bisthums, welches unter dem Erzbischof von Mecheln steht. Vom Jahre 1715 bis 1782 gehörte Namur zu den sogenannten Barriereplätzen. Die Stadt ist in den Kriegen zwischen Frankreich, Deutschland und Holland verschiedne Male belagert und eingenommen worden. In Rücksicht des Handels ist sie vorzüglich durch ihre Messerfabriken ausgezeichnet.

N a n c y, vormals die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothringen, jetzt die Hauptstadt des französischen Departements Meuse, enthält: 6000 Häuser und über 28,000 Einwohner. Die Altstadt

ist schon im Jahre 1070, und die Neussa worden. Die schon von Natur schöne Meuthe in einer angenehmen Ebene wird Gebäude selbst erhebt, die sie vorzüglich Schmitzgerbater Ludwigs XV.), welcher verdanken hat. Unter den öffentlichen d'Alliance zu bemerken, welcher von zwei zum Andenken der berühmten Allianz von 1756 errichtet wurden. Der Handel sächlich auf Wein und Getraide. Am Lichter von Nancy, welche wegen ihrer Land versendet werden.

Nagasaki oder Nagasacki, eine Stadt in Japan auf der Insel Kiushu, welche auf dem Flusse Nagasaki liegt, mit einem Hafen und der von Chinesern und deren nächsten Nachbarn bewohnten Vorstadt Sakuragi. Da kein Fremder sich in der Stadt selbst aufhalten darf, so haben die Holländer, welche ehemals in diesen Gegenden viel Handel trieben, sich ebenfalls veranlaßt gesehen, einen eignen Wohnort auf der Insel Desima anzulegen, welcher 236 Schritt lang und 32 Schritt breit ist, und durch eine steinerne Brücke mit Nagasaki verbunden wird. Nagasaki selbst liegt auf einem unebnen Boden und hat enge und krumme Straßen.

Nanie, von Nania, oder bedeutet 1. den Traner- und Klag- Begräbnisse der Verstorbenen gesungen von dem Klageruf Nai, Nai. 2. von Weibern gesungen, welche die verfertigt hatten. Da diese Lieder wurde das Wort Nanie oft für und Kindern u. dergl. gebraucht; welche beim Begräbnis der Strafe außerhalb Rom vor dem oiminalis.

Nanking, oder Kiangning- Provinz Kiangnan, am Ausflusse der chinesischen Kaiser, ehe Peking ein Drittel der Stadt in Nan Million Einwohner enthalten. 2. Königen des Luxus bekannt, und Cultur aus. In der Nähe der Porzellanthurm, welcher von Backhaus, achteckig, neun Stockwerke behangen ist*).

Nantes, eine ansehnliche 75.000 Einwohnern, liegt am rech von der Mündung derselben. Seine de la Loire inferieure und gehört jeder einen starken Handel. Die der Loire hereinkommen, und gehen

*) Bei Gelegenheit dieses Artikels so lange gesuchte Verfahren, die Nauquaia, dem irändischen Bei Barbados, entdeckt worden ist, gleich gekommen ist.

beladen und auf kleinen Schiffen zu dem nicht weit davon entfernten Nantes gebracht werden. Der Handel wird von hier vorzüglich nach Spanien, Ostindien und Afrika getrieben. Zucker, der hier noch nicht raffiniert wird, und dessen Verladung allein 150 Schiffe der Stadt selbst beschäftigt, macht einen Hauptartikel dieses Handels aus. In der Geschichte ist diese Stadt vorzüglich wegen des Edicts von Nantes berühmt, durch welches König Heinrich IV. im J. 1568 den Reformirten des Königreichs die freie Ausübung ihrer Religion gestattete, welches Edict aber von Ludwig XIV. im Jahre 1685 widerrufen wurde. In der Zeit der Revolution hat diese Stadt theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendée, theils durch die grausamen Executionen der verurtheilten Emigrirten, theils durch die völlige Unterdrückung des Handels sehr gelitten. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die mit den 56 Wunderwerken Christi bemahlten Fensterscheiben der Kirche zu St. Nicolas, die von Liebhabern und Kennern der Glasmalerei sehr geschätzt werden.

Naphtha, auch **Q** Bergöl, welches an der gleich kommt, und wegen seines schwimmenden Oerths, die sie gegen das Sinken bewahrt, die Eigenschaften der Naphtha im höchsten Grade besitzt, ist selten.

Das weisse Naphtha ist die seltenste und vorzüglichste, und scheint in ihrer besten Gattung ein eigenthümliches Product von Asien zu seyn, wo sie in Persien und auf einer Insel des caspischen Meers, hiesigen Namen Kämpfer Hanow, und andre Reisende verschieden angegeben gefunden wird. Die gewöhnliche Naphtha findet man auch in vielen Gegenden des östlichen Europa, z. B. Italien (bei Modena) und Frankreich (besonders Elsass und Lothringen), wo sie, wie andres Bergöl, aus Gesteinen quillt. Die Chemiker nennen auch den Bitriolöl oder Naphtha, und andre verwechseln dieses Wort mit der mineralischen Wanne (einer seltenen Art des Erbohd oder Asphalts), welche in Persien gefunden, und hier oft mit Gold aufgewogen, ja sogar demselben vergesogen wird.

Napier oder **Napier** (Johann), war der älteste Sohn des Bartholomäus Archibald von Rathkellon in Schottland, und wurde im Jahre 1550 geboren. Nachdem er von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung erhalten, und auf der Universität St. Andrews seine akademischen Studien vollendet hatte, machte er eine große Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland. Weit entfernt, nach seiner Rückkehr die Bahn des Ehrgeizes in der öffentlichen Verwaltung zu betreten, wozu ihn sein Talent und seine Kenntnisse eben so sehr berechtigten, als ihn sein Rang dazu einlud, überließ er sich ganz der gelehrten Wissenschaften, deren Früchte die Welt in den mannichfaltigen Entdeckungen erkennt, die er machte. Mathematik war sein Hauptstudium, und nächst diesem machte die Optik einen vorzüglichen Gegenstand seiner Forschungen aus, in denen er reichlich bei der beschränkten Denkungsart des damaligen Zeitalters und der Kindheit der damaligen Ergeße (Erklärungskraft) seine für die Nachwelt interessanten Resultate liefern konnte. Die Entdeckung der logarithmischen in der Trigonometrie, welche von so großem Einfluß auf die Astronomie, Schiffahrt und praktische Geometrie gewesen ist, hat

Das die unterworfenen Corsen nicht zu bezähmen vermochte, warf sie in die See, und ward den jugendlichen Bewohnern eingekauft. Die Insel hat sich gegen Frankreich, das im Niederrande Napoleons die Insel von Genoa eroberte, und nach wuthigem Widerstand der Corsen sie einnahm. Genoa und Frankreich hatten nun die freigelassenen Insulaner in unerschöpflichem Haß und unersättlicher Nachsuche erkannt, und beiden sollte durch einen Corsen die Gewaltthat, die sie verschuldet, vergolten werden, in jenem richtenden, oft lange säumerten, aber nie angekrast gereyten Verhängniß, welches die Alten als Nemesis bezeichnen. Die Corsen sind von Natur ein reißbares, rothes Volk, glühend für Unabhängigkeit und Unbeschränktheit. Abgeschlossen auf ihrer Insel durch das Meer und hohe Gebirge, ließen sie früh von andern Völkern sich scheiden, und die ihnen neben misstrauisch beobachteten. Der fruchtbare Boden ihres Landes gewährte ihnen gewisse Bedürfnisse, die sie zu theilen nicht ließen. Lange Unterdrückung hat sie zurückhaltender, misstrauischer, verschlossener gemacht, und stets zu Empörung geneigt. Das heisse Klima der Insel treibt glühender und rascher das Blut durch ihre Adern; gesunde Luft und kräftige Nahrung macht stark ihre Körper. Sie lieben ihr Land, weil es ihnen Alles gewährt, was dem sinnlichen Menschen behagt, und hinter der doppelten Reihe rauher Gebirge, die es umfränzen und durchschneiden, tragen sie aller Gewalt, die ihnen hinderlich seyn möchte. Von ihren Vorfahren haben sie mehr Leidenschaften als Tugenden geerbt, und schon zu der klaren Zeit standen sie im bösen Ruf. Ein altes Sprichwort sagt von ihnen: „Ihr erstes Nahrung durch Diebstahl, das die der Ehre. Schon als Knaben schätzten gemacht zu haben. Das Elend einer Bewohner wirkten mächtig in ihnen Waders an den öffentlichen Haß der Unterdrückung, die Corsen wollten des Knaben Gewalt nur die Menschen verachten, und sie zu verbergen; Fuß und Liebe zum Kampf wurden eben so vorherrschende Neigung als Paolo's Ruhm nur seine Ehrsucht anzudeuten. Verschlössen, wie alle, die ihn umgaben, seitdem Franzosen die Insel besaßen, hütete er sich, die Menschen zu beobachten und selbst der Beobachtung Anderer sich zu entziehen, während das gewinnlose Jammern auf gehört war, nur auf sich zu denken, und das Eigene zu suchen. So gefiel sich der übermächtigste Egoismus zu hundert, verborgener Leidenschaft. Im Knabenalter, wo in hingebender Liebe sich alles Schöne entwickelt, ward der Haß und faule, berechnende Zurechnung um sich herum ihm einzufließen, als natürliche Anlage dazu schon in ihm lag. Was er schreie dieselbe wenig gemildert, wohl aber hat zu haben, die jede Gung, woher sie auch kam, und den Unterdrücker des Vaterlandes sich zum So gestimmt trat Napoleon in die Militärschule; viel entscheidenden Einn, als allem seinen jungen ist fand, eigen seyn mochte. Denn ein außerordentlich in außerordentlichen Verhältnissen sich zu setzen. Er mußte das Uebergewicht über seine Mitschüler gewinnen durch Liebe, freundliche Neigung, keinen Er lag sich nach mehr in sich selbst zurück, und nachden. Darum sucht er die Einsamkeit, war sie

er, hindrükend, untheilnehmend, und sein Geist, der schon nicht anders
 über erfüllt war, verachtete die kindischen Spiele seiner Schüler, wie
 die Spielenden. Keine freundliche Theilung konnte ihn aus dem
 Borstellung- und Phantasiekreis, in den er schon getaucht war, her-
 ausreißen, und so baute er sich selbst immer fester. Dazu wirkten auch
 seine Studien mit. Im Krieg geboren, im ersten Erwachen des
 Bewusstseins am Kampf und Schlachtenen gewöhnt, wußte er sich mit
 verschiedener Neigung auf die Kriegswissenschaften. Die abstraktesten The-
 en der Mathematik wurden seine Lust, und weil er sie alle auf Krieg-
 kunst bezog, die der Mittelpunkt seines Lebens ward, diente sie für ihn
 ihrem unerschöpflichen Reiz. Und gerade die Kriegswissenschaften wirkten
 auf seiner Anlage, auf seinen Charakter am nachhaltigsten einwirkten, in-
 dem die Menschen hier ihm immer mehr nur Werkzeuge, lebendige We-
 senen wurden, oder Feinde, die man mittelst überlistigen oder auch ab-
 in Regeln der Kunst einzugehen, auszuwählen machen, schlagen mußte.
 Siegen, herrschen ward nun seine beständige Be-
 rat er jetzt seinen Mitschülern etwas näher, u
 zu führen, den er schon im Großen dachte, zu
 Schwächern, oder auch umgekehrt, zu bewaffnen
 er, Sieger, Schlichter zu sein. Man berichtet
 sie Gefährten gegen einander aufgereizt, scho-
 er angeklagt, und sich ein Ansehen, einen Ei-
 erworben habe, obwohl die meisten ihn hoch-
 auch, daß er sich endlich zwei von jenen, mit
 löbte zu täglichen Gefährten auswählte, und
 wußte, daß sie in demüthiger Bewunderung
 u Werkzeugen seiner Absichten, und zu Lobrei-
 rauchen ließen. Neben seinen mathematischen
 besonders die Geschichte des Alterthums. In
 den kühnen Unternehmungen der Vorzeit
 in seiner Seele, und jedes gelungene Entwerf-
 t. der Gesellschaft, jeder errungene Sieg befeu-
 nd gewannen ihm das einzige Entzücken ab,
 idlanten und noch freilebendlichen Gemüthe
 treuend ist, das wird denen, die schon eine-
 i gewisse Abgeschlossenheit sich angeeignet hab-
 nd Befriedigung in selbstschöpfenden Plänen. D-
 reiche Nahrung für großherziges Streben. I
 r Uebermuth und Ehrgeiz. In Napoleons
 sich dieselbe, zu einem schon überwältigen-
 le, nur das Streben nach Thaten, die nicht
 ndern mehr noch ihm selbst vortheilhaft sein
 an erwerben sollten, erweckt und ausgebildet.
 ften Gesichtspunkte mußten ihm die Helden
 starken erscheinen, die alle ihre Umgebungen,
 h, zu ihren Zwecken zu brauchen wußten, i
 s die Helden Plutarchs, dessen Lebensbeschrei-
 gung betrachtete, konnten ihn dann mündel-
 igeln, Herrschsucht und Menschenverachtung
 ihm, wie die seltsame überlegene Kraft, die e-
 allen Zeiten die bewegliche und schwan-
 i untergeordneten Geister, am Mängelband
 glich gewollt, meist glücklich errungen habe
 majestätischen Willen selten erkannt, oft

1. **Einleitung**
 2. **Ziele und Zwecksetzung**
 3. **Methodik**
 4. **Ergebnisse**
 5. **Diskussion**
 6. **Fazit**
 7. **Literaturverzeichnis**
 8. **Anhang**
 9. **Index**
 10. **Abbildung**
 11. **Tabelle**
 12. **Formel**
 13. **Diagramm**
 14. **Skizze**
 15. **Zeichnung**
 16. **Bild**
 17. **Abbildung**
 18. **Tabelle**
 19. **Formel**
 20. **Diagramm**
 21. **Skizze**
 22. **Zeichnung**
 23. **Bild**
 24. **Abbildung**
 25. **Tabelle**
 26. **Formel**
 27. **Diagramm**
 28. **Skizze**
 29. **Zeichnung**
 30. **Bild**
 31. **Abbildung**
 32. **Tabelle**
 33. **Formel**
 34. **Diagramm**
 35. **Skizze**
 36. **Zeichnung**
 37. **Bild**
 38. **Abbildung**
 39. **Tabelle**
 40. **Formel**
 41. **Diagramm**
 42. **Skizze**
 43. **Zeichnung**
 44. **Bild**
 45. **Abbildung**
 46. **Tabelle**
 47. **Formel**
 48. **Diagramm**
 49. **Skizze**
 50. **Zeichnung**
 51. **Bild**
 52. **Abbildung**
 53. **Tabelle**
 54. **Formel**
 55. **Diagramm**
 56. **Skizze**
 57. **Zeichnung**
 58. **Bild**
 59. **Abbildung**
 60. **Tabelle**
 61. **Formel**
 62. **Diagramm**
 63. **Skizze**
 64. **Zeichnung**
 65. **Bild**
 66. **Abbildung**
 67. **Tabelle**
 68. **Formel**
 69. **Diagramm**
 70. **Skizze**
 71. **Zeichnung**
 72. **Bild**
 73. **Abbildung**
 74. **Tabelle**
 75. **Formel**
 76. **Diagramm**
 77. **Skizze**
 78. **Zeichnung**
 79. **Bild**
 80. **Abbildung**
 81. **Tabelle**
 82. **Formel**
 83. **Diagramm**
 84. **Skizze**
 85. **Zeichnung**
 86. **Bild**
 87. **Abbildung**
 88. **Tabelle**
 89. **Formel**
 90. **Diagramm**
 91. **Skizze**
 92. **Zeichnung**
 93. **Bild**
 94. **Abbildung**
 95. **Tabelle**
 96. **Formel**
 97. **Diagramm**
 98. **Skizze**
 99. **Zeichnung**
 100. **Bild**
 101. **Abbildung**
 102. **Tabelle**
 103. **Formel**
 104. **Diagramm**
 105. **Skizze**
 106. **Zeichnung**
 107. **Bild**
 108. **Abbildung**
 109. **Tabelle**
 110. **Formel**
 111. **Diagramm**
 112. **Skizze**
 113. **Zeichnung**
 114. **Bild**
 115. **Abbildung**
 116. **Tabelle**
 117. **Formel**
 118. **Diagramm**
 119. **Skizze**
 120. **Zeichnung**
 121. **Bild**
 122. **Abbildung**
 123. **Tabelle**
 124. **Formel**
 125. **Diagramm**
 126. **Skizze**
 127. **Zeichnung**
 128. **Bild**
 129. **Abbildung**
 130. **Tabelle**
 131. **Formel**
 132. **Diagramm**
 133. **Skizze**
 134. **Zeichnung**
 135. **Bild**
 136. **Abbildung**
 137. **Tabelle**
 138. **Formel**
 139. **Diagramm**
 140. **Skizze**
 141. **Zeichnung**
 142. **Bild**
 143. **Abbildung**
 144. **Tabelle**
 145. **Formel**
 146. **Diagramm**
 147. **Skizze**
 148. **Zeichnung**
 149. **Bild**
 150. **Abbildung**
 151. **Tabelle**
 152. **Formel**
 153. **Diagramm**
 154. **Skizze**
 155. **Zeichnung**
 156. **Bild**
 157. **Abbildung**
 158. **Tabelle**
 159. **Formel**
 160. **Diagramm**
 161. **Skizze**
 162. **Zeichnung**
 163. **Bild**
 164. **Abbildung**
 165. **Tabelle**
 166. **Formel**
 167. **Diagramm**
 168. **Skizze**
 169. **Zeichnung**
 170. **Bild**
 171. **Abbildung**
 172. **Tabelle**
 173. **Formel**
 174. **Diagramm**
 175. **Skizze**
 176. **Zeichnung**
 177. **Bild**
 178. **Abbildung**
 179. **Tabelle**
 180. **Formel**
 181. **Diagramm**
 182. **Skizze**
 183. **Zeichnung**
 184. **Bild**
 185. **Abbildung**
 186. **Tabelle**
 187. **Formel**
 188. **Diagramm**
 189. **Skizze**
 190. **Zeichnung**
 191. **Bild**
 192. **Abbildung**
 193. **Tabelle**
 194. **Formel**
 195. **Diagramm**
 196. **Skizze**
 197. **Zeichnung**
 198. **Bild**
 199. **Abbildung**
 200. **Tabelle**
 201. **Formel**
 202. **Diagramm**
 203. **Skizze**
 204. **Zeichnung**
 205. **Bild**
 206. **Abbildung**
 207. **Tabelle**
 208. **Formel**
 209. **Diagramm**
 210. **Skizze**
 211. **Zeichnung**
 212. **Bild**
 213. **Abbildung**
 214. **Tabelle**
 215. **Formel**
 216. **Diagramm**
 217. **Skizze**
 218. **Zeichnung**
 219. **Bild**
 220. **Abbildung**
 221. **Tabelle**
 222. **Formel**
 223. **Diagramm**
 224. **Skizze**
 225. **Zeichnung**
 226. **Bild**
 227. **Abbildung**
 228. **Tabelle**
 229. **Formel**
 230. **Diagramm**
 231. **Skizze**
 232. **Zeichnung**
 233. **Bild**
 234. **Abbildung**
 235. **Tabelle**
 236. **Formel**
 237. **Diagramm**
 238. **Skizze**
 239. **Zeichnung**
 240. **Bild**
 241. **Abbildung**
 242. **Tabelle**
 243. **Formel**
 244. **Diagramm**
 245. **Skizze**
 246. **Zeichnung**
 247. **Bild**

wurden. Der Verfasser, die Dinge
zu, wußte ihn Vorbild der Welt
und Fiktion überwinden; der Haupt-
sache vorüber, einer Überdauern,
n. und über den wahren Sinn, ihren
n. Freunde und Feinde in Zweck, Idee,
n. Menschen und Dingen, auch.

[illegible]

unermüdlichem Fleiß sich weiter aus-
 zugänglicher Zurückgezogenheit fühlte
 die Thaten, zu denen er bald gerufen
 nachher der nordamerikanische Freie
 Niederlanden, die wachsende Gährung
 die Hoffnung großer Revolutionen, in
 er sich beruhte war, wohl emporkon
 Stürme in Frankreich ausbrachen, w
 ist er ergreifen, ob er dem König, d
 den, oder sich der Volkspartei we
 selbst gesagt haben, hätte er sich an
 mußte er diese ergreifen. Die revolu
 tion, schnell bedeutender zu werden,
 war. Schon erhob er in ihnen seine
 seine Zeit noch nicht gekommen sey.
 ne Einsamkeit zurück, und brütete in
 sein, tapftrer Landsmann P a o l i nach
 Jubel der Volkspartei dort erschienen
 im Freundes und Mitstreiters freun
 dem selbst neue Hoffnungen besetzten,
 Jahres 1790 nach Corsica über, wo
 zu eröffnen schien. Paoli's Erscheinen
 Bald kämpften die Parteien der Ar
 der. Napoleon zeichnete sich schon
 t den ausbrechenden Sturm nicht d
 vülthenden sogenannten Patrioten auf
 wüthig, da seine Weisheit ihn lehrte,
 ig zurückzuziehen. Napoleon aber be
 rworden, daß er zum Commandanten
 iant ward. Als solcher zeichnete er
 ehmungen aus, in denen sich nicht
 eurfandete. Damals mochte er den
 Wahne der Revolution zum Gebieter
 umal P a o l i in der Volksgunst in
 schon bedenklicher ward. Napoleon,
 a Gefahr, und seine Feste, aber bald
 Insel M a d d e l e n a, die er mit ei
 einer Landflotte im Namen der Rep
 onnte, begünstigte ihn um so weniger
 e Expedition des Admirals Truguet
 ndete, und den Corsen wie den Fran
 se Revolution sein Vaterland neuges
 iskraten nicht mehr zu bändigen verm
 inder an. Napoleon, der unter den
 emerkbar gemacht ward 1793 auf 3
 zeranstaltung, man sagt, um grober
 rrbann mit vielen andern Anführern
 in Familie nach Frankreich ein. Do
 rtgeschritten, die Republik aufstell
 er Kampf gegen die auswärtigen M
 anden. Der innere Streit der Facti
 onen, hilflos, ohne Ausichten begab
 andten nach M a r s e i l l e, wo dann
 umpf herrschte. Dieser allein sollten

er warf sich von neuem in die jacobinischen Clubs, und versuchte sich noch einmal (während seines Aufenthalts auf Corsica hatte er ein unglückliches Gedicht zu Ehren der Freiheit verbreitet) als Schriftsteller in einem Gespräch, betitelt: *Le Souper de Beaucaire*, in dem ausschweifendsten revolutionären Grundsätze vorgetragen waren. Aber weder diese bald vergessene Flugschrift, noch andre Bemühungen, sich bemerkbar zu machen, konnten seine, und der Seinigen Lage verbessern, sehr auch die Unruhen in Marseille, Lyon, Nîmes, Bourdeaux und Grenoble einen unternehmenden Kopf zu begünstigen schienen. Schon war Napoleon mit den Seinigen nur von Wohlthaten, die länglich zuessen, abhängig, als nach der Bekämpfung jener der Revolution entbundeten Städte die republikanische Armee gegen Toulon sich rüstete, als am 28ten August 1793 sich den Engländern ergeben hatte, um seinen Preis diesen wieder entrisen, und, schon außer dem Gesetz erklärt, bestraft werden sollte. Jetzt ward Napoleon durch Salicetti, Mitglied des Convents, an Barras empfohlen, und erhielt ein Commando bei der Artillerie. Hier zeichnete er sich so vorzüglich aus, und hatte auf die Maßregeln der Conventsarmee einen so wichtigen Einfluß, daß es ihm besonders zuzuschreiben war, als Toulon noch vor Ende des Jahres in die Gewalt der Republik zurückfiel. — Hier beginnt der zweite Act seines Lebens. Von nun an tritt er bedeutender hervor. Die urchtbare Rache, welche die republikanische Armee an den unglücklichen Bewohnern Toulons geübt, hatte an ihm einen blutigen Vollstrecker gefunden. Seine Thaten wurden dem Convent berichtet, und erwarben ihm Günst und Vertrauen bei den Häuption desselben. Zum Lohn ward er mit Anfang des Jahres 1794 zum Bataillonschef bei der italienischen Armee ernannt, zu der er, nachdem auf seine Veranstaltung die Festungswerke der durch ihn und seine Gefährten verlassenen Stadt und die benachbarten Klüften wieder in Vertheidigungsstand gesetzt worden, mit großen Plänen abging. Die weite Laufbahn war ihm nun eröffnet. Dem Revolutionshelden und Soldaten geboren und erzogen, nach seinem Charakter so ehrgeizig als beharrlich, in der Wahl der Mittel zu seinem Zweck nie bedenklich, keinem seiner Blutgefährten an Leidenschaft und Wuth nachstehend, die meisten an Geist und Kriegskunst betreffend, trat der sechsundzwanzigjährige Jüngling zwar noch mit untergeordnetem Rang, aber doch folgereichem Einfluß als Anführer auf. Sein Vaterland scheint er damals schon aus den Augen verloren zu haben. Die Revolution hat ihm für seinen Egoismus und Ehrgeiz viel glänzendere Hoffnungen, und er durfte sich schmeicheln, zu einer Herrschaft zu gelangen, die andre, mit viel geringern Talenten so glücklich errungen hatten. So unmaßig und unbändig er in seinen Ansprüchen und Bestrebungen war, so maßig hielt er sich auch jetzt in allen Handlungen, und ließ sich durch nichts von seinen Plänen abbringen. Im Jahr 1795 war er zum Brigadegeneral der Artillerie bei der italienischen Armee ernannt worden, und seitdem hatte er auf die Bewegungen derselben sehr günstigen Einfluß. Diese republikanische Armee war schlecht organisiert, durch öftere Niederlagen muthlos, und durch die vorliegenden Oesterreicher hart bedrängt. Hier entwickelte sich zuerst seine erfolgreiche Kunst, durch kleine und größere Hindernisse nicht verirrt noch gehemmt, ein unabänderliches Ziel für alle Unternehmungen ins Auge zu fassen, kleine Gefechte zu vermeiden, und mit aller Gewalt auf einen feindlichen Punkt loszubrechen, durch Kühnheit und festgesetzte Gewalt den Feind zu überraschen, und im Fluge ihn zu besiegen. Er suchte die Führer der Armeen zu überzeugen, daß sie aus ihm

im Vertheidigung
 und schwächerer
 Sienmont, bis wi
 Nills er als das ne
 ren, unaufhaltsame
 es Ereigniß hemm
 istische Regierung
 vordem ein Ende
 Armeen der Repub
 Nizza, wo Napoleon
 tem mit grüßend
 84, der ihn folg
 zwar erhielt er bal
 der italienischen M
 ich zu rechtstetigen
 189, der damals
 dat, und unverföh
 nsticht, und war a
 Wenige Freunde u
 lebens verwendeten
 Pläne, die Bernie
 noch mehr mit fink
 schloß, Frankreich
 vor, sein Städt zu
 Wohlfahrtsauschuß
 n seinen Gunsten,
 illerie in Holland
 als er zu einem bel
 Der Nationalconve
 llerie noch immer
 chen Partei. Bis
 13ten September
 Bund. Der Con
 ige Generale. B
 Oberbefehl; diese
 den Erwartungen,
 istischen Partei ge
 Sieg der letztern a
 der Untergebenen
 dem Tage seinen
 demselben Monat
 die Armees des Ju
 um, fester an sich
 Obercomando bei
 ung ward ihm di
 vertrautem Verhöl
 vornen Tascher de
 den März 1796.
 e dürfte größte
 der Soldaten zu
 derung und den
 Gewaltthabern sich
 Verdacht zu, nach
 wehrung aller Fein

sein großes Ziel, das er nie aus den Augen verlor. Die schönste Zeit seines Lebens war gekommen. Von nun an begann ganz Europa mit Staunen und Bewunderung auf den Mann zu sehen, der in allem außerordentlich erschien, so sehr in Kraft und Thaten als in unbesieglichem Glück. Bei allen Thaten und Ereignissen, die nun seine Schritte begleiteten, suchten wir ihn, den Menschen zu erkennen, ohne in ausführlichere Erörterungen seiner Kriegsthaten, die wir nur andeuten, wie es für diesen Zweck sich eignet, einzugehen. Am 30ten März 1796 übernahm er in Mailand, als Scherers Nachfolger, die oberste Leitung der italienischen Armee. Geübte und bewährte Generale standen ihm zur Seite. Aber die Armee selbst war schwach und im Vergleich mit der Macht der Gegner viel zu klein, dazu innerlich und äußerlich desorganisirt und in so schlechtem Zustande, daß nur Er mit glücklichen Erfolgen sich schmeicheln konnte. Vor allem suchte er seine Soldaten zu ermuntern, mit neuer Zuversicht zu erfüllen, und sie ihren elenden Zustand, ihre Gefahr vergessen zu machen. Kühne Unternehmungen gaben ihnen die ersten Siege; diese blindes Vertrauen auf ihn und auf ihr Glück gewinnen, dieses sie unbesiegbar machen. Der große Feldherr setzt seltener durch überlegene Macht als durch die Meinung bei Feind und Freund, und glückliche Benutzung desselben und des Augenblicks. Napoleon feuerte durch begeisterte Reden die Ebnigen an; als die ersten Angriffe gelungen waren, spotteten sie schon derer, die sie eben noch gefürchtet hatten. Die ihm feindlichen Soldaten zitterten bald vor seinem Namen, und die bis dahin siegreichen Feldherren, bald aus der Offensive in die Defensive zurückgeworfen, verloren die Haltung, die Sicherheit, die Festigkeit in ihren Maßregeln. Während sie Kriegsrath hielten, handelte er; während sie mit jeder seiner Bewegungen ihre günstige Stellung, die großen Vortheile ihrer Lage, ihre Ueberlegenheit verloren, räumte ihm jeder Schritt neue Vortheile, neue Begünstigungen ein, und selbst seine kleinere Zahl, stets in Einem Geist benutzt, auf Einen Zweck gerichtet, durch keine Bedenkllichkeiten und Rücksichten gehindert, war durch ihre leichtere Beweglichkeit der Kühnheit seiner Pläne und Unternehmungen günstig. Selbst die Gefahr und Bedrängtheit seiner Lage ward ihm dadurch günstig, daß sie ihn zu ungewöhnlichen, unerwarteten Maßregeln nöthigte, die er mit seinem Geist wohl zu ergreifen wußte, die Gegner aber, die nach den Regeln früherer Kriegskunst planmäßig fort agirten, in jedem Augenblick irre, zweifelhaft machten, daß sie mehr von der schwächern Macht und ihren Operationen abhängig wurden, statt diese in Abhängigkeit von ihren Bewegungen zu erhalten. Napoleon schuf rasch ein völlig neues durchgreifendes Kriegssystem, das, so wenig regelrecht, ja so einseitig es seyn möchte, doch durch seine Neuheit und Verwegenheit begünstigt, und durch die Erfolge gerechtfertigt ward. Indem er täglich in seinem neuen Kampf Alles aufs Spiel setzte, konnte er allein Alles gewinnen, war aber um so weniger in Gefahr, Alles zu verlieren, als die Gegner sich nie entschieden, je größer seine Verlegenheit war, um so größern Rückhalt ihm vorauszusetzen, und immer noch zu beobachten, und die weitere Entwicklung abzuwarten, wenn er sein Ziel schon erreicht hatte. Seine muthlosen halbverzweifelnden Soldaten mußte er durch die schattenbilder der Freiheit und der Ehre aufzureigen, und ihnen die schönsten Aussichten und Hoffnungen zu eröffnen. Es sey Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren; es hänge einzig von ihnen ab, der Schatz der herrlichsten Länder, welche die Feinde ihnen verschlossen, zu bemächtigen. Alles fehle ihnen; doch würden sie Alles für

den. — So führte er sie in den ersten Kampf. Die Oesterreicher waren bis zum 11ten April 1796 rasch vorgeedrungen, und hatten Napoleons ersten Plan, noch ehe er zu handeln angefangen, vereitelt. Am 12ten April aber ging die erste Siegessonne für Napoleon auf. Er schlug den bei Montenotte von dem österreichischen Oberfeldhern Beaulieu ihm entgegengestellten d'Argenteau, und verbreitete um so mehr Furcht und Schrecken, als man einen solchen Schlag sich kaum als möglich gedacht hatte. Napoleon hatte durch einen glücklichen Flankenmarsch, auch wie nachmals oft durch Umgehung der feindlichen Macht, gesiegt. Von nun an ließ er dem Feind keine Ruhe; unaufhaltend verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung der österreichischen von der piemontesischen Armee war sein nächstes Ziel. Am 13ten April griff er von neuem an, und ersocht am 14ten den glänzenden Sieg bei Millesimo und Dego, und am 15ten war die Trennung der feindlichen Armeen vollständig erreicht. Er eilte nun zuerst den schwächeren Theil unschädlich zu machen, griff am 16ten das stark verschanzte Lager der Piemontesen bei Ceva an, drängte dieselben nach Mondovi zurück, und am 17ten schlug er im feindlichen Lager sein Hauptquartier auf. Dem noch immer mächtigen Feind begegnete er am 22, und zog am 23ten desselben Tags siegreich in Mondovi ein. Der Hof von Turin, am selbst in Gefahr, bot Friedensunterhandlungen an. Der Sieger bewilligte nur einen Waffenstillstand, der unter demüthigenden Bedingungen am 28ten April abgeschlossen ward, ihm die wichtigsten Festen Piemonts einräumte, und ihn zum Meister des ganzen Landes mit seinen Hülfquellen machte. Indes hatte der österreichische Feldherr, durch jene Nachrichten geschreckt, sich hinter den Po zurückgezogen, um hinter sichern Verschanzungen den Feind von Mailand abzuwehren, und sich mit Mantua in Verbindung zu erhalten. Er erwartete, durch Napoleons Bewegungen getäuscht, daß dieser zwischen Valencia und Pavia den Uebergang über den Po versuchen werde. Zener aber bewirkte schon am 8ten Mai den Uebergang seiner Armee von Piacenza aus, und nöthigte den Feind, sich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verschanzten sich die Oesterreicher; das Vordringen über die lange, stark vertheidigte Addabrücke bei dieser Stadt schien unmöglich. Napoleon führte einen Theil seines Heers an die durch ein andrerseitsches Feuer vertheidigte Brücke. Seine Schaaren wankten; der Fluß ward von ihrem Blut geröthet; aber ihre Führer drangen unerschrocken vorwärts, und das ungeheure Wagniß war gelungen (am 10ten October). Am 12ten zog Napoleon in Cremona, am 13ten in Pavia und schon am 14ten in Mailand ein. Die Lombardei war in seiner Gewalt, und die Oesterreicher vereinigten ihre Macht, nur Mantua zu decken. So war in wenigen Wochen erreicht, was in Monaten kaum ausführbar schien. Die Fürsten Italiens, durch diese unerwartete Wendung des Kriegsglücks geschreckt, suchten dem Ueberselben zuvorzukommen. Schon am 9ten Mai hatte der Herzog von Parma, der im Frieden bei, einen Waffenstillstand erhalten. Am 17ten folgte ihm der Herzog von Modena nach. Dem König von Sardinien war am 18ten Mai zu Paris der Friede gegeben worden, der der Republik außerordentliche Vortheile sicherte. Diese war ihrem Oberfeldhern, der das Unglaubliche vollbracht, verpflichtet. Dem außer den errungenen Vortheilen hatte er alle Staaten Italiens zütern gemacht, ungeheure Contributionen bewilligt erhalten, und seine Armee mit neuem Aufbruch erfüllt. Einige Begünstigung fand er in der unruhigen Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten, von dem Freisinnsthum erfüllten

den Italiener, denen er ein goldnes Zeitalter, Freiheit und Vernichtung der Tyrannei verkündete. Doch hatte er, als Feldherr, wohlverdiente Bewunderung und Ruhm erworben. In diesem glücklichen Fortgang seiner Waffen hatte er aber auch seine Einnahme hinlänglich beurkundet. Mit rosigem Uebermuth empfing er schon die sardinischen Abgeordneten, und alle, die sich bittend an ihn wandten. Ueberall suchte er die Unterthanen ihren Fürsten, ihrer Verfassung zu entfremden, und Aufruhr und Empörung, Meutereien und Zwietracht unter den täuschenden Vorspiegelungen des Republikanismus anzufachen. Fast unerschwingliche Summen foderte er für unsichern Waffenstillstand, dessen Bedingungen stets so gestellt waren, daß sie weitem Forderungen Raum gaben, und nach Gutsdünken gedeutet werden konnten. Schon hatte er das furchtbare Raubsystem eingeführt, das den Ueberwundenen oder Bedrohten auch solche Aufopferungen abnothigte, welche bis dahin in der neuern Kriegsgeschichte unerhört waren. Schon foderte er, selbst in den Waffenstillstandsbedingungen, kostbare Kunstwerke von den Besiegten, und sendete diese Beute nach Paris, gewiß minder aus eigenem Kunstsinne, als um den eiteln Republikanern zu schmeicheln, ihrer Kunst sich zu versichern, und glänzende Trophäen seiner Siege in der Hauptstadt zur steten Erinnerung an seine Verdienste aufzustellen. Seine an den Convent gerichteten Armeebefehle, abgefaßt in dem damals üblichen Ton der republikanischen Feldherrn, trugen schon ganz das Gepräge seiner spätern Bulletins; nur waren sie minder lägenhaft, weil das wirklich Vollbrachte in der That außerordentlich war. Drum ward er so unglaublich schnell der gefeierte Held seines Vaterlandes und der Nachbarländer. Schon schändete er aber auch seinen Ruhm durch die ungeheuern Gräuelszenen, die er veranstaltete. Bald hatten die Lombarden erfahren, welche Freiheit die republikanischen Cohorten ihnen brachten. Müde der endlosen Bedrückungen, die sie erfuhren, eingedenk der milderen Regierung, der sie entrißen worden, und der gesetzlichen Ordnung, die ihnen Sicherheit und friedliches Gewerbe gesichert hatte, griffen sie zu den Waffen, die übermüthigen und raubfüchtigen Sieger, denen der Feldherr jede Willkür gestattete, zu ermorden oder zu vertreiben. In Pavia und Vinasco wurden viele Franzosen ein Opfer des Uebermuths, mit dem sie die Bewohner gereizt. Mit Mord und Brand strafe Napoleon, und trug auf die unglücklichen unterjochten Lombarden das ganze Schreckenssystem der Terroristen über. Durch unerhörte Grausamkeiten gelang es ihm, den Aufstand für jetzt zu dämpfen. Darauf eilte er der österreichischen Armee, die sich am Mincio festgesetzt, entgegen, ging am 22 Mai über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigsten erwartete, nahm am 1sten Juni Verona ein, und drängte die feindliche Armee bis an die Grenzen Tyrols zurück. Am 5ten Juni schloß er Waffenstillstand mit Neapel, das, während es sich rüstete, den Frieden suchte, und eilte nun um so sicherer, seine Macht gegen die Oesterreicher zu wenden. Diese aber waren in Tyrols Gebirgen gegen seine Verfolgungen gesichert; und vergebens rief er die treuen Tyroler zur Empörung gegen ihren rechtmäßigen Herrn auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit versprach. In Ober-Italien selbst drohten neue Unruhen; schnell erschien er, sie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feste Mantua waren noch in österreichischer Gewalt, und vertheidigten sich tapfer. Letztere schloß er ein, da es ihm an Belagerungswerkzeugen fehlte, und drang, um sich Italiens zu versichern, auch in das päpstliche Gebiet vor. Am 19ten Juni waren Bologna, Urbino und Ferrara in seiner Gewalt.

und der Papst sah sich zu ungeheuren Contributionsvorläufiger Verzichtleistungsaufen. Gleichgültig gedrungen er nun auch in das ca n a ein, und besetzte Lfchen, im Hafen liegende nicht, aber ein reicher K Mit böhnischem Uebermuth und den Bruch der Tracade von Mailand die Belagerung Mantua den Fuß in Italien zu fester (der an Beaulieu' bedeutenden Verstärkungen über Brescia vor, und a Belagerung Mantua's anzuziehen. Dies rettete ihn im Rücken bedroht war. in Mantua ein; Napoleon einzelnen österreichischen Luten, schlug am 7ten An schlugte am folgenden Tage Oesterreicher sich zu ergeben ließen. Durch einen vorst Wurmser aus seiner Festung Casiglione, und nöthigte auch aus dem Lager bei zuziehen. So begann er von neuem, und säumte Österreichern zu begegnen, griff er den rechten Flügel an, und rückte am 6ten gegen den linken Flügel u bei Bassano, bemächtigte die Brenta zurück. Mantua abgeschnitten, faste mit seiner ganzen Macht früher zu vernehmen, und tua's, ihn erreichte und sen, in die er am 29ten neuem belagert ward, bei Verlust erlitten, mit der ben war schon republikanisch mit dem Herzog abgeneigt gemacht, zu der neugeschaffnen cisst Nun gab er den neuen suchte den Freiheitsschreien. Jetzt wendete er an zurück, und trug dazu bändern durch die französischen ward. Am 7ten Bedingungen, die Nap

geblieben; am 18ten Noveml den Frieden erlangt, und am 5ten Noemb-
 er ging denselben auch der Herzog von Parma, durch Modena's Bet-
 heil gescheit, mit größern Aufopferungen ein. Aber aufs neue eilen
 die Oesterreicher herbei, Mantua zu entsetzen. In zwei starken Ar-
 meecorps bringen sie gegen Bassano und Roveredo vor; und Na-
 poleon, mit Mantua beschäftigt, von Frankreich aus wenig unterstützt,
 steht mit seiner viel geringern Macht sich von neuem bedroht. Auch
 jetzt rettet ihn ein kühner Streich. Ehe die feindlichen Armeen sich ver-
 einigen können, geht er in der Nacht vom 14ten auf den 15ten Noem-
 ber über die Etsch, ungeschreckt durch die ersten Uufälle, und nöthigt
 die Oesterreicher unter Alvinz zu der großen dreitägigen Schlacht bei
 Wiccole vom 15ten bis 17ten Noember, in der allein sein und seiner
 Generale fester Muth, das Vertrauen, das sie ihren Soldaten einzu-
 flößen wissen, die Verzweiflung, mit der er sich selbst jeder Gefahr
 aussetzt, seinen Untergang abwendet, und ihm einen furchtbar blutigen,
 aber großen Sieg gewinnt. Alvinz ging an die Brenta zurück.
 Indes hatte Davidsch war die Franzosen bei Rivoli geschla-
 gen, ward aber von Napoleon bis nach Tyrol zurückgetrieben. In den
 ersten Tagen des Jahrs 1797 brachen die Oesterreicher aufs neue gegen
 Italien auf. Am 13ten Januar stand Alvinz bei Rivoli, und
 drohte, die ihm entgegenstehende französische Division einzuschließen. Da
 eilte Napoleon selbst herbei. Alvinz ward am 14ten bei Rivoli ge-
 schlagen, am 15ten aus der Stellung bei Torona zurückgedrängt, und
 mußte neue nach Tyrol zurückziehen. Eine österreichische Colonne unter Pro-
 vera hatte indeß versucht, nach Mantua vorzudringen; Warms-
 chat, um sich mit ihr zu vereinigen, einen mörderischen Ausfall aus der
 Feste; aber Napoleon schlug den Angriff zurück, erzielte Provera und
 schickte ihn, am 16ten Januar sich mit mehr als 5000 Mann ihm zu
 ergeben. Während nun die französischen Generale in Tyrol eindran-
 gen, Trient wieder besetzten, und Italien von dieser Seite sicherten;
 nöthigte Napoleon am 2ten Februar die Oesterreicher, nach tapfren
 Vertheidigung Mantua zu übergeben, wodurch der Sieg in Italien
 entschieden war. An demselben Tage rückte er, nachdem am 15ten Fe-
 bruar der Waffenstillstand mit dem Papste, der sich gegen Frankreich
 gerüstet haben sollte, aufgekündigt worden, in das päpstliche Gebiet ein;
 schlug am Senio des Papstes Truppen, und nahm Faenza, bald dar-
 auf Ancona, Loreto und Tolentino ein. Der schwermüthigste Pabst
 schloß am 19ten Februar mit neuen ungeheuern Aufopferungen den Frie-
 den, der ihm jetzt bewilligt ward, und einen Schatten von Herrschaft
 ließ, die, wie selbst Napoleons Proclamationen an die Bewohner des
 Kirchenstaats zeigten, bei günstiger Zeit ihm auch entzissen werden sollte.
 Der größere Theil des päpstlichen Gebiets blieb von Franzosen be-
 setzt. Jetzt wendete sich Napoleon mit frischer Kraft zu dem neuen Feld-
 zug gegen die Oesterreicher. Er hatte keinen geringern Plan, als den
 Kaiser in seinen eignen Staaten zu bekämpfen, und im Herzen dersel-
 ben die Friedensbewegungen nach Willkühr vorzuschreiben. Der Erz-
 herzog Carl, siegreich aus dem Feldzug in Deutschland zurückkehrend,
 führte jetzt die schwache italienische Armee, und hatte sich hinter dem
 Tagliamento befestigt. Napoleon setzte am 10ten März seine bedeutend
 verstärkte, der österreichischen überlegene Armee in Bewegung, und ver-
 suchte diesmal nicht ohne Grund ihnen die Besiegung der Oesterrei-
 cher vorher. Während die französische Rheinarmee auch in Deutschland
 den Kaiser von neuem bedrohte, ging Napoleon über die Piave, er-
 reichte schon am 16ten März den Uebergang über den Tagliamento.

16 und 17ten, und warf den Erzherzog Carl bis nach Steyr und
 Bratisca zurück. Am 10ten besetzte er Gratz, am 20ten
 Brünn, und zog am 23ten in Triest ein. Die steigender Schnellig-
 keit drangen die siegenden französischen Feldherrn in das österreichische
 Gebiet vor. Ehe der Monat zu Ende ging, war der größte Theil von
 Kärnten und Krain verloren, und schon ein Theil von Tyrol dazu.
 Napoleon lud den Erzherzog Carl in einem Schreiben, das die fried-
 lichste Bestimmung ausdrückte, zu Unterhandlungen ein, verweigerte aber
 einen kurzen Waffenstillstand, und schlug die Armee des Erzherzogs bis
 nach Steyer zurück. Napoleons Hauptquartier war in Judenburg.
 Da erschienen am 7ten April österreichische Abgeordnete, noch
 einmal einen Waffenstillstand zu suchen. Der Sieger gewährte ihnen,
 eine Großmuth zur Schau stellend, und besetzte am 8ten Gratz und
 Bruck, die ihm eingeräumt wurden. Indes ward seine Lage doch
 bedenklicher. Vor sich ward er von den verstärkten durch den Land-
 sturm und Freiwillige wieder ermuthigten Oesterreichern bedroht, die
 sich schon wieder Triest benachtigt, und Tyrol befreit hatten. In Ita-
 lien regte sich neuer Aufstand, dem er, wenn derselbe ernstlicher ward, nicht
 gewachsen war. Darum ging er gern den Präliminarfrieden ein, der
 am 18ten April auf dem Schlosse Eckenswalde bei Leoben geschlossen
 ward, und schon große Opfer dem Kaiser abnöthigte, die Franzosen
 aber mußte neue in Besitz Triests setzen, und ihnen gestatten, ihre Ab-
 sichten auf Venedig, das sich noch nicht gebeugt hatte, auszuführen.
 Schon am 3ten Mai ward, nachdem der Senat der Republik bereits
 viele Demüthigungen erfahren hatte, der ganze Staat für erobertes Land
 erklärt, und die Aufhebung der alten Verfassung gefordert, mit jenen
 revolutionären Verkündigungen, wie sie damals alle Schritte des Sie-
 ers bezeichneten. Vergebens hatte Venedig seiner Neutralität ver-
 traut, vergebens entschuldigte sich der Senat gegen alle Vorwürfe.
 Der übermüthige Feind kannte kein Recht, keine Billigkeit, nur seinen
 eigenen Willen. Am 12ten Mai war die Republik in ihrer alten Ver-
 fassung vernichtet, und statt ihrer das Schattenbild einer neuen demo-
 cratischen hergestellt. Die venetianischen Lande und die Hauptstadt selbst
 ließen von den Franzosen besetzt. Am 27ten März war die Consti-
 tution der cisadonischen Republik proclamirt worden. Im Mai
 ward Genua revolutionirt, und ging am 6ten Juni aus den Trüm-
 mern ihres alten Glücks, als die ligurische Republik, mit einer fran-
 zösischen Verfassung hervor. Am 28ten proclamirte Napoleon in Na-
 pol die neue cisalpinische Republik, durch welche die cisadonische
 wieder verschlungen ward. Lucca entging nur durch wiederholte
 Contributionen, die es leistete, dem nahen Verderben. Der König von
 Sardinien hatte nicht nur theuer den Frieden erkaufte, sondern so-
 gar zu einem schwächlichen Bündniß mit Frankreich sich verleiten lassen.
 Gleichwohl ward auch in seinem Lande der Same der Empörung an-
 gesät, die Flamme der Revolution angefaßt und genährt. Schon
 blickte Napoleon seinen Blick auf das zertheilte Polen, und mit
 neuer Bedeutung sammelte er eine polnische Legion; schon erstreckten sich
 seine vermegenen Absichten bis auf Griechenland und Aegypten, wenigs-
 tens suchte er bereits seine Verbindungen bis dahin auszuwehnen, und
 sich künftige vorzubereiten. Unterdes feufzten alle, die der verlorne
 Freiheit vertraut hatten, unter der schwersten Schaverei und den
 tiefendsten Lasten. Denn sie mußten die Schaaßen der französischen
 Herrschaft nähren, kleiden, bereichern, da der allgütigste Feldherr sich der
 Republik gefällig, zugleich aber sich so selbstständig zu machen suchte.

te, daß die Armee, ohne Unterstützung aus ihrem Reich, sich selbst erhielt, in noch unermessliche Schätze, wenigstens von Kunstwerken, nach Paris sendete. Am 14ten Juli hatte Napoleon allen Feinden der französischen Republik an der Spitze seiner Armee den Krieg erklärt. Im August ging er von Mailand nach Udine, und eröffnete am 1sten September zu Campo Formido die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich. Am 1sten October ward der Definitivfriede geschlossen, der Oesterreich Belgien und seine schönsten italienischen Provinzen entriß, und vom deutschen Reich in geheimen Artikeln das linke Rheinufer preisgab. Zwar ward der Kaiser für unersehliche Verluste durch Venedig mit seinen Inseln und mit Dalmatien entschädigt. Napoleon aber hatte durch unerhörte Plünderungen und Räubereien in den eroberten Ländern dafür gesorgt, daß diese sobald nicht als Hülsquellen gelten konnten. Das neue Directorium, das durch die Revolution vom 4ten September (18ten Fructidor) alle Gemäßigten von sich entfernt und verbannt hatte, ernannte Napoleon mit Treilhard und Bonnier zu Abgeordneten bei dem Reichsfriedenscongreß zu Rastadt. Dort traf er (nachdem er von der cisalpinischen Republik mit Aeufßerungen geschieden, die der unverstellteste Spott auf ihre Freiheit waren) am 25. November ein. Kaum waren die ersten Unterhandlungen eingeleitet, als er am 2ten December auf Befehl des Directoriums Rastadt wieder verließ, und nach Paris eilte. Er sollte den Berathschlagungen des Directoriums über die fernern Unternehmungen der Republik beizuwohnen; eigentlich aber wünschte man nur, ihn auf einen Platz zu stellen, wo er minder gefährlich scheinen konnte. Denn übermächtig war dieser republikanische Feldherr, der allein eine Armee gegründet, große und folgereiche Siege erfochten, und vom Mutterlande fast sich unabhängig gemacht, den Gewalthabern geworden. Man konnte zahllose eigenmächtige Schritte ihm zum Vorwurf machen; schlimmere standen zu fürchten. Die Republiken, die er gegründet, konnte er, wenn es ihm gut schien, gegen die Stantirepublik bewaffnen. Die Armee folgte ihm blind. Selbst die Bewunderung und Liebe des französischen Volks, dessen Eitelkeit er schmeichelte, konnte zu gefährlichen Unternehmungen ihn verleiten. Darum wünschte man, ihn zu entfernen, auf eine Weise, die für ihn geeignet schien. In Paris angelangt, merkte er bald, wie wenig Ernst es dem Directorium mit den Ehrenbezeugungen sei, die man ihm erwies; aber es war wohl auch ihm nicht Ernst, wenn er unwillig seine Entlassung forderte. Man wußte seinen Ehrgeiz zu beschäftigen, und dadurch ihn zu verföhnen. Ein großes Heer ward an den Küsten aufgestellt unter dem Namen der Armee von England, und er zum Oberfeldherrn ernannt. Man übertrug ihm das Commando dieser neuen Macht, die er nicht sogleich für gefährliche, eigenmächtige Unternehmungen gebrauchen konnte. Indes hatte man schwerlich einen Plan gegen England selbst, das man vielleicht nur schrecken wollte. Auf Aegypten war die Absicht gerichtet, und Napoleon selbst scheint zuerst den Plan einer solchen Unternehmung entworfen, oder doch rasch ergriffen und vollendet zu haben. In Frankreich, das fühlte er, war seine Zeit noch nicht gekommen. Jene Unternehmung eröffnete seinem Ehrgeiz eine weite Bahn, glänzendere Erwartungen. Mit geschäftiger Eile ward Alles dazu betrieben. Bei Toulon war eine zahlreiche Flotte versammelt, und ein auserwähltes Heer von mehr als 30,000 Mann. Hier erschien Napoleon am 9. Mai 1798, beschleunigte die Einschiffung der Armee, suchte diese auf große Thaten vorzubereiten, und schon am 19ten Mai ging die zahlreiche sogenannte Flotte unter Segel, während der größte Theil der sogenannten

England; die am mei-
 blich. Es ist der drit-
 te bloß für ein Zwisch-
 it, der binnen zwei-
 Welfeln Außerordn-
 , an dem er persönlich
 i ersten Feldherren der
 edt, Ruhm, Auszeich-
 erreicht, und ins Man-
 xer. Nie hatte er Ab-
 , nie über den jetzigen
 nie vergessen; nie, w-
 n schien, sich und sein-
 nd Ehrgeiz hatten ihn
 i den glücklichsten Erf-
 verschloßne Mann schle-
 ven; dort seine Freundlichkeit war
 Zwecke, und wo er unversiebt sich
 har ein Charakter hervor, der von
 lens und der Theilnahme sich völli-
 fensten sich mitzutheilen schien, sprac-
 te, aus, und der Vertrauensie duri-
 immer unbefledigten, nimmerfalten
 allenthalben; aber er selbst achtet
 ihm nur Werkzeug seiner Pläne. E-
 Aus seiner Leidenschaft verbarg si-
 ein unbegränzt Selbstertrauen, d-
 Menschen verschlang, und mit bli-
 derwehte, wuchs mit jedem Schritt
 Viele Erfahrungen, selbst der Und-
 Thaten in Frankreich erfuhr, erbi-
 gleichgültig gegen das Urtheil der An-
 ken gebrauchen konnte, und lehrt
 menschlichen Glücks seine Macht
 sehr ihm die Zeit und die Verhältni-
 er erkannte in Allem nur seine Un-
 fähigkeit, die er überall an Andern
 in dem Wahn, daß er über alle zu-
 schaft durch Kriegsthaten zu begrün-
 Flug sich zu eigen machte, zu be-
 Menschen, und alles, was ihm als
 nun sein höchstes Erreben geworden,
 trieb er, wo es ihm dienen sollte, ei-
 sten Zween der Menschheit wurden
 denen er die Menschen leiten wollte.
 als der Sieger Italiens und als G-
 schönste Zeit seines Lebens, weil es
 herordentlicher, vom Glück so begü-
 schon viele seiner Mittel waren, doch
 den mäge. Denn die Uebel der Ze-
 steuern wolle, verstandete er; sein In-
 kann. Alles, was er später that in
 ersten bewundern Zeit, die in dem
 vorgeloben werden mußte, weil Alles,

Wiederholung und Ausföhrung seines Zug-
 krieges trieb, ist schwer, fast unmöglich
 ein hochherziger Zweck, als er vorspiegelte,
 und. Aber, ob sein Ehrgeiz von träumer
 sich, das er dort gründen könne, begi-
 Herrschaft erringen wolle, die in Europa
 Frankreich und Europa in Aegypten sich
 die Geschichte unentschieden. Seine Flotte
 aber noch war der Zweck des Unternehmens
 Soldaten, ein Scheinwerk. Nur England
 auch, nur von einer andern Seite als
 1798 erschien er vor Malta. Die Eng-
 lischen einzulassen, ward, wie er wünscht
 landete er auf mehreren Punkten. Bereit
 der Halbinsel der Ritter liefersten ihm die
 fast unüberwindliche Hauptstadt la Valletta
 ward schon am 2ten mit einer schmähli-
 den und die Insel der Küstär des Siegers
 drückte verlegte dieser bald den geschlossenen
 abhingen Maßregeln zur Sicherung der In-
 7ten Juni ging Napoleon mit seiner Flo-
 te war die englische Flotte unter Nelson
 ihm an den Küsten Aegyptens angekommen
 gefunden, weiter gesegelt. Am 21ten Ju-
 niere mitten auf dem hohen Meer ihre Be-
 ste zu begeißern suchte. Am 28ten Juli
 vor ihnen, und Napoleon befehlte noch
 Nacht die Ausföhrung eines Theils der
 Tag brach er gegen Alexandrien auf, das
 rettet war, und sogleich im Sturm ge-
 verkündigten Proclamationen, wie die Franzosen nur gekommen, Aegypten
 von den Mamelucken zu befreien, und das Land zu beglücken, und
 Napoleons Rede schien die eines echten Aufstehmanns. Denn auch die
 Aegypten galt ihm nur als Mittel zum Zweck. Am 6ten Juli stand
 die ganze Armee auf Aegyptens Boden. Schnell war alles geordnet;
 am 7ten Juli brach er von Alexandrien gegen Cairo auf. Vier Stun-
 den vor der Stadt, beim Dorf Embabe, fand er am 20sten Juli, nach-
 dem er am vorgangenen Tage den mächtigen Bey Ibrahim zurückge-
 drängt hatte, den Bey Murad mit einem müthigen Haufen von 6000
 Mamelucken. Am 21sten ward Murad in der Schlacht bei dem Pota-
 miden geschlagen, das Lager mit seinen Schätzen erobert, und am 22sten
 schon lag der Sieger in Cairo ein. Aegypten ward nun als ein erobertes
 Land und eine französische Provinz behandelt und organisiert. Na-
 poleon nahm den Schein an, europäische Kultur höher vorzuführen als
 sollen, und die Künste des Friedens zu begünstigen. Aber am 1sten
 August erschien der tapfere Nelson mit seiner Flotte vor Alexan-
 drien, und vernichtete in der Schlacht bei Abukir dergestalt die engli-
 sche Flotte, daß nur zwei Schiffe nach Malta entkamen. Dies war
 Napoleons erster bedeutender Anfall. Am 2ten Sept. erfolgte auch die
 Kriegserklärung der Pforte. Inner aber schien es nicht zu scheitern, daß
 von Europa abgeschnitten sey, und keine die Organisation Aegyptens
 ist, als galt es nur, ein von außen gesichertes Reich innerlich zu ord-
 nen und zu etablieren. Doch war es auch im Innern noch nicht beru-
 igt, noch nicht ganz Aegypten überwunden. Tausende von Franzosen

selen als Opfer der Rache der Osmanen. Aber am 7ten Oct. schlug General Desaix bei Sedman die neue Macht des Murad Bey; eine Empörung, die in Cairo, nach Bekanntmachung der Kriegserklärung der Pforte, ausbrach, stülte Napoleon am 21sten Oct. nicht ohne Verlust. Hier schändete er seinen Namen aufs neue durch fürchterliche Grausamkeiten, die er theils anordnete, theils nicht hinderte. Ein neuer Sturm erhob sich von Syrien her. Dorthin hatte sich der überwundene Ibrahim Bey zurückgezogen, und bei Gaza eine neue Macht gesammelt. Ihn schlug und verstärkte Achmed Oghejjas, Pascha von Acre. Ehe neue Gefahr von andern Seiten gegen ihn aufstehe, eilte Napoleon dorthin, schnell den Sturm zu beschwören. Am 22. Dec. brach er mit 12,000 Mann nach Syrien auf; ließ die Landenge Suez und den Hafen besetzen, und vergaß, als er selbst dort erschien, obwohl er einem gefährlichen Unternehmen entgegenging, doch so wenig andre Rücksichten, daß er mit großer Nacht untersuchte, ob wirklich jener Canal vorhanden gewesen, der das rothe mit dem Mittelmeer verbunden haben sollte. Am 18ten Februar 1799 traf er vor El Arisch ein, das schon vorher vom General Kegenier belagert ward, und am 20sten überging. Am 25ten gewann er Gaza, das sich länger hielt, ward am 27ten durch neue Gräueltaten und Barbareien Arzte sammt ihrem Feldhern. Am 28ten ward mancher Gefahren, vor Aleppo. Aber tapfer ward der Platz. Erstung des englischen Admirals. Krone ward schon durch den Zug zu neuen Kämpfe mit den Belagerten, den osmanischen Schaaren, noch mehr der Armee ausbrachen, hemmten, seine Unternehmung. Zwar gelang es Labor einen starken Haufen Mameluken sah er sich genöthigt, die Belagerung anzutreten. Tausende seine hinst geortet. Unmuth, Rache trieb alles zu verrichten, und Spuren von ein größliches Gedächtniß kisteten. schrecklicher war die Unthat, daß er seinen Rückzug hemmten, vergiften li

Am 14ten Juni traf er in Acre wieder in Cairo. erhielt nur er den wankel Flotte war bei Abulir. Napoleon eilte den Türken vertrieb sie und bemächte Thut in Aegypten. Bruder Lucian, der als Director von der Lage der Aegypten zurückzuführen, zum in Aegypten zu hoffen Unternehmung auf, we me geloset, und die militärischen Erfahrungen im Elend sein getrennt

sich Napoleon den Liberalen nur sich selber, nur sich denken ließ. Als die seiner Schande war gekommen, ob wohl er noch großem Schimmer des Ruhms entgegen ging. Lächerliche Großsprecherer und trägerische Phantasten ließ er den Franzosen in Aegypten und den Bewohnern zu. Er selbst schloß mit mehreren Generalen und Gelehrten, die ihn begleiteten, am 23ten August sich ab. Am 3ten September war er in seiner Vaterstadt Aaccio, wo unruhige Hände ihn zurückhalten, ob er indeß sich Mühe gab, sein Vaterland unter die französische Herrschaft, gegen die, es von neuem sich regte, unabänderlich zu beugen. Am 9ten Oct. zog er bei Freund aus Land. Wie im Traum sah er von glänzenden Siegen zurück; gefeiert von allen Städten und Dörfern, die in ihm den Wiederhersteller der Republik zu sehen wähnten, zog er nach Paris, wo er am 10ten October eintraf. Der neue, große Act seines Lebens, der vierte (oder der dritte), beginnt. Der Zweck der Pariser empfang den Helden, der, wie durch einen Zauberschlag, plötzlich erschien. Aber erschrocken traten die zusammen, die froh, ihn zu sehen zu wissen, von seinem Ausflügen nichts Gutes ahnten. Wohl durfte Napoleon dem Directorium vorwerfen, daß er siegreich und mächtig die Republik verlassen, und besiegt und ohnmächtig sie wiederfand. Die Nachhaber hatten, uneingedenk der Bedürfnisse und des Wohls ihrer Bürger, nur sich gedient, und unendliche Kriege mit dem Auslande geführt, damit die zahlreichen Soldaten beschöpft und vom Auslande ernährt würden; aber so wenig für die streitenden Heere gesorgt, und so froh die neuen Republiken, welche die Generale gegründet, mit außerordentlichen Kosten gedrückt, so schrecklich die veränderte Freiheit geküßt, daß die französischen Armeen von Vorkand, wie vom Blute, verlassen wurden. Laut war die Stimme aller Parteien, daß die Regierung geändert, eine neue Constitution geschaffen werden müsse. Bonaparte schenkte der Meinung, der ausführen konnte, was andre wünschten und suchten. In der Eile, geheimnißvoll mit Sloges verhandelt, arbeitete er schon an dem neuen Verfassungsplan, wozu er sich so mehr sich geeignet glaubte, als er, mitten im Krieg, gleichsam präsent, für eine in Italien geschaffene Verfassung auch Constitutionen verfaßt hatte. Sahen diese auch alle an, sehr ähnlich, so hatte er doch in eben so großer Staatskunst als Feind lehrten sich dem Worte des ersten November (ihren Decretes) zu Paris die alte Verfassung, und am 10ten gemacht. Die Soldatengewalt Ordnung. In St. Cloud war der Rathe versammelt worden. Napoleon erklärte ihn, als der Rath der Sen gegen ihn gefährdete, das ihm, der auf Augen, kein Bruder Lucien und ein Sen vertrieben die obrigkeitliche Gewalt. Verschwendend für des Bruders Erbschaft die frühere Begünstigung der Directorien allen Einfluß. Napoleon, Consul in der provisorischen Verfassung (am 10ten vollendete man die Republik). Am 10ten December (nach dem das Volk, des stürzenden Drucks u. a. für genommen. Napoleon ward auf

nennt, mit einer Bewehrung, wie sie kaum der König besessen; neben den
 Standen, fast nur als Figuranten, zwei Consuln. Von nun an erfährt
 sich des Oberconsuls Regierungskunst. Seine Brüder, die er früher so
 begünstigt, erhalten bedeutende Aemter. Er selbst sendet aus seiner
 Umgebungen die brauchbarsten Werkzeuge seiner Pläne, aber auch wirk-
 lich ausgezeichnete Männer herab. Talleyrand behauptet als Mi-
 nister der auswärtigen Angelegenheiten seinen Posten. Durchgreifende
 Maßregeln sichern das neue Regiment und die Republik nach außen.
 Dem Velle wird der Friede versprochen. Zwar am 28ten December
 erklärt der Oberconsul auf neue allen Feinden der Republik den Krieg;
 aber am folgenden Tage wird dem Könige von England, der Frieden
 angetragen. Mit dem Anfang des Jahr 1800 ist die neue Con-
 stitution, deren Annahme erst am 2ten Febr. erklärt wird, schon in voller Wir-
 ksamkeit. Die Emigrantenliste wird geschlossen, und alles scheint darauf
 dessen Befehle, der neuen Regierung zu bezeugen. Aber England
 hat den Frieden vormüthet; auch das deutsche Reich, Rußland, Por-
 tugal und die Pforte haben noch im Sommer ihre bewährten Truppen
 sammeln sich
 in Deutschland
 in Dijon an
 führen, Zug über die
 gegen feindlichen Mi-
 nis des Gathard un-
 abhängigen Scharen he-
 rüber ein, mo-
 sche Republik schnell
 zurück erobert. Wäh-
 rend von Napoleons
 Italien wieder besetzt
 durch Massena's En-
 gen, haben sich selbst
 gen, eingeschlossen. 1
 Rettung als in einer
 rengo begeben sich
 ne zwischen Alessandr
 beide Parteien. Gegen-
 über, schon, ziehen d
 wartet an, mit einem
 reichenden, Flücht-
 reichlichen Reiben, w
 gerächt, und ehe d
 Gassen Frankreichs
 bei Turin zu seyn
 diesem unerwarteten
 Oesterreichs, und geh
 Franzosen auf's neue
 am 22ten verläßt d
 Obergeneral ernannt
 so sehr der Volkstau
 Abreden ihn wie einen
 Leiden der Siegesfestu
 Franzosen hat sich ab
 nöthig ist, während e
 Staat vernichtet.

wundenhohler Fund. Am 14ten Juli wird das Bundesfest der Republik mit Napoleons Siegesfesten artig verbunden. Nationaldenkmäler der Eitelkeit werden aufgestellt; Organe der öffentlichen Schmeichelei emporgehoben, und der erste Consul der Republik tritt mit dem Pomp eines orientalischen Despoten einher. Die fremden Gesandten erfahren den Uebermuth des rohen Kriegersmanns, der das Steuerruder Frankreichs führt, eben so sehr, als sehr achtbare Mitbürger, die seinen Unwillen reizen. Bei außerordentlicher Kraft hat er doch nicht Gewalt genug über sich selbst und seine gränzenlose Eitelkeit, dem wahren Größe und echter Ruhm vor dem Reiz unbeschränkter Herrschaft immer mehr entschwenden. Denn nur diese will er erringen; darauf wird vornehmlich hingearbeitet, Alles sich zu unterwerfen, und Sklaverei zu bringen, während der trägerische Mund noch immer, wiewohl schon feltner, von Freiheit redet. Im Innern schreitet die Republik nun einen gemessenen Gang fort. Der Kampf der Parteien wird minder offenbar. Nach außen sichern auch jetzt die siegreichen Heere in Italien und Deutschland eine entscheidende Macht. Der erste Consul darf sich herausnehmen, Königen und Fürsten Gesetze vorzuschreiben, und empfängt die demüthigen Ehrenbezeugungen und Bitten ihrer Abgeordneten, während die seinigen mit dem französisch republikanischen Uebermuth noch den ihres Gebieters verbinden. Seine Gesandtschaftsposten werden so ergiebige Stellen, daß sein Bruder Lucian in Madrid fürstliche Reichthümer sich zu sammeln vermag. Doch sollte der übermächtige Gebieter auch selbst die Unsicherheit angemaßter Herrschaft erfahren. Schon am 10ten October 1800 wird eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, die sogleich mehrere Verhaftungen nach sich zieht. Schon am 24sten December wird eine zweite, gefährlichere vereitelt, da die verächtliche Höllemaschine mitten in Paris ihn in seinem eiligen Prachtanflug ereilen will, und nur um wenige Secunden ihn verfehlt. Eine furchtbare Inquisition wird deßhalb verhängt. Am 9ten Januar 1801 werden 130 Männer jeden Standes als Jacobiner, man sagt, zur Erhaltung der Verfassung und öffentlichen Freiheit, meist aber nur als Opfer der Tyrannei des ersten Consuls, deportirt, und am 30sten Januar blauen mehrere Theilnehmer der frühern Verschwörung auf der Guillotine. Und damit kein Zweifel sey über die öffentliche Freiheit, ergeht an alle Präfekten durch ganz Frankreich der Befehl, alle Waffenvorräthe aufzusuchen, und in friedliche Obhut zu nehmen. Zugleich faßt er alle innere und äußere Angelegenheiten des Reichs fest ins Auge. Schon werden die neuen Gesetzbücher vorbereitet. Die Geneigtheit zum Frieden erschallt mitten unter dem siegreichen Fortschritt der französischen Waffen. Schon am 3ten September 1800 war mit den nordamerikanischen Freistaaten ein fester Friede, und zugleich ein Handels- und Freundschaftstractat abgeschlossen worden. Die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich wurden nur darum abgebrochen, weil, nachdem die Präliminartartikel in Paris schon bewilligt waren, der Kaiser nicht ohne Englands Unterhandeln wollte. Das Mißgeschick der österreichischen Waffen nöthigte endlich zu einem Frieden, ohne Englands Theilnahme. Nach langen Verhandlungen zwischen Joseph Bonaparte und dem Grafen Cobenzl kam endlich am 9ten Februar 1801 der Friede zu Lünz zu Stande, von dem der Oberconsul am 13ten Februar proclamiren durfte, er sey, wie ihn das französische Volk gewünscht habe. Am 28 März folgte der Friede mit dem Könige beider Sicilien; am 15ten Julius ein Concordat mit dem Papst; am 24ten August ein zweiter Vertrag mit Pfalz-bayern; am 20ten August ein Vertrag mit

sention mit der batavischen Republik; am 29ten September der Friede zu Madrid, mit Portugall, und am 1ten October schloß ein Präliminarfriede zu London mit dem hartnäckigsten Feinde, Großbritannien; endlich am 8. Octbr. der Friede zu Paris mit Rußland, dem sich am 9. Oct. ein Präliminarfriede mit der Pforte anschloß. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfestes zu Paris, am 9ten November (dem wohlgewählten Gedächtnistag des 18ten Brumaire, der die Consularregierung begründet hatte), war ein neuer Triumph des Consuls, dessen Werk allein alle diese Herrlichkeit genannt ward. Darüber vergaß man den traurigen Untergang der französischen Armee in Aegypten, deren letzte Reste dort am 28ten Juni 1801 capitulirten und bald darauf eingeschifft wurden. Darüber vergaß das französische Volk den Verlust seiner theuer errungenen Freiheit, die immer mehr zu engeren Form hinabsank. Napoleon wendete von seinen Plänen die Aufmerksamkeit hinweg auf vielerlei Getriebe, die eben sowohl der französischen Eitelkeit schmeichelten, als ein Gewinn für das Ganze schienen. Von Künsten und Wissenschaften ward geredet; von Beförderung des Handels und der Gewerbe, der Wiederherstellung des Wohlstandes, was es zur Schau stellte, die Flotte mit großem Aufwand neugeschaffen und ernstlich der Plan gemacht, auch Colonien für Frankreich zu erhalten. Die Eingriffe in die Verfassung der neuen Republik dauerten fort, und es gefiel den Franzosen, daß ihr Consul, oder, wie es schien, Frankreich durch ihn, noch immer den Fremden Gesetze, Constitutionen und zu Zeiten auch Verweise geben durfte. Wäre noch ein echter Freireisender unter den Franzosen, wären ihre Augen nicht gar erblendet gewesen, so hätten sie endlich erkennen müssen, welchen Herrscher sie erheben, als Napoleon am 8ten Januar 1802 mit seiner Gattin, begleitet von der Consulargarde, prunkend wie nie der König, nach Lyon abfuhr, um die Angelegenheiten der cisalpinischen Republik zu ordnen und zu entscheiden. Dort ward er am 26ten Januar zum Präsidenten der in eine italienische umgetauften Republik ernannt, daß er auch öffentlich Herr sey über zwei sogenannte Freistaaten. Der endliche Friede mit Großbritannien, zu Amiens am 26ten März geschlossen; die Beschäftigung mit den Colonien; die Erhebung des Concordats mit dem Papst zu einem Reichsgesetz; und die darauf folgende Organisation der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich; die Wiederherstellung einiger Schulen; die ersten wieder gefeierten kirchlichen Feste; die neuen Verfügungen über die Emigrirten: das Alles ließ den Franzosen reichlichen Stoff zu Unterhaltungen, und leitete fein die Verhandlungen über die längere Dauer der Consularwürde ein. Am 8ten Mai beschloß der Erhaltungssenat dem ersten Consul die Verlängerung des Consulats auf seine zehn Jahre. Er aber nahm diese nur unter der Bedingung an, daß das Volk es genehmige. An dieses ward nun, selbst durch die beiden Nebenconsuls, die Frage gerichtet: Ob Napoleon Consul auf Lebenszeit seyn solle? Während die Register zur Volksabstimmung eröffnet wurden, machte Napoleon den Entwurf zur Stiftung einer Ehrenlegion bekannt, die, am 19ten Mai nach lebhaftem Widerspruch genehmigt, neue Gewalt in seine Hände legte, und viele an ihm effelte. Als darauf am 26ten Juni der Definitivfriede mit der Pforte abgeschlossen ward, durfte er der Republik vorhalten: wie er ihr seinen Frieden gegeben, und ihr Gebiet um 2000 Quadratmeilen vergrößert habe. Am 29ten Julius ergab sich die weit überwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslängliche Consulat. Am 2ten August erfolgte die feierliche Proclamation durch ein Senatusconsult, das dem Consul

[illegible]

9 in der Schweiz, betragten 1894
bieten die Deutsche bereits gedruckt,
Freiwillig, und sehr geringes Ent-
schädigung annehmen, und darüber
dem ersten Absatz die erste Auflage
in Frankreich annehmen. Es
erreichte (am Januar 1894)
eine neue Organisation (siehe
9 der deutschen Zeit und die
in jedem Februar, und der 1894
9, der deutsche Zeit und die

Bodilisten die neue Regierung über dieselbe verbreitet hat, wiewohl die Declamationen gegen England schon auf eine neue Crisis hinwiesen: eine Canale, welche die Verbindung der Reichthümer begünstigen, und fruchtliche Bauten beschleunigen die Unterhaltungen der Mühsigen. Während aber alles die schönsten Aussichten zu eröffnen schien, und die unabhängige Republik allerschnster bestand, durch England unterdrückt und gedemrdigt in feindlicher Stellung. Die englischen Tagelöhner heusen sich nicht, die Confectionierung und den Aemalababer zu händen, und schon war ein dürftiger Federkrieg Wrbeit des neuen Jahres. Derselbe wollte denselben nicht Napoleon, der gern Frieden in der gewaltigen Ernachte behalten hätte, um erst neue Kräfte zu sammeln, und eine neue Flotte zu schaffen, damit später, mit Schwermuth, der Erbsind Frankreich beschmpft werden könnte. England hien dies nicht abwarten zu wollen. Klagen häuften sich von beiden Seiten, und nirgend wurden sie abgestellt. Kstungen beider Mchte schon am 15ten März erklärte Napoleon in einer feierlichen Rede, er behandle den neuen Bruch mit England; umsonst versuche er eine Unterhandlung, selbst als der englische Gesandte schon seine Fühler übte. Dörfer verlässt Paris am 2ten Mi; am 15ten der französische Gesandte London. Am 15ten erfolgte Englands Kriegserklärung, nachdem Napoleon schon am 15ten alle fremden Schiffe in den französischen Hfen mit Embargo belegt, die hannoversche Regierung aber am 15ten zugleich des Landes Neutralität erklärt, und Verordnungen der die demnachste Aufrechterhaltung derselben gegeben hat. Hannover lagte sich auf den Frieden des deutschen Reichs mit Frankreich, und nannte sich nicht als einen Theil Protestantismus betrachten. Aber die unabhängige Armee, die am Niederrhein lagerte, bricht unter Wurmser Fhrung schon am 15ten Mi auf, und schon am 15ten Juni ist Hannover befehlt, und, durch die Convention von Euplingen, ohne Kampf an frnzsischer Gewalt. Noch beharrlicher Weigerung sieht endlich der hannoversche Fldherr Wallmoden, am 5ten Juli, sich zu der Convention genöthigt, welche die hannoversche Armee entwaffnet und aufhört, und alle ihre Waffen, Artillerie und Franzosen überliefert. Alsbald erteilen und Plünderungen, die hielten fanden, das rechte eigentlichem versah, was sie zur Fhrung. Die kleinliche Bestimmung des zu Erbsindlichkeits, in denen seine Klänge hatten, das, im Angesicht und war zu nchtig zuschauenden. en Begreifung, auf deren Befehl Alles geschah, für alle Zeiten fest stehen. England, das die sublimen Convention nicht ratificierte, konnte nicht hindern, das Hannover ganz als erobertes Land behandelt, und auf frnzsische Weise desorganisiert ward. Und ernstlich rührte sich Napoleon und erzwang zugleich von den neuen Republikanern und den Vertheidigern fröhliche Nothregeln gegen England. Am 20ten Juni, 1801, verbot er zuerst die Einfuhr englischer Waaren in Frankreich, und Gewerbrufe gegen England wurden freigelegt ausgedehnt. England aber sollte im England selbst auch bedrängt und vernichtet werden. Wenn eben verzeichnet sich an den frnzsischen Küsten; furchtbare Wachen wurden geworfen, sie zu vertheidigen so bald sich man noch England vereinen. Am 15ten Juni verlässt Napoleon Paris, um persönlich die Landung in England zu betreiben. Schon ging ihm ein Befehl voraus

mit sorgfältiger Bezeichnung des Ceremoniels, mit dem man ihn auf seiner Reise empfangen sollte. Am 30sten Juni langte er in Boulogne an, und in allen Häfen, von Havre bis Ostende, wurden nun die Vorkehrungen zur Landung rasch gefördert. Eine zahlreiche Armee lagerte an der Küste; unermessliche Summen wurden aufgewendet, Transportfahrzeuge zu erbauen, welche die Armee von England zu ihrer Bestimmung abführen sollten. Indes sperrte die englische Flotte mehrere französische und deutsche Häfen, sammt der Elbe und Weser, und alle Verhinderungen litten schon unter den Maßregeln ihres Beschützers. Am 12ten August war Napoleon nach St. Cloud zurückgekehrt; aber die große Unternehmung an der Küste ward ernstlich gefordert, und er selbst ging am 4ten November, doch nur auf wenige Tage, wieder nach Boulogne ab. Der Anfang des Jahres 1804 schien ausersehen zur endlichen Ausführung des kühnen Plans. Am 15ten Januar erschien der Oberconsul zum dritten Mal in Boulogne, als man schon seit geraumer Zeit die kostspieligen Rüstungen an der Küste für ein Possenspiel ansah. Und wirklich geschah auch jetzt nichts. Schon am 6ten Januar kehrte er nach Paris zurück. Hier ward am 15ten Febr. eine Verschwörung gegen den Oberconsul entdeckt, in der Pichegru und Georges, mit mehreren französischen Emigrirten Hauptpersonen waren. Beide wurden mit 45 andern Theilnehmern oder Verdächtigen nach und nach verhaftet. Unter ihnen auch Moreau. Man wollte gefunden haben, daß die Verschwornen mit andern französischen Emigranten und englischen Gesandten und Agenten in Deutschland in Verbindung ständen. Dies gab Veranlassung zu Gewaltthaten, die den frechen Uebermuth und die ehrlose Bosheit des furchtbaren Consuls von neuem bestätigten. Zwei französische Militärcommandos gingen in der Nacht vom 14ten auf den 15ten März über den Rhein, besetzten mitten im Frieden im badenschen Lande Wehl und Ettenheim, und nahmen, mit vielen Emigranten, den Herzog von Anguien, Prinzen von Bourbon-Condé, gefangen. Letzterer ward sogleich nach Paris gebracht, in Vincennes vor einer Militärcommission (in der Nacht des 20sten März) gestellt, und in derselben Nacht auf Befehl des Oberconsuls im Wald zu Vincennes erschossen. — Diese Bräuelthat verbreitete in Deutschland, ja in ganz Europa tiefen Abscheu, Schrecken und Furcht. Aber nur Rußland und Schweden erhoben laut ihre Stimmen gegen die schändliche Verletzung des Völkerrechts. Die französische Regierung schien sich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche der englische Gesandte, Francis Drake zu München und Spencer Smith in Stuttgart Empörung in Frankreich einzuleiten gesucht hätten. Beide hielten sich in Deutschland nicht länger sicher und eilten nach England zurück. In England ward zwar die ganze Anklage für Verläumdung erklärt, doch war sie gewiß wenigstens nicht ganz grundlos. Der Gewaltthäter suchte auch dies Ereigniß zu seinen Gunsten zu gebrauchen. In Paris haben jene Vorfälle Veranlassung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt in der Regierung der Republik hinzuweisen. Die Spitzelschreierien der Versammlungen darüber und der Volksabstimmung beginnen von neuem. Was einige angedeutet, ward von dem ersten Consul sogleich als Willensmeinung seiner ausgesprochen, und der bestimmtere Ausdruck des schönen Gedankens angeregt. Am 22sten März 1804 hatte der Senat zuerst von der Sicherung der Regierung durch eine erbliche Familiengewalt geredet. Am 30sten April erfolgte schon der wirkliche Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiser anzuvertrauen, und dieselbe in der Familie Bonapartes erblich zu machen.

Nur E
 den der
 2ten d
 Republi
 Der die
 Am 20
 und da
 thums i
 General
 Edron,
 Kaiser d
 Verschw
 Gefängn
 Wo te o
 fenbar,
 men, al
 Tausend
 schten al
 Blut sei
 Urteil p
 Moreau
 gesproch
 Junl G
 Urtheil
 Nord o
 nach Tr
 innerfchä
 set diese
 des Ma
 ferner gi
 feiner E
 man auc
 gebeuren
 herab er
 ersänlich
 les begü
 Die Ne
 in der W
 anerkan
 geschwä
 was sche
 siegbar
 lange G
 felt, aus
 alle Wo
 über den
 Unüberm
 um so n
 Durch d
 ein Gefä
 Urteil i
 Befehl u
 für sich
 um den

zu Werkzeugen zu finden; wer zu Treulosigkeit und Verrath geneigt; wer durch Schwäche der Seele betört wird, die ihm zu gebieten wissen; wer selbst mit edleren Absichten erfüllt, den Versucher und Verführer nicht ahnet, der für gleiche Zwecke zu wirken vorgibt, und unmerklich ihm zum Bösen verleitet; Alle, die ihm hülfreich werden können, sucht er an sich zu ziehen. Eine Schaar von Emporkömmlingen, deren Existenz bald unauflöslich an die seinige gebunden ist, die in dem Hader der Revolution sich abgehärtet, und, ihm verwandt durch Leidenschaft und Schlechtigkeit, blinde Diener seines Willens sind, arbeiten für seine Pläne. Und sein eigener eiserner Wille steht der Willenlosigkeit, Schwermüthigkeit und Halbheit, seine wahrhaft ungeheure Kraft der Schwäche, Schläffigkeit und Trägheit der Völker und der Cabinetter entgegen. So geht er als Sieger aus jedem Kampf hervor, und erzwingt Alles, was er will, bis die Völker und die Fürsten erwachen, mit ihrem ernstesten Willen; mit beharrlicher Kraft für Recht und Gerechtigkeit, vereint sich ihm entgegenstellen, und das Gute über das Böse liegt. — Die letzten langen Jahre der Tyrannei mögen nun nur in kurzen Andeutungen an uns vorübergehen, und die Skizze des furchtbaren Trauerspiels beschließen. Am 11ten Juli 1804 war die Ehrenlegion instituiert, mit Dotationen ausgestattet, und dadurch ein neues Band, das die eitle und habgierige Menge an Napoleon fesseln sollte, geschaffen worden. Gleich darauf ward das kleinlichste Hofceremoniel für den neuen Kaiser vollendet. Am 18ten Juli trat Napoleon mit seiner Gemahlin den eisten Pompzug nach den Seehäfen, nach Aachen und Mainz an, wo deutsche Fürsten sich vor ihm demüthigten. Im Dezember ward die Kaiserkrönung auf den 2ten December angekündigt, wozu der Papst schon eingeladen, und bereitwillig gefunden worden. Am 2ten December erfolgte die feierliche Krönung in der Kirche Notre-Dame zu Paris. Napoleon setzte sich selbst, dann seiner Gemahlin die Krone auf, und der Papst vollzog die Salbung. Die neue Constitution ward darauf, so viel die kaiserliche Willkür gestattete, immer mehr in Thätigkeit gesetzt. Das J. 1805 begann Napoleon mit einem Friedensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Auch die russische Vermittlung war fruchtlos. Indes bereitete Napoleon andere Pläne. Mit einem elenden Nepotismus hatte er seine Familie begünstigt, und eine Menge kaiserlicher Prinzen um sich versammelt. Seine Absicht entwickelte sich. Jene sollten auf alte und neue Throne steigen, und das Geschlecht der Napoleoniden in Europa herrschend, alle Staaten aber von ihm abhängig machen. Auf Italien, wo er zuerst seine Gewalt begründet, richtete sich zuerst seine Absicht. Die Republiken, die er geschaffen, sollten aufhören. Am 15ten März erklärte in Paris die Staatsinsulte der sogenannten italienischen Republik den Kaiser der Franzosen zum König von Italien. Der Titel, der mehr besagte, als er noch enthalten konnte, deutete auf die Zukunft. Am 26ten März krönte Napoleon sich selbst in Mailand zum König von Italien, und ernannte am 7ten Juni seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig. Seine Schwester Elisa war bereits zur Fürstin von Piombino, ihr Gemahl Bacciocchi ward zum Fürsten von Lucca ernannt, unter kaiserlicher Protection. Genua aber, Parma und Piacenza wurden, wie früher Piemont, mit dem französischen Reich verbunden. Während so glänzender Fortschritte standen England in offenem Kampf, Rußland, Oesterreich, und ihre Verbündeten in feindseliger Spannung gegen Frankreich. Kaum war Napoleon aus Italien nach Paris zurückgekehrt, als er (1ten August) noch einmal in Boulogne erschien, und

dort aus England von neuem bedrohte. Aber Oesterreich und Eng-
 land hatten sich schon mit England neu verbündet, und rasch richteten
 die französische Armee gegen Deutschland, in sieben Abtheilungen.
 Die Verbindung mit deutschen Fürsten, die gegen Oesterreich auf-
 traten, begünstigte ihre Unternehmungen. Am 14ten September war
 die Oesterreicher in München eingebracht. Erst am 25ten erließ
 Napoleon dem Senat seine Abreise zur Armee, ordnete die erste Con-
 scription für 1806 an, sammt der Organisation der Nationalgarden,
 und folgte nun seiner Armee, die am 25ten und 26ten auf verschiede-
 nen Punkten über den Rhein ging. Am 2ten October war er in Lud-
 wigsburg, und schloß mit dem Churfürsten von Würtemberg ein
 Bündniß, das neue Truppen ihm zuführte. Am demselben Tage ver-
 traten sich schon die Bayern mit der französischen Armee. Am 3ten
 zwang sich Bernadotte mit seinem Corps und den Bayern den Durch-
 gang durch die neutralen preussischen Besitzungen in Franken. Durch
 diesen unterwarteten Gewaltstreich waren die Oesterreicher schon am 4ten
 der Flanke und im Rücken bedroht. Am 5ten ward von Murat bei
 Aspern schon ein bedeutender Sieg errungen. Am 10ten schloß Na-
 poleon in Eßlingen das Bündniß mit Baden. Am 14ten wurden die
 Oesterreicher bei Ulm angegriffen, und theilweis geschlagen. Napoleons
 menschliche Proclamationen begeisterten seine Soldaten immer mehr.
 Am 17ten capitulirte Mack in Ulm, und am folgenden Tage ein an-
 ders Oesterreichisches Corps bei Trochtelfingen. Doch schien Napo-
 leons Glück zu wanken. Am 21sten October wird die neugeschaffne fran-
 zösische Flotte bei Trafalgar von Nelson vernichtet. Erzherzog
 Carl dringt in Italien vor, und treibt die Franzosen zurück. Preußen
 hebt ernstliche Beschwerden über die Verletzung seines Gebiets, und
 setzt seine Armee in Bewegung. Der russische Kaiser erscheint selbst in
 Berlin, und die persönliche Freundschaft mit dem Könige, bewirkt
 seine Geneigtheit zur Theilnahme an dem Kriege. Aber unaufhaltsam
 dringen die Franzosen in Oesterreich vor, und treiben Oesterreicher und
 Russen zurück. Schon am 13ten November zieht Murat in Wien, Na-
 poleon in Schönbrunn ein. Ungeheure Contributionen werden dem Land
 aufgelegt. Am 2ten December wird die Schlacht bei Austerlitz ge-
 geben, die beiden Theilen große Opfer kostete und endlich die Russen
 in Weichen bringt. Am 4ten December kommt Napoleon mit Kaiser
 Franz zur Verabredung eines Waffenstillstandes zusammen, der am
 6ten December geschlossen ward. Am 26sten December folgte der Friede
 zu Presburg, der Oesterreich aufs neue schöne Provinzen entriß,
 und die Nachbarn, Bayern, Würtemberg und Baden, vergröß-
 ert, jenen den Königtitel, diesem die großherzogliche Würde zugesetzt.
 Bereits am 15. Dec. ward in Wien ein Vertrag Napoleons mit Preu-
 ßen abgeschlossen, der diesem Hannover überliebt, und dadurch Preu-
 ßen mit England entzweit. Immer weiter schreiten Napoleons Pläne
 im J. 1806. Schon muß der neue König von Bayern seine Tochter dem
 Stiefsohn Napoleons, als Zeugniss der Freundschaft beider Mächte,
 zur Gattin geben. Des Beinamens der Große, den ein Senatschluß
 dem Kaiser beilegt, durfte derselbe um so mehr sich freuen, als am
 1sten Januar ein gefährlicher Feind, Pitt, gestorben. Am 2ten März
 erklärt Napoleon dem gesetzgebenden Körper Frankreichs Herrschaft über
 Italien, und laut wird die Weltherrschaft Frankreichs ausgesprochen.
 Am 16ten März erhebt er seinen Schwager Murat zum Herzog von
 Neapel und Berg, und am 30ten seinen Bruder Joseph zum König
 von Neapel und Sicilien, nachdem die französische Armee Neapel

übertrifft, und die königliche Familie vertrieben hat. Venedig wird mit dem Königreiche Italien vereinigt; Gualtalla der Schwester Napoleons, Pauline, Neuschâtel dem Kriegsminister Berthier übergeben. Das kaiserliche Familiengesetz vom 31sten März bindet alle Glieder der Kaiserfamilie, mit all ihren Herrschaften, noch fester an den Gewaltigen. Am 24sten Mai erhält auch sein Bruder Louis eine Krone, da die batavische Republik in das Königreich Holland umgeschaffen wird. Nun beginnt auch die Belohnung für seine Getreuen. Talleyrand und Bernadotte werden Herzoge. Domänen in den eroberten Ländern, und reiche Dotationen lohnen die Feldherren und Minister. Am 12ten Juli wird der Grundvertrag des Rheinbundes in Paris zu Stande gebracht, und Napoleon als Protector desselben ist nun erklärter Gebieter auch über den größern Theil Deutschlands, worauf am 6ten August Kaiser Franz der alten römisch-deutschen Kaiserkrone entsagt, und das alte deutsche Reich aufgelöst wird. Welches Reich an dessen Stelle getreten, bezeugte am 15ten August die schändliche Hinrichtung des Buchhändlers Palmarus Nürnberg. Dafür wird den Fürsten des Rheinbundes der Schutz ihres Protectorats feierlich zugesagt. Die neuen Gesetzbücher, die Frankreich indeß unter Obhut Napoleons erhalten, werden zugleich empfohlen. Und ehe das Jahr zu Ende geht, ist der Krieg mit Preußen unabwendbar. Denn der Vertrag in Wien war nur auf den damaligen Zustand der französischen Herrschaft berechnet. Fortan sollte keine bedeutende, von Frankreich unabhängige Macht in Deutschland bestehen. Doch will Napoleon den Schein erhalten, als suche er nur den Frieden. Schon am 13ten October erscheint er selbst in Jena. Am 14ten wird in einer Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt die preussische Armee gänzlich geschlagen. Sachsen wird nun von dem Bund mit Preußen abwendig gemacht, mit Frankreich verbündet, und bald nachher der Churfürst zum König erklärt. Die zerstreuten preussischen Armeetheile unterliegen allmählich der stärkern Macht. Die besten Festungen fallen durch Verrätherei und Feigheit. Am 27sten October hält Napoleon seinen Einzug in Berlin und organisirt gleich darauf die Verwaltung der eroberten preussischen Lande. Am 1sten November sieht auch der Churfürst von Hessen sich genöthigt, aus seinem Land zu fliehen, das als eroberte Provinz behandelt wird. Am 21sten November erscheint in Berlin das verächtliche Decret, welches England in Blockadezustand erklärt, und allen Handel, alle Gemeinschaft mit Engländern streng untersagt. In Posen angelangt, verspricht Napoleon den Polen die Wiederherstellung ihres Reichs. Aber standhaft beharrt der König von Preußen im Kampf. Rußlands Hülfe naht, und noch ist nicht Alles verloren. Aber die unglückliche Schlacht bei Pultusk, am 8ten December, die Schlacht bei Eylau, am 7ten und 8ten Februar; die Capitulationen der besten Festungen, die Theilung der Macht Rußlands durch den Türkenkrieg, die Schlachten bei Heilsberg am 16ten Juni, bei Ostrolenka den 22ten, bei Friedland am 14ten, bewirken endlich am 21sten Juni den Waffenstillstand mit Rußland, und am 5ten mit Preußen, darauf am 7ten und am 9ten Juli den Frieden beider Mächte mit Frankreich. Preußen verliert über vier Millionen treuer Unterthanen; ungeheure, unerschwingliche Contributionen werden dem Land aufgelegt, und die besten Festungen bleiben bis zur völligen Abzahlung in Frankreichs Gewalt. Das Herzogthum Warthau wird hergestellt, und dem Könige von Sachsen unterworfen; das Königreich Westphalen geschaffen, und Napoleons Bruder Jérôme

und zum König verordnet. Im Triumph geht Napoleon durch Deutschland nach Frankreich zurück. In Paris empfängt der kühnliche Sieger die Aufwartung deutscher Fürsten. In Frankreich und gewaltsam herrscht er im eignen Reich und im Ausland. Kaiserliche Anse werden geschmiedet. Der Prinz Regent von Portugal wird am 12ten Februar 1807 des Throns verlustig erklärt, und entsetzt nach Brasilien. Heztrurien wird besetzt und mit Frankreich vereinigt, in Frankreich selbst das Tribunal, das dem Gewalthaber beseitigt worden, aufgehoben, Sprech- und Pressfreiheit immer noch beschränkt, und die geheime Polizei treibt ihr Wesen immer drückender. Was an die vorige republikanische Verfassung erinnern konnte, wird sorgfältig vernichtet. Von Mailand aus, wo die italienischen Angelegenheiten Napoleons gerufen, rächt er sich für die strengere Blockadeverfügung der englischen Regierung durch jenes allen Handel, alle Rechte Neutralen vernichtende Decret vom 17ten December, das ein am 1ten vom 12ten Januar 1808 noch nachdrücklicher zu machen suchte. Frankreich, Holland, Deutschland, Italien, und so weit des Reichthums Einfluß reicht, Alles senkt unter dem furchtbaren Druck, den das Verbrennen der englischen Waaren, wie es den und vollzogen wird, recht anschaulich an die Noth und so viel möglich selbst die Denkfähigkeit des Wohlstand, vor der Tyrannei. Im Januar 1808 Frankreich immer drückender, die Constitution die Armee. Auf diese trogend, verteidigen, Fehls und Kasse, Wesel und unangenehm Reich. Nun war auch die Zeit gekommen gegen Spanien auszuführen. Die französischen Soldaten. Aufruhr und Entzünden. Die schon bestehenden Parteien gegen einen König, der Frankreichs Interessen, und ungeheure Opfer dieser Verbindungen in Spanien, ließ einigen nicht die französische Armee in Spanien, die zunächst schien, sich der Hauptstadt und der Provinz zuwenden, und schon viel spanisches Blut floß. Napoleon erst vor wenigen Wochen eine Armee, im eignen Reich gefährdet ward, traf Tod in Bayonne ein. Dorthin eilten der Kaiser und Sohn. Ein Gewebe von Niedertracht und Verrätherie. Die königliche Familie war ein Opfer des Gewalts. Am 8ten Mai entsagte der Kaiser den Ansprüchen auf Spaniens Thron an Gewahrsam nach Fontainebleau; die Spanier wiesen. Vortreffliche Proclamationen verkündeten ihr nahes Glück; eine Junta versammelte am 8ten Juni ward Napoleons Bruder in Spanien ernannt. Aber mit ungeahnter Härte vertheidigten die Spanier die Unabhängigkeit, der sich selbst aufgegeben hatte. Der Kaiser mit abwechselndem Erfolg fortwährende, lehnte, daß er nicht Alles vermöge. In Spanien sich seine Macht. Am 10ten Juli ward er zum König von Neapel und Großherzogthum Toskana an den unruhigen

Holland gegeben. Aber Sicilien war nicht zu erobern, und der neue König von Spanien, wiederholt aus seiner Hauptstadt vertrieben, sehnte sich vergebens nach dem ruhigeren Neapel. Indes war Parma, Piacenza und Toscana mit Frankreich vereinigt, und die Königin von Neapel nur mit Worten entschädigt worden. Französische Truppen hatten den Kirchenstaat besetzt. Die anticipirenden Conscriptionen sammelten immer neue Streitkräfte. Keine Macht, kein Recht schenkte mehr der freche Usurpator. In Frankreich schuf er einen neuen Adel und Majarate, und verpflichtete auch dadurch sich noch mehr die Diener seiner Pläne. Durch die Organisation der Schulen und Studienanstalten bezeugte er immer mehr, wie fremd ihm echt menschliche Cultur sey, wie er darauf nur sinne, eine Soldatenmacht zu gründen, und nach Unterdrückung jedes edlern Freiheitsfinnes, ganz Europa eben so unterwürfig zu machen, wie der neue Religionscatechismus für das ganze französische Reich als ein Hauptgebot die blindeste Ergebenheit gegen ihn zur Pflicht machte. — Doch von neuem sollte es scheinen, als wolle er Europa den Frieden geben. Am 27ten September erschien er in Erfurt, wo auch der Kaiser Alexander mit allen Königen und Fürsten sich einfand. In trügerische Hoffnungen wiegten sich die Leichtgläubigen ein. Am 18ten October war er wieder in St. Cloud eingetroffen; am 20ten ging er nach Spanien ab. Seine Gegenwart übte auch hier die Franzosen zu neuen Siegen. Doch war auch er nicht vermögend, Spanien zu unterjochen, und neue Bewegungen in Oesterreich riefen ihn schleunig zurück. Noch einmal wollte der Kaiser Franz seine Sicherheit und Europa's Freiheit durch entschlossenen Kampf zu vertheidigen suchen. In ungeheurer Wuth betrieb Napoleon die Rüstungen, welche Oesterreichs Macht vernichten sollten. Der Rheinbund ersetzte reichlich die französischen Soldaten, die in Spanien zurückbleiben mußten. Am 9ten April 1809 erfolgte Oesterreichs Kriegserklärung. Selbst von Rußland, wie von Deutschland verlassen, stand allein die österreichische Monarchie. Schon am 18ten April traf Napoleon in Ingolstadt ein. Am 20ten besiegte er an der Spitze der Bayern, Würtemberger und Darmstädter, eine österreichische Armee bei Abensberg. Am 21ten folgte eine Schlacht bei Landshut, am 22ten bei Eckmühl, am 23ten bei Regensburg, und unwiderstehlich drang er in Oesterreich vor. Die Tyroler standen für ihren alten Herrn auf, und vertrieben die Bayern. Napoleon aber suchte die Ungarn gegen ihren rechtmäßigen Fürsten aufzuwiegeln, wie er schon sonst bei Andern versucht hatte, und gewaltsame Maßregeln sollten die besetzten Länder Oesterreichs unthätig machen. In Westphalen erhoben sich die Freunde der Freiheit, und allgemeiner Aufruhr drohte. Auch in Preußen zeigten sich gefährliche Bewegungen. Unterdeß benutzte Napoleon die Verwirrung, vernichtete die weltliche Gewalt des Papstes, und erklärte die Einverleibung des ganzen Kirchenstaats in das große französische Reich. Der Papst hatte keine Waffen als den Bann, den er am 11ten und 12ten Juni aussprach. In Oesterreich verfolgte er seinen Siegeslauf. Am 13ten und 21ten verlor er zwar die Schlacht bei Aspern und Esslingen, aber die italienische Armee war ihm zu Hülfe gekommen, und nach der Schlacht bei Raab, am 14ten Juni, verloren die Oesterreicher auch die bei Wagram, am 6ten Juli, welche den Waffenstillstand zu Znaim, am 12ten Juli zur Folge hatte. Ungeheure Contributionen wurden wieder von den eroberten österreichischen Staaten eingezogen. Nur die Tyroler kämpften noch glücklich fort, und der Herzog von Braunschweig - Oels entging glücklich den Verfolgungen.

mer überlegenen Macht, auch die Be-
 Engländer, und die Capitulation von
 gust), die Eroberung der ionischen In-
 Bgling des Glücks, das schon minde-
 tober ward der Friede mit Oesterreich
 schöne Provinzen entzog, und bedeutend
 die geliebte Tochter mußte der Kaiser
 der ihm die Thronentsetzung längst be-
 chen. Die illyrischen Provinzen
 langsam lehrten die Franzosen aus
 ember ward in Gegenwart vieler Ed-
 feß Napoleons in Paris gefeiert. A
 Ehescheidung von seiner Gemahlin Jos-
 ward in Wien die Vermählung mit-
 feriert, und am 2ten April zog die neu-
 Leon wendete nun alle seine Kräfte zu
 Demüthigung Englands an. Am 6
 Friede mit Schweden, nach Ver-
 Adolphe IV. und Erhebung des
 Carl XIII., geschlossen worden. Am
 von Italien zum Erbgroßherzog vo-
 des Fürsten Primas ernannt; Hanno-
 len vereinigt; am 16ten der König vo-
 gendthigt, die Frankreich anheimfiel
 am 1ten Juli seine Krone, die er nie
 der Arglist und Bosheit seines Brude-
 Juli ward die Aufnahme des ganzen
 Reich decretirt. Gleiches Schicksal ba
 Mündungen der Ems, Weser und El-
 ein Theil des Großherzogthums Berg
 Westphalen, die der König abzutri-
 gleich seine reichsten Domainen ihm er-
 französischen Generale verwendet wurd
 unglückliche Königreich, das in seiner
 schon Hofe und einem Heere auslän-
 Ein großer Theil Europa's war nun
 Spanien kämpfte noch immer, obw-
 gen, doch unter Feld Wellington:
 Land blieb sich selber treu, noch steht
 Land noch als eine gefürchtete Mac-
 neue Streitkräfte nach Spanien; die
 mung und Vernichtung alles Handel-
 Land viel schmerzlicher diese Maßregel
 tinentalsystem lähmte die Staaten; I
 wurden zwar am 28ten April 1811 d
 land aufgehoben; aber der Tarif von
 eirung und Verbrennung der englischen
 tiefere Wunden, Erbitterung, Wuth.
 ten allein die Schritte des Tyrannen.
 Nacht, als im Jahr 1811 neue Zwif-
 Schweden eintraten. Leicht ward
 Provinzen entriß. Bald sah man u-
 gegen Rußland. Ein fruchtloses
 schaffte indes die Franzosen. U

fische Reich, über Italien und Deutschland herrschend, gedachte er, die Kräfte zu bewegen, Rußlands gefürchtete Macht zu besiegen. In Polen sammelten sich die Schaaren der französischen und verbündeten Heere; ungeheure Streitkräfte wurden aufgeboten. Die preussischen Festungen waren noch immer von den Franzosen besetzt. Bis an die russische Gränze schien Alles Frankreich dienen zu müssen. Das Vertrauen in solche Macht, und eine Leidenschaft, die immer mehr in Wuth steigend, verblendeten den Uebermüthigen. Vergebens waren alle Warnungen; er sah nicht die Gefahr, achtete es nicht, daß sein entartetes Heer schon minder leicht als sonst zu führen und im Gehorsam zu erhalten sey. Durch feste Worte und schmeichlerische Hoffnungen begeisterte er für den schweren Kampf die Soldaten, die nicht ohne Grauen zu begannen. Er nur ahnete nicht sein Verhängniß, und verließ am 1ten Mai St. Cloud. Schon am 24ten und 25ten Juni begann der Kampf durch den Uebergang der unübersehbaren französischen und verbündeten Armeen über den Niemen. Die Russen wichen nach vielen blutigen Kämpfen immer tiefer in ihr Land zurück. Mord und Brand bezeichneten alle Schritte des nachfolgenden Feindes. Am 7ten September raubte die Schlacht bei Borodino und Mosaisk ihm unersehbare Streitkräfte. Er aber wich nicht von seinem Vorsatz, auch jetzt durch Einen Gewaltstreich, und unverwandtes Hinwirken auf einen Punkt, die Feinde zu schrecken. Seine Soldaten erkämpften sich die Straße nach Moskau. Aber die Stadt war von den meisten Bewohnern verlassen; dumpfes Schweigen empfing ihn, als er am 15ten September einzog. An demselben Tage brach die gräßliche Feuerbrunst aus, die, fast gedämpft, in den folgenden Tagen verheerend fortwüthete, und die Hoffnung, reichen Unterhalt für die erschöpfte Armee zu finden, vernichtete. In wilden Plünderungen zerstreuten sich die Soldaten, und verführten bald muthwillig, bald verzweifelt, was auf längere Zeit sie ernährt hätte. Bald waren alle Hülfquellen erschöpft; die Vaterlandsliebe und die Rache der Russen verschloß dem Sieger alle Ausichten. Durch Kleinliche Verheerungen rächte sich der neue Feind. Aber am 17ten October sah er sich genöthigt, Moskau zu verlassen, und der schaudervolle Rückzug begann, der eine der größten und stärksten Armeen bis auf geringe Reste vernichtete. Als Napoleon alles verloren sah, verließ er seine unglückliche Armee, und floh durch Polen und Deutschland, wie von den Cossaken oder den Schatten der Gemordeten verfolgt, und traf am 18ten December in seiner Hauptstadt ein, während die Trümmer seiner Armee der Gewalt der Elemente, dem Hunger und den Feinden erlagen. Aber noch war er nicht zur Besinnung gekommen, obwohl indeß auch in Spanien seine Angelegenheiten verschlimmert, seine Armee geschlagen worden. Der alte Uebermuth, der freche Stolz sprach noch aus seinen Worten, und die Verblendung seiner Leidenschaften ging nun in jene Verstockung über, die das Verhängniß nie ungestraft läßt. Mit dem Anfang des Jahrs 1813 begannen schon die neuen Rüstungen. Auch Preußen hatte seinen Unwillen gezeigt, durch die rettende Convention, welche General York mit den Russen geschlossen. Spanien zu verfühnen, die Meinung wieder für sich zu gewinnen, rang er mit List und Gewalt vom Papst einen vorläufigen Vertrag zu Fontainebleau ab (am 28ten Januar), den er so leicht für ein förmliches Concordat ausgab. Am 27ten März erklärte Preußen ihm den Krieg. Schaaren von Freiwilligen sammelten sich, und ihr Beispiel schien auch im übrigen Deutschland die Bessern zu bewegen. Die Russen und Preußen waren in Sachsen vorgebrun-

gen. Am 2ten Mai erfolgte die, und Lagen, in den die-heldenmüthig dem Glücklichen und Stärker ihm das Glück, und verlor sie ihn gen sich kämpfend zurück. Am 20 neuen blutigen Sieg bei Wagram zu Ende ging, war er schon tief ward am 4ten Juni der Waffensstillstand zu begünstigen schien. In der heftig kämpfenden Handlung sichtbar den edlen Muth. Während Unterhandlung; aber ernstlicher rüste des Kriegs. Das neue Glück h Seele entzündet. Aber Oesterreich und jetzt einen Frieden zu vermitteln auf guten Sache der Freiheit, um an Frankreich, nachdem am 21st mit Rußland und Preußen ward dies noch fester geknüpft, und verstärkt. Die schwedische Armee lands in Deutschland erschienen zu helfen. In diesem Gedräng und die Sicherheit in fern hlich der Mittelpunkt seiner Operation die immer schwankender werdenden in Schlesien, bald in Böhmen gegen Preußen drängen begünstigt Verbündeten auf Dresden unglücklich nach zu langem hartnäckigen Belagerung zu verlassen. Deutschland auf der Freiheit. Am 16ten October Leipzig. Am 18ten Abends rückte am 19ten nur seiner anwachte ihn Brede mit der Weltmacht, nachdem man auch sein noch einmal kämpften hier die der Führet an ihrer Spitze, entzogen Jahres war Deutschland befreit Einige feste Plätze blieben noch in 1814 gingen die Siegerlichen Preußen Deutschland so glücklich gefolgt mit der englisch-spanischen Armee vertrieben, war schon in Frankreich Fortschritt auch dann nicht, als den mit dem gefangenen Kaiser November war Napoleon nach Paris Sachen und beunruhigender Gerüchte weil nicht zu läugnen war, daß neuen Anstrengungen die Napoleon-Unterhandlungen hatte er ihn in seiner Gewalt gehalten, ein ungeheure Macht sich zu erhalten, sich verlassen. Von allen Seiten sich ein; doch hatten sie noch ein

1sten Januar hatte Napoleon Paris verlassen, und schon am 27sten einen unbedeutenden Sieg erröchten. Blücher griff ihn am 1sten Februar an, und schlug ihn bei Brienne. Neue Friedensunterhandlungen wurden am 3ten Februar in Chatillon eingeleitet. Auch dort konnte er noch einen günstigen Frieden erhalten. Aber er beharrte im Kampfe, wie die Verbündeten selbst während der Unterhandlungen mit ihm fortgekämpft hatten. Die überlegene Macht beschäftigte ihn nach allen Seiten; er selbst folgte nur der Laune des Augenblicks, und handelte nicht mehr nach einem festen Plan. Doch brachte er die Verbündeten ins Gedränge. Da entschied Schwarzenbergs entschlossener Zug gegen Paris. Am 31sten März capitulirte die Stadt. Napoleon, zu spät von den Unternehmungen unterrichtet, erreichte Fontainebleau, als die Verbündeten in die Hauptstadt schon eingezogen waren. Am 2ten April ward seine Entthronung, am 6ten die Wiederherstellung der Königswürde in der bourbonischen Familie von den Siegern und den Repräsentanten der Nation erklärt. Am 11ten April unterzeichnete er selbst seine Thronentsagung und den Vertrag, der ihn die Insel Elba mit souveräner Gewalt einräumte. Am 27sten April schiffte er zu Frejus, wo er vor 15 Jahren mit großen Hoffnungen ans Land gestiegen, sich nach Elba ein; am 4ten Mai stieg er zu Porto Ferrajo ans Land. So schien das fürchterliche Despotenspiel, das ganz Europa zerrissen, alle Welttheile bewegt, und in dem sinnlosen Gedanken des großen Reichs die römische Weltherrschaft herzustellen versucht hatte, beendigt. Aber während Napoleon nur mit der neuen Bildung der Verwaltungsformen seiner Insel, und mit den Bauten, die er daselbst anordnete, beschäftigt schien, sann er, von seinem so enge beschränkten Thätigkeitsdrang und von seiner unbefiegbaren Herrschsucht bewegt, darauf, wie er den verlorenen Thron wieder besteigen möchte. Es ist nicht urkundlich bekannt geworden, daß er zur Ausführung dieses gewaltigen Vorhabens in Frankreich unterhalten habe. Auch hat man keinen von denen, die nachher als Opfer ihrer Anhänglichkeit an ihn fielen, überwiesen, daß sie mit ihm während seiner Entfernung in Verbindung gestanden. Ja seine unmittelbaren Umgebungen wurden von ihm von seinem Vorhaben erst in dem Augenblicke berichtet, als er es ausführen wollte. Er betrachtete und wagte die Sache als ein Werk der Kühnheit und der Ueberraschung, und leicht beredete ihn seine Eitelkeit und der Glaube an sein Glück, daß es ihm gelingen müsse, zumal da die Mißgriffe, die die Bourbons in der Verwaltung des wieder erlangten Reichs machten, ihnen viele Herzen entfremdeten, da keine der Parteien, in welche die Nation sich theilte, mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden war, und da besonders das durch die seinem Stolz und seinem Eigennutze erwiesenen Kränkungen tief erbitterte Heer die größte Empfindlichkeit für jeden Aufruf zur Empörung zu erkennen gab. So schien es denn, daß, während man in allen Ländern beschäftigt war, die alten Wunden zu verbinden, und während in Wien die Monarchen und ihre Minister beisammen saßen, um Gesetze für die neuen Verhältnisse der Staaten zu geben, unerwartet das Geschrei durch das lachende Europa lief, Napoleon sey, an der Spitze einer bewaffneten Macht, im Süden von Frankreich erschienen, seinen gestürzten Kaiserthron wieder herzustellen. Es war am 26. Febr. 1815 Abends um 5 Uhr als er mit 400 Mann von seiner Garde eine Brigg von 26 Kanonen bestieg; auf 3 andern Fahrzeugen folgten ihm noch 500 Mann nach. Am 1ten März landete er, in dem Meerbusen von Juan, an der Küste von Frankreich. Von hier aus erließ er zwei Proclamatio-

nen, die eine an die Armee, die andere an das Volk, erklärte, daß er komme, die Dynastie in Frankreich aufgedrungen, und seine Macht und ungehindert drang er vorwärts. Grenoble. Die Truppen, die ihm entgegenkamen, vereinigten sich mit ihm; auch die Besatzung der Escorte auf. Man hatte große Anstrengungen zu widerstehen; aber überall erklärten sich verstärkten kein Heer. Am 10ten zog er in Paris ein. Schon war keine Nacht & Division auch noch der Marschall Ney an ihm lassen von denen, die sie hatten schlagen sollten, treuen die Flucht. Am 11ten März, übernahm Napoleon in den Tuilerien an. Das ganze Volk von Paris zusammen gezogen hatte, umgeben, war zu ihm übergegangen. Der Zug auch nicht einen Tropfen Bluts gekostet. Es folgte allmählich das ganze Reich. Auf den auf den Wällen aller Festungen sah man den. Die meisten großen Staatsbeamten schworen Napoleon den Eid der Treue. Thätigkeit die Anordnungen, die er in dem nöthig hielt. Schon von Lyon aus hatte durch welche die meisten Anstalten und Einrichtungen für nichtig erklärt, eine Menge Anordnungen und bei der Armee abgeschafft, und beide. Das Ministerium, der Staatsrath und die Staats wurden neu besetzt. An mehrere Abtheilungen ab, die aber an den Grenzen wieder Verfassungsurkunde, die man dem Volke & stimmte die innern Verhältnisse des Reichs. fendbar, wie falsch das von Napoleon verbreitet mit der Zustimmung der Hofe von Wien kommen sey, indem die in Wien versammelte Declaration vom 13ten März, die Kräfte gaben, die sie gegen ihn ergreifen wollten, von den bürgerlichen und gesellschaftlichen und als den Feind und Störer der Ruhe Erklärung wurde auch sogleich in Kraft genommen. Heere sich erhoben, um gegen die anzuziehen. Napoleon sammelte und verstärkte Anstrengung, und schickte seine Hauptmacht die Engländer und Preußen ihm zuerst bedrängte. Juni das Schauspiel des Mailagers gegeben, und am 6ten eine Rede vor den hatte, reiste er am 22. Jun. zur Armee. Schlacht von la belle Alliance (s. d. Plane und Hoffnungen. Sein ganzes Heer nahm er der Gefangenschaft; seine Anklage in Staatsbehörden und dem Volke die Kunde, schnell verbreitete sich durch die Hauptstädte der Person Napoleons willen, der Mache der Armee kam er in die Nähe der Macht. Er hat es (am 22. Jun.) zu Gunsten seines

Wenn auf eines unbedingten Abdication bestanden, so willigte er auch herein. Alle seine Brüder, und auch Murat, waren zu Paris vereinigt. In der Nacht vom 23. auf den 24. gingen 6. Commissaire in das Hauptquartier der Kaiser ab, um auf die Ernennung eines neuen Regenten, mit Ausschluß der Bourbons, und auf die Integrität Frankreichs anzutragen; aber sie wurden mit diesem Antrage zurückgewiesen, und die Auslieferung Napoleons verlangt. Da erbot sich dieser am 27. den beiden Kammern, als General an die Spitze der Heere zu treten, und als dieser Vorschlag mit Murren aufgenommen ward, verlangte er von dem Herzoge von Wellington Pässe für 2 Fregatten, um nach Amerika zu gehen, die ihm verweigert wurden. In der Nacht auf den 29. Jun. als die Engländer bereits in Versailles, und die Preussen vor Paris waren, reiste er endlich von Malmaison ab, nachdem ihm eine Deputation der Repräsentanten die Nothwendigkeit seiner Entfernung dringend vorgestellt hatte. Die provisorische Regierung gab ihm den Generallieutenant Becker zu seiner Begleitung. Er nahm seinen Weg nach Rochefort, wo gleichfalls auf Befehl dieser Regierung, zwei reisefertige Fregatten seiner warteten. Am 3. Jul. kam er daselbst an, und nahm seine Wohnung in der Seepräfector. Er verzögerte seine Abreise von einem Tage zum andern, weil er noch immer einen für ihn günstigen Umschwung der Dinge hoffte. Erst am 8. bestieg er mit seinen Leuten die beiden Fregatten. Aber die Wachsamkeit der englischen Kreuzer ließ ihm keine Hoffnung, auf diesen Fahrzeugen zu entkommen. Auch sein Plan, sich auf ein dänisches Schiff zu retten, das ihn in offner See erwarten sollte, erschien als unausführbar. Eine Capitulation, die er am 11ten dem Commandanten der englischen Station, Capitain Maitland, durch Savary und La Case angetragen hatte, wurde zurück gewiesen. Es blieb ihm denn kein andrer Ausweg übrig, als sich der brittischen Großmuth auf Discretion zu überlassen. Nachdem er diesen Entschluß durch den General Becker hatte erklären lassen, segelte er am 15. Morgens auf einer französischen Brigg ab, und wurde dann an den Bord des Bellerophon aufgenommen. Ehe er denselben bestieg, wollte er noch persönlich unterhandeln; aber Maitland erklärte ihm, er müsse sich ohne Bedingung ergeben, oder er werde mit seinem Schiffchen in Grund geschoßen. Es wurde ihm das Officierszimmer zu seiner Wohnung angewiesen, und zwei Schildwachen vor dasselbe gestellt. In einem Schreiben, das er an den Prinzen Regenten von England absandte, sagte er: er komme, wie Themistokles, um bei dem Brittischen Volke seinen heimathlichen Heerd zu suchen, und er begehre den Schutz des Besetze dieses Volks, bei dem mächtigsten, standhaftesten und großmuthigsten seiner Feinde. — Die Personen, die sich an ihn angeschlossen hatten, waren folgende: der Generallieutenant Bertrand, mit seiner Frau und 3 Kindern; die Generallieutenantin Savary und Lallemand; die Marchaux de Camp Bourgaud und Montholon Semonville, samt des letztern Frau und Kind; der Staatsrath La Case und sein Sohn; die Officiere Resigny, Planat, Autric, Schulz, Pissowsky, Mercher; der Chirurg Maingault, und mehrere Domestiken. Am 16. ging der Bellerophon unter Segel; am 23. kam er auf der Höhe von Lorbay an, von wo er nach einer Weisung von der Regierung in den Sund von Plymouth segelte. Hier war das Schiff unaufhörlich von Schaluppen umgeben, angefüllt mit Neugierigen, welche den Gefangenen sehen wollten, und denen er sich auch manchmal auf dem Verdecke darstellte. Er selbst

lgte sich indessen nur sträubend in sein Schicksal. Noch immer behielt die Haltung eines großen Souverains, und machte auf Ehrenungen Anspruch, die nur gekrönten Häuptern gebühren; die Engländer aber achteten in ihm bloß den Charakter eines Generals. Am 9. Jul. erschien der Unterstaatssecretair bei dem Kriegsdepartement *Sunbury*, am Bord des *Vellerophon*, um, in Verbindung mit dem Admirale *Lord Keith*, Napoleon anzukündigen, daß er Prinz Regent, in Gemeinschaft mit den alliirten Mächten, beschloß, ihn auf die Insel *St. Helena* zu verbannen. Da ihm dieser Beschluß schon den Tag zuvor durch die Zeitungen bekannt geworden war, gerieth er in eine heftige Bewegung des Gemüths, und schrieb einen Brief an den Admiral voll der dringendsten Vorstellungen. Bei der amtlichen Ankündigung seines Schicksals, die er mit todähnlicher Besichte anhörte, wiederholte er seine Protestationen. Noch mehr wurde er erschüttert bei der Erklärung, daß er nicht anders als als gefangener General behandelt, und der größte Theil seiner Begleiter von ihm getrennt werden sollte. Schon waren alle Verfügungen zur Vollziehung dieses Beschlusses getroffen. Der Admiral *Coleburn* hatte den Befehl erhalten, den Gefangenen auf dem Linienschiffe *Northumberland* an seinen Bestimmungsort überzuführen. *Hudson* wurde zum Gouverneur von *St. Helena* ernannt. Das 23. Infanterie-Regiment ging als Besatzung dahin ab. Auch ward verfügt, daß die Insel aus den Händen der Ostindischen Compagnie genommen und in einen unmittelbaren militärischen Posten verwandelt, dem Gefangenen alle Communication mit den Einwohnern verboten, und daß nun an kein neutrales Schiff mehr in den dortigen Hafen eingelassen werden sollte. Am 4. Aug. gingen sämtliche Schiffe unter Segel, nachdem Napoleon oft und heftig erklärt hatte, daß man ihn nicht lebendig vom Bord des *Vellerophon* bringen werde, und legten sich bei *Porto Bay* vor Anker, wo er den *Northumberland* bestiegen sollte. Am 5. Aug. begaben sich *Keith* und *Coleburn* an Bord des *Vellerophon*. Noch vor ihrer Ankunft hatte man Napoleon, unter heftigen Widersprüche der ihn umgebenden französischen Officiere, seine Pistolen und übrigen Waffen hinweg genommen. Nunmehr wurden die Personen, welche ihn nicht begleiten durften, auf die Fregatte *Enrotas* gebracht. Napoleon nahm von jedem derselben einzeln Abschied; nur *Vertrand*, *Montholon*, *Gourgaud* und *La Casse*, den Fällern der beiden ersten und einigen Bedienten ward erlaubt, ihr Schicksal mit dem seinigen zu theilen. Als ihm *Lord Keith* bekannt machte, daß er sich nun an den Bord des *Northumberland* zu verziehen hätte, protestirte er lebhaft dagegen, nannte seine Verbannung ein Gewaltstreich der englischen Regierung, und sagte, es sei ihm ungreiflich, wie man ihn hindern könne, den Rest seiner Tage ruhig in England zu verleben. Am folgenden Tage brachte man seine Bagage, worunter sich zwei schöne Tischservice von Silber, mehrere goldene Gefäße, eine Toilette von Silber, Bücher &c. befanden, auf den *Northumberland*; er selbst bestieg dann mit seinen Begleitern das Schiff, eine geschmackvoll eingerichtete Kajüte für ihn zubereitet war; dem *Keith* aber übergab er vor seinem Abschiede noch folgende am 5. Aug. verfaßte schriftliche Protestation: „Ich vermahne mich ferner Angesichte des Himmels und der Menschen, gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte, durch die gewaltsamste Disposition über mein Leben und meine Freiheit. Ich kam freiwillig an Bord des *Vellerophon*. Ich bin nicht der Gefangene Englands, sondern dessen Souv-

Schmach am Bord des Bellerophon mich niederlassend, war ich un-
 zureichend zur Gastfreundschaft Englands berechtigt. Wenn die Regie-
 rung, indem sie dem Capitain des Bellerophon Befehl gab, mich und
 mein Gefolge aufzunehmen, bloß die Absicht hatte, eine Schlinge für
 mich zu legen, so hat sie ihre Ehre verwirkt, und ihre Flagge befleckt.
 Wenn dieser Act vollendet wird, so wird es vergebens seyn, daß die
 Engländer gegen Europa von ihrer Loyalität, von ihren Gesetzen und
 von ihrer Freiheit reden. Treue und Glauben werden durch die Ho-
 spitalität des Bellerophon vernichtet seyn. Ich appellire daher an die Ge-
 schichte; sie wird sagen, daß ein Feind, welcher zwanzig Jahre gegen
 das englische Volk Krieg führte, in seinem Unglück freiwillig eine Frei-
 stätte unter dessen Gesetzen gesucht hat. Welchen treffendern Beweis
 konnte er von seiner Achtung und von seinem Vertrauen zu diesem Vol-
 ke geben? Aber wie erwiderte man dieß in England? Sie behaupteten,
 diesen Feinde ein gastfreundliches Land darzubieten, und als er sich
 voll Vertrauen ihnen überliefert hatte, opferten sie ihn auf." — So
 sehr verkannte Napoleon seine Lage, seine Verhältnisse zu den alliirten
 Mächten, und die Gründe, welche die letztern zwangen, Maßregeln
 gegen ihn zur Sicherung der Ruhe der Länder zu nehmen. Indessen
 segelte der Northumbertand, mit den ihn begleitenden Schiffen, aus
 dem Verwässern von Plymouth ab. Die Regierung hatte mit äußerster
 Freigebigkeit dafür gesorgt, daß eine Menge Effecten und Vorräthe mit-
 genommen wurden, deren der Gefangene in seinem Verbannungsorte
 bedurfte; zugleich hatte sie aber auch dem Admiral Coxburn die
 strengsten Instructionen über seine sichere Verwahrung gegeben. Die
 Reise war durch Winde und Stürme mit vielen Schwierigkeiten ver-
 bunden; aber Napoleon ertrug alle Beschwerden mit ziemlichem Gleich-
 muth; am 15. Oct. kam er gesund und wohlbehalten auf seiner Insel
 an. — Noch hatte er sich an den Küsten von Europa befunden, als
 von Seiten Englands, Oesterreichs, Rußlands und Preussens, zu Pa-
 ris (am 4. Aug.) ein ihn betreffender Vertrag abgeschlossen worden,
 vermöge dessen Napoleon als gemeinsamer Gefangener angesehen, seine
 Verwahrung der brittischen Regierung anvertraut, zugleich aber auch
 von den Höfen von Petersburg, Wien und Berlin (desgleichen auf ge-
 suchene Einladung von Frankreich), Commissarien an seinen Verwäh-
 rungsort abgeschickt werden sollten, um sich inuier von seiner Anwe-
 senheit zu vergewissern. Diese Commissarien sind auch (von Rußland
 Graf Salmin, von Frankreich Marquis de Montchenu und von
 Oesterreich Baron von Stirmer) mit Ausnahme eines preussischen, der
 nicht geschickt wurde, im Apr. 1816 nach St. Helena abgegangen.
 Hier waren für den Gefangenen, mit nicht geringem Aufwande, alle
 erforderlichen Anstalten getroffen worden, die zu seiner Bequemlichkeit
 dienen konnten, und es fehlte sogar nicht an Gegenständen von Pracht
 und Geschmack, die nur die brittische Großmuth ihm gewähren konnte.
 Dagegen wurde mit äußerster Strenge darauf gewacht, daß er seinen
 Verhafte nicht zu entkommen im Stande war. Allen Schiffen, die
 Ostindienfahrer ausgenommen, ist verboten, ohne besondere Erlaubniß
 nach St. Helena zu segeln, oder zu handeln. Wer dagegen handelt,
 wird als des Hochverraths schuldig angesehen. Auch kein Ostindienfah-
 rer darf auf der Insel zurück bleiben. Schiffe, die durch Seegefahr
 dahin gerrieben werden, dürfen nur so lange verweilen, als es der Kom-
 mandant für gut findet. Kein Schiff kann sich der Insel nähern, ohne
 von den vielen Posten, welche sie umgeben, entdeckt zu werden. So-
 bald man ein Segel gewahrt wird, gibt man durch Signale den Kom-

gern davon Nachricht, welche Divisionsreise abgetheilt sind, und die einander ablösen. Sie fahren täglich um die Insel herum, und durchsuchen die ankommenden Schiffe. Selbst die Schiffe des Königs und der Compagnie sind den strengsten Maasregeln unterworfen. Keine Officiere dürfen aus Land kommen; selbst die Capitaine nicht immer. Bei Nacht werden alle Casernen geschlossen, und die Zugbrücken abgezogen. Auch das Haus Longwood, wo Napoleon wohnt, ist fest bewacht, und schon durch seine Lage sicher. Drei oder vier englische Meilen von James Town gelangt man nämlich, nachdem man auf steilen und steinigten, auf beiden Seiten von Abgründen begrenzten Weg hinaufgestiegen ist, auf eine $5\frac{1}{4}$ Meilen große Ebene, die auf einem steilen, über der Meeresfläche hoch erhabenen Felsen zugänglich ist. Mitten auf dieser Ebene liegt Longwood. Das Haus ist klein, und an allen Ausgängen mit Schildwachen umgeben. Eine halbe Meile davon hat man ein Wachhaus erbaut, wo immer ein Posten ist, den ein Officier befehligt. Das Haus steht $3\frac{1}{4}$ Meilen vom Meer entfernt. Auf einer Seite ist ein schrecklicher Abgrund, auf der andern ansteigliche Berge. Wenn der Gefangene, auf einem bestimmten, gleichfalls genau bewachten Plage, ausreitet, begleitet ihn ein Officier. Ein anderer schläft neben seinem Zimmer. Uebrigens läßt er sich noch immer von seinen Begleitern eben so behandeln, als umgäbe ihn noch der Glanz des Throns. Ueber sein Schicksal äussert er fortdauernd seine Unzufriedenheit. Seine Zeit theilt er unter Lectüre, Fertigung schriftlicher Arbeiten, Spiel und kleine Spazierritte. — So endigte Napoleon den fünften Act seines Lebens, und bei der Richtung, welche die Politik unserer Zeit genommen hat, und bei den Anstalten, die zur Verhinderung seiner Person, so wie zur Sicherung der Ruhe von Frankreich, getroffen worden, müßte uns alles täuschen, wenn dieser Act nicht auch der letzte wäre. Was indessen die Jetztwelt schon anerkannt hat, das wird auch die Nachwelt anerkennen, daß bei den glänzenden Talenten, welche die Natur Napoleon verliehen, und bei den außerordentlichen Begünstigungen, welche das Schicksal ihm erwiesen, ein solches Ende das unwürdigste und schmachlichste war, mit dem seine Laufbahn irgend sich schließen konnte. Durch dasselbe ist die alte Lehre der Geschicklichkeit auf das nachdrücklichste bestätigt worden, daß ein hochbegabter Geist und ein kräftiger Charakter nur dann auf eine schöne und edle Art die Aufgabe des Lebens vollenden, wenn sie nach dem Gesetze der Mäßigung und nach der Regel der Sittlichkeit thätig sind. Aber wenige Sterbliche haben jenes Gesetz und diese Regel dreister verachtet und sich höher verhöhnt als Napoleon. Darum ist erfolgt, was bei solchem Mißbrauche der Talente und des Glücks nothwendig erfolgen mußte. Er, der der Wohltäter der Menschheit, ein herrlich leuchtendes Beispiel in einer durch ihn beginnenden neuen Periode ihrer Geschichte werden sollte und konnte, ist ihre Geißel und ihr Fluch geworden, und in dem sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht ihn hinrissen, durch die unwürdigsten und grausamsten Mittel das Unmögliche zu erstreben, ist er in Verfall untergegangen und er von der höchsten Stufe der Macht so tief heruntergesunken, daß er die unersättliche Begierde nach Gewalt nun mit dem Verluste seiner Freiheit büßt, und von dem Gnadenbrot lebt, das ihm seine Feinde zutheilen. Um deswillen wird sein Name jedoch nicht aufhören einer der denkwürdigsten in den Annalen des menschlichen Geschlechts zu seyn; aber die Geschichtschreiber werden ihn nie anders nennen als warnend, und mit dem gerechtesten Abscheu von der Tyrannei, die er über seine Zeitgenossen ausgeübt hat.

Rapper Landy (James), suchte die französischen Revolutionsgrundsätze in Irland, seinem Vaterlande, zu verbreiten. Im Jahre 1791 machte er eine Declaration im Namen des irländischen Volks über die in der Regierung zu machenden Verbesserungen bekannt. Der Geist des Mißvergnügens und der Neuerung, der ihn befeelte, verschaffte ihm; ungeachtet er Protestant war, die Stelle eines Secretärs einer Association von Römischcatholischen in Dublin, die gleich andern Gesellschaften dieser Art in Irland daran arbeitete, den Befennern der catholischen Religion den Genuß ihrer vollen Bürgerrechte zu verschaffen. Da er auf diese Weise der Regierung bald verdächtig wurde, und sich verfolgt zu sehen erwarten mußte, so flüchtete er sich nach Frankreich, stiftete in Paris einen Club von unzufriedenen, verbannten oder geflüchteten Irländern, und entwarf, vom französischen Directorium begünstigt, den Plan zu einer Landung in Irland. Diese Idee wurde ausgeführt. Ein Corps französischer Truppen landete mit jenen verbannten Irländern im August 1798 wirklich an der westlichen Küste von Done Gal. Allein die Proclamation, welche Rapier Landy hier an das irländische Volk erließ, hatte die erwartete Wirkung nicht. Er war genöthigt, auf einer französischen Brigg zu flüchten, und kam nach Hamburg, um von da nach Frankreich zu gehen. Allein in dieser Stadt wurde er mit seinem Bruder O. Connor auf Requisition des dortigen englischen Seandten Camford arretirt, da das irländische Parlament beide ausdrücklich von der Amnestie, welche es den Rebellen zugestanden, ausgenommen hatte. Ungeachtet der lebhaftesten Gegenvorstellungen und selbst Drohungen des französischen Directoriums, wurde Rapier Landy vom Senate zu Hamburg den Engländern ausgeliefert, nach Irland gebracht, im Monat Mai 1800 daselbst vor Gericht gestellt, und zum Tode verdammt, welcher Urtheilspruch jedoch nicht vollzogen wurde. Endlich ängerten die Reclamationen der französischen Regierung zu seinem Besten ihre Wirkung, und Rapier Landy wurde auf ein Schreiben des Bürgers (nachherigen Grafen) Otto an den Staatssecretär Harflesbury in Freiheit gesetzt. Im März 1802 kam er in Bordeaux an, wo er auch den 24ten August 1803 in einem Alter von 66 Jahren gestorben ist.

Marbonne (Louis), aus dem Geschlechte der alten Grafen von Marbonne, deren Stammtafel bis in das zehnte Jahrhundert hinauf verfolgt werden kann, war unter Ludwig XVI. Kriegsminister. Als die Revolution ausbrach, schlug er sich auf die Seite der Gemäßigten, welche eine constitutionelle Monarchie wollten. Im Jahr 1791 machte er als Kriegsminister in Gesellschaft der Frau von Etäel eine militärische Inspectionsreise an die Gränzfestungen vom Rhein und die besten Küstenplätze an der See, von der er der Nationalversammlung nur einen sehr unvollständigen Bericht abstattete. In seinem Ministerium erhielt er sich trotz aller Anfechtungen, die er erfahren mußte, durch die Unterstützung seiner Freunde, und besonders des Abbe Fauchet, bis im März 1792, wo er sich mit dem Bertrand de Moleville, dem Minister der Marine (der später in England sehr interessante Mémoires über die französische Revolution herausgegeben hat), entzweite, und vom König, der den Herrn Bertrand de Moleville sehr schätzte, entlassen wurde. Ein gottschallischer Angriff, den man auf ihn machte, war fruchtlos, und er erhielt bei seinem Abgange vom Ministerium die Erklärung der Nationalversammlung, daß er das Bedauern der Nation mit sich nehme. Nach einer kurzen Dienstzeit bei der damals errichteten Armée des Centrons kam er nach Paris zurück, wo er einer gegen das Finanz-

stelle seiner frühern Ministerialverwaltung gerichteten Aufträge auf unglücklich entging, jedoch, um ähnlichen Stürmen auszuweichen, nach London flüchtete, wo er, während Ludwigs XVI. Prozeß in Paris verhandelt wurde, eine Rechtfertigungsschrift dieses Monarchen herausgab. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in der Schweiz kehrte er im Jahre der Revolution des 18ten Brumaire, gleich einer Menge andrer Emigranten, nach Frankreich zurück. Im Jahre 1808 wurde er Divisionsgeneral, im Jahre 1809 auf kurze Zeit Commandant der Festung Raab, nach Beendigung des Kriegs von 1809 französischer Gesandter in München, und im Jahre 1812 an die Stelle des Grafen Otto französischer Ambassador in Wien. Er machte den Feldzug nach Rußland mit, und starb bald nach der Leipziger Schlacht als Commandant von Torgau in Folge eines Sturzes mit dem Pferde *).

Narcissus, ein schöner Jüngling, der sich in sich selbst verliebt und in die Blume verwandelt wurde, die wir noch jetzt unter diesem Namen kennen. Narcissus war der Sohn des Flußgottes Cephissus und der Nymphe Liriope (oder nach einer seltneren Angabe Lirioessa.) Liriope, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeit, wenn er sich selbst nicht kennen lernen würde. Die schöne Gestalt des jungen Narciss bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Er schaute sich um und ward zur bloßen Stimme, als ihre Liebe zu Narciss keine Gegenliebe fand. Aber jetzt hatte auch seine Stunde geschlagen. Von der Jagd erhist, will er aus einer Quelle trinken, und erblickt hier zum ersten Male seine eigene Gestalt. Sich sehen und sich lieben ist das Werk eines Augenblicks. Nichts kann den unglücklichen Jüngling von dieser Quelle trennen, die rasende Leidenschaft verzehrt ihn und die mitleidigen Götter verwandeln ihn in die Narcisse mit gelben Blüten. Dieses ist die gewöhnliche Sage, die am reizendsten von Ovid in den Metamorphosen Lib. III. 339. 510 besungen worden ist. Man kann nichts wißigeres lesen als diese Erzählung des Ovid, die noch in keiner Uebersetzung erreicht worden ist und deren Grazie sich nur Voltaire einigermaßen genähert hat. Nach einer andern Sage war es ein Jüngling Aminias, der sich in Narciss verliebte und von ihm verschmäht sich selbst umbrachte. Als die rächenden Götter hierauf dem Narciss sein eignes Bild in jener Quelle zeigten, erstach sich der unglückliche Jüngling und aus seinem Blute erwuchs die Blume seines Namens. Nach einer dritten Sage endlich glaubte er nicht sich selbst, sondern sich ihm so ähnliche Zwillingsschwester, die ihn stets auf der Jagd begleitete und die er durch den Tod verloren hatte, in jener Quelle zu erblicken, und stürzte sich in die Wellen oder starb aus Gram. Noch jetzt sieht man bei Thespiä in Boöten (in einer Gegend, wo noch jetzt nach der Sage der Reisenden viele Narcissen wachsen) die unglückliche Quelle, die den Narciss zuerst dem Narciss gezeigt hatte. Man sieht aus allem diesem, daß es eigentlich ein Mißbrauch dieser alten Sagen ist, wenn die neuere Conversationsprache oft einen eiteln, selbstgefälligen, und auf seine Gestalt eingebildeten jungen Menschen einen Narciss nennt.

*) Noch kann unter den neuern Gliedern des Geschlechts der Graf von Narbonne bemerkt werden, Petit Triplar, Graf von Narbonne, der bei der Belagerung von Minorka unter dem Marschall von Andriani 1758 und im siebenjährigen Kriege in Deutschland aufzeichnete, wo er durch die ehrenvolle Vertheidigung von Triplar den ihm von Ludwig XV. ertheilten Beinamen Triplar erwarb.

Der Präsident Dupaty, dessen *Lettres sur l'Italie* man nicht ablassen muß, hatte Gelegenheit, in Florenz auch Nardini zu sehen und sagt in jener enthusiastisch-epigrammatischen Sprache, mit der über alle Gegenstände der Kunst in Italien ausbricht, über das Spiel: *Ce violon est une voix, on en a une. Il a touché mes oreilles qui n'avoient jamais frémi. Avec quelle Nardini divise l'air etc.* (lett. 29).

Narkotisch, betäubend, von dem griechischen Wort *narkos*, taube. Es gibt mehrere Pflanzen, welche ein Gift enthalten, der Errichtung des Nervensystems in so hohem Grade stört, oder zurücksetzt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört. Ein Fortgang der Wirkung des Giftes der belebende Einfluß des Nervensystems auf den Organismus aufhört und das Leben selbst aufhört. (Vergl. den Art. Gift.) Diese Pflanzen enthalten ein narkotisches Gift theils rein und hervorstechend, theils mit andern oder aromatischen Säften vermischt, denen es untergeordnet ist. Die Wirkung der narkotisch-giftigen Pflanzen ist daher auch nicht überall gleich, manche wirken geradezu betäubend und störend auf das Nervensystem wie das Wilsenkraut, der Schierling, andere wirken zuerst auf das Blutssystem und selbst auf das Gehirn erregend und hinterher erst betäubend, wie das Opium. Die Abweichungen von diesen Wirkungen sind verschieden, je nachdem die Menge des genessenen Giftes groß oder klein, die Wirkung desselben mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirkt. Je narkotischen Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, heftige convulsivische, oft sehr wunderliche Bewegungen der Glieder, oder reizen zum unwillkürlichen heftigen Lachen; andre machen Menschen toll und rasend, andre versetzen sie in stilles Verdurst auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzlichcs Absterben des kranken Nerven.

Marses, ein Verschnittener, dessen Vaterland unbekannt ist, am Hofe des Kaisers Justinian I. zu Constantinopel anfangs in den Geschäften gebraucht, zu welchen man seines Gleichen nicht finden konnte. Durch seine Talente schmeichelte er sich bei dem Kaiser ein, daß dieser ihn zum Kammerherrn und kaiserlichen Privatsekretär machte. Im Jahre 538 wurde er an die Spitze eines Corps, welches den kaiserlichen Feldherrn Belisarius in Italien bei der Abwehr der Ostgothen unterstützen sollte. Allein die Uneinigkeit, die sich bald zwischen ihm und Belisarius zeigte, veranlaßte seine Verurtheilung. Indessen wurde er im J. 552 aufs neue nach Italien geschickt, um den Fortschritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er besiegte ihn bei Agropoli, nachdem er den Totila geschlagen hatte. Wie glücklich er die Provinzen, die die Gothen an die Stelle des Totila im Königreich erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer der Gothen Buccelinus. Nachdem Marses auf diese Weise fast ganz Italien von den Ostgothen und andern mit ihnen verbündeten Völkern gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterschaft über dieses Land, die er fünfzehn Jahre lang verwaltete. Indem er den öffentlichen Reichtum auf alle Weise zu bereichern suchte, erregte er das Mißvergnügen der ihm untergebenen Provinzialen, die ihre Klagen durch Deputationen nach Rom vor den Thron des Kaisers Justinian II. brachten. Marses wurde in schimpflichen Ausdrücken seiner Statthalterschaft entsetzt, suchte sich an dem kaiserlichen Hofe dadurch, daß er die Kender ihren Einfluß in Italien einlud, welcher nicht lange nachher

er dem Lombarden-König Alboin erfolgte. Doch haben einige Schriftsteller und insbesondere Muratori gezwweifelt, ob Marses wirklich Antheil am Einfall der Lombarden gehabt habe. Nach seiner Entsetzung hielt er sich in Neapel und Rom auf, und starb in hohem Alter im J. 567.

Narr. Das Wort Narr hat sehr verschiedene Bedeutungen. In der ersten bezeichnet es einen Menschen, der durch allerhand lustige Streiche, Reden und Possen sich vor andern auffallend macht. In dieser Bedeutung zeigt es sich häufig in den Zusammensetzungen, wie: B. Hofnarr, Schalksnarr und wird im Diminutiv, wo man es besonders vom weiblichen Geschlecht gebraucht, als Narrchen oft etwas lebenswürdiges. Zweitens versteht man unter Narr einen Menschen, der den Regeln der gesunden Vernunft oder wohl auch bisweilen der Klugheit zuwider handelt, indem in der Regel die Verletzung der Regeln der Klugheit einen Thoren bezeichnet. Dieser Begriff ist in der Anwendung auf einzelne Individuen oft schwer zu erörtern, indem oft einzelne Menschen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten worden sind, die von einem andern Volke oder zu einer andern Zeit vergöttert wurden, oder vergöttert worden seyn würden, wenn man sie gekannt hätte. Zu dieser zweiten Bedeutung des Wortes Narr, wo es einen Mißbrauch der Vernunft oder ein Ueberschreiten der gewöhnlichen Straße anzeigen soll, gehören die Ausdrücke Weibernarr, Pölnarr u. dgl. In einem engeren Sprachgebrauch bezeichnet endlich Narr einen Menschen, der des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich un-
fähig ist, und ist dann gleichbedeutend mit Wahnsinniger, Wahnsinniger. Ueber die psychologischen Erscheinungen an dieser Menschenklasse vergleiche man die Artikel: Melancholie, Tollheit, Wahnsinn.

Narrenfest nannte man das Fest, welches vom 5ten bis zum 6ten Jahrhundert in mehrern christlichen Ländern Europa's regelmäßig mit den größten Narheiten von Geistlichen und Laien gefeiert wurde, und eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Culturgeschichte bleibt. Zu den Festen der Heiden, welche die christliche Religion nicht sobald verdrängen konnte, gehören die bekannten Saturnalien, die in der völligen Mischung und Umkehrung aller Stände und der ausgelassensten Fröhlichkeit selbst unsere freiesten Carnivals übertrafen. Die Narrenfeste waren eine christliche Nachahmung der Saturnalien, die auch in der Zeit wenig von einander verschieden waren, da diese im December und die Narrenfeste um Weihnachten gefeiert wurden. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unschuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; es dauerte aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den ersten Sonntag nach Epiphania. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sakristanen die Hauptacteurs dabei gemacht hatten, nahmen bald alle Unterbedienten der Kirche und selbst Laien Antheil daran, während der Bischof oder der vornehmste Geistliche des Orts mit dem übrigen Canonicis die Zuschauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei diesem Narrenfeste, welches die Schriftsteller der damaligen Zeit auch das Fest der Unterdiakoni, die Decemberfreiheit oder das Fest der Kalendi nennen, spielten, wählten aus ihrer Mitte einen Bischof oder Erzbischof der Narren und weiheten ihn unter vielen lächerlichen Ceremonien in der Kathedralkirche ein. Der erwählte Narrenbischof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Bischofs auf dem Thron ein und ließ in seiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog, es selbst zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimassen den Segen zu geben. Während dieser Zeit übten die in allerlei Mas-

inleidungen eingehüllten Narren
loffenstreiche aus; man sang in
ie kypsigsten Töne auf und
die sich dieses alles mit der so
lalters reimen läßt, was man
en hatten ausschweifende Feste,
ieses eine Art des Cultus, die
en ließ. Wenn die Muselmän-
irlichen Kirchen gesehen hätten
arüber gewundert haben, wie
hätten. Wir haben noch die
elchen an vielen Orten das F
erselben wird die Prose; die m
Narrenfeste in der Kirche sang,
sage Johannes des Evangelisten
mannt. Nach dem Ritual de
n die Priester, während der M
Altar mit Würfeln und warfen
lauchsaß. Die erste Entstehun
gen seyn. Was Deutschland b
m Rhein befindlichen Städten
esiert worden, woraus man a
bringen deutschen Kirchen nicht
hend indeffen das Narrenfest
in einzelnen Päpsten, Bischöfen
aufig verdammt und verboten
n J. 1444. Aber alle diese
is die Dämmerung des neuen
uropa vom 16ten Jahrhunderte
auch zur Zeit dieser Verbo
Narrenfestes, von denen einer ei
g und Gott angenehm sey, a
Gutter Gottes.

Narrenschiff, s. Grai

Narasjewicz (Adam) E
s der Literaturgeschichte Polens
über 1733 aus einer alten
748 in den Jesuitenorden, un-
reise durch Deutschland, Frank
raligen-Collogium nobilium de
ung dieses Ordens trug ihm
talente nicht unbemerkt geblie
en ersten wichtigen Theilung
u Papier zu bringen. Diese
hienen ist, fand bei dem Admi-
er vollständigen Geschichte von
er Ausarbeitung auf das groß
historia Narodu Polskiego od
Warschau 1780 — 86, gr. 8. i
eginnt von Miecyslaw I. und
ste Theil, der ungewissen früh
zu End ist, des Werks liefern
charakteristischer Artikel ausgebreit
in, schmucklosen und nach di

Werk ist das wichtigste, was je über die polnische Geschichte erschienen ist und zugleich ein Meilenstein der polnischen Literatur. Leider ist es bei weitem nicht beendigt. Er hinterließ eine Sammlung von Materialien zu diesem Werke, die er aus verschiedenen öffentlichen und Familienarchiven zusammengetragen hat, in 36a Folio-Bänden. Sie ist nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige geordnet, und befindet sich jetzt bei dem berühmten Thadäus von Gaj, dem Verfasser eines trefflichen Werks über die litthauischen Gesetze, der Narusjewicz's Geschichte fortsetzen wird. Als Dichter zeichnete sich Narusjewicz in mehreren Gedichten höchst rühmlich aus, besonders fanden seine Jydlen großen Beifall. (Seine Gedichte unter dem Titel: Wiersze rozne. Warschau 1804. II. Prosaische Uebersetzung einzelner Stücke daraus in der polnischen Bibliothek 2ter und 3ter Heft.) Noch besitzt man von ihm eine polnische Uebersetzung des Tacitus in 4 Bänden, in welcher er nicht nur den Geist des Originals sehr richtig aufgefaßt, sondern auch die kräftige Kürze des Stils zum Verwundern glücklich nachgebildet hat; ein Loben des litthauischen Feldherrn Joh: Carl Chodkiewicz (Warschau 1805. II. 8.); Lauryla oder Geschichte der Latarn und mehrere andre Schriften. Er starb aus Gram über das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes am 8ten Juli 1796 zu Warschau im 63ten Jahre, und wurde auch wegen seines edeln und menschenfreundlichen Charakters allgemein bedauert.

A — 2.

Nassau (die Häuser). Das Haus Nassau ist eines der ältesten, zugleich aber auch der berühmtesten aller europäischen Fürstenhäuser. Es gab (wie wir sehen werden) manchem Lande seinen Regenten, manchem stehenden Herrn seinen Anführer, manchem Fürsten eine Gattin. Mehrere bändersche Werke enthalten seine Geschichte. Hier nur die Hauptmomente zu einem Gemälde, das selbst in dieser Skizze Interesse haben wird für jeden, der Höheit und Größe, im schönsten Sinne dieser Worte, zu schätzen versteht. Der erste Ursprung der Dynastie Nassau verliert sich in dem düstern Nebel der Vorzeit. Mehrere der vorzüglichsten Geschichtschreiber derselben nehmen an, daß Otto, Herr von Laurenburg, des im 10ten Jahrhunderte lebenden Königs der Franken, Sachsen und Thüringer (oder vielmehr der Deutschen), Conrad's I., Bruder, deren Stammvater sey. Aeltere Historiographen reden von einem Grafen Adolph von Nassau, der im J. 703 starb, und behaupten, daß der im Amte Nassau an der Lahn belegene Freisitz Nassau das Stammhaus des erhabnen Fürstenhauses sey. Durch die Heirathen des Grafen Otto, dessen oben Erwähnung geschehen, wurden in den Jahren 1061 und 1077 die Grafschaften Gelbern und Zülphe mit der Grafschaft Nassau verbunden, die dadurch schon ein stattliches Ansehn erhielt. Sein Sohn Walram (nach andern Walrab) der Zweite pflanzte durch seine beiden Eöhne Rupert I. und Arnold, die sich bald Grafen, ohne irgend eine weitere Benennung, bald Grafen von Laurenburg nannten, den Namen und das bereits erworbene Ansehn seines Stammes fort. Ruperts Sohn, Walram III., und Arnolds Sohn, Arnold II., nannten sich zuerst unabwweichlich Grafen von Nassau. Walrams III. Sohn war Heinrich I., dessen Sohn Otto II. und wieder dessen Sohn Heinrich II., dem der Beiname Dives (der Reiche) beigelegt ward. Letzterer starb im J. 1253. (Nach andern Geschichtschreibern im J. 1254, und wieder nach andern im J. 1255.) Er machte dadurch, daß er seine Länder unter seine beiden Eöhne Walram und Otto theilte, und dadurch zwei Linien bildete (die walramsche und

ottoische), Epoche in
 mer mehr Interesse gewin-
 nend), im Bau einer
 verblieben anfangs beider-
 ges Eigenthum bekam
 und Eskeim, Graf O
 Weiskeim, Hadam-
 genähnlichen Labyrinth
 es dienlich seyn, die Gese-
 ses dürfte um so ratsam-
 toische Linie betrafen,
 wird, das zu den bedeut-
 A. mairamische Li-
 war ein tapferer helden-
 hann L. in fünf Treffen
 sangner ward. Johan-
 gekannte diesen Edelmann,
 seinem Herrn zur großen
 aus, verstarb Adolph
 Papste noch nicht gekrönt
 so war das Reich neu-
 wesen, und es hatte also
 Eburfürsten sich mit eine
 zur neuen Kaiserwahl in
 Eburfürst von Mainz
 Adolph, Grafen von
 schluß so geheim, daß er
 Einne lag, und bracht
 er von sämtlichen Ebu-
 folgen und denjenigen a
 Würdigen danken werde
 ren, stand er auf, und er-
 unser rechtmäßig erwähl-
 allgemein, die Meinungen
 waren getheilt, indeß die
 denheit laut. Adolph
 Albrecht, Herzog von
 Adolph Sohn, huldigten
 Namen nachgesehen wird
 im J. 1297 auf ~~dem~~
 (wie es in einem Mani-
 wegen), (die doch wohl
 ihn hätte richten können
 entsteht, und eben der He-
 Adolphs Wahl übergo-
 stet hatte, zum römischen
 einem Mann, wie Adol-
 nicht. Er stellte sich an
 und rückte bis Oppen-
 Rosenthal seinen Sta-
 der Nähe desselben und
 schaffte sich beim beley-
 Schlacht. Adolph sieg-
 teils seine versprangte K-

verwundeter Wuth. Adolph ward vom Pferde gestürzt. Diejenigen, die da fallen sahn, hielten ihn für todt; aber schnell schwang er sich auf ein andres Roß, und ward desto sicherer erkannt zu werden; einen Helm von sich, brachte sein weiches Heer wieder in Ordnung, brang mit dem Vorsatz, Albrechten aufzusuchen und zu durchbohren, so er ihn fände, auf ihn ein und rief ihm zu, als er seiner ansichtig wurde: „Du sollst mir nicht entkommen. Hier trittst Du mein Kaiserthum mir ab!“ Albrecht erwiderte: „Das ist in Gottes Macht!“ und in dem nämlichen Augenblick unterlag Adolph dem Schwerte Albrechts. Er sank vom Pferde, ward umringt und mit vielen Stichen niedergemacht. Er fand im Kloster Rosenthal sein Grab, weil Albrecht nicht wollte, daß er zu Speyer neben den andern dort ruhenden Kaisern beigesetzt werde. In der Folge aber wurde von Heinrich VII. seine Leiche dorthin gebracht, wo sie (sonderbar genug!) neben Albrechts Sarge ihre Stelle erhielt. Auf dem Schlachtfelde wurde ihm ein Denkmal mit der Inschrift errichtet: Adolphus a Nassau, Rom. Reg. interfectus apud Gellinheim. Adolph hinterließ fünf Söhne, Heinrich (der in der Blüthe seiner Jahre starb), Albrecht (der sich mit Guta, des Königs Wenzels in Böhmen Tochter, vermählte); Gerlach, der ihm in der Grafschaft Nassau nachfolgte, und Adolph und Walram, deren Schicksal unbekannt ist. Gerlach, auf den hier allein Rücksicht zu nehmen ist, brachte sich die Burg und Stadt Weiknaß nebst einem Theile dieser Herrschaft an sich, und hinterließ zwei Söhne, Adolph und Johann I. Ersterer besaß Wisbaden und Idstein. Johann I. erheirathete mit seiner ersten Gemahlin Mohrenberg, Gleiberg und den Hüttenberg, und mit der zweiten die Grafschaft Saarbrück; auch brachte er das halbe Amt Kirberg an sich. Durch seinen Sohn Philipp ward den nassauischen Ländern durch Kirchheim, Stauff, Polanden und Reichelsheim ein neuer Zuwachs ertheilt. Nach seinem Tode erhielt sein ältester Sohn, Philipp II., Mohrenberg und Gleichen, sein zweiter Sohn, Johann II., die Grafschaft Saarbrück; Kirchheim, Stauff und Polanden wurden von Beiden gemeinschaftlich regiert. Johanns II. Sohn, Johann Ludwig, brachte durch Heirath die Grafschaft Saarwerden und die Herrschaft Lahr an sich. Philipp II. hingegen führte die weilburgische Linie fort. Derselben fielen, nach Johann Ludwigs Tode, die nassau-saarbrückischen und saarwerderischen Länder nebst der halben Herrschaft Kirchheim anheim. Sein Urenkel, Philipp III., hatte zwei Söhne, Albrecht und Philipp IV. Nach dem Tode ihres Vaters, Johanns IV., des obermähnten Johann Ludwigs Sohn, fielen ihnen die nassau-saarbrückischen und saarwerderischen Länder, nebst der halben Herrschaft Kirchheim, durch Erbrecht anheim. Albrechts Sohn, Ludwig II., folgte dem obengedachten Johann Ludwig von der wisbadener Linie. Er hinterließ drei Söhne, Wilhelm Ludwig, Johann und Ernst Casimir. Dem ältesten fielen Ottweiler, Saarbrück und Usingen, dem mittlern Idstein, Wisbaden und Lahr, und dem jüngern Weilburg, die Herrschaft Kirchheim, Mohrenberg (nassauischen Theils), ein Drittel der Grafschaft Saarwerden und ein Antheil an Homburg anheim. Wilhelm Ludwig (der Ältere der obengenannten drei Brüder) wurde Vater von drei Söhnen: Johann Ludwig, Graf zu Ottweiler (geb. 1625, gest. 1690), Gustav Adolph, Graf von Saar-

Haftan (die Häuser)

geb. 1652, gest. 1713, ohne männliche Erben), und Waltraud von Nassau-Usingen (geb. 1655, gest. 1708). Die österreichische Linie erlosch mit Friedrich Ludwig, des Kurfürsten Ludwig Sohn, im J. 1744, wie die saarbrückische fünf Jahre früher (1738) mit Carl Ludwig, (dem Eberharden Gustav Adolph) abgestorben war. Waltrauds Sohn, ein Heinrich, hinterließ seinem ältern Sohne, Carl (geb. 1700), die nassau-saarbrück-usingischen, so wie dem (dem Fürsten Wilhelm Heinrich) die nassau-saar-saarbrückischen Länder. Beide wurden dadurch die Stifter zweier nassauischen Linien, deren eine (die nassauische) mit dem am 24. März 1836 erfolgten Tode des Herzogs Friedrich August erloschen ist. Die zweite (Nassau-Saar) erlosch mit dem am 27. April 1797 verstorbenen Fürsten Herrn Ludwig Carl Albert, der mit der Prinzessin vom Montenegro, Maximiliane Maria Francisca St. Mauritz war, von der er aber keinen Erben hatte. Die Stifter dieser beiden Linien, am 23. Geschichtsschreibern, aber wohl irriger Theilungsverträge erhielt die saarbrückische Rhein besaßen, durch Erbrecht oder die saarbrück-saarbrückische alle Länder. (Die nassau-saarbrück-nach: Usingen, Idstein, Wiesbrück-saarbrück-saarländisch-eiler, Saarwerden, Gerbich mit Ausschließung des weilburgischen.) Auch verpflichteten sich beide, ihre Nachkommen nicht weiter zu theilen. Die Rechte der Erstgeborenen allein gelten künftig anfallenden nassauischen Längen zu gleichen Theilen kommen zu lassen. Linien dürfen nach nachfolgende. Sie wurde später als die österreichische erhoben, und im das Fürstencollegium. Aus der waltersmischen Linie zu Erzbischöfen und Churfürsten zu Mainz 1646, gestorben 1371; Adolph im J. 1395, gestorben 1419; Adolph Johann, Graf zu Nassau-Weilburg im J. 1363, die Gräfin vom Kaiser Carl IV. (im J. 1566). In Johann Ludwig zu Saarbrücken zweiten Gemahlin Catharina vermählt werden. Im J. 1527 starb der letztere Johann Jacob. Der Graf Johann, die andre Hälfte der Grafschaft Saar, Union von Lothringen, setzte sich nach einer verhältnißmäßigen Verhandlung von der Kirche nach nicht beendigt war, wurde, ein, daß bis zum völliig beendigten Prozeß der Herr von Saarwerden, Bockel, dem Hause Nassau aber der Hälfte verbleiben sollte. Es blüht denn die

Hauptlinie nur noch der Alt Weilburg, der nun alle Länder, die die andern Nebenlinie besaßen, unter sich vereinigt. B. Ottoische Linie. Graf Otto von Nassau war (wie wir oben sahen) der jüngste Sohn des im Jahr 1253 verstorbenen Grafen Heinrich des Reichen. Ihm fielen durch die väterliche Theilung die Herrschaften Dillenburg, Weilstein, Herborn und Siegen anheim. Die Stadt Nassau blieb der beiden Brüder (Walram und Otto) gemeinschaftliches Theil. Des letztern Enkel, Graf Otto II. (Stammvater der nassau-dillenburgischen, demnachst nassau-lagen-burgischen Linie) vermählte sich mit Gräfin Adelheid von Blanda, einer Tochter Gottfrieds, letzten Grafen von Blanda, der im J. 1337 verstarb, und bekam mit derselben die Herrschaft St. Willibrord im Herzogthum Luxemburg, und als deren Schwester Wastha, und ihr Sohn Simon, Graf zu Spanheim, mit Tode abgingen, auch die gleichfalls im Luxemburgischen belegene Grafschaft Blanda (oder Blanden). Jutha, des Grafen Gerhard zu Diez Tochter und Erbin, brachte ihrem Gemahle, Grafen Adolph von Nassau-Dillenburg, der im J. 1420 verstarb, die im der Wetterau belegene Grafschaft Diez zu. Durch einen seiner Nachkommen, den im Jahr 1441 verstorbenen Grafen Engelbert, der sich mit Johannem, Philipps Freiherrn von Polanen, Tochter vermählte, fielen die Herrschaften Breda und Lech und ein Theil der Herrschaft Oranien der Linie Nassau-Dillenburg anheim. Ein zweiter im Jahr 1504 verstorbenen Graf Engelbert traf einen Tausch mit dem Herzog Wilhelm zu Jülich, und erhielt dadurch Diez, Siegen, Grellheim, und die Vicomté (Burggrafschaft) Lutwippen. Graf Johann von Dillenburg, Gemahl der Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen, wurde wegen der Grafschaften Lageneubogen und Diez in einen bedeutenden Rechtshandel verwickelt, der sich damit endigte, daß Lageneubogen dem Hause Hessen, die Grafschaft Diez aber dem Hause Nassau verblieb. — Hier wird der Ort sein, des Ursprunges des Hauses Oranien Erwähnung zu thun. Im ehemaligen französischen Gouvernement von Dauphiné lag das kleine Fürstenthum Orange (Oranien), das in der Länge vier, in der Breite drei Meilen, und dessen jährlicher Ertrag (im der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) circa 10,000 Livres betrug. Einer der ältern Besitzer dieses Ländchens, (Wilhelm, ein Sohn Estrands des Baux) nannte sich zuerst: Von Gottes Gnaden, Fürst von Oranien. Einer seiner Nachkommen, Philipp von Ebalon, verstarb kinderlos im J. 1531, und setzte den Grafen Menatus von Nassau, den Sohn seiner Schwester Claudia, die im J. 1515 an Heinrich, Grafen zu Nassau (von der ottoischen Linie dieses Hauses), vermählt war und im J. 1521 verstarb, zum Erben seiner Verlassenschaft, namentlich des Fürstenthums Oranien, ein. Graf (oder vielmehr Fürst) Menatus fiel aber, ehe er vermählt wurde (im J. 1544), von einem Schusse, den er bei der Belagerung von St. Dennis erhielt. Im Vorgesahle seines Todes hatte er seinen Vetter, Wilhelm I. (einen Sohn des Grafen Wilhelm von Nassau-Dillenburg, der sich zur protestantischen Religion bekann hatte, und im Jahr 1559 sein Leben beschloß), zum Erben des Fürstenthums Oranien und aller seiner übrigen Güter verordnet, der aber erst im Jahr 1570 zum ruhigen Besitze seiner Erbschaft gelangte. Die Souveränität dieses Fürstenthums wurde gleichwohl erst dem Hause Nassau im Jahr 1608 durch den Tractat von Vervins und

macht im J. 1576 im niederländischen
 spanischen
 nn. Erster
 em Linie in
 ick, Leck, O
 n J. 1583) die
 ngen, und e
 ichter des Grafi
 nsten Leerdal
 n in Westp
 assau, Dill
 elm I., der sch
 en und bedeutend
 amals die Nieder
 Statthalter von
 König Philipp
 er römisch-cathol
 lebergung und
 durch diese seine Zi
 in braves Volk, l
 yelt. Treulich st
 Ferdinand vo
 Niederländer such
 Schutz, und dies
 Nassau, sich d
 gen ihm dagegen
 an. Er ging mit
 Provinzen durch
 J. 1576 durch die
 nigung erhielt al
 mehrere Dauerhaf
 ischen Bund, de
 igten, der neben
 einen Rang einna
 ten gesucht, dess
 Regenten gestrich
 n zerstörendsten v
 fchten vermochten
 t, würdig wäre
 n Schutz eland
 t That von den
 asar Gerda
 verließ drei S
 als er im J.
 n, erst nach
 im J. 1619
 Statthalter sch
 ft im Jahr 1
 ch ein Testam
 von ar verm
 n außer der
 Leck, von O
 hmlung h

Wilhelm I. dritter Sohn, Friedrich Heinrich, (nach Anders Heinrich Friedrich), übernahm nach seines Bruders (Moritz) Tode die Statthalterschaft, und starb im J. 1647, (nach Anders im J. 1644, und noch nach Anders im J. 1645). Er setzte, da er keine Söhne hatte, seine erstgeborene Tochter, Luise, des Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm Gemahlin, und deren Nachkommen zu Universalerben aller Güter seines Hauses ein. In der Statthalterschaft der nunmehr innig vereinten Niederlande folgte ihm sein Sohn, Wilhelm II., der zwar die Freude erlebte, daß in dem im J. 1648 abgeschlossenen Frieden der König von Spanien die Holländer für *in*quam *liberos* erklärte, dagegen aber durch innere Unruhen bekümmert wurde, und im J. 1650 auf eine so unerwartete Weise aus der Welt ging, daß die Frage, ob sein Tod durch Veranstellungen seiner Feinde herbeigeführt sey, noch unbeantwortet ist. Acht Tage nach seinem Hintritte gebar ihm seine hinterbliebne Wittwe Maria, des Königs von England, Karls I., Tochter, einen Sohn, (Wilhelm III.) Die Republik Holland glaubte, daß ihre Statthalterschaft sich mehr Gewalt und Macht angemessen habe, als ihr eingeräumt sey, versuchte also im J. 1651 die diesermwegen ausgestellte Acte, und verpflichtete sich durch einen feierlichen Eid, sie niemals wieder einzuführen, beschloß, sich eine rein-republikanische Verfassung zu eigen zu machen, und sich von dem Hause Nassau-Oranien zu trennen, dem sie mit einem Dank verhaftet war, den man doch als eine Schuld ansehen konnte, die sich nie abtragen ließ. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, als schon den vereinigten Staaten im J. 1652 von Seiten Englands der Krieg erklärt wurde, wozu der Heringfang die Veranlassung gab. Im J. 1657 eilten die Niederländer dem von den Schweden bedrängten König von Dänemark, Friedrich III., zu Hilfe, und entsetzten Copenhagen. Im J. 1661 schlossen sie einen vortheilhaften Frieden mit Portugal ab, mit welcher Krone sie, wegen der ostindischen Handlung und des Besizes von Brasilien, in einen Krieg verwickelt gewesen waren. Im J. 1665 wurden sie mit England in eine zweite Fehde verwickelt, die im J. 1667 durch den Bredaer Frieden beendet wurde, zur eben diesem Jahr aber geriethen sie mit dem König von Frankreich in einen bedeutenden Zwist, verbanden sich im folgenden Jahre (1668) mit ihren bisherigen Feinden, England und Schweden, stellten im J. 1672 in der Person des 22jährigen Prinzen Wilhelm III. ihre Statthalterschaft wieder her, sahen sich vom treulosen England wieder verlassen, das sich sogar mit dem König von Frankreich und dessen Gehälfen (Marquiser und Edeln) wider sie verband, und gemeinschaftlich mit ihnen schon die drei Provinzen, Geldern, Ober- und Nieder-Brabant entriß, und bis Mäyden (kaum drei Meilen von Amsterdam), vordrang. England trat indessen schon im J. 1674 von Frankreich ab, und schloß einen Particularfrieden mit Holland. Prinz Wilhelm, der die Armee befehligte, focht und kämpfte mit einem wandelbaren Glücke, schloß aber im J. 1679 einen Frieden zu Nymwegen, der für Holland eben so ehrenvoll als vortheilhaft war. Bald bat das ihm und heranwachsende britische Ministerium unter der Leitung seines catholischen Königs Jacob dem eben so wandelbaren Frankreich eine freundliche Hand. Fürst Wilhelm, dieses Jacobs Schwiegersohn, faßte den kühnen Entschluß, die innern Zwistigkeiten zwischen den Reformirten und Catholiken in England entsponnenen Zwistigkeiten zu benutzen. Er langte selbst, verjagte den König Jacob, schwang sich auf den erlöschenden Thron und wurde im J. 1689 gekrönt. Nach einem achtjährigen

den Kriegen, in welchem Jacobs Anhänger, und die ihn unterstützten Irländer und Franzosen, der verlierende Theil, der rasche Wilhelm immer der Sieger war, wurde er durch den im Jahr 1697 zu Utrecht abgeschlossenen Frieden beendigt, und in selbigem dem glücklichen Helden nicht nur sein väterliches Eigenthum Orange zurückgegeben, sondern auch er von Frankreich als erster Reichthum England, Schottland und Harb König Wilhelm, Fürst von Oranien von Holland, und mit ihm erlosch Haus. Durch ein von ihm schon im Jahr 1701 von dem damaligen Statthalter in Friesland, ein entfernter Vetter des Königs Nassau-Diech, zum alleinigen Erben ernannt, der im J. 1711 aber auf selbem Haag bei Marbod erkrankte. Sein jüngerer Sohn, Prinz Wilhelm Carl, im J. 1722 von der Landschaft Ement, Geldern und Lüttich, und im J. 1747 das holländische Flandern von dem Thron abgesetzt wurde, ward er zuerst von dem Statthalter, Admiral, und General-Capitän, welchem Beispiel die übrigen sieben Provinzen nachtrugen und selbst sich an den Vorrechten dieser Würde Theil nahmen. Rückblick in die Vergangenheit: nach dem Tode eines Reichthums erloschen Prinzen (des erstgebornen Sohnes Wilhelms von Nassau), Erwähnung geschicklicher Brüder, Namens Johann, der bekannte, in der väterlichen Erbtheilung, den Besitzungen Nassau, Dillenburg und Dieck erhielt, in Dillenburg regierte geschichtlichen Werken bloß Graf worden ist. Durch drei Gemahlinnen müßig (nach Andern dreihundzwanzig) Kinder (Söhnen), von denen, als er im J. 1606 starb, waren, von welchen, nach damaliger des väterlichen Erbes erhielt. Nach ihm Statthalter von Friesland, der im J. 1625 verstarb, dem dritten, Georg der sogenannte Ernst-Casimir, der im J. 1632 starb, und dem fünften, Johann Ludwig zu Leil. Nach des ältesten Grafen Wilhelms sich seine vier Brüder in seine Verlassenschaft nachfolgende vier Linien: Johann der erste, Georg die nassau-dillenburgische, und Johann die nassau-dillenburgische. Der letztere ward im J. 1654 die fürstliche Würde an sich. Johann der mittlere, welcher er seinen kleinen Staat zu theilen

Johann, drang aber auf die Barrechte der Erstgeburt, veranlaßte dadurch einen eben so langwierigen als kostspieligen Rechtshandel; kaufte seinen Brüdern am Ende ihre Rechte und Ansprüche ab, verließ die Religion seines Vaters, und kehrte zum Glauben seiner ältern Vorfahren, zum Papstthum, zurück. Seinem Sohn Johann Franz (Desideratus) erwarb die von ihm befolgte Religionsveränderung eines Vaters, die Gunst des spanischen Hofes und das Gouvernement von Geldern. Mit dessen Sohn Wilhelm Spacinth, der gleichfalls dem Papstthum treu blieb, wegen übler Regierung aber durch einen Ausspruch des kaiserlichen Reichshofraths und die Execution des päpstlichen Domecapitels (im J. 1708) sein Land zu verlassen gezwungen wurde, erlosch, als er im J. 1743 ohne Erben verstarb, das Haus Nassau-Siegen, dessen Länder die Nassau-dießische, oder oranische Linie in Besitz nahm. Des Grafen Johann dritter Bruder, Johann Moritz, diente den Holländern von den Jahren 1636 bis 1644 in Brasilien, wodurch er den Beinamen Americanus erhielt. Er starb als brandenburgischer Statthalter im Elexischen und Westphälischen im J. 1679 ohne Erben und mit Hinterlassung eines Testaments, das abermals zu Rechtshandeln Veranlassung gab: fünf Prinzen dieses nunmehr gekürzten Hauses starben ohne eine männliche Nachkommenschaft. Eine, durch des Grafen Johann IV. (der reformirten Religion treu gebliebenen) Bruder, den Grafen Heinrich, unterpflanzte Nassau-siegenische Nebenlinie erlosch, als dessen Vorfahr, Fürst Friedrich Wilhelm, im J. 1734 erblos verstarb. 2. Nassau-dillenburgische Linie. Der Enkel des Stifters dieses Hauses (des Grafen Georg), der Fürst Georg Ludwig setzte die Dillenburgische Linie fort. Dessen Bruder Adolph stiftete eine Nassau-dillenburg-schaumburgische Nebenlinie. Die letztere erlosch mit dem Fürsten Christian, der im J. 1739 verstarb, so wie die letztere mit dem Fürsten Adolph, der die Reichsgrafschaft Holzapfel durch seine Vermählung mit der Tochter des bekannten Grafen Peter von Holzapfel, sonst auch Melander genannt, erbtrathet hatte, und im J. 1676 verstarb. 3. Nassau-dießische Linie. Der Stifter dieser noch bestehenden Linie, eines der ausgebreitetsten und glorreichsten europäischen Fürstenhäuser, war Statthalter in Friesland, fand im J. 1632 vor Muremont seinen Tod, so wie seinen Sohn, Heinrich Casimir, dies nämliche Loos in Flandern traf, indem er im J. 1640 vor Hulst sein Leben verlor. Ihm folgte beim Versuchen einer Pistole durch einen unglücklichen Schuß im Jahr 1664 sein Bruder Wilhelm Friedrich, der, so wie sein und seines Vaters vorangegangener Bruders Vater, Statthalter in Friesland war. Des Fürsten Wilhelm Friedrich Sohn, Fürst Heinrich Casimir, war der Vater des oben bereits erwähnten Fürsten zu Nassau-Dieß, Johann Wilhelm Friso, Erbstatthalters in Friesland und Großvater des gleichfalls obemähnten Wilhelms IV., Earl Heinrich Friso, der sich in Folge eines mit dem letzten Fürsten von Nassau-Siegen, Wilhelm Spacinth, getroffenen Vergleichs im Jahr 1742 in Dillenburg und Siegen huldigen ließ. Des Fürsten Wilhelm IV. Sohn, Wilhelm V., sah sich mit England durch eine vom 20sten December 1780 datirte Proclamation dieser Macht in einen Krieg verwickelt, wodurch die Holländer im Jan. 1782 ihre Truppen aus den Barrierestädten zurückzuziehen und deren Festungswerke zu schleifen sich genöthigt fanden. Indessen wurden schon den 4. Sept. 1785 die Friedenspräliminarien zwischen England und Holland zu

Paris unterzeichnet, und durch den am 20ten Mai 1764 gleichfalls in Paris abgeschlossenen Definitivfrieden Negapatnam an England abgetreten. In eben diesem Jahre sah sich aber Holland in Streitigkeiten mit dem römischen Kaiser verwickelt, die durch den am 8ten Dec. 1785 zu Fontainebleau unterzeichneten Frieden endigten und in welchem die Sperrung der Schelde bewilligt wurde. Im September eben dieses Jahres (1785) wurde dem Erbstatthalter, Wilhelm V., das Commando vom Haag genommen, wodurch er sich nach Geldern zu begeben veranlaßt fand. Am 10ten November des nämlichen Jahres schlossen die vereinigten Provinzen der Niederlande mit Frankreich einen Allianztractat, und im Sept. 1787 drangen die Preußen in Holland ein, wodurch der verdrängte Erbstatthalter, (des damaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms II., Schwestermann), in seine verlorenen Rechte eingesetzt wurde. Als im März 1793 in London ein Allianztractat zwischen Oesterreich und dem deutschen Reiche, Preußen, Großbritannien, Spanien, Portugal, Neapel, dem Kirchenstaat und Sardinien wider Frankreich abgeschlossen wurde, nahm auch Holland an diesem Bündnisse Theil, welcher Staat sich am 19ten Dec. 1794, durch einen im Haag unterzeichneten Subsidientractat noch mehr mit England und Preußen verband. Aber schon am 26ten desselben Monats und Jahres drang der französische General Pichegru in West-Flandern ein, der am 17ten Januar 1795 in Utrecht und nach zwei Tagen in Amsterdam einzog, und dadurch den Erbstatthalter seine Stelle niederzulegen, und nach England zu flüchten zwang. Am 26ten desselben Monats wurde die alte holländische Constitution aufgehoben, und am 16ten Mai im Haag der Friede zwischen der französischen Republik und den vereinigten Niederlanden abgeschlossen, wodurch die Erbstatthalterschaft abgeschafft, eine Off- und Defensivallianz zwischen Frankreich und Holland begründet, holländisch Flandern, Maastricht und Venloo an Frankreich abgetreten, und eine geschäftliche Schifffahrt auf dem Rhein, der Maas und Schelde bewilligt wurde. Am 16ten Sept. 1795 ging das Vorgebirge der guten Hoffnung an England durch Capitulation über, und am 16ten Aug. 1796 trief sich die holländische Flotte des Admirals Lucas dem englischen Admiral Elphinstone in der Soldanha-Bay. Am 23ten Januar 1798 brach eine zweite Revolution im Haag aus, in welcher die batavische Republik proclamirt und eine konstituierende Nationalversammlung anerkannt wurde. Am 30ten August 1799 ergab sich die aus 100 Kriegsschiffen bestehende Texelflotte den Engländern, und am 1ten October desselben Jahres erfolgte der Angriff eines vereinten englisch-russischen Armeecorps auf die französisch-holländischen Truppen bei IJtemaar, der aber nicht gelang, und die Feinde Hollands zwang, die batavische Republik wieder zu räumen. Am 20ten August 1801 wurde im Haag eine Convention zwischen der französischen und batavischen Republik, in welcher sich beide wechselseitig Hülfsstruppen gegen England versprachen, am 25ten März 1802 ein Definitivfrieden zwischen Frankreich, England, Spanien und Batavien, und am 25ten des selbigen Jahres eine Convention zwischen Frankreich und dem Haus Oranien zu Stande gebracht, nach welcher letzteres dem Statthalterthum entsagte, und durch Julla und Corbea entschädigt wurde. Am 15ten März 1805 erhielt Holland eine neue Constitution. Am 9ten April 1806 verstarb Fürst Wilhelm V., und nach einem am 25ten Mai selbigen Jahres zu Paris zwischen Frankreich und Holland abgeschlossenen Tractat wurde Ludwig Napoleon, des Kaisers der Fran-

sen, Marcoland Bruder, zum König von Holland ernannt. Im
 am 7ten und 9ten Julius 1807 zu Tilis zwischen Frankreich,
 Rußland und Preußen abgeschlossenen Frieden wurde Jeder von Sei-
 en Rußlands und demnach Ostfriesland von Preußen an Holland,
 gegen aber am 12ten Nov. desselben Jahres das Marquisat Blis-
 ingen, die Grafschaft Heerenberg und der District von Ever-
 aer, Huissen und Mollburg von Holland an Frankreich abge-
 retet. Das Haus Oranien (oder wie es eigentlicher hätte heißen
 können: Nassau-Diez) hatte fortwährend in Holland seine Freunde.
 Im Februar 1813 wurde eine geheime Verschwörung derselben entdeckt.
 Ein pensionirter Hauptmann, Namens Maas, stand an ihrer Spitze.
 Ein gewisser Thomas de Longh, ein Wirth Namens Valentin,
 der Brigadier Jhle, der Kaufmann Verschur, der jüdische Arzt
 Lemon, und der Friedensbeamte Gallee nahmen an selbiger Theil.
 Am 12ten des erwähnten Monats und Jahres sollte durch das Anstich-
 en des amsterdamer Leihhauses das Zeichen zum Ausbruche gegeben
 werden. Das Geheimniß wurde verrathen, eine Militärcommission zu
 ihrer Untersuchung niedergesetzt, und von dieser für recht erkannt, daß
 Maas und de Longh des Todes und der Einziehung ihres Vermö-
 gens schuldig seyn, Valentin und Jhle wurden zur fünfjährigen
 Gefängnißstrafe, und einer Geldbuße von 2000 Franken, Verschur
 und Lemon zur zweijährigen Gefängnißstrafe und zu einer Geldbuße
 von 500 Franken verurtheilt. Gallee wurde frei gesprochen und für
 unschuldig erklärt. Am 18ten Nov. 1813 räumten die Franzosen Hol-
 land, am 18ten selbigen Monats organisirte sich in Amsterdam eine
 provisorische holländische Regierungscommission, und schon am 30ten des
 nämlichen Monats kam der Prinz von Oranien aus England in
 Haag an, der am 2ten Decbr. seinen feierlichen Einzug in Amsterdam
 hielt. Am folgenden Tage wurde er unter dem Namen Wilhelm I.,
 als souverainer Fürst der vereinigten Niederlande proclamirt. So ge-
 langte das Nassau-Diezhische Haus wieder zu dem Besiz seiner ihm
 gehörigen Staaten, und vereinigte mit denselben nachher noch das ge-
 samte Belgien und Lüttich mit der Königskrone (s. Niederlande, Kö-
 nigreich), so daß es nun unter den großen Herrscherfamilien von Eu-
 ropa eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. 4. Nassau-Hadamar-
 sche Linie. Die Herrschaft Hadamar, von der selbige den Namen
 hat, liegt in der vormaligen Wetterau. Der Eifer derselben, Jo-
 hann Ludwig, verließ die reformirte Religion und bekannte sich zur
 römisch-catholischen, wodurch er sich der Kaiser Ferdinand II. und
 III. Gunst und Gnade erwarb, als kaiserlicher Plenipotentiaris im J.
 1648 den münsterischen Frieden abschloß, und dafür die Würde eines
 Reichsfürsten erhielt. Mit seinem Enkel, Franz Alexander, der
 am 27ten Mai 1711 starb, erlosch diese Linie. Die ihr zugehörigen Län-
 der fielen an Nassau, Siegen, Dillenburg und Diez. Nach
 dem Absterben des letzten dillenburgischen Fürsten nahm sie der Fürst von
 Nassau in Besiz. — Noch verdient hier der Vertrag bemerkt zu wer-
 den, welcher am 24ten Julius 1814 zwischen den beiden Hauptstämmen
 des Hauses Nassau im Haag abgeschlossen worden, um die innern
 Staats- und Hausangelegenheiten zu berichtigen, welche seit dem Jahr
 1806 aus ihren vorigen bestimmten Verhältnissen verrückt worden wa-
 ren. Nachdem nämlich die Herzoge von der walramischen Linie schon
 mit dem Eintritte jenes Jahres dem Prinzen von Oranien die von dem
 letztern in Besiz genommenen Aemter zurückgegeben hatten, so vereinigte
 man sich jetzt auch hinsichtlich der vormals gemeinschaftlich besessenen

Merkt dabei, sie nach der Bevölkerung
 aus jedem der beiden Hauptstämme die
 ausschließliche Regierung untergeben sei
 gemeinschaftlichen Amte Nassau, auf
 den Bergen liegenden Ruinen der Stadt
 zu Nassau sollten, nach ausdrücklicher
 schaftlich besessen werden, und das E
 des Gesamthauses Nassau, so wie die si
 gen Successionsrechte und der Urtheilba
 lande bleiben. Die durch diesen Vertra
 zugefallenen Besitzungen sind aber nach
 Preußen abgetreten worden. — In dem
 woran, daß der Familien-Vertrag der
 stin auf das Großherzogthum Luxembur
 . Nation. Nationalität. Na
 tur begründet mancherlei Verschiedenheit
 erst bei erreichter höherer Cultur erkannt
 werden. In dieser gehört auch die Na
 oder das Leben der Menschen unter der
 tion, woraus dann der Nationalch
 den und in der Geschichte der Nation
 einer Nation hervorgeht, welche wir in
 unwillkürlich wiederkehrenden Aeußerung
 Die Bestandtheile der Nationalität aber
 licher begründet, ist die gleiche Abstam
 verschiedenen Erdtheilen wohnenden Men
 schen beschreiben kann als einen durch
 Sprache ausgezeichneten Theil der ert
 angesehen ist die Menschheit die Idee, u
 und die Nationalität sollte nur als Za
 h. als individuell bestimmter, eigent
 Wie nun aber Abstammung und
 Verschiedenheiten begründen, kann schon
 leuchten. Die Abstammung ist es,
 sondern. Climaten und Erdtheilen,
 schonmenge sich verbreitete, eine besonde
 lich begünstigt. Letztere tritt als Mägen
 einer Nation, z. B. in den Nationaltyp
 Besonderheit der Bildung steht dann mi
 hältnisse der Menschen zur Natur, mit
 den Temperamenten u. s. w. in Verbind
 ist der Einfluß auf die Sprachorgan
 unter den Menschen mehrere Sprache
 Dessen ungeachtet wäre es thöricht diese
 bloß von dem Aeußern, und nicht
 Raum und Zeitverschiedenheiten sich ei
 des innern Zusammenlebens der durch
 Erdaufenthalt vereinigten Menschen able
 Innere und Aeußere überall in Wechsel
 wohl die gemeinsame und verschiedene V
 des hiermit in natürlicher Verbindung
 denheit der Sprachelemente, als die gen
 ung, welche das Denken, Fühlen und
 dung, Verbindung und Gliederung diese

gesellschaftlichen Zeichnungs-system des innern und äußern Lebens einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache ist es also vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet, und sie von andern Nationen unterscheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Association der Worte mit Begriffen, und in den ihr eigenthümlichen Gesetzen der Wortbildung und Wortfügung, so wie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks die in ihr herrschende Denk- und Gefühlweise gegenständlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelste mitgetheilt, und wie sich Wissenschaft, Poesie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verschieden durch die Herrschaft des Begriffs oder der Anschauung, so bestimmt auch wieder die Sprache das Denken und Dichten des Gelehrten, Künstlers und Geschäftsmannes auf verschiedene Weise und meist unwillkürlich. Allgemein ist dies auch in unserer Zeit ausgesprochen worden, in dem Satze: die Sprache ist Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und dasjenige, was alle Glieder desselben auf das innigste verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechselt werden. Denn wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbestimmte Menschenmasse oder eine Vereinigung mehrerer Familien versteht, welche in einem gewissen Landstriche verbunden lebt, so fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keinesweges zusammen. Denn nicht immer besteht ein Volk aus einer Nation, so wie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engeren Sinn nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preussische) eben sowohl mehrere Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutsche) mehrere Völker der Staaten umfaßt. Das günstigste Geschick ist einer Nation dann zu Theil geworden, wenn sie (wie die französische) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das, unter einer Verfassung und Oberherrschaft vereinigt, stark und kräftig jedem äußern Feinde widerstehen kann und mit mächtigem Ansehen ausgerüstet ist. Dann wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationallehre fester und entschiedener sich aussprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation vermischt oder geschwächt zu werden, wie dieses z. B. bei den Deutschen der Fall ist. Letzteres ist oft der Grund, warum man einer Nation sogar den Nationalcharakter häufig abgesprochen hat; obgleich, wie schon aus dem obigen hervorgeht, wo nur immer eine Nation besteht, sie auch nicht ohne diesen gedacht werden kann, nur daß derselbe sich mehr oder weniger auszeichnet äußert und hervortritt. Ja das Bestehen einer Nation scheint nur durch Staatseinheit, Nationaltugend und Religion vollkommen gesichert. Von dem Nationalcharakter scheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das Individuum habe oder wie er sich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufassen hat. Was Ersteres anlangt, so ist der Nationalcharakter nicht etwas, das sich dem Individuum so nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch seine Richtung demselben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daber gibt es auch Individuen verschiedener Nationen, welche sich in nationalen Zügen ähnlich sind, wie Glieder einer Nation. Am meisten wirkt der Nationalcharakter auf diejenigen ein, welche sich desselben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorrene Masse des Volks, welche (wenn nicht selbst gesellige Natur die Hauptseite des Nationalcharakters ist), durch gesellige Verhältnisse den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeschliffen.

1. Daraus folgt also das Zweite, „d. Charakters in dem Kräftigern und unversehrten aber unter den höhern Ständen ist aber eine Nation nicht bloß aus andern auch aus allen ihren nach einander, und jeder Charakter, also auch eine besondere Richtung und Individualität zeigt, und wodurch sie eben sowohl eben dadurch von andern Nationen sich allmählig entwickelt; so Nation entwickeln will, auch ihre Vergangenheit. Im letztern Falle ist es erst das ursprünglichen Züge des Nationalcharakters wie das Wesentliche von den Nationen, und was einer Nation eigenthümlich ist, dem, was sie mit andern gemein ist. (Verschiedne Nationalcharaktere siehe Kap. 95.) Hier bleibt noch immer die Frage, Charakter etwas sey, was die Nation aber vielmehr etwas, was die Nation und gegeben habe. Denn ob zwar Abstraktionen der Nationalität sind, welche jede Nation empfängt, so läßt sich doch das Eigenthümlichen Gefühl erheben. Darum: Dichter und Philosophen haben hier darf die herrschende Wechseln. Dennochwendigkeit nicht übersehen werden. Nation ein großer Geist aufsteht, der der herrschend wirkt, und dem Staate auf lange Zeit seinen unsterblichen Geist neuen Schwung und eine feste Kraft aus dieser Nation entwickelt und eben der Nation wirkt auf ihn (denn Freiheit und Selbstthätigkeit in gleicher Weise ein, als er mit Freiheit das Gesamte eigenthümlich gestaltet oder in irgend von großen Geistern sagt man, sie steht eben sowohl: In ihnen lebt und in eigenthümlicher Form, (Individualität) Sphäre, als: sie bilden und leiten die Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Und wir oft, daß auch die größten Nationen, die Beschränktheit ihres Geistes auf Gehalt oder Form zu überwinden (den Dichter), ihre Nationalität nicht von häufig ihren Zoll abtreiben. Eben diese Kunst, Wissenschaft, und jedes von, was in ihr äußeres Leben eingereicht selbst überblicken, an das Leben und die Freiheit angeknüpft, und von ihnen gleichfalls also zeigt sich, was die Freiheit aus der Nationalität einwirkt. Und hier tritt die Freiheit und Nothwendigkeit abermals zusammen. Denn einen großen Mann nennen wir wahrhaft den, welcher Ideen in gegebenem und ge-

fen mit eigenthümlicher, ungezwungener Energie durch
 ihren sich bestrebt. Die Natur oder das Schicksal hat
 er finden des Verhältnisses, und sein Weg ist ihm im
 mite, die er nicht wählen, sondern als die fernste,
 nde, umfassen soll. Auch die hier gegebenen Ver-
 Eigenthümliche seiner Nation faßt der große Geist
 e und im Lichte der Ideen auf, die ihn befeelen. Er
 als etwas Zufälliges und Willkürliches, sondern
 endiges und Erwürdiges; er sieht in dem Ge-
 m Anlage und Bestimmung; er durchschaut, was
 id einem Kreise werden kann, und er leitet zum mit
 und durch freieres Eingreifen in die gegebenen Ver-
 on in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu
 Darum scheint in Zeiten, wo unter einer Nation
 anden sind, dieselbe ein schnelleres und bewegteres
 ind sich rascheren Gange ihrer Bestimmung zu näh-
 Tausenderten. Lange dauert noch der Schwung in
 fort, wenn der Beweg-
 kunst, die der Genius
 ngenheit und Zuf-
 der Nationalcharakter
 lebend wirkt. — Aus
 die Bildung des Indi-
 ichung verpält, und m-
 tät die Menschheit
 sondern Form oder Besti-
 ren über oder vielmehr
 tionalcharakter nie so
 ahm führen wollen, d-
 iblel Eintrag thut, u-
 m, welche sich auf di-
 i der Menschheit abson-
 ch eine freie humane. E-
 stellt die alte Zeit in
 gesetzte Extrem fällt
 s vorgeblicher Humanität zu einer schwächlichen Mä-
 wird, die ist, beschönigend Universalität genannt,
 und Kraft jedem Fremden anschmiegt und anhängt,
 alcharakter mit der Nationalneigung zerfallen und ver-
 die wahre Erziehung ist, daher Erziehung des Indi-
 der Form der kräftigen Nationalität zur Mensch-
 individuelle Erziehung, sofern sie die schon gegebne
 vernichten, sondern veredeln und zu einer eigen-
 heitsform erheben will. Sie ist Nationalbezie-
 unter dem Charakter der Nation geschieht, und in-
 lich das Gefühl der Nationallehre und Nationalneig-
 Verblendung zu beliben und zu erhalten sucht. Eine
 Deutschen Noth!

Deutschens Noth!

Nationalbildung, J. Volkbildung.

Nationalinstitut, f. Institut.

Nationaltheater. In den letzten Decennien sprach man in
 Deutschland viel von Nationaltheatern, und insbesondere die Berliner
 gaben ihre deutsche Schauspielhaus gewöhnlich das Nationaltheater.
 scheint, daß dieses einer jener dunkeln Begriffe gewesen sey, von

and

National Performance

State

1990-1991

Notar

Plotter

schwindende, den äußern
 des alltäglichen Lebens, so
 das stärkere Geräusch mit
 überglänzt das schwächere,
 von Woken das erst auf
 sehen Hellschens wird das
 Sinnenwelt zurück in die
 heit ins Innere wird beim
 Willen und durch einen
 sondern sie geschieht unwill
 organischer Kräfte (man k
 eine andre, freiwillige Zur
 überwindenden Geräusch de
 Selbstüberwindung möglich
 hung gelangt die Seele zu
 welche durch kein Wiederer
 eigentliche und ursprüngl
 In der That, nur Erfah
 dern, für uns sehr demüth
 linderbarkeit und ande
 mal die Region unsrer Er
 chen können, ein tröstend
 Räucherweber, den uns L
 ist Liebe und Anhänglichk
 hand des Daseyns meist al
 die höhere Liebe (und mit
 aber im reinern Menschen
 gewinnt, leidet auch mit ih
 Hellschen höherer, besser
 Lehren des Alterthums di
 ganz entgegengesetzte Weise
 Stimme einer höheren Reg
 ist mächtig ergreifenden
 und Bessern (das Heimwe
 der andern Seite aber als
 nder) Schlaftrunk; so ste
 welcher die Sinnenwelt du
 Kräfte, der bösen und gut
 ten und ein Zusammenfluß
 und unser eignes Gefühl,
 icken Lehren und Ansichte
 änger, als es vielleicht die
 der ältesten Zeit über die Na
 chen verweilt, weil in der
 lefere Blick gethan als in
 in Ansichten, über welche
 Mythologie nachlesen kann
 eit und Helle auffassen.
 pringlich war und seyn so
 s ließe sich bei dieser Ge
 jederer Art sagen, wenn
 arbete. In neuerer Zeit
 nd der Natur zum Wen
 worden. Indes hat es auch

erfassung Auge nicht entgehen können, wie
 dieses und bezeichnendes Wort der Gottheit
 anders hat Herder in dem trefflichen ersten
 Philosophie der Geschichte der Menschheit
 nicht so oft äußere Einrichtungen, Künste
 im umgebenden äußern Raum, besonders der
 lebende Thier dem Menschen hauen (el
 graden des Todten) gelehrt habe. In se
 wahrheit begründet ist, zeigt sich hier abermals, daß der Mensch erst
 durch Aufschwung aus einer untergeordneten Region das ihm ur
 sprüngliche, jetzt verloren gegangene Licht wieder empfangen konnte. Hg.
 Naturalienkabinet (Naturalienkammer, Naturaliensamm
 lung), ist eine Sammlung von allerlei Gegenständen aus den drei Rei
 chen der Natur, welche entweder eine öffentliche Anstalt ist, oder von
 Privatpersonen angelegt wird, zuweilen bloß aus Neugierde, zuweilen
 aus Liebhaberei, oder aus wirklichem Interesse für die Beförderung der
 Wissenschaft. Die erste Veranlassung zu solchen Sammlungen scheint
 in der Natur die Gabe gewesen zu seyn; außerordentliche Werke oder
 seltene Naturgegenstände in den Tempeln aufstellen zu lassen. Solche
 hat Philipp von
 der lange das Lan
 ge. So untersuch
 die Wurzel des
 ständen in den
 richt, und man be
 belops zu erinnern,
 ich aber im Alter
 Beförderung der W
 ist es, daß Aristote
 und Befehl das G
 werden mag. Mi
 Naturalienkabinetern
 Inzulänglichkeits der
 schahrung der der
 erkannt mit dem G
 ält, und bei seiner
 a ihm aufbewahrt
 praffen in Salina
 im Mittelalter ma
 ch die Sache der
 stehende seltene Na
 Verbreitung des H
 Beurtheile verloren
 nd die Akademien
 hte, scheint man
 inthare Naturalie
 mmungen von Pi
 kster Handelsverfel
 t daher nicht unv
 schichte von Augs
 und in dem vor G
 andel so blühenden
 hermaßen bedeuten
 asrhundert vor.

sondlichen Bürgerrecht
 Fälle, in welchen
 Landesgesetze bestimmt,
 und des Fürsten Hau
 abren, die man in
 von darin erfaugt, o
 hat, das Indigena
 an, daß sie in ihrer
 verstärken, mit G
 in, als sie streng und
 verordnet und in seiner blühenden Periode war. Der Verfall der alten
 sondlichen führte auch dieses mit sich, daß man mit Ertheilung des
 Bürgerrechts wieder äußerst freigebig wurde, indem der Luxus, die ver
 mehrten Communicationen, der verminderte Werth einer ankündenden Frei
 heit, das Isolirungssystem schwächte und das Bürgerrecht weniger
 schätzbar machte. Wenn man in England naturalisirt wird, so erhält
 man damit noch weder das Recht, Parlamentsmitglied oder Mitglied des
 Justizconsils oder irgend ein öffentlicher Beamter
 Handelsvortheile, welche der geborne Engländer im
 hirtigen Nationen genießt, können jedoch allein
 gegen, sich naturalisiren zu lassen. Auch dafür ist
 erst sieben Jahre nach der geschehenen Naturalisatio
 nalisirte an jenen Handelsprivilegien der gebornen
 von Ländern Theil nehmen. In einer übergetragen
 braucht man das Wort naturalisiren auch von Na
 turalen, welche in ein andres verpflanzt werden, um
 der fremden Sprache, welchen man das Bürgerrecht in
 theilt.

Naturdichter, Naturpoesie. Daß man diesen Namen in
 unserer Zeit sehr gemißbraucht hat, darin sind alle Gebildeten vollkom
 men einverstanden. Indessen könnte man noch fragen, ob dieser Name
 überhaupt einen verständigen Sinn gewähre, und darum wird die ge
 nauere Entwicklung der Begriffe über diesen Gegenstand nicht über
 flüssig seyn. Wenn die Poesie, wie allgemein angenommen werden muß,
 eine Kunst ist, so kann, scheint es, kein Dichter ein Naturdichter
 seyn, und wenn jeder Dichter, wie man sagt, „geboren wird“

ichter
 Kunst
 gibt
 dung
 aber
 schre
 durch
 einen
 Kunst
 r El
 Kunst
 chler
 freien
 Er
 ernen
 mes,
 nicht
 Dicht

fische desselben oder der Naturdichter nicht anders, als ein Natu-
 ralist in der Dichtung ist. Je mehr der die vollkommene
 Grammatik und Erleer-
 mehr oder minder schnell u-
 schen können dürfte, und
 ohne planmäßige Anleitung
 Product hervorbringt, so ist
 der seiner Werke weit über
 Naturalisten in der ge-
 gebenen Dichter betrach-
 tet. Product und der Bel-
 ger. Höheren Ausbildung ge-
 hen zu nennen pflegt, der
 mangelt, und welcher in
 desselben das aufstellt, was
 leisten entschlossen ist. Die
 flüchtige Einsicht in das
 und ihrer Gegenstände zu-
 der ist. Naturalist. In de-
 Künsten zeigt sich doppelte
 Kunstmittel von dem doppel-
 im Leben, aber zu anderer
 die Meinung, als sey es
 und deshalb könnte es an
 Schauspieler Naturalis-
 ten Dichter, so ergab sich
 mit welcher wahrhaft relig-
 iös sie ihren Naturberuf
 und wir würden, wenn es
 aufstehen, das Studium
 betreiben hätten, und also
 nur mißbrauchswürdig den
 Fragen. Sonach würde
 mit einem hohen Grad der
 tiefes Studium, ohne
 Charakter der Dichters ge-
 wie der Ausdruck Natur-
 Bildung zu bezeichnen, u-
 denn ohne alle Eulien
 gegeben. Es gibt nämlich
 rakter der lebendigen Natur
 die Gegenstände trägt; sie
 berlich, in Beziehung auf
 mehr vernünftiger und hat
 freien Spielgeistes und Hin-
 sich unter Menschen und
 klare Spiegel der Natur,
 Schimmer lebendig aufste-
 aber die Naturgemalt erhe-
 bender steht. Eine andere
 Statt, wo einseitige, das
 schließt trennende Reflexion
 künstliche Bildung

Kunst, bei dieser die Wissenschaft vor. Dieser Gegensatz aber tritt ein 1. in Hinsicht ganzer Geschichtsperioden, z. B. der alten u. i. vorchristlichen, und der neuern Zeit, so daß man die griechische Poesie im Gegensatz der Poesie der neuern Völker überhaupt und vorzugsweise Naturpoesie, letztere Kunstpoesie nennen könnte, in so fern sie eine künstlichere Bildung voraussetzt; dann 2. in Hinsicht der Geschichtsperioden einzelner Völker, so daß die homerische Poesie durch ihren reinnatürlichen Charakter im Gegensatz der spätern und ausgebildeteren Epik und Dramatik, ferner die altdenische Poesie, namentlich die Poesie der Volkslieder oder die volksmäßige Poesie, im Gegensatz der Dichtungen späterer und unserer Zeit Naturpoesie genannt werden dürfen; endlich 3. in einer und derselben Zeit bei verschiedenen Bildung der Individuen, in denen entweder jene oder diese Ansicht, die poetische und lebendige, oder die verständige und reflectirende Ansicht vorherrscht. So könnte man z. B. Bürger, ja selbst Goethe, als wahren Naturdichter, einem Schiller, als mehr reflectirendem Dichter (Einige sagen philosophischem Dichter), entgegenstellen. Erstere nämlich fassen ihre innre Welt im Drange ihres poetischen Gehalts in lebendigen, scharf beschlossenen Zügen und Gestalten auf; im Schillers Poesien findet man dagegen oft nur eine erhabne und geistvolle Reflexion über die Gegenstände, ja die Poesie selbst, statt Darstellung derselben, ferner, ein Gegensatz des Idealen und der Wirklichkeit, welche der Dichter in seiner Welt vereinigen muß, und überhaupt ein Schranken zwischen Poesie und Philosophie, das freilich erst nach einem Hingang in Dichtern von weniger Energie und Gedankenfülle besonders unangenehm bemerkt, und zum Gegensatz der Poesie in der Poesie geworden ist. Aus dieser Kulturverschiedenheit ist es auch begreiflich, warum die wahren Dichter unter uns so selten sind, und immer seltner erscheinen werden, da im Gegentheil die Kunstphilosophen und Kritiker sich vermehren. Denn die Reflexion über das Geschaffene folgt dem Schaffen nach, und erscheint vorherrschend, je mehr die Schöpfungskraft eines Volks sich erschöpft. Ferner ist es auch erklärbar, warum erst zu unsrer Zeit der Unterschied der Naturpoesie und des Naturdichters von der Kunstpoesie gemacht worden ist. Denn da der Naturdichter als solcher weniger über sich selbst reflectirt, was erst der Charakter einer spätern Cultur ist, in welcher der Verstand zum vorherrschenden Princip erhoben wird, so konnte eben auch der Charakter der Naturpoesie dem Menschen einer Zeit nicht zum Bewußtseyn kommen, wohl aber der spätern Zeit, der Zeit der herrschenden Reflexion, die diesen Gegensatz erst bildet und beweist. Zu den Merkmalen der Naturpoesie in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß sie freilich mehr oder weniger volksmäßig ist, und alle Classen und Stände einer Nation gleich anspricht, begeistert und erhebt; dahingegen die Kunstpoesie einen höhern Grad, besonders der intellektuellen und geselligen Cultur erfordert, und daher mehr für die höhern Stände geeignet ist. Wenn jene nicht an sich selbst erhebt und erfreut, so muß man sich zu dieser erheben und bilden. Endlich kann der Name Naturpoesie und Naturdichter auch auf den Gegenstand der Dichtung bezogen werden, doch nicht ohne Rücksicht auf die bisher angeführte Bedeutung dieser Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Ercheinungen kann nur da selbstständig von der Poesie gefaßt und behandelt werden, wo sie nicht im Gegensatz des Geistes und bloß durch Reflexion, sondern symbolisch, und gleichsam als Personifikation des Geistigen durch Phantasie aufgefaßt wird. Dieses ist gewöhnlich in der

ist, begünstigt oder aufhört, ein unmögliches und bewegtes Kinn ohne Seele, ohne ein allbelebendes und allliebendes Auge der Gottheit; so lange muß der nach Wahrheit strebende Geist in ihr ein offenes Grab, das ihn nicht beruhigt, in der Hoffnung und Erwartung der Erscheinung seiner höhern Wirklichkeit stehen. Ein Gesetz der Natur, das heißt auch ein Gesetz der Vernunft, ist es, wenn wir die Spuren und Kräfte der Gottheit in der Natur erkennen, ist es gewiß nicht ohne die höchste Ehrwürdigkeit, jene höhere Liebe zu sagen, nicht zu sagen, welche in allen Dingen anerkannt. Es ist der Naturkenntnis zu entdecken, welche die Bewegung der Planeten um die Sonne; und die gesamte höhere Astronomie der neuern Zeit hat ihr Gebäude auf dem Grund jener großen Entdeckungen errichtet. Kepler, der in den trübsamen Zeiten des 30jährigen Kriegs, arm und nur Wenigen bekannt, lebte und starb, entdeckte nach mehrjährigem anermüdet fortgesetztem forschen zuerst an dem Planeten Mars, dann auch an allen andern Planeten unseres Sonnensystems, das Gesetz, daß die Bahnen, welche die Planeten bei ihrem Laufe um die Sonne beschreiben, kein Kreis, sondern (rund) eine Ellipse seien, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt. Die Planeten sind demnach an dem einen Punkte ihrer Bahn der Sonne näher als an dem andern (der Sonnenferne), und wenn sie der Sonne näher als in der Sonnenferne sind, langsamere Bewegung, sind sie von der Sonne aus nach der weiter entfernten Lage (der Radius von der Sonne in einem Tage) denselben, wenn der Sonnennähe oder in der Sonnenferne der Radius vector länger ist, in der Sonnenferne des Planeten auf seiner Bahn abkürzender als der kürzere in der Sonnenferne des Planeten. Es ist sich die Quadrate der Halben der Cubus ihrer Entfernungen, auf so weit von der Sonne entfernt (das Quadrat von A wie B) das den Astronomen bei der Hälfte kommt. Kepler hatte in freundschaftlichen Briefen, wie nach ihm einigen andern, gesagt, aber dennoch scheinen sie Aufmerksamkeit erregt zu haben, wofür erregte gleich bei der Hälfte, nach welchem sich

allen durchlaufen
 rauchten Zeiten,
 n dreien neun W
 ls in einer. Wi
 m darauf folgen
 Schwere ab (daß
 erhalte, und 1.
 Planet als die E
 erbe, gegen die E
 erbe). Dieses
 on den rechnen
 nd fruchtbarste
 alte der Aesler
 che Geschrittenweh
 er Nähe des gei
 a von den meiste
 gewisse Unbehüfl
 ichtest seines inn
 ann nur ein re
 So wie es in der
 ie Engländer, m
 jahnen und weit
 em trefflichen E
 ichterischen Entd
 reien. Durch d
 Erbedeckung zu eh
 merkannten Nat
 ches ist: daß irg
 jem Verhältnis
 in Wal 10 Hun
 3, 14 oder auch
 asselbe Detail v
 erstellten Sauer
 achen (20, 30,
 hunderttheile Sa
 sechsfache an E
 hunderttheile; de
 en bestimmtes K
 em für die gesal
 lunde Zufall ver
 en, und dies
 hen. Jacob D
 e Weiskörper, f
 lussdruck könnte
 ichterischen, ein
 bruchichtig geme
 welche das im D
 en Lichts seines
 asselbe mit freu
 At jenen eben e
 anj -zum Range
 r Entfernungen
 lichen Proportion
 nach die Perioden

& **Sturkbl.**, welchen letztern ich durch Hirsche eine neue Verthei-
 lung und Erweiterung bevorzuehe. Bessere Belehrung sowohl über die
 von Richter entdeckten, als die zuletzt erwähnten Gesetze kann man,
 wenn man anders solche beachtet, in Schwiggers Journal der Chemie,
 besonders in mehreren Heften des Jahrgangs 1812 finden. Daß auch
 in der organischen Natur ähnliche Gesetze herrschen, wie jene in der an-
 organischen Natur aufgingen, läßt sich aus mehreren Thatsachen schlie-
 ßen, obgleich sie in ihrer noch nicht in bestimmter Zahl und Ab-
 schätzung nachgewiesen sind als in dieser. Dem von Richter entdeckten
 Verhältnis des chemischen Verbindungsverhältnisses analog, bemerkt man, daß die
 Pflanzenarten der einen natürlichen Familie entweder 2 oder 4 oder 8
 Staubfäden, die einer andern entweder 5 oder 10, die einer dritten ent-
 weder 3 oder 6 oder 9 oder 12 haben. Pflanzen, welche 10 Staubfäden
 haben, haben auch meist 3 oder 10 Blüthen und Kelchblätter; Pflanzen
 mit 8 Staubfäden haben meist 4 oder 8 solche Blätter, die mit 6 oder
 12 u. s. haben 3 oder 6 u. s. f. Kurz immer ist eine Zahl, welche in die
 chemische Reihe der Zahl der Staubfäden paßt. Würde den Natur-
 forschern schielend nieder eine merkwürdige Regel zum Grunde zu liegen,
 im Thierreich bemerkt man ein ähnliches Verhältnis der Zeiten. Die
 Eier der Schmetterlinge und anderer Insekten kriechen nach Regel zum
 Vorschein am 7ten, oder auch am 14ten, 21ten u. s. Tage aus. Die
 Larven häuten sich bei vielen Schmetterlingsarten am 7ten, 14ten,
 21ten, 28ten u. s. Tage. Auch bei den Vögeln findet sich zum großen
 Theil die Periode des Bruchs im Lager als ein Merkmal der Zahl
 der 7 oder 9, und viele Krankeiden haben nach ältern Beobachtungen
 eine tägliche Periode zum Grunde liegen, welche
 7ten, 14ten u. s. Tage, so wie auch die 3- und
 5-ten mal durchdringt, und auch in den Venus-
 Stunden, Mondphasen und der Lebensdauer
 Verhältnisse haben. Hier wären auch in die
 ersten nur weiter, wenn sich nicht der vielen
 Thieren, besonders in den nächst vorübergehenden
 und Widerstand gegen alles, was auf sie
 die Natur hindrückt, gefunden hätte. Der Ver-
 trag tiefer gelegen haben, als man glaubt, und
 die Naturgesetze auf die oben gezeichnete Art
 Grund als eine Art von seinem Ursprung er-
 einer selbst immer klar bewagt zu werden, allgemeiner verbreitet war,
 als das vorige Zeitalter es mochte. Daher auch die Werke, die seiner
 Kunst gewidmet wurde. Naturgesetze anderer Art, welche, obgleich sie sich
 nicht so auf Zahl und festbestimmtes Maß zu beschreiben lassen, wie die
 heilige Kepler's, Galilei's, Newton's und Richters, dennoch allerdings
 sicher sind, indem auch sie auf eine höhere und ewige Ordnung des
 Daseins hinweisen, sind zum Theil weitaus entdeckt, theils läßt sich auf
 die Thaten aus verschiedenen Beobachtungen schließen, wozu die frühere,
 erster genannte Zeit mehr aufgelegt war als die spätere. Jedem also
 in der Natur ist sein bestimmter Ort, eine bestimmte Zeit des Ent-
 stehens u. s. angewiesen, und seine ganze Form und seine Einrichtung
 erweist ihm seine, über die Grenzen des natürlichen Elements und die
 ihm bestimmten Zeiten weit hinauszuweichen. Wie in gewisser Hinsicht
 auch auf den Menschen sich bezieht, als auf ein gemeinschaftliches Men-
 schen, so findet sich vorzüglich über alle Theile der Erde eine merkwür-
 dige Vertheilung der Thiere und Pflanzen, vermöge welcher keiner ohne
 die nöthigste Nahrung für den Menschen erscheint, den in den abge-

lichten Segenden der Erde zahllose Heerden mit Fleisch, Liliengewächse mangeln; und für dessen Bequemlichkeiten freuem Hund und das Neurehler, so in Welt durch das ganz für diese Gegen für jene höhere Ordnung sprechen au Art, wie die von Steller, nach welcher vorzüglichste Nahrung einiger Kästenge sein eines Liliengewächses besteht, die vorzüglicher Menge gedeihen, in denen inangr ist, und umgekehrt, weniger g ähnlich auf Fischfang sehr reich ist; so Weise für die Ernährung jener Kästige Verteilung der schädlichen und giftigen für den Menschen erkennt man Art, nach welcher jene Pflanzen nur in ind, worin die Natur den Menschen a von Penäßen und Bequemlichkeiten a Minderer, das sich, nach ältern E nach gewissen allgemäßen verheerenden ere Fruchtbarkeit eintrat, so daß die chengescheit bald wieder ausgefüllt l urkeit, größere Körpermasse und zu fkonzenfressenden Thiere im Vergleich lern, länger lebenden fleischstessenden ge endern Art, denen zum Theil noch ein Verbindung mit einander bevorzucht nach welchem der untere und vordere lichen Gesichts in Beziehung auf Ein tritt, je vollkommener organisiert und dummerthümliche, nach welchem das l und Dicke des Rückenmarks und der l o bedeutender ist, je vollkommener organi che, nach welchem der äußere Gehörorga niter, bei fleischstessenden vor jener Ri ren Hirnschädel der Länge nach in zwei och mehrere andre, die bis jetzt zum im Einzelnen lassen sich an jedem el lante Befehle, nach welchen ihm gerade elben, dieses Verhältniß zur übrigen l Die Wanderungen, gesellschaftlichen W kunstfertigkeiten und ihre Ausübung Befehlen. Außer jenen allen gibt es l von Naturgesetzen, welche eigentlich l Natur herüber gehören, z. B. jenes, Wollust im ganzen Thierreich, und si lauffer Verwandtschaft mit Blutdurst l vollständigen Völkern und Individuen zu e in der Zeit der Brunst am freit und selbst die Waffen und Werkzeuge d ei ihnen in Verbindung mit den Ec Wechselverhältniß mit diesen stehen soll en, denn Hirsch das Geweih nicht wachsen, sobald sie an jenen Orten von Natur oder durch Kunst verhämmelt sind. Hieher gehört auch

Die Verwandtschaft des Hochmuths mit Wahnsinn und die Verwandtschaft des einen Lasters mit andern Lästern, einer Tugend mit andern Tugenden. In dieses Gebiet und in die Erkenntniß solcher Naturgesetze dringt nur das geschärfte Auge ein, nicht geküht jene Augensalbe zu gebrauchen, welche leicht nützen kann.

Naturlehre oder Physik heißt der Theil der Naturkunde, welcher die Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen der Naturkörper lehrt. Die Grenzen dieser Wissenschaft lassen sich jedoch völliger Bestimmtheit ziehen, da sie auf vielen Seiten mit der Medicin, Chemie und Naturgeschichte zusammenfließt. Der Ursprung der Naturlehre wurde schon im frühen Alterthume gelegt. Der häufige und nöthige Gebrauch der Naturkörper führte von selbst das Verlangen nach Kenntniß ihrer Eigenschaften und Kräfte kennen zu lernen. Diese Kenntniß war aber unvollständig, oberflächlich. Es verstrich über ein Jahrtausend, ehe gemachten Beobachtungen wissenschaftlich ordnete. Dies zuerst von den Chaldäern und Aegyptern, die auch in der Kenntniß der Naturkörper und ihrer Kräfte sich vor den übrigen Völkern der Welt auszeichneten. Die Griechen, welche von ihnen lernten, bald hinter sich zurück. Sie waren, so viel wir wissen, die erste, welche die vorhandenen physikalischen Kenntnisse als eine besondere Wissenschaft behandelten und studirten, die ihnen ein Theil der Wissenschaft war. Was ihnen an Beobachtungen und Erfahrungen fehlte, sie durch Hypothesen, Speculationen und Subtilitäten zu ersetzen suchten dadurch auf unzählige Abwege. Von den Römern in der Naturlehre wenig bearbeitet. Sie schlummerte darauf, wie alle Wissenschaften, bis zu den Zeiten der Araber. Diese schöpften aus dem Aristoteles, dessen Werke sie vielfältig bearbeiteten und copirten. Unter den Christen des Mittelalters hinderte religiöser Aberglaube das Ausblühen der Naturlehre; der Verdacht der Zauberei traf sie, der sich nur einigermaßen durch Kenntniß der Natur zu heilen suchte. Außerdem aber besand man sich auf dem alten Wege; statt die Natur zu beobachten, verfolgte man die aristotelisch-scholastischen Grillen. Erst zu Anfang des 17ten Jahrhunderts fing man endlich an, die richtige Methode zu befolgen. Als bemühte sich Baco von Verulam, mit Nachdruck zu zeigen, wie notwendig es sey, sich, um die Natur kennen zu lernen, von jeder Theorie leiten zu lassen. Schon vor ihm hatten Copernicus und de Brahe das aristotelische Lehrgebäude angegriffen und den Boden desselben aufgedeckt. Bald traten nun auch Galilei, Descartes auf, und eiferten muthig für die Wahrheit. Sie behaupteten, war indeß in jenem Zeitalter, zumal wo der Verstand, mit großer Gefahr verbunden. Nur langsam siegte die Zeit, wozu die Erfindung mehrerer physikalischen Instrumente sehr beitrug, indem man mit Hülfe derselben genauere Versuche anstellen konnte. Cartesius stürzte das alte System gänzlich, wiewohl Begierde, alles zu erklären, ihn wieder auf andre Abwege führte. Erst das Licht verbreitete in der Naturlehre unfreilich Newton im 17ten Jahrhundert. Seine scharfsinnigen Entdeckungen in der Optik, von der Strahlenbrechung, seine Farbentheorie, die Auffindung des Gesetzes von der allgemeinen Anziehung oder Gravitation hoben die Naturlehre zu der Höhe erhoben, auf welcher sie sich jetzt befindet.

Naturphilosophie. Ein gewisser nun verstorben.

sehr wackerer Mann, beklagte sich einmal gegen Schreiber dieses bitterlich, daß man in dem Styl der landesherrlichen, sowohl geordneten als geschriebnen, Verordnungen und Rescripte einer gewissen Anordnung gar sehr den leidigen Einfluß der Naturphilosophie bemerke, indem sich eine so große Menge unverständlicher Ausdrücke darin fänden. Hält man mit dieser naiven Aeußerung jenes seltsame Urtheil des un- und gutmüthigen Publicums zusammen, welches eine Menge Etrusker und Dinge für Naturphilosophie ausschreit, die wahrlich in diese Reihe noch viel weniger gehören, als Taubenmist unter das Geschlecht der Elephanten, oder das Schaf unter die Sippschaft der Heringe; kein Urtheil, welches Alles, das Beste wie das Schlechteste, nachdem man die Laune, unter diesem gemeinschaftlichen Titel verdammt oder nicht so scheint so viel hervorzugehn, daß man im letzten Jahrzehend Alles aus dem Namen Naturphilosophie begriffen, was man nicht verstand, weil der Ausdruck ein etwas anderer als gewöhnlich, theils weil der Inhalt entweder unter oder über dem Horizont der alltäglichen Meinung war. Man begeht kaum die Widersprüche, welche sich jenes Urtheil zu Schulden kommen ließ. Einige (und von dieser Meinung waren selbst einzelne recht wohlmeinende Männer ergriffen) glaubten in der Naturphilosophie die Quelle atheistischer Grundsätze zu sehen; und eine ausgemachte Wahrheit ist, die sich in der Zukunft noch immer bewähren wird, daß seit Crusius Zeiten kein philosophisches System mehr allen seiner echten und tiefer in den Sinn des würdigen Bearbeiter eindringenden Anhänger, so ernst, so innig zur höchsten Wahrheit (wir schämen uns des Ausdrucks nicht), zur Christusreligion hingehend oder wenigstens dazu vorbereitet habe, als die schellingische Naturphilosophie. Echte Schüler Schellings, die nicht bloß dem Namen nach auf der Liste seiner Zuhörer standen, oder einmal im Durchstreifen bei ihm hospitirten, sondern die ihn aufmerksam hörten und des Mannes Sinnung und Wahrheitsliebe näher kannten, müssen dieses bezeugen und in Vielen hat gewiß bereits das Ferment seiner Vorlesungen jene reichthätige Wirkung gehabt, oder wird sie noch haben. Daher wollte auch eine andre Partei, die sich einer feinern Nase rühmt, gerade das Entgegengesetzte, nämlich den Keim der religiösen Schwärmerei und des Aportheismus in der Naturphilosophie gefunden haben, unter welchem Namen das letzte Jahrzehend abermals das Gute wie das Schlechte, rechten religiösen Sinn eben so wie den unkräftigen heuchlerischen und ändelnden, bald ästhetischen, bald unästhetischen Religionsdilettantismus, zusammenfaßte. So waren die Zeitgenossen, wie es scheint, selbst noch über die ersten Begriffe dessen, was Naturphilosophie zu machen, uneinig, und zum Theil nur darin einverstanden, daß „Naturphilosophie etwas sehr gefährliches sey,“ so daß ein gewisser Astronom mit einem gewissen Physiker alle Freundschaft aufheben wollte, weil er das Werk eines seyn sollenden Naturphilosophen nur in einer Note zu einer seiner Schriften angeführt hatte. Wenn Napoleon alles, was Naturphilosophie hieß, im höchsten Grade haßte, und ihr zu Gefallen die großen deutschen Gelehrten nicht leiden konnte, so war dieses nicht zu bewundern, sondern es war nur ein neuer Beweis dafür, daß der Mann einen feinen Geruch für Alles hatte, was antinapoleonisch war, oder den Keim des Antinapoleonismus in sich enthielt: verwundern muß man sich aber allerdings darüber, daß so viele gutgefinnte Zeitgenossen ein allgemeines unverständiges Urtheil nachsprechen, und einwirken, auf so Viele wohlthätig wirkenden Deutschen verfeindeten. Allerdings mußte sich die Naturphilosophie im Anfang ihres Entstehens

durch alle die Schwierigkeiten und Verworrenheiten hindurcharbeiten; welche die damalige Zeitansticht allen ihren wissenschaftlichen Bestrebungen ausdrückte. Viele Beurtheiler haben sich einseitig nur an die erste Form ihres Erscheinens gehalten; und doch, welcher Schritt war auch schon von der damaligen neuesten Modephilosophie zur schellingischen, die mit jugendlichem guten Willen Alles zu umfassen suchte; was der Mensch Gutes und Großes und Wissenwürdiges kennt; und die schon in ihren ersten Bestrebungen von einem absoleten und ewigen Erkennen, von Gott, ausging. Wer zuweilen in den Vorträgen Schellings sich an jener ersten, moralischen Wendung erfreut hat, welche er so oft seinem Vortrage gab, der wird, wo auch nicht immer den ganzen Sinn der philosophischen Deductionen, doch die eigentliche Bestimmung, die eigentliche feste Absicht des Mannes verstanden haben! Von dieser, welche dieselbe ist wie die aller bessern Naturphilosophen, nicht gerade vom dem ganzen Inhalt der schellingischen Schriften, kann hier die Rede seyn, unter denen man vor allen Dingen die neuesten zuerst lesen muß, weil sie in Hinsicht auf Sprache die wenigste Schwierigkeit machen, und auch am vollständigsten den eigentlichen und wesentlichsten Inhalt der Naturphilosophie aussprechen. Dahin gehört vorzüglich der Aufsatz über Freiheit und Nothwendigkeit in Schellings neuesten Schriften. Uebrigens ist nicht das das Wichtigste, was die Naturphilosophie anfangs, da sie ihren Namen erhielt, war, sondern das, wozu sie Schritt vor Schritt sich erhoben, und wozu sie ihre besseren Anhänger vorbereitet hat; eine Thatsache, über welche es jetzt weder schon Zeit, noch hier der Ort ist, weitläufiger zu reden. Schriftsteller, welche man unter die Naturphilosophen gerechnet hat, und welche wir auch, so wie das Publikum gethan hat, hier zusammenstellen wollen, sind: Schelling, Fr. von Baader, Steffens, Kielmeier, Oken, (J. A.) Kanne, Windischmann, Bruns, J. A. Wagner, Krause, Troxler, Schubert u. A. m. E.g.

Naturrecht ist die Wissenschaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen, abgesehen von den im Staate geltenden Rechten entwickelt. Sie ist also eine Vernunftwissenschaft, oder eine philosophische Wissenschaft, und weil sie sich auf das bezieht, was Menschen durch Handeln bewirken sollen, ein Theil der practischen Philosophie. Schicklicher wird sie Rechtsphilosophie, oder philosophische Rechtslehre genannt. Der wahre Name aber schreibt sich von einer irrigen Vorstellung her, welche beim Entstehen dieser Wissenschaft und lange nachher noch herrschend war. Man glaubte nämlich, um das, was an sich Recht sey (das Wesen des Rechts) zu fassen, müsse man untersuchen, was vor allem positiven Rechte, in dem sogenannten Naturstande der Menschen gewaltet habe. So hing diese Wissenschaft von den vielen und mancherlei Vorstellungen eines Naturstandes (s. d. Art.) ab, der bald als Zustand der ganzen Menschheit, bald als Zustand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichterisch, und bald moralisch oder historisch vorgestellt wurde. In einem dichterischen und moralischen Naturstande war kein Recht nöthig, weil jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang die Pflichten gegen andre erfüllte und von keinem Conflict der Handlungen die Rede war, welcher die Bestimmung des Rechts nothwendig macht; im gewöhnlich sogenannten historischen Naturstande, d. h. im wilden Zustande der Völker, herrschte nur die Gewalt, oder das Recht des Stärkern, welches im strengen Sinne kein Recht ist. Da es nur sehr willkürlich seyn würde, die bloße Abstraction vom Staate Naturstand zu nennen, so haben die einsichtsvollern Abh.

lasophen seinen zweideutigen Namen durch andre Benennungen zu ersetzen
 gesucht, und die philosophische Wissenschaft des Rechts, i. B. Vernunft-
 recht genannt, weil die Vernunft (versteht sich, in Beziehung auf die
 Einmaligkeit) Grund und Quelle des Rechts ist. Das positive Recht
 ist hiernach zwar nicht ohne Vernunft gesetzt, im Gegentheil erfordern
 die Aufstellung einer Rechtsgefügung im Staate außer dem Fo-
 rum jener Idee noch eine Menge von Kenntnissen und Einsichten,
 (in deren Anwendung sich ein höchst vernünftiger Geist offenbart), aber
 es ist doch nicht bloß durch die Vernunft gesetzt, wie die Idee des
 Rechts und rechtlicher Verhältnisse, und die Klärung hat in der Auf-
 stellung wirklicher Gesetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß.
 Dieses Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen
 Namen zu bleiben, diese Rechtsphilosophie hat zu entwickeln: 1.
 die Idee des Rechts, 2. die dadurch gesetzten Bedingungen jedes
 Rechtsverhältnisses oder die aus der Idee der Menschheit fließenden
 Rechte. Diese Wissenschaft des Rechts hat man nun auf den Staat
 angewendet, und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des
 Rechts einseitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form
 der Menschenverbindung in dem Staate anzusehn ist), bald richtiger
 aus der Idee des Staats die nähern Bestimmungen des Rechts, oder
 die aus der Natur des Staats entspringenden Rechtsverhältnisse und
 Rechte abgeleitet. Beides hat man angewandtes Naturrecht,
 richtiger angewandte oder hypothetische Rechtsphilosophie
 genannt. Da nun die Rechtsverhältnisse, welche aus der Natur des
 Staats hervorgehn, entweder Verhältnisse der Einzelnen im Staat un-
 ter einander und in Beziehung auf den Staat, in welchem sie leben
 oder Verhältnisse der Staaten und ihrer Glieder gegen andre Staaten
 sind, so hat man diese Lehre
 Völkerrecht abgetheilt (i. B. 1.
 schaft und ihre vorzüglichsten
 züglich die Vergleichung, oft
 gebung die Theorie einer id
 den neuern Zeiten sonderte sie
 und Politische, als verschiednem
 Lebens, ab, die neuere Zeit
 an sich zu einer besondern
 ge blieb diese Wissenschaft no-
 chers der römischen, verbunden
 herte sie sich bald der Mora-
 ren ersten Periode), bald de-
 Das Völkerrecht gab die näch-
 sturrecht. Grotius, der 1.
 und Frieden (in seinem Verhältn-
 und aus allgemeinen Betrachtu-
 wird daher als Vater des Völ-
 mehr verdient diesen Namen &
 Verhältnisse eine selbstständige
 realische Ansichten gründete.
 (justum) von dem fittlich
 als das vernünftiger Weise
 Bündling und Andere zu
 Moral weiter ausgeführt, in
 die Wissenschaft der Zwangs-
 Wolf, Mettelbladt und Andre
 nische zu vervollkommen. Da

gann eine neue Epoche dieser Wissenschaft. Beide suchten die Wissenschaft unmittelbar auf Principien der practischen Vernunft und in derselben zu gründen; letzterer noch selbstständiger, indem er es nicht aus dem Sittengesetz herleitete. Die Wahrnehmung, daß ein abstractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung sey, bewog die neuern Bearbeiter der philosophischen Rechtslehre, das Recht wieder in seiner Verbindung mit Moral und Politik darzustellen, so daß sie von einigen als Theil der Staatslehre, von andern in Hobbes Geiste als Politik im engeren Sinn behandelt worden ist. Zu diesen gehören die geistvollsten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo, der nur eine Philosophie (oder Kritik) des positiven Rechts gestatten will, und Gottlob Ernst Schulze. Wir glauben, daß man die Idee des Rechts und der darauf begründeten allgemeinen rechtlichen Verhältnisse des Menschen zwar in Verbindung, aber ohne Vermischung mit den politischen und moralischen Beziehungen entwickeln könne, und sind der Hoffnung, daß das richtige Verhältniß derselben auch in der Wissenschaft leichter und richtiger werde aufgefaßt werden, wenn in der Wirklichkeit sich Sitte, Recht und Klugheit wieder inniger verbinden, und Fürsten und Völker immer mehr eins werden.

Naturstand. Daß die Völker und die Menschheit, wie der Einzelne, sich aus dem Schooße der Natur entwickeln, und die Natur über Menschen ihre Herrschaft äußert, bis sich diese durch Freiheit und Bewußtseyn über ihre Macht erheben, und durch Erkenntniß ihrer Gesetze den Zauber lösen, der sie immerfort gefangen hielt, dies ist der Grund, warum wir einen Naturstand der Völker und Menschheit annehmen. Daß man von diesem Zustande sehr verschieden denke, davon liegt der Grund in mehreren Umständen; hauptsächlich darin, ob man ihn mehr philosophisch, poetisch oder historisch auffaßt, und im ersten Falle, welcher philosophischen Ansicht man folgt, im letztern, in welchem Momente seiner früheren Entwicklung der Mensch betrachtet wird. Die poetischen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob eines goldenen Zeitalters hinaus. Ferner könnte doch zwischen dem Naturstande der Menschheit oder der ersten Menschen, und dem Naturstande einzelner Völker eine Verschiedenheit angenommen werden, wenn man, wie die heiligen Urkunden, an eine unmittelbare Leitung der Menschen durch die Gottheit, und einen Sündenfall oder Abfall glaubt. Auch scheint diese Annahme durch Vergleichung des Lebens der Menschheit mit dem Leben des Einzelnen gewissermaßen bestätigt zu werden, indem die Hilflosigkeit erster Menschen, und der Mangel des menschlichen Erziehers auf eine solche unmittelbare Erziehung durch die Gottheit hinzudeuten scheint. Dem sey jedoch, wie ihm wolle, so gibt uns dieselbe Vergleichung auch die Periode eines solchen Zustandes zu erkennen, deren Verwechselung, wie wir oben andeuteten, viele Streitigkeiten und verschiedne Meinungen über diesen Gegenstand erregt hat. Der primitive Zustand der Völker nämlich ist den Gesetzen der Natur zufolge ein Zustand der Kindheit; ein Zustand, der von dem Knabenalter wohl zu unterscheiden ist, welches sich durch Festigkeit und Wildheit dem thierischen Instincte in dem Maße nähert, als sich jene durch Sanfttheit und Milde von ihm unterscheidet. Dies ist ohne Zweifel der Grund, warum mehrere Psychologen und Bearbeiter der Geschichte der Menschheit einen sogenannten Stand der Unschuld und der Wildheit unterschieden haben. Letzterer ist eigentlich mit dem Naturstande gemeint, wie ihn

Robbes vorstellte, als Krieg Kär gegen M
r Herakle und des Krieges, oder der physischen, J
ärde, dennoch nicht mit dem von Rousseau
mde zusammenfallen, dessen Schilderung aus e
nsicht der bürgerlichen Kultur herging, und s
nem Emil und seinem saboyardischen Vicar, w
merkt, zum Leitfaden, oder zur Empfehlung d
ousseau's Ansicht vergl. man seine Schrift zur I
so. de l'Inégalité. Denn da die Erhebung de
atur die natürliche Bestimmung des Menschen in sich sagt, so ist
ie irrige und der Menschheit unwürdige Behauptung, daß der Mensch,
n seine Bestimmung zu erreichen, die erworbne Cultur aufgeben und
m Naturstande zurückkehren müsse. Wir enthalten uns, übrigens ei
r ausgeführten Schilderung dieses Zustandes, da bei einer sol
en die individuelle Ansicht, und die durch Cultur modificirte Denk
se sich unvermerkt einzum
nd im Allgemeinen nur
blier, vermöge des
kultur, die nur im Staat
s einzeln oder zusam
ns nicht bewußt sind. De
zu gegangen sey etc., ist
elche schon der Bau des
anthropologischen Stann
sammen, was man im I
unnt hat; obgleich weder
thwendig ist, um das Ri
he Rechtslehre zu begr
und ist dem bürgerlichen,
ht, und ein außerrechtliche
gketten des Menschen,
haben werden, könnte m
haate lebenden Menschen
hilosophischen, in wel
adet, oder der Mensch,
orch Bewußtseyn absondert
agt, mit welchen Fragen
ringt, welche keinem angebe
rtigkeit des Erkennens ist;
hen, den man auch den
legt (s. Naturdichter).

Naumachie (aus de
λωμα, ich streite), war i
nästliches Seesgefecht, weld
spiele bei den Römern aus
ischen Volke das Schaup
olk liebte bald dieses Sch
an seinen übrigen öffentli
us, in welchem zuweilen l
iem dazu war, so wurde
richtet, welche man daher
nung des Wortes) nannte.

Form der Bauart den Amphitheatern *), nur mit dem Unterschied, daß der freie Platz in der Mitte der Naumachien zu einem Bassin ausgehöhlt war, in welchem die Seesgefechte gehalten wurden. So wie die ersten römischen Theater und Amphitheatere aus Holz bestanden, und nach den beendigten Spielen wieder weggeschafft wurden, so wie in ihnen die Zuschauer anfangs standen und erst später hölzerne Sitze erhielten, so scheint dieses derselbe Fall anfangs auch mit den Naumachien gewesen zu seyn, und dies war um so natürlicher, da das Bahnbett in allen diesen Gebäuden nur in einer Umgebung und der Anlage der Sitze bestand. Der Kaiser Domitian soll der erste gewesen seyn, der eine Naumachie von Stein anlegte. Schon aus dem Gebrauche, wozu die Naumachien bestimmt waren, kann man schließen, daß es Gebäude von ansehnlichem Umfange seyn mußten. Die Länge einer Naumachie, welche Augustus anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 30 Schiffe mit drei Reihen von Ruderbänken Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 Fuß. Die Naumachien wurden, so wie der Circus Maximus, wenn eine Naumachie darin gegeben wurde, durch unterirdische Canäle plötzlich unter Wasser gesetzt, so daß sich oft vor den Augen der Zuschauer die auf dem Trocknen liegenden Schiffe in die Höhe hoben. Dieses Wasser wurde gewöhnlich aus der Tiber (daher die Naumachien oft in der Nähe derselben angelegt wurden), zuweilen aber auch durch Wasserleitungen zugeführt, und nach mit eben der Schnelligkeit wieder ab, mit der es herbeigeführt war. Diejenigen, welche in diesen Naumachien fochten und daher Naumachiart hießen, waren, wie gewöhnlich, die Gladiatoren, Sklaven, oder Leute aus der niedrigsten Classe, Gefangene und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Bestimmung war zu sterben, und nur ein glänzender Ruf des Volks oder des Präsidenten der Spiele konnte sie, wie die Gladiatoren, retten. So riefen an einem der glänzendsten Seesgefechte, welches der Kaiser Claudius dem römischen Volk auf dem See Lucinus gab, die Zehntenden ihm die grausenvollen Worte zu: Ave, Imperator, morituri te salutant, und als sie das Ave von, das ihnen der Kaiser zur Antwort gab, für ein Zeichen der Begnadigung hielten, und sich weigerten zu kämpfen, mußten sie erst durch die schrecklichsten Drohungen zum Kampf auf Leben und Tod gezwungen werden. Bloß am Fuß des Berges Grifone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Radmann (Joh. Gottlieb oder Anadens), kurfürstlich sächsischer Kapellmeister zu Dresden, ward in der Nähe dieser Stadt, zu Blasewitz, im Jahre 1741 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann, erlaubte ihm, da er die vorzüglichsten Anlagen des Knaben zur Musik bemerkte, statt der Schule seines Dorfes eine Schule in Dresden zu besuchen, wo er besseren Unterricht und mehr Gelegenheit fand, seine musikalischen Talente auszubilden. Ein Mitglied der königlich-

*) Da die oben unter dem Artikel Amphitheatere angegebene Beschreibung, daß diese Gebäude eine runde oder ovale Form gehabt, vielleicht manchen unser Leser nicht ganz deutlich seyn möchte, so wollen wir hier bemerken, daß das Wort Amphitheatere der Etymologie nach ein Gebäude bezeichnet, welches auf beiden Seiten ein Theater ist. Da nun die Form der alten Theater einem in der Mitte durchschnittenen C ist, so entsteht für das Amphitheater das Doppeltheater die Figur eines ganzem Eis (○).

schwedischen Capelle zu Stockholm, durch Zufall in das Haus Naumanns über geführt, erkaunte, hier ein Clavier und Musikant zu finden, deren Ausübung, er für sehr schwer hielt. Der alte Naumann nannte seinen dreizehnjährigen Sohn als denjenigen, der die Stücke spielte, und der fremde Virtuös erbot sich, den jungen Menschen, der so viel Anlage verrieth, mit sich nach Italien zu nehmen. Der Vater gab nur mit Mühe seine Einwilligung dazu. Das Verhältniß, in welches der junge Naumann trat, war mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Er mußte seinem Herrn die niedrigsten Dienste leisten und war zu Zeit finden, sich an seinem Herrn, der mit und während dieser hier mußte der junge Naumann dienen. Einst, als er, zu Tartini trug, magre Miß zu bitten, an der er dürfen. Tartini nahm darauf erhielt er auch einem Aufenthalte von 2 ließ Naumann diese Studien auf Kosten des Prinzen weiter auszubilden. Er machte seine Vorliebe für die Freundschaft des Herrn erweitern. Als Herr P. Naumann, da der fort nach Sachsen widerrieth und mit Beifall einige seine Aeltern und sein A erhalten hoffte, bewog er Italien, seinen Aeltern schicken, sie dem sächsischen überbrachte diese Coitoinette. Diese Fürstin der Sohn der Bauerin diese Composition gemacht habe; allein die Erkundigungen, die sie in Italien einziehen ließ, davon überzeugt, rief sie den jungen Naumann nach Dresden wo er im Jahre 1771 als kurfürstlicher Kirchencomponist wurde. Bald darauf erhielt componist und den Auftrag auf dieser Reise verweilte er kehrte er nach Dresden zur die große Oper: la Clemenza machte er seine dritte Reise hielt, und nach deren Beend halt von 1200 Thalern erwar 2000 erhöht ward. Zur componirte er im Jahre 1771 weibung des neuen Theaters organisirte er das Orchester weissen in Europa wurde. Jahre 1785 die Oper Orpheus und Friedrich Wilhelm

andere Merkmale ihrer Gemogenheit. Er wurde mehrere Male bei besonderen Gelegenheiten nach Berlin berufen, führte hier mehrere seiner Compositionen auf, und erwarb sich um die berliner Capelle noch ein besonderes Verdienst durch die Bildung des nachherigen Capellmeisters Himmel und der Mademoiselle Schmalz. Am 20ten October 1802 wurde er auf seinem kleinen Landsitz bei Blasewitz vom Schlage geführt, woran er den 23ten desselben Monats starb. Das in der Geschichte der Künstler und insbesondere der Musiker seltsame Schicksal, unter glücklichen Verhältnissen seine Tage beschloffen zu haben, verdankt Naumann vorzüglich der Sanftheit und Mäßigung seines Charakters. Er hat eine Menge von Compositionen für die Kirche, das Theater und die Kammermusik hinterlassen. Auch auf der Harmonica hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit, und setzte für dieses Instrument sechs Sö-
saten, die einzigen, die überhaupt in dieser Gattung existiren.

Naumburg, ehemals ein lutherisches Bisthum in Thüringen und Meissen, längs der Saale und Elster, dessen postulirter Administrator, der 1718 verstorbene Herzog Wilhelm zu Sachsen-Weiz, wegen eines Uebertritts zur catholischen Religion 1717 von dem Domcapitel der Administration für unfähig erklärt wurde, worauf Chursachsen als Erbschutzherr eine Interimregierung anordnete, bis endlich das Domcapitel auf vorher geschlossene Capitulation und ausgestellte Reversalien 1726 das Stift an das Churhaus von Sachsen übergab. Der Sitz der vormaligen Bischöfe war gewöhnlich in Weiz, des Domcapitels aber in Naumburg. Das vereinigte Stift von Naumburg und Weiz hatte, wie Merseburg, bis zum J. 1814, da es auch das Schicksal hatte, von Sachsen getrennt und Preussen unterworfen zu werden, seine eigne Verfassung, Regierung, Kammer, Consistorium u. s. w. Das Domcapitel besteht aus 21 Mitgliedern, worunter zwei leipziger Professoren sind. In Weiz ist ein besonderes Stift von sieben Domherrn. Das Land ist sehr fruchtbar, besteht aus den beiden Aemtern Weiz und Naumburg, und enthält auf 15 Quadratmeilen 34,387 Einwohner. — Die Stadt Naumburg liegt in Thüringen, nicht weit von dem Einflusse der Unstrut in die Saale, und hat 12,000 Einwohner, ein fürstliches Schloß und eine prächtige Domkirche. Der Handel der Stadt ist nicht unbedeutend, auch wird jährlich zu Peter Paul eine Messe gehalten. In der Gegend wächst ein guter rother Landwein.

Navarra. Das Königreich Navarra entstand, als die Nachfolger Karls des Großen die nach Westen bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieses großen Mannes nicht zu behaupten verstanden. Ungeachtet es aus zwei Theilen, Ober-Navarra auf der Südseite der Pyrenäen, und Nieder-Navarra auf der Nordseite dieses Gebirgs, bestand, so standen beide Theile doch unter einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Ober-Navarra im Jahre 1512 an sich riß. Von dieser Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Nieder-Navarra. Als Heinrich IV., König von diesem Lande, den französischen Thron bestieg, wurde es auf diese Weise mit Frankreich (zu dem es schon unter Carl dem Großen gehört hatte) vereinigt, und die Könige von Frankreich nennen sich daher Rois de France et de Navarre. Ober-Navarra, welches auch jetzt noch das Königreich Navarra heißt, ungeachtet es eine Provinz der spanischen Monarchie ist, gränzt gegen Süden an Aragonien, gegen Osten an die Pyrenäen, gegen Norden an Biscaya und gegen Westen an Alt-Castilien. Es enthält auf 157 Quadratmeilen 227,000 Einwohner, ist also eins der gut bevölkerten Länder, und ungeachtet es bergig ist, doch ziemlich fruchtbar. Hier

erträgt der Erde, der die Ergo und den Regen aufnimmt. Lima ist gesund und gesund. Perse, Granada, Cuba, La Plata, Orizaba, Mexico, Barragana und Mexico machen die Hauptstädte des Landes aus. — Das in Frankreich gebildete R. V. de Navarra, von ungefähr 20 Quadratkilometern, machte vor der Revolution mit einem einhundertfünfzigtausend Mann aus, und bildet nun den Theil des Departements des hohen Pyrenäen. Diese Provinz ist sehr fruchtbar. Ehemals wurde sie von den Spaniern besetzt, und die so unerschöpfliche kastilische Sprache wird hier gesprochen. — Neu-Navarra ist eine Provinz von Neu-Granada zwischen Nord-Mexico, deren Schicksal von dem noch ungewissen Ausgange der Insurrection der spanischen Colonien in America abhängt.

Navigationssache. Dieses Verordnungs der englischen Regierung und Seehandelsgesetze, die Grundlage aller nachherigen, kam von Oliver Cromwell, dem sogenannten Protector, und wurde ihm gegeben im Jahre 1651. Der Zweck der Navigationssache, die unter der Königin Elisabeth den ersten Grad in Durchführung erlangte, ward von dem umwandelnden Verstande der durchdrungen, und für das Interesse des Briten reichlich beachtet. Die dort entstandene Idee der Herrschaft auf dem Meere, zu der die Beherrschung der Ostindien eine unerlässliche erste Bedingung war, war dazu notwendige Voraussetzung der holländischen Expeditionen, besonders nach England und den Colonien, die seit dem Verfall der spanischen Herrschaft sich ausgedehnt hatten, verbunden mit dem politischen Haß Cromwells gegen die Holländer, wegen ihrer Theilnahme, so wie die Exakte geübt hatten, und daraus, daß die Verordnungen der Navigationssache, die in ihren Vorschriften so ganz die vorerwähnte Bedingung des Verstandes hatten. In der wurde verordnet: 1. daß ein fremdes Schiff nicht nach England fahren sollte, wenn es nicht im Besitz des Landes, von dem das Schiff herkam; 2. daß es in das Schiff in den britischen Staaten gekauft sein, und dessen Waarenschiffen zu sein. Drittens, daß dem Kapitan, geboren oder naturalisirt Briten sein müßte; 4. daß kein fremdes Schiff ein Recht habe von England, oder englische Schiffe oder doppelte Fracht von einem Lande zu nehmen dürfen. Dieses Gesetz, fürchterlich in den Wirkungen für Holland, das bei dem damaligen Zustande des Handels fast allein daraus lebte (vorzüglich durch den damaligen großen Verlust der unermesslichen Frachtgeschäfte), mußte dennoch in der Folge vom 7ten April 1654, den unglücklichen Kriege mit England aus, daraus aber zugleich die Herrschaft anerkannt werden. Doch in der Thronbesteigung der Königin, nach dem Tode Carl II., als dieser nach dem zum britischen Thronen war, ein Druck der Navigationssache dieses Reich, das nun nach einer wesentlichen Veränderung der Resultat ein sehr besseres Gegenstand war. Inzwischen hat Carl II. die ganze Hausperiode durch nicht nur sich veränderten Hause, die Befreiung von dieser auch der Stadt Dampg, 1

gehört hatte, zur Hanse zu gehören, zu Theil wurde. Allein schon im Jahre darauf (1662) verlor Lübeck diese Befreiung wieder; da es (wie vor dem Holland) den Briten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Ostseefahrt und Handlung an sich gezogen hätte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb jedoch Karls II. Befreiungsbrief bestehen, indem diese immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens schiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeschlüsse der Vortheil davon sehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutscher Waaren auf englischen Schiffen begünstigt ward. So ungünstig nun an und für sich Karls II. Befreiungsbrief nach dem englischen Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte; so wurde er doch in dem ersten von Wilhelm III. (1689) gehaltenen Parlamente, neben der Bestimmung, daß fernerhin keine solche Privilegien mehr ertheilt werden sollten, ohne weitere Untersuchung bestätigt und er blieb auch in seiner Gültigkeit, bis die Kriegsregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, gegen dieses Land und namentlich gegen dessen nachheriges sogenanntes Continentsystem ergreifen mußte, jenes Privilegium in sich selbst vernichteten. So wie aber früher aus dem juristischen Gedanken, der in der Navigationsacte ausgesprochen worden ist, die strengen englischen Handelsverbote in jenem durch den russischen Doppelfrieden (20. Sept. und 30. Oct. 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1756, gestossen sind, so ist sie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimrathsverordnungen (ordres of council) zu betrachten, welche in der neuesten Geschichte des europäischen See- und Landhandels eine so tief eingreifende Rolle gespielt haben. Zur ausführlicheren Kenntniß von der Geschichte dieser merkwürdigen Acte empfehlen wir die Abhandlung des Prof. Väsich im ersten Bande der von ihm und Ebeling herausgegebenen Handlungsbibliothek und Engelbrechts Corpus juris nautici. I.

Naxos, in den ältesten Zeiten Dia und Strongyle, in der heutigen neugriechischen Sprache Naxia genannt, ist die größte Insel in der Inselgruppe der Cycladen im ägeischen Meer. Sie ist berühmt theils wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, theils wegen ihrer Beziehung auf die Mythologie des Bacchus. Sie war reich an Getraide, an Wein, der zu dem besten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edeln Baumfrüchten und an Marmor, von welchem vorzüglich die unter dem Namen Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Man nannte sie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Klein- Sicilien. Dem Bacchus, als dem eigentlichen Schutzgott der Insel, schrieben ihre Bewohner diese außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichsten Feste, Tempel und Klöster. Hier war es, wo er die vom Theseus verlassene Ariadne (siehe diesen Artikel) tröstete; eine Mythe, welche von einigen Gelehrten so erklärt worden ist, als ob Ariadne bei einigen Flaschen Wein (Bacchus steht bekanntlich oft für Wein) die Törollogiere des Theseus vergessen habe. Die ersten Bewohner der Insel sollen Thracier gewesen seyn, welche später von Thessaliern unter Anführung des Orus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Thessalier wegen einer anhaltenden Dürre die Insel wieder verlassen hatten, ließen sich bald nach dem trojanischen Kriege Carier, deren Anführer Naxos geheißen haben soll, daselbst nieder. Pisistratus unterwarf die Insel der athenischen Oberherrschaft. Nach dem Tode des Pisistratus erlangte Naxos seine Freiheit wieder, und wurde außerordentlich blühend und mächtig. Bald

aber theilte auch Vares das Schicksal der meisten Inseln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrschaft der Perser gerieth. Als die indessen unter Perzes das eigentliche Griechenland zu unterwerfen suchten, benutzten die Römer diese Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Plataea auch ihre Grenzen zu begründen. Als auch jedoch in der Folge und besonders während des peloponnesischen Krieges die kleinen Inseln des Archipelagus und auch Vares unter dem Namen der Bundesgenossenschaft zu sehr bedrückt, versuchten die Karthager, sich dieser Oberherrschaft zu erwehren. Während des punischen Kriegs geriet Vares unter die Herrschaft der Römer. Der Triumvir Antonius unterwarf die Insel dem Protectorat der Römer, entzog sie jedoch dieselbe bald wieder, als diese ihre Oberherrschaft nicht mehr nützlich fanden. Es blieb sie in einem Zustand von Freiheit bis zu den Zeiten Vespasians, der sie zu einer römischen Provinz machte. Nachdem sie hierauf dem Schicksale des ostbalkanischen Kaiserthums gefolgt war, gerieth sie nach dem Sturz desselben, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, unter die Oberherrschaft der Türken, denen sie noch jetzt gehört.

Nazareth, ein Landsäßchen in Galiläa, lag wohl dem Meere nördlich von Jerusalem auf einem Berge, dessen schöner Ausblick von den Arabern noch jetzt gerühmt werden. Wertvoll war es als der Aufenthaltort der Heiligen Jesu, die nach ihrer Rückkehr aus Aegypten dahin zurückkehrten, und ihn daselbst erziehen. Daher wurde er hienieden von den Juden spottweise der Nazarener genannt, weil dies Säßchen nicht im Reize besonderer Bildung stand. Das zeigte sich an der Nahezugsamkeit der Nazarener für Kunst und Wissenschaft, und er hatte Ursache, sich nach dem Entzuge seines Lebens nicht weiter daselbst aufzuhalten. Nazarener wurden auch die ersten Christen hienieden von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im östlichen Theile christliche Gemeinden, bei denen sich dieser Name erhalten hat. Ueber die Exce der Nazarener vgl. d. Art. Secten u.

Neapel (Königreich). Das Königreich Neapel im untern Italien wurde vor der Römer Zeit von barbarischen Völkern bewohnt, an deren Ruinen sich griechische Colonnen niederließen, von denen der untern Theil Italiens den Namen Groß-Griechenland erhielt. Nachdem die Römer in der Ausbreitung ihrer Herrschaft über Italien sich auch den untern Theil desselben gewannen, die Samniten nach einem hartnäckigen oft erneuerten Kampfe besiegte, welcher den Lucanern zu Theil wurde, sie im J. 481 nach Chr. unter ihre Herrschaft über das weströmische Reich (476 nach Chr.) von den Ostgoten befreit die Hände fiel. Beide Länder blieben der griechischen Kaiser, Reichs betrachten. Im untern oder Saraceni in Sicilien unter dem untern Theile Italiens antraten sich jedoch die Normannen der Länder. Roger II., aus welcher die Vereinigung beider im J. 1138 zum König von Sicilien wurde, nannte von nun an die ober das Königreich beid

Neapel (Königreich)

an dießseit der Meerenge liegendes Sicilien ansah. Durch die
ung der Tochter und Erbin Rogers, Constance, mit Kaiser
I. gerieth das Königreich beider Sicilien an das hohenstaufse-
da diese Nachbarschaft des mächtigen Kaiserhauses dem vi-
teresse zuwider war, so schenkte Papst Urban IV. das K-
im Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, Carl von Anjou,
en rechtmäßigen Erben Conradin enthaupten ließ. Da ihm al-
arauf (1282) Sicilien durch den arglistigen König von Ar-
rater II., entrisen wurde, so verlor sich auf einige Zeit dei-
es Königreichs beider Sicilien, indem das Königreich Neapel u-
m abgesondert existirte. Nach dem Tode der Königin Johau-
chte sich Alphons V., König von Aragonien, in Besitz von
Ferdinand der natürliche Sohn Alphons V., wurde indessen in
es Königreichs Neapel von Ludwig XI., König von Frankreich
chten, der die Ansprüche des Hauses Anjou auf dieses Lan-
atte. Carl VIII., König von Frankreich, unternahm, um di-
prüche zu behaupten, jenen berühmten Zug nach Italien, auf
r Neapel eben so geschwind wieder verlor, als er es erobert.
Earls Nachfolger, Ludwig XII., verband sich mit dem hinterlisti-
inand dem Catholischen, König von Aragonien, (der auch vo-
Korsfahren her noch im Besitze von Sicilien war) zur Eroberung
Neapel. Allein Ferdinand mußte die Franzosen zu täuschen u-
elbst im alleinigen Besitze von Neapel zu erhalten. So wurde
Königreich beider Sicilien ein Theil der spanischen Monarchie, in-
s bis zu dem spanischen Successionskrieg, der nach dem Tode E-
on Spanien ausbrach. Die Oesterreicher bemächtigten sich
während der Carl II. zum Nachfolger ernannte französisch
Philipp V., sich im Besitze von Sicilien behauptete. Durch den
frieden, welcher den spanischen Successionskrieg (1713) endigte
Neapel den Oesterreichern und Sicilien dem Hause Savoyen zu-
als Spanien indessen im J. 1717 Sardinien und Sicilien
auschte Oesterreich Sicilien von Savoyen für Sardinien ein,
also das Königreich beider Sicilien nun ein Theil der österr-
Monarchie wurde. In dem Kriege, welcher 1733 nach dem T-
usts II., Königs von Polen, entstand, eroberte und behauptet-
ien beide Sicilien für den spanischen Infanten Don Carl
Versuch, den die Oesterreicher im J. 1744 machten, sich wieder
Besitz dieser Länder zu setzen, mißglückte vorzüglich durch die-
es Gefechts bei Veletri. Als jener spanische Infant und Kön-
Sicilien nach dem Tode seines Halbbruders (im J. 1759) de-
hen Thron bestieg, übergab er das Königreich beider Sicilien
ritten Sohn Ferdinand, mit der Bedingung, daß es nie mit
ischen Monarchie wieder vereinigt werden dürfe. Dieser nei-
eherrschte nun unter dem Namen Ferdinand VI. Neapel. Im-
erwickelte ihn die Theilnahme an der Coalition in Kriegen mit-
sch. Die Franzosen eroberten Neapel und errichteten daselbst
annte parthenopelische Republik (1799), nach dem alten Na-
Stadt Neapel Parthenope. Ferdinand, welcher seine Residenz
1. Palermo aufgeschlagen hatte, kehrte zwar, nachdem er am
801 einen nachtheiligen Frieden mit den Franzosen geschloß,
802 nach Neapel zurück, allein die Theilnahme an der Coa-
805 verursachte, daß er nach Befiegung der Oesterreicher
eue verlor, und daß Napoleon seinen Bruder Joseph an
stelle zum König von Neapel ernannte. Die Besitzergreifung

hohen die Einwohner bloß aus Italienern, welche einen eignen Sprachdialekt reden. Die catholische Religion ist allgemein herrschend. Die übermäßige Zahl der Verstorbenen und Fieber hat sich während der Regierung des Napoleonischen herrschend vermehrt, aber nicht der so zahlreiche Adel, welcher hier im J. 1798 noch 100 Järgen, 150 Herzöge, 100 Marquisen, 40 Grafen und 20 Baronen aufzuweisen hatte. Der Einkommenszufluß betragen zwischen 22 und 23 Millionen Ducaten. Die Staatskassa wurde im J. 1808 auf 67 Millionen Ducaten geschätzt.

Neapel (Stadt). Neapel ist die Hauptstadt des Königreichs Neapel und Hauptstadt der größten Provinz in ganz Italien. Sie enthält von den Vorstädten 5 Meilen im Umkreis. Im J. 1808 zählte man hundert 31300 Einwohner, unter welchen sich 40,000 Bürger und 4000 Adressaten befanden. Die Stadt liegt an einem Meerbusen, den die Vulkanische Erreger, das heilige Schloß (oder Castel) umgibt. Der Hafen von Neapel ist zwar groß und durch mehrere Castelle geschützt, allein dennoch so wenig sicher, daß es bei dem bisherigen Verhale nicht der Engländer zur See und dem Verfall der neapolitanischen Marine (welches bei Neapel kein Wunder seyn kann, da eigentliche Fremdlinge durch die Engländer in einem noch größern Verfall gerathen sind) nicht unglaublich ist, daß während des letzten Kriegs die Engländer zu zweien hundert Schiffe mitten aus dem Hafen von Neapel herausgeschossen haben. Hier oben erwähnten Castellen verbindet vorzüglich das Castell S. Elmo oder St. G. m. s. bemerkt zu werden. Auf dem Berge dieses Castells befindet sich ein Lärchenwäldchen, von welchem aus man eine der schönsten Ansichten in der Welt hat. Die Frage des Commerc wird durch die vom Meere kommenden hindenden Hindernisse gehindert. Indessen hat auch hier, wie in allen andern Plätzen, die Natur die geschmackvoller und lebhafter, als die Lage. Im Hafen sind meistens 7 bis 8 Casernen hoch und man sieht auch den Mangel des andern Geschmacks in der Baukunst, das man auch in andern Plätzen Italien bemerkt. Indessen gibt es doch hier einige vorzügliche Gebäude im ersten Styl. Vorzüglich verdienen das Theater von San Carlo als eines der prägnanten und schönsten Theater in der Welt bemerkt zu werden. Es war von dem Könige Carl III. erbaut worden, und vereinigte griechischen Geschmack mit römischer Pracht, ist aber am 17ten Febr. 1816 abgebrannt. Das Schauspiel des Neapolitanen werden des in der christlichen Domkirche in zwei vollständigen Reihen aufbewahrten Blut des heiligen Joannes als ein den Commerc der Welt ist für das ganze Neapolitanische Reich. In der neuen Welt hat Gebäuden des berühmten Jägers von Art. In der Nähe der Stadt befindet sich Promontorio di Capri (s. d. Art.) das sich merkwürdig ist die Stadt durch den Aufbruch des spanischen Herrschers im J. 1808 befand, dessen oft ungeschickliche Maßnahmen Neapel erschüttern und seinen Verfall zu beschleunigen, das die Stadt indessen von Zeit zu Zeit an der Spitze. Der Hafen, welchen das S. Elmo, wodurch fast alle Gebäude beschädigt in 20 Millionen Ducaten.

Nebel (aus dem Lateinischen). Dieser Nebel entsteht wenn die feinsten Atome der Oberfläche der Erde sich in der Luft auflösen, welche eigentlich ein Verdunstung der Luft in der Luft abgibt.

niedriger stehende Wolken sind. Da dieser Niederschlag nur dann stattfinden kann, wenn die obere Luft schon mit Wassertheilen hinlänglich gesättigt ist, so zeigen sich die Nebel nur bei sehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft ist die gewöhnliche näher Veranlassung der Nebel, die daher bei uns im Herbst, wo die Tage oft noch sehr warm und die Nächte kalt sind, am häufigsten bemerkt werden, weshalb auch die aufgehende Sonne durch die Kraft der widerstehenden Wärme sie gewöhnlich wieder zerstreut. Hier tritt ein doppelter Fall ein: ist durch die Sonnenwärme die Auflösungskraft der Luft hinlänglich verstärkt, so fällt der Nebel als Regen oder Staudregen zur Erde nieder, und es wird heiteres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen schwerer, ohne mehr Auflösungskraft zu erhalten, so zieht sich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann sehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden stärker ausdünstet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüsse und Seen sind, zeigen sich natürlich die Nebel häufiger. — Mit den eigentlichen Nebeln muß der Höheraub oder Heideraub nicht verwechselt werden. (S. d. Art.)

Nebelftern, s. Stern.

Nebensonne, s. Sonne.

Nebukadnezar, König von Babylon und großer Eroberer in Asien, regierte von 606 bis 563 vor Christo. Er war der Sohn und Nabopalassar, welcher (630—626) das babylonische Reich aus dem von der assyrischen Monarchie unabhängig gemacht hatte. Nebukadnezar erweiterte das babylonische Reich durch seine Eroberungen bis zu den westlichsten Grängen von Asien. Er schlug den König von Assyrien Nerchas bei Karchemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der asiatischen Eroberer, welche besiegte, unterwerfende Völkerstämme in andre Gegenden versetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daselbst unter dem Namen des Exils, oder der babylonischen Gefangenschaft bekannt ist. Fabelhaften Sagen zufolge soll er durch Lybien bis zu den Westküste von Afrika vorgedrungen seyn. Die Sage, daß er schon Jahre lang ein Ochse gewesen sey, scheint weniger aus der Krankheit der Lybanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Mensch sich in ein Thier oder ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet werden zu müssen, als vielmehr mit irgend einer orientalischen Symbolik in Verbindung zu stehen. — Man vergleiche in diesem Werke die Artikel Ägypten und Babylon.

Neckar, einer der beträchtlichsten und anmuthigsten Flüsse im südlichen Deutschland, entspringt oberhalb des Dorfes Schwemmingen im Schwarzwalde, ungefähr 5900 Schritte von Doneschingen, nimmt mit Bäche und kleine Flüsse, als z. B. die Fils, die Rems, die Murr, die Enz, den Moos, die Jagt u. a. auf, wird bei Rastatt im Württembergischen schiffbar, obwohl die lebhaftere Schifffahrt nur bis Heilbronn reicht und fällt bei Mannheim in den Rhein. Sowohl im Württembergischen als im Badischen bietet der Neckarfluß die reizendsten und malerischsten Umgebungen dar. Von ihm hat im Badischen der Neckarstrom und im Württembergischen die Landvogtey am obern, am mittlern und am untern Neckar ihren Namen.

Necker (Jacques), geboren im J. 1734 zu Genf, wofelbst sein Vater Professor des deutschen Staatsrechts war, kam früh als Gelehrter nach Paris zu dem Banquier Delusion, und zeigte sich hier bald von einer unerwartet vortheilhaften Seite. In der Abwesenheit des ersten

Kommis dieses Hauses, dem die Vörsengeschäfte übertragen waren, vertrat Necker die Stelle desselben, und schloß, ohne Rücksicht auf die empfangenen Instruktionen desselben, ein so glückliches Geschäft ab, daß er einem Hause einen Gewinn von 500,000 Livres verschaffte; er selbst empfing ein Geschenk von 12000 Livres, und das Vertrauen Thelloussons, dessen Compagnon er wurde. In Zeit von 12 bis 25 Jahren übertraf er im Vermögen die reichsten Banquierhäuser. Geschickte Contracte mit der indischen Compagnie und Speculationen auf die englischen Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dem er früher als Andre unerrichtet war, vermehrten sein Vermögen bis auf sechs Millionen. Er dachte jetzt darauf, sich zu irgend einem Plaz in der Administration emporzuschwingen, und gab 1769 ein Werk über die indische Compagnie heraus. Er vertheidigte diese Compagnie, indem er an die Dienste erinnerte, die sie dem Staat in den bedrängtesten Zeitpunkten geleistet hatte. Morellet und Lacroix waren seine Gegner, und schienen mehr Beifall erlangen zu müssen, da sie die ausschließlichen Privilegien angriffen, die Freiheit des Handels foderten und der öffentlichen Meinung schmeichelten, die allem, was der Regierung widersprach, günstig war. Dennoch gewann Necker zahlreiche Anhänger, und selbst die Tadler seines Systems ließen seinen Talenten Gerechtigkeit widerfahren. Um durch einen gewissen literarischen Ruf die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, schrieb er seine Kloge de Colbert, welche 1773 von der französischen Academie gekrönt wurde. Diese Lobsschrift hätte mit mehr Kritik abgefaßt seyn können, wenn die akademischen Formen erlaubt hätten, Lob und Tadel zu mischen. Sein Werk Sur la legislation des blös machte Aufsehn. Trotz der Incorrectheit und Schwulst seines Stils, trotz des Unbestimmten und selbst Leeren in seinen Ideen, gefiel er dem großen Haufen der Leser durch seine Popularität, womit er die Gegenstände der Finanzen zu behandeln mußte. Necker suchte damals an, eines gewissen Rufs zu genießen, den er noch zu verdienen mußte, indem er den Marquis von Pezay, der mit Ludwig XVI. eine geheime Correspondenz hatte, in sein Interesse zog. Er ließ durch denselben dem Könige eine Denkschrift zustellen, in welcher er von den Hülfquellen des Staats ein zu vortheilhaftes Bild entwarf. Dieses Mittel beschleunigte die Erreichung seiner Pläne. Am Ende des J. 1776 wurde er dem Generalcontrolleur Laboureaux zugegeben, der nach achtmönatlicher Amtsführung sich genöthigt sah, ihm im Juli 1777 seinen Plaz einzuräumen. Maurepas, der, ungeachtet seines hohen Alters, seiner anscheinenden Sorglosigkeit und des Epicurismus in seinem Betragen auf eine lang gewohnte Macht nicht verzichten konnte, begünstigte seine Erhebung, indem er glaubte, einen unterwürfigen Diener in einem Manne zu finden, der durch seine Geburt die Großen zu Gegnern, und durch seine Religion die Geistlichen zu Feinden haben mußte. Dies glauben, hieß die Denkungsart seines Schütlings nicht wohl kennen. Wie dem auch sey, Necker wurde in dem schwierigsten Zeitpunkte Director der Finanzen. Die Veruntreuungen unter der letzten Regierung hatten in den Finanzen des Staats einen großen Ausfall verursacht, der amerikanische Krieg führte neue Ausgaben herbei; durch neue Auflagen hätte er leicht seine Popularität verlieren können; er bemühte sich, durch Anleihen und Verbesserungen zu helfen. Zu Gegnern hatte er die Anhänger Turgot's, die er durch seine Grundsätze über den Getraidehandel von sich entfernt hatte. Alle Neuerungen Neckers wurden getadelt. Turgot selbst ging in den Exil ein. Man warf Neckern eine übertriebene Vorliebe für die Caisse d'escompte vor; man stellte die Ab-

hoffung der Generaleinknehmer als eine treulose Maßregel der, dem König unter die Vormundschaft der Financiers zu setzen; die Abschwärzung der Tresoriers als die Erneuerung einer Idee des Schattens Konjunktur; die schrecklichsten Erinnerungen weckte; die Reform des kaiserlichen Hauses als das Attentat eines republikanischen Eifers gegen die Majestät des Throns; die Anleihen als einen zur Untergrabung des Staats geeigneten Ausweg. Der Plan, Provinzialversammlungen zu berufen, den Necter nach Turgot erneuerte, beunruhigte die Anhänger der Monarchie und die Parlamentarier, die er zu bloßen Gerichtshöfen zu machen drohte. Wenn er viele Feinde hatte, so hatte er auch zahlreiche Verteidiger, besonders unter den Gelehrten, die seine Erfindung als eine Erörterung der Philosophie betrachteten. Im J. 1781 gab er seinen *Compte rendu* über seine Verwaltung heraus; mehr als 60,000 Exemplare wurden von dieser Brochüre im Umlauf gesetzt, die man ihres blauen Umschlages wegen spottweise *Le Compte bleu* nannte. Necter suchte Necter, von Ehrgeiz getrieben, in das Conseil d'état zum Ränke wegen seiner Religion Schwierigkeit; er glaubte, monarchisch zu seyn, und drohte, war nicht wenig überrascht, als es ihm im Mai 1781. Er besaß eine Copie kaufte und sein Werk, 3 Bände 8., herausgab, und unzufrieden gewesen war. Sie schilderten ihn als Lustmühsamkeit auf sich gleiche Andenken erkaufte, der die Ehre der Regierungsgeheimnisse des des Fürsten mit der Rolle Monarchen an das Volk zu freigebigkeit vermehrten Necter sich zurück, und schrieb gegen Deficits angeklagt hatte, und im J. 1788 die Fährung, die die Schrecken setzte, wurde Necter, muthig gemacht durch die Unter der Bedingung ein, nicht zu lassen. In der Meinung, Alleig eine Vermehrung seiner Werke hoffen. Der Bericht, den die Verberufung der Generalstände nicht werden, der den schon Ran darf indeß nicht glauben sollte; er schmeißte unaufhörlich vor muß es scheinen, daß er, in den Stände zu demüthigen streben Monarchen zu beherrschen, angefüllt, in denen sich diese im J. 1789 warf man ihm vor, indem er ungegründete Behauptungen, daß von den 39 Millionen, daß von den 39 Millionen aus dem Vorken wären, und daß er darüber weit, zu behaupten, daß er endet habe. Am 5ten Mai

versammlung eine lange Rede, und legte darin einen Plan für die
 Arbeiten dieser Gesellschaft vor, die er nach seiner Willkür leiten zu kön-
 nen hoffte. Den 12ten Juli, als die Regierung Maßregeln gegen die
 Factionen nehmen zu müssen glaubte, wurde Necker entlassen, der sich
 entschieden gegen diese Maßregeln erklärt hatte. Er bekam den Befehl,
 in vierundzwanzig Stunden das Königreich zu verlassen, und gehorchte
 augenblicklich. Kaum aber wurde seine Entfernung bekannt, als ganz
 Paris in Flammen stand. Die Erstürmung der Bastille erfolgte, und
 es zeigten sich solche Symptome von Volkswuth, daß der König sich
 genöthigt sah, ihn, auf der Stelle zurückzuberufen. Necker empfing
 die Einladung in Basel, und beschloß, ihr zu folgen. Seine Reise bis
 Paris glich einem Triumphzug. Sein erstes Geschäft war, seinen Ein-
 fluß zur Stillung der Unruhen des wilden Pöbels anzuwenden, und
 Sicherheit der Person und des Eigenthums wieder herzustellen. Aber
 seine Gunst beim Volke hatte jetzt eine Höhe erreicht, von der sie noth-
 wendig schnell herabsinken mußte. Als Finanzminister mußte er Mittel
 vorschlagen, die der Menge nicht gefallen konnten. Seine gemäßigten
 Meinungen über Staatsverwaltung hielten mit den Grundsätzen derer,
 die an der Spitze des Volks standen, nicht gleichen Schritt. Vor al-
 lem untergruben die Ränke Mirabeau's, der bei seiner Schonungslosig-
 keit allerdings fähiger war, die öffentliche Meinung zu beherrschen, Ne-
 ckers Ansehn bei der Nation. Bei den Berathungen über eine neue
 Constitution schlug Necker ein suspendirendes Veto, das der König ha-
 ben sollte, vor, und widersprach der Abschaffung der Adelstitel. Auch
 trug er auf Errichtung einer Nationalbank an. Als die Nationalver-
 sammlung das sogenannte rothe Buch (das Privatverzeichniß der
 königlichen Pensionen und Ausgaben) bekannt machte, erklärte er sich
 heftig gegen dieses Verfahren und vertheidigte den Inhalt dieser Liste.
 Aus allen diesen Umständen aber entstand die Meinung, daß er ein
 Aristokrat sey; seine eigne Sicherheit war bedroht, sein Einfluß vernich-
 tet. In dieser beunruhigenden Lage schrieb er im September 1790 an
 die Nationalversammlung, und bat um seine Entlassung. Er erbot
 sich, die der Regierung vorgeschossenen zwei Millionen Livres nebst sei-
 nem Hause und Zubehör als ein Unterpfand seiner Rechtfchaffenheit in
 deren Händen zu lassen. Man nahm seine Resignation mit Gleichgül-
 tigkeit auf und Necker verließ Paris mit dem schmerzlichen Gefühl,
 seine ehrgeizigen Pläne und glänzenden Aussichten vernichtet zu sehn.
 Er wurde unterwegs an einem Orte angehalten, an einem andern vom
 Volke insultirt, und setzte nicht ohne Schwierigkeit seine Reise fort. Er
 begab sich nach Copet, wo häusliche Unglücksfälle seinen Kummer noch
 vermehrten. Er verlor nach einer langen Krankheit seine geliebte Gat-
 tin. Sich aufzurichten, nahm er zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem
 Schreiben, seine Zuflucht; mehrere Werke verschiedenen Inhalts waren
 die Frucht seiner Muße. Er schrieb eine Vertheidigung seiner Verwal-
 tung unter dem Titel: Sur l'Administration de M. Necker par lui-
 même. Den König vertheidigte er in seinen Réflexions adressées à la
 Nation française. Seine Ideen über die ausübende Gewalt legte er in
 einer Abhandlung Du pouvoir exécutif dans les grands états, nieder,
 die selbst von denen empfohlen wird, die ihm nicht eben geneigt sind.
 Sein Cours de la morale religieuse ist nicht ohne eindringende Bered-
 samkeit geschrieben. Außerdem haben wir von ihm noch einige andre
 Schriften, welche wir übergehn. Noch 1802 gab er ein Werk gegen
 die consularische Gewalt heraus, das damals viel Aufsehn machte.
 Seine Schreibart ist stets sorgfältig, aber oft einsörmig und gezwungen.

inwohl es ihm nicht an wahrer Verehrtheit fehlte. Er fand in den ihm vom Lord 1804 mit Hinterlassung eines Vermögens, das trotz der großen Verluste, die er erlitten hatte, noch sehr bedeutend war. Eine Tochter, die als Schriftstellerin berühmte Frau von Etzel, hat noch mehrere seiner hinterlassenen Werke, wie auch Memoiren, aus ihrem Leben herausgegeben.

N e d e r (Susanne), evangelischen Predigers Naam treffliche Erziehung genossen Paris mitgenommen, um hier lernte sie Neder kennen, seitiger Zuneigung, welche u. Mad. Neder war eine Frauen Umständen eine jährliche Freundin, an Geist und Herzen Gemacht erhab, bediente zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigene Kosten ein Hospital gegründet, dem sie die ganze Sorgfalt widmete. Unter den Geliebten hatte sie einen geistlichen und lebenswürdigen Geistes wegen viele Freunde und Bekannte, besonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmonet, welcher ihr eine folgende Schilderung von ihr anvertraut. Frau von Neder hat nicht die Liebendwürdigkeit einer jungen Französin: denn sie ist zu pariser Euten unbekannt. Neder, ihr Betragen, nach ihrer Sprache hat den Ton und die Haltung einer Frau, die in der Schule der Wissenschaft und der Welt erzogen wird. Ohne Geschmeid in der Bewegung, ohne Leichtigkeit in ihren Bewegungen, ohne Anmut bei ihrer Feinheit, zeigt ihr Geist und ihr ganzer Ausdruck in jeder Regelmäßigkeit, als daß er Grazie haben könnte. Was ihr aber einen gewöhnlichen Reiz gibt, ist ihrer sitzame Anstand der Mäßigkeit der Sitte. Eine zugehörte Erziehung und einfache Erziehung haben alles gemacht, womit der Kunst sein kann. Ihre Empfindung war vollst war oft verworren und dünn. Das nicht klarer; wollte sie ihre Vorstellungen vor ihr sich im Ueberbessenen durch einen Nebel, der sie ihrem Will ihr Ausdruck beinahe schwächte, so gleich so unbefangenen aufrichtig gewar. Tact, als Folgerung aus gesammeltem Andrer. In dem schriftlichen Ausdrucke und Prachtige; die feinem Ab des Tons und der Farbe, die Naivität in der Sprache, zogen sie weniger an. Hingegen, und die Anmut der höhern Eitelkeit Alles, was den Ton oder Buffons Ansehen gale bei ihr an sie that, selbst in ihren Erholungen, Alles. Nur der größten Sorgfalt: jedermann in ihrer Gesellschaft; aber that, war vorher überlegt; nichts that Sie that Alles einzig für ihren Mann, ihm geneigt werden, mit Bescheiden helfen; darum stiftete sie beirte. Aber nicht genug, ihr San

Mann Erholung seyn und Schauspiel; denn in der That machte er daselbst nur den laien, stummen Zuschauer. Bis auf einige feine Bemerkungen, die er hier und da anbrachte, überließ er seiner Frau ganz die Führung des Gesprächs. Sie that ihr mögliches, besaß aber keineswegs den Ton der gefälligen Unterhaltung bei Tische. Kein Scherz, kein Einfall, kein Wortblitz weckte Geist und Rede. Stockte das Gespräch, so suchte sie unruhig den Grund in unserm Auge; doch ihre Blicke unterhielten sich gewöhnlich auf eigene Kosten, und erließen ihrem Wirth die Mühe, liebenswürdig seyn." — Sie starb zu Copet im Jahr 1791, und ist die Verfasserin folgender Werke: 1. Des Inhumations précipitées, 1790; 2. Mémoires sur l'établissement des hospices; 3. Reflexions sur le divorce 1793. Sie behauptet den Grundsätzen der protestantischen Religion entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehen. Man findet im Ganzen in dieser Schrift mehr Gefühl als Raisonnement und ist eine schwülstige, überladne Schreibart; 4. Mélanges extraits des manuscrits de Mad. Necker, 1798, 8 Bände, nach ihrem Tode herausgegeben. Im Allgemeinen findet man in allen ihren Werken, viele wahr und feine Bemerkungen, schöne Darstellungen, verständige und gut ausgedrückte Rathschläge. Dagegen sind aber auch eben so bedenkliche Mängel nicht zu verkennen.

Negatio heißt so viel als verneinend (aus dem Lateinischen von negare, Nein sagen). So sagt man z. B. im gemeinen Leben, etwas negativ beantworten und dgl. — In einem höhern und philosophischen Sprachgebrauch bedeutet negativ dasjenige, was, ohne selbst irgend etwas zu bestimmen, bloß etwas andres Bestimmtes (oder Positives) ausschließt. So sind z. B. Mensch, schwarz, klug etwas Bestimmtes, es sind positive Begriffe; die negativen Begriffe davon sind Nicht-Mensch, Nicht-schwarz, Nicht-klug. Indem ich einen dieser negativen Begriffe setze, gebe ich schlechterdings nichts bestimmtes; ein Nicht-Mensch kann ein Tisch, ein Buch, ein Haus u. s. w. seyn; ich schließe bloß den positiven Begriff Mensch aus. Es ergibt sich hieraus, daß eine solche negative Vorstellung ohne etwas entgegenstehendes Positives (oder Bestimmtes) nicht gedacht werden kann. — Negative Urtheile sind in der Logik (der Wissenschaft von den Regeln des Denkens) solche, in denen ausgesagt wird, daß das Mannichfaltige oder Materielle (der Stoff) des Urtheils sich nicht im Bewußtseyn vereinigen lasse. So ist z. B. „Cajus ist nicht weise“ ein negatives Urtheil. „Cajus und weise“ ist das Mannichfaltige oder die Materie des Urtheils. „Ist nicht“ enthält die Form und zeigt an, daß die beiden Vorstellungen von Cajus und weise nicht zusammengedacht werden sollen.

N e g e r. So nennt man eine Menschenrace in Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes krauses Haar, flatten-Hirnschädel und schwarze Farbe bemerkbar macht, und hauptsächlich auf der Nordwestküste von Afrika, in Nigritien, Ober- und Unter-Guinea, Monomotapa, Aethiopien, Sossala, Mons, Emugi und Zanguébar gefunden wird. Diese Menschenrace ist vorzüglich dadurch merkwürdig geworden, daß, als die ursprünglichen Bewohner Amerika's und besonders Westindiens durch harte Behandlung der Europäer so sehr vermindert worden waren, man auf den Gedanken gerieth, Neger an der Küste von Guinea aufzukaufen und nach jenen Gegenden, wo man ihrer zu den Pflanzungen und andern Arbeiten bedurfte, hinzuführen. Indem wir, was diesen seit 200 Jahren getriebnen Handel betrifft, auf den Artikel *Sklavenshandel* verweisen, bemerken wir in Hinsicht der Neger selbst noch Folgendes. Man hat in neuern Zeiten

the über die ursprünglichen Anlagen und die Bildungsfähigkeit der Neger geschrieben. Diejenigen, welche, wie Osiander, verschiedene Völkerstämme behaupten, suchen sowohl aus der physischen Organisation, als aus den Leistungen der Neger zu erweisen, daß sie mit den vollkommenen Culturzustand werden erreichbaren Nationen, den andern gänzlich organisierte Nationen, als z. B. die christlichen Völkern, entgegen stehen. Und in der That ist nicht zu läugnen, daß schon die erste Bildung der Neger in Afrika viel schöner und edler ist. In Ägypten sind die Neger indolent, nachlässig, und scheinen, wie die arabischen Nationen, nur zu mechanischen Arbeiten geschickt. Eben so Beschreiber der Neger einige Fälle von Entmündigkeit, Geisteskrankheiten, unheilbarer Liebe und Abhängigkeit an das Vaterland anführen, so vergessen sie, daß diese Eigenschaften, welche zum Theil im höhern Grade bei gewissen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Wenn sich auf einem Schwatze von 230 Neger einmal 25 fanden, welche arabisch schreiben konnten, so beweist dieses nur das mechanische Talent dieser Menschen. Schon Osiander mag wohl der Meinung gehabt haben, der schon sagte: Les Nègres ont du génie. Aber wollen wir glauben, daß derselbe schreibe: Les hommes sont toujours bornés et complaisants, ohne daß wir jedoch hierin Beweise einer höhern Cultur legen können. Die Uebel der despotischen Verfassung der kleinen Regentümer, in welchen der Despotismus der kleinen Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, sind zwar durch die Neger der Sklaverei vertrieben worden; allein sie waren doch schon von Anfang an vorhanden, und schwerlich möchten die Neger, sich selbst befreien, zu einer erträglichen Verfassung kommen. Seit mehreren Jahren hat sich in England eine afrikanische Gesellschaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zweck hat. Die Frage, ob die Neger einen hohen Grad von Perfectibilität besitzen oder nicht, darf wenigstens auf die Abschaffung des Sklavenhandels keinen Einfluß haben. Die mannigfachen Nationen der Neger sind: die Wandlagers, ein zahlreiches Volk, das sich von der Küste wahrscheinlich bis zum Ursprung des Senegal hinzieht; die Jaloß oder Qualoß an der Nordküste des Senegal in Senegambien; die Dahomey, Reichthümer und Araber der Guineen, wozu auch noch die Karonen in Ober-Guinea, wozu und das Land vom Cap Capoten; die Anussas im südlichen Theil von Kongo; die Jaloß verwechselt werden, von Jaloß der Kaffern; die Galla's, Dialekt übereinstimmend, bilden den Cabre an den Grenzen von Kongo besitzt seit 1537 die südliche Jaloß und Jaloß in Kongo & Senegal in Senegambien, aus werden; die Galla's in Kongo bilden die Hauptstämme der Jaloß dieser Nation in Kongo, in Kongo, wo sie unterworfen; in dem größten Theil von Kongo und in dem südlichen

heimen. Daß sie als Sklaven sich in den meisten europäischen Colonien in Amerika befinden, ist schon bemerkt. Hier führen viele von ihnen, denen es gelang, sich in Freiheit zu setzen, in einem wilden und unabhängigen Zustand, da, wo unzugängliche Gebirge und Waldungen es erlauben, einen kleinen Krieg mit der benachbarten Civilisation.

Neigung. Angeborene Neigung. Daß die Neigungen auf dem Vermögen der Seele, zu begehren, beruhen und eine Art der Begehrungen seien, wird allgemein angenommen. Nicht so einstimmig sind die Bestimmungen dieses Begriffs. Kant erklärt die Neigung als eine *habituell* (d. i. zur Gewohnheit) gewordene sinnliche Begierde. Abgesehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von *starken*, sinnlichen Begehrungen gebrauchen sollte, so geht nicht jede Neigung bloß auf das Sinnliche an einem Gegenstand (z. B. Liebe, Freundschaft), wohl aber überhaupt auf einen individuellen Gegenstand, oder eine bestimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel.) Wir möchten daher die Neigung lieber bezeichnen als die positive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenstandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, sondern nur dem Menschen Neigungen beigelegt werden dürfen; denn das Thier wird inständig zu dem Gegenstande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menschen aber, dessen Trieb die Befähigung des thierischen Instincts abgelegt hat, und in dem die Willkür hervortritt, vermöge welcher sich das Individuum mit Bewußtseyn für den individuellen Gegenstand entscheidet und an ihn gewöhnen kann, entsteht die Neigung (*Inclinatio*), die, wie das Wort andeutet, nur in *Sinne* eigen ist, das auf dem *Gewichte* (Interesse) beruht, welches in dem mit Willkür begabten Geiste nach Maaßgabe seiner ganzen Entwicklung und Bildung ein vorgestellter Gegenstand empfängt. Dagegen ist auch die Neigung, so wie die ihr entgegensetzte Abneigung von dem ganzen übrigen Leben und Wesen eines Menschen abhängig, und gehört zu seinem psychologischen Charakter; und daher haben wohl Einige (obschon unrichtig) den innern fortdauernden Grund etwas zu begehren oder zu verabscheuen, statt der Begehrung selbst, Neigung oder Abneigung genannt. In dem hier von uns entwickelten Sinne kann es nun keine angeborenen Neigungen geben, indem kein Mensch eine entschiedene Hinneigung zu einem individuellen Gegenstand, als solchem, mit auf die Welt bringt: — denn ihm mangelt noch die Willkür, Erkenntniß und Bewußtseyn; — auch ist die Begehrung des Menschen nicht mit seiner Geburt habituell. Man müßte also, um angeborene Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem sehr weiten Sinne nehmen und so verstehen, daß es Neigungen gebe, welche in der besondern Anlage des Menschen, z. B. in der individuellen Beschaffenheit des Körpers, mit welcher der Mensch geboren wird, wenigstens mittelbar ihren Grund haben; aber eben so den Ausdruck Neigung in einem sehr unbestimmten Sinne, für menschliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechseln, dann könnte man den Trieb eine angeborene Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Neigungen nehmen wir erst wahr, wo der Mensch sich geistig zu entwickeln anfängt, und sein Wesen immer bestimmter wird; Triebe zeigen sich mit der Geburt. — Durch fortwährende Gewöhnung wird die Neigung zum *Hang*, wenn sie immer wiederkehrt und ihren Gegenstand nicht ändert. Der Hang ist eine beständige, fortdauernde Neigung. Von der Leidenschaft unterscheidet sich die

Mengung dadurch, daß sie sowohl starr ist, verbunden werden kann, so mehrere Neigungen wohl neben einander bestehen; die Leidenschaft für eine herrschende, überwiegende oder andre Interesse verschlingende od. durch fortwährende Erwählung fast unwillkürlich gewohnheitsmäßig ist, wodurch, was der Name andeutet, die Existenzdurst ist beseitigt, oder der Wille gestirbt und ungedruckt steht, und die Lust in dieser Hinsicht mehr leidlich verhält.

Nekrolog, Nekrologie, aus dem Griechischen, wo es aber nicht ein Todtenverzeichnis bedeutet, sonnt man die Nachrichten von im Leben verstorbenen merkwürdigen Männern. Im höchsten Grade die Nekrologie, welche die verschiednen Evidenzen betrifft. Im Deutschen: der von Epitaphen hervorgehende Nekrolog besonders gemeint werden. In den Büchern und gelehrten catholischen Eustungen nennt man Nekrolog das Verzeichniß der Tode, Verstorb. und Begräbnisse, welches durch Epitaphien und Vermächtnisse besonders um die Ewigkeit verdient gemacht haben.

Nekromantie, aus dem Griechischen von *nekros* = todt (und *mantia* sagt man), bezeichnet im Alterthum das Vorhersagen der Zukunft durch Betrachten der Tode, und war eine Art der alten Divination. Darius kam darauf, wie sehr alle abergläubisch schauerndes verbrachte, aus dem Grunde, und verlor sich in das gewöhnliche Wahnen. So lange wir aber die Entzückung beirungen, was der Nekromantie nennen, und seinen Uebergang aus Etern und Argosern in die irdischen Etern nach seine vollständigen und gewöhnlichen Zustände haben werden, so lange werden wir auch nicht am Ende sein, in unterschiedlichen Begriff, des Verschwindens und mannigfaltigen Wesens der alten Nekromantie genau anzugeben. Lange haben zwar gewußt, daß die Nekromantie nicht erst aus Argosern oder Etern nach Griechenland gekommen, sondern in diesem Lande selbst entstanden ist. Dies dürfte jedoch schwer zu beweisen sein. Der erste griechische Gedächtniß, der dem wir ein Beispiel der Nekromantie finden, ist Homer, 7 im ersten Buch seiner Odyssee den Egeien des Tithonus am Ende aus der Unterwelt hervorgerufen wird. Die Gedächtnisse, welche sich beschrieben werden, enthalten durchaus nichts wunderliches, und stehen im Grunde bloß in einem mit besonders Germaßen verbundenen. Die Beschreibung dieser Nekromantie beim Homer beweist offenbar schon, daß diese Art der Divination selbst schon sehr früh in Griechenland üblich gewesen seyn muß. In welchem Alter dieses Landes gab es Todtenbücher, deren Abtragung sich in das Dunkel der Ewigkeit verlor, und trübte die Sage vom Hervorgehen des Oedipus in die Unterwelt ist von einigen auf Nekrolog von dem hohen Alterthum dieses Landes abgeleitet, ob der entsprechende Ausdruck, sie legen in sich bedeutet, als sie hätten ein Todtenbuch in Griechenland die Nekromantie unter mehrere Personen in Lauseln ausgebreitet, dem Vaterlande aller Götter *Argos* (Herkunft der Egeien) Gedächtnisse dabei anwandten. Da in spätern Zeiten in diesem Lande dem im Grunde dem griechischen Lande und aus Etern kam, eine Idee

den empfindlichsten und widerlichsten Handlungen verleitet wurden. Es rissen sie halbtodtbrannte Menschen vom Scheiterhaufen, begaben andre lebendig, schnitten unzellige Früchte aus dem Mutterleibe u. dergl. Oft schlachtete man Menschen, um ihre Geister, noch ehe sie zur Unterwelt hinabsteigen konnten, zu befragen. In so fern die hervorgerufenen Schatten (und dieses war die alte und gewöhnliche Sitte) sich dem Beschwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch *oniomantia*, und *ψυχμαντεια*, d. h. Wahrsagen der Schatten (*ομιαι*) oder abgeschiednen Seelen (*ψυχαι*). Erst zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man sich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man bloß die Stimme des Abgeschiednen aus dem Grabe hervorkönnen hörte.

Nelson (Horatio), Lord Viscount, einer der tapfersten und siegreichsten Seehelden in den brittischen Annalen, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelson von Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk, und daselbst im September 1758 geboren. Sein Schulumterricht, den er zu Norwich und North Walsham empfing, wurde schon in seinem 12ten Jahre unterbrochen, indem sein Oheim Suckling, Capitain des *Raisonable* von 64 Kanonen, ihn als Midshipman an Bord nahm. Dieses Schiff wurde in Folge des Streites mit Spanien über die Falklandinseln mit ausgerüstet, und obwohl dieser Zwist bald beigelegt wurde, so gewann doch Nelson in der kurzen Zeit eine entschiedne Vorliebe für das Seeleben. Sein Oheim gab ihn daher zu dem Capitain James Woffindienfahrers, der eben in See gehn wollte. Mit ihm machte der Jüngling seine erste Seereise, von der er 1772, mit mancher Kenntniß bereichert, zurückkehrte. Bald darauf nahm Capitain Suckling ihn an Bord seines Schiffs, the *Triumph*, welches damals in Chatham lag. Hier war sein Hauptgeschäft, den Tunnel in den Canal der Themse zu führen. Die im Jahr 1773 ausgerüstete Expedition, um möglichst weit gegen den Nordpol vorzudringen, wirkte so mächtig auf den unternehmenden Geist des jungen Nelson, daß er seinen ganzen Einfluß bei dem Capitain Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um sein Cockswain (Führer des Vessels) zu werden. Dies gelang ihm, und er ging im demselben Sommer mit der Expedition ab, deren Resultate der Welt bekannt sind. Als Nelson von dieser Reise zurückgekommen war, verschaffte ihm sein Oheim eine Station unter Capitain Farmer, der ein Schiff in dem unter Sir Edward Hughes Befehl nach Ostindien bestimmten Geschwader führte. Er segelte dahin; da aber das Klima nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn nach England zurückgehen zu lassen, wo er 1776 ankam. Obwohl er damals erst achtzehn Jahr alt war, so hatte er doch schon bedeutende Erfahrungen zur See gemacht, und wurde im September desselben Jahrs ausgewählt, als Lieutenant an Bord des Worcester von 24 Kanonen zu dienen, mit der Bestimmung nach dem mittelländischen Meere. Nelson blieb bis zum April 1777 in See; bald darauf bestand er die Prüfung zur Lieutenantstelle und wurde sogleich als zweiter Lieutenant auf dem Worcester von 32 Kanonen angestellt. Dieses Schiff kreuzte vor Jamaica, und zwang, bei einem heftigen Sturme, einen Amerikaner, die Segel zu streichen. Der erste Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffs gehen sollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu gefährlich fand. Unwillig rief der Capitain: „Habe ich denn keinen Offizier, den die Priße bestiegt?“ — Der Schiffmeister wollte ins Boot springen, als Nelson ihn mit der

Aeußerung ausdrückt, die Reibe sey an ihm. Seine Beschäftigung überwand alle Schwierigkeit. Er erhielt darauf das Commando zu der Fregatte gehörigen Schahers. Im J. 1775 nahm ihn Sir Peter Parker, der ihn schätzte und liebte, als dritten Lieutenant an Bord seines eignen Flaggeschiffs, und machte ihn in kurzer Zeit zum ersten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahres gab er ihm das Commando der bewaffneten Brigg Badger, mit welcher er zur Beförderung der Honduras Bay und der Mosquitoküste kreuzte. Im J. 1779 wurde Nelson Postcapitain, und erhielt bald darauf den Befehl des Hohenbros. Die Unternehmung gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika, welche im J. 1780 von Jamaica ausging, gab Nelson die erste Gelegenheit, seinen kriegerischen Muth zu zeigen; aber er wie, wie alle seine tapfern Gefährten, eine Beute des unter diesem hitzigen gewöhnlichen Fiebers geworden seyn, wenn er nicht nach Jamaika wäre berufen worden, um daselbst das Commando des Janus von 14 Kanonen zu übernehmen. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieses Commando's, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, segelte den nächsten Frühling nach Quebec und kreuzte den Sommer vor Boston. Bei Wandrerung des Winters wurde er nach New-Port beordert, von wo er zu Lord Hood in Westindien stieg. Nichts Merkwürdiges besorgte ihm bis zum Frieden 1783. Im März 1784 wurde er zum Posten der Fregatte Porcas berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inseln unter dem Winde bestimmt war. Die Strenge, mit der er die Navigationsacte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Proceß auf Schadenersatz, in welchem er als losgesprochen wurde. Im J. 1787 verheirathete er sich zu Paris mit einer Westindierin, der Witwe des Doctors Nesbit, und kam noch in demselben Jahre nach England zurück. Hier führte er zu Paris ein häusliches und zurückgezogenes Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochne Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er bekam das Commando des Norfolk von 64 Kanonen. Man führt, um seine Ein-

nesart zu be-
 als Mission
 „Drei Dinge
 stets blindlin
 ihre Zweckm
 keinen Feind
 du jedem Fri
 nach dem mi
 von dem er t
 Neapel geschi
 desselben jeme
 vaterlands von
 Truppen nach
 Einnahme so
 hatte er das
 Rückkehr nac
 schen Meere
 bekam zufällig
 mit er so wi
 nöthigten er
 (ent) im No
 zum Commodor

nenen. In der Schlacht vom 14ten Februar 1797 bei dem Vorgebirge St. Vincent that sich Nelson auf das glänzendste hervor, und trug wesentlich zu den großen Erfolgen dieses Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 84 und ein andres von 112 Kanonen, und empfing auf dem Verdeck des letztern den Degen des spanischen Capitains. Ihm wurde dafür der Rang eines Contreadmirals und der Bathorden zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garnison von Porto Ferrajo abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er das Commando des innern Blockadegeschwaders vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches spanisches Schiff in dem Hafen von Santa Cruz liege, wurde Nelson im Juli 1797 mit drei Linien Schiffen und einigen Fregatten abgeschickt, die Wegnahme desselben zu versuchen. Obgleich die Unternehmung mit großer Klugheit geleitet wurde, so schlug sie doch fehl, da die Spanier zu wohl vorbereitet waren. Nelson selbst, der sich dem furchtbarsten Feuer aussetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm, und mußte sich der Amputation unterwerfen. Um seine Wunde zu heilen, kehrte er nach England zurück, und erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld von 1000 Pfund. Im folgenden December wurde ihm befohlen, seine Flagge am Bord des Vanguard aufzustecken, und ins mittelländische Meer zu gehn; er traf im April mit Lord St. Vincent vor Cadix zusammen. Nelson bekam den Auftrag, mit einigen Schiffen Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, seine Station zu verlassen, war die französische Flotte ausgelaufen. Am 8ten Juni stieß Capitain Crowthbridge, den Lord St. Vincent augenblicklich zu Nelsons Verstärkung detachirt hatte, mit acht Linien Schiffen zu ihm, und dieser eilte, die französische Flotte aufzusuchen. Die in Sicilien eingezogenen Nachrichten wiesen ihn nach der ägyptischen Küste; er kam daselbst früher als die Franzosen an, und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Aegypten gesegelt sey, eilte zum zweiten Mal dahin, fand sie bei Abukir vor Anker, und lieferte ihr jene denkwürdige Schlacht, die mit ihrer gänzlichen Zerstörung endigte. (S. Abukir.) Sie hatten die Briten einen vollständigen Sieg zur See ersochten; die politischen Folgen desselben waren außerordentlich. Der Dank beider Häuser, seine Erhebung zur Pärwürde unter dem Titel Baron Nelson vom Nil und eine Pension von 2000 Pfund waren die wesentlichen Beweise von der Dankbarkeit seines Fürsten und Vaterlandes. Von dem türkischen Kaiser erhielt er eine Aigrette von Diamanten nebst einem kostbaren Pelz, von Kaiser Paul dessen in Diamanten gefaßtes Bild, eine goldne Dose und ein eigenhändiges Schreiben, und von dem Könige von Neapel und Sicilien mehrere reiche Geschenke. In Neapel wurde Nelson mit großen Festlichkeiten empfangen, und offen erklärte sich dieser Hof gegen Frankreich. Allein das Glück entschied sich für die Franzosen, und Nelson führte, als er die Hauptstadt bedrängt sah, die königliche Familie nach Palermo über. Sein Eifer war eben so unbegrenzt, als seine Anhänglichkeit an den neapolitanischen Hof. Als daher bald nach der Umschaffung des Königreichs Neapel in die parthenopäische Republik eine Gegenrevolution sich vorbereitete, wirkte Nelson kräftig mit, und beorderte den Capitain Crowthbridge, in der Bay von Neapel zu kreuzen, und die umliegenden kleinen Inseln wegzunehmen. Am 24. Juni 1799 erschien Nelson selbst in der Bay, vernichtete den von dem Cardinal Ruffo und dem Comodore Foote mit den Republikanern eingegangenen Waffenstillstand, zwang die Forts zur Uebergabe, und ließ

Nelson

Napoleon als Rebellen gegen ihren König betrachteten: es
 ist, das mit Recht getadelt worden ist, wie überhaupt Nelson
 und Neapel unter einem für seinen Ruhm nicht günstigen
 gestanden zu haben scheint. Nachdem Lord Keith das Kom-
 mande im Mitteländischen Meere erhalten hatte, reiste Nelson über
 nach Deutschland, schiffte sich zu Lubeck ein und kam nach
 vierzehntägiger Abwesenheit am 6ten November 1800 zu Danzig
 heim. Bald wurde er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen.
 ersten Tagen des J. 1801 wurde er Vizeadmiral der Flotte
 und bald erhielt die seine vom Earl Jelfs von St. James,
 erst erobert hatte. Das englische Cabinet beschloß damals, um
 die Vereinigung zu trennen, eine große Flotte unter Co-
 arker in die Nordsee zu schicken; Nelson willigte ein, als be-
 im Commando der Unternehmung beizutreten. Er schiffte sich
 auf dem Hr. Georg von 74 Kanonen auf. Die Flotte sollte
 den Sund und kam vor dem Hafen von Copenhagen am
 29. April und Blockschiffen und aufgedehnten Batterien ge-
 Nelson erhielt den Befehl mit 22 Linien Schiffen und mehreren
 in einen Angriff zu machen. Nach einem fünfständigen Ge-
 dem beide Theile an Heldenthaten weichen ließen, war der ganz be-
 dänischen Flotte gesiegen. Nur die Landbatterien und die
 am Eingang des Hafens waren noch unversiebt; aber auch da-
 der waren zwei Schiffe gestrandet, und mehrere drohte zu sinken.
 In diesem kritischen Augenblick landete Nelson einen Partee
 ab mit dem Meerbrücken, den Kampf einzuführen, um die
 Flotte zu retten, sonst müßte er die genommenen Batterien in
 geben, ohne die tapfern Verteidiger derselben retten zu können.
 Vorstoß ward angenommen; Nelson kam ans Land, befehligte
 dem Kronprinzen, und setzte die Präliminarien zu einem Fe-
 der den Streit beilegte. Nachdem er auch mit Schweden
 in Frieden sich verständigt hatte, kehrte er nach England zurück. Für
 Dienste bei dieser Unternehmung wurden durch die Erhebung zu
 eines Viscounts belohnt. — Als bald darauf die Rüstungen auf
 n, die Flotte in England besorgte wegen einer fremden
 g erwecken; wurde Nelson zum Oberbefehlshaber einer ge-
 desordneter und beachtend Baroneten Geschwaders und der
 aborigen Flotte von Kanonenschiffen u. s. w. ernannt. Er be-
 die französischen Gahr-
 haben, das er den 18ten
 von England gewährte Fl-
 auf neue begannen, tra-
 zum das Commando im-
 er, mit seinem Flaggschiff
 gegenwärtig mußten die
 verschmähte eine enge
 theil zu geben. Ein
 Der französische Admi-
 nalen Flotte Toulon, er
 er vor Cadix, und segel-
 wehrte war, eilte er
 er Schnelligkeit den an-
 der 2. d. d. Flotte von sei-
 g angetroffen hatte.
 , daß die französische Fl-

mit dem Admiral Calder wieder in Cadix eingelaufen sey. Im September stieß Nelson mit dem Victory zu Collingwood vor Cadix und übernahm das Obercommando. Endlich den 19ten October lief die französisch-spanische Flotte von neuem aus; sie segelte von Nelson mit siebenundzwanzig Linienschiffen verfolgt, am 20ten, dreiunddreißig Linienschiffe stark, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21sten früh um 1 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar sich auf Schußweite genähert. Die größte Seeschlacht der neuern Zeit erfolgte, und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier und Franzosen. (S. Trafalgar, Schlacht bei.) Nie wurde ein größerer und vollständigerer Sieg zur See errungen. Aber als der bereits für die Engländer entschiedene Kampf noch am lebhaftesten entbrannte, traf ein unglücklicher Musketenschuß aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffs, mit welchem das englische Admiralschiff engagirt war, Nelson in die Schulter, drang durch die Lunge, und verschmetterte das Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzt, daß keine Rettung möglich sey. Noch erkundigte er sich angelegentlich, wie die Schlacht stehe, schelte, als er vernahm, daß schon zwölf feindliche Schiffe gestrichen hätten, und verschied als ein christlicher Held in freudiger Hoffnung, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt sey, die englische Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Der Leichnam des gefeierten Helden wurde in der St. Paulskirche mit dem seinen hohen Verdiensten angemessenen Gepränge bestattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren in dem Gefolge. Das dankbare Vaterland ertheilte den Verwandten des Verstorbenen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf seinen Bruder über.

Nemeische Spiele. Die nemeischen Spiele, welche mit den olympischen, pythischen und isthmischen zu einem Vierjahrespunkte von Griechenland dienten, hatten ihren Namen von dem kleinen Ort, wo sie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemes) im Argolis, einer Landschaft des Peloponnes. Ihre Entstehung hatten sie nach der Sage in Leichenspielen, die zu Ehren des im seiner frühen Jugend von einem Drachen getödteten Opheltes, welcher nachher Archemorus hieß, und ein Sohn des Lyrurgus und der Eurpydice war, gehalten wurden. Leichenspiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Personen waren be-
sonnentlich im Alterthume gewöhnlich genug. Die des Opheltes hätten, wenn jene Sage von der Entstehung der nemeischen Spiele gegründet ist, nur das eigenthümliche, daß sie auch in der Folge von Zeit zu Zeit und zwar alle drei Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage hingegen waren die nemeischen Spiele vom Hercules nach Befiegung des nemeischen Löwen, der in einer Entfernung von funfzehn Stadien von Nemea eine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter gestiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt diese beiden Sagen dahin, daß die nemeischen Spiele zwar aus den Leichenspielen des Archemorus entstanden, aber vom Hercules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden seyn sollen. Da die nemeischen Spiele weniger feierlich und bescheiden waren als die olympischen und pythischen, so hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu bestimmen (wie man sie bekanntlich nach Olympiaden und Pythiaden bestimmte), nie allgemein und gebräuchlich werden können. Indessen gibt das Chronicon des Eusebius das alte Jahr der 53sten Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemeischen Spiele selbst waren theils gymnastisch (körperlich), theils musikalisch (geistig), und da sie in ihrer Einrichtung den berühmten olympischen gleichen, so verweisen wir deshalb auf den Artikel, worin von den olympischen Spielen die Rede seyn wird. Die Kampfrichter

(Agonothetes) bei den nemesischen Spielen waren aus Weib, Kind und Fortia gewählt und trugen zum Andenken des Ursprungs der Just schwarze Trauerkleider. Sie waren berühmt wegen ihrer strengen Bescheidenheit und Unparteilichkeit, welche so weit ging, daß sie eine schon erkannte Ungerechtigkeits durch Erhebung eines schon verurtheilten Kämpfers wider gut machen. Anfangs war der Preis des Siegers in der Form eines Kranz von Oelzweigen, später von grüner Eide.

Nemeß. Eine philosophisch-moralische Auseinandersetzung der oft sehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen der Eide verband, hat Herder in den zerstreuten Blättern (2, 221) und eine mehr historisch-kritische Denke im N. deutschen Merkur (1810, Stück 7) versucht. Die Nemeß ist die Eide des Muths und der Einbildung, der Vergeltung, der Fälschung der Begierden, die Fälschung der Ueberrumpelung und des Stahls, die Fälschung der Ehren und Ehre gegen Andere, die Fälschung des Gleichgewichts zwischen dem ja Fälschen und dem ja Unglücklichen; die Fälschung der aus dem Muth entstehenden Ueberrumpelung. Ein besonderes Merkmal ist, daß sie die die den Todten schuldigen Ehrenbezeugungen macht, weshalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Fest Nemeß heißt. Die Angabe ihrer Genealogie ist so mannichfaltig, wie bei den meisten mythologischen Personen. Bald ist sie eine Tochter des Erd und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Luft (die Eide der Fälschung), bald des Ozeans und der Nacht, bald des Jovis und der Nothwendigkeit. Sie wurde abgebildet in der Gestalt einer menschlichen Frau in der Tunika und dem übergeworfenen Polos, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirt und eine Victoria abgebildet sind. In der linken Hand hält sie bald eine Schale, bald einen Baum, bald einen Eichenzweig, zuweilen hat man auch das Glückrad und einen Pfeil daneben in ihren Händen. Auf Münzen erscheint sie auf einem mit zwei Greifen besetzten Sockel, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Eichenzweig auf dem Haupte. Im kleinern erscheint sie geflügelt. Wie sonst gewöhnlich und ungeachtet ihrer Vertheilung war, steht man aus der Brust der Münzen und Gemmen, auf denen sie erscheint. Sie führt auch den Namen Nemeß, von Nemeß, welcher ihr, nach der einen Sage in Nemeß, nach der andern in Nemeß, den ersten Tempel errichtete. Da bei Abamud, einem Fle von Marathon entfernt lag, demselben parischen Marmor, dazuhörte, um damit ein Bild der Eide Nemeß als Barbaren errichtet habe, so Abamud. Ob sich auf der Erwähnung und Abbildung Nemeß bezieht, ist noch ungewiß den diejenigen Sagen, welche Jovis aufzählen, der sie in die sie ein Ge gebat. Ob und wo die bei dem Begriffe der Nemeß, gebat in den vielen an Mythologen.

Remdorf, ein Dorf i Schwarzburg im Weichselthal, Schwarzwasserflusses berühmt ist.

Landstraße, welche von Hannover in die Grafschaft Lüne und das Fürstenthum Minden führt und die umliegende Gegend ist von der Natur besonders begünstigt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt in einer Schrift vom Jahr 1546 dieser Bäder als sehr alt. Die jetzigen Gebäude und Anlagen wurden erst in den Jahren 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht. An schönen Spaziergängen fehlt es nicht. Der Brunnenarzt hält sich vom Mai bis zum September hier auf. Ungeachtet das Wasser kalt aus der Quelle kommt, gefriert es doch im Winter nie. Es riecht wie faule Eier und schmeckt durchdringend schweflicht, balsamisch, gelind bitterlich, etwas salzig. Die Farbe desselben ist in der obern Quelle nach Beschaffenheit der Bitterung bald hell und klar, bald milchicht, bläulich, grünlich und schwärzlich, hingegen in dem untersten sogenannten Trinkbrunnen meistens klar. Seinen Nutzen zeigt es in Brustbeschwerden, verschiedenen Hautausschlägen, ausbleibendem Monatsfluß, in Hämorrhoidalbeschwerden, Eacherie, Bleichsucht, Sicht, Lähmung, Steifigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung. Es zertheilt den Schleim in Magen und Gedärmen, ist überaus reizend und blutreinigend, löst die sauern gallichten, in Magen und Gedärmen stockenden Säfte auf, dämpft die widernatürliche Säure in dem Magen, geht zu den feinem Theilen des Körpers über, löst den zähen, stockenden, die Gefäße verstopfenden Schleim auf, und führt ihn durch die Drüsen des Schlundes, der Luftröhre, der Nase, des Afters, der Urin-, Mutter- und Hautgefäße ab. Es ist sehr wirksam in Hypochondrie und Hysterie, bei geschwächtem Appetit, Eodrennen, Magenkrampf, schwerhafter Spannung des Unterleibes von Blähungen, Magenhuften, Hartleibigkeit, Schleimhämorrhoiden, weißem Fluß, Schwindel, Kopfschmerz, Ohrensausen, Herzklopfen, schleimichter Engbrüstigkeit, gewissen Arten von Bluthusten, schleimichter Lungenfucht, bei Krankheiten von Verstopfung der Drüsen, der Eingeweide und des Unterleibes, der Leber und der Milz, in oft wiederkehrenden katarthallischen und rheumatischen Zufällen, bei Kopf-, Zahn- und Gliederweh, Schnupfen, hechtenartigen Ausschlägen und Rauhigkeit der Haut, in Leukopblegma und anfangender Wassersucht, in Wurmfkrankheiten, Podagra, Krämpfen, Epilepsie, Hämorrhoidalzufällen, Verstopfung und Unregelmäßigkeit der monatlichen Reinigung, hartnäckigen Hautkrankheiten, Drüsenverstopfungen, Brustbeschwerden, eingewurzelten Katarthen, vergifteten venerischen Zufällen, ebsartigem weißen Fluß und dergl. mehr.

Renner ist diejenige Zahl in einem Bruche, welche das Ganze nennt oder anzeigt, von welchem ein oder mehrere Theile genommen werden sollen, während der Zähler anzeigt, wie viele Theile von diesem Ganzen genommen werden sollen. Der Renner eines Bruchs wird unter den Zähler geschrieben und durch einen Strich davon getrennt. So ist z. B. in dem Bruch $\frac{9}{10}$ die Zahl 10 der Renner, indem sie das Ganze nennt oder bezeichnet, von welchem etwas genommen werden soll. Die Zahl 9 ist der Zähler, indem sie anzeigt, daß 9 Theile von jener Größe (10) genommen werden sollen.

Neologie (aus dem Griechischen) bezeichnet ursprünglich eine Sprachneuerung. In jeder geschlossenen Sprache, in jeder Literatur, die eine classische Epoche aufzuweisen hat, sind die Kritiker äußerst streng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums suchten Grundsätze darüber aufzustellen, in wiefern die glückliche Kühnheit des Genies sich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen ist man nirgends so streng gegen Neologien, als in der französischen; selbst

Esam, denn sie ist jenseits die der Frau von Pank, einen großen Reichthum von Schmucke haben. Die Namensähnlichkeit gegen Vindobona findet sich in den beiden vorangewiesenen Endpunkten der Bildung der Sprache, einmal in der ersten Periode, wo sie noch mit sich selbst kämpft und sich zu bilden und zu strecken strebt, und dann in der letzten Periode des gänzlichen Verfalls des Hochdeutschen. Da man in Panket der ersten Sprache gleichgültiger gegen Vindobona ist als in der deutschen, so ist sogar gewöhnlich ein Gegenstand der Bewunderung sind, so möchte er fragt, ob dieser Umstand ein Zeichen sey, daß der deutsche Dialekt in der ersten oder in der letzten Periode seiner Bildung begriffen sey. — In einer davon abgeleiteten Fiktion bezeugt man mit dem Worte Vindobona Neugierden überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer geringen Bedeutung, von gefährlich, verderblich, verächtlich. Dieser Begriff des Wortes *vindobona* haben sich schon in den alten Sprachen zu *vindus* und *vind* und rührt daher, daß die alten Sprachen in ihrer ersten Periode hauptsächlich auf Erhaltung des Alters, der alten Einnahme, Fährnisse, Verfallung und Staatsverwahrung beruhen, welche durch die Mauerung geschützt werden. Nach dieser Maxime handeln und zu mehrten Einnahme Zweck, welche nach dieser Ursache sehr Verwahrung und Fremden sorgfältig vermeiden. — In der Mitte des vorerwähnten Jahrhunderts brandmarkten die Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen oft mit dem Worte *Nepomuk*.

Nepomuk hl. Johann von Nepomuk (Johannes Nepomukensis), einer der berühmtesten Heiligen und Schutzpatron des Bistums Nepomuk. Er wurde im J. 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, geboren, studierte in Prag, und wurde bald ein berühmter Theologe und Canonikus. Aus geistlicher Demuth und Verschämtheit wollte er kein Bischofthum annehmen, und wurde in der Folge Bischof von der Collegiatenkirche Aller Heiligen, Bischoflicher Almoner und Capellan der Königin. Da einige Herren des Königs Vindobona in ähnliche Treue des erhabenen Bischofs Nepomuk verhöflich gemacht hatten, verlangte der König von Nepomuk den Inhalt der Panken in der Panken zu wissen, und ließ den Bischof auf dem Prager Bergwerk mit ihm verhängen und dann an Händen und Füßen schinden. Am 16. J. in die Panken hingerichtet. Als Märtyrer wurde Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Der Papst Johannes XIII. erklärte ihn nach der vorhergegangenen geistlichen Untersuchung im J. 1323 für einen Heiligen, und diese Canonisation wurde auf Julius Kaiser Karls VI von Benedict XIII. im Jahre 1799 vollzogen. — Man hat sich zu Ehren eine neue Pankenstellung errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen, Verleumdungen und Verleumdungen angebetet. Der Heilige Nepomuk hat in seinen Münden, Panken, sein Panken beschrieben, welches auch in Panken der Sprache von den Jesuiten de Worne beschrieben worden ist.

Nepomuk. Unter Nepomukung Panken eigener Verwandten und Freunde. Es ist der Ausdruck von den Panken (von Nepomuk) und unter diesem Worte von Verwandten, sondern auch von dem, welches auf Kosten des Staats und der Panken allegiert, so auf jede Panken der Panken Panken und Panken so sehr das Panken notwendig immer fort als das Panken, da dies der Panken der Panken.

wählten Fürsten Bekanntschaft blieb, seine Familie aber nach seinem Tode durchaus in den Privatstand zurückkehrte. Daber ging das Bestreben dieser Fürsten immer hauptsächlich darauf, ihren Familien, so viel sie nur konnten, bleibende Vortheile zuzuwenden. Doch auch in andern Einsehn hat man häufig Klagen über Nevolismus gehört, vorzüglich in solchen Ländern, deren Regent nicht selbst gegenwärtig war. Allesdies läßt sich nicht läugnen, daß eine solche ungerechte Bevorzugung von Verwandten und Freunden für diejenigen, die keine solche Familien- oder sonstige Verbindungen haben, sehr drückend sey, ja sogar sehr unrecht, doch darüber als oder etwas außerordentliches überhaupt zu beklagen. Nevolismus ist allerdings ein Exceß, aber ein unermessliches Schrecken in der bürgerlichen Gesellschaft. Es ist sehr merkwürdig, daß jeder zuerst für seine Familie, für seine Freunde zu sorgen sucht, seinen Einfluß zuerst und vornehmlich verwende. Bei Gleichheit der Verdienste jumei kan natürlich staden, daß der Mächtige seinen Verdienste Bekannten und Fremden den Vorzug gebe. Erst nach und freundschaftliche Verbindung bei ihm an Verdiensten; nur der verdiente Mann, der in Leistung steht, vernachlässigt und zurückgesetzt: so ist es zu bildender Mißbrauch, der aber auch nie ganz aus der Welt zu verschwinden wird, und bei dem Ehrgeiz immer werden, die ihn, Privattheil des Besen vorziehen.

Nepos, scheint von den Ägyptern in den di Gott der Pforte gekannt und verehrt, und als so dem alten hebraischen Gott Conus vermischte wurde Ägypter eine Art von Erzmacht bekannnt und mit d theologie bekannnt wurden, tragen sie die in dieser d den Ideen vom Polidon auf ihren Nepos über, Polidon hat verschiedene Namen einer und der Nepos war ein Sohn des Kronos und der Rhea. Er die Art, wie ihn seine Mutter dem Schicksal entzog, daß ihn alle d schlingender Vater seinen Kindern bereitet hatte, sind die Sagen v schieden: nach der einen wird er von Kronos wieder ausgespeien, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verschlucken, und Nepos wird zelmlich erzogen u. s. w. Nach der Einbildung, welche sein Bruder J unter gegen ihren gemeinschaftlichen Vater unternahm, bei dem Nepos ad der Theilung der Welt die Herrschaft über das innere Meer zu. Ob die Sage, daß er mit Herkules mit die Amazonen über den Reich von Asien das Pferd zuerst geschossen, daher entstand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Polidons, einer ursprünglich phänischen Gottheit, von Cecydenen dieses Volks zuerst auf den Af hem des Peloponnes, Asien's und Thessaliens bekannnt worden war, oder id das aus dem Meer geborne Kos sich auf eine eigne Symbolik von Ideen bezieht, muß, wie so viele andere Punkte der alten Mythologie, noch unentschieden bleiben. Er bewegt, beruhigt, erschüttert und bekräftigt das Meer, und selbst zuweilen die Erde. Auf Jakin und Kösche klagen war daher seine Verehrung am häufigsten. Aufser den Delphien und Cecydien waren ihm das Meer und zuweilen auch die Erde zugehörig. In den ältesten Ausprägungen wird er nach, in mehrurchbarer Weise mit seinem Vater abgetheilt. In der Hand hält er den Dreizack, dessen sich schon in den ältesten Zeiten die Cecydier des nurendadischen Meeres zum Schutz und als eines Stützpunkts der d

er als
d mit
is die
i. Wp
pander
n und
lisch.

er die

mit einer Rasse bedienten. Auf einem mit Rössen bespannten Wagen Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Ozean-
Nereus befahrend, vorgestellt. Mit seiner Gemahlin Amphitrite er den Triton und die Rhodé. Die Kinder, welche man ihm beilegt, erklärt man aus der Gemahlin, die durch See-
schlangen Entführungen dem Neptun zuschreiben. Schon Erigé, Kalliope und eine Heldenthat zur See gaben Ansprüche auf einen des Neptun gehalten zu werden. Die Bräuterei, welche dem Neptun beilegt, beziehen sich meist alle auf die Expeditionen auf die Erfassung des Prometheus und die Befreiung leitenden und auf seine Macht, auch Erdboden zu bewegen, er an dem unglücklichen Versuche der Götter, sich gegen ihn zu empören, Theil genommen hatte, wurde er von diesem dem Neptun, in Gemeinschaft mit Apoll dem König von Troja, zu werden. Neptun baute dem Laomedon die Mauer von Troja und den bedungenen Lohn nicht erhielt, schickte er eine Heuschrecke und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojanischen Kriege auf Seiten der Griechen und im Götterkriege vor Troja, fand Apoll gegenüber.

Nereus, ein Untergott d
uhig ist. Er war der al
indern des Ozeans und d
thhaft und milde, als ei
Räsigung, und als einen
Grade als alle Götter. Bei
r, hat er die Gabe zu ver
verwandelt er sich in aller
Ozeans, seiner Gemah
ten (siehe den Artikel Ne
Nereus. Als Paris mit d
r, weissagte ihm, nach dem
lang von Troja. In dem
ichern wird er als ein G
ero (Lucius Domitius
des Caius Domitius A
Agrippina, und wurde z
geboren. Als Agrippina
er von diesem adoptirt u
h Christi. August, der
Isarn, hatte seine Regier
ald geendigt. Nero, der
Isarn, begann mild und e
Erziehung bekommen. Zu
und Grundsätzen ausgerü
bilden, während Seneca
ur bekannt machte. Der
wartungen, die man sich
konnte. Als man ihn
e, äußerte er den Wunsch
jährige Herr der Welt z
lien. Die Schmuckelstir
jus brachten einen Quars
en schien, bald zum Mord
des Claudius, zu dessen

Agrippina den Thron bestiegen hatte, vergiften. Bald überließ er sich den größten Ausschweifungen. Er ließ Agrippina, seine Mutter, ermorden. Diejenige Leidenschaft, welche über alle andern bei ihm die Oberhand hatte, war die Begierde, für einen großen Künstler in der Musik gehalten zu werden. Er ließ sich öffentlich hören, und ausgetheilte Soldaten mußten diejenigen beobachten, welche nicht geneigt schienen, seine Stimme und sein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Heer von Künstlern in seinem Gefolge ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieses Landes die ersten Preise. Als Frau gekleidet heirathete er den Pythagoras und später den Doryphoros. Als Mann heirathete er den Sphorus, einen jungen Menschen, den er castriren ließ, um ihn seinem Frauenstande etwas näher zu bringen. Wie glücklich würde die Welt seyn, sagten die römischen Witzlinge, als Nero mit dieser jungen Frau öffentlich erschien, wenn der Vater dieses Ungeheuers nur immer solche Weiber gehabt hätte. Die berühmtesten Opfer seiner Grausamkeit sind außer dem Britannicus und der Agrippina, sein Lehrer Burrhus und Seneca, seine Gemahlinnen Octavia und Poppäa Sabina, und der Dichter Lucan. Keine Vorgänger, sagte er, haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet. Er ließ Rom anzünden, bloß um, wie man sagt, eine lebendige Vorstellung des Brands von Troia zu bekommen. In diesem Brande, welcher neun Tage dauerte, gingen die schönsten Denkmäler der Kunst und der Geschichte zu Grunde. Auf die Christen wälzte er die Schuld dieses Brandes, und ließ sie dafür im ganzen Reiche auf das heftigste verfolgen. Den eingedäscherten Theil der Stadt ließ er schöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die gewöhnliche Leidenschaft der Großen, die Bauwuth, beherrschte auch ihn im höchsten Grade. Das merkwürdigste Denkmal dieser Bau- und Verschönerungswuth wurde der Palast, den er sich selbst in Rom erbauen ließ, und der unter dem Namen domus aurea bekannt ist. Seine Verschwendung in andern Punkten, in seinen Kleidern, Jagdgeräthschaften u. s. w. war eben so grenzenlos, als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der zur Zeit der Republik nur bei gewissen Gelegenheiten üblichen Spendungen (largitiones) durch die kostbarsten Geschenke bereicherte, während die Provinzen von der Last der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehrere Verschwörungen in Rom selbst endigten zum Verderben derjenigen, die sie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Balba, des Statthalters in Spanien, für welchen sich auch der Senat erklärte. Der Tyrann kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete und ermordete sich, da niemand ihm diesen im Alterthum in solchen Fällen gewöhnlich von Andern erzeigten Freundschaftsdienst leisten wollte, selbst im Jahre 68. So groß und gerecht auch die Freundschaftsbezeugungen über Nero's Sturz waren, so fehlte es ihm eben so wenig, wie dem Kaiser Napoleon, an solchen, die ihn selbst nach seinem Sturz noch bewunderten, vergötterten und zurückwünschten. Man bestreute sein Grab mit Blumen, man stellte seine Statue neben die Rednerbühne; kurz Nero's Andenken war einem großem Theile des Volks und der Soldaten, bei dem er sich durch seine Freigebigkeit und Nachsicht beliebt gemacht hatte, so theuer, daß mehrere Betrüger eine Zeit lang Glück machten, indem sie sich für Nero ausgaben. Gegen geistreichen Spott war Nero um so weniger grausam gewesen, als er selbst viel Geiß besaß, ungeachtet er der erste römische Kaiser war, der

Nerven

Den Nerven, welche er hielt, einer fremden Feder bediente. Dies ist beklagen, daß derjenige Theil des Lactus zu den verlorenen Schriften gehört, worin die genauere Schilderung des Baues und der Regirung des Nervo enthalten war.

Nerven sind weiche markige Fäden, die in Bündeln gleichsam neben einander liegen, so daß mehrere solcher Bündel einen Nervus machen. Jedes Bündel ist mit einer besondern zarten Hülle versehen, das Neurilem genannt, welches der Gefäßhaut des Schutts, und eben so voll von Blutgefäßen ist, deren feinste Äste die Substanz des Nerven selbst endigen. Diese Nerven sind im ganzen Körper verbreitet und stehen durch mannichfaltige Verbindungen mit einander in Gemeinschaft. Nur die Hirnhäute, das Ohr, die Haare und Nägel haben, wenigstens im gesunden Zustande, keine Nerven. Die Nerven selbst sind von unterschiedener Größe nach dem mehrere oder weniger Markbündel sich zu einem Nervus vereinigen.

In bestimmten Stellen des Körpers nähern sich Nerven einander so daß sie gleichsam an einander geklebt erscheinen, die Bündel des einen Nerven mit denen des andern sich durchdringen und verschmelzen, so daß ihre Verbindung ohne gewaltsame Trennung aufgehoben werden kann. Dies sind die Nervengeflechte, die zum Theil im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Leber, bei der Leber, Milz, dem Blase, so auch bei dem Herzen, zu finden sind.

Von allen diesen bildet das in der Magengegend im Sonnengeflechte gleichsam den Centralpunkt, in welchen von allen andern Geflechtern Nervenbündel begeben, und von wo nach allen wieder welche ausgehen. Eine andere Art von Ganglien bilden mehrere Nervenzweige durch Nervenknoten (Ganglia), in welchen die zu ihnen und aus ihnen gehenden Nerven gleichsam in einander verschmolzen zu seyn scheinen. Diese Ganglien sind immer sehr gefährlichen Haut umgeben, und die sie bildenden Nerven

end auf die mannichfaltigsten Funktionen finden sich aber insondern auch selbst bei jeder Nervenkrankheit. Eine Linie des Rückgraths herab, und bildet eine Gränze begrenzten Kreises breiten

Die letzten Endigungen in der Sinneswerkzeuge. Nerve in eine breiartige, erwe endigt sich in eine kleine Knötchen, eben so endigt die in den Muskeln geht derselben, so daß man ihn kann. Alle Nerven des Körpers des Nervensystems und dem Rückenmark, als, zusammen, welches der oberste Centralpunkt der Nerven Wirkende ausgeht, sich alles sammelt. In ähnliche markige Stoff, artiger Stoff, welcher sich bildet, und welcher selbst

in allen andern Geflechtern Nervenbündel begeben, und von wo nach allen wieder welche ausgehen. Eine andere Art von Ganglien bilden mehrere Nervenzweige durch Nervenknoten (Ganglia), in welchen die zu ihnen und aus ihnen gehenden Nerven gleichsam in einander verschmolzen zu seyn scheinen. Diese Ganglien sind immer sehr gefährlichen Haut umgeben, und die sie bildenden Nerven

end auf die mannichfaltigsten Funktionen finden sich aber insondern auch selbst bei jeder Nervenkrankheit. Eine Linie des Rückgraths herab, und bildet eine Gränze begrenzten Kreises breiten

Die letzten Endigungen in der Sinneswerkzeuge. Nerve in eine breiartige, erwe endigt sich in eine kleine Knötchen, eben so endigt die in den Muskeln geht derselben, so daß man ihn kann. Alle Nerven des Körpers des Nervensystems und dem Rückenmark, als, zusammen, welches der oberste Centralpunkt der Nerven Wirkende ausgeht, sich alles sammelt. In ähnliche markige Stoff, artiger Stoff, welcher sich bildet, und welcher selbst

in allen andern Geflechtern Nervenbündel begeben, und von wo nach allen wieder welche ausgehen. Eine andere Art von Ganglien bilden mehrere Nervenzweige durch Nervenknoten (Ganglia), in welchen die zu ihnen und aus ihnen gehenden Nerven gleichsam in einander verschmolzen zu seyn scheinen. Diese Ganglien sind immer sehr gefährlichen Haut umgeben, und die sie bildenden Nerven

end auf die mannichfaltigsten Funktionen finden sich aber insondern auch selbst bei jeder Nervenkrankheit. Eine Linie des Rückgraths herab, und bildet eine Gränze begrenzten Kreises breiten

Die letzten Endigungen in der Sinneswerkzeuge. Nerve in eine breiartige, erwe endigt sich in eine kleine Knötchen, eben so endigt die in den Muskeln geht derselben, so daß man ihn kann. Alle Nerven des Körpers des Nervensystems und dem Rückenmark, als, zusammen, welches der oberste Centralpunkt der Nerven Wirkende ausgeht, sich alles sammelt. In ähnliche markige Stoff, artiger Stoff, welcher sich bildet, und welcher selbst

in allen andern Geflechtern Nervenbündel begeben, und von wo nach allen wieder welche ausgehen. Eine andere Art von Ganglien bilden mehrere Nervenzweige durch Nervenknoten (Ganglia), in welchen die zu ihnen und aus ihnen gehenden Nerven gleichsam in einander verschmolzen zu seyn scheinen. Diese Ganglien sind immer sehr gefährlichen Haut umgeben, und die sie bildenden Nerven

end auf die mannichfaltigsten Funktionen finden sich aber insondern auch selbst bei jeder Nervenkrankheit. Eine Linie des Rückgraths herab, und bildet eine Gränze begrenzten Kreises breiten

umfließendem Gefäßnetze steht. Der feinste, ätherähnliche Stoff des Blutes dient dazu, das Nervenmark zu erhalten, die materiellen, durch die Verrihtung desselben verfesten und unbrauchbar gewordenen Theile wieder zu ersetzen. Der Reichthum des Neurilems an arteriellen Blutgefäßen und deren Endigung in das Nervenmark zeigt deutlich an, daß die Nerven von demselben und nicht vom Gehirn ernährt werden, daß folglich das Leben des Nerven unabhängig vom Gehirn existirt, ja daß jede Nervenpartie als das Gehirn des Theils anzusehen ist, zu welchem sie geht. So wie das ganze Nervensystem seine Centralendigung im Gehirn und Rückenmark hat, so ist dagegen die peripherische Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. — Das Nervensystem ist durch die höhere Stufe des Lebens, auf welchem das Thier und der Mensch steht, bedingt. Diese erforderliche nämlich vollkommnere Organisation, kräftigere Behauptung der Individualität, größere, freiere Thätigkeit der Functionen, eine vollkommnere Absonderung von der gesammten übrigen Natur, von der Außenwelt. Diese Absonderung führt nothwendig eine Trennung mit sich, eine Veränderung im Raum, eine willkürliche Bewegung, einen Gegensatz zwischen der Außenwelt und dem Individuum, welches stufenweise von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung, bis zur klaren Anschauung der Außenwelt, bei dem Menschen bis zur klarsten Unterscheidung derselben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtseyn seiner Selbst, oder der Vorstellung dieser innern Empfindungen und ihres Unterschiedes von der Außenwelt immer höher steigt. Alle diese Erfordernisse des thierischen und menschlichen Lebens werden durch das Nervensystem vermittelt. Denn 1. die zusammengesetzte Organisation des thierischen Körpers aus so mannichfaltigen, isolirten, zum Theil remnanten einzelnen Gebilden; die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechanisch zusammengeknüpft sind, werden durch das Nervensystem ein zusammenhängendes Ganzes. Das Gefäßsystem verbindet sie nur in so fern mit einander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrihtung erforderlichen Antheil von Blut zu führt; allein das Nervensystem ist es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrihtungen regiert, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hinkommt, sie in wechselseitige Beziehungen stellt und ihre Eigenschaften und gegenseitigen Einwirkungen auf einander gründet. Die Besorgung dieser Functionen des Nervensystems ist dem Theil desselben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet ist, viele Netze und Reflexe bildet und das reproductive oder vegetative Nervensystem genannt wird, weil der Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch dasselbe regulirt wird. Dieser Theil des Nervensystems ist durch die Nervenknotten oder Ganglien gewissermaßen isolirt und von dem Gehirn entfernt abge sondert, so daß er gleichsam eine für sich bestehende Region, das Gangliensystem, ausmacht, welches vom Gehirn unabhängig ist; indem seine Thätigkeit weder vom Gehirn aus regiert wird, noch auf dasselbe reflectirt, oder von ihm empfunden wird. Ein verschluckter Bissen wird nicht mehr empfunden, sobald er über eine gewisse Gränze des Schlundes ist. Das Herz schlägt unaufhörlich, und kann durch Willkür nicht bestimmt werden; der Magen verdaut, sobald er Speise aufgenommen hat, die Leber sondert Galle ab, ohne daß alles dies vom Gehirn regiert oder wahrgenommen wird. Nur in gewissen krankhaften Zuständen des Körpers wird diese Isolation vermindert, die isolirenden Nervenknotten werden übersprungen, und es kommen von diesen Organen Nachrichten bis ins Gehirn. Wird 2. B. die Empfindlichkeit der Ner-

den irgend eines Theils krankhaft erhöht, so entsteht eine krankhafte Wahrnehmung des abnormen Zustandes desselben, und offenbart sich als Schmerz. 2. Ein anderer Theil des Nervensystems bewirkt den vollkommensten Gegensatz zur Außenwelt, die willkürliche Bewegung und Veränderung im Raum, und die Anschauung der Außenwelt bei dem Menschen bis zum Bewußtseyn. Dies ist das Gehirn oder Cerebralsystem, welches alle Nerven begreift, die aus dem großen und kleinen Gehirn, und zum Theil aus dem verlängerten Mark und Rückenmark entspringen. Diese Nerven gehen theils zu dem Muskelsystem und verlieren sich in den Muskeln so, daß man ihre Endigung nicht genau bestimmen kann. Ihre Verrichtung hängt von der Willkür ab, indem bestimmte Willensreize von dem Gehirn, als dem Centrum, auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andere Nerven des Cerebralsystems kehren sich nach der Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannichfachen Eindrücke der Gegenstände derselben aufzunehmen, bis zum Schluß fortzuführen und daselbst die Vorstellungen hervorzubringen. Das sind die Sinnesnerven, welche paarweise von dem Gehirn zu den verschiedenen Sinnorganen abgehen. So ist das erste Nervenpaar für die Nase bestimmt, und heißt der Geruchsnerve, indem er in der Nasenhöhle sich ausbreitet, und für die Ausdünstungen empfänglich ist. Das zweite Nervenpaar ist der Sehnerv (nervus opticus). Dieser ist von beträchtlicher Dicke, und geht gegen die Augenhöhle hin, dringt in der hintern Öffnung derselben ein, und bildet das Sehnervengewebe, welches die Netzhaut bildet, und das Bild der Außenwelt auf derselben aufnimmt. Das dritte Nervenpaar ist der Gesichtsnerv, welcher in der Augenhöhle liegt, und das Bild der Außenwelt auf der Netzhaut aufnimmt. Das vierte Nervenpaar ist der Gehör- und Gleichgewichtsnerv, welcher in der Innerecke des Ohres liegt, und das Gehör und Gleichgewicht vermittelt. Das fünfte Nervenpaar ist der Fühl- und Berührungsnerv, welcher in der Hand liegt, und das Gefühl und Berührung vermittelt. Das sechste Nervenpaar ist der Geschmacksnerv, welcher in der Zunge liegt, und den Geschmack vermittelt. Das siebente Nervenpaar ist der Riechnerv, welcher in der Nase liegt, und den Geruch vermittelt. Das achte Nervenpaar ist der Sehnerv, welcher in der Augenhöhle liegt, und das Sehen vermittelt. Das neunte Nervenpaar ist der Gehör- und Gleichgewichtsnerv, welcher in der Innerecke des Ohres liegt, und das Gehör und Gleichgewicht vermittelt. Das zehnte Nervenpaar ist der Fühl- und Berührungsnerv, welcher in der Hand liegt, und das Gefühl und Berührung vermittelt.

abelbefinden und Schmerz sich offenbart. In der Thätigkeit des gesamten Nervensystems unterscheiden wir die Reizbarkeit oder Empfanglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) desselben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thätigkeit des selben erregt wird, von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit selbst ab. Die Idee des Nervensystems, und seiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung Sensibilität, und das Nervensystem selbst in dieser Hinsicht als die reelle Offenbarung der Sensibilität angesprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Sensibilität gründet die Verschiedenheit der Temperamente, so wie der Character, sowohl der Individuen als ganzer Nationen. Daher der Unterschied zwischen Schnelligkeit im Auffassen und der Stärke im Handeln. Menschen mit vorstehender Reizbarkeit des Nervensystems fassen leicht, und behalten schwer, verbinden schnell und mannichfaltig ihre Vorstellungen, haben eine lebhafte Einbildungskraft, gehen aber nicht tief ein, wechseln leicht mit den Gegenständen, halten bei keiner Arbeit lange aus, fühlen fein und zart, sind aber Anstrengungen nicht gewachsen. Die Kraft des Nervensystems hat aber noch selbst keinen festen Punkt, sondern ist beweglich und veränderlich selbst in einem und demselben Subiecte. Im Schlafe z. B. ist die Reizbarkeit des Cerebralsystems geschwächt, hingegen die des reproduciven Nervensystems erhöht. Daher ruhen im gesunden Schlafe die Sinne, und die willkürlichen Bewegungen hören auf; hingegen die Thätigkeit der Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Absonderung und Ernährung gehen kräftiger von Statten. Das Gemeingefühl dagegen ist im Schlafe eben deswegen erhöht, und es wird lebhafter afficirt, als im wachenden Zustande, daher oft Empfindungen desselben sich bis zum Gehirn fortpflanzen, daselbst Vorstellungen erregen, welche mit andern sich verbinden und Träume darstellen. — Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß das Nervensystem ein eigenthümliches Leben besitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele selbst erst auf dem Leben des Nervensystems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe, wird von ihm belebt und regulirt, Gefühl, Empfindungen, Sinnesanschauung, Vorstellung werden durch dasselbe vermittelt; reges Leben des Nervensystems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geistes zur Folge. Auch im Materiellen stellt das Nervensystem ein abgesondertes, in den übrigen Organismus gleichsam eingeschobenes System dar, welches nur auf zwei Berührungsflächen mit jenem sich verbindet: einmal um die Fläche desselben, die feinsten und zartesten Entfaltungen des Arteriensystems um sich zu versammeln, und den ätherischen Nahrungstoff aus ihm zu saugen, und dann um seinen belebenden Geist über den ganzen Organismus wieder auszuhängen, alle Einrichtungen desselben zu beherrschen, damit sie alle regelmäßig zu seinem höhern Dienst, dem Vermittlungsgeschäft zwischen Geist und Welt, und im Dienst des Geistes dienen können. Das Nervensystem erscheint uns also als der wahre Leib unsers Ichs, und der übrige Körper als der Leib dieses Leibes, als seine schützende, nährnde und ihm dienende Hinde. Selbst das sichtbare als weißlichtes Mark erscheinende Gewebe dieses Systems ist nur die Wohnung des ihm verwandten jugendlichen unsichtbaren Nervengeistes, dessen höhere Natur unsern Sinnen entgeht, und nur irgend einen, der Seele verwandten ätherischen, vielleicht verkörperten Lichtstoff, ahnen läßt. Daß dieser ätherische Nervengeist nicht völlig an die bis jetzt bekannten Gesetze der Körperwelt gebunden ist, daß ihm unter gewissen Umständen ein freieres Walten zukommt,

beweist schon der Umstand, daß der Wirkungskreis der Nerven sich über ihre körperliche Existenz erstreckt, und eine Art von sensiblen Atmosphäre des Nervensystems um sich bildet, wie schon gewöhnliche Wahrnehmungen am Organismus zeigen. So z. B. gehen viele Nervenfasern in die Muskeln, ohne jedoch sich so subtil zu vertheilen, daß jede Muskelfaser einen eignen Nervenaden bekäme; dessemungeachtet ist der ganze Muskel dem Einflusse des Nerven unterworfen, und zieht sich in allen seinen Fasern zusammen. Jeder Punkt der Haut ist empfindlich, ungeachtet diese nicht mit einem zusammenhängenden Blut von Nervenmark versehen ist, sondern nur ein Gerste von Fäden in Form. Von Humboldt hat diesen sensiblen Kreis von Lebenskräften um die Nerven auch durch galvanische Versuche erwiesen. Noch auffallendere Beweise davon zeigen manche Erscheinungen des animalischen Magnetismus. (S. d. Art.) — Nervenkrankheiten, sind solche Krankheiten, welche ursprünglich im Nervensystem ihren Grund haben in einer Abweichung der Organisation oder der Function desselben von der Norm bestehen, und sich durch eine Störung seiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtung offenbaren. Die für uns wahrnehmbaren Verrichtungen des Nervensystems sind das Gemeingefühl, die Sinnesanschauungen, Empfindungen, Vorstellungen und Bewegungen der Muskeln. In so fern diese gestört sind und irregulär von Statten gehn, ist wirkliche Nervenkrankheit anzunehmen. Diese sind entweder in einer verletzten Organisation oder Veränderung ihrer Kräfte gegründet. Beide können in einander übergehn und auch zugleich vorhanden seyn.

den, zu viel
tig seyn, wor
schwächer E
an den Nerve
Lähmungen
die Sensibili
und heftige
tigkeit. Da
wirken unan
stürmischer U
sind unwillk
vermindert,
Statten, od
Entzündung
lähmt, die
können aber
erhalten, so d
nen erregen.
baren Zufall
misse Parthe
Nerven des
Schmerz, d
Formen, als
suchender, zu
render, nage
schlafend der
besondre Fra
säuerlichen A
sche Vorstell

Beschlechts, während deren die Reizbarkeit des Nervensystems erhöht, die Anstrengung der Gehirnthatigkeiten durch übertriebene Geistesarbeit, Schwangerschaft, allzuheftige Affekten und Leidenschaften. H.

Nessus, einer der Centauren (siehe diesen Artikel), ein Sohn des Ixion und der Nephele (oder Wolke). Bei dem Gefechte der Centauren und Lapithen auf der Hochzeit des Pirithous rettete er sich mit der Flucht. Am berühmtesten ist er in der griechischen Mythologie durch seine Verwicklung in die Geschichte des Hercules. Er trug die Dejanira, eine Geliebte des Hercules, über den Fluß Euenus, und wollte sie, als er auf dem jenseitigen Ufer angekommen war, entführen. Auf das Geschrei der Dejanira durchbohrte Hercules von der andern Seite des Ufers her den Nessus mit einem in das Giftblut der lernäischen Schlange getauchten Pfeil. Der sterbende Nessus beredete die Dejanira, das aus seiner Wunde quellende Blut aufzubewahren und damit ein Gewand zu benetzen, welches dann die Kraft haben werde, ihr die Liebe des Hercules zu erhalten. Die Folge dieser Geschichte ist aus der Mythologie des Hercules bekannt. Nessus hatte nach der Sage noch die Kraft zu fliehen, und starb an seiner Wunde erst, als er im Gebiet der epirischen Locrer angekommen war.

Nestel, Nestelknäpfen. Unter Nestel, einem im Hochdeutschen etwas veralteten und mehr im Oberdeutschen üblichen Worte, versteht man sowohl die Nestform, welche das weibliche Geschlecht zuweilen den Haaren des Kopfes gibt, als auch die Schnüre oder schmalen Riemen, deren man sich zum Aufschüren und Zuhinden der Kleidungsstücke bedient. In dieser letztern Bedeutung von Aufschüren ist das Wort Nestel in Nestelknäpfen genommen. Man verstand unter dieser Handlung eine magische Operation, wodurch man jemanden durch Anknüpfung von Nesteln zum Beischlafe antäuschig machen wollte. Gewöhnlich machte man zu diesem Behufe drei Knoten unter Herfagung gewisser Zaubersprüche an einem Leichenstein oder andern heiligen Orte. Eben so hatten die Aegyptier eigne Gebräuche zu beobachten, welche von der furchtbaren Wirkung des Nestelknüpfens gelöst seyn wollten. Die Sitte des Nestelknüpfens verliert sich in das graueste Alterthum. Welche Vorfälle dadurch zuweilen in der neuern Zeit veranlaßt worden sind, kann man in Franks medicinischer Polizei B. IV. S. 554 finden.

Nestor ist derjenige unter den griechischen Helden vor Troja, der sich durch seine Klugheit, die Frucht seines hohen Alters, eben so sehr, als durch seine sanfte und eindringende Beredsamkeit auszeichnet. Dieses ist im Allgemeinen der Charakter, den ihm Homer in der Iliade gibt. Nestor war der Sohn des Neleus und der Chloris, wurde in Gerenia erzogen und folgte seinem Vater als König von Pylos. In seinen jungen und männlichen Jahren zeichnete er sich, gleich andern Helden seiner Zeit, durch allerlei Großthaten und kühne Unternehmungen aus; erwarb sich aber auch schon früh den ihm eigenthümlichen Ruhm eines klugen Rathgebers und reichen Redners. So zeigte er sich unter andern den Lapithen, denen er im Kampfe gegen die Centauren beistand. Nachdem Egeus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioskuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Messenien. Ungewacht er schon zwei Menschenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde, so nahm er dennoch Theil an demselben, und führte die Mannschaft seines Gebiets in zwölf nach andern Sagen in 90 oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn man nach das Wort Menschenalter nicht, wie schon einige Aelte gethan haben, für einen Zeitraum von hundert Jahren hält, sondern, wie dieses ist

sondentlich ist, nur eine Zeit von ungefähr dreißig Jahren darunter ver-
 lebt, so war Nestor schon zu alt, um großen persönlichen Antheil an
 den Geschehnissen vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die ihm hier in der
 Hölle zugetheilt wird, ist vielmehr die eines klugen und beredten Grei-
 ses und Rathgebers. Er sucht den Agamemnon zur Berrücktheit mit
 Achill zu bereden, er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griechi-
 schen Helden. Nach der Eroberung von Troja segelte er wieder nach
 Hause. Nach der Odyssee besuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten
 vom Ulysses einzuziehn. Seine Gemahlin war nach Homer Eurydice,
 die älteste Tochter der Elymene, nach Andern Anaribia, die Tochter des
 Eraticus. Es werden auch mehrere seiner Söhne und Töchter genannt,
 die jedoch in den Sagen nicht weiter merkwürdig sind. Nachdem Nes-
 tor drei Menschenalter durchlebt hatte, starb er ruhig zu Polos; wo
 man noch spät sein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Nestor, geboren in Rußland um 1056, lebte als Mönch im per-
 schischen oder Hölznerkloster in Kiew, und starb nach 1116. Außer den
 Lebensbeschreibungen einiger Aebte und anderer frommen Bewohner sei-
 nes Klosters (welche nur in interpolirten Fragmenten vorhanden sind)
 schrieb er in seiner Muttersprache eine Chronik, welche für die Geschichte
 des Nordens vom höchsten Interesse ist, mit sichtbarer Benützung und
 Nachahmung byzantinischer Historiker in Rücksicht der ältesten Geschichte.
 Die übrigen Quellen, aus denen er schöpfte, sind unbekannt; vieles
 schrieb es als Zeitgenos oder aus der mündlichen Ueberlieferung eines
 alten Mönchs seines Klosters, Jan. Die Darstellung ist dem Geiste
 seiner Zeit angemessen, häufige fromme Betrachtungen und biblische
 Sprüche sind in die Erzählung verwebt und die Personen werden ge-
 schichtlich redend eingeführt. Da der Urtext seiner Chronik verloren und
 durch die Interpolationen seiner Fortsetzer (des Abts Sylvester zu Kiew
 und mehrerer Ungenannten) in unglaublichem Grade entstellt ist, so läßt
 sich kein sicheres Urtheil über sein historisches Verdienst fällen, bevor
 nicht sorgsame kritische Untersuchungen ausgemittelt haben, wie viel von
 dem jetzt Vorhandenen des alten Nestors Eigenthum ist. Es läßt sich
 nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, bis zu welchem Jahre seine Ar-
 beit reiche. Ein unsterbliches Verdienst um diesen Vater der russischen
 Geschichte hat sich Schläzer nach mehreren frühern Vorarbeiten im
 dem; leider nicht vollendeten, Werke erworben: Nestor's russische Anna-
 len in ihrer slavonischen Grundsprache verglichen, von Schreibfehlern
 und Interpolationen möglichst gereinigt, erklärt und übersetzt. Stetin-
 gen. 1802, 1809, 5 Bde. 8., womit als Auszug und Verbesserung zu
 verbinden ist: Josephs Müllers altrussische Geschichte nach Nestor,
 mit Rücksicht auf Schläzers russische Annalen, die hier berichtigt, er-
 zählt und vermehrt werden. Berlin 1812. 8. A — 1.

Netscher (Caspar), einer der vorzüglichsten Maler seiner Zeit,
 dessen Werke noch jetzt geschätzt werden, wurde zu Heidelberg im J. 1639
 geboren. Da er seinen Vater (Johann Netscher), einen Bildhauer, sehr
 früh verlor, so ward er von Eulstens, einem Arzte zu Arnheim bei
 Utrecht, an Kindesstatt angenommen. Sein Pflegevater bestimmte ihn
 zur Arzneikunde, allein seine Neigung und sein Talent waren für
 die Malerei. Den ersten Unterricht soll er von Koster, einem Ogel-
 und Bildpretmahler, erhalten haben, und sich später unter Gerard Ter-
 burg und Gerard Douw, den er an Genie und Geschmack bald weit
 übertraf, weiter ausgebildet haben. Um diese Bildung zu vollenden,
 unternahm er eine Reise nach Italien, blieb aber schon zu Bordeaux,
 wo er sich verheirathete, und von da nach Holland zurückging. Hier

er sich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, bestimmte ihn, Porträtmalerei zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung zu machen, ungeachtet er, wie schon allein sein Iort de Cloopatre beweisen kann, Talent und Trüfung genug hatte, sich in höhern Gattungen auszuzeichnen und sich über den Schismas der niederländischen Schule, zu welcher er gehört, zu erheben. Auch dem, worin diese Schule eine eigenthümliche Stärke besitzt, in der treuen Nachahmung der Natur, besonders der Stoffe, übertraf er die niederländischen Maler. Der weiße Atlas in den Gewändern und Mapieren seiner Gemälde hat eine täuschende Wahrheit. Seine kleinen Cabinetsstücke werden am meisten geschätzt. In der historischen Malerei wählte er seine Gegenstände gewöhnlich aus der römischen Geschichte. Seine Arbeiten finden sich verstreut in den vorzüglichsten Sammlern und Gallerien von Europa. Er starb zu Haag im J. 1684 und hinterließ zwei Söhne, Constantin und Theodor, genannt der Franke, welche beide sich ebenfalls als verdienstvolle Maler gezeiget haben, doch hinter dem Ruhm ihres Vaters weit zurückgeblieben sind.

Netz, jedes aus Fäden künstlich zusammengeschlungne Gewebe. Uebergehung der bekannten, im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens vorkommenden, Bedeutungen dieses Wortes bemerken wir nur folgende kenntnissliche (wissenschaftliche) und artistische. In der Anatomie nennt man den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den Eingeweiden der Säugethiere das Netz oder die Netzhaut. Gemeinlich streckt es sich vom Magen bis nach der Nabelgegend, und dient vorzugsweise seines Zeiters dazu, die nahe liegenden Eingeweide beständig schützig zu erhalten und sie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei den Pressungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewahren. — In der Web- und Zeichnung nennt man Netz die netz-, oder sterbförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzende gezogenen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landkarten durchkreuzenden Kreuze und Linien der mathematischen Geographie. In der Perspective bedeutet Netz eine in kleine Fächer getheilte Figur, entweder wie sie an sich selbst ist, oder auch wie sie von einem Spiegel, schiefen Glase oder aus andern optischen Ursachen hingeworfen wird. In erster Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber craticulam Ectypi. — In der Tuchweberei nennt man Netz die Verflechtung zerissener und durch Unachtsamkeit des Tuchmachers nicht wieder zusammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Neubach (Valerius Wilhelm), wurde zu Arnstadt im Schwarzburg-Sondershausischen, wo sein Vater Hofapotheker war, den 21sten Januar 1765 geboren. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt und die Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien besucht hatte, studirte er zu Jena und zu Jena, an welchem letztern Orte er im J. 1783 die medicinische Doctorwürde erhielt. Von Liegnitz, wo er nach Beendigung seiner akademischen Studien eine Zeit lang als ausübender Arzt thätig war, wurde er als Kreisphysikus nach Steinach in Niederschlesien berufen. Das Werk, wodurch er sich einen gewissen Ruf in der deutschen Dichtermwelt erworben hat, ist das Lehrgedicht, die Gesetze der Natur, welches zuerst zu Breslau 1795 erschien. Der erste Theil dieses Gedichts enthält die Entstehung der Mineralquellen, der zweite die Beschreibung der vorzüglichsten Quellen dieser Art in Deutschland, der dritte und vierte Vorschriften für die Brunnencur selbst. Das Gedicht ist in Hexametern, deren Bau den römischen nachgebildet ist.

Man hat in diesem Werke alle die Eigenschaften gefunden, wodurch das philosophische Lehrgedicht seinen Gegenstand interessant, lebendig und poetisch machen kann. Außerdem sind von ihm erschienen vermischte Gedichte, die Zerstörung der Erde nach dem Gerichte, und mehrere kleine, in Zeitschriften zerstreute Aufsätze und Gedichte.

Neuberin (Friederike Caroline), hat sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Verbesserungen der deutschen Schauspielkunst berühmt gemacht. Sie war die Tochter des Advocaten Weissenborn zu Zwickau, wo sie um das Jahr 1700 geboren wurde. Ihre Neigung zum Theater und ihr Talent für das Tragische entwickelten sich sehr früh. Sie verheirathete sich in der Folge mit einem gewissen Neuber, einem Schauspieler von äußerst mittelmäßigem Talenten, und errichtete eine eigne Schauspielergesellschaft, der sie einen, für die damaligen Zeiten in Deutschland ungewöhnlichen, höhern Geist einzuflößen suchte. Der damals sich zum Dictator der deutschen Schönegeister aufwerfende Gottsched verfolgte mit ihr gemeinschaftlich den Hanswurst, der bis dahin noch sein Wesen auf der deutschen Bühne trieb, und Beide verbannten ihn feierlich und auf immer vom Theater (1737). Ueber tragische Declamation hat die Neuberin zuerst in Deutschland eigene Ideen aufgestellt und die Ausführung derselben gezeigt. Mit ihrer Gesellschaft spielte sie abwechselnd in den vorzüglichsten Städten von Deutschland; allein der siebenjährige Krieg führte die Auflösung dieser Gesellschaft herbei, und sie selbst starb in den dürftigsten Umständen 1763 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden, wo ihr auch ein Denkmal errichtet worden ist. Sie hat selbst für das Theater mehrere Vorspiele und Prologe geschrieben, wovon einige gedruckt worden sind.

Neu-Dietendorf, oder Neu-Göttern, nahe bei Alt-Dietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 250 Einwohnern, im gothaischen Amte Wachsenburg, besteht eigentlich nur aus einer einzigen langen Gasse und enthält 230 Einwohner, welche, wie die von Alt-Dietendorf größtentheils Professionisten sind und sich durch die Güte ihrer Arbeiten an Metallen, Zengen, Liqueurs u. dergl. sehr berühmt gemacht haben. Von der herrnhuter Gemeinde, welche sich hier schon im Jahre 1743 niederließ, und im J. 1764 die landesherrliche Concession erhielt, hat Neu-Dietendorf auch den Namen Gnadenthal erhalten.

Neuschâtel. Das Fürstenthum Neuschâtel, oder Neuchâtel, im Deutschen Neuenburg oder Nelschneuburg, enthält mit der dazu gehörigen Grafschaft Valengin 16 1/2 Quadratmeilen mit 46,430 Einwohnern, und wird von Frankreich und der Schweiz begrenzt. Dieses Land gehörte ehemals der alten französischen Familie Longueville. Als diese im Jahre 1694 ausstarb, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauses Oranien, dessen alte Rechte auf das Fürstenthum anerkannt waren, von den Ständen desselben zur Herrschaft berufen, und die darauf erfolgte Besitzergreifung in dem utrechter Frieden bestätigt. Im J. 1806 trat Preußen dieses Fürstenthum an Frankreich ab, dessen Kaiser den Marschall Berthier damit belehnte. Durch die Ereignisse von 1814 kam Preußen wieder in den Besitz des Landes, und der 23te Art. des Wiener Congressinstrumentes bestätigte denselben, nachdem der Marschall Berthier (dem eine Pension von 25,000 Fr. zugesichert worden war) seiner Souveränität feierlich entsagt hatte. Unter dem 8. Jun. 1814 hatte der König dem Fürstenthum, von London aus, eine Constitutionsacte gegeben, welche nur wenig in den frühern Verfassungen veränderte, und worin besonders bestimmt wurde, daß ein 400 Mann starkes Bataillon Eingeborner in die Garde des Souverains

aufgenommen werden sollte. Am 12. Jul. kam der König selbst in Neuchâtel an, und verweilte einige Tage allda. Nachher trat das Land dem erneuerten helvetischen Bundesvertrage bei, und nimmt nun in der Reihe der Cantons die 21. Stelle ein. Mehrere Ritten des Juras durchziehen das Land; der neuchâtelburger See, welcher 6 Meilen lang, $1\frac{1}{2}$ Meile breit, 300 Fuß tief und sehr fischreich ist, verbindet es durch mehrere andre kleine Seen und Flüsse mit dem Rhein. In Armer das Land an Naturproducten ist, unter welchen vorzüglich Korn, Vieh, Wein, Hanf und Flachsbemerkt werden müssen, desto mehr reiche es sich durch seine Fabrikarbeiten aus. Mit Eisen, Eichen, Eichen, Messern, mechanischen Instrumenten, Zirkel und andern Façonwaaren, vorzüglich aber mit Uhren, wird hier ein außerordentlich einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an hier bestehende Freiheit und Milde der Verfassung zieht eine Menge von Fremden und Arbeitern hieher. Man zählt in diesem kleinen Lande über 4000 Uhrmacher, deren Arbeiten durch ganz Europa verbreitet werden. — Die Religion ist die reformirte, und die Landessprache französisch. Die Hauptstadt des Landes, Neuchâtel, liegt am Fuß des Jura, da, wo der kleine Fluß Saône sich in den neuchâtelburger See ergießt, in einer sehr schönen Gegend. Die Stadt selbst ist nicht übel gebaut und zählt 547 Häuser mit 1488 Einwohnern. Sie ist der Hauptsitz des Handels im Fürstenthum. Die Vorzüglichkeit der hiesigen Erziehungsanstalten ist vornehmlich den hohen Dotationen eines Legats von zwei Millionen Gulden beizumessen, welches ihnen ein geborner Neuchâteller, der später in Lissabon ein berühmter Kaufmann wurde, gemacht hat.

Neuchâtel, eine große Insel von 2000 Quadratkilometern und 26,000 Einwohnern, welche von Nord-Amerika durch die Enge des Bessels getrennt wird. Schon im J. 1497 wurde sie von Johann und Sebastian Cabot entdeckt, und ist also eine der ersten englischen Entdeckungen.

auszuheilen und angestrebt nach E
Publican. Von der Wichtigkeit die
heraus einen Begriff machen, daß zu d
nach sich noch in diese Richtung ebein
von den letzteren Entschloß verfuhrte,
tönen Edder angeschlagen wird, nach
periode, wo sie in der Theilnahme an
waren, gegen 3 Millionen ihres jährli
Schon damals beschäftigte dieser Zweig
über 20,000 Menschen. — Nur der a
Insel zeigt einen bessern Himmel. I
frage, der Sommer sehr und unersch
ance oder Placentia sind die beiden S
von St. Jean fast an 200 Schiffe, in
getrieben. Das Land ist unfruchtbar, so

Neugriechische Sprache ist
Sprache, deren die Verwörter des heil
von den alten Griechen abstammen (der
sancti u. dgl.), sich bedienen. Die er
der alten griechischen Sprache lag dar
gen Constantinopel die zweite Hauptstadt.

Residenz eines ursprünglich lateinischen Hofes wurde *). Die Streng
sige trugen noch mehr dazu bei, das reine Griechische durch Einfüh
rung ausländischer Wörter, Redensarten und Wendungen zu verfälschen.
Die Concilien, welche der Patriarch von Constantinopel in dieser Stadt
 hielt und bei welchen sich auch die in dem orientischen Theil seiner The
archie befindlichen Bischöfe einander mußten, wirkten ebenfalls zum Ver
derben der Sprache, indem sie sogar orientalische Barbarismen in den
Mund brachten. So wurde die griechische Sprache im gemeinen Leben
 schon vor der Eroberung von Constantinopel durch die Türken (1453)
 und die dadurch erfolgte gänzliche Vernichtung des griechischen Kaiser
 thums verderbt, und bloß aus dem Munde der Weiber, welche im gan
zen Werthum bei ihrer Absonderung die ursprüngliche Reinheit der
 Sprache am getreuesten bewahrten, und in den höhern Ständen zu Con
 stantinopel hörte man noch einen reinen griechischen Dialect, dessen sich
 auch der Verfasser des Philophras, der kurze Zeit vor Eroberung von
 Constantinopel daselbst lebte, sein Eigentum aus der bloßesten Zeit wird ge
 schätzen gekonnt haben. Außerdem erhielt sich das echte Griechische noch
 immer als Vöchersprache durch die Sorgfalt der Grammatiker in gro
 ßer Reinheit. Die Unterwerfung Griechenlands durch die Türken ver
 änderte das Verderbniß der griechischen Sprache, welche in dieser ver
 derbten Gestalt auch sogar Vöchersprache zu werden anfing. Da es
 indessen noch immer gelehrte Griechen gibt, die sich im alten rehen
 Dialect zu schreiben bemühen, und da die Sprache der Liturgie der
 griechischen Kirche nicht ganz und gar durch das allgemeine Verderb
 niß der griechischen Sprache gelitten hat, so gibt es jetzt dreierlei Na
 men von Griechisch: 1. das geistliche Neugriechische, wie es jetzt noch
 von Griechen gesprochen und in vielen ihrer Vöcher geschrieben wird;
 2) die Kirchensprache (lingua ecclesiastica), deren sich die Priester und
 annehmen auch die Gelehrten in ihren Schriften bedienen; 3) das echte

*) Dabei erklären die griechischen Grammatiker des Mittelalters das
 Wort Barbarismus grundmäßig durch: Græco-Latinum. Wir können
 dieses auch anders sehen, - da die Griechen sich von jetzt erst an
 Papien und ihre Sprache papialis nannten?

alte reine Griechische, dessen viel neugriechische Gelehrte noch jetzt sehr kundig sind. Die Reisenden, welche in neuern Zeiten Griechenland besucht haben, richteten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Reste der Denkmäler als auf jene selbst in ihrer Verdorbenheit noch immer interessante Sprache. Erst seit einigen Jahren hat sich ein lebhafteres Interesse dafür gezeigt. Mehrere Engländer, die durch das Continentalsystem von den übrigen Theile Europas ausgeschlossen waren, richteten ihre Wanderungen nach Griechenland und wendeten hier ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auch auf die neugriechische Sprache. So ist z. B. auch der vorzüglichste Werke entstanden, das wir über diesen Gegenstand besitzen, in den *Researches in Greece* by William Martin Leake London 1814. 4. Während die neugriechische Sprache reisende Engländer beschäftigte, arbeiteten einige gelehrte Neu-Griechen, vorzüglich von Athen aus, für diese Sprache, ihre Reinigung, ihre Ausbildung in Griechenland selbst größeres Interesse zu erregen. Herr Korai hat sich unter diesen Neu-Griechen am meisten ausgezeichnet. Es hat sich ein großer Bund unter dem Namen: „Gesellschaft der Musesfreunde“ gebildet, der schon zwei Exceen, eine zu Athen, das andre zu Melias in Euböien, errichtet hat. Wer jährlich 3 Conventionsthaler zahlt, wird Mitglied und erhält einen kupfernen Ring mit einer Inschrift; wer mehr zahlt, kommt in die Classe der Wohlthäter und erhält einen goldenen Ring. Diejenigen, welche beitreten wollen, senden ihre Namen mit den Geldbeiträgen an den Herrn Archimandriten Anthimos Gazi zu Wien ersten Vorsteher des thessalischen Exceums. Bis jetzt hat sich diese Gesellschaft mit ihren Exceen bloß durch die Großmuth reicher Britten erhalten. Es würde höchst dankbar seyn, wenn das übrige Europa nichts für eine Nation und Sprache thun wollte, der sie die ersten Anfänge ihrer eignen Cultur zu verdanken hat.

Neuhof, (Theodor, Baron von) König von Corsika. Er stammt aus einer adeligen Familie in Westphalen her. Sein Vater **Leopold von Neuhof**, war Hauptmann der bischöflich-münsterischen Jäger, mit der Tochter eines Bürgers vermählt, und starb im J. 1695. **Theodor von Neuhof** lag anfangs im Jesuitencollegio zu Münster, und benutzte zu Ebn am Rhein den Studien ob. An letztem Orte ist durch ihn im Zwelkampfe ein junger Mann von einem bedeutenden Hause. Er flüchtete, und nahm seinen Weg über Leiden und Utrecht nach dem Haag. Hier wendete er sich an den spanischen Gesandten, durch dessen Fürwort er vom König in einem Regiment, das zur Befriedung der Mohren in Afrika bestimmt war, eine Lieutenantsstelle erhielt, und worin er bald durch sein Wohlverhalten zum Hauptmann befördert wurde. Sein Unstern wollte aber, daß er bei einem Ausfall aus der Festung in Oran in die Hände der feindlichen Mohren gerieth, von denen er dem Bey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er acht Jahre als Dolmetscher Dienste geleistet, und überdies zu den wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten gebraucht worden seyn soll. Die Insel (oder wenn man will, das Königreich) Corsika war der Republik Genua untermürftig, von der sie so hart bedrückt wurde, daß sie im J. 1726 ihre Ketten zu zerbrechen beschloß. Ihr Vorhaben scheiterte; aber nach drei Jahren die Corsen mit neuen Auflagen belastet wurden, weigerten sie sich, verlangten, daß die Republik Genua ihnen versetzt solle, selbst für ihre Salzbedürfnisse zu sorgen, und sie der Verpflichtung entlasse, das theure Genuesische Salz zu kaufen. Der Senat von Venedig schlug ihnen ihr billiges Verlangen ab, und wußte nicht Gewalt zur Erlegung der Abgaben zwingen. Sie griffen, von da

den Mächten heimlich unterstützt, zu den Waffen, die Ruhe wurde durch kaiserliche Hülfstruppen hergestellt, und den Corsen manches bewilligt, was ihnen bisher hartnäckig verweigert worden war. Sie glaubten indessen, daß eine eigene Regierung sie besser schützen und ihre Selbstständigkeit sicherer begründen werde, als jede fremde Unterstützung und Hülfe, entwarfen im J. 1735 einen Plan zu einer neuen, gänzlich von Genua getrennten Regierungsform, und sprachen die Dey's von Tunis und Algier um Hülfe an, die ihnen dann auch, unter des Barons von Neuhof Oberbefehl, zwei Regimenter und alle Kriegsbedürfnisse, die ihnen mangelten, zukommen ließen. Neuhof wurde von den Corsicanern mit Dank und Freude empfangen, und im J. 1736 von ihnen zum Herrn und König ihrer Insel erklärt. König Neuhof wurde mit einer Krone von Lorbern gekrönt, ließ als Beweise seiner königlichen Macht und Gewalt Münzen von Kupfer und Silber schlagen, und stiftete einen Ritterorden unter dem Namen des Ordens des Erlöbungs. Bald nachher, im November 1736, verließ er, um auswärtige Hülfe zu suchen, Corsica, kam auch schon im folgenden Jahre, und zwar mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen dortigen Handelshäusern, denen er zu einem vortheilhaften Baumwollhandel mit Corsica Hoffnung gemacht hatte, zu erhalten, so glücklich gewesen war. Im J. 1738 kamen französische Hülfstruppen auf Corsica an, unter deren Mitwirkung die Ruhe hergestellt wurde. Als aber diese im J. 1741 abzogen, entstanden daselbst, in des Königs Abwesenheit, der sich bald in Holland, bald zu Florenz, bald zu Venedig sehen ließ, neue Unruhen, die sein Brudersohn, den er zu einem Prinzen von Genua hatte erklären lassen, eben so wenig, als sein Vetter, der Baron von Droft, der auf einer neapolitanischen Fregatte auf der Insel ankam, und zum Oberbefehlshaber sämtlicher Truppen ernannt wurde, zu dämpfen im Stande war. Baron Neuhof, oder vielmehr König Theodor, kam im J. 1743 aus England an, beförwortete und unterhielt die Bestrebungen der Corsicaner, der genuesischen Partei zu widerstehen, sah sich aber bald, das Königreich zu verlassen genöthigt, und fand in einem Gefängnisse in London, das ihm seine unzufriedigten Gläubiger zum Aufenthalt angewiesen hatten, seinen Tod. Wer eine nähere Nachricht vom König Neuhof zu erhalten wünscht, findet sie in nachfolgendem Buch: Das alte und neue Corsica, nebst Lebensbeschreibung des Königs Theodor und einer Landkarte. Nürnberg 1736. 4.

Neu-Holland (s. Australien), so von seinen zweiten Entdeckern, den Holländern genannt (1615), ist das große Continent Australiens und wird im Norden durch die Endeavour-Straße von Neu-Guinea, im Süden durch die Bassesstraße von van Diemens-Land getrennt, mit welchem es ungefähr 162,000 Quadratmeilen enthält, von welchen 1249 auf van Diemens-Land kommen. kaum kennt man einigermaßen die Küsten dieses ungeheuren Landes, welches nur wenig größer als Europa ist. Ein Theil der Ostküste führt den Namen Neu-Südwaless oder Cumberlandschire. Das Innere desselben ist noch völlig unbekannt und bietet unerstiegbliche Gebirge dar. Das Klima ist im Ganzen mild, allein die Hitze in einigen Landstrichen beinahe unerträglich. Die Einwohner, die man nur in geringer Anzahl bemerkt hat, scheinen zu der Negergattung zu gehören; sie sind wohlhabend, schwarz oder schwarzbraun. Bis jetzt hat England den größten Theil des Landes sich zugesprochen (seit 1788). Seine Hauptniederlassung ist die Stadt Sidney. An Producten findet man hier: Reis, Zucker, Baumwolle, Indigo, Pfeffer, Taback, Wein, Oel, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Antimon, Arsen, Schwefel, Asbest, Seife, Glas, Papier, Leinwand, Wolle, Haut, Felle, Knochen, Horn, Elfenbein, Perlen, Edelsteine, etc.

bohnen, Cocospflanzen, Portulak, Dampswurzeln, Kesself, Petersilie, Sauerfirschen, Feigen, Pfäumen, Nudeln, Quatschnäse, wilde Pastanen, Ipecacuanha, Jalappe, Fische u. s. w. Von dem besondern merkwürdigen Kanguru ist schon in dem Artikel Australien gesagt worden. — Vielleicht werden noch Jahrtausende vergehen, ehe in den Ländern dieses fünften Welttheils sich eine Cultur zeigt, wie sie sich in verschiedenen Perioden in andern Welttheilen entwickelt hat.

Neujahrs Geschenke. Noch jetzt kann man im Orient einem und am wenigsten einer höhern Person einen Besuch abstatten ohne ein Geschenk mitzubringen. Wie sollte dieses also nicht indisch schon früh am ersten Tage des Jahres der Fall gewesen seyn. In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patricier, daß jeder Client dem Patricier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstag ein kleines Neujahrs Geschenk bringen mußte. Die römischen Kaiser verlangten einen Tribut dieser Art von allen Bürgern und Einwohnern Roms. Caligula trat sogar in eigener Person vor die Thür seines Palastes, um die Neujahrs Geschenke einzusammeln. Auch die ältesten Deutschen kannten die Sitte der Neujahrs Geschenke, welche sich besonders in Franken und Bayern am längsten erhalten hat. Doch wurden die Neujahrs Geschenke nach Einführung des Christenthums überall durch die Weihnachtsgeschenke vermindert, welche dasselbe mit sich brachten. In neuern Zeiten finden sie meist nur gegen Geistliche (von ihren Beicht- und Pfarrkindern) und Aerzte (von ihren Apothekern) Statt. Daß die Gewohnheit den geringern öffentlichen Dienern und andern Untergeordneten zu verstaten, Neujahrs Geschenke als ein Accidens ihrer Besoldung anzusehen, höchst verwerflich sey, ist schon längst anerkannt worden.

Neujahrs Wünsche. Der Ursprung unserer bis in die modernsten Zeiten fortgesetzten und zuletzt durch bloße Visitenkarten ersetzten Neujahrs Wünsche ist bei den Römern zu suchen. Die öffentlichen Magistratspersonen nahmen schon in den ältesten Zeiten am ersten Tage des Jahres eine feyerliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenige, welche sich die Patricier von ihren Clienten an demselben Tage machen ließen, mit Geschenken begleitet, sondern auf eine bloße Ceremonie und Glückwünschung eingeschränkt war. Dieser Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Christenthum über, und da er nicht bloß wie ursprünglich in den Gränzen einer Ehrfurchtsbezeugung gegen Staatsbeamte geblieben war, so wurde er eine wahre Last und in Deutschland besonders höchst pedantisch betrieben. Die gedruckten Neujahrs Wünsche, welche schon vor dreißig Jahren sehr stark Mode waren, scheinen abzunehmen und wieder abzunehmen und ein Vergnügen der niedern Classe geworden zu seyn.

Neuplatoniker. In sofern das Wesen dieser philosophischen Secte ohne genaue Kenntniß der platonischen Philosophie, auf welchen Artikel wir verweisen, darstellbar ist, bemerken wir Folgendes. Die Philosophie des Plato (geb. zu Athen 427 vor Christo), welche nach ihm in der Erkenntniß des Allgemeinen, Nothwendigen und Unbedingten, und des Zusammenhangs und des Wesens aller Dinge bestand, ruhte sowohl in den meisten ihrer Sätze, als in der Form, in welcher sie vorliegt von ihrem Stifter vorgegetragen worden war, den Keim zum Mysticismus und zur Schwärmerei, und aus Mangel an strenger sokratischer Form, Begünstigung des Synkretismus. Die Secte der Neuplatoniker war unter allen, die aus der sokratischen Schule stammten, die zahlreichste. Allein ihr Eifer erschlaffte, während andere neben dem, vorzüglich die Skeptiker, ein größeres Interesse zu erregen anfangen.

Im dritten Jahrhundert nach Christo erhob sich aber unter den Platonikern eine eigne Secte, die mit dem Namen der Neuplatoniker, auch der alexandrinischen Neuplatoniker (weil sie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hause war) bezeichnet wird. Dieser Schwung, den die platonische Philosophie in einer veränderten Gestalt jetzt auf einmal nahm, ist im Genie der ersten Neuplatoniker, des Ammonius Saccas und Plotinus, in dem Mangel an Befriedigung, die man im Skepticismus gesucht hatte, in dem Hingeigen des durch Luxus entarteten Zeitalters zur Mystik und orientalischen Schwärmerel, und in dem Bestreben, dem immer mehr siegreichen Christenthum durch eine philosophische Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzusetzen, zu suchen. Die Neuplatoniker strebten nach dem Höchsten, nach Erkenntniß des Absoluten und inniger Vereinigung mit demselben; um dadurch die Bekämpfung des Menschen, vollkommen gewisse Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anschauung des Absoluten (*theoria*) führen sollte. Ammonius Saccas aus Alexandria, ein Mann von außerordentlichem Genie, der durch Enstagen seinen Unterhalt verdienen mußte, erfüllte seine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kritiker, Plotin, Origenes und Herminus die vorzüglichsten waren; mit demselben dichterisch-philosophischen Enthusiasmus, von dem er selbst durchdrungen war. Plotin, geboren zu Eufopoles in Aegypten 205 nach Christo, hat hauptsächlich die Theorie der neuplatonischen Philosophie durch seine Schriften begründet. Er ging von dem Gedanken aus, daß Philosophie nur dann möglich sey, wenn das Erkennen mit das Erkante, Subjectives und Objectives, identisch sind, die Vernunft die Dinge an sich unmittelbar aus sich durch intellectuelle Anschauung erkennt. Die Philosophie soll nach ihm das Eine, was Grund und Wesen aller Dinge ist, mit welchem sie selbst zum Theil identisch ist; aus sich selbst, nicht durch Denken und Reflexion, sondern auf eine vollkommene Weise, durch Anschauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Wie alle Philosophien den Fehler haben, daß ihre ersten Sätze unermittelbar sind, (eine Philosophie ohne diesen Fehler würde mathematische Gewißheit haben und alle andern verdrängen), so hat man auch gefunden, daß die Philosophie Plotins auf zwei unerschütterlichen Voraussetzungen beruhe, daß nämlich das Absolute, Ueberweltliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch intellectuelle Anschauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar sey. Unter den Schülern Plotins zeichnete sich Porphyrius, (Malchus) und Iamblichus aus. Iamblichus, ein Schüler des Porphyrius hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Eustathius, Adasius und der Kaiser Julian die vornehmsten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptsitz der Neuplatoniker, da es anfangs Alexandria gewesen war. Unter den spätern Neuplatonikern zeichnete sich Proclus (412–485) am meisten aus. — Zwei Dinge sind es hauptsächlich, wodurch die Neuplatoniker im Allgemeinen besonders interessant werden. Einmal jene dichterisch-philosophische Erhabenheit des Gemüths, die dann die meisten an spricht und in der Philosophie auch nur dann erlaubt ist, wenn man alle übrigen dogmatischen Systeme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die gesuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das zweite, was die Neuplatoniker auch dem Historiker interessant macht, ist die Uebereinstimmung, die sie ihrer Philosophie mit der Urphilosophie der Menschheit, der ältesten Symbolik des Orients, den heidnischen Gebräuchen aller Art (denen ursprünglich tiefe Philosophie der Religion zum Grunde liegen sollte), und mit den

ältesten philosophischen Schulen zu geben suchten. Eben dieses Strebens wegen hat man bisher viele der von ihnen zur Unterstützung dieser Uebereinstimmung beigebrachten historischen Notizen vernachlässigt und behauptet, daß sie in ihrem spätern Zeitalter nicht mehr Zeit für Thatsachen abgeben könnten, die sich zum Theil in das Dunkel der Geschichte verlieren. Allein viele dieser antiquarischen und epigraphischen Notizen, welche wir zuerst und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu sehr das individuelle Gepräge der Wahrheit, als daß wir es von ihnen als erdichtet ansehen könnten, und sie dürften daher von ihnen leicht aus frühern echten Quellen geschöpft seyn, nicht als uns verloren gegangen sind. Der Ueberdruß an der während des Mittelalters herrschend gewesenen scholastischen Verstandesphilosophie und dialectischen Subtilität, und die Sehnsucht nach einer, das ganze Leben des Menschen befriedigenden Philosophie veranlaßten am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Wiedererwachen der platonischen Philosophie in der Umbildung, die sie durch die Neuplatoniker erhalten hat. Der größte Geist in dieser neuen, von den Medicern zu Florenz begünstigten italisch-platonischen Philosophie war Marsilius Ficinus.

Neu-Schottland, ist der Name einer den Engländern unterworfenen Provinz in Nordamerika, welche die Franzosen Acadie nennen und die Engländer Neu-Schottland nennen. Dieses Land gränzt gegen Westen an die vereinigten Staaten von Nordamerika, gegen Norden an den Lorenzo-Strom, gegen Süden und Osten an den Ocean, welcher hier eine ansehnliche Halbinsel mit mehreren Meerbusen bildet, in denen die Fluth an 50 Fuß hoch steigt. Es enthält auf einem Flächeninhalt von 1959 Quadratmeilen über 500,000 Einwohner. Das Klima ist im Ganzen sehr gemäßigt und das Land mit den ersten Bedürfnissen des Lebens von der Natur reichlich versehen, ungeachtet die Küstenteile mit Fichtenwäldern bedeckt sind, welche indessen vermischtes Schiff- und Bauholz liefern. Die vorzüglich guten Häfen der Küste erleichtern die Ausfuhr der Landesproducte. Die erste Entdeckung dieses Landes wurde von Sebastian Cabot im J. 1497 gemacht, ein Venezianer, der in Diensten Königs Heinrich VII. von England stand. Da die Engländer indessen die Cultur des Landes vernachlässigten, ließ sich auch Frankreich daselbst nieder, welche jedoch im J. 1604 von den Engländern vertrieben wurden. Sieben Jahre lang blieb das Land jetzt ohne alle europäische Niederlassung. König Jacob I. schenkte hierauf das Land (1621) dem schottischen Ritter Sir William Alexander der Menstry, nachherigem Grafen von Stirling und Staatskanzler von Schottland, von dem es Neu-Schottland genannt wurde, zu Schotten es anbauen und bevölkern sollten. Allein diese Culturversuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermittelt eines zwischen Carl I., Könige von England und Ludwig XIII., Könige von Frankreich geschlossenen Tractats im J. 1632 in Besitz von Neu-Schottland gekommen war, erhielt es sich darin bis zum J. 1654, als die Franzosen durch Cromwell wieder daraus vertrieben wurden. Im J. 1667 wurde das Land durch den Tractat von Breda 1667 von Carl II. abermals an Frankreich abgetreten. Im J. 1690 eroberten während des Kriegs zwischen Frankreich und England die Seemächte von England die Provinz Neu-Schottland für England. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im Utrechter Frieden (1713), jedoch ohne genaue Angabe der Gränzen. Dieses verursachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwischen beiden Mächten, welche endlich sogar den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten; ein Aus-

der von einigen Historikern als die Hauptursache des in folgendem Jahre ausgebrochenen siebenjährigen Kriegs angesehen wird. Dieser Krieg wurde von Seiten Frankreichs so unglücklich geführt, daß es im Frieden von Fontainebleau 1763 Acadien ganz nach den von England bestimmten Gränzen abtreten mußte. Da die Provinz an dem nordamerikanischen Freiheitskriege keinen Antheil nahm, so hob sich während desselben ihr Handel, besonders in der Ausfuhr, außerordentlich. Halifax, die Hauptstadt, mit mehr als 10,000 Einwohnern, ist für die Engländer besonders wegen des Hafens wichtig, des einzigen in Nordamerika (außer Rhodeisland), wo Kriegsschiffe überwintern und ausgebessert werden können. — Es gibt auch noch ein Neu-Schottland, welches ein Flecken bei Danzig oder eine Vorstadt dieser Festung ist, und in den Belagerungsgeschichten derselben oft erwähnt wird.

Neu-Strelitz, die Haupt- und Residenzstadt der Großherzöge von Mecklenburg-Strelitz, wurde im J. 1733 vom Herzog Adolph Friedrich erbaut. Sie liegt ungefähr eine Stunde von Strelitz oder Alt-Strelitz, ist sehr regelmäßig gebaut, und zählt 296 Häuser mit 1770 Einwohnern.

Neutralisiren, Neutralisirung, ein Kunstausdruck der Chemie. Wenn wir eine gegebne Quantität Schwefelsäure mit Wasser vermischen nehmen und davon nach und nach einzelne Dosen mit einer Auflösung von Soda vermischen; so werden wir bei der nach jedesmaliger Beimischung anzustellenden Untersuchung finden, daß die Soda die Eigenschaften einer dem Geschmack bemerkbaren Säure annimmt, welche Vegetabilien blau färbt. Diese Eigenschaften nehmen nach jener neuen Beimischung der alkalischen Auflösung ab und verschwinden zuletzt ganz. Setzen wir diese Beimischung zu der Soda fort, so nimmt die Mischung allmählig alkalische Eigenschaften an, verwandelt blaue Vegetabilien in grüne und bekommt einen urinartigen Geschmack. Diese Eigenschaften zeigen sich immer stärker, je größer die Quantität von Soda ist, mit welcher die Mischung geschieht. Aus diesem ganzen Prozeß geht hervor, daß wenn Schwefelsäure und Soda mit einander gemischt werden, die Eigenschaften der einen Substanz, die der andern nach dem Verhältnisse ihrer Quantität überwiegen, und daß, wenn diese Verhältnisse völlig gleich sind, beide Substanzen ihre eigenthümlichen Eigenschaften wechselseitig zerstören oder die Sichtbarwerdung derselben verhindern. Wenn nun Substanzen auf diese Weise ihre eigenthümlichen Eigenschaften wechselseitig aufheben oder verbergen, so sagt man, daß sie sich neutralisiren, (von neutrum, keins von beiden). Dieses findet bei sehr vielen Körpern Statt, doch zeigt es sich am stärksten und wurde zuerst beobachtet an Erden, Säuren und Alkalien. Man vergleiche z. B. den Artikel: Neutralsalz. Man hat das Wort neutralisiren zuweilen auch in politischer Bedeutung genommen, in welcher es mit Neutralität zusammenhängt und so viel bedeutet, als jemanden neutral machen. So sagt man, eine gewisse Macht wolle eine andere in gewissen Streitigkeiten oder Kriegen neutralisiren, oder in den Zustand der Parteilosigkeit versetzen.

Neutralität nennt man im Allgemeinen denjenigen Zustand, nicht sowohl des Gemüths als der äußern Verhältnisse, in welchem die Verlautbarung des Urtheils über einen gewissen Gegenstand, sie mag nun durch Thaten oder Worte geschehen, zurückgehalten wird. Man kann die strengste Neutralität beobachten, und doch von der Unparteilichkeit weit entfernt sehn; man kann aber auch vollkommen unparteilich und doch nicht neutral seyn. Der Unparteiliche kann es se-

den Vorfällen, oder gar der Pflicht gemäß haben, sich für ein bestimmtes gewisses Sache zu erklären, der Neutralität hingegen ist es selbst zwischen dem Vorrücken und dem Nachrücken äußerlich nicht zu entscheiden. Im völkerrechtlichen Sinne versteht man darunter den Zustand eines Volkes, welches an dem Kriege zwischen benachbarten Völkern weder mittelbar noch unmittelbar thätigen Antheil nimmt, kann während des Krieges neutral, aber dessen Rechtsmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit es äußerlich nicht entscheidet, seinen eigenen Friedenstand behauptet. Um diesen zu behaupten, muß ein solches Volk nicht die benachbarten kriegsführenden Völker eine drohende Gefahr abweisen, um alle möglichen Angriffe des einen und andern im Vorfeld mit Gewalt abzuwehren; eine solche Neutralität heißt dann *active* oder *waffene*. Aus dem neutralen Zustand eines Volkes ergiebt sich kriegsführende unterliegen gewisse gegenseitige Rechte und Pflichten, die hauptsächlich derselben besteht in Folgendem. Ein neutraler Staat darf einem jeden der kriegsführenden alles dasjenige lassen, was ihm nicht notwendiger Weise in der Absicht steht, um seine Kräfte zu stärken, zu versorgen, folglich keine Verrückung von Truppen, Waffen, Munition u. s. w., oder darf wenigstens dem einen nicht abzugeben, was es dem andern bewilligt, z. B. Durchschiffe, Lebensmittel u. s. w. Dem jedem der kriegsführenden Völker darf das Recht der Völkerverträge, selbst während des Krieges, eingehen, welche es nicht notwendig in Beziehung auf den wirklichen Krieg gesetzt sein müssen, oder deren Abschließung und Erfüllung nicht notwendig einen Krieg voraussetzt. Daraus jedoch der neutrale Staat den kriegsführenden auf keinerlei Weise in seine Rechte eingreift und den Kriegen, so bleibt stets das gerühmte, durch Neutralität's Verträge mit den kriegsführenden Staaten sich in Rücksicht auf die zu beobachtende Neutralität fest zu setzen, indem dort aus kriegsrechtlichen Ursachen die strengen Fälle sich gar sehr ergeben haben. In diesen strengen Fällen gehören vornehmlich folgende: Ob der neutrale Staat den kriegsführenden Lieferungen, Verschauungen und sonstigen Formen könne; welche Waaren eigentlich als Contrabande zu betrachten seien; ob man dieselben confisciren darf; ob die Durchschiffe das neutrale Gebiet zu passieren fern; wie man sich bei Erzeugung derselben zu verhalten habe; welche Sicherheit deshalb zu fordern ist; die Schadenersatz der Feindesgefeuern im neutralen Gebiet u. s. w. In Entwürfen kommen die Fragen wegen Verletzung neutraler Gebiete, wegen feindlicher Operationen auf einem neutralen und neutralen Gebiet auf einem feindlichen Gebiet u. s. w. in Anregung. Die neutralen Staaten und das sogenannte Contumeliosystem haben vielfache Veranlassungen gegeben, alle zu versuchen. Es ist jedoch festzustellen in der Neutralität's

Neutrals
des weder die
Wien ähnlich
punkte verban
ökologische, noch
Neutralität's
dieserigen Fall
weder mit einer
und eben daher

en entstehen. Ueber die Stelle, welche man dem Neutralsalze in der Classe der Salze anweisen soll, ist man bei der Unbestimmtheit der Eintheilung der Salze noch nicht vollkommen einig. Gewöhnlich werden die Salze in einfache und zusammengesetzte eingetheilt. Die einfachen Salze enthalten die zwei Geschlechter der Laugensalze oder Alkalien und der Säuren. Die zusammengesetzten Salze enthalten drei Geschlechter, die Neutralsalze (Verbindungen der Säuren mit Laugensalzen), die erdigen Mittelsalze (Verbindungen der Erden mit Säuren) und die metallischen Mittelsalze (Verbindungen der Metalle mit den Säuren).

Neuwied, die Haupt- und Residenzstadt der untern nun unter preussischer Souverainetät stehenden Grafschaft Wied am Rhein, welcher in dieser Gegend selten zufrüht, eine Stunde von Andernach und drei Stunden von Coblenz. Diese kleine Stadt ist sehr regelmäßig und schön gebaut, und enthält 400 Häuser mit ungefähr 5000 Einwohnern. Man zählt hier sehr viele Manufacturen, welche den Verkehr außerordentlich lebhaft machen. Eine besonders gute Sorte rothen Weins, welcher unter dem Namen Blauhart bekannt ist, wächst in den umliegenden Weinbergen, vorzüglich an der Aar. Die Stadt selbst ist nicht viel über hundert Jahre alt. Unter den Fabriken hatte die Kunstschlerei vorzüglich durch den berühmten Abtgen einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Mit Abtgen hatze sich eine Zeitlang der geschickte Uhrmacher Finzing verbunden. Zu den Landesproducten, womit Neuwied handelt, gehören noch Getraide, Hülsenfrüchte, Wachholderbeeren und Potasche.

Neu-York, eine von den Provinzen des vereinigten nordamerikanischen Freistaats, zählt auf 2470 Q. Meilen zwischen 8 bis 700,000 Einwohner, welche Zahl, wie in den übrigen Provinzen dieses Staats, in weit stärkern Verhältnissen als andermwärts täglich zunimmt. — Diese Provinz, welche ursprünglich eine englische Colonie und von England abhängig war, erhielt während der stürmischen Regierung des später eingestrichenen Karls I. von der niederländischen Compagnie in Holland, welche sich des Landes bemächtigt hatte, den Namen Neu-Belgien oder Neu-Niederland. Indes kehrte das Land unter der Regierung Karls I. wieder unter englische Herrschaft zurück, anfangs mittelbar, indem Earl II. es seinem Bruder, dem Herzog von York, schenkte, und endlich unmittelbar im J. 1689. Von Zeit zu Zeit äußerte sich indessen in der Provinz Mißvergnügen mit der englischen Oberherrschaft wegen der eingeführten Abgaben, besonders bei Gelegenheit der Stempelsteuer im J. 1765. Als endlich 1775 ein fast allgemeiner Aufstand in den englischen Colonien in Nordamerika ausbrach, nahm auch die Provinz Neu-York Theil daran, ungeachtet die Hauptstadt der Provinz von 1776 an während des ganzen amerikanischen Kriegs von englischen Truppen besetzt war, bis endlich durch den Frieden von 1783 das ganze Land als integrierender Theil des neuen amerikanischen Freistaates anerkannt wurde. — Der Boden ist zwar im Allgemeinen fruchtbar, jedoch auf der Nordwestseite der Provinz wegen der verhältnißmäßig noch geringen Zahl der Anbauer noch mit Seen, Sümpfen und Waldungen bedeckt. Unter den Seen sind der Ontario und Oneida, unter den Flüssen vorzüglich der Delaware zu bemerken. Das Klima ist im Allgemeinen ungesund, sehr rauh und streng in dem langen Winter, und unerträglich heiß während eines kurzen Sommers. Unter den Producten müssen vorzüglich Holz, Glash, Hanf, Eisen, Mühlsteine, Getraide, Potasche, Obst, Pferde, Rindvieh, Bienen, Schweine, Fische und Austern

bemerkt werden. Die Hauptstadt dieser Provinz führt ebenfalls den Namen New-York. Sie liegt auf einer Halbinsel und enthält eine Stadt mit 60- bis 70,000 Einwohnern. In der Zeit, als sie noch eine kleine Stadt war, wurde sie, unter holländischer Oberherrschaft, durch diese Stadt New-Amsterdam und wurde erst später nach dem Sieg von Fort New-York genannt, welcher Name dann auch der ganzen Provinz beigelegt wurde. Nach Philadelphia ist New-York die größte, bevölkerteste und wohlhabendste Stadt der vereinigten Staaten. Der Mangel an frischem Wasser in der Nähe ist die Schwachheit dieser Hauptstadt. Im amerikanischen Kriege war sie die Hauptst. der gegen die vereinigten Staaten bestimmten englischen Truppen. Die Häuser sind im Allgemeinen schön, und besonders auffallend die öffentlichen Gebäude von dieser Seite aus. Die Nationen hier so verschieden als die Nationen, von denen die Einwohner der Stadt abstammen.

Neva, ein großer fließender Fluß in Rußland, und war in Gouvernement St. Petersburg, kommt bei Schischtschikow aus dem Bergan See, durchfließt in mehreren Armen die Hauptstadt Petersburg und ergießt sich, nach einer Laufe von über hundert Meilen, in seinen Umläufen an gerechnet, in den trostlichen Meerbusen. Er ist ungefähr von Jaden breit und 2 Jaden tief, und kann folglich große Schiffe tragen, die daher auch oft auf der Werfte vom Petersthron gebaut werden. Man rühmt das Wasser dieses Flusses wegen seiner Klarheit und Leichtigkeit, weshalb es in Petersburg selbst zum Trinken und zur Verwitterung der Eisen gebraucht wird. Dieser Fluß ist in Petersburg mit herrlichen Brücken gepflanz, denen der Übergang, welcher gewöhnlich erst im Herbst eintritt, oft sehr gefährlich wird.

Newcastle. Es gibt in England sowohl als in Nordamerika mehrere Orter dieses Namens, welcher eigentlich so viel als Neusee bedeutet. Die merkwürdigste Stadt von diesem Namen ist das Newcastle, welches am Fluß Tyne in England gelegen, die Hauptstadt von Northumberland ist. Man zählt im J. 1800 in ihr und dem auf der andern Seite des Flusses gegenüber liegenden Flecken Gateshead 36,000 Einwohner. Was diese Stadt am berühmtesten macht, ist der außerordentlich starke Steinkohlensandel, welcher von hier aus nach allen Theilen von England, und besonders nach London, wo die Eisenwerke der Steinkohlen wegen Mangel an Holz beträchtlich angewendet sind, geschickt wird. Die Steinkohlenschiffe sind die erste Schiffahrt der jungen englischen Marine, welche von ihnen zu Postschiffen und erst später dann zu Kriegsschiffen übergehen. Die Stadt ist die Hauptstadt zum Parlament. In ihrer Nähe befinden sich mehrere Eisenwerke.

Newgate, das eigentliche London oder Gefängnis, die es fast Ordnung, welche dasselbe gegen die Verbrecher ge-

Newmarket, ein langer Markt besteht, 1 Meile, der südliche oder englische Meilen von London entfernt — der 2 welche hier oft unter ein und der Name die

nnen werden. Hier gibt es eigne Ställe, wo eine große Anzahl der besten und muntersten Renn- und Jagdpferde gezogen und zugeritten wird. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 500.

Newton (Isaak), einer der originellsten und tiefdenkendsten Philosophen und Mathematiker, die jemals gelebt haben, wurde den 25ten Dec. 1642 zu Wollstrop in Lincolnshire geboren. Er verlor sehr früh seinen Vater, allein seine Mutter, ungeachtet sie sich zum zweiten Male verheirathete, ersetzte ihm diesen Verlust durch die Sorgfalt, die sie seiner Erziehung widmete. Im zwölften Jahre seines Alters bezog er die Schule zu Grantham. Schon hier zeigte er einen großen Hang zu philosophischen und mathematischen Gegenständen. Wenige Jahre nachher wurde er zu seiner Mutter zurückberufen, um ihr zur Gesellschaft zu dienen und dem Hauswesen vorstehen zu lernen. Allein da hier seine Neigung zu den Studien noch stärker hervorbrach, erhielt er die Erlaubniß, im J. 1660 nach Cambridge zu gehen. Euklid war ihm schon leicht. Er beschäftigte sich hier vorzüglich mit Keplers und Descartes Werken. Im J. 1664 erfand er die Rechnung der unendlichen Größen und wurde Baccalaureus. Die genauere Beobachtung des Prisma lehrte ihn zu einer neuen Theorie des Lichts. Im J. 1665 nöthigte ihn eine epidemische Krankheit, Cambridge zu verlassen. Während eines kurzen Aufenthalts auf dem Lande veranlaßte ihn der Anblick eines fallenden Apfels, über die Gesetze der Schwere nachzudenken. Im J. 1669 ward er an D. Barrows Stelle Professor der Mathematik zu Cambridge. Hier hatte er die nöthige Ruhe, den höhern Untersuchungen über die philosophischen und mathematischen Gegenstände, mit denen er sich beschäftigte, diejenige Reife und Vollendung zu geben, die sie einem vortheilhaften Tadel entzog, den einige seiner Aeußerungen darüber schon erfahren hatten. Im J. 1675 sandte er der königlichen Akademie der Wissenschaften zu London sein neuerfundenes Spiegelteleskop zu. Im Winter von 1676 bis 1677 entwickelte er zuerst vollständig seine Untersuchungen über die Centripetalkraft, Untersuchungen, die ihm durch das Studium Keplers und die Entdeckungen dieses Astronomen in Hinsicht der elliptischen Bahn der Planeten um die Sonne sehr erleichtert worden sind. Im J. 1680 machte er mehrere astronomische Beobachtungen über den berühmten Cometen, welcher damals erschien, und den er Anfangs für zwei Cometen zu halten geneigt war. Seine Untersuchungen Newtons über die Centripetalkraft erschienen öffentlich erst im J. 1687 in dem berühmten Werke *Philosophiae naturalis principia mathematica*. Dieses Werk, in welchem Newton auf die tiefsten Abstractionen der Mathematik ein neues System der Naturwissenschaft gründete, erhielt nicht gleich den Beifall, den es verdiente und den es später erhalten sollte. Die cartesianische Philosophie, welche dasjenige, was ihr zuweilen an Tiefe und Gründlichkeit der Untersuchung abging, durch Imagination ersetzte, war damals an der Tagesordnung. Newtons Werk drang mit philosophisch mathematischer Strenge in die innersten Geseze der Natur ein und entwickelte sie in einer Kürze und Gedrängtheit, die das Werk dem großen Haufen beinahe unverständlich machte. Selbst die besten Mathematiker mußten es studiren, ehe sie es fassen konnten. Als man aber würdigen lernte, kannte auch die Bewunderung keine Grenzen mehr. „Ist, trinkt und schläft denn Newton, wie ein andrer Mensch,“ sagte der Marquis de l'Hospital, einer der größten Mathematiker seiner Zeit, die Engländer, welche ihn besuchten. „Ich stelle ihn mir als einen himmlischen Genius vor, der nichts mehr mit der Materie gemein hat.“ Der Eifer, womit sich Newton der von Jacob II. ange-

griffenen Privilegien der Universität Cambridge annahm, wählte ihn im J. 1688 eine Stelle im Parlament. Im J. 1696 wurde er Mitglied und 1703 Präsident der königlichen Societät der Wissenschaften in London. Die Resultate seiner Untersuchungen über Optik und Fluxionsrechnung, die er seit dem J. 1672 im Stillen fortgesetzt hatte, gab er erst im J. 1704 heraus, und dies verwickelte ihn in einen Streit mit Leibniz, der sich die Ehre der ersten Erfindung einziger Wissenschaften beimessen zu können glaubte. Leibniz appellirte in dieser Sache an die königliche Societät der Wissenschaften in London, die er glaubte für ihren Präsidenten entscheiden zu müssen. Im J. 1711 erhielt Newton von der Königin Anna die Ritterwürde. Als das niederste Haus im J. 1715 den englischen Thron bestiegen war, wählte sich Newton die besondere Gemogenheit der Prinzessin von Wales, Carolina, auf deren Aufforderung er auch ein chronologisches Werk schrieb, welches ungedruckt zu bleiben bestimmt war, aber durch die Discretion des Signor Conti, eines venetianischen Edelmanns, in die Welt gekommen. Diese chronologischen Arbeiten sind, so wie seine theologische, bei weitem des Ruhmes nicht würdig, den er sich im Felde der Philosophie und Mathematik mit so vielem Rechte erworben hat. Er starb am 20sten März 1727 im 85ten Jahre seines Alters. Newton war von mittler Statur, sein Aussehen war angenehm und edelmüthig abgehend. Doch erkannte man in ihm nicht den Echarfian, dessen Werke verrathen. Sein Charakter war sanft und gleichförmig. Er liebte seinen Hund, Diamant, hatte eine durch Anwerfen eines Leibes in die Luft, die das Resultat vieljähriger Untersuchungen Newtons darstellte, verbrannt. „O Diamant, Diamant!“ sagte Newton, „du hast mir welchen Schaden du mir gethan hast!“ — Newton hatte so viele Ehrentitel, seine Aufmerksamkeit und seine Nächte gewidmet, allen, die ihm in seinen vortrefflichen Reisen in das mittägliche Frankreich, die reizendste von allen Hemisphären besuchte und kannte er nicht. Er war nie verheirathet; die Liebe, sowohl die geistige als die sinnliche, war ihm stets fremd geblieben.

Witz
Ritter
am 10
schicht
eines
durch
literarisch
Im J
der S
Gener
zeichne
und
Schla
nach
haben
sal un
fena's
ter M
er sich
ter bei
Repub

um Reichsmarschall. In allen folgenden Kriegen und Feldzügen Napoleons hat Nep eine ausgezeichnete und glänzende Rolle gespielt. Im Feldzuge 1805 erwarb er sich den Titel eines Herzogs von Elchingen, und als er sich auf dem Rückzuge aus Rußland im Winter 1812, wo er eine Zeitlang die Arriergarde commandirte, den Verfolgungen des nachrückenden Feindes glücklich entzogen hatte — entweder indem er sich durchschlug, oder indem er, wie die entgegengesetzte Partei behauptete, sich flüchtete — ernannte ihn Napoleon, alsbald der Vernichtung seiner Legionen durch die Verwüstung des Andenkens daran spottend, zum Fürsten von der Moskwa. Auch in dem Feldzuge von 1813 hat er Napoleon mit Eifer gedient, und wenn seine Bemühungen den Talenten und der Tapferkeit der Verbündeten unterlagen, so ist wenigstens sein Wille nicht zu beschuldigen. Noch drang er zu Anfang Septembers mit einem ansehnlichen Heere auf Berlin los, wurde aber bei Dennewitz aufs Haupt geschlagen und zur Flucht gezwungen. Bei Leipzig wurde er verwundet. Als Paris eingenommen war und Napoleon bei Fontainebleau noch über dem Entschlusse schwankte, den er fassen wollte, war Nep der erste, der es wagte, ihm vorzustellen, daß der Krieg, noch weiter fortgesetzt, den Charakter eines Bürgerkriegs annehmen würde. Nach der Wiederherstellung der Bourbons stand Nep fortdauernd im höchsten Ansehen. Der König zeichnete ihn besonders aus, berief ihn in die Kammer der Pairs, und Nep erwies die eifrigste Ergebenheit. Als Napoleon im Frühling 1815 wieder in Frankreich eindrang, erhielt er den Auftrag, das Armeecorps zu commandiren, das in der Franche Comté zusammenlag, um sich dem Usurpator zu widersetzen. Er reiste am 8ten März von Paris ab, nachdem er dem König zuvor die Hand geküßt und geschworen hatte, Bonaparte in einem eisernen Käfig zurückzubringen. Aber unerwartet änderten sich seine Gesinnungen. Er erhielt, nachdem er zu Lons-le-Saulnier im Jura-departement angekommen war, in der Nacht vom 13ten auf den 14ten ein Schreiben von dem General Bertrand, worin ihn dieser, unter großen Lobsprüchen auf seine Tapferkeit, aufforderte, sich zu Napoleon zu schlagen. Schnell nahm der Marschall seine Partie. Er las sogleich am folgenden Tage an der Spitze seiner Armee eine Proclamation vor, worin er diese ermahnte, sich wieder an ihren Kaiser anzuschließen, gab Befehle zur Vollziehung dieser Aufforderung, und bewerkstelligte die Vereinigung seiner Truppen mit denen des Feindes. War diese seine Handlungsweise freiwillig, oder war sie durch den unter dem Heere herrschenden Geist motivirt; genug sie gab für das Unternehmen Napoleons die Entscheidung. Dieser verkannte auch die Verdienste nicht, die sich der Marschall um ihn erworben hatte. Er ernannte ihn zum Mitgliede der Kammer der Pairs, und gab ihm ein Commando über acht Infanterie- und vier Kavallerie-Divisionen bei der Armee, die den Krieg in den Niederlanden eröffnen sollte. Diese letzte Bestimmung machte ihn zu einem Augenzeugen der Niederlage, in der Napoleons Macht unterging. Er verlor in der Schlacht am 18ten Juni ein Pferd unter dem Leibe, und entging, indem er der Arriergarde zu Fuß folgte, kaum der Gefangenschaft. Um sich der Rache zu entziehen, die ihm drohte, ergriff er die Flucht und verbarg sich im Lotdepartement, unweit Aurillac, bei einem seiner Freunde. Eine Privatperson aus Aurillac, welche bei dem Leuten gespeist hatte, sprach bei ihrer Rückkehr von einem prächtigen Edeleute, der ihre Aufmerksamkeit gefesselt habe. Einer der Zuhörer erinnerte sich, daß nur Murat und Nep solche Säbel haben; die Geschichte kam zur Kenntniß des Unterpräfekten, und so fiel der Marschall

in die Hände der Gerechtigkeit. Am 10ten Aug. kam er in Paris an und wurde sofort in die Conciergerie gebracht. Der Kronrath setzte ein aus 4 Marschällen und 3 Generalleutenants bestehendes Kriegsgericht an, um über ihn zu richten. Dasselbe eröffnete am 9ten seine Sitzungen. Am 10ten erschien der Marschall vor dem Gericht und erklärte, daß er als Pair von Frankreich nur von der Kammer der Pairs gerichtet werden könne, welche Behandlung sein Kommande Herrscher auf vielen Gründen unterstützte. Das Gericht erklärte sich auch wirklich für incompetent, worauf der König am 11ten ein Dekret erließ, in der er die Kammer der Pairs beauftragte, zu Urtheile über den Verthigten zu schreiben, die auch am 11ten im Proceß eröffnete. Das Ney in seiner Vertheidigung anführte, war hauptsächlich darin: „Bonaparte's Landung habe ihm zum Tode zu schmecken; aber in Autonne haben ihm seine Wunden die Erde mit ganz andern Beschimpfungen vorgesetzt. Er sey bingerissen worden, als er einen Bürgerkrieg vermeiden wollte, und weil ihn Napoleon zu sichern ließ, daß die auswärtigen Mächte, und namentlich England mit ihm einverstanden wären, daß der General Kollig auf die Elbe gekommen sey, um ihm von Seiten der Mächte anzukündigen, daß die Bourbons nicht mehr regieren könnten, daß der König von Frankreich und seine Mutter in Wien bleiben würden, bis er Frankreich eine neue Verfassung würde gegeben haben.“ — „Ich widerstehe“, erklärte er, „der ganz Frankreich, der Europa und der Welt zu überredet, daß ich niemals, bei dem unglücklichen Irrthum, den ich schon jetzt gebüßt habe, einen andern Gedanken hege, als den, von dem unglücklichen Vaterlande den Bürgerkrieg und alle Rebell, die ihn davon abzuwenden. Ich habe mein Vaterland allem opfern vorgesetzt. Ich habe gegenwärtig ein Verbrechen, so werde ich mich, der König, der die Völker in seinem Guten trägt, werde diesen unglücklichen Irrthum zu geben, und das Geschick werde, wenn ich unterliege, auf mich mein Vaterland, nicht aber einen Verräther bestrafen haben.“ — Am 12ten Dec. hatte die letzte Sitzung der Kammer statt. Ney's Freunde erschöpften alles, was irgend zu konnte. Aber sie vermochten nicht, als um 11 1/2 Uhr durch Stimmenmehrheit Verbrechen des Hochverraths über ihn verurtheilt wurde. Nach Winternachts

er bel ihm ein, nur ihm!
Als er seine Titel ablegte
Ney, dann ein Hauf
Stunde erbat er sich ein
: der Pierre, der sich
den Fall, daß er gerufen
flüchte unterhielt sich mit
und Ney beichtete auch
da ab, indem er zwei Bri
atter schrieb. Die ersten
gen Kindern und ihrer E
der trat, weil sie gestreht
mit der Wachen haben sie
ien und Echluchzen. Er
erhob er sich plötzlich und

7. Die Wachen besetzten Engländer
zu Pferde alle Zugänge zum Palast zu

ngen saß. Um 9 Uhr, als alles bereit war, kleidete sich der Mar-
 schall an, zog ein Cilet, Beinleider und Strümpfe, alles schwarz und
 den blauen Frack an, und setzte sich mit dem gedachten Pfarrer und
 drei Gensdarmen, Offizieren in den Wagen. Zahlreiche Truppenab-
 theilungen begleiteten den Zug, der durch den Garten des Palasts nach
 dem neuen, von dem Observatorium genannten, Eingange sich bewegte.
 Während der Fahrt gab der Beurtheilte seine goldene Dose dem Pfar-
 rer, die er seiner Gemahlin zustellen sollte, und einige Goldstücke für die
 Armen, so wie die oben bemerkten zwei Briefe. Da sie nahe an eine
 Mauer kamen, vor welcher die Hinrichtung geschehen sollte, sah er ein
 Regiment von 16 Veteranen bereit stehen. So wie der Wagen ankam,
 stellten sich dieselben in Linie. Der König nahm mit der Linken den Hut ab,
 reichte die Rechte aufs Herz und rief: Kameraden! zielt gut und schießt
 auf mich! Einer der Offiziere gab mit dem Degen das Zeichen, und
 es fiel, durch mehrere Kugeln in den Kopf getroffen, todt nieder. Der
 Leichnam blieb eine Viertelstunde vor den Augen der Zuschauer liegen,
 und wurde dann in einen nahen Spital gebracht, wo ihn seine Familie
 vernahm, und auf dem Begräbnißplatz Mont-Louis beerdigte.

Niagara, einer der größten Flüsse in Canada in Nordamerika,
 kommt aus dem See Erie und ergießt sich in den See Ontario. Am
 berühmtesten ist er durch den Wasserfall, den er bald nach dem Austritt
 aus dem See Erie bildet. Er fällt hier nämlich in einer Breite von
 126 Fuß von einer senkrechten Höhe von 200 Fuß mit einer solchen Ge-
 walt herunter, daß man in der Nähe den Erdboden zittern fühlt und
 das Geräusch des Falls in einer Entfernung von 5 Meilen hört. Im J.
 1751 erbauten die Franzosen, welche damals im Besitz von Canada wa-
 ren, am rechten Ufer des Flusses das Fort Niagara, welchem gegenüber
 auf der westlichen Seite des Flusses sich, seitdem die kleine Stadt Nia-
 gara, oder Newark, von ungefähr 60 bis 70 Häusern gebildet hat.
 Dieses Etablissement ist sehr bedeutend, um den Pelzhandel zu unter-
 halten, welcher mit den Wilden der nordwestlichen Gegenden getrie-
 ben wird.

Nibelungenlied ist ein sechshundert Jahr altes deutsches Hel-
 denepos. Den Namen Nibelungenlied führt es von den Nibelun-
 gen oder Niflungen, einem altburgundischen mächtigen Helden-
 namme, und deutschen Grundvolk — ein Name, der wahrscheinlich
 in den ältesten mythischen Ideen von einem nordischen Nebellande
 gegründet seyn mag! Dieses Stammes durch große wilde Leidenschaft,
 besonders die Liebe zweier Paare, verflochtenes grausiges Schicksal ist
 Gegenstand des Gedichts. Das eine Paar ist der bayerne Siegfried,
 Sohn Königs Siegmund von Heunen- oder Hunnenland, und Chriem-
 hild; das andre Brunhildis und Gunnar, oder Gunther. Siegfried
 wird theils durch beleidigten Stolz der Brunhildis, welche er für Gun-
 ther gefreiet und als mächtiges Hünenweib, ihr unbewußt, gebändigt,
 theils um seines ungeheuren Nibelungenhorts oder Schatzes willen von
 seinem Schwager, Hagen von Tronege mit Zustimmung der andern
 Helden gemordet. Chriemhild, in unsterbliche Liebe versunken, brüdet
 sich nachmalige Gemahlin Ekeles, oder Ekelins (Attila's, einer mythisch
 mancherlei Verwandlungen wiederkehrenden ausgebildeten Figur) un-
 tersöhnliche blutige Rache, in welcher der ganze Stamm untergeht.
 Dieses Gedichts würdigere und kühnlichere Wiedererscheinung ist, auch
 gesehen von der innern dichterischen Trefflichkeit, schon deshalb wich-
 tig, weil sie tiefere Forschungen über die germanische Urzeit und deren
 Zusammenhang mit der großen allgemeinen Weltreligion einer Seite,

anderer Seite über Mier, Böhm, Jett und ungeschicklichen Verstand
des Gedichtes vorantreibt. Jett Urzeit, indem sie das Fräulein, auf
unvergleichliche Fräulein Leben der Pöbel anstellt, in welchem Leben
und Fräulein ein so sehr unverständliches, gleichsam auf einem Es-
gel sitzendes Doppelgesicht sind, muß natürlich für den Leser in die
Geschichte des germanischen Volks ansehnliche Fortschritt annehmen
sinn, als der, in wirklich getriebenen, gewissen Niederstufen, so in
die gemeinen sogenannten bürgerliche Geschichte vertritt, sehr abwärts
den Fortschritt. Indem man aber das wunderbare verstanden
sich nicht in anderer Haltung gerade und in gegensätzlichen rein
Erregungen der Natur und des Geistes, und ihrer gemeinsamen
metaphysisch ausgedrückten Kraft, dargestellt Leben der Zeit als
in solchen Verwirrung, und an der Spitze, was in Überlieferung und
Ermahnung der Sprache ist und geistigste anordnen nicht, die
Verwirrung wachet, was sie eine wirklich noch unverständliche und nicht
Geschichte auf die sogenannte Geschichte macht, vertritt man in
dem Fabeln auch den organischen Zusammenhang und der Einheit in
Erzählen mit dem Fabeln, das Unverständliche für unverständlich ist
Klärungsmittel ansehnend. Gleichwohl ist gewiß, daß man aus
den Volks Geschichtenähnlichkeit so abstrahiert ist von dem Fabeln
der Menschheit, daß sie nicht eine aus dem großen Ocean der Zeit
ab, und in ihm zurückflutende wäre. Ist es denn auch nicht das
daß der Gegenstand derer nicht ist, was große Bildhaftig-
keit und Verwirrung, was so einfach Unverständlichkeit gerade ist
nicht Bewusstsein in Zusammenhang, da doch dies Bewusstsein
sich dem endlich erhabenen Fabeln mannigfaltig in wunderbarem Leben
und Werden vertritt? Ist es gläubig, daß die von allen Fabeln
und Mangel an sogenannten historischen Notizen und Fabeln
Lagen, dennoch in der Pöbel, immer alle dem abstrahieren, jedoch in
den, durchgehende Verbindung und Befähigung an das Unverständliche
ganz grund, und bodenlose Herabkunft ist, da doch die Fabeln
gleichsam ihre Fabeln so weit ausdehnt, daß sie Sage und Fabel
wenn auch nicht, beruht? Sind denn die in den großen germanischen
Fabeln vorfindenden, die Fabeln so wenig verstanden in
Erzählungen des Fabeln auf das Fräulein für einen absoluten Fabeln
und verstand Unverständlichen zu haben, da in doch oft eine Fabeln
so doch möglich war? Ist es nicht gläubig, daß irgend ein
unverständliche Fabeln ansehnend, nur im Fabelnlauf, wie verstanden
und abstrahieren Jett das Fabeln
der Ort nicht, dies ausdehnt so
langenzeit nicht auf wirklich verstand
zu und herabstrahieren, name
unverständliche Fabeln haben durch Fabeln
sammeln, und von Fabeln Fabeln
von Fabeln, der (gewöhnlich werden
werden) Fabeln und Fabeln Fabeln
Fabeln vorfinden. Es macht das Fabeln
den Fabeln aus, der deren Fabeln
Fabeln und viele Fabeln Fabeln
Fabeln und Fabeln Fabeln
Fabeln, aus Fabeln Fabeln
Fabeln, aus Fabeln die Fabeln Fabeln
Fabeln Fabeln Fabeln.

Schlegel) zeigt, daß weder Wolfram von Eschenbach, der offenkundige Begner und Epditer desselben, noch der unter Rudolph von Habsburg, nichtin zwei Menschenalter später lebende Konrad von Würzburg, noch endlich der in der Mitte des 13ten Jahrhunderts blühende Warner Verfasser sein konnten. Vielmehr hat er aus des Dichters einseitiger deutscher Kenntniß, die mehr das südliche als nördliche Deutschland, besonders genau aber Oesterreich kannte, aus dem entschiedenen Wohlwollen für Ungarn und Abneigung gegen die Bayern, welche er mit einem herrschenden Fürstenhaus theilte, endlich aus schmeichelhaften Beziehungen auf dasselbe (babenbergische) Fürstenhaus auf Klingsohr aus Ungarland, oder Heinrich von Osterdingen geschlossen, welche beide dem Dichterweirreit an Landgraf Hermanns Hofe zu Wartburg 1207 bewohnten. Die Zeit, in welche der Gegenstand des Gedichtes fällt, ist die des Hunnenkönigs Ethelric, oder Attila gegen 430 oder 440; die Scene am Rhein und auf Oesterreichs und Ungarns Gränze. Die Fabel des Gedichtes anzugeben, enthalten wir uns um so mehr, da sie auch durch Fouqué's trefflichen Norderheld uns aufs neue vorgeführt worden ist. Würde man aber nicht, daß jedes Dichterverkes Verständniß und sinnige Aufnahme eine innige Liebe und Hingebung fodert, durch welche man in sein Gefüge eindringen muß, und wäre dies gerade nicht um so schwerer, je entfernter Zeit, Ort, und Darstellungsgabe von uns unfern liegen; wäre nicht Besatz aller Welterscheinung, daß das Treffliche und Edle sich am Unedlen und Gemeinen hervorhebt; wäre überhaupt der Deutsche nicht so gleichgültig gegen die eignen Urzeugnisse seines tiefen Geistes und minder empfänglich für das Ausheimliche: so müßte allerdings die Herabsetzung befremden, welche dies nur erst wieder erweckte herrliche Dichtwerk zum Theil unter uns erfahren hat, das tiefe stolze Lebenskraft, wie feste Todeslust, schlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, heiligste Liebe und Treue in allen, auch den stürmischsten Verhältnissen des Lebens, würdige hohe Männlichkeit, wie anmuthiges, holdseliges Frauenthum in tief verwickelungnem großartigem Lebenszusammenhang durchaus offenbart. Daß nichts Kleines und Unbedeutendes trotz alles kindlichen Spiels und Berweilens in den Zierrathen des Lebens. Die Gemüther leben sich aus und enthüllen, ihres unerschöpflichen Liebereichthums gewiß, mit der sichersten, das Herbeste nicht scheuenden Kraft selbst die schauerlichste Tiefe, die durch den Ton frommer Hingebung an das Alle Ueberschwebende zum duftigsten Hintergrunde wird. Die hier anstretenden Männer und Frauen sind durch die Reihe der Wahr, in welcher sie leben, die anschaulichsten, gedungensten Stellvertreter von einer Gesamtheit eines großen Volks, sind das Mark eines urkräftigen Lebens, wogegen die kleinliche Schwäche und lose Zerstreutheit des unsren grell abfällt; weshalb, da alles seinen Gegensatz fodert, gar nicht zu verwundern war, daß endlich die der Gegenwart überdrüssigen Gemüther an jener alten Zeit sich kräftigten und erfreuten. — Die metrische Form ist übrigens die vierzeilige jambische und trochäische Stroche in Reimpaaren mit sechsfachem Hauptaccent, auch spondeischen, anapästischen und daktylischen Rhythmen, weiblichem Einschnitt in der Mitte. — Der die Klage betitelte Theil ist unstreitig Werk eines andern spätern Dichters und andrer Form. Wa. — Eine vollständige Handschrift des Nibelungenliedes besitzt die münchener Bibliothek; eine andre ist in den Händen von Privatpersonen; beide waren zuvor in Hohenems; eine dritte Handschrift ist in St. Gallen. Aus ersterer ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage nebst sieben Fragmenten des vordern

deutsche Nation tolltet führen wollte. Daß ihm einige Anmaßung in polemische Leidenschaftlichkeit bei seiner an sich edlen und dem deutschen Gesamtweesen sehr erspriesslichen Thätigkeit mit Recht Schuld gegeben ward, wollen wir nicht läugnen. Doch bleibt es wahr, daß es ihm nur um die Sache, nicht um die Person zu thun war, und daß ihm bei seiner eignen strengen Denkweise die milderen und bequemeren Formen fremd oder unpassend erscheinen mußten. Auch als Buchhändler gehörte Nicolai zu den wenigen, die nicht den kaufmännischen Gewinn, sondern die Wissenschaft selbst, nach ihrer Ansicht von derselben, berücksichtigten, und ihre ganze Thätigkeit auf diesen Zweck verwendeten. Seine Biographie erklärt diesen merkwürdigen Charakter und den wichtigen Einfluß eines Buchhändlers auf die Cultur eines Volks und des geistigen Nationalzusammenhangs der Deutschen. Vom fünften Jahr an, wo Nicolai seine Mutter verlor, lebte er, entfernt von seinen drei Brüdern und von jugendlichen Vergnügungen, ziemlich einsam in dem Hause seines Vaters, der, den ganzen Tag in seiner Buchhandlung beschäftigt, den Sohn selten sah, ihn aber an strengen Geheissam pöbte, und ernst, doch freundlich behandelte. Diese Erziehung, zu Nicolai als Kind schon so viel entbehren mußte, machte ihm die Einsamkeit lieb. Er lernte sich mit sich selbst beschäftigen, stets thätig und sich gleichmüthig in die Nothwendigkeit fügen. So ward er unabhängig von dem Aeußern und Zufälligen, und folgte ungestört den kräftigen Triebe in seinem Innern, sich selbst auszubilden. Auf den gelehrten Schulen zu Berlin und Halle aber lernte er bei seiner kleinen Fassungskraft und seinem guten Gedächtnisse zwar vielerlei, doch alles so unter einander, daß ihm das Studiren unangenehm wurde. Erst an der damals errichteten Realschule zu Berlin fand sein Geist Befriedigung. Die zweckmäßige Anleitung über das, was er lernte, rieth ihm zu denken, welche er daselbst erhielt, zeigte ihm nicht nur den Weg der selbstthätigen Entwicklung, sondern gab ihm auch Lust und Muth, diesen Weg eifrig fortzugehen. Aber zu seinem großen Schmerz schickte man ihn im J. 1749 nach Frankfurt a. d. Oder, um die Buchhandlung zu lernen. So ungünstig hier seine Lage zum Studiren war, so fand er doch durch Entäußerungen und Beharrlichkeit Muth, um für sich, ohne mündliche Anweisung, und ohne seinen Beruf zu vernachlässigen, lateinisch, griechisch und englisch zu lernen, zugleich las er die besten Dichter in diesen Sprachen, und erlangte nicht unbeträchtliche Kenntnisse in Mathematik, Geschichte und Philosophie. Am eifrigsten studirte er Gelehrtengeschichte. Seitdem ging Nicolai stets den mühsamen Weg der eignen Forschung, selbst auf die Gefahr, einseitig in seine Ansichten zu werden. Streng und beharrlich in seiner Thätigkeit, griff er auch nachher, als er im J. 1752 nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurückkam, alles mit Kraft, was im Gebiete des Wissens stand und der Kunst seine Aufmerksamkeit erregte. Sein Beschäftigte den Tag aus, er konnte nur den frühen Morgen und einen Theil der Nacht — oft die ganze Nacht — dem Studiren widmen. Die Zerstreuungen der großen Stadt achtete er wenig, Musik ausgenommen. So lebte er drei Jahre. Die deutsche Literatur war damals durch Gottsched und Bodmer in zwei Parteien getheilt; Nicolai blieb in seinem Urtheile selbstständig. Sein Scharfsinn entdeckte bald die Einseitigkeit jeder Partei. Da ward es ihm, der in Berlin keinen wissenschaftlichen Umgang hatte, Bedürfniß als Schriftsteller aufzutreten und die Wahrheit, welche auch hier zwischen beiden in der Mitte lag, freimüthig darzustellen. Er that dies in den Briefen über die

heiligen Zustand der schönen Wissenschaften, die im Jahr 1755 erschienen. Sie machten Aufsehen; denn es war ohne Beispiel, daß der Verfasser zu keiner von beiden Faktionen schwor, sondern Bodinern sowohl, als Gottscheden, aus Gründen tadelte. Lessing, der wie Nicolai dachte, suchte des Verfassers Bekanntschaft, ward sein Freund, und machte ihn mit Moses Mendelssohn bekannt, der, wie Nicolai, ein junger Kaufmann, ohne eigne Haushaltung war. Jetzt beginnt eigentlich Nicolai's höheres geistiges Leben. Die drei engverbundenen Freunde kamen wöchentlich zwei oder drei Mal zusammen. Ohne in der gelehrten Welt einen Stand, oder Verbindungen und andre Ausichten zu haben, folgten sie einzig ihrem wissenschaftlichen Eifer mit selbstständiger Kraft und Freiheit, ohne Rücksicht auf Vorurtheil oder das Ansehen der Meinung und Gewohnheit. Sie untersuchten in ihren wissenschaftlichen Unterredungen die Gründe für oder gegen einen Satz, ohne sich durch die Freundschaft zu einander — wie dies wohl bei ähnlichen Verbindungen in neuerer Zeit der Fall gewesen seyn dürfte — gegenseitig zu täuschen oder zu schmeicheln. Moses und Lessing dachten gleich vorurtheilsfrei, gleich edelmüthig, wahrheitsliebend und anspruchlos; sie prüften Alles gleich freimüthig, scharfsinnig und klar, im Entwickeln, Erkennen und Bestimmen der Begriffe; doch war Lessing lebhafter und kühner, Moses bedächtiger und sicherer. Nicolai war ihnen wenigstens gleich an lebhafter Wahrheitsliebe und an Muth und Eifer, durch deutliche Begriffe die Erkenntniß des Wahren zu fördern. Alle drei waren heitern Geistes; sie liebten Scherz und Wit, vergaßen aber nie die gegenseitige Achtung; so störte nie ein Mißverständnis oder gekränkte Eigenliebe ihren freundschaftlichen Umgang. Viele Jahre hindurch suchten sie bald einstimmend, bald verschieden, aber stets mit Unbefangenheit und gegenseitigem Zutrauen, durch offenherzige Mittheilung ihrer Gedanken das Wahre zu erforschen. Dies war der erste Vereinigungspunkt in Berlin, wo unter Friedrich dem Großen die größte Denkfreyheit herrschte; für alle in ihren wissenschaftlichen Ansichten übereinstimmende Gelehrte; und an diesen Kern schlossen sich in der Folge die meisten guten Köpfe Deutschlands an. Nicolai führte jetzt, (im J. 1757), nach geendigter Erbtheilung mit seinen Brüdern, den längst gehegten Wunsch aus, der Handlung zu entsagen. Er lebte von einem sehr kleinen Einkommen, das aber dem Sparsamen und Mäßigen genügte, in den theuren Jahren des Krieges ganz den Wissenschaften. Winkelmann's Schriften und die Betrachtung aller Kunstwerke, die er zu sehn Gelegenheit hatte, machten ihn mit den bildenden Künsten und der Baukunst bekannt. Sein Freund, der preussische Kriegsrath Warburg, unterrichtete ihn in der Tonkunst. Uebrigens trieb ihn seine Mißbegierde von Sprache zu Sprache, von Wissenschaft zu Wissenschaft, von einem ihm noch vorzuziehenden Theile der Literatur zu dem andern. Dieser Durst nach Vermehrung der Kenntnisse verließ ihn auch im Alter nicht. Alles Neue und Wissenswürdige, was ihm aufstieß, suchte er mit beharrlichem Eifer sich anzueignen, oder wenigstens einen klaren Begriff davon zu erlangen. So wurde er, wie Solon, alt, indem er täglich hinzulernte. Bei dieser ununterbrochenen Thätigkeit des Sinnes für Wahrheit war wissenschaftliche Erkenntniß im Alter seine Erheiterung, und im Kummer sein Trost. Seine freie, literarische Ruhe ward schon im Herbst 1758 unterbrochen. Sein älterer Bruder, der Besitzer der väterlichen Handlung, starb. Das Wohl der Familie machte es ihm zur Pflicht, die Handlung selbst zu übernehmen. Ohne Neigung zum Geschäft und

ohne Erfahrung wußte er mit Schulden und unter 1760 gezeichnet. Aber da zu denken, und sich durch ihren zu lassen, so klöß sie zu erhalten, nur den al erlichstern ihm nicht nur seinen Geist durch wissenschaft empör, daß er mit erwartete Seine erste große Unternehmung war die Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften in Leipzig, zu welcher sich Wolf und Mendelssohn mit ihm vereinigten. (4 Bände Leipzig 1767 u. 1768.) Vom 5ten Bande an übertrugen sie die Herausgabe dem Freunde Weiss in Leipzig. Von dieser Bibliothek hat der beständige in Deutschland begonnen. Freimüthig und belebend lag sie an das Ausgesprochen in ihre Größe, und bildete seine Schule der Partei. Hieraus gaben die drei Freunde, unterstützt von Zitt, Kesselt, Grillo und Salzer, im J. 1769 bis 1785 die Briefe, die neueste Literatur betreffend, heraus, welche durch ihren Ruhm in Deutschland zur Beförderung freimüthiger Kritik zu wirken; doch konnte Nicolas keiner Berufsgeschäfte wegen nur wenig daran Theil nehmen. Diese klassische periodische Schrift gab der deutschen Literatur eine selbstständige Richtung. Es erschienen zu Berl. Berlin 1781 bis 1788. In der Folge erhielt Nicolas noch mehr Aufträge; er brachte daher im J. 1765 den Plan zur Ausföhrung, eine allgemeine deutsche Bibliothek herauszugeben. Eine beträchtliche Zahl berühmter deutscher Gelehrter in allen Ländern Deutschlands anbanden sich mit ihm; und hierdurch erwarb sich der unermüdet arbeitende folgereiche handelnde Nicolas das große Verdienst, alle deutschen Länder durch ein gemeinschaftliches literarisches Interesse zu vereinigen und mit einander näher bekannt zu machen. Die deutsche Bibliothek beförderte Denkfreiheit, und wurde die wichtigste Zeitschrift, in welcher die damals sich ausbildende deutsche Gelehrtenrepublik ihr Hauptbetätigungsfeld zuerz gelend machte. Sie bestritt nicht selten Vorurtheile und Beobachtungsmeinungen, und ihrem einer strengen und scharfsinnigen sich klöß, d. h. über die überleitet, so wech die Würde der, so daß sie dennoch der Gang der wissenschaftlichen Entwicklung einwirkte. Von der sind erschienen 107 Bände von 1765 bis 1792. Mit dem 100. geht zu sein. Die Fortsetzung meine d. B. zu Kiel. Die Redaction ruht noch. 11 Bände. Er schloß das Werk Anfang nahm, herrschte in D Theologen. Einige hielten die fast der Theologie, Andere treibtere als Wissenschaft der zu einer oft fähigen Hypothese. Diese wissenschaftliche kritische Gemüth und Zeller gehen

Er unternahm u
s er hatte im Jahr
, jede Wissenschaft
in oder Nachweise
zu Verste genant
wunder zu erpau
sondern such auf
den Fortschritt
der Geisteswiss.

Seine erste große Unternehmung war die Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften in Leipzig, zu welcher sich Wolf und Mendelssohn mit ihm vereinigten. (4 Bände Leipzig 1767 u. 1768.) Vom 5ten Bande an übertrugen sie die Herausgabe dem Freunde Weiss in Leipzig. Von dieser Bibliothek hat der beständige in Deutschland begonnen. Freimüthig und belebend lag sie an das Ausgesprochen in ihre Größe, und bildete seine Schule der Partei. Hieraus gaben die drei Freunde, unterstützt von Zitt, Kesselt, Grillo und Salzer, im J. 1769 bis 1785 die Briefe, die neueste Literatur betreffend, heraus, welche durch ihren Ruhm in Deutschland zur Beförderung freimüthiger Kritik zu wirken; doch konnte Nicolas keiner Berufsgeschäfte wegen nur wenig daran Theil nehmen. Diese klassische periodische Schrift gab der deutschen Literatur eine selbstständige Richtung. Es erschienen zu Berl. Berlin 1781 bis 1788. In der Folge erhielt Nicolas noch mehr Aufträge; er brachte daher im J. 1765 den Plan zur Ausföhrung, eine allgemeine deutsche Bibliothek herauszugeben. Eine beträchtliche Zahl berühmter deutscher Gelehrter in allen Ländern Deutschlands anbanden sich mit ihm; und hierdurch erwarb sich der unermüdet arbeitende folgereiche handelnde Nicolas das große Verdienst, alle deutschen Länder durch ein gemeinschaftliches literarisches Interesse zu vereinigen und mit einander näher bekannt zu machen. Die deutsche Bibliothek beförderte Denkfreiheit, und wurde die wichtigste Zeitschrift, in welcher die damals sich ausbildende deutsche Gelehrtenrepublik ihr Hauptbetätigungsfeld zuerz gelend machte. Sie bestritt nicht selten Vorurtheile und Beobachtungsmeinungen, und ihrem einer strengen und scharfsinnigen sich klöß, d. h. über die überleitet, so wech die Würde der, so daß sie dennoch der Gang der wissenschaftlichen Entwicklung einwirkte. Von der sind erschienen 107 Bände von 1765 bis 1792. Mit dem 100. geht zu sein. Die Fortsetzung meine d. B. zu Kiel. Die Redaction ruht noch. 11 Bände. Er schloß das Werk Anfang nahm, herrschte in D Theologen. Einige hielten die fast der Theologie, Andere treibtere als Wissenschaft der zu einer oft fähigen Hypothese. Diese wissenschaftliche kritische Gemüth und Zeller gehen

In der Folge aber gab man der A. D. B. nicht ohne Ursache Schuld, daß sie viele Schriften, die es verdienten, nicht gründlich würdige, daß sie sich auf kurze Urtheile beschränke, die, beweislos hingestellt, dem Vorwurf der Einseitigkeit, und stark gesagt, um Eindruck zu machen, den Tadel der Unbilligkeit erfuhren. Ungeachtet die Bibliothek von ihrem Entstehen an ihre vorzüglichste Richtung gegen Theologie und Philosophie hinnahm, so traf jene Beschuldigung doch auch das Fach der schönen Literatur. Man rügte ihr eine Vorliebe für gewisse Dichter und eine Abneigung gegen Andre vor; man behauptete, daß sie im Reiche des Geschmacks, wie im Reiche der Gelehrsamkeit, nach Alleinherrschaft strebe, und daß sie überhaupt das Neue nicht gern auskommen lasse. Doch die meisten Gegner hatte die A. D. B. durch den Verban, aus den Literaturbriefen in die Bibliothek übergegangenen Ton sich zugezogen. Sie sorgte überhaupt mehr, aufstrebende Geister mit übertriebener Strenge von Verirrungen abzuhalten, als sie in ihrem Kluge zu ermuntern. Der größte Theil dieser Gegner feindete daher ihren Mitarbeiter und Herausgeber Nicolai persönlich an, that aber damit ihm großes Unrecht. Doch verwickelte er sich auch selbst durch manche seiner Schriften, besonders durch seine Reisebeschreibung und seine Angriffe auf die kritische Philosophie, in gelehrte Streitigkeiten. Wir nennen unter denen, welche gegen ihn schrieben, nur Garve, Herder, Wieland, Fichte, Blumauer, Riedel, Lavater und Sailer. Am lebhaftesten wurde der Streit, als Nicolai, Bießer u. a. Gelehrte in der berliner Monatsschrift u. a. A. D. auf die gefährlichen Umrtriebe mancher geheimen Gesellschaften, auf die unmerkliche Verbreitung des Chatholicismus und auf das Daseyn verkappter Jesuiten aufmerksam machten. Sie sahen offenbar zu sehr. Der Streit ist jetzt vergessen; doch führen wir aus dem damals geführten Schriftenwechsel an: Fr. Nicolai's öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebst beiläufigen Digressionen, betreffend den J. A. Stark (Oberhofprediger in Darmstadt) und J. K. Lavater, Berlin 1788; und die letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten in dem den Herrn D. H. Pred. Stark betreffenden Streite, Berlin 1790. Nachdem Nicolai das große Werk der A. D. B. in Gang gebracht hatte, wandte er seit dem J. 1770 seine Studien auf die Staats-, Finanz- und Handlungsverfassung des preussischen Staats. Bei seiner Verbindung mit mehreren bedeutenden Männern konnte er vieles prüfen und sammeln, was auf den Charakter und die Handlungsweise Friedrichs II. Bezug hatte. Die sechs Hefte charakteristischer Anekdoten vom König Friedrich II. und von einigen Personen, die um ihn waren, nebst Zweifeln und Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten (Berlin und Stettin 1788 bis 1792) welche Nicolai nach dem Tode des großen Königs herausgab, haben daher fast ohne Ausnahme historischen Werth. Ueberhaupt war es für Nicolai's Bildung und Wirksamkeit wichtig, daß seine Jünglingsjahre und sein männliches Alter in die Zeit der Regierung Friedrichs des Großen fielen. Dieser Monarch, der zuerst durch freie Untersuchung Vorurtheile aller Art bekämpfen ließ, entwickelte dadurch die Kraft der gesunden Vernunft und des practischen Wissens unter den guten Köpfen seiner Nation; und Nicolai's Streben erhielt dadurch eine feste und gesicherte Richtung. Sein Studium der brandenburgischen Geschichte in allen ihren Theilen erwarb ihm die nähere Bekann-

chaft des Staatsministers von Herzberg. Dieser gestattete ihm im J. 1777 den Gebrauch des königlichen Archivs, um seine im J. 1775 erschienene, nicht nur topographische, sondern auch historische Beschreibung von Berlin und Potsdam zu verbessern. Er durfte selbst von den für Verfassung, Cultur und Sitten wichtigen Urkunden Abschriften nehmen. So ward dieses Werk, nach seiner dritten Ausgabe, Berlin und Stettin 1786, 8. 3 Bände, ein Muster für ähnliche Topographien. Der Anhang dazu enthält eine Nachricht von allen Künstlern, die seit dem dreizehnten Jahrhunderte in und zu Berlin sich aufgehalten haben, und deren Kunstwerke daselbst noch vorhanden sind. Gleiche Unterstützung fand Nicolai bei allen Emancipationsbörden, als er im J. 1791 die Unrichtigkeiten, durch welche der Anhang von Zimmermann zu Hannover die Geschichte Friedrichs des Großen verunstaltet hatte, zu widerlegen unternommen hat. Er that dies in den freimüthigen Anmerkungen über den Kitters von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen, 2 Th. Berlin 1791 und 1792. Nur selten fand Nicolai Zeit, dem Spiele einer lebhaften bestern Einbildungskraft zu folgen. Er war ein guter Beobachter, und das Sonderbare, was er an Dingen bemerkte, gab ihm Stoff zu seinen Romanen. Verstand und Einbildungskraft aber heuerten sich hier gegenseitig, daher keiner derselben die strengen Forderungen des Kunstrichters befriedigt. Indes schenken sie als Producte der Zeit, wo Licht und Finsterniß, System, Schatz und Originalität mit einander kämpften, der Literaturgeschichte an, und machen zum Theil, als sie erschienen, Aufsehn; auch verwickelten Nicolai in kleine literarische Händel. Sein vorzüglichster Roman: Leben und Meinungen des Magisters Gebaldus Rochow, sollte die Verfolgungssucht der Orthodoxen in ihrer Blöße zeigen, Denkfreiheit empfehlen, Heuchler entlarven, Schwärmer zur Vernunft führen und das Zeitalter von seiner Empfindelkeit beilen. Es ist eine treffliche Darstellung und Charakterzeichnung haben ihn vor allen andern Schriften Nicolai's in dieser Gattung hervor; es fehlte ihm aber die Dämon der Dichtkunst: das erhöhte Leben der Natur und die seelenvolle Sprache der Empfindung. Er erschien zuerst 1773; und in der 3. und 4. Aufl. mit Kupfern von Chodowiecki, Berlin und Stettin (1776) und 1799 in drei Theilen. Man übersetzte ihn ins Französische, Dänische, Holländische und Schwedische. Da er mit Laune und Menschenkenntniß die Thorheit der Zeloten züchtigte, so veranlaßte er eine Menge Streitschriften und Nachahmungen. Ueberhaupt mußte Nicolai bei seiner kritischen Allermacht und Etrenge viel Feinde gegen sich aufreizen, auch gab es nicht selten kleine Blößen, die man schadensfroh benutzte. Da schrieb der wackere Veteran halb scherzend, halb zürnend, gegen die unmaßmaßenden Widersacher, im J. 1794, die Geschichte eines dicken Mannes (2 Bde. mit Kupfern von Weil), in welcher er die Schwärmerei gegen eitle Gecken, die mehr Talent und Charakter haben, als sie wirklich besitzen. Zu den größern Werken, die den Ladel, auch wohl heftigen Widerspruch zuzogen, gehört seine in französischer Hinsicht und wegen ihres freimüthigen Tones verdienstvolle Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781; nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Aesthetik, Religion und Sitten. Die erste Ausgabe erschien in Berlin und Stettin 1783, die dritte 1788. Letztere wuchs mit dem J. 1796 bis zu zwölf Bänden an. Blumauer schüttelte über dieses Werk, als die Eigenliebe der Oberdeutschen etwas unsanft rüttelte, seine Galt

in einigen Schmähschriften aus. Nicolai prüfte alles sehr genau, und schrieb dann mit rücksichtslosem Wahrheitsinn. Seine Feinde aber rissen den Menschen an, und verleumdeten den Character, wo der Verdacht irrt. Den meisten Streit zog Nicolai durch seinen literarischen Republikanismus sich zu. Er huldigte keinem System; ja er war im Voraus gegen jedes, das viel Anhänger fand, aus diesem Grunde eingenommen. So ward er oft, indem er parteilos untersuchen wollte, vom eignen Vorurtheile befangen. Dies kann indeß sein großes Verdienst und seinen trefflichen sitlich und geistig strengen Character nicht herabsetzen. Seine Gegner, die ihm an gründlicher Gelehrsamkeit selten überlegen waren, an Mäßigung aber tief unter ihm standen, griffen zum Theil mit häßlichem Spotte seine nüchterne Philosophie des gesunden Menschenverstandes und seinen Anspruch auf ein kritisches Stimmrecht in der gelehrten Republik an. Am heftigsten ward der Streit, als sich Nicolai gegen die kritische Philosophie erklärte, deren Werth er über die leeren Gräbeleien und das wortreiche Spiel verkannte, welches diese Schule mit dunkeln Begriffen und Kunstwörtern trieb. Durch seinen Umgang mit Moses Mendelssohn an möglichst bestimmte Begriffe in der speculativen Philosophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der reinen Vernunft nicht fassen, ob er gleich dem Scharfsinne ihres Urhebers Gerechtigkeit widerfahren ließ. Der Stolz und die Uebertreibung vieler Kantianer erbitterten den alten Denker, und er suchte theils in jener Reisebeschreibung, wo allerdings der Ort dazu nicht war, theils in einem Romane: *Leben und Meinungen Sempronius Sundiberts*, eines deutschen Philosophen, die Abschwefelungen der kantischen Schule von seiner eignen einfach nüchternen Ansicht der Philosophie lächerlich zu machen (Berlin und Stettin 1798). Dieser Angriff ward durch heftige Schriften erwidert, unter welchen die von Joh. Gottlieb Fichte (Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen, herausgegeben v. A. W. Schlegel, Tübingen 1801), die heftigste, des Philosophen Fichte aber durchaus unwürdig ist. Irrte Nicolai auch in seiner Ansicht von dem Wesen und innern Gehalte der neueren Philosophie, so irrte er sich nicht in der Bestreitung der Annahmen und Thorheiten mancher Wortführer der neueren Schulen. Indesß erwarb er sich unstreitig ein größeres Verdienst durch seine historischen Forschungen und Sammlungen, wo er manches Einzelne durch fruchtbare Erörterung aufklärte, so wie durch seine umfassende, auf Kritik und Geschmack überhaupt vielfach einwirkende literarische Thätigkeit. Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin wählte ihn daher im J. 1799 zu ihrem Mitgliede. Schon im J. 1781 hatte ihn die Akademie der Wissenschaften zu München als Mitglied aufgenommen. Im J. 1804 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zu ihrem Correspondenten. So ward ihm, dem verdienstvollen Greise, die Achtung des In- und Auslandes zu Theil. Auch viele seiner Gegner ließen seiner Rechtschaffenheit und guten Absicht Gerechtigkeit widerfahren. Ein so thätig kräftiges Leben ward durch eine feste Gesundheit unterstützt. Nicolai war fast nie bettlägerig gewesen. Doch zerrütteten einst im J. 1791 Schwindel und heftige Gemüthsbewegungen sein Nervensystem so, daß er einige Wochen lang, bei vollem Bewußtseyn, mehrere Phantasmen, wie er selbst die unwillkürlichen Gaukelspiele seiner Einbildungskraft nannte, sah und hörte. Man kann darüber seine in der königlichen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorlesungen in der neuen berliner Monatschrift nachlesen. In seinem 71sten Jahre verlor er, als Folge ei-

es befehlen Catarrhalfebers den Gebrauch des rechten Auges. **Jah**
 rete nichts so sehr die geistige Thätigkeit und die muntere Lebensart
 es würdigen Grades als das unglückliche Schicksal seines Vaterlandes.
 Es sah das Gekirn desselben verbleichen, und erlebte nicht den an
 lusglanz der zu einer hohen Bestimmung in dem europäischen Ge
 amtleben wieder erstandenen Monarchie des großen Churfürsten und
 Friedrichs des Einzigen. Die von ihm eingerichtete und durch die
 er Geschichte des menschlichen Geistes, der deutschen Cultur und des
 bhem Volkslebens der preussischen Nation unverwundlich geworden Sach
 andlung blühte fort unter der Leitung seiner Erben. Es ist hier nicht
 er Ort, alle von Friedrich Nicolai verfaßten oder herausgege
 en Schriften anzuführen. Die wichtigsten haben wir schon ganz
 lufserdem verdienen folgende eine kurze Erwähnung. Ehrengedäch
 is des Dichters Ewald Christian von Kleist, Berl. rh.
 eine gut geschriebene Biographie. — Ehrengedächtniß h. m.
 thomas Abbt. Berl. und Stettin 1767. — Leben August O
 ers, Berlin und Stettin 1797, im ersten Theile der von Kuhn
 herausgegebenen Vermischten Schriften von Justus Möller.
 bedächtnißschrift auf Johann Jacob Engel, Berlin und
 Stettin 1806. — Gedächtnißschrift auf D. Wilm. Vorst
 zeller, Berl. und Stettin 1807. —
 Joh. Aug. Eberhard, Berlin und
 der Versuch, Volkslieder aus der Dunkel
 eicht haben, sind die beiden Jahrgänge fe
 nanachs Vol. schneers erster
 1. f. w. gesungen von Wunderlich
 und 78, 12.1 mit Melodien. Die Verfa
 as Volkslied, wobei Nicolai manchen
 ügt. — Sein Versuch über die V
 em Tempelherrenorden gemacht
 en Geheimniß; nebst einem Anl
 en der Freimaurergesellschaft,
 78, und 83, ist genau und gründlich
 Verfasser sein Ueberfluß an Gelehrsamkeit
 hypobesten verleitet, 1. B. über den Ba
 rste Theil dieser Schrift ist gegen Ant
 ens, der zweite gegen die von Herder
 leberhaupt betraf ein großer Theil der ge
 olai's die geheimen Gesellschaften.
 n seinen Bemerkungen (gegen Tab
 en Ursprung und die Geschichte
 freimaurer, Berlin 1806. — Seine V
 ungen, 1. Bd. Berlin und Stettin
 ie er in der berliner Akademie der Wissen
 und größtentheils polemisch-kritisch. —
 Monogramm genannt zu werden seine Schri
 ver falschen Hare und Verurtheil
 Eine historische Untersuchung, mit Kupfer
 delen Beiträgen Nicolai's zu mehr
 en finden sich mehrere schätzbare Auffä
 reuen berlinischen Monatschrift
 ingegebenen Schriften nennen
 ermischter Schriften zur Ver
 Bissenchaften und freien Kun

1763. — Thomas Abbt's vermischte Werke, 8 Theile. Berlin und Stettin 1768 — 1781, von denen Vießer die drei letzten Theile besorgte. — Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebst dem Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer. K. d. Engl. 4 Th. Berlin und Stettin 1778. Gegen diese Bunkliade, die durch theologische Vorlesungen langweilte, erhob sich Wieland im deutschen Merkur. — G. E. Lessings sämtliche Schriften, 27 Th. Berlin 1794. Der 27te Theil enthält Lessings Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai. Daß Nicolai überhaupt mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands in einem wichtigen Briefwechsel gestanden hat, bedarf hier kaum der Anführung. Eine Selbstbiographie von Fr. Nicolai hat Lome herausgegeben in seinen Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten II. 3. Auch höre man ihn selbst in der Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften, dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte, Berlin und Stettin 1799. Mehrere Nachrichten enthält B. H. Schmidts und D. S. G. Mehrings neuestes gelehrtes Berlin, der 2te Theil, und Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten. K.

Nicolaiten, s. Nikolaiten und Secten.

Nicolas (Ludwig Heinrich von), machte seine gelehrten Studien auf der Universität zu Straßburg, wo er den 29ten December 1737 geboren war. Auf derselben Universität wurde er Professor der Logik, nachdem er eine Zeit lang französischer Gesandtschafts-Secretär gewesen war. Indessen machte er seine eigentliche Laufbahn erst in Rußland, wo er im J. 1770 Cabinetssecretär und Bibliothekar des Großfürsten, im J. 1796 kaiserlicher Staatsrath, im J. 1798 Director der Akademie der Wissenschaften, und nach Niederlegung dieser Stelle im J. 1801 geheimer Rath wurde. Zugleich war er Ritter mehrerer Orden. Alle diese verschiedenen Staatsämter, die er verwaltete, hinderten ihn indessen nicht, seinen Hang zur Dichtkunst in mannichfaltigen Versuchen zu befriedigen. Er versuchte sich in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Epikeln, Rittergedichten. Alle seine Arbeiten können ihn jedoch höchstens nur in den zweiten Rang der Dichter in jenen Gattungen versetzen. Im Allgemeinen zeichnet er sich durch viele feine Beobachtungen, Witz und Einbildungskraft aus und zeigt vorzügliche Talente für die komische Erzählung. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Arbeiten erschien in den Jahren 1792 bis 1795 unter dem Titel: Vermischte Gedichte und prosaische Schriften, 7 Theile, Berlin und Stettin, eine Ausgabe, die durch Ramlers Verbesserungen sehr an Correctheit gewonnen hat.

Nicolo, auch Nicolo Jso uard genannt, ist einer der beliebtesten Componisten für das Theater in der neuesten Zeit. Sein eigentlicher Name ist Jso uard und sein Vaterland Malta, wo er im Jahre 1775 geboren wurde. Ungeachtet sein Vater, ein angesehener Kaufmann, eine zahlreiche Familie hatte, so wandte er doch viele Kosten und Mühe auf die Erziehung seiner Kinder und ließ mehrere derselben in Frankreich erziehen. Constant de Campion, Commandeur des Malteserordens, nahm den jungen Jso uard mit nach Paris, und brachte ihn daselbst zu Berthoud, dessen Pensionsanstalt in der Vorstadt St. Honoré eine Pflanzschule des Genjecorps war. In den Nebenkunden, die ihm seine künftigen Studien übrig ließen, wodurch er sich für die Marine vorbereitete, beschäftigte er sich mit dem Fortepiano, auf welchem ihm Pin

Unterricht gab. Nachdem er schon als Aspirant der Marine aufgenommen war, bestimmte ihn der Ausbruch der Revolution, im J. 1790 nach Malta zurückzukehren. Ungeachtet ihn hier sein Vater zum Handel bestimmte und vorbereitete, so setzte er doch seine musikalischen Beschäftigungen fort. Malta war bis zur Aufhebung des Ordens einer der interessantesten Orte in der Welt, wo man die ausgesuchteste Gesellschaft von Männern von Stande aus allen Welttheilen fand. Hier ließ der junge Isouard Gelegenheit ganz seinen musikalischen Geschäften bilden und sein Talent auf dem Pianoforte geltend zu machen. Hier lernte Angelo Bella, ein sehr geschickter Lehrer, und Francesco Nisotti unterrichten ihn hier im Accompagnement und der Theorie des Contrapunkts. Von Malta ging er nach Palermo, wo er einige Jahre als Commis des Handelshauses Mattei zubrachte und in den Nebenstunden seine musikalischen Studien unter Leitung des Herrn Amendola setzte. Von hier begab er sich nach Neapel, wo er bei den deutschen Banquiers Rütler und Heigelin angestellt wurde. Auch hier beschäftigte er sich mit Musik und vollendete sein theoretisches Studium der Composition durch den Unterricht des berühmten Sala. Die Empfehlung der Prinzessin Belmonte bewog den großen Guglielmi, den jungen Isouard in der musikalischen dramatischen Composition zu unterrichten. So ausgerüstet mit allem, was einen geschickten Compositoren bilden kann, entschloß er sich, wider den Willen seiner Aeltern, sich ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen zu widmen. Er verließ Neapel und begab sich nach Florenz, wo er seine erste Oper *L'avviso al maritani* componirte, dem außerordentlicher Beifall ihn in seinem Entschlusse bekräftigte. Um seine Aeltern indessen nicht zu beleidigen, gab er alle seine Compositionen unter dem angenommenen Namen Nicolo heraus, dem erst später in Paris der eigentliche Name Isouard beigelegt wurde. Von Florenz begab er sich nach Livorno, wo er für den Sänger Senesino die opera seria *Artaserse*, mit gleichem Beifalle componirte. Der damalige Großmeister des Malteserordens, aus dem Geschlechte der Rohans, berief ihn nach Malta, und ernannte ihn nach dem Tode des berühmten Vincenzo Anfoschi zum Organisten der Capelle des Johanniterordens, und nach dem Tode des Martino zum Capellmeister des Ordens, welche letztere Stelle er bis zur Aufhebung des Ordens nach Ankunft der Franzosen behielt. Indessen blieb er als Privatmann zu Malta, wo er mehrere kleine französische, ins Italienische übersehte Opern, als z. B. *Il Tonnelliere*, *l'Improvisata in campagna*, *il Barbiere di Siviglia*, componirte, die auf allen ausgezeichneten Theatern Europa's noch jetzt mit Vergnügen gehört werden. Als die Franzosen Malta wieder räumen mußten, nahm ihn der General Dabois als seinen Privatsecretär mit nach Paris. Hier bildete er sich nach Monsigny's und Gretry's Compositionen noch weiter aus, benutzte die Rinde des berühmten Hofmanns für die Anwendung der Musik auf das Drama, und verband sich so genau mit dem bekannten dramatischen Dichter Etienne. Von allen Compositionen Nicolo's hat keine einen so ausgezeichneten Beifall erhalten, als die der Oper *Cendrillon*, welche zuerst in Paris, und zwar 90 Mal hintereinander gegeben wurde; ein Erfolg, der in den Annalen des Théâtre de l'Opéra comique beispiellos ist. Unter seinen übrigen Compositionen sind außer den eben genannten noch *Un jour à Paris*, *les deux avarés*, *Michel Ange*, *le Médecin turc*, *la ruse inutile*, *l'intrigue au sérail*, *les rendez-vous bourgeois*. In dieser leichten dramatischen Gattung ist Nicolo Isouard, durch die Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit seiner Melodie, durch das Blühende seiner Imagination, und

ne geschickte Verschmelzung des neuern italienischen Geschmacks mit dem französischen, einer der ausgezeichnetsten Componisten, und seine Compositionen, vorzüglich die obengenannten, werden auf allen Theatern der Welt mit immer neuem Vergnügen gehört.

Niebuhr (Carstens), wurde zu Ludingworth im Lande Hadeln am 17ten März 1733 geboren, und 1760 zum Ingenieurlieutenant zu Copenhagen ernannt. Als auf des berühmten Orientalisten Michaelis Antrag und des Grafen Bernstorff Empfehlung der König von Dänemark, Friedrich V., eine Gesellschaft Gelehrter auf seine Kosten nach Arabien zu schicken beschloß, um neue Entdeckungen über dieses bisher aus unsichern Nachrichten bekannte Land zu machen, so wurde auch Niebuhr dazu bestimmt. Diese fünf Reisenden, von welchen Eramer und Forskäl die Naturgeschichte, von Hagen die morgenländischen Sprachen, Baurenfeind das Zeichnen, und Niebuhr die Geographie aufzutragen war, gingen am 4ten Januar 1761 von Copenhagen ab und über Constantinopel und durch Aegypten nach Jemen. Allein binnen dem nicht vollen Jahre starben hier und auf dem Wege nach Indien Niebuhrs sämtliche Gefährten, und der Zweck der ganzen Unternehmung wäre vereitelt gewesen, hätte nicht Niebuhr mit seltener Entschlossenheit die Reise allein fortgesetzt und die Arbeiten und Beobachtungen aller seiner bisherigen Gefährten übernommen und in sich vereinigt. Erst 1767 kehrte er zurück, und legte in seiner Beschreibung von Arabien (Copenhagen 1772, 4.), Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern (ebendas. 1774, 78, 1. 4. beide Werke auch in das Dänische, Französische, Holländische und Englische übersetzt) und in seinen Ausgaben von P. Forskals *descriptions animalium etc. quae in itinere orientali observavit* (Hafn. 1775. 4.) und dessen *Flora Aegyptiaco-arabica* (ib. 1776. 4.) die Resultate von seinen und seiner Gefährten Forschungen nieder. Außerster Anhänglichkeit, überall bloß auf eigene Ansicht, nie auf fremde Nachrichten gegründete Untersuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hang zum Wunderbaren und zur Uebertreibung geben seinen Nachrichten einen hohen Werth, und haben sie zu einer Hauptquelle über Lage und Verfassung der von ihm bereisten Länder gemacht; und wenn sie nicht allen Parteien gleich befriedigend sind, und der Zweck der Unternehmung nicht in jeder Rücksicht völlig erreicht wurde, kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr leistet hat, als ihm aufgetragen war und als man von ihm erwarten konnte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1768 zum Ingenieurcapitain zu Copenhagen, dann 1778 zum königl. dänischen wirklichen Justizrath und Landeschreiber im Sönderbithmarschen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch nahm ihn das Nationalinstitut in Frankreich unter seine Mitglieder auf. — Sein Sohn, königlich preussischer Staatsrath und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, hat sich in der verhängnißvollen Periode Preußens im Leben eben so wahr und unerschütterlich treu gezeigt, als er sich in Schriften kräftig und geküßvoll ausgesprochen hat. Außer einzelnen gehaltenen archäologischen und historischen Vorträgen im Museum des Alterthumswissenschaften (B. 2. St. 3) und den deutschen Blättern (B. 6. N. 35 ff.) hat er in seiner römischen Geschichte (Berlin 1811 ff.) ein an Tiefe der Forschung, Größe des Ueberblicks und Kraft und edler Gediegenheit der Darstellung eines Gibbons würdiges Werk geliefert, und in seiner neuesten Schrift: Preußens Recht

gegen den Süd-
Meeress nicht

Nieder
1813 durch d
brach, das i
hatten, war e
mehr mit den
lichen Regent
das Volk, al
ßen. Aber n
durch eine we
liche Wache
mauer gegen
nen alten Erl
im VI. Art.
Gebietsgründ
eine fremde S
eine in Lond
bestimmt, wi
daß der souve
belgischen Pri
worden, das
Länder den
sollte. Das
deutschen Bi
der Prinzen
März 1815
und die Vere
ber nahm er
beträchtlichen
Vertrag vom
sehnlichen E
Frankreich, s
das Königreich
und auf einer
5.452,000 Ge
sonders im M
mal niedriger
empor, und
Kultur des L
und liefert in
Mühsamen un
Zustande; Ei
und Pferde u
des Mineralr
fenthon, Wal
Salzmel, Sch
basi betrieben
rlicher, Bauu
fäden, Treffen
sen, Gewehre
terste der Wel
und wird, beg

Gmälte, die vorhandenen Handels- und Asscuranzgesellschaften und Leih-
 rufen, durch die auswärts etablirten Handelshäuser, und durch die
 afrikanischen Colonien, die der Staat aus den Stillmen dieser Zeit
 cretet hat, (namentlich auf Java, Sumatra, Borneo, Celebes,
 Molukken, Malacca, Coromandel, Malabar, Cey-
 lon, auf einigen Antillen, auf der Küste von Guinea) zwar
 nicht mehr die alte Blüthe erlangen, aber ihr sich doch anzunähern su-
 chen. Das Volk zeichnet sich, besonders in den nördlichen Provinzen,
 durch Frömmigkeit, Sparsamkeit und ungewöhnlichen Gewerbfleiß aus,
 und nur durch diesen seinen Charakter war es möglich, daß das Land
 mit so vielen großen Städten besetzt und so außerordentlich bevölkert
 ist, und daß sich in demselben, trotz der in den letzten zwanzig Jahren
 littener unsäglichen Drangsale, vergleichungsweise noch immer mehr
 Reichthum findet, als anderswo. In dieser Periode haben auch die
 Künste für die intellectuelle Cultur sehr gelitten; aber es erweist
 die jetzige Regierung einen loblichen Eifer, sie wieder herzustellen. In
 den nördlichen Provinzen sind die meisten Einwohner der reformirten,
 in den südlichen der katholischen Religion zugethan, und zwar die letz-
 tern größtentheils mit intolerantem Eifer, wovon sie selbst in den neue-
 ren Zeiten auffallende Beweise gegeben haben. — Die Regierungsform
 ist monarchisch, und in der Familie des jetzigen Königs Wilhelm
 Friedrich (geb. den 24ten Aug. 1772) erblich. Der König übt alle
 Rechte der Souveränität aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staats-
 rathe zur Berathschlagung vorgelegt worden sind. Der Erbprinz führt
 den Titel: Prinz von Oranien. Das Volk wird durch die Ge-
 neralstaaten in 2 Kammern repräsentirt, welche von den Provin-
 zialstaaten ernannt werden. Jene versammeln sich jährlich wenigstens
 einmal. Ihren Präsidenten ernennt der König. Sie entscheiden, nach
 der Stimmenmehrheit, über die Vorschläge, welche der Souverain macht,
 und wie sie auch ihm Vorschläge vorlegen können. Die Staatsausgaben
 können nur mit ihrer Bestimmung festgesetzt werden. Die Befenner
 der bestehenden Religionen genießen dieselben bürgerlichen Rechte. Die
 Freiheit der Presse ist, unter Verantwortlichkeit der Herausgeber, ge-
 ichert. Die Gerechtigkeitspflege ist unabhängig. — Die Staatsein-
 künfte sind zur Zeit noch unbestimmbar; indes forderte das Budget für
 das Jahr 1818 eine Summe von 82 Millionen Gulden (holländ.) zur
 Bestreitung der erforderlichen Ausgaben. — Die Militärmacht zu Land
 besteht aus 17 Divisionen Infanterie zu 68 Bataillons, 1 Regiment
 und 11 Bataillons für Ost- und Westindien, 4 Schweizerregimentern,
 6 Garnisonscompagnien, 1 Regiment leichter Infanterie Nassau, 14
 Bataillons Artillerie, 1 Corps leichter Artillerie, 1 Bataillon Ponton-
 iers, Mineurs und Cappeurs, dem Geniecorps, 3 Regimentern Kara-
 biniers, 2 Regimentern Dragoner, 3 Regimentern Husaren, 1 Regiment
 Arab. Landwehr und der Marechaussee. — Die Seemacht ist in den
 letzten Zeiten sehr gesunken; doch wird mit Thätigkeit an ihrer Wie-
 derherstellung gearbeitet. Es finden sich im Dienst der Marine 1 Lieu-
 tenant-Admiral, 8 Viceadmirale, 6 Contreadmirale, 4 Chefs d'Escadre
 und 41 Schiffscapitaine. — Zur Belohnung der Verdienste ist der
 Wilhelms- und der belgische Löwenorden gestiftet. Die Resi-
 denzen des Königs sind Haag und Brüssel. Das Wappen des
 Königreichs ist ein aufrechtstehender, mit einer königl. Krone gezielter
 Löwe von Gold, der in der rechten Klau ein bloßes Schwert, und in
 der linken einen Bündel Pfeile hält.

Niederlande s. den Art. Österreichische spanische und vereinigte Niederlande.

Niederländische Schule. Diese Malerschule, deren Charakter in dem Artikel flamländische Schule angegeben worden, zerfällt in die flamländische (s. d. Art.) und die holländische. Gründer der letztern war Lucas von Leyden (s. d. Artikel).

Nieder-Rhein (das Großherzogthum) begreift die durch die Wiener Verhandlungen dem preussischen Hofe auf dem linken Rheufer zugesicherte Landesstrecke, welche nördlich an Belgien und Frankreich, südlich an die Niederlande und Frankreich, südlich an die bayerischen oberrheinischen Provinzen, und östlich an den Rhein gränzt. Es besteht aus zwei Theilen, dem Herzogthum Jülich und dem Reichslande. Das erstere, dessen Regierung sich zu Köln befindet, enthält die Kantone Rheinbach, Bonn, Brühl, Köln, Weiden, Viersen, Jülich, Lechenich, Jülich, Gmünd, Kirsheim, Düren, Jülich, Erft, Heinsberg, Sittard zum Theil, Gailenkirchen, Herzogenrath, Lutzerath, Nachen, Burscheid, Eschweiler, Monjone, Eupen mit einem Theile des Kantons Aachen, Schleiden und Aiserscheid. - Das Reichsland, dessen Regierung sich zu Coblenz befindet, enthält 64 Orte mit diesem Artikel angegebenen Bestandtheile. Das gesammte Großherzogthum umfaßt 440 Quadratmeilen mit 1,350,000 Einwohnern. Es ist sehr fruchtbar an Getraide, Gartengewächsen, Wein, Obst, Flachs und Hanf. Die Zucht des Hornviehs und der Pferde ist in vorzüglichem Stande. Die Berge enthalten viele Waldungen. Auch liegen Steinkohlen, Eisen, Kupfer, Blei und mineralische Wasser. Kunst und Handel werden in den Städten sehr lebhaft betrieben. Der Rhein, die Maas und die Mosel erleichtern den Verkehr.

Niederschlag. Eine chemische Auflösung besteht aus dem aufgelösten Körper und aus dem Auflösungsmittel. Um den aufgelösten Körper wieder in eine dichte isolirte Substanz zu verwandeln und so dem Auflösungsmittel abzusondern (welches nach dem Ausdunstung der Chemiker fällt) man sich einer Fällungsmittel bei seinem Auflöser. Die dichte Körper bei Fällung kann an sich selbst das Mittel mit dem aufgelösten Körper als ein Mittel entsteht eine Fällung die vom aufgelösten geschieht der Fällung gegen, wenn die Fällung die wichtigsten chemischen Körper zu erkennen und beurtheilen und früher bezeichnen den können. In der Epoche, als die rationen des Fällungsprojekts.

lgemeine Niederschlagung gebildet worden sey. — Im Gebiete der Hygynie (sowohl der eigentlichen Musik als der Berstkunst) bezeichnet das Wort Niederschlag so viel als die Thesis und ist dem Aufschlag oder der Arsis entgegengesetzt, worüber man den Artikel Rhythmus vergleichen muß.

Niemien ist der polnische Name des Flusses Memel, entspringt in russischen Gouvernement Minsk, macht in einer Strecke von 30 Meilen die Gränze zwischen Rußland und Neu-Ostpreußen, theilt sich bei Iwerdwaltschan, zwei Meilen hinter Tilsit in zwei Arme, die Ruß und die neue Silge genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte sogenannte tilsiter Niederung bilden, und sich in das curische Meer ergießen. Dieser Fluß, welcher im Sommer schiffbar ist, wurde in neuer neuern Zeit vorzüglich durch zwei Umstände merkwürdig, einmal durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser von Rußland und Frankreich, die am 25ten Juni 1807 auf ihm auf einem Floße statthatte, und auf die dann der Friede von Tilsit folgte, und dann dadurch, daß er Zeuge von der verschiedenen Gestalt war, in welcher die französische Armee im Sommer 1812 über ihn hin-, und im Winter desselben Jahres über ihn zurückging.

Niemeyer (August Hermann), als Theolog, Erziehungsschriftsteller und geistlicher Liederdichter rühmlich bekannt, wurde den 1sten September 1754 zu Halle im Saalkreise, wo sein Vater Archidiaconus war, geboren. Nachdem er das königliche Pädagogium zu Halle besucht hatte, bildete er sich auf der dasigen Universität, vorzüglich unter Semler und Mößelt, zu den theologischen Wissenschaften. Im J. 1780 wurde er ebendasselbst außerordentlicher Professor der Theologie und Inspector des theologischen Seminars, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des königlichen Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des so berühmten hallischen Waisenhauses, welches bei dem Antritte seiner Aufsicht sehr in Verfall gerathen war, 1787 Director des pädagogischen Seminars, 1792 königlich preussischer Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almosencollectiums, 1804 wirklicher königlich preussischer Oberconsistorialrath und Mitglied des berlinischen Oberschulcollegiums, 1808 Mitglied der Reichsstände im Königreich Westphalen, und in eben diesem Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle. Im Jahr 1813 verlor er diesen Posten, da das französische Gouvernement die Universität Halle gegen ihrer für die Allirten im April 1813 gezeigten patriotischen Gesinnungen aufgelöst hatte; aber im J. 1814 wurde er mit der Wiederherstellung der Universität durch die preussische Regierung ebenfalls wieder eingesetzt. Die größten Verdienste hat er unläugbar als pädagogischer Schriftsteller. Als Theolog war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Am schwächsten erscheint er als Dichter. Seine vorzüglichsten Schriften sind, außer vielen zerstreuten Abhandlungen, die Charakteristik der Bibel, Philotas oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen, die populäre und practische Theologie; die Briefe an christliche Religionslehrer; die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner; das Gesangbuch für höhere Schulen und die Feiertunden während des Kriegs.

Nieren sind Eingeweide des thierischen Körpers, bestimmt, das Blut vom überflüssigen Wasserstoffe und andern Stoffen zu befreien. Die Nieren des Menschen sind länglichrunde, einer Bohne in der Form

Nieren, in ihrer Größe nach Verschiedenheit des Alters und
 1, doch ungefähr von zwei bis drei Zoll Länge, und ein-
 trhalb Zoll im Durchmesser. Auf jeder Seite des Rückens
 Niere, die hintere Fläche einer jeden liegt mit ihrem vordern
 dem Lendenheil des Zwerchfells, vom ersten Brustwirbel
 fünften Lendenwirbel. Der äußere Rand der Niere ist gleich
 1 die Lendenheile des Zwerchmuskels und gegen die inneren
 Bauchmuskeln an deren hintern Umfang. Der innere Rand ist
 großen Gefäßstämmen gerichtet, und an seinem vertieften Lan-
 tem etwas eingebogenen länglichen Einschnitte versehen, aus
 Nerven und Blutgefäße der Nieren eintreten. Jede Niere
 nachbarten Theile durch zellgewebige Haut angeheftet, und
 1 Fettsäure ausgefüllt ist. Die Substanz der Niere ist dicht, und
 blaßrothlicher Farbe, an dem ganzen Umfang aber dunkler, und
 1 einer Verwickelung der äarteren Blutgefäße. Aus der Mitte
 14 entsteht die innere röthliche Substanz, in welcher sich die
 röhrenförmigen Abtheilungen unterschieden werden können, welche
 1 Canälen der Uringänge zusammengesetzt sind, und mit dem
 inneren Rand der Niere gerichteten Spitzen zusammen-
 1 rücken genannt werden. Diese ergießen ihre abgesonderten
 1 in gemeinschaftliche häutige Röhren, die Nierenkelche, in die
 e der Niere sich versammelnd, die sich hier alle in einer
 Erweiterung endigen, welche das Nierenbecken genannt wird.
 die Form eines Trichters und verlängert sich in eine
 1 Röhre, welche sich bis in die Beckenhöhle zur Urinblase hin-
 dieselbe durchbohrt und mit ihr vereinigt, so daß der abson-
 1 beständig in die Blase herabtröpfelt. Jede Niere erhält
 lenzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorta; die
 tritt in dem Einschnitt der Niere in dieselbe ein, und theilt
 1 zahlbaren Verzweigungen zuerst auf der Oberfläche der
 Nierensubstanz, gibt die Röhren ab, welche die Nieren-
 bilden, und vereinigt sich zum Theil wieder in Röhren,
 1 welche in einen Venenstamm vereinigt, das übrige Blut
 den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Die Function der
 1 Urin aus dem Blute abzusondern, wird regiert durch das
 ohne Nervensystem, welches in einem, von mehreren Nerven-
 1 flechten der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze besteht,
 Nierenarterie bis in das Innere der Nierensubstanz gelangt,
 Organ mit seinem ihm eigenthümlichen Leben begabt. Die
 1 igit dieses Organs in dem thierischen Körper leuchtet aus
 1 19 seiner organischen Selbsterhaltung hervor. Indem es
 1 19 gewisse Stoffe nothwendig sind, und von außen durch Nahrung
 1 19 in sich aufgenommen werden, müssen als Gegenwirkung auch
 1 19 Organe seyn, welche sich der Herrschaft dieser Stoffe wider-
 1 19 aufnehmen, bezwingen und verändert fortschaffen. Der Mensch
 1 19 ist zu seiner Erhaltung eines Antheils von Stickstoff, der
 1 19 Phosphorsäure reichlich vorfindet, und mit der Kalkerde
 1 19 phosphorsaurer Kalk die Knochen bildet. Der Ueberschuß
 1 19, der freien und mit Knochenerde verbundenen Phosphorsäure
 1 19 der durch den Wechsel der Stoffe selbst unbrauchbar ge-
 1 19 nun als Harnstoff, als freie und gebundene Phosphorsäure
 1 19 Wasser aufgelöst abgeschieden, und als Urin ausgeschieden
 1 19 nicht geschehen, so würden diese Theile so überhand
 1 19 das Leben nicht dabei bestehen könnte. Störungen in der

den der Nieren verursachen Nierenkrankheiten, die theils den gemeinen Charakter, an sich tragen, z. B. Entzündung, Vereiterung & Brand, theils durch die Besonderheit dieser Organe bestimmt werden. Unter diese gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmenden Alter der Knochenbau vollendet ist, folglich die Quantität von phosphorsaurer Knochenerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig ist, so geht hieraus von selbst, daß ein Ueberschuß davon als fremdartiger Stoff den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dies muß noch mehr der Fall seyn, wo durch Uebermaß an Speisen und Getränken ein zu großer Antheil an Stickstoff in die Circulation kommt, wie dies bei laubhaften und ruhig lebenden Personen Statt findet, wo denn nicht selten die Arthritis ihren Ursprung hernimmt (s. diesen Artikel), welche durch vermehrte Erzeugung von phosphorsaurer Kalkerde sich auszeichnet. So lange diese bei völliger Energie der Function der Nieren durch den Urin ausgeleert wird, kann sich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber im zunehmenden Jahren die Energie der Lebenshätigkeit in den Nieren, so steigt dagegen die Herrschaft des irdischen Stoffes, seine Neigung zur Crystallisation, die um so mehr wächst, je weniger verdünnt der Urin ist, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorsaurem Kalk, oder von phosphorsauren Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte verbunden, fängt an sich zu bilden, um welchen sich nun rindenartig immer mehr solche irdische Theile ansetzen. Der Ort dieses Ansatzes ist dem Nierenstein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten sie von dort durch die Harnleiter bis in die Blase hinunter, nicht selten aber verbleiben sie auch, vergreifen sich so sehr, daß sie das ganze Nierenbecken ausfüllen, und dessen Form annehmen, ja mit mehreren Aesten bis in die Nierenkelche sich fortsetzen.

Nießbrauch, usus fructus, der Gebrauch des Ertrags, Genuß, oder Nutzens einer Sache, das Recht, dieselbe nach gewissen Bestimmungen zu benutzen. Man unterscheidet nämlich beim Eigenthumsrechte (jus domini) dreierlei Rechte: 1. den wirklichen, vollständigen Gebrauch der Sache, 2. das Eigenthum oder Proprietät, und 3. das Benützungrecht. Die Proprietät gibt dem Eigenthümer Rechte über die Bestandtheile, woraus die Sache besteht; der Nießbrauch enthält das Recht, sich allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, zuzueignen, und ist daher eine Art der sogenannten persönlichen Servitut. Die Verhältnisse des Eigenthümers zum Nießbraucher oder Nießnutzer (usufructuarius), welche gewöhnlich durch den Vertrag, der die Servitut bestellt, festgesetzt sind, haben indessen oft viele streitige Fragen veranlaßt, wozu vorzüglich die gehört, ob der Nießnutzer in der zu nießbrauchenden Sache, seinen Einsichten nach, nützliche Veränderungen ohne Vorwissen und Einwilligung des Eigenthümers vorzunehmen berechtigt sey.

Niesen, im Niedersächsischen *prußen*, bezeichnet die mit einem gewissen zischenden Geräusch und plötzlicher Zusammenziehung der Muskeln des Unterleibes und derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Ausstoßung der Luft, vorzüglich aus der Nase, deren Geruchsnerven in Bewegung gesetzt worden sind. Unter den Thieren nießt nur der Hund vollkommen wie der Mensch. Ein anhaltendes heftiges Niesen, welches aus dem Einziehen eines fremden Körpers in die Nase oder wie beim Schnupfen aus einem krampfhaften Zusammenziehen der die Nase inwendig bekleidenden Schleimhaut entsteht, kann bisweilen, besonders bei schwächlichen Personen, gefährlich und durch das Einbringen lauwarmen Milch oder lauen Wassers oder durch das bloße Ein-

ziehen des Dampfes vom Wohnheit, jemanden beim Daß schon der große Torf sprung nicht mehr anzuge nach der Behauptung Etheus Gesundheit gewünscht standen sey, in welcher da verständigte; nur beweisen

Niethammer (Etheus) Doctor, der königliche außerordentliches wirklich Schul-, Studien- und Innern, ist zu Weilsstein geboren. Im Jahr 1793 der Philosophie und Ethik auf. Ein Geist gründerparteiloser Untersuchung, der jedesmaligen Frage Standpunkte allseitig gescharfer und lichtvoller (sich in den Vorlesungen) Zuhörer und Leser die Ausgabe desselben laut anerkennt zu wirken anfang, drückte vorher entstandene, jedoch: erstlich eine feste und Verdienste der Verschwendung aber alles speculative; dann aber eine fast ausserordentliche Gewerbsleiß, welche Reingeistige und Ideale in bar geringschätzte. Klein voraussehen, wohin ein deutsches Volk führen muß; dadurch immer mehr und mehr gelähmt, jedes Leben desselben zu echten patriotischen von wahren Muth zur Ersticht werden mußte. Es schaffte eines so verderblichen dem Erdgeiste vertriebene, aber muthigen Sache erschien als einer theils vereint mit Fichte öffentlichen Lehrvorträgen gegen eines schädlichen und gegen Umkreis menschlicher sein zur Wiedererneuerung muthigen, daß er ihnen klar die Wahrheit des Ideals und Religion und im gannunfts als Wahrheit Geschreibende Wirksamkeit. Aufmerksamkeit der weis

und er war einer der auswärtigen Gelehrten, die sie 1803 nach Würzburg berief, um zu einem neuen kräftigen Umschwung der Wissenschaften und Künste in ihren Staaten mitzuwirken. Als Bayern 1805 Würzburg im preßburger Frieden abtrat, wurde er von da als protestantischer Kreis-Consistorial- und Schulrath nach Bamberg im Mainkreise, und von da 1807 als Central-Schul- und Studientath nach München versetzt. Längst schon hatte er mit innigster Begeisterung gesehen, wie, in Folge des bloß auf Erwerb gerichteten Zeitgeistes, fast überall in Deutschland die Unterweisung über materielle Gegenstände der Außenwelt lähn den Unterricht über geistige Gegenstände der Innenwelt aus den Schulen verdrängte, und wie man über dem Erwerbszweck und im Brodstudium obllig das Studium der alten classischen Welt und mithin auch aller echten Philosophie vernachlässigte, und eben dadurch die Schulen allgemeiner Bildung fast in bloße Berufsschulen ausarten. Bei diesem verkehrten Zustande der Pädagogik geboten Zeit und Veranlassung eine Reform des Schulwesens. Niethammer, dem diese Stelle, worauf er jetzt stand, die nachdrücklichste Mitwirkung an derselben zur doppelten Pflicht zu machen schien, sprach seine schon längst genährten Ideen darüber in seiner vortrefflichen Schrift über Philantropinismus und Humanismus öffentlich aus. Sie fanden die Zustimmung der Einsichtsvollen von ganz Deutschland, und insbesondre den Beifall der für das Gute empfänglichen königlich bayerischen Regierung. Verwirklicht schienen sie in dem neuen Schulplane, welchen das allgemeine Normalgesetz vom Jahre 1808 überall im Königreiche einführte, um dem Sprach- und Realstudium eine durchaus veredelte geistige und zeitgemäße Richtung zu geben.

Nile, so nannten die Griechen die Göttin, welche den Ähmern unter dem Namen Victoria bekannt war (siehe Victoria).

Nikolaiten sind 1. eine Secte von Ketzern, die im ersten Jahrhundert der christlichen Kirche schon in mehreren Punkten von der gebräuchlichen Lehre abwichen; 2. eine Classe der Anabaptisten oder Wiedertäufer, welche im sechzehnten Jahrhundert entstand; 3. diejenigen, welche den geistlichen Stand verlassen, um zu heirathen. (S. Secten.)

Nil, großer Fluß in Afrika, durchströmt ganz Nubien und Aegypten, in welchem Lande er sich unterhalb Cairo, wo er ungefähr 600 Fuß breit ist, in zwei Hauptarme theilt, welche sich wieder in verschiedene andre Arme theilen, von denen die beiden äußersten nach Osten und Westen dem untern Theil von Aegypten die Gestalt eines Delta geben, welchen Namen dieser Theil des Landes auch im Alterthum hatte: (siehe den Art. Delta). Im Alterthum zählte man sieben Hauptmündungen, in denen er sich in das mittelländische Meer ergoß, von denen aber jetzt die meisten vertrocknet sind. Den Ursprung oder die Quellen des Nils zu entdecken und zu bestimmen, hat schon seit den ältesten Zeiten zu den schwersten Aufgaben der Reisebeschreiber und Geographen gehört. In der neuesten Zeit hat der Schottländer Bruce in seiner Reisebeschreibung behauptet, die Quellen des Nils in der Provinz Joani in Abessinien im November 1770 wirklich gesehen zu haben; ein Vorgeben, dem jedoch von Andern lebhaft widersprochen worden ist. Gewöhnlich nimmt man indessen an, daß er in den abessinischen Bergen im Lande der Agows entspringe. Die Schifffahrt auf dem Nil wird bei Assiut in Ober-Aegypten durch Cataracten (Wassersfälle) unterbrochen, von deren Höhe jedoch die Alten eine übertriebene Beschreibung machen. Dasjenige, was den Nil vor allen andern Flüssen in der Welt besonders merkwürdig und für Aegypten besonders wohlthätig

macht, ist sein jährliches Austreten, wodurch er das Land überfluthet und fruchtbar macht, welche Fruchtbarkeit indessen nicht so sehr von Schlamm *) des Nils, wie Einige behauptet haben, als vielmehr in Wässerung selbst zuzuschreiben ist. Vom 18ten oder 19ten Juni fangt er an allmählig zu steigen, erreicht im September seine höchste Höhe, und fällt dann wieder eben so allmählig und in eben so viel Zeit, als er steigen war. Durch künstliche Canäle wurde schon im höchsten Alterthum das Wasser des ausgetretenen Nils gleichförmiger vertheilt, so man hatte an mehreren Orten sogenannte Nilmesser angebracht, an denen man das Steigen und Fallen des Flusses auf das sorgfältigste beobachtete. Die Ursache dieser periodischen Ueberschwenkung ist schon im Alterthum in dem in Abyssinien vom März bis zum Ende der fallenden Regen und den um dieselbe Zeit das Wasser antreibenden Winden. Das Wasser des Nils, welches während des Fliegens verschiedene Farben zeigt, ist zwar schlammig, aber sehr angenehm im Geschmack. — Wegen seines so regelmäßigen Ausstroms konnte der Nil im alten Aegypten eine Zeit- oder Kalenderbestimmung werden, und diejenigen, welche die meisten ägyptischen Gottheiten personificirte Zeit- oder Kalenderbestimmungen halten, lassen ihn auch in der ägyptischen Mythologie seine Rolle spielen.

N i m b u s nennt man den Strahlenkranz oder den Schimmer, mit dem man im Alterthum die Häupter gewisser Gottheiten, Könige und Kaiser, und seit dem Christenthum das Haupt Christi und der heiligen (weßhalb Nimbus auch oft Heiligenschein heiße) vorgestellt hat. Viele erklären diese Sitte daher, daß Nimbus ursprünglich bei den Römern eine Stirnbinde bedeutet habe, mit der die Römerinnen auch eine zu hohe Stirn verbargen, daß man daher ferner auch die über der Bedachung so genannt habe, mit der man das Haupt der Säulen gegen Schmutz und Verunreinigung schützte, und daß man in dieser kleinen Kopfbedeckung bloß zur Zierde anfangs Strahlen vortragte, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz gewachsen. Allein es ist durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Personen schon mit solchem Schein in der Wiege vorgestellt werden, allein schon wahrscheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten orientalischen Symbolik ihre Entstehung verdankt, deren ursprüngliche Bedeutung uns verloren ist.

N î m e s, im ältern Französischen Nismes, ist die Hauptstadt des Departements du Gard, im ehemaligen Nieder-Languedoc. Auch in dieser Stadt tritt der so häufige Fall ein, daß die Stadt selbst unregelmäßig und winklich gebaut ist, während die Vorstädte sehr schön und ordentlich und Gebäude enthalten. Nîmes war von jeher ein sehr berühmter Handelsplatz im Innern von Frankreich. Man hat berechnet, daß hier oft für 21 Millionen Franken Waaren in einem Jahre umgelaufen werden. Die Anzahl der Häuser ist 4500, und die der Einwohner beträgt sich auf 40,000, unter denen man beinahe 25,000 Einwohner zählt. In antiquarischer Hinsicht ist Nîmes besonders deswegen merkwürdig, weil sich in der Nähe dieser Stadt die Ueberbleibsel des besten erhaltenen Amphitheaters (Amphitheatrum Nemausense) befinden. Für die Tabakraucher und Gelehrten ist es nothwendig zu wissen, daß der berühmte Jean Nicot, welcher als französischer Gesandter in

*) Dem allmählichen Ansaß des Nilschlammes haben einige die Entstehung von ganz Unter-Aegypten, ja vielleicht von ganz Aegypten selbst zuschreiben wollen.

den ersten Tabak aus Portugal nach Frankreich sandte (woher der Tabak noch herba Nicotiana genannt wird), daß der berühmte reformirte Prediger Jacques Saurin, daß der verdiente Gelehrte Samuel Petitus, er sich vorzüglich durch sein Werk de legibus Atticis berühmt gemacht hat, in Nîmes geboren worden sind. Ein Haupthandel der Stadt besteht in den umher theils wild aufkommenden, theils gezogenen Gewächsen, wovon die Samen, die Blüten und Blätter und die getrockneten Stängel weit versandt werden. Klima und Boden sollen hier diese Vegetabilien den höchsten Grad der Güte erreichen lassen.

N i m r o d, der nach der mosaischen Urkunde um 2000 vor Chr. leb. zuerst ein Held war, wird gemeinlich für den ersten Regenten und Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchalischen Unabhängigkeit nomadischer Urstämme das Joch der Monarchie gesetzt habe. Babylon und die Monarchie dieses Namens wurde von ihm gegründet; auch durch die Eroberung der Städte (beseßigten Horden) Erech, später Edessa, Accad, später Nisibis, und Chalne, später Ctesiphon Mesopotamien vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babilonischen Thurmbauers und sieht in dem Umstande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit der er die wild umherschweifenden Nomaden zusammengelockt und sich durch List und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im chaldäischen und arabischen Dialect einen Empörer; die vergleichende Mythologie kann daher wohl Recht haben, wenn sie in ihm den Riesen der Finsterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Hams) und die Personification der Entstehung eines unglücklichen Gewalt unter den Menschen, die sich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen geglaubt habe, zu entdecken glaubt, und ihn als mythisches Wesen mit dem Bel der Chaldäer und dem medisch persischen Katurat für gleichbedeutend hält.

N i m w e g e n, Nimmegen oder französisch Nîmègue, eine Stadt von 12- bis 13,000 Einwohnern, im Königreiche der Niederlande, an der Waal, gehörte, als diese Länder mit Frankreich vereinigt waren, zum Departement Geldern. Es ist eine alte, ziemlich befestigte und weitläufig gebaute Stadt, welche in der neuern Geschichte vorzüglich durch den Frieden in den Jahren 1678 und 1679 daselbst geschlossenen Frieden merkwürdig geworden ist, der für Holland und Deutschland eben so nachtheilig war, als er vortheilhaft für Ludwig XIV. ausfiel. Die Stadt ist nicht ohne Handel, der vorzüglich mit dem benachbarten Cleve betrieben wird; und unter dessen Producten das in Nimmegen gebrauchte weiße Pfeffer-Mol genannt, vorzüglich einträglich ist. Bemerkenswerth ist auch noch hier die alte Burg, der Falkenhof genannt, welcher die Residenz der alten Burggrafen von Nimmegen war. Ehemals war Nimmegen die zweite Handelsstadt nach Amsterdam.

N i n u s. Da die im Anfang des vorigen Jahrhunderts von mehreren Mitgliedern der Académie des Inscriptions et des belles lettres zuerst in Anregung gebrachten Untersuchungen über die älteste assyrisch-babylonische Geschichte noch immer zu keinem einigermaßen sichern Resultat geführt haben, so kann man auch von Ninus die bekannten Angaben bloß anführen, ohne in eine weitläufige und immer ungewiß bleibende Erörterung einzugehen. Nach diesen war Ninus ein alter assyrischer König, Nachfolger des Belus, und einer der größten Eroberer in Asien. Er erweiterte das assyrische Reich bis an die Grenzen von Indien, an den Nil und an den Ganaïs. Er heirathete die Semiramis,

die Gemahlin des Mecon, eines seiner Statthalter, die ihn durch die Schlage zur Eroberung von Babilon, der Hauptstadt von Babelien befehliget gewesen war. Er erbaute Ninive oder Ninus, die Hauptstadt seines Reichs. Sein Sohn war Ninus. Ihm folgte seine Gemahlin Semiramis. Die Stiftung seines ungeheuern Reichs wird zwischen das Jahr 2200 und 2100 vor Chr. Geb. gesetzt.

Niobe, Tochter des Tantalus und der Dione, war die Gemahlin Amphion, der mit Zethus gemeinschaftlich das von ihm erbaute Theben beherrschte. Sie hatte (nach der gewöhnlichen Angabe) sieben Söhne und sieben Töchter, und sie vergaß sich in dem (in der That sonst nicht ungewöhnlichen) Stolz auf blühende Nachkommenschaft so sehr, daß sie sich über die Letona, die Mutter von zwei Kindern, des Apoll und der Diana, erhob, und zur Strafe für diesen Uebermuth ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterkämpfers getroffen, dahin sinken sehen mußte. Der Schmerz und die Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umhertreiben einen Stein, den man noch am Berge Stoplus im Reiche ihrer Väter zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als sie das Heiligtum des Apolls drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. Dieses ist die gewöhnliche Erzählung des Schicksals der Niobe, zu deren Neben Umständen die Dichter, welche diese Geschichte eben so als die Künstler zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht haben, häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel selbst scheint in dem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die an plötzlichen Todes starben, sagte, der Pfeil des Apoll oder der Diana habe sie getroffen, so wie das Versteinertwerden fast in allen Sprachen das gewöhnliche Bild für den höchsten Grad der erstarrten Verzweiflung ist. Eine der schönsten Kunstdarstellungen des Alterthums hat sich in der sogenannten Gruppe der Niobe erhalten, welche von Angelo Buonarroti (Florenz 1779) besonders beschrieben und auch in Winkelmanns Geschichte der Kunst (B. 1. S. 148) gehörig gewürdigt worden ist. Diese Gruppe bildenden Statuen wurden im Jahre 1583 bei der Ausgrabung der Lateranensis in Rom ausgegraben, vom Cardinal Ferdinand v. Medici gekauft, vom Großherzog von Toscana, Leopold, im Jahr 1790 in der Rotunda la Tribuna zu Florenz aufgestellt, und in Folge des französischen Evacuationsystems in neuern Zeiten nach Paris gebracht, 1845 aber zurückgegeben.

Nivelliren heißt ausmessen, wie sich die Höhe der Oberfläche des Wassers an einem gewissen Punkte zu der Höhe desselben an einem andern Punkte verhält, oder untersuchen, um wie viel das Wasser an einem gewissen Punkte weiter vom Mittelpunkte der Erde entfernt ist, als an einem andern. Da auf dieser Bestimmung der Fall des Wassers beruht, so ergibt sich hieraus schon von selbst, von welcher Wichtigkeit das Nivelliren bei Bergwerken, Wassermühlen und allen andern Bauten und Anlagen sey, bei denen das Gefälle des Wassers in Betrachtung kommt. Die zu diesem Abmessen erfundenen Werkzeuge sind man Wasserwagen oder Nivellirwagen, die auf verschiedene Art ausfallen können. — In einer abgeleiteten Bedeutung versteht man auch mit Niveau oder Wasserpaß (Schrägmaß, Perpendicul) ein Instrument, von dessen Mitte eine Bleifugel herabhängt, und dessen die Maurer und Zimmerleute bedienen, um die Horizontallinie zu finden und zu sehen, ob die von ihnen gelegten Steine oder Hölzer horizontal liegen. Hieraus ergibt sich die metaphorische (übertragene) Bedeutung

es Wortes Niveau von selbst. So sagt man z. B. von einem Menschen, daß er sich nicht zum Niveau eines andern erheben könne.

Nivernois (Louis Jules Mancini, Herzog von), französischer Staatsminister, Mitglied der Academie der schönen Wissenschaften zu Paris, wurde daselbst den 16ten December 1716 geboren. Er war der Enkel jenes Herzogs von Nevers, der durch seinen Geist, durch seinen Hang zur Poesie und durch seine ungerechten Urtheile über Racine berühmt geworden ist. Nachdem der junge Herzog von Nivernois sich eine Zeit lang der militärischen Laufbahn gewidmet hatte, ging er in die diplomatische über, und war französischer Gesandter in Rom, in Berlin, wo er von Friedrich dem Großen sehr geschätzt wurde, und in London, wo er den Frieden von 1763 unterhandelte, der bekanntlich weit vortheilhafter für Frankreich ausfiel, als man es hätte erwarten sollen. In allen diesen Stellen entwickelte er alle Eigenschaften eines vortrefflichen Diplomaten. Als er nach Paris zurückgekehrt war, beschäftigte sich bloß mit den Wissenschaften. Die Mannichfaltigkeit seiner literarischen Arbeiten im Fach der schönen Wissenschaften ist ein Beweis von Leichtigkeit und Vielseitigkeit seines Geistes; indessen zeichnete er sich noch in der Gattung der Fabeln und der poésies fugitives am meisten aus, in denen er zuweilen der Grazie Voltaires und dem esprit des de la Motte nahe kommt. Während der Schreckenszeit unter Robespierre wurde der Herzog von Nivernois ungeachtet seines hohen Alters verhaftet und blieb bis zum 9ten Thermidor 1796 im Gefängniß. Er starb in Paris im 72sten Jahre seines Alters. Nachdem seine Werke schon 1796 in acht Bänden erschienen waren, gab Francois de Neufchateau noch zwei Bände Oeuvres posthumes heraus, welche verschiedene Briefe, Memoires und das Théâtre de société des Verfassers enthalten.

Nixen. Diese weiblichen Gottheiten der nordischen Mythologie gleichen in den Hauptideen, die man davon hatte, den Nixaden der griechischen Mythologie. Wie diese, sind sie die beschützenden Gottheiten der Fleinern Landgewässer, in denen sie sich gewöhnlich aufhalten. Wie diese, mischen sie sich oft in die Angelegenheiten der Menschen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, ein, und spielen daher in den Volksmärchen, die ihnen gewöhnlich einen schalkhaften und oft sogar boshaften Charakter beilegen, eine große Rolle. Ihr Name rührt wahrscheinlich von den Nixen oder Nixen her, welche in der nordischen Mythologie zu der bösen Gattung der Elfen (Swartelstar) gezählt werden.

Nizza, französisch Nice, die Hauptstadt der dem Könige von Sardinien gehörigen Grafschaft gleiches Namens, während des französischen Besizes (seit 1792) die Hauptstadt des Departements der Alpes, seit 1814 aber ihrem rechtmässigen Souverain zurückgegeben. Sie liegt nicht weit von dem Einfluß des Paglione in das mittelländische (hier ehemals das ligustische genannte) Meer, und enthält über 8,000 Einwohner. Ihre Eintheilung in die Alt- und Neustadt wird, wie in vielen andern so eingetheilten Städten, durch die Schönheit der Gebäude der Neustadt gerechtfertigt, während die Altstadt in schmutzigen, krummen, winklichten Gasse, alte, finstre und schlecht gebaute Häuser zeigt. Diese Stadt und die umliegende Gegend sind am meisten berühmt theils durch die so außerordentlich reine und gesunde Luft, theils durch die ganz ausgezeichnete Milde des Clima's selbst mitten im Winter, welche Milde die Gegend den nördlichen Gebirgen zu verdanken hat, welche mit den Alpen zusammenhängen und das Land vor ultramontanen Stürmen bewahren. Daher ist Nizza der Lieblingsort aller de-

er, die das Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in weltlicher Hinsicht ihr bloß Montevideo gleich kommt, und es ist jauchzend die Lieblingsaufenthalt aller derer, die sich vor dem nordischen Winter zu erholen wollen. Die Luft ist hier so rein, daß man bei gutem Wetter aus die Gebirge von Corsica sehen kann. Man findet hier ein Bad und die Ruinen eines römischen Amphitheaters. Der Ort treibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher spanischer Seide, Wein, Oel und Blumen, welche im Winter nach Paris, und sogar nach London verschickt werden. Auch als Geburtsort des berühmten Malers Carl Vanloo merkwürdig.

Nizzami Shedd (Nisami Dschedd), hieß auf türkisch die Commission für die neue, d. h. europäische Militärorganisation in Constantinopel; überhaupt aber wurde mit diesem Ausdruck eine neue Organisation bezeichnet, nach welchem die türkische Kriegsmacht die europäische Militärverfassung erhalten oder ihr näher gebracht werden sollte. Die auf diese Weise neu errichteten Regimenter hießen Sennens. Selim III. begann diese Reformen, aber einem richtigen Blicke nicht entging, wie sehr seine Janitscharen ihre Undisciplin jedem europäischen Heere nachständen. Aber die Janitscharen, empört durch den ihnen aufgelegten Zwang, taten im III. und erhoben Mustapha IV. Statt seiner auf den Thron. Er stürzte der energische Mustapha Bairaktar (s. d. Art.), welcher Großvezier des jungen Sultan Mahmud die von Selim begangenen Reformen im Heere nachdrücklich fortsetzte. Aber auch er umgab sich mit den Janitscharen, und seitdem ist von dem Nizzami Shedd nicht mehr die Rede gewesen.

Noah war der letzte unter den Patriarchen semitischen Stammes vor der Sündfluth, den Gott wegen seiner Frömmigkeit zum Vater eines neuen Menschengeschlechts bestimmte, da das erste Geschlecht wegen seiner Sünden in der Fluth untergegangen mußte. In einem Traum, daß er nach der Anweisung Gottes gebaut hatte, rettete er seine Familie und von jeder Gattung reiner und unreiner Thiere, die ihm umgaben, ein Paar und landete, nachdem das Wasser sich verlaufen hatte, auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er seinen Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen sah, daß eine Sündfluth nie wiederkehren sollte. Das von ihm verkündigte göttliche Geheiß, kein Menschenblut zu vergießen und auch geschlachtete Thiere nicht in ihrem Blute zu essen, machte, so wie der Acker- und Weinbau, den Anfang zur Civilisation. Doch daß es auch nach der Fluth noch menschliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte Noah selbst erfahren. Da er einst im Schlummer der Weintrunkendheit in seiner Hütte lag, sah ihn sein Sohn Ham und seinen Schwäche des Vaters gegen seine beiden ältern Brüder Sem und Japhet. Diese aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern und warfen es rückwärts mit abgemendetem Antlitz über ihren Kopf, so daß sie seine Blöße nicht sahen. Dies Zartgefühl blieb ihm unbelohnt. Da Noah erwacht war und das Vergangene erfahren hatte, gab er ihnen seinen Segen, dem Sohne Hams Canaan aber den Fluch, er Anecht seiner Brüder zu seyn, eine Strafe, die für das Verbrechen der beleidigten väterlichen Majestät nicht zu hart und besonders als Beweis des Rechts der semitischen Israeliten auf den Besitz des Landes Canaan in der biblischen Urkunde angeführt zu seyn scheint. Die Nachkommen Noahs bevölkerten Asien; Herren dieses Erdtheils wurden die Semiten, die Japhetiden breiteten sich über Europa aus, und

ietische Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semi-
verdrängt, sich nach Afrika wenden, daher die Schwarzen für
kommen Hams angesehen werden. Diese hebräische Sage von der
ndfluth und der Rettung Noahs, als eines zweiten Adams, findet
der Gleichheit mehrerer Umstände ähnlicher Mythen bei andern asia-
ten Völkern ihre Bestätigung. Der chaldäische Heliuthrys, der
sche Prithu oder Man-Sotti-mrata, der in der asiatischen
griechischen Mythenwelt herrschende Dionysos oder Bachus
iener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die unter-
angene Vornwelt) und des Weines. (Vergl. den Art. Sündfluth.)
Stoff der Geschichte Noahs hat Bodmer in seiner Noachide episch
andelt, ohne ihm dadurch ein neues Interesse zu geben. E.

Noailles, eine der ältesten und berühmtesten adeligen Familien
Frankreich, deren Stammschloß bei Brives la Gaillarde in Limousin
t. Wir wollen einige der berühmtesten Männer aus dieser Familie
führen. Antoine von Noailles, geboren 1504, gestorben 1562, leistete
em Vaterlande sowohl im Felde als im Cabinet als Diplomatiker
gezeichnete Dienste. Als französischer Gesandter in England ver-
tete er den Waffenstillstand, der zu Brucelles zwischen Heinrich II.
Frankreich und Philipp II. von Spanien geschlossen wurde. Noch
gezeichneter als Diplomatiker war sein Bruder François von Noail-
der zu Bayonne 1583 in einem Alter von 66 Jahren starb. Er
Gesandter in England, Rom, Venedig und Constantinopel. Hein-
III. und Catharina von Medicis zogen ihn in den verwickeltesten
gelegenheiten zu Rathe. Anne Jules von Noailles (1650-1708)
hnete sich als General aus. Er war es, der den 27ten Mai 1694
Schlacht bei Ther gewann. Sein Sohn Adrian Maurice, Herzog
Noailles, geboren 1678, zeichnete sich ebenfalls in der militärischen
nfahrt aus. Die bedeutendsten Dienste leistete er in Catalonien wäh-
d des spanischen Successionskriegs. Er verheiratete sich mit Made-
elle d'Aubigné, der Nichte der Frau von Maintenon. Die hohe
rzt, die er auf diese Weise am Hofe erlangte, war weit entfernt,
zu einem falschen Schritte zu verleiten. Mitten am glänzendsten
fe war der Herzog von Noailles ein liebenswürdiger Philosoph, Ge-
al und Staatsmann. Unter dem Regenten, der ihn eben so schätz-
te wie Ludwig XIV., zog ihm die Standhaftigkeit, womit er sich
Ansprüchen des Cardinals Dubois, im großen Regentschaftsrath
Vorsitz über die Herzoge und Pairs zu haben, widersetzte, im J.
21 ein Exil zu, das bis zu dem Tode Dubois (im August 1723)
warte. Als Präsident des Finanzconseils entwickelte er viel Thätig-
t, und veranlaßte unter andern jene berühmte Commission, welche
er diejenigen Bericht hielt, welche sich in den königlichen Finanzen
eine unrechtmäßige Art bereichert hatten. Weniger Glück hatte er
General im österreichischen Successionskriege, und namentlich in der
Schlacht bei Dettingen. Den siebenjährigen Krieg erlaubte ihm sein
der nicht mehr mitzumachen. Er starb zu Paris den 22ten Juni
86. Millot, der im Jahre 1777 seine Mémoires in 6 Bänden her-
gegeben hat, spricht von ihm mit großen Lobeserhebungen. Wenig-
er schmeichelhaft ist das Gemählde, welches der strenge Duclos von
ihm entworfen hat. Louis, Vicomte von Noailles, warf sich mit dem
stern Eifer in die Revolution. Er war es, der in der Nacht vom
1sten August 1789 dem Adel und der Gesellschaft vorschlug, ihren
privilegien zu entsagen und in der Folge sich durch eine Menge von
Vorschlägen auszeichnete, welche seine Liebe für die neue Ordnung der

Dinge bewiesen. Im Jahre 1792 emigrierte er, kehrte bald nach Frankreich zurück und begleitete als Brigadegeneral die Expedition nach Domingo, bei welcher er in einem kleinen Seegefecht mit den Engländern im Jahre 1803 blieb. Louis Antoine von Noailles, Bruder von Anne Jules, von dem wir oben gesprochen haben, geboren den 21. Mai 1651, ergriff den geistlichen Stand. Im Jahre 1695 erhielt ihm seine Verdienste die Stelle eines Erzbischofs von Paris. Der Zufall, den er den berühmten Reflexions morales des Vater Queneau vermittelte ihn in Handel mit den Jesuiten. Ihr Haß wuchs mehr, als er im Jahr 1700 Cardinal wurde. Der berühmte Kartellier, der im Jahre 1715 die bekannte Bulle Unigenitus (nicht Solle) veranlaßt hatte, benutzte seinen Einfluß als Beichtvater des Königs, um den Cardinal von Noailles vom Hofe zu entfernen. Der Herzog von Orleans stellte als Regent nach dem Tode Ludwigs XV. (1715) das Ansehen des Cardinals wieder her, das er bis zu seinem Tode, welcher im Mai 1729 erfolgte, behauptet hat. Er zeichnete sich durch die Strenge seiner Sitten, die Milde seines Charakters, die theologischen Kenntnisse und seine Wohlthätigkeit gegen die Armen außerordentlich aus, und war unstreitig einer der würdigsten Prälaten, den die gallicanische Kirche aufzuweisen hat.

Noetianer, s. Secten.

Nollet (Jean Antoine), seinem Stande nach ein Geistlicher, aber mehr berühmt durch seine Verdienste um die Physik und Naturgeschichte, wurde zu Pimbre im Kirchsprengel von Troyes den 17. November 1700 von unbemittelten Eltern geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht zu Clermont (in Beauvoisis) und Beaumont erhalten hatte, ging er nach Paris. Anfangs opferte er seine Neigungen für die Studien des geistlichen Standes, zu welchen er bestimmt war, auf. Allein bald befolgte er eine entgegengesetzte Verfahrungsart. Bald wurde er mit Reaumur, Dufay, Dubamel und Jussieu vertraut. Im Jahr 1738 stiftete der Graf von Maurepas für ihn zuerst die Stelle eines Professors der Experimentalphysik. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und machte wissenschaftliche Reisen nach England und Italien. Im Jahr 1744 wurde er nach Versailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphysik zu unterrichten, welcher Unterrichtsstunde oft der König selbst mit der königlichen Familie beizuwohnen pflegte. Am meisten beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Elektrizität. Diejenigen indessen, welche ihn als den Vater der Experimentalphysik in Frankreich betrachten, thun dem Vater Voltaire Unrecht, da die ersten öffentlichen Versuche in dieser Wissenschaft zu Paris geschehen hat. Nollet starb zu Paris den 25ten April 1770. Seine gelehrten Arbeiten finden sich größtentheils in den Mémoires der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Seine Abhandlung über das Gesetz der Schwerkraft wird besonders geschätzt.

Nomaden (aus dem Griechischen), nennt man diejenigen Völker, welche noch keine festen Wohnsitze haben und gewöhnlich, bloß zur Viehzucht beschäftigt, ihren Aufenthalt so oft verändern, als sie durch Veränderung desselben zu verbessern glauben. Da Viehzucht und Ackerbau bekanntlich die Hauptstützen einer fortschreitenden Cultur sind, so stehen die nomadischen Völker überall den Ackerbauliebenden in Hinsicht der Ausbildung weit nach. Die Nomaden haben gewöhnlich, an die Freiheit ihres Lebens gewöhnt, einen großen Abscheu vor jeder Niederlassung, welche sie zu den mühsamen Geschäften des Ackerbaus und bürgerlichen Lebens abhält.

ie verlassen ihre ursprüngliche Lebensweise nur dann, wenn sie, von allen Seiten eingeengt, dazu gezwungen werden, oder wenn sie sich der schon bestehenden Niederlassungen eines cultivirten Volks bemächtigen können. Die größten Revolutionen in der Geschichte sind oft durch solche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt sind Südamerika, Nordafrika und das nördliche und mittlere Asien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verschiedene Grade des Culturzustandes. Einige halten sehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums, und kennen schon einen gewissen Luxus, während andre eine mehr räuberische Lebensart führen.

Nominalisten. Die genauere Darstellung der Nominalisten hängt mit der Schilderung der scholastischen Philosophie zusammen, auf welchen Artikel wir hiermit verweisen. Carl der Große hatte, vorzüglich zur Bildung der Geistlichen, Schulen (scholas) angelegt, in welchen die sogenannten sieben freien Künste (das Trivium und Quadrivium) gelehrt wurden. Da man in dem damaligen Zeitalter in diesen Schulen natürlich nicht über die objective Wahrheit der geoffenbarten und von der Kirche geheiligten Wahrheiten hinauszugethn wagte, so mußte sich das Wesen der in jenen neuen Schulen gelehrtten Philosophie, welche daher die scholastische hieß, zunächst nur in der Anwendung der Philosophie, oder im Grunde nur eines Theils derselben, der Dialectik auf die Theologie und auf die innige Verschmelzung von beiden erstrecken. Selbst die Dialectik wurde daher anfangs durch philosophischen Schulzwang und später durch theologische Verkehrung eben so unabänderlich in gewisse willkürliche Schranken eingeengt, als es die theologischen Begriffe selbst waren, zu deren Begründung man sie gebrauchte. So war der Wirkungskreis der Vernunftthätigkeit sehr beschränkt, und es mußte sich in dem engern Felde, auf welchem man sich herumtummelte, ein subtiler grüblerischer Geist erzeugen, der in leeren Formen und einer Spielerei mit Begriffen seine Befriedigung suchte und gefunden zu haben wähnte. Den ersten großen Hauptzwiespalt in die scholastische Philosophie, welche vom 9ten bis zum 15ten Jahrhundert allein geherrscht und auch dann noch bis zur Entstehung der cartesianischen Philosophie Anhänger gehabt hat, brachte der sogenannte Nominalismus, dessen erster Stifter Johann Roscellin, Canonicus zu Compiègne, wurde, indem er unter andern damals sogenannten Ketereien behauptete, die allgemeinen Begriffe seyen bloße Worte, nomina, Namen (status vocis). Dagegen behaupteten die Realisten (von res die Sache), die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verstande gebildet, sondern seyen der Willkürlichkeit nach in den Objecten gegründet; sie würden als Realitäten dem Verstande gegeben, sie seyen die Sachheit selbst. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten, welche unter sich selbst nur in wenig bedeutenden Punkten abwichen, wurden die herrschende Schule. Indessen wurde im Anfang des 14ten Jahrhunderts der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch Occam auf eine solche Weise erneuert, daß die Nominalisten zuletzt den Sieg davon trugen. Wilhelm von Occam, aus der Grafschaft Surrey, ein Schüler des berühmten Scholastikers Scotus, und gleich ihm Franciscaner, lehrte zu Paris, vertheidigte die Rechte des Kaisers und Königs von Frankreich gegen die Anmaßungen des Papstes und starb, nachdem er viele Verfolgungen erfahren hatte, zu München 1347. Sein Scharfsinn richtete sich zunächst gegen die von den Realisten behauptete objective Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verstande zukommen solle. Diese allgemeinen Begriffe haben vielmehr nach

Daß nur ein subjectives Daseyn in der Seele, und sind ein Produkt des abstrahirenden Verstandes. Unter den nächsten Nachfolgern Ockams wurde der berühmte Johann Buridan für den geschicktesten Vertreter des Nominalismus gehalten *). Die Nominalisten wurden oft verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409, 1473), indessen gerann sie doch nach und nach sowohl in Frankreich als auf den deutschen Universitäten die Oberhand. Die Nominalisten sind vorzüglich dadurch in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters merkwürdig, daß sie geachtet ihr Streit sich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Dogmatik unabhängiger Geist ausging, welcher den größern philosophischen Versuchen der folgenden Jahrhunderte zuerst den Weg bahnte.

Nominalwerth nennt man den durch Worte oder Zahlen gesetzten Werth einer Sache und setzt ihn dem wirklichen Werth derselben, welcher oft davon verschieden ist, entgegen. Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Staatspapieren vor. Ist bei dem Nominalwerth und Realwerth gleich, so sagt man, sie stehen auf pari. Ist der Werth der Staatspapiere gefallen, so unterscheidet man diejenige, was sie nach dem Nominalwerthe gelten sollten, von dem Realwerthe, den sie im gewöhnlichen Kurse haben.

Non (Jean Claude Richard de Saint), geboren 1727, gestorben zu Paris 1791, Mitglied der Maler- und Bildhauerkademie zu Paris, hat sich berühmt gemacht durch sein *Voyage pittoresque de Naples et de Sicile*, das in den Jahren 1782 bis 1786 in fünf Bänden herauskam und vorzüglich wegen der dabei befindlichen 49 Kupfertafeln sehr geschätzt wird. Er hatte seine Stelle als Parlamentsrath verkauft, um mit diesem Gelde die Reise nach Italien zu bestreiten. Er war selbst ausübender Künstler, und besaß im Gebrauch der Radirnadel eine vorzügliche Geschicklichkeit. Außer den angeführten Kupfern jener Reisebeschreibung hat er noch eine Menge von Bildnissen herausgegeben, die er Antiken oder Arbeiten von Le Prince, Engher und Fragonard nachgebildet hat.

Nonconformisten, die der bischöflichen Kirche in England entgegen gesetzte Partei, s. anglicanische Kirche.

Nonnros, d. h. Nichtschwörer, s. Jacobiten.

Nonnotte (El. Ad.), ehemaliger Jesuit, Mitglied der Akademie zu Besançon, geboren daselbst gegen das J. 1711, machte treffliche Studien und widmete sich besonders der Kirchengeschichte und Theologie. Er machte sich allgemein bekannt durch seine *Erreurs de Voltaire*, Lyon 1762, 1 Bände, 12., fünfte Ausgabe 1770, 12. Dieses Werk läßt sich angenehm lesen; es herrscht darin eben so viel Gelehrsamkeit als Anstand in La Fontaine antwortete nicht in gleichem Ton. Nonnotte hatte bei diesen Werken den Zweck, die in dem *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations*, zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemachten Fehler und falschen Angaben zu berichtigen, und ist trotz der Schmähungen seines Gegners in seinen literarischen Arbeiten mit demselben Eifer fort. — Seine übrigen Werke sind: *Dictionnaire philosophique de la religion*, 4 Bände; *Lettre d'un ami à un ami* etc.

*) Unter den nächsten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus bemerkt man auch noch Robert Holcot († 1349), Gregorius Ariminensis († 1358), Heinrich von Opa, Heinrich von Hessen († 1397), Nicolaus Oresmus († 1382), Matthäus von Straban († 1414), G. Briel Biel († 1495).

es honnêtetés littéraires; Principes de critique sur l'époque de l'établissement de la religion chrétienne dans les Gaules; Les philosophes des trois premiers siècles de l'église etc. Nonnotte starb zu Anfang des Jahrs 1790.

Nonnus, ein späterer griechischer Dichter, gebürtig aus Panopolis in Aegypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach Andern zu Ende des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt. Er ist Verfasser eines Gedichts, Dionysiaca betitelt, worin der Zug des Bacchus (Dionysus) nach Indien beschrieben wird. Nonnus hat darin nicht nur die Werke der ältern Dichter copirt, sondern auch mehrere Fabeln vom Bacchus aus den epischen Dichtern hinein verflochten. Man kann nicht läugnen, daß der Dichter ein gewisses Talent in der Art der Behandlung zeigt; nur ist dieses Talent zu wenig ausgebildet und nicht mit reinem Schönheitssinn verschmückt. Die Schreibart ist schwülstig und weitläufig, die Beschreibungen zu detaillirt, die Beinörter oft ohne Noth gehäuft und mühsam gesucht. Er war im Ganzen mehr Versklüffler als Dichter. Ferner haben wir von Nonnus eine versifizierte Paraphrase von dem Evangelium Johannis, die als Commentar dienen kann, da sie sehr deutlich, wiewohl wenig poetisch ist.

Noot (Heinrich van der), spielte eine merkwürdige Rolle in der Insurrection der österreichischen Niederlande gegen Joseph II. Geboren zu Brüssel, studirte er die Rechte zu Löwen und lehrte alsdann als Advocat nach seiner Vaterstadt zurück. Ohne gründliche Kenntnisse und mit noch weniger richtigem Blicke, war er nichts desto weniger durch seine Beredsamkeit und durch seine Ähnlichkeit als Demagog zu fürchten. Schon früher waren die Niederländer durch den von Joseph II. projectirten Tausch der Niederlande gegen Bayern und durch die Schleifung der Barrierepläne unzufrieden; als aber der Kaiser die durch die Josephinische Entrée ihnen zugesicherten Privilegien verletzete, die Patrimonialgerichtsbarkeit abschaffte, die Universität von Löwen neu organisiren und die fanatische Geistlichkeit zur Ausbildung aller christlichen Secten zwingen wollte, zum größten Verdrusse derselben Normal Schulen anlegte, und durch die Ernennung von Intendanten die Rechte der Stände vernichtete, so entstanden schon im Jahre 1788 zu Brüssel und an andern Orten Unruhen und Aufläufe. Doch wurden diese ersten Bewegungen anscheinend gestillt, allein schon im Jahre 1790, als Joseph, auf die Truppenverstärkungen sich verlassend, die er indessen nach den Niederlanden gesandt hatte, seine Projecte von neuem durchzusetzen suchte, brach auch der Aufruhr mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus und ward allgemein. Van der Noot stellte sich an die Spitze des Volks und ward bald das Haupt der Insurgenten, die eigentliche Seele des Aufruhrs aber war van Eupen, ein fanatischer und schlauer Priester, der auch van der Noot gänzlich beherrschte. England, Preußen und der Erbstatthalter von Holland unterstützten insgeheim die Empörer. Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachsen Teschen, mußte flüchten, die österreichischen Truppen wurden vertrieben, ein souveräner Congreß, bestehend aus den Deputirten aller Provinzen, versammelte sich zu Brüssel und erklärte die Unabhängigkeit der Niederlande. Allein bald entstanden Uneinigkeiten unter den Insurgenten selbst; Aristokraten und Demokraten bildeten sich in besondre Parteien und die unbesonnenen Schritte der letzteren beraubten die Niederländer des Schutzes der Mächte, die sie bisher begünstigt. So ward es Leopold II. leicht, im Jahre 1791, nachdem Joseph gestorben, die Niederlande wieder zu unterwerfen, und van der Noot sank wieder in das Dunkel.

urück, nachdem er eine kurze Zeit zwar eine bedeutende, aber keineswegs ehrenvolle Rolle gespielt hatte.

Nord-Amerika. In weiterer Ausdehnung des Wortes, die große Hälfte des vierten Welttheils, die auf der nördlichen Halbkugel der Erde liegt. Es umfaßt eine Menge Länder von verschiedener Beschaffenheit. Fern im Nordwesten wird es unter dem Polarkreis durch eine Meerenge, die Behringsstraße genannt, vom Asien getrennt. Tief im Norden sind noch viele unbekannte Gegenden um das Eis. Die Europäer sind in dem nördlichsten Theile bis zum 80sten Grade der äußersten nordwestlichen Gegend bis zum 71sten Grade der Breite gekommen. Von seinem nordwestlichsten Theile, der sich zugleich in der geographischen Länge am weitesten fortzieht, kennen wir größtentheils nur die Küsten. Auf der Ostseite von Nord-Amerika liegt unter dem Polarkreise Grönland. Hier zieht sich das Nord- und zum Theil das Eismeer tief in's Land, und macht die beiden großen Bufen oder Buchten: Baffin jenseit und Hudson diesseit des Polarkreises. Zu führen gegen Norden die Davis- und Baffins-, und zu tiefen gegen Westen, zwischen unbekannten Inseln hindurch, die Hudsons-, James- und Eumberlandstraße. In Baffins-Meerbusen sind nur zwei Einfahrten an den Küsten bekannt; bis zum 79sten Grade, wo die Smiths-Bucht liegt, sind Seefahrer vorgeedrungen. An der Ost- und Nordküste dieser Meerbusen ist bis jetzt eine nordwestliche Durchgangs-Eis- oder das große Osmeer vergeblich gesucht. An der Ost- und Südwestküste der Hudsonsbay liegt Nord- und Süd-Newnables; letzteres hat eine ungemein strenge Kälte, die südliche Gegend ist jedoch fruchtbar; man findet Bergkristalle, Marmor, Eisen, Blei, und wird mit Pelzwerk gehandelt. Labrador, oder das Land der Eskimau, Neu-Britannien; an der Ostseite der Hudsonsbay, dessen südlichster Theil, die Jamesbay, ist gebirgig, und kälter als Grönland. Von hier bis in den westlichsten Theil des weiten Landes zieht sich eine nicht hohe ästige Bergkette mit verschiedenen Krümmungen, auf der Flüsse entspringen, die nach Norden in die Hudsonsbay, nach Süden in den mexicanischen Meerbusen laufen. Die in diesen Gegenden liegenden fünf großen canadischen Landseen hängen miteinander zusammen. Der obere See, der nördlichste, ist der größte, und erstreckt sich auf 1500 englische Meilen im Umfange geschätzt. Der St. Laurentzfluß mündet mitten durch denselben; er hat mehrere Inseln, die bewohnt sind mit indianischen Ortschaften besetzt sind. Das Ufer des Sees ist nur an den Mündungen der Flüsse sind bequeme Landungsstellen. In seiner Gegend gibt es hundert Meilen (englische) lange Ebenen mit schönem Grase bewachsen; viele kleinere Flüsse ergießen sich in ihn. Er ist mit dem Huron-See, der ungefähr 900 Meilen im Umfange hat, verbunden. Der Laurentzfluß, der gleichfalls durch ihn fließt, ist hier an seiner Mündung 500 Ellen breit. Er steht mit dem Michigan-See in Verbindung, mit dem er im Norden zum Eismeer durch eine Meerenge zusammenhängt. Er ist 15 Meilen breit und 100 Meilen lang, und hat im Anfang zum Westen eine große Bay. Er hat eine Art Korallen von besondrer Größe und Menge. An seinem nördlichen Ende strömt der St. Josephfluß hinein. Er steht mit dem Huron-See in Verbindung, den ebenfalls der Laurentzfluß durchströmt. Der Huron-See ist 40 Meilen lang und 18 breit, er hat im Norden einige Gebirge, sonst aber eine schöne Ebene. Im Osten hat er Pensilvanien, die Gränze bis an diesen See geht. Fünfzig Meilen nordöst vom Ende liegt der See Ontario, gleichfalls vom Laurentzfluß durchströmt.

viel Lachs und Weißfische in demselben. Die umliegende Gegend
 fast viel Wildpret. Der Laurentiusfluß ist hier eine halbe Meile breit,
 über den berühmten 140 Fuß hohen Wasserfall von Niagara, und vor
 demselben eine Insel. Man schätzt den Ontario 260 Meilen lang und
 100 Meilen breit, und es kann der eben erwähnte Wasserfall vermittelst ver-
 schiedner Flüsse umschifft werden. Die Länder aller dieser Seen liegen
 eben, und sind des Wassers und des gemäßigten Klima's wegen an
 Pflanzenwuchs sehr ergiebig. Nordwärts dieser Seen und des Lau-
 rentiusflusses liegt das englische Canada. Der östliche Theil desselben hat
 wegen seines Klima ungewöhnlich kalte Witterung, ist aber durch den
 Anbau milder gemacht. Der Boden ist abwechselnd fruchtbar, sandig,
 steinig oder waldig. Der Sommer ist angenehm und beschleunigt den
 Wachsthum. Neu-Schottland, oder Acadien, hat gegen Nor-
 den und Nordwesten, die Lorenzban, oder den Lorenzfluß. Der Winter
 ist lang, und wegen der starken Winde hat das Land statt des Früh-
 rings einen Nachwinter; der Sommer ist ziemlich warm. Es wird
 durch viele Flüsse gewässert, und ist fruchtbar. Die Küste hat viele
 Buchten und Häfen. Gegenüber liegt im atlantischen Meere Neu-
 foundland, eine beträchtliche Insel, die wegen des Stokfischfangs
 auf den sie umgebenden sandigen Untiefen von Wichtigkeit ist. Die
 große Fischbank von derselben ist über hundert Meilen lang. Sie hat
 viele Höfen, ist im Innern morastig, mit kahlen Felsen und Bergen ver-
 sehen und nur an den Strömen fruchtbar. Die Winter sind lang, die
 Sommer oft unerträglich heiß; und auf der Süd- und Ostküste herr-
 schen starke und viele Nebel. Cap Breton, eine kleinere Insel süd-
 westwärts, hat einen sehr guten Hafen. Im Meerbusen am Laurentius
 liegt die kleine aber fruchtbare Insel St. John. Die Länder des
 amerikanischen Freistaats werden etwas von der Seeküste landwärts
 durch eine lange Bergkette, Alleghenny genannt, durchzogen. Der ebene
 Boden ist zum Theil sandig und sumpfig, aber doch fruchtbar. Die
 Berge liefern Eisen, Kupfer, etwas Blei. Zwischen dem Meer und
 dieser Bergkette findet man Versteinerungen, Steinöl, Kohlen, Schwefel,
 Eisen, Marmor. Die Westseite des Gebirgs hat viele Salzquellen;
 in dem südlichen Theile sind die apalachischen oder blauen Berge. An
 den Flüssen gibt es schöne Gegenden. Westlich an den Alleghennybergen
 und im Innern des mittlern Theils von Nord-Amerika liegt ein schö-
 nes und fruchtbares Land, ein flacher Theil mit rund umgebenden
 Bergen. Der Mississippi durchströmt es mit seinen vielen Seitenflüssen,
 er nimmt ostwärts den Ohio, westwärts den Missouri auf. Florida,
 im mexicanischen Meerbusen und dem atlantischen Meere, ist mit vie-
 len Bäumen und Strauden geschmückt, hat eine heiße, aber gesunde Wit-
 terung. In West-Florida sind jährlich zwei Ernten. Die Halbinsel
 Ost-Florida ist sandig, bergig und sumpfig; liefert aber doch Reis und
 Indigo. Louisiana liegt an der Westseite des Mississippi; dessen un-
 terer Theil am mexicanischen Meerbusen ist eben, voll sumpfiger Wal-
 dungen; der höhere, den der Missouri bewässert, trägt mancherlei Bäu-
 me und ist fruchtbarer. Unter den Pflanzen Louisiana's verdient be-
 sondern diejenige eine vorzügliche Aufmerksamkeit, deren sich die Bewoh-
 ner zur Austreibung oder Minderung der Gewalt des Feuers bedienen.
 Die Osagen sind unter den Völkern des Missouri diejenigen, wel-
 che das meiste mit dieser Pflanze auszurichten verstehen. Bei ihren Fe-
 sten, vornehmlich wenn sie Europäer in Bewunderung setzen wollen,
 verrichten sie damit beinahe unglaubliche Dinge. Einige trinken mit-
 telst dieser Pflanze kochendes Wärenfett, andre röhren das Fleisch in den

dem Entschädigungsgeschäft an Preußen gegeben, von diesem im März 1815 aber wieder an Preußen zurückgeführt.

Nordische Mythologie ist ein Werk der Ealden, d. i. der alten nordischen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. Wie überall die Religion und Bildung von der Poesie auch hier. Und zwar gab auch hier die Cosmogonie den Stoff der Religion; eine Cosmogonie, deren Groteskes zugleich von der Phantasie ihrer Urheber und der Beschaffenheit des Landes her entstanden. Hier ist das Wesentliche von ihr. — Unten unter der Erde, oben nicht Himmel, nur Abgrund war und Nebelwelt (Muspellheim), worin der Brunnen floß, der nach allem schnappt (Hvergellmer). Die Flüsse, Elivagar genannt, gehen aus diesem aus. Als dick weit von ihrem Quell entfernt, daß der darin enthaltene Saft erstarrte, da rannen sie nicht mehr, sondern gefroren zu Reif, und es wuchs über den andern bis in die Klüfte des großen Abgrunds. Es war von ganz ausgefüllt wurde. Mittagwärts von der Nebelwelt die Feuerwelt (Muspellheim). Aus jener kam alles dunkel und kalt, dieser heiß und hell. Da nun heißer Wind aus ihr herüberwehte über den Reif, so schmolz und troff er, und die Tropfen wurden durch die Kraft, der den Wind gesendet, leberdig, und es entstand daraus das Riesengestein des Eises. Diesem wuchs unter seinem linken Arm ein Männchen und ein Weibchen hervor, und sein einer Fuß gebar dem andern einen Sohn. Aus ihnen entstanden die Eisriesen. In den Tropfen des Reises entstand aber auch die Kuh Audumbla, deren Eutern vier Milchströme entfloßen, von denen Ymer sich nährte. Die Kuh nährte sich vom Be lecken der salzigen Reisseine. Als in eines Tages that, siehe, da wuchsen am Abend aus dem Stein Menschenhaare, am andern Tag ein Männerhaupt, am dritten ein Mann, den man Bure nennt. Dessen Sohn war Borr, des Velfs, des Riesen Bergthors Tochter, zum Weibe nahm. In dieser zeugte er drei Söhne: Odin, Vile und Ve, welche die Herrscher des Himmels und der Erde wurden. Die Eöhne Börs waren gut, die Kinder Ymers böß: beide waren in ewiger Fehde gegen einander. Endlich erschlugen die Söhne Börs den Riesen des Eises, warfen seinen Leichnam in den Abgrund, und schufen daraus die Welt; aus seinem Blute Meer und Flüsse, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Haar das Gras, Felsen aus den Knochen und Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerschlagenen Riefen. Aus seinem Arm aber machten sie den Himmel, den sie über die Erde mit seinen Enden setzten, an deren jedes sie einen Zwerg stellten, Aufrer, Eufre, Sudre, Nordre. Die aus Muspellheim herübergefliegen Lichter und Funken aber nahmen sie und setzten sie oben am Himmel, damit sie der Erde leuchten sollten. Ymers Hirn warfen sie in die Höhe, und daraus entstanden die Wolken. Einst aber wandelten die Eöhne Börs am Meeresstrande, wo sie zwei Blöcke fanden. Da hoben sie sie auf, und schufen daraus zwei Menschen; das Männlein nannten sie Askur (Esche), das Weiblein Embla (Erle). Der erste gab ihnen Leben und Seele, der zweite Bewegung und Vernunft, der dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. — Diese Weltentstehung spricht sich selbst aus als nordische Naturdichtung. Wir sehen die Natur aus dem Tode des Winters ins Leben übergehen, und den Anfang der Welt an die Beobachtungen eines Frühlingstages geknüpft. In Nordland konnte sie nicht anders als aus dem Riesen des Eises hervorgehn; böß aber muß dieser seyn, weil durch den Winter die

schöne der Natur gehemmt wird. So weist uns alles auf physikalische Allegorie hin, die in der That nicht schlechter ist als in andern Mythologien, ja zum Theil wohl gar sinniger. Dahin gehören folgende Elemente zur Cosmogonie, die noch nicht beendigt seyn kann, denn Tag und Nacht, Sonne und Mond sind noch nicht da. Von deren Entstehung aber lautet es also: Der Riese Finster (Niflur, Nafli) hatte eine Tochter, Namens Nacht (Nott), schwarz und düster wie ihr Geschlecht. Diese vermählte sich drei Mal, und zeugte zuerst mit Hagelfari (Luft, Aether) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit Hellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag), der licht und glänzend war wie seines Vaters Geschlecht. Allfadur nahm hierauf Nott und Dagur zu sich, und führte sie hinaus an den Himmel, und gab ihnen Ross und Wagen, jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt daran auf ihrem Rosse Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaume seines Schiffes bethaute. Dagurs Ross Glanzmähne erleuchtete mit seiner Mähne Luft und Erde. — Zwei schöne Aesir hatte Mundilfari (Achsebeweger), die hießen Sool und Maan (Sonne und Mond). Stolz auf seiner Tochter Schönheit, vermählte er sie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erstaunt ob dieser Anmaßung, nahmen beide Kinder und versetzten sie im Himmels. Sool mußte die Rosse lenken, die der Sonne Wagen zogen, Maan die Rosse an des Mondes Wagen, und über Ab- und Zunahme desselben wachen. — So weit mag die älteste Mythologie gehen, in welcher aus den Wurzeln der Natur Riesenstämme emporsprossen und in göttliche Aeste und Zweige ausschlagen. Merkwürdig ist es, daß auch hier Riesen um den Abgrund der Zeit lagern, und die Herren des Himmels, der Erde und der Unterwelt zeugen. So sind auch in Griechenland Giganten, Titanen und Cyclopen die Abkömmlinge der Götter. Hier wie dort geht es von Naturideen aus und auf sie zurück; hier wie dort aber verdrängt ein neues Göttersystem das alte, und in die Naturideen mischt sich historischer Stoff. Das Alte und Neue aber scheint Odin zu vermitteln, wie bei den Griechen Zeus. Offenbar muß man einen ältern und jüngern Odin unterscheiden. Jeder war Symbol und Gottheit der Sonne, und man hat von ihm manche liebliche Dichtung, z. B. von seiner Vermählung mit der Erdgöttin, seiner täglichen Liebchaft mit der Göttin der Gewässer, zu welcher er jeden Abend untertaucht, um mit ihr den goldnen Pokal ihres Elements zu trinken, von seinen mit den Dünsten der Mutter Erde vermischten Strahlen, wodurch der Gott des Donners erzeugt wird, u. a. m. Alle diese Sagen aber wurden nachher auf den jüngern Odin, den Vorfahr des Asenrathes, übergetragen. Asen (Afiaten) heißt das neue Göttergeschlecht, das mit dem jüngern Odin einwanderte, oder von ihm abstammte. Aus nordischen Chroniken ergibt sich, daß in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, wenn nicht noch zuvor, Sige, eines asiatischen Volkes, der Asen, Führer, vom caspischen Meer und dem Caucasus her, wahrscheinlich von den Römern gedrängt, nach Nord-Europa vordrang. Nach Nordwest vom schwarzen Meere ging sein Zug durch Rußland, denn er, der Tradition nach, einen seiner Söhne zum Herrscher gab, so wie nachher den Sachsen und Franken. Er zog dann durch Cimbrien nach Dänemark hin vor, das seinen fünften Sohn Skild als Herrscher anerkannte, und ging nun nach Schweden, wo Sölfr regierte, der dem wundersamen Fremdling und seiner Lehre huldigte. Bald erhob er sich dort zum unumschränkten

Herrscher, baute Sigtuna zum Mittelpunkte seines großen Reichs, begründete eine neue Gesetzgebung und einen neuen Kultus. Er nahm den Namen Odins an, setzte die Priesterschaft der zwölf Dísars ein, welche den Geheimdienst und die Rechtspflege besorgen, als Seher in die Zukunft blickten und wahr sagten. Erfinder der Künste machte er sich auch als Zauberer gefürchtet. — Die Asen oder d. i. die Götter des neuern Skaldenhimmels, sind folgende: Odin (Wodan bei den Sassen und Longobarden, Góðan, Wódan in der Edda, Comoden bei den Angelsachsen, Oden, Wod, Woede, Gode), der Gott der Götter, der erste und älteste von ihnen, der Jahrhunderte durch immerdar lebt. Er sitzt auf dem hohen Thron, allein mit sich, sich selbst betrachtend. Zwölf Hauptkrieger hat er im alten Asgard und 114 andre. Sleipner heißt sein schnelles Ross. Von ihm und seiner Gemahlin Frigg stammt das Asergeschlecht, und er heißt deshalb Alfadur, Allvater. Frigg, des Götterkönigs erhabene Gemahlin, theilt mit ihm den wahren Thron, von dem man in alle Lande sehen kann. Aller Menschen Schicksal ist ihr offenbar, ruht aber verschwiegen in ihrer Brust. Sie beider sind Thor, der Gott des Donners, aller Götter und Menschen stärkster, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, dessen Hammer Mjölnir, auch das Härteste zermalmt; und Balder, der jugendlich schöne Gott der Beredsamkeit und rechtlichen Entscheidung. Er ist einher, im Glanze ähnlich der Lilie. Der Unschuldige ist er, dem die Ehren die weißeste Blume den Namen Baldrian erhalten hat. Ragna, Gervars Tochter, seine Gemahlin, bewundert mit bescheidenem Auge den Geist des Gatten. Mit ihr erzeugte er den Forseti, den friedlichen Sohn, der dem Regenbogen vergleichbar ist, wenn er aus der Wolke der Nacht herabsinkt. Er schlichtet allen Streit, dem die dem Gott der Eintracht nahen, lehren mit verschütem Harnrüd. Sein Pallast Glitner ruht auf goldenen Säulen. — Njord, der im Sturmwind die brausenden Schwingen schüttelt, das Meer bebzt, ist der Gott der Winde, des Seewesens, des Handels und des Reichthums, denn alle diese hängen dem Insulaner vom günstigen Wind ab. Mit seiner Gemahlin Ekasa, einer Tochter des Bergesen Thiasse, erzeugte er Frei und Freia, beide schön, wohlthig und mächtig. Frei, der einher schwebt im Lichtkleid des Frühlings, welches glänzt wie die Flur im röthlichen Strahle, ist sehr sehr der Sonne, und von seiner Güte hängen Regen und Sonnenschein, wohlfeile Zeit und Theuerung ab. In Alfheim, wo die Elfen wohnen, herrscht er. Statt eines Rosses reitet er auf einem Eber mit goldenen Borsten. Gerda, Gomers Tochter, ist seine Gemahlin. Freia ist eine der Göttinnen der Liebe. Ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Die sanfteste und gütigste aller Götterinnen ist sie eine Freundin des süßen Gesanges, und erdbet die Menschen so gern. Magst du sie schauen zu Tag oder Nacht, so ist Freia, und sie spricht, auch wenn sie schweigt; die Empfindung rath ihr Herz. Mit ihrem Gemahl Odur, den sie verlor und um den sie trauert, erzeugte sie zwei Töchter: Rossa, aller Schönheit und Muth Urbild, und Gersmi. — Tyr, ein Sohn Odins, der nothige Gott, im Blicke Todeswunden, erscheint hoch wie die Lanze und schwingt den Blitz der Schlachten. Alle muthigen Krieger stehen unter seiner Gnade, obschon er nicht eigentlich der Gott des Krieges ist, sondern vielmehr der Stärke und Unerbrotlichkeit, und kein fremdlichen Vergleichs. Sehr verschieden von ihm ist sein Bruder Brai

er Gott der Weisheit und Dichtkunst, die nach ihm *Vragur* heißt, erscheine mit goldner Zehn, und belebt die Saiten, daß sie lieblich erklingen. Seine Gemahlin ist *Jduna*, welche die Äpfel der Unsterblichkeit bewahrt, die sie den Helden beim Eintritt in Walhalla in goldenen Schalen darreicht, jene Äpfel, die allein der Götter ewige Jugend erhalten. — Odhne Odins sind ferner *Hermode*, der allgemeine Bote der Götter, mit Helm und Panzer bewaffnet; *Bidar*, stark wie Thor, der Gott der Verschwiegenheit; und *Bale*, der Gott des Bogens. Ein Sohn des Donnerers Thor war *Aller*, von schöner Gestalt, Meister im Pfeilschießen und Schrittschuhlauf, der von den Zweikämpfern angerufen wurde. Ein silberner Reif umfließt die Blume seines Kinns; sein Gebiet ist *Ydallir*, d. i. die Regenthäler. — Von sehr geheimnißvollem Wesen sind folgende Götter: *Hoder*, der blinde Gott, *Balders Mörder*, dessen starke That die Götter nicht vergessen, dessen Namen sie aber nie mögen aussprechen hören. *Heimall* (*Himindal*), ein Sohn von neun Riesenschwestern, am Rande der Erde geboren, ein großer, wunderbarer Gott, ist Wächter am *Vindrost*, der Himmelsbrücke (Regenbogen), gegen die Riesen. Sein Auge leuchtet bei Nacht wie bei Tage, sein Ohr hört wachsen das Gras auf dem Felde und die Wolke auf dem Bließ der Lämmer. Er erscheint mit tieferer Stirn, das Auge auf die ruhige Brust gesenkt. — Unter den Göttinnen sind noch zu bemerken: *Saga*, die erste unter den Göttinnen nach *Frigga*; *Eyra*, die Götterärztin; *Gesione*, Göttin der Keuschheit, die selbst Jungfrau, alle keuschen Jungfrauen schützt, und e, sterben sie unvermählt, in ihre himmlischen Wohnungen aufnimmt; *Ylla*, jungfräulich wie *Gesione*, mit schönen Locken und goldnem Stirnband, ist Vertraute der Geheimnisse *Frigga's*, so wie *Gna*, die überfließt mit der Strahle der Sonne, ihre Botschafterin. *Hlpa* (*Lpa*), die sanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne aufklist, die Göttin der Freundschaft und Huld, schließt sich lieblich an mehrere Dienerinnen der Liebesgöttin an; *Sidna*, welche die ersten süßen Empfindungen in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt, und u wechselseitiger Erhebung stimmt; *Lbba* (*Lbna*), mit der Nacht begabt, alle entzweiten Liebenden zu vereinigen und zu versöhnen; *Ma*, die Göttin der Hochzeit und Ehe, die die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört, und, eine strenge Rächerin aller Untreue, te Treuen zum Bunde einweihet. *Snora*, die Göttin der Sittsamkeit, ist die Schützerin der sitzamen Jünglinge und Mädchen. Für *Odra*, der allerforschenden und prüfenden, bleibt kein Geheimniß im innersten Herzen verborgen; *Opna*, Wächterin des Himmels, eine Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, macht die Meineide offenbar. Von einer besondern Wichtigkeit sind aber noch die *Nornen* und *Walfrien*. Eine große Esche gibt es, *Ygdrasil*, den Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten sich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Riesen, und unter Hela. An der mittlern Wurzel ist der Brunn der Weisheit, *Mimer's Brun*; an der himmlischen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar steigen aus dieser Quelle drei schöne Jungfrauen hervor, *Urda*, *Merandi*, *Skulda*, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Sie sind es, die den Rath der Götter, der Menschen Schicksal und Leben bestimmen, und durch ihre Dienerinnen häßlich oder strafend auf ihn wirken. Oben aber auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umher

blüht; ein Eichhörnchen klettert auf und ab am Baum; vier Hirsche durchstreifen seine Äste und benagen die Rinde; die Schlange umragt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Stammes: — aber immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunnen, und bezeugen ihm, daß er nicht ödte. Das Laub der Esche thaut süßen Thau, die Speise der Bienen; über dem Brunnen singen zwei Schwäne. Da kann man hier anders hören als Heim dalls Lied vom Schicksal des großen Weltbaums, die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter! Ewig erschallen hier diese Töne, denn die Nornen

Sie setzen Gesetze, bestimmen das Leben

Den Söhnen der Zeit, und der Sterblichen Schicksal.

Die Götter selbst suchen die Weisheit der Normen zu erforschen, zu erkräften und erhabenen Göttinnen, die über alles walten. Deshalb werden sie hoch verehrt, und man erbaut ihnen Capellen, in denen man sie um das Schicksal befragt. — Die Valkyrien oder Disen sind furchtbar schöne Wesen, weder Töchter des Himmels noch der Erde, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schooß unsterblicher Mütter genügt. Daher tiefes Schweigen über ihren Ursprung. Ihr Name heißt Todtenwählereinen (von Val, Hausen Erschlagener, woher Wahl, Wählerin, Wählerin, wählen.) Furchtbar und schrecklich erscheinen sie im Gefang eines Stalden, daß man sie für die grausamsten Wesen halten möchte. Allein wir finden sie als die schönen Jungfrauen Odins, sitzend mit Helm und Panzer auf prächtigen Rossen. Die Helden schwärmen nach ihrer Ankunft, bezaubert von ihren Reizen. Sie, die nach Walhalla laden, waren also keine schrecklichen, sondern die angenehmen Botschafterinnen, wohlwollende Göttinnen, die in die Wohnung der Glückseligkeit führen. — Wo anders konnte diese seyn als bei den Göttern? Der Aufenthalt der Götter war Asgard, die Götterburg, wahrscheinlich eine allgemeine Befestigung des Himmels, von wo der Frost zur Erde niederging. Asgard umschloß die Paläste der Götter. Da war Walastialf, der silberne Palast Odins und alle die ihm genannten. Mitten im Asgard, im Thal Ida, war der Versammlungsplatz der Götter, wo sie niedersaßen zum Gericht. Dieser Platz war vor allen geschmückt; hier war Gladheim, der Saal der Freude, Vingolf, der Palast der Freundschaft und Liebe, und Glasfö, der Hain von goldenen Bäumen. Ein eigener Palast mit Baum und schönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier ist das kühne Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und schmelgenden Schweiß. Die Wunden des Kampfes aber sind hier geheilt, sobald das Horn des Gedächtnisses ertönt; dann schmelzen die Helden in Enebrium-Ol, und die schönen Valkyrien fällen ihnen die Hürner. Die Zahl der Helden, die sich daselbst befinden, ist unaussprechlich groß, und wird sich in Unzahlbare vermehren; doch aber werden die Götter wünschen, daß es noch größer seyn möchte, wenn einst der Wolf Fenris kommt. Dieser Umstand nöthigt uns, einen Blick auf den bösen Loh zu werfen. Loh, der Sohn des Riesen Farbaut und der Laufey, ist, wenn im Odin, doch ein höheres übermenschliches Wesen, zwar schön von Gestalt, aber arg von Geist. Mit der Riesin Angerbode (Botschafterin Unglücks) erzeugte er Hela, die Göttin der Unterwelt, halb blaß, halb fleischfarben, von scheußlicher Gestalt, den Wolf Fenris und die ungeheure midgardische Schlange Jormungander, welche die ganze Erde umgibt. Hela herrscht in Niffheim; ihr Saal ist

der Schmerz, ihr Bette Krankheit, ihr Tisch Hungersnoth, ihr Messer der Hunger, ihre Diener Säumnis und Langsamkeit. Alle, die an Krankheit und Alter starben, wanderten hinab in ihre düstere Behausung. So stehen sich denn Asgard und Niflheim als Seyn und Nichtseyn entgegen, und die philosophirende Phantasie der Skalden fand, daß endlich die Vernichtung über alles Seyn siegen werde. Daraus entstand eine Sage vom Untergange der Welt, so nordisch und ungeheuer wie jene von ihrer Entstehung. Drei schreckliche Winter und übermalls drei werden auf einander folgen, dann wird der Schnee von allen Seiten herabstürzen, die Kälte streng, der Sturm heftig, die Sonne verborgen seyn, die ganze Welt in blutigen Kriegen entflammt. Dies ist das Zeichen, daß die Erde zusammenstürzen und die große Eitersdämmerung (so heißt der allgemeine Untergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufsperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem untern an den Abgrund reißt, verschlingt dann das All, während aus Muspellheim herüber unter Surturs Anführung ein Angriff auf Asgard geschieht. Der Himmel wird von diesen Riesen erschüttert, und die Himmelsbrücke stürzt zusammen, wenn diese darüber reiten. Deshalb ist Heimdall als Wächter dahin gestellt, und deshalb freuen sich die Götter der zahllosen Krieger aus Valhalla. Vergebens aber ist alle Vorsicht und Gegenwehr, denn die Götter kommen um, selbst der allwaltende Odin und der mächtige Thor.

Doch aus dem Meere steigt von neuem

Ein lieblich grünes Erdreich auf!

Eine neue Sonne erleuchtet die Erde, und ein errettetes Menschenpaar, Asa und Lifrator, von Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es dann neue Wohnungen zu Lohn und Strafe, Simle und Nafstrand. Vidar (der Sieger) und Vale (der Mächtige) werden der Götter Heiligtümer bewohnen, wenn Surturs Flamme verlöschen ist. Moe (Seihestraft) und Mague (Stärke) erhalten den zermalnenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, gestorben ist; Vidar aber reißt dem Wolfe den Rachen entzwei. — Uebersetzer dieser Sagen sind, außer der Edda, Prokopius von Casarea, Jornandes, Paulus Diaconus, Barnesfrids Sohn, Ermoldus Nigellus, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Ueber den historischen Werth hegen Schöbjer, Abelung, Pellus, Mallet, Ruperus, Gräter, und Ruhs sehr verschiedene, zum Theil widersprechende Meinungen; die Untersuchung kann aber noch nicht als geschlossen angesehen werden. Ob diese nordische Mythologie germanische sey, ist eine andre Streitfrage gewesen. Auf jeden Fall sind jene Scandinavier mit den Germanen verwandten Ursprungs, und es dürfte wenigstens nicht zu läugnen seyn, daß, so wie mehrere germanische Völker über den Rhein gingen, von Norden und Osten her andre Stämme nachdrangen, und daß da Gothen und Sachsen diese Mythologie nach Germanien brachten. Eine eigentlich germanische Mythologie würde freilich noch viel mehr umfassen müssen als diese nordische, denn es gab allgemeine und bloße Stammesgottheiten. id.

Nordlicht. Das Nordlicht ist eins der interessantesten Meteore, dessen Erklärung dem Scharfsinn der Physiker noch bis jetzt nicht gelungen ist. Es besteht in einem starken hochrothen oder feuerfarbenen Lichte, welches sich am nördlichen Horizonte sehen läßt und aus welchem helle Lichtsäulen gegen den Scheitelpunkt emporsteigen. Seine Erscheinung fällt gewöhnlich bald oder einige Stunden nach Sonnenuntergang und hat nach Mitternacht fast noch nie Statt gefunden. Am

häufigsten hat man die Nordlichter im Winter und zur Zeit der Vollmondnachtgleiche beobachtet. Jedoch sind sie nur in den nördlichen Ländern sichtbar. Portugal ist das südlichste Land, wo man bis jetzt die Erscheinung bemerkt hat, die weiter nach Süden zu völlig unbekannt ist. Je mehr man sich dem Norden nähert, desto häufigere und stärkere Nordlichter kann man sehen. Celsius beobachtete deren von dem Jahre 1716 bis 1732 zu Upsala in Schweden 224. Schon die Alten sind aufmerksame Beobachter dieser Erscheinung gewesen. Plinius beschreibt ein Meteor, welches unser Nordlicht gewesen zu seyn scheint. Seneca und Plinius erwähnen Himmelserscheinungen, die unser Nordlichtern gleichen. Indessen hat man erst seit dem fünfsten Jahrhundert nach Chr. Geb. genaue historische Uebersieferungen von den Erscheinungen, die man über Nordlichter gemacht hat. Ueber die Ursachen dieser Erscheinung haben die neuern Physiker die verschiedensten Meinungen aufgestellt. Einige erklären das Nordlicht für eine magnetische Materie, die dem Nordpol der Erde entsprünge, und unterstützen diese Hypothese durch die Beobachtung, daß sich die Abweichung der Magnetnadel während dieser Erscheinung bedeutend ändere, wovon jedoch Andre nichts wahrgenommen zu haben behaupten und Andre eine ähnliche Bewegung aller messingenen Nadeln während des Nordlichts beobachtet haben wollen. Nach Eulers Hypothese entsteht das Nordlicht gleich dem glänzenden Schweif des Cometen, durch die Wirkungen der Sonnenstrahlen auf die Lufttheilchen unserer Atmosphäre. Eine andere Meinung zu Folge besteht das Nordlicht aus phosphorescirenden Stoffen in derjenigen Atmosphäre, wo eine sehr verdünnte Luft die Erleuchtung wässeriger Dünste unendlich macht. Andre erklären das Nordlicht als ein bloßes optisches Meteor daher, daß der Niederschlag von dem Nordpol angehäuften und von der Sonne beleuchteten Eis und Schnees aus dem dortigen Dunstkreis durch einen zweiten Reflex unsern Augen zugeführt werde. Noch Andre endlich haben das Nordlicht mit der Electricität in Verbindung gesetzt. Diese letztere Meinung ist in den neuesten Zeiten die gewöhnliche geworden, und Franklin hat sie besonders hat sie unterstützt. Da nach seiner Ansicht die in einem beständigen Strömen von Süden nach Norden begriffene und durch die Luft dahingeführte electriche Materie wegen der dicken Eiskruste in den Gegenden des Nordpols sich hier nicht in die Erde entladen kann, so wird sie genöthigt, dort wieder in die Höhe zu steigen, und sich dort den an beiden Polen sehr niedrigen Luftkreis einen Weg in den luftleeren Raum zu bahnen. Indessen hat, wie schon bemerkt, keine einer dieser Hypothesen alle Phänomene beim Nordlicht zur Befriedigung aller Physiker bis jetzt lösen können.

Nordsee oder **deutsches Meer**, auch **norwegisches Meer**, so findet sich zwischen Großbritannien, Holland, Deutschland, Norwegen und Dänemark. Den Namen Nordsee hat es wegen seiner nördlichen Lage gegen Deutschland und Holland zu erhalten. Der Flächeninhalt dieses Meers wird auf 10,000 Quadratmeilen geschätzt. Sein Wasser hat die Eigenschaft, daß es salziger ist als das der Ostsee, und daß man dasselbst häufiger als in andern Meeren des Nordens jenen Glanz bemerkt, über dessen Ursache der Artikel: **Mollusken** nachzusetzen ist. Die Ebbe und Fluth dieses Meers zeigt sich am stärksten an den Küsten von Holland und England, welches daher rührt, daß das Meer daselbst durch den Canal zwischen England und Frankreich eingestürzt wird. Diese Ebbe und Fluth ist sogar auf der Elbe bis weit hinein in das Land sichtbar.

Norfolk, eine Landschaft in England, welche von Suffolk, Cambridge, Lincoln und dem deutschen Meere eingeschlossen wird, und zu den angebauteften Gegenden Englands gehört. Man zählt 273.400 Einwohner. Die Herzoge von Norfolk, welche ihren Titel von dieser Landschaft haben, sind im Besiz des Erbmarschallamts von England.

Norrböping oder **Nordböping**, eine der ansehnlichsten Städte Schweden, und zwar in Ostgothland. Ihre bequeme Lage am Einflusse des Motalaflusses (auf welchem die Schiffe bis zur Stadt kommen können), in den Meerbusen Båviken macht sie zur Starelstadt von Ostgothland. Die Stadt enthält an 9000 Einwohner und außer einer gut eingerichteten Schiffswerfte nicht unbedeutende Manufacturen und Fabriken.

Normaljahr heißt das Jahr 1624, da der fünfte Artikel des westphälischen Friedens den erweislichen Besizstand der kirchlichen Rechte, wie er am ersten Tage dieses Jahr gewesen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland angeordnet werden sollten. Besonders wurde durch diese Bestimmung das Schicksal der geistlichen Güter und Stiftungen entschieden und die kirchliche Verantwortlichkeit über catholische Unterthanen evangelischer Reichsstände, wie die Duldung evangelischer Unterthanen catholischer Reichsstände nach jenem Status quo festgesetzt. Auf die innern Verhältnisse der Verwandten einer und derselben Religionspartei hatte es jedoch keinen Einfluß, außer wo die Frage über das Recht zweier Fürsten in Religionsachen entstand und die Landeshoheit streitig war. Auch hat man dies Normaljahr in der Pfalz, welche schon vorher evangelisch, 1624 aber in den Händen der Catholischen war, nicht angenommen, sondern entschied hier nach dem Besizstande vor der Wahl des Churfürsten Friedrich V. zum König von Böhmen. Die Trennung des deutschen Reichsverbandes und die Verwandlung der deutschen Fürsten in europäische Souverains hat manches in den Bestimmungen des Normaljahrs modificirt und jene kirchlichen Rechte mehr als sonst von der Willkür der Fürsten abhängig gemacht.

Normalschulen sind Mußterschulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen soll. Von dieser Art waren die auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia vom Abt Felbiger in Schlesien und Böhmen eingerichteten deutschen Normalschulen, deren Zweckmäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat. (S. d. Art. Schulwesen.) Jetzt gibt es in Preußen, Würtemberg und mehreren kleinern deutschen Staaten Normalschulen nach der Idee der pestalozzischen Methode, von denen sich, weil sie erst im Entstehen sind, noch nichts Befriedigendes sagen läßt. Die von Napoleon errichtete, und von Ludwig XVIII. im Februar 1815 neu organisirte Normalschule in Paris ist eine Bildungsanstalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie der Universität in Frankreich jährlich eine verhältnismäßige Anzahl Candidaten auf drei Jahre sendet. Sie unterscheidet sich von den in Jütingen, Leipzig, Berlin, München u. s. w. bestehenden philologischen Seminarien nur dadurch, daß die Zöglinge unter klösterlicher Aufsicht zusammenwohnen.

Normänner. Dieses war der Name, mit welchem die Völker des südlichen Europa's die noch nicht in die drei abgesonderten Reiche, Schweden, Norwegen und Dänemark, getheilten skandinavischen Nationen bezeichneten, welche vom 8ten bis zum 11ten Jahrhundert das ganze südwestliche Europa durch ihre Kriegszüge, Eroberungen und Beerräuberien in Schrecken setzten. Die Normänner gehören zu der

Klasse der germanischen Völkerschaften. In England besonders dänischen Normannen (welche erst bloß Dänen und von den Engländern Eastsaxons, Ostmänner genannt werden) im J. 1016 unter Anst. I. Kanut dem Großen, die schon früher von ihnen versuchte Eroberung dieses schon seit dem Ende des 9ten Jahrhunderts von ihnen besetzten Landes. Die Normänner beunruhigten die Küsten des ansehnlichen Reichs Karls des Großen und benutzten noch besser die Schwächen seiner ungeschickten Nachfolger. Nachdem sie Deutschland seit der Zeit Karls des Großen zu verdrängen gesucht hatten, gelang es Otto dem Großen sie zu bändigen, indem er ihnen das Christenthum auftrug. Unter Hollo ließen sie sich (911) in Frankreich, einem Theil von Lothringen (der nach ihnen Normandie genannt wurde) nieder, und so belm der Eroberer, Herzog der Normandie, vollführte im J. 1066 die Eroberung von ganz England; eine Eroberung, welche durch den bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der englischen Engländer merkwürdiger geworden ist, als die früheren Unterwerfungen der Eroberer dieses Landes. Ueber ihre Niederlassungen in Sicilien und Neapel vergleiche man diese Artikel. Im August war unter dem Namen Waringer oder Warder bekannt waren, regierte sich bei der Errichtung des Reichs unter Karl (862) besonders nach. Während dieser auswärtigen Unternehmungen, in welchen die Zahl der Normänner vermindert und ihre Kraft geschwächt wurde, setzten sich die innern Angelegenheiten des eigentlichen Westsaxons. Die Normänner so sehr, daß die neuen Krieger und Seeräuber verdrieben und der Name der Normänner sich auf diese Weise aus der Geschichte wieder verlor.

North (Lord, Friedrich), Graf von Guilford, geb. 1732, britischer Staatsminister von 1767 bis 1782, starb den 5ten Jul. 1792. — Das öffentliche Leben dieses Staatsmannes, sein Charakter, die Volkseinstimmung, seine Talente, Fehler und Leidenschaften, seine politischen Verbindungen und seine Streitigkeiten mit Lord Edmund Burke, Charles Fox, William Pitt u. A. hängen mit der Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges untrennlich zusammen. Er gab das erste Bild, einen Volks- und Handelsminister, einen Anführer, selbst bei empfindlicher Schwäche des Staats fortwährende größere Schwäche zulete liegen. Bedauerliche, das ihm Lord North's Feind, gegeben hatte, jedoch mit mehr Einsicht, als hatte Pitt für sich bessere Energie in den Umständen, größern Leitung; und die ausgezeichnete, schlossen sich mit Pitt an den Nationalwillen und als Staatsminister so gehaft worden behauptet, als Lord North; er konnte besaß, die er aber mehr wählte. Durch persönlichen Vergleich Pitt, der weit größere Talente, Klarheit im Denken zeigte, und Pitt lebt daher fort in der Welt seinen Namen führt, feiert seine

ist vergessen. Ihn stürzte der Haß der Zeitgenossen, und die Nachwelt verwarf seine Rechtfertigung. Indes darf ihm der unglückliche Ausgang des amerikanischen Kriegs nicht zur Last gelegt werden. Er opferte gegen die Freiheit selbst an; Pikt aber nur gegen eine politische Mode, welche die Franzosen Freiheit nannten. Auch war es erster Versuch, den Großbritannien machte, in Amerika's Wäldern einen Krieg mit ungeheuern Kosten gegen Jäger und Republikaner zu führen. Für diesen Krieg hatte die brittische Staatskunst den Maßstab nicht gefunden. Endlich kann die erste Ursache des Abfalls der amerikanischen Colonien dem Lord North nicht beigemessen werden. Bute hatte zuerst den König zur willkürlichen Besteuerung der Amerikaner überredet. Doch widersetzte sich in der Folge jener den besten Vorschlägen zur Ausbesserung; er machte den Bruch unvermeidlich, dehnte, um sich in seinem Posten zu behaupten, das Bestechungsrecht mehr als irgend einer seiner Vorgänger aus. Lord North war bekannt, als er nach Charles Townshends Tode im J. 1767 Kanzler der Schatzkammer ernannt wurde. Nach seinen politischen Ansichten gehörte er zu den Tories, oder zu den Anhängern der Erbsen-Gewalt; allein er dachte gemäßigt, und hatte gefällige Formen. Seine Fähigkeiten zeichneten ihn aus, ohne ihn eben in die erste Reihe zu stellen. Er besaß viel Geschäftsfertigkeit und den Ruf der Ehrlichkeit. Von Natur wenig unternehmend, fehlte es ihm doch zu nicht an entschlossener Beharrlichkeit. Indes herrschte unglücklicher Weise in allen seinen Ansichten und Entwürfen eine gewisse Unbestimmtheit und Vermorrenheit der Ideen; und ob er wohl in der Regel das rechte Ziel vor Augen zu haben und darnach zu streben schien, so ward doch oft dem geraden Wege einer offenen Politik untreu. Bei seinen Plänen, die seine Absichten gehabt haben können, verdient er den Vorwurf der Unentschlossenheit und Schwäche; denn er gab im ganzen seiner Verwaltung nur selten Beweise von Kraft, Einsicht und Energie. So urtheilt, glimpflicher als Andre, Belsham über Lord North in seinen *Memoirs of the Reign of George III.* London 1795. Eine seiner ersten Handlungen war der Vorschlag, die Hafenzölle im J. 1767 in den amerikanischen Colonien aufzuheben, mit Ausnahme des Theezolls, den man absichtlich beibehielt, um das Handelsrecht für Großbritannien zu behaupten. Die Opposition wuchs nachdrücklich dieser Ausnahme. „Hat die Zurücknahme der Zölle," entgegnete Lord North, „die Amerikaner Gehorsam gebracht? Hat unser Nachgeben ihnen Mäßigung eingeflößt? Sie bestreiten das Recht, sie zu besteuern; ist es wohl rathsam, durch die Zurücknahme der ganzen Zollacte jenes Recht aufzugeben? Nein! gerade so sie unser Recht nicht anerkennen wollen, müssen wir es ausüben. Sonst geben wir in der That die Oberherrschaft des Mutterlandes immer auf. Eine gänzliche Zurücknahme ist nicht eher denkbar, als Amerika zu unsern Füßen liegt." Diese trostlose Antwort ward laut getadelt. Der Minister erhielt jedoch die Unterstützung; und von Stunde an war das Schicksal seines öffentlichen Lebens der Kampf mit den Colonien und Amerika's Freiheit! Die Streitigkeiten zwischen der Stadt London und dem Parlament, in welcher bekannte Wilkes eine Rolle spielte, und welche endlich in die Verhaftung des Lord Mayors im Tower zur Folge hatten, wurden von der Opposition den Ministern ebenfalls zur Last gelegt. Das London beging bei diesem Anlaß grobe Ausschweifungen; Lord North kam persönlich in Lebens-Gefahr; und die City verlangte wie-

erholt vom König die Auflösung des Parlaments und die Entlassung einer „unfähigen und despotischen“ Minister. Doch in dem J. 1772 gewann Lord North, ungeachtet einiger falschen Schritte die er gethan, immer mehr in der öffentlichen Meinung, durch die Allgütigkeit seines Tons und durch die scheinbare Geradheit und Einfachheit einer Denkart. Er war nach Lord Rockingham der erste Premierminister unter der Regierung Georgs III., zu dessen Vermählung das Volk einiges Vertrauen faßte. Der von ihm mit Spanien ehrsüchtig abgeschlossene Vergleich, die selbst bei den Kriegen gegen Frankreich wirkte allmähliche Verminderung der Nationalschuld, die Ernennung des der Besteuerung der amerikanischen Colonien abgeneigten und als einer Rechtlichkeit und Mäßigung sehr geachteten Staatsmanns, die Beförderung von Dartmouth zum Staatssecretär für Amerika, und dem Lord North das öffentliche Vertrauen. Die Nation sah mit Mißbilligung die Neigung der Minister, den langen Zwist mit Amerika beizulegen. Lord North setzte daher mit einer großen Mehrheit einige Punkte in Parlamente durch, die als verfassungswidrig großen Widerstand fanden, z. B. die Ernennung eines geheimen Ausschusses zur Untersuchung der zerstreuten Finanzangelegenheiten der ostindischen Compagnie, welche die Entdeckung abscheulicher Gewaltmißbräuche und die Beschränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Lord North stellte bei dieser Gelegenheit den wichtigen Grundsatz auf, daß der von den Unterthanen eines Staates erworbene Länderbesitz unentziehbar das Landeigenthum des Staates selbst erweitere, und nicht das Eigenthum der Erwerber sey; daß übrigens der Zustand der ostindischen Compagnie die Beihülfe des Parlaments nothwendig erheische, daß aber, wenn man ihr eine Anleihe bewillige, sie durch schickliche Abreden gegen künftige Verlegenheiten sicher stellen müsse. Der Unwille des Publicums über die Herrschsucht und Bedrückung dieser „kühnen Abenteurer und Großhändler“ war so groß, daß Lord North vermuthigende Beschränkungen der Rechte jener stolzen Gesellschaft in 1773 durchsetzte, ohne sie jedoch für die von ihr verübten Bedrückungen zur Rechenschaft zu ziehen. Vielmehr erhielt die Krone jetzt einen beträchtlichen Antheil an den Landeseinkünften von Indien. So wurde durch Lord North der Staat Oberaufseher und Mitregent der ostindischen Compagnie; aber auch Theilnehmer an ihren ungerechten Erpressungen. Die Gegner des Ministers bemerkten daher mit Recht, es sey ein schmerzlicher Trost für die Eingebornen von Bengalen, wenn sie hörten, daß der britische Staat, bei voller Kenntniß des schändlichen Auswüthens, unter welchem Indien erliege, sie dadurch rächen wolle, daß er die Plünderer plündere! Warren Hastings Verwaltung bestätigte nur zu sehr diesen Vorwurf. Jedoch verdient unter den neuen Einrichtungen, die Lord North in Ansehung Indiens bewirkte, als gerecht und nachtheilhaft hier angeführt zu werden, daß die Präsidentschaft von Bengalen die politische Obergewalt über die übrigen indischen Präsidentschaften erhielt; daß künftig die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Rathes von Indien ihre Zustimmung versagen konnte, und daß ein anderer oberster Gerichtshof in Indien ausschließlich von der Krone ernannt und besetzt werden sollte. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verschuldeten Erpressungen aber wurde nicht gedacht. Die Anklage, welche den berühmten Lord Elize bei diesem Anlasse auf ihn schüttelte, daß er, obgleich mit leisem Tadel losgesprochen, den Vorwurf der öffentlichen Meinung nicht ertragen konnte, sondern in aus Schwermuth das Leben nahm. Dies waren die wichtigsten

lungen in der glänzendsten Zeit des Ministeriums des Lord North zu Ende des J. 1773. Er hatte stets die große Mehrheit für sich. einzige Bill in Ansehung der Erweiterung der Toleranzacte ward Mal, nachdem sie das Unterhaus angenommen, im Oberhause verwerfen. Jetzt ward der Krieg mit Amerika die wichtigste Angelegenheit Staats. Die königliche Botschaft, welche Lord North den 7ten J. 1774 dem Parlamente in Bezug auf den über den Thee Zoll zu Stande gekommenen Tumult überbrachte, forderte zu den strengsten Maßnahmen gegen den aufrührerischen Geist der amerikanischen Colonien auf. Haus gab der Rede des Ministers Beifall, und beschloß einmüthig, und mit Nachdruck zu verfahren. Die Boston-Port-Bill, welche allen Handel nach Boston untersagte, und den Einwohnern von da nach Salem verlegte, ward auf des Ministers Vorschlag angenommen. Seine zweite und dritte Bill aber wegen Aufhebung der alten Gerichtsverfassung in Massachusetts gingen ohne heftigen Widerspruch durch. Am kräftigsten erhob sich die Opposition gegen einen vierten Vorschlag des Ministers, nach welchem die Provinz Canada uneingeschränkt verwalten sollte. Graf Chatham, welcher kürzlich lange abgehalten hatte, im Parlamente zu erscheinen, jetzt für die Rechte der Amerikaner. „England sey nicht befugt, die Colonien zu besteuern.“ Auch der berühmte Edmund Burke unterstützte mit aller Kraft seiner Beredsamkeit den Vorschlag, über die Aufhebung der Theeacte zu berathschlagen. Allein der Minister siegte. Maßregeln brachten aber die entgegengesetzte Wirkung in America hervor. Die bostoner Hafenbill machte Bostons Sache zur Sache aller Colonien. Sie versammelten nämlich einen Generalcongreß zu Philadelphia (4ten September 1774), protestirten gegen die angeführten brittischen Parlamentsacten, beschloßen unter sich allen Handel mit Großbritannien aufzuheben, und wandten sich in schriftlichen Vorstellungen an die brittische Nation und den König. Ihr Verfaßten erhielt den Beifall Chathams; und die Opposition tadelte laut den Vorschlag, daß er durch die den Amerikanern angedrohte Schelerei den Krieg entzündet habe. Lord North aber hielt den Krieg für unvermeidlich, und Lord Sandwich, der erste Lord der Admiralität, für so sehr, daß die Regierung jede ernstliche Vorbereitung auf denselben unternahm und sogar die im J. 1774 bewilligten 20,000 Seeleute um 4000 vermehrte. Gleichwohl erklärte das Parlament im J. 1775 gegen die Fritten und Rath, Amerika durch Zurückziehung der Truppen von Boston zu versöhnen, und es nicht ungeheuer zu verurtheilen, wenn seine Warnung durch die Härte gegen die Colonien nicht zu glück über England zu bringen, auf Lord Norths Vorschlag, daß Massachusetts sey in Aufruhr. Da sich indeß Amerika entschieden zum Widerstande zeigte, riefen im brittischen Parla- mehrere Stimmen, unter denen auch die des berühmten Fox, zu gütlichen Mitteln. Jetzt trat der Minister mit einem sogenannten Versöhnungsplane auf, der ihm aber von allen Seiten Tadel zuzog. England sollte nämlich die Ausübung seines Rechts so lange aufschieben, als die Amerikaner sich selbst den Gesetzen des Parlaments gemäß besteuern würden! Dennoch behauptete Lord North die Stimmenmehrheit gegen Burke's Ausöhnungsplan. Bei dieser Gelegenheit eine seiner berühmtesten Reden hielt; worin er dem Könige die von der Stadt London durch ihren Lord Mayor ihm überreichte Gegenvorstellung zurück. Allein den 2ten März 1775 ward Lord Norths Vorschlag, nachdem der

britische General Sage die Feindseligkeiten bei Lexington den 19n April 1775 zuerst begonnen; und einmüthig erhob sich America mit Washingtons Anführung zu einem Kampfe, von dem Friedrich II. sagte: England hat sich selbst mit seinen Colonien in einen Strudel gewickelt, den es aus Despotismus unternommen, und mit Ehrgeiz führt hat. Jetzt erklärte sich auch der Lord Siegelbewahrer, der so jag von Orafion, gegen Norths System, und trat, als er mit diesen, noch den König zu friedlicher Ausgleichung mit den Colonien bewegen konnte, aus dem Ministerium. Zugleich protestirten neun Lords im Oberhause feierlich gegen ein so „ungerechtes und den Volk verderbliches“ Verfahren, durch welches die Minister den Willen der Colonien bewirken würden. Man tadelte vorzüglich, daß sie verstanden hätten, sich genau von dem Zustande der Dinge und den Absichten des Congresses zu unterrichten, indem der Ueberbringer einer zweiten öffentlichen Bittschrift a wegen den Orlizen zu ertheilen, Herr P. dember vom Oberh machte jetzt keinen Unterschied zwischen dem Eigenthum der Bindung mit dem der ward Joe der furch er eine Untersuchung rika so wenig Blick mit den „fürstlichen von welchen Großbr erkaufte, eine Sch wachte; als er ihnen eher sie „unbedingte Verpöndigung, verli ren, daß Frankreich Amerika unterliegen deit auf Seiten des an dem System der nante und Billigkeit Sache der Freiheit schrieben; und mit das Gegentheil wolle auf die Nation gem the Justice and Po Georg III. und sein Völkern. Sie weckte Frankreich alle Sch Ausgleichung unabh 1776. Zugleich hat gierung ihren amer sen wollte, für Eur im J. 1773 ohne i So verlor das u seiner Nation und ~~Wurde~~ dem Throne als ein Werk des W stellt. Wierjohn Po

ie, von der Mehrheit aber nicht angenommene Abänderung einer
 an Adresse an den König im November 1776 wörtlich zum Protokolle
 brachten. Ein Theil der Opposition verließ sogar das Haus, als der
 Vorschlag nicht durchging, daß vom Parlamente ein Comité mit der
 Untersuchung aller Parlamentsacten, durch welche die brittischen Unter-
 thanen in Amerika sich bedrückt glaubten, beauftragt werden möchte.
 Sie nahmen jedoch an den Unterhandlungen wieder Theil, als der
 Minister die Suspension der Habeas-Corpusacte im Vorschlag brachte.
 In dieser Gelegenheit sah man, daß der Minister selbst mit der Partei
 der eifrigen Verteidiger der königlichen Vorrechte nicht allemal überein-
 stimmte, ja daß er nicht einmal in alle Geheimnisse des königlichen
 Cabinets eingeweiht war; denn zum großen Verdrusse dieser Partei
 sah er die von der Opposition für nöthig gehaltenen Beschränkungen
 der Bill an, indem er offen gestand, er habe an die gefährliche Aus-
 dehnung, die man ihr geben könne, nicht gedacht. Dieser Umstand läßt
 gar argwöhnen, daß Lord North, mehr um sich in seiner Stelle zu
 halten, als aus Uebereignung, die strengen und harten Maßregeln
 des königlichen Cabinets zu den seinigen machte. Als er bald darauf
 die Geldhülfe des Haus-
 chern des jährlichen
 dieses Bedürfnis ei-
 nwestens und des W-
 s man dem Könige d-
 gte, sagte der Spre-
 treuen Gemeinen hab-
 trächliche Unterstützun-
 nren, daß Sie, was
 n." In dem ward der
 n Mitglieder, welche
 glich Lord Chatham
 de, noch Krankheit
 in zu erobern, selbst
 zwischen Despoten erhandle (You may extend your traffic to the
 hamble of every German despot; your attempts will be
 r ever vain and impotent) zu beweisen, und gegen die Abscheulich-
 keit, daß Großbritanniens Minister den Tomahawk und das Skalpein
 der Wilden als Bundeswaffen zur Unterjochung seiner Brüder brauch-
 en, seine Stimme nachdrücklich zu erheben. Der sechsundzwanzigjährige Greis
 nach mit erschütternder Verehrsamkeit; auch Burke rief den Fluch
 der Nachwelt auf gegen diese unselige, schändliche Verbindung mit Ca-
 ribalen. Vergebens! — Als nun die Kunde kam von dem Siege bei
 Paratoga, wo ein brittisches Heer unter Burgoyne (Okto-
 ber 1777) die Waffen streckte, da brach der Zorn des Hauses ge-
 gen den Minister los. Mit tiefem Schmerze, ja mit Thränen bekannte
 ord North, er sey unglücklich aber seine Absicht sey gut und recht-
 ig gewesen; man habe ihm anfangs keine Stelle gemüßwillig aufge-
 rungen, er wolle gern sie niederlegen, wenn er dadurch Friede und
 Ausbesserung, die er stets gewünscht, bewirken könne. Doch die mächt-
 e Partei der Tories stimmte für die Fortsetzung des Kriegs mit ver-
 doppelter Anstrengung. Endlich schlug Lord North den 17ten Februar
 die Unterhandlung mit Amerika vor, und gestand, er habe stets em-
 pfohlen, die Besteuerung Amerikas würde nie die Staatsrenten ver-
 mehrern, auch sey es nicht seine Politik gewesen, die Besteuerung einzufüh-
 ren, sondern er habe dieses System schon befolgt gefunden, als er

Transchulden und Ver-
 ngte, mußte er hören,
 strichenen Beschränkungen
 von Pensionen sey, ja
 id zur Berechnung an-
 Könige: „Sire, Ihre
 des Volke Ihnen eine
 e wohlbegründeten Ver-
 e, weise anwenden wer-
 n Glück geführt. Unten
 rhen, zeichnete sich vor-
 it des Alters nicht ab-
 e Unabglickheit, Amos
 den Fleischbänken jedes

unglücklicher Weise in die Verwaltung eingetreten; er selbst aber konnte nicht argwohnen können, daß die von ihm in Ansehung des Themas genommene Maßregeln so unglückliche Folgen haben würde, z. B. Dieses Geständniß bewaffnete seine Gegner. „Warum“ riefen sie, „daß er vor zwei Jahren denselben Vorschlag zur Ausgleichung, den der Herzog von Grafton gethan, hintertrieben? Jetzt stehe Alles aus! Amerika habe seine Unabhängigkeit erklärt, und wisse, es könne nicht besiegt werden! Großbritannien habe nunmehr nichts zu thun, als Frieden zu schließen.“ Bald darauf zeigte Lord North dem Hause Frankreich stehe im Bunde mit Amerika. Da ließ sich Lord North, schon dem Tode nahe, in das Haus führen, um seinen Wandel zu bezeugen, daß man den Gedanken haben könne, Amerika's Unabhängigkeit anzuerkennen, und vor dem Hause Bourbon zu zittern! Als aber, aufgefordert vom Herzog von Richmond, die Mittel anzuzeigen wollte, dies zu verhindern, sank er erschöpft in die Arme seiner Frau. Er starb den 11ten Mai 1778. Der Plan des Ministers, den Krieg fortzusetzen und mit Amerika zu unterhandeln, ward genehmigt. Die brittischen Bevollmächtigten wollten jetzt den Amerikanern mehr Zug einräumen, als jene je selbst verlangt hatten; allein es war zu spät. Der Congreß bestand auf der Unabhängigkeit der Staaten, und auf sich nur unter dieser Bedingung zum Frieden. So zerschlug sich die Unterhandlung und die Erbitterung war größer als je. Die brittischen Befehlshaber gestatteten das wildeste Verfahren. Alles übernahm die Abscheulichkeit die Zerstörung von Wyoming. Mehrere Umstände worten außerdem noch allgemeinen Tadel gegen die Minister, wozu der Krieg mit Frankreich und Spanien die Veranlassung gab. Fortwährend stürmte sie mit Anklagen, und die Opposition ward immer stärker. Lord North war oft uneins mit dem königlichen Cabinet; widersprach selbst, indem er mit dem amerikanischen Congreß wie mit einer unabhängigen Macht einen Waffenstillstand einzugehn bereitwillig schien, und dennoch auf die Dauer des Waffenstillstandes die Unabhängigkeit Amerika's nicht anerkennen wollte. Indes trafen die Vorwürfe nicht ohne die Unfähigkeit der Minister, auch der König ward des Mißbrauchs der Civilliste beschuldigt; er wolle sein eigener Minister seyn, und noch durch seine Unverantwortlichkeit gesichert, das Land unglücklich! Auch die Festigkeit, mit welcher der König den von Lord Gordon durch die Losung No Popery (kein Papstthum)! gegen die Katholiken und der lerant gesinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr des londoner Volks unterdrückte, gab den Ministern ein neues Gewicht. Um diese Zeit brach anlaßte der Seekrieg Streit mit den neutralen Mächten. Da sich weigerte, den vertragsmäßigen Beistand zu leisten, so hob England das mit den Niederlanden bestehende Bündniß auf. Dagegen schloß die nordischen Mächte i. J. 1780 einen Bund, den man die bewaffnete Neutralität nannte. Großbritannien erklärte hieron die Republik der vereinigten Niederlande, welche jener Neutralität anschließen wollte, den Krieg, weil Amsterdam mit Amerika Handelsverbindungen gehabt, die Generalstaaten aber die verlangte Unterstützung nicht gegeben hätten. Nur wenige Stimmen tadelten den Minister wegen dieses stolzen Schrittes. Das Glück schien damals den brittischen Waffen in Amerika günstig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um diese Zeit trat ein neuer Gegner gegen den Minister auf. In dem funfzehnten Parlamente, das unter Georg III (am 31sten October 1780) sich versammelte, sprach William Pitt, Lord Chatham's zweiter Sohn, für die von Burke vorgeschlagene

Ansehung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einflusses der Krone. Am heftigsten aber griff Fox den Anleiheplan des Lord North an. „Der Minister habe als Agent der Nation, die er mit neuen Lasten belastet, den unüberlegtesten, ärgerlichsten und schrecklichsten Handel gemacht, für welchen er öffentliche Verwünschungen eine exemplarische Strafe verdiene.“ Die Minister mußten jetzt den ganzen Einfluß aufbieten, um zu verhindern, daß das Parlament von ihrem System sich ganz lössagte. Nur eine kleine Stimmenmehrheit rettete sie vor der verlangten strengen Untersuchung ihres Verhaltens. Bei dieser Gelegenheit drückte Pitt seinen vollen Abscheu gegen den amerikanischen Krieg aus. Er nannte ihn unternommen von Ungerechtigkeit, geführt von der Ehorheit; jeden Schritt desselben ohne Mord und Verwüstung. Er enthüllte die tiefste sittliche Verworfenheit und jede Schändlichkeit des Menschen. — Der indische Krieg ward ebenfalls ein Gegenstand des öffentlichen Unwillens. In dem Berichte, den der geheime Ausschuß darüber i. J. 1782 erstattete, billigte man das ganze politische Verfahren des Generalgouverneurs Hastings in den stärksten Ausdrücken. Allein die strengen Beschlüsse des Hauses der Gemeinen, den königlichen Oberrichter in Indien, den Generalgouverneur Hastings und andre hohe Beamte, wegen Verletzung der Amtspflicht und Verraths der Nationallehre zurückzurufen und zur Verantwortung zu ziehen, blieben ohne Folgen. Der kühne, herrschsüchtige Hastings, ein Mann von außerordentlicher Geisteskraft, setzte sein System offener und geheimer Unterdrückung fort, bis er in Indien und England Achtung und Schutz für sich verloren sah, und durch freiwillige Niederlegung seiner Würde der Absetzung zuvorkam. Dies geschah aber erst nach der Veränderung des brittischen Ministeriums, welche bisher alles strengere Verfahren gegen ihn zu hintertreiben gewußt hatte. Ein Theil der gegen Hastings gerichteten Anklage fiel daher, in der öffentlichen Meinung wenigstens, auf Lord North zurück. Eben wenig mußte der Minister die Rechte des Königs und des Parlaments in Irland zu behaupten. So sehr er auch die irische Nation bei mehreren Anlässen begünstigt hatte, so strebte diese immer zuversichtlicher zu einer Art von Unabhängigkeit von dem brittischen Parlaamente. North hier war es Pitt vorbehalten, nicht nur die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen, sondern jeder Trennung für die Zukunft entgegenzuwirken. Das Unglück der brittischen Armee unter Lord Cornwallis, welcher bei Yorktown (19. Octbr. 1781) mit 7000 Mann gefangen wurde, schien die Opposition zu den härtesten Anklagen gegen den Minister zu berechtigen, nachdem der König im Vertrauen „auf die Gerechtigkeit seiner Sache“ die Nation zur angestrengtesten Fortsetzung des Krieges aufgefordert hatte. Jetzt schien auch der Vorwurf, der bisher dem Minister angehangen hatte, sich gegen den Minister zu erklären, der bereits über 100,000 Britten das Leben gekostet und eine Ausgabe von 100 Millionen Pfund Sterling verursacht hatte; der Minister konnte nur durch die eifrigsten Tories und die Partei der königlichen Gewalt eine schwache Stimmenmehrheit erhalten. In dem Bewilligte das Haus für d. J. 1782, außer 100,000 Seeleuten, 100,000 Mann Soldaten. Lord North aber theilte den Haß des amerikanischen Krieges vorzüglich mit dem ersten Lord der Admiralität, Lord Sandwich, und mit dem Staatssecretär für Amerika, Lord Germaine. Letzterer gab daher seine Stelle auf, und ward vom König, ungeachtet des Widerpruchs der Minorität, die im Oberhaus sogar eine schriftliche Protestation einlegte, zum Pair mit dem

Titel Lord Biscount Sackville erheben. Endlich sei die Meinung der Minister bis auf eine Stimme herab. Jetzt drang General Ennemy, derselbe, der sechzehn Jahre früher die Zurücknahme der Entschädigung bewirkt hatte, mit seinem Vorschlage vom 27ten Februar 1782 durch, die die Kammer erklären solle, die Fortsetzung des amerikanischen Krieges sey dem brittischen Staatsinteresse entgegen. Der Vorschlag aber, zu erklären, daß die Hauptursache des Nationalunglücks die Unfähigkeit der Minister sey, bei welchem Anlaß man Lord North an sein Festhalten erinnerte, daß er, wenn das Parlament ihm sein Vertrauen entzöge, seine Stelle niederlegen wolle, wurde mehrmals erneuert, er wurde Minister den 19ten März dem Hause dem Willen des Königs bekannt gemacht, daß er die Administration gänzlich zu verändern wünschte sey. So ward endlich, nach Shelburnes Ausdruck, „diese infame Administration, die so lange der Fluch des brittischen Reichs gewesen, zu unpaussprechlichen Freude aller Stände des Volks gänzlich aufgehoben.“ — Der Marquis von Rockingham kam jetzt zum zweiten Male an die Spitze der Administration, Graf Shelburne aber und Fox wurden zu Staatssecretären ernannt. Lord Churton blieb an dem alten Ministerium in seiner Stelle. So siegten die Whigs und die Tories entzogen sich nur durch freiwillige Abdankung dem unmittelbaren Tadel (Censure) des Hauses der Gemeinen. Am 1sten Tod des Marquis von Rockingham (1sten Juli 1782), und die Benennung des Lords Shelburne an dessen Stelle löste den bisherigen Verein der Whiggs auf. Fox, Burke u. s. w. legten ihre Stühle nieder. Unter den neu ernannten Ministern zog William Pitt, der in einem Alter von 23 Jahren Kanzler der Schatzkammer wurde, die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Jetzt wurde endlich, nachdem der Krieg die Nationalschuld um 121 Millionen Pfund Sterling vermehrt hatte, den 30sten November 1782 die vorläufige Friedensartifel zwischen Großbritannien und Amerika unterzeichnet, die dreizehn Staaten als frei und unabhängig anerkannt. Schon im Präliminarartifel des Friedens mit Frankreich und Spanien (2. Januar 1783) erhob sich im Unterhause Lord North, er verurtheilte diesen Frieden als nachtheilig und der brittischen Ehre zuwider. Man erstaunte über die Kühnheit, mit welcher er gegen einen Frieden plärrte, dessen Nachtheile er doch selbst verschuldet hatte. Noch mehr erstaunte man, als Fox dasselbe äußerte, und hinzufügte, er sey, in der Grund ihres vorigen Zwistes, der amerikanische Krieg, nicht vorhanden wäre, mit Lord North versöhnt. Er nannte ihn sogar seinen Freund. Diese „monströse Coalition“ *) ward heftig angegriffen.

*) In Canzlers und Meissners Journal für unsere Literatur und neuere Lectüre, II. 227, wird, freilich unverbürgt, folgender Aufsatz über die Entstehung der sogenannten monströsen Coalition gegeben. Lord North erfuhr, daß er nicht der Gnade des Königs, sondern der Vorstellungen eines von ihm gehaßten und gefürchteten Rancel, des Großkanzlers Lord Churton, die Stelle eines Gouverneurs der Inseln, welche ihm der König, nach seinem Abgange aus dem Kabinet, mittelst eines sehr verbindlichen Schreibens übertrug, dankte, so änderte er plötzlich sein Betragen im Parlamente. Er erklärte sich vom König für beleidigt, da dieser erst von seinem Todfriden entfernt werden mußte, gegen ihn dankbar zu seyn. Dabei entwarf er den Plan, Haupt einer Partei, unabhängig vom Monarchen und selbst fürchtbar zu werden. Noch jetzt hatte er im Unterhause einen

der Vertheidiger der Volksrechte und jener, der Folge Anwald königlichen Allgewalt, konnten unmöglich übereinstimmen. Allein es so; und sie trugen den Sieg davon. Lord North erklärte, „ihm sein Verhalten als Minister auf keine Weise; seiner Unschuld sich nicht, biere er dem Tadel und der Strafe Trotz, er fürchte keine Anklage, und erwarte furchtlos seine Feinde; da er übrigens zu dieser Verurtheilung eingeladen worden, könne man wohl vermuthen, daß er keinen öffentlichen Grundsatz aufzugeben Willens sey.“ Der König sah endlich durch das Verlangen des Unterhauses bewogen, eine andre Administration zu bilden; und Pitt legte seine Stelle als Kanzler der Hofkammer nieder. Jetzt ward der Herzog von Portland an die Spitze der Verwaltung gestellt; Lord Cavendish zum Kanzler der Hofkammer, Lord North aber und Fox zu Staatssecretären, je einer für das Innere, dieser für die auswärtigen Verhältnisse, ernannt. Lord Burke ward wieder angestellt. Die Mehrheit dieses Ministeriums gehörte zu den alten Whigs; Lord Stormont, Lord North und Lord Carlisle waren Tories: diese sonderbare Zusammensetzung hinderte das öffentliche Vertrauen. Allgemein ward die Coalition verurtheilt. Man erinnerte sich, daß Fox einst gegen Lord North gekämpft hatte, er wolle die Urheber des allgemeinen Unglücks bis zum Tode verfolgen; und von Burke wiederholte man sich dessen Bezeichnung, er habe die Anklagepunkte zu einem Impeachment gegen Lord North, den er als einen Staatsverbrecher bezeichnete, bereits gesammelt. Was die öffentliche Meinung gegen Lord North am meisten mißfiel, ward Lord Cathams bekannte Aeußerung, es sey ihm unmöglich, wider mit Lord Burke, noch mit Lord North vereinigt, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen. Indes setzte das neue Ministerium mehrere Vorschläge durch, unter andern die Entfugung des britischen Parlaments auf die gesetzgebende Gewalt in Ansehung Irlands. Dagegen unternahm Pitt, im Unterhause die Finanzpläne des Ministers in ihrer Blöße zu zeigen, und auf eine Parlamentsreform anzuwirken. Gegen diese setzte sich zwar Lord North mit vieler Beredtheit, und behauptete den Sieg. Aber nun trat Fox mit seiner Resolution im Unterhause auf, nach welcher die Verwaltung der ostindischen Compagnie sieben Commissarien übertragen werden sollte: er führte Vorschlag, der die Compagnie aller ihrer Rechte beraubte, welche von dem einen Theile eben so sehr bewundert, als von dem andern verachtet worden. Pitt gab zu, daß der Zustand von Indien einer tiefen Reform bedürfte, aber dieser Plan sey tyrannisch. Das Un-

geheirte Anhang. Lord Shelburne, der sich in seinem Ministerposten nicht sicher fühlte, schlug eine Aussöhnung mit Lord North vor, um durch dessen Anhang die Zahl seiner Freunde zu vermehren. Aber Pitt erklärte, daß er sich bei Norths Rückkehr, aus dem Ministerium, ohne noch sein Feind zu seyn, entfernen würde, und fügte hinzu, daß, wenn es die Bereinigung mit irgend einer Partei unumgänglich nöthig sey, er noch lieber für Fox stimmen, und zur Unterhandlung desselben bereit seyn würde. Der König willigte ein; aber der Folge, unverzeihliche Fox wies mit Verachtung Pitts billige Vorschläge zurück. Jetzt näherte sich Lord North seinem ehemaligen Feinde Fox. Da beiden eine Verbindung gegen den König und die königliche Partei gleich wünschenswerth schien, so war es ihrem gemeinschaftlichen Freunde, Herrn. Eden, leicht, das Werk zu vollenden. Bei ihm sahen sich Fox und North, und der Grund zur Coalition ward noch an diesem Tage gelegt.

terhaus nahm ihn an. Das Oberhaus verwarf ihn. Der König erklärte sich dagegen mit dem größten Unwillen; „er sey damit bedrungen und getäuscht worden.“ Dies zog die Auflösung der bisherigen Administration nach sich, worüber die Nation laut ihre Freude bezeugte. Der König sandte den 19. Dec. 1783 den beiden Staatssekreten die Entlassung; und wenig Tage darauf ward Pitt zum ersten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Zwar behauptete er noch eine Zeitlang im Unterhause die Mehrheit, und schloß vom König die Entfernung seiner Minister; allein der König hatte den Beifall der Nation und des Oberhauses für sich. Die Opposition war täglich mehr Anhänger. Endlich löste der König das bisherige Parlament gänzlich auf; ein neues ward gewählt; Pitt ward, als sein unersöhnlicher Feind, Lord North, wandte vergebens sein Talent an, um der Regierung unter einem von ihm geschafften Minister entgegenzuarbeiten. Einige Jahre vor seinem Tode ward Lord North, der seit dem Tode seines Vaters auch Graf von Galesford hieß, blind. Er starb den 5ten August 1792 im 61sten Jahre im Alter, ohne große Reichthümer zu hinterlassen, indem er die großen Schätze, welche er in seiner langen Administration zusammengebracht, größtentheils auf Bestechungen verwandt hatte, um sich in seinen Tagen zu behaupten. Am demselben Tage starb auch General Brongorne, zu dessen Schmach bei der Nation Lord North so viel beigewirkt hatte. Wenige Monate vor ihm war Lord Sandwich gestorben, der einst als Seeminister mit ihm die Leitung und den Verlauf des amerikanischen Krieges theilte. Ueber die Geschichte der Administration des Lords North, in welcher die ersten Redner der Nation auftraten, und während welcher der brittische Staats- und Charakter, gegenseitig bald sich abstoßend, bald sich anziehend, immer enger sich durchdrangen, vergleiche man *Histoire de l'administration de Lord North* P. I. II. London 1784. 8. K.

Norwegen, im schwedischen *Norrige*, im Dänischen *Nord*, ist ein jetzt mit Schweden vereinigtcs Königreich auf der skandinavischen Halbinsel, wird gegen Osten von Schweden und nach den übrigen Gegenden zu von der Nordsee begrenzt. Dieses Land, welches seine eignen Könige hatte, war seit 1387 mit Dänemark vereinigt, da dem in diesem Jahre Margaretha, Tochter Waldemars III., Königin von Dänemark und Wittve Hakons VIII., Königs von Norwegen, nachdem ihr von den Dänen schon im Jahr 1376 zum König von Dänemark erwählter Sohn Olav gestorben war, als Königin in das Reich anerkannt wurde. Die Vereinigung von Dänemark mit Norwegen dauerte bis zum Jahre 1814. Als Preis des Beitritts zur Allianz gegen Frankreich war nämlich, wie versichert wird, schon im Jahr 1812 von einigen allirten Mächten der Krone Schweden das Königreich Norwegen, welches dem mit Frankreich verbundenen Dänemark entzogen werden sollte, zugesichert worden. Nach der Schlacht bei Bojstis im October 1813 wandte sich der Kronprinz von Schweden mit einem Armee-corps gegen Dänemark, und nach einigen blutigen Kämpfen im Holsteinischen wurde in den letzten Tagen des Decembers 1813 ein Friede zu Kiel geschlossen, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da jedoch der dänische Prinz Christian, welcher Gouverneur von Norwegen war, von den Ständen dieses Landes, welche die im Kieler Frieden geschehene Abtretung nicht anerkennen wollten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt worden, so drang der Kronprinz von Schweden im Sommer 1814 mit einer

in Norwegen ein, und nach einigen Umständen wurde eine Convention geschlossen, vermöge welcher Norwegen als selbstständiges Königreich mit einer besondern Constitution mit Schweden vereinigt wurde, die Verhältnisse des Landes zu Schweden gesprochen, welche zwischen dem Storting Reichs und den Ständen des Reichs am 31. Jul. 1815 in Christiania, und verzeichnet wurde. — Der Flächeninhalt beträgt 120,000 Quadratmeilen. Das Klima ist bescheiden, und bloß an der Küste etwas gemäßigter, und der Sommer, wie im Norden, heiß. Wälder, Berge und schwache Bevölkerung, (man rechnet 1,000,000 Einwohner) und legen der Reise in den Weg. Die Einwohner sind fleißig, und sind oft, wenn die Getreideernte ist. Die Ausfuhr des norwegischen Rohwollens, Eisen, Kupfer, Holzwerk, Fische, trocknen Fische, und besteht in Getreide, Getreide, Wein, Lachs, Käse, Tabak und Kram. Die Norweger und Skandinavier, sind in Sprache ist von der dänischen sehr wenig verschieden. Christiania oder Hagerhaus, Christiania, Bergen und Drammen.

Norwich, Hauptstadt von Norfolk (siehe b. Art.) am Zusammenfluß der beiden kleinen Flüsse Wensler und Dere, ist der Sitz des englischen Bischofs, welches zu dem Erzbischofthum von Canterbury gehört. Die Stadt enthält viele schöne Gebäude, und zwischen 10 bis 37,000 Einwohner: Wollweber, welche, durch die Verfolgung des Herzogs von Alba vertrieben, hier unter Begünstigung der Königin Elisabeth einen Zufluchtsort fanden, haben ursprünglich sehr viel zur Aufnahme der Stadt, vorzüglich in merkantiler Hinsicht beigetragen. Die Wollenzeuge, welche in den Manufacturen von Norwich gefertigt werden, bilden den beträchtlichsten Theil der Ausfuhr dieser Stadt.

Rosakrier heißt eine mahomedanische Secte von der Partei der Schiiten, die sich um das Jahr 270 der Hedschra bildete und ihren Namen von Rosakria im Gebirge Libanon, dem Geburtsorte ihres ersten Oberhauptes, erhielt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Rosakrier in Syrien und Mesopotamien weit verbreitet und weiter fortan nach Osten mit den Ismaeliten. Durch die Siege der Türken wurden sie doch auf den Gipfel des Gebirges Libanon in Syrien auf dem Gebirge Libanon, den sie jetzt noch als eine den Türken feindliche, fast aber unabhängige Völkerschaft anerkennen. Ihr Hauptort Kasita, nahe Hundem von Tripolis (Tarabulus), ist eine alte Festung mit einem Thurm von 250 Häusern und die Residenz ihres weltlichen Oberhauptes, der als erblicher Fürst und Vasall der hohen Pforte regiert. Das Gebiet der Rosakrier, in denen ihre starke Bevölkerung unter den Stämmen der Tripolis, Damask und Hamah wohnt, ist wenig fruchtbar, aber sehr fleißig mit Getreide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeerbäumen, Pomeranzen und Wein, den sie selbst ernten dürfen, angebaut. Auch erzeugen sie Baumwolle, Seide, Saffran, Krapp und andere Drogenarten, und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel.

Ihre Sitten sind roh und durch Ueberreste heidnischer Schicksal, in den Lingamdienst erinnern, verderbt; denn ob sie wohl die Hinduerei für unerlaubt halten, gestatten sie doch an gewissen Festen eine fürliche Vermischung der Geschlechter, und theilen sich nach der Hindu in mehrere Casten, von denen eine die andere drückt. Die Hindu, denen sie tapfern Widerstand leisten, und die Zamaeliten, die sie als Nachbarn, verabscheuen sie, obgleich ihr Glaube von der Hinduinsicht der letztern wenig abweicht. Sie sind, wie diese (i. d. Z. in Zamaeliten), Verehrer Ali's, nehmen die Seelenwanderung, die die Hölle und kein Paradies an. Die Christen lieben sie und kennen auch christliche Feste und Gebräuche, ohne jedoch ihre Bedeutung zu kennen. Uebrigens setzen sich in ihrem Cultus noch mehr an den Naturdienstes der alten Vorder-Asiaten. Gewisse Pflanzen sind ihnen heilig und die weiblichen Geschlechtsorgane, als ob aller Zeugung, ein Gegenstand der Verehrung. Mit den Hindu haben sie aber eine Menge von Wallfahrtsbrütern und Capellen gemein, zu denen ihr Gottesdienst mit großem Geräusch gefeiert wird. Ein solches Oberhaupt, Scheich Schahil, führt die Aufsicht darüber und wandert als Prophet unter ihnen umher. Die früher geltende Meinung, daß die Mosairier die syrischen Sabier oder Johannischristen waren, durch Niebuhr und neuerdings noch durch die Nachrichten des französischen Consuls Rousséau in Aleppo vollkommen widerlegt.

Nosologie (aus dem Griechischen), nennt man in der Medicin die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich befaßt. Man vergleiche Semiotik und Therapie.

Nösselt (Johann August): Dieser um die Universität Halle in die theologischen Studien überhaupt hoch verdiente Gelehrte wurde am 2ten Mai 1734 geboren, fing im J. 1753 als Magister an Vorlesungen zu halten, und hatte schon als außerordentlicher Professor im J. 1762 einen solchen Beifall, daß er den großen Hofsaal der Universität zu seinem Auditorium wählen mußte. Dieser Beifall dauerte bis zum October 1808, wo die Umstände, welche das Vaterland in sich, auch seiner Thätigkeit ein Ziel setzten. Er verdankte seinen Fortschreiten mit der Aufklärung des Zeitalters; denn seine Gelehrsamkeit ungeachtet blieb er noch in seinem hohen Alter für neue Ansichten empfänglich. Ihm war das theologische System ein abgeschlossenes Ganzes, das keiner Vervollkommnung fähig war. Er widersetzte er sich allen Einarissen, die man in Glaubens- und Wissenschaftsfreiheit zu thun versuchte, wie er besonders gegen die Glaubenscommission unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige König von Preußen legte dem verdienstvollen Greise den Character eines Mannes bei und zeichnete ihn bei seiner Anwesenheit in Halle als denjenigen Mann aus, dem die meisten und vorzüglichsten Tugenden in seinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Am 10ten März traf ihn das Schicksal Preußens im J. 1806, das er nicht überlebte. Er starb als Senor der Universität am 10. März. In seinen Schriften sind die vorzüglichsten seine Anweisung zur theologischen angehender Theologen, 3 Bände, und seine Anweisung zur Kenntniß der besten theologischen Bücher. Die übrigen sind exegenetischen, historischen und religiösen Inhalts.

Nostradamus. Michel Notre Dame wurde im Jahr 1503 in France geboren. Er stammte aus einer ehemals berühmten Familie, studirte Medicin, legte sich etwas auf Quacksalberei und fiel zuletzt auf die Lieblingskrankheit seines Jahrhunderts, die die

le. Die Prophezeiungen, die er in seiner Abgeschiedenheit in Salon gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten der Welt bekannt machte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit selbst großes Aufsehen. Heinrich II., König von Frankreich, ließ den Verfasser zu sich kommen, und beschenkte ihn königlich. Als dieser Monarch in einem Turnier durch Ungeschicklichkeit verwundet wurde und das Leben verlor, glaubte man die Prophezeiung dieses Todesfalls in dem 55ten Quatrain der 5ten Centurie des Nostradamus zu finden, welches folgendermaßen lautet:

Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel
Dans cage d'or les yeux lui crevera
Deux plaies une, puis mourir: mort cruelle!

Die angesehensten Personen seiner Zeit besuchten ihn zu Salon. Carl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzt. Indessen fehlte es doch auch nicht an solchen, die seiner Prophezeiungen spotteten. Jodelle machte er andern folgendes Wortspiel auf diesen Propheten:

Nostra damus, cum falsa damos, nam fallere nostrum est,
Et cum falsa damos, nil nisi nostra damos.

Nostradamus starb zu Salon im J. 1566. Merkwürdig ist es übrigens, daß an demselben Orte im siebzehnten Jahrhundert ein ähnlicher Kunstverkündiger geboren wurde, ein gewisser François Michel, seines Gewerbes ein Hufschmid. Dieser Mann reiste im J. 1697 an den Hof Ludwigs XIV. und wurde hier mit großen Gnadenbezeugungen, man sagt, wieder entlassen. Auch dieser Mann machte zu seiner Zeit großes Aufsehen.

Notabeln. Wenn man das Wort Notabeln (französisch les notables) durch die Umschreibung: die bedeutendsten aller Stände, übersetzt, so hat man es nicht nur buchstäblich verdeutscht, sondern zugleich den richtigen Begriff, der damit zu verbinden ist, ins Deutsche gebracht. Obgleich in mehreren europäischen Staaten die verschiedenen Stände derselben sich versammelten, um sich über das Wohl derselben zu berathschlagen, wie z. B. in England das Parlament, in Schweden der Reichsrath, in Holland die Generalstaaten und in Spanien die Cortes, so findet doch nur in Frankreich die Benennung von Notabeln Statt. Ihrer geschieht in den ältern Annalen dieses Staates niemals, zuerst aber einer Zusammenkunft derselben, die von einiger Bedeutung war, im J. 1613 Erwähnung. Nachdem Heinrich IV. der den Dolchstoß von Ravaillac gefallen war, bemächtigte sich eine Wittve, Maria von Medicis, der Regentschaft für ihren unmündigen Sohn, Ludwig XIII. An ihrem Hofe bildete sich ein übermächtiger Bund, an dessen Spitze der Prinz Heinrich von Condé stand. Nachdem man sich mit ihm in Vergleichsunterhandlungen eingelassen hatte, erklärte er in einem Schreiben an die Königin, daß er mehr das Ansehen eines Manifestes hatte, daß er zu den Schritten, die er gethan, durch die Verwirrung der Finanzen, durch die Verhöhnung unwürdiger Menschen zu den ersten Stellen im Staate, durch die Vertheilung der Ämtern eingeräumte übermäßige Gewicht, durch die Herabsetzung der Prinzen und Pairs, durch die Hindernisse, die man den Parlamenten bei der Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit in den Weg legte, durch den Verfall des Adels, durch den hohen Preis, um welchen die Ämterstellen verkauft wurden, durch die Unterdrückung des Volks, durch die Nachlässigkeit in Versammlung der Stände, durch die Uebereilung, mit der man die Heirath des Königs vor-

seiner Volljährigkeit geschlossen habe, veranlaßt sey. Er drang auf Schlüsse darauf, daß binnen drei Monaten eine Reichsversammlung veranstaltet, und bis dahin die Doppelheirath und Verlobung des Königs mit der spanischen Prinzessin Anna Maria, und des Prinzen von Asturien, Philipp, mit der ältesten französischen Prinzessin, Elisabeth, ausgeführt werde. Die verlangte Zusammenkunft der Angeesehensten des Reichs ward bewilligt, und in einem 18. October und zwischen der Regentschaft und den Mißvergnügten am 1. Mai abgeschlossenen Vergleiche noch näher bestimmt, daß die Zusammenkunft spätestens bis zum 25ten August ausgeschrieben solle. Die Regentin verschob den von ihr bewilligten Anfang des Etats general bis zum October, und theilte endlich, als es länger ausweichen konnte, sie in drei Kammern ein. Die erste aus 140 Deputirten der Geistlichkeit, worunter fünf Cardinäle, 10 Erzbischöfe und 47 Bischöfe waren; die zweite aus 132 Abbeys des Adels, und die dritte aus 182 Repräsentanten der Städte. Sie versammelten sich in drei besondern Sälen des Augustinerklosters abais, und bereiteten sich durch ein dreitägiges Fasten und einen eben sehr feierlichen Umgang zu ihren Arbeiten vor. Dieser inneren Einleitung ungeachtet, war diese Versammlung von keinem andern Besuche, als daß nach einer Menge von Forderungen, Vorschlägen und Discussionen (deren hier keine Erwähnung geschehen kann), die zu den Mitgliedern derselben obwaltenden Mißthelligkeiten, deren Feuer im Hofe angeschürt wurde, immer heller aufloderten. Indessen verdient hier bemerkt zu werden, daß an den Berathschlagungen derselben Theil nahm: Armand Jean du Plessis, jüngster Sohn Franz du Plessis, Herrn von Richelieu, Freund der Marquise Guereville, einer Ehrendame der Königin, und deren Hausmeisters und geheimen Rathgebers Barbin, in der Folge als einmal von Richelieu, d. h., als ein hohes Ideal eines schlaunfesten und intriguanten Ministers bekannt. Eben er war es, der im 1628, da er schon die Höhe erstiegen hatte, auf der er im hellsten Sonnenlichte menschlicher Ehre und Größe glänzte, eine zweite, zugleich auch in der ältern Periode der Geschichte Frankreichs die letzte Veranstaltung der Großen des Reichs veranlaßte, die unter der (wie wir jetzt sehen werden) in neuern Zeiten wieder angenommenen Benennung *Assemblée des Notables* den Schauplatz betrat und der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit war. Sie wurde im großen Saal der Tullerien vom Könige Ludwig XIII. mit einer Anrede eröffnet, in der er versicherte, daß er sie berufen habe, um den eingelegten Ordnungen abzuhelfen, und sich in dieser Absicht mit ihrem Rath versehen. Sie fing am 7ten Januar 1627 ihre Berathschlagungen an. Richelieu legte ihr 13 Punkte vor, und verlangte im Namen des Königs, sie in Untersuchung zu nehmen. Am 24ten Februar, nach 48 Tagen, wurde sie wieder aufgelöst, nachdem sie mehrere Beschlüsse gefaßt hatte, deren Werth nicht verkannt worden ist. Ein halbes Jahr fand kein König von Frankreich es seinem Interesse annehmlich, und kein Minister es mit der Politik vereinbar, eine solche Zusammenkunft wieder zu veranstalten, bis endlich im J. 1786 der Minister General-Controleur Calonne auf den Gedanken gerieth, daß in mehreren Abänderungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen solches Gewicht zu ertheilen, wozu ihm das schon im Sinken begriffne königliche Ansehen nicht schwer genug schien, etwas anderes, als das Parlament, nothwendig sey, von dem er annahm, daß es kein schickliches

Werkzeug zur Einführung einer neuen Ordnung der öffentlichen Ange-
 legenheiten seyn, auch wohl es sich nicht gefallen lassen werde, sich bloß
 Maschine brauchen zu lassen, um die Steuermassen, die er zu sei-
 ner im Vaurisse fertigen Gebäude bedurfte, dahin zu schaffen, wo
 sie nothwendig fand. Er glaubte, man müsse etwas Neues erfinden,
 es aber zugleich durch den Anstrich eines ehrwürdigen Alterthums et-
 was gewisse Würde und Feierlichkeit zu ertheilen sey, die dem großen
 Nutzen gefallen werde und die Bestimmung der Nation zu bewirken,
 mehreren Hinsichten geeignet sey. So entstand die *Assemblée des*
Notables. Um ihr denjenigen Beifall, den er ihr wünschte, um so
 eher zu verschaffen, entwarf er den Plan, keinen Stand unbeachtet
 lassen, alle Volksklassen einzuladen, sich durch ihre Repräsentanten
 zu stellen und durch sie dafür zu sorgen, daß jeder ihrer Wünsche an-
 spruch, keines ihrer Rechte vernachlässigt, Alles eingeleitet, erwogen
 und genehmigt werde, was längst von ihnen und ihren Vorfahren ge-
 pflegt worden war. Am 29sten December 1786 wurde in des Königs
 (Ludwig XVI.) Conseil beschloffen, die Idee zu verwirklichen, die
 das Werk des Ministers *Calonne*, und wie man wohl merken konn-
 te, nach seinem Glauben ein feines Meisterstück war. Der 29ste Januar
 des folgenden Jahres wurde zur Organisirung der Versammlung be-
 stimmt. Der König wollte ihr, wie er in seinem Decret sagte, wichti-
 ge Absichten mittheilen, die er zur Erleichterung seiner lieben und ge-
 liebten Unterthanen für nothwendig halte. Sie sollte aus 7 Erzbischö-
 fen, eben so vielen Bischöfen, 36 Individuen aus dem Adelsstande (nach
 den Geschichtschreibern Frankreichs aus dem hohen Adel, 26 Herzo-
 gen), dem ersten Präsidenten und General-Procurator aller Parlamen-
 te im Reiche, 8 Staatsrathen, 4 Requetenmeistern, den Deputirten aus
 den Provinzen und den ersten Mitgliedern der Stadtmagistrate von
 100 Städten, überhaupt aus 136 Personen bestehen. So wurde es in
 den pariser Zeitungen angekündigt. (Nach einer neuern, allen Glauben
 verdienenden, Geschichte Frankreichs waren die vom 29sten December
 1786 datirten Versammlungsschreiben gerichtet: an 7 Prinzen vom Ge-
 blute, 9 Herzoge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarschälle, 22 Edel-
 künige, 8 Staatsräthe, vier *Maitres des Requêtes*, 11 Erzbischöfe und
 Bischöfe, 37 Obergerichte, zwölf Deputirte der *Paras d'Etat*, den Civil-
 lieutenant und 25 obrigkeitliche Personen aus den verschiedenen Städten
 des Königreichs. Die Anzahl der Glieder war 144.) Alles sah mit
 Ungeduld der Morgenröthe des festlichen Tages entgegen, der allen Klä-
 ren, jeder Unzufriedenheit auf immer ein Ende machen, und das gold-
 ene Zeitalter wieder nach Frankreich zurückführen werde, das, wie Einer
 dem Andern gestand, lange genug sich unter dem drückenden Joche der
 ernen Aere in einer mißbehaglichen Lage befand. Einige wenige, die
 durch Erfahrung belehrt) es wohl wußten, daß nicht alles Gold sey,
 was glänzt, meinten, daß wenn man denn nun einmal im Ernste die
 Erleichterung der die Nation drückenden Lasten beabsichtige, diese nach
 richtigern Berechnungen repräsentirt werden müsse, und daß diejenige,
 die dem obigen Plane zur Grundlage diene, nach willkürlichen Grund-
 sätzen angenommen, und also ein fester Vorsatz des Hofes möglich,
 aber auch nicht ganz unmöglich das Gegentheil sey. Die
 Erwartung des Volks wurde durch verschiedene Flugschriften, die
 man in Paris verbreitete, immer höher gespannt. In selbigen war
 von nichts Geringerem die Rede, als von der Abschaffung von mehr
 als 150 Millionen Auflagen, die größtentheils den ärmeren Volks-
 klassen zur Last fielen, von einer größern Gleichheit in der Contribu-
 tion, von einer großen Verminderung der Einhebungsstellen, von der

Abschaffung einer Menge Zwangsrechte, von der Verbesserung mehrerer andrer lästigen Einrichtungen, namentlich einer großen Verbesserung der Salzsteuer und einer National- Sanction der öffentlichen Einnahme. Schon etwas sanft den Hoffenden der Muth, als der zur Eröffnung der Versammlung bestimmte Tag bis zum 7ten Februar verschoben wurde, und zwar, wie es hieß, weil die zu ihren Berathschlagungen bestimmten Säle des Menus nicht eher eingerichtet werden konnten, da die besser Unterrichtete behaupten wollten, weil der Minister sich noch nicht vorbereitet genug gefunden, sein System vor das Auge der öffentlichen Untersuchung zu bringen. Da doch Hr. von Calonne schon am 13ten November 1783 den Eid als Generalcontroleur in der Rechnungskammer ablegte, auf dieses sein System anspielte, so war es so mehr zu bewundern, wenn es im J. 1787 noch nicht zu der ersten Reise gediehen gewesen wäre. Endlich war das zu diesem Reichstage bestimmte Local in die gehörige Ordnung gebracht. Die Versammlungssaal hatte 120 Fuß Länge und 100 Fuß Breite. In ihm befanden sich noch 12 andere Zimmer, jedes mit einem bestimmten Abzeichen, Vorzimmer für die Bedienten, ein Zimmer für die Secretäre, eines für die Leibgarde, ein Vorzimmer, Zimmer und Cabinet des Königs, ein Cabinet für die Königin, ein Saal zum Schreien, ein Zimmer für das Secretariat, eines für die Ausschüsse und zum Ankleiden der Mitglieder. Die Notabeln hatten einen bestimmten Eingang, durch welchen sie in den untern Theil des Saals gelangten. Der obere, um 3 Fuß erhöhnere Theil war für den König, die Herren und Pairs bestimmt. In der Mitte stand der Thron mit einem Baldachin, und an beiden Seiten befanden sich 2 Armstühle für die königlichen Brüder. In einiger Entfernung waren 2 Barquetts für die Prinzen vom Geblüte und andere für die Pairs angebracht. Der 1te Februar erschien; aber die Versammlung versammelte sich erst am 11ten wurde ihr angedeutet, daß es damit bis zum 22ten letzten Monats Zeit habe, und diese Andeutung nahm das ungeduldige Volk um unfreundlich auf. Von den Pairs wurde indessen (vielleicht um sich unterdessen die Zeit zu vertreiben) ein dem Könige einzubringender Vorschlag beschloffen, in welchem sie ihn ersuchten, daß ihre geachteten Mitglieder gleichwohl in der Versammlung ihre Stellen nach dem Ende ihrer Pairschaften nehmen möchten. In einer Commission, die bei dem Siegelbewahrer versammelte, verlas man die Propositionen, die der Versammlung vorgetragen werden sollten, und den ersten Theil des Reformationsplans, den der König, um sich darüber zu berathschlagen, in sie gelangen zu lassen, gewilligt war. Dieser Plan bestand in drei großen geschriebnen Heften, von welchen der erste an einem Tage gelesen wurde; und die beiden andern bis auf die folgenden Tage verteilt werden mußten. Endlich war der 22ste Februar da. Der König führte die Messe des heiligen Geistes in der Schlosscapelle an, und nach Beendigung dieser religiösen Ceremonie, unter dem Vorherrsche seiner Brüder, der Prinzen vom Geblüte, der Herren vom Geblüte, der hohen Kronbeamten und zahlreicher Detaschements von der Leibgarde, der Cheraurlegers und Gensd'armes der Garde, in den Saal der Assemblée des Notables. Er eröffnete die Sitzung mit einer Rede. Hierauf sprach der Siegelbewahrer mit Würde und Anstand. Ihm folgte der Generalcontroleur, Herr von Calonne, der von seiner Verwaltung und dem Zustande der Finanzen, von dem Anfang seiner Administration bis auf die gegenwärtige Zeit, Rechnung ablegte, sodann aber einen Abriss von dem Plan mittheilte, den der König zur Erleichterung

der Unterthanen und zur Abhelfung der Mißbräuche entworfen hatte. Dieser Plan berechnete allerdings zu den schönsten Erwartungen. Es sollten Provinzialversammlungen errichtet, und diesen die Versammlungen der Kirchspiele und Districte untergeordnet seyn; es sollten Territorialabgaben eingeführt, und von diesen keine Ländereien, selbst nicht die dominiälgüter und die Ländereien der Geistlichen befreiet seyn; die Frohndienste sollten abgeschafft, die inländischen Barrieren aufgehoben, Zölle an die Gränzen verlegt werden. Diese Aeußerungen waren nicht eines Dankes werth, den der König auch von dem ersten Präsidenten des pariser Parlaments, und demnachst von dem Erzbischof von Arbonne und dem Siegelbewahrer erhielt. Die angegebenen Punkte wurden in den folgenden Sitzungen und Berathschlagungen näher beredet und aus einander gelegt. So wurden z. B. die oben erwähnten Provinzialadministrationen, jedoch mit Einschränkungen und Abänderungen, schon in der zweiten Session einmüthig angenommen. Obgleich der König in seiner Instruction, die er am 28ten Februar 1787 an die Notabeln ertheilt hatte, geradezu erklärt hatte: „wie es schlechterdings sein Wille sey, daß die in seinem Reiche sich befindenden Ländereien, ohne Ausnahme, einer Territorialabgabe unterworfen werden sollen, daß diese Territorialsubvention dem Ertrag der Ländereien gemessen und wie dieselbe veränderlich, reel, und nicht abonniert seyn solle, daß er diese Grundsätze festgesetzt habe, und der Versammlung nichts übrig lasse, als über die Mittel der Vollziehung sich zu berathschlagen;“ so gaben dennoch die Bureaux (vielleicht, weil ihnen der entscheidende, eingreifende Ton des Königs mißfiel) in Hinsicht dieses Gegenstandes am 9ten März ihr Gutachten dahin ab: „daß die Territorialabgaben vermittelst einer Einhebung in Natura nicht thunlich, und daß man über die Erhebung im Gelde nicht eher berathschlagen könne, bis Alles, was man, um eine vollständige Uebersicht der Sache zu erhalten, verlangt habe, mitgetheilt sey.“ Am nämlichen Tage wurden die Schulden der Geistlichkeit den Operationen der Provinzialadministrationen unterworfen, die in Ansehung des Getraidehandels gemachten Vorschläge in ihrem ganzen Umfange angenommen, die neuen Einrichtungen der Steuern als die größte Wohlthat anerkannt, die der König seinem Volke erweisen könne, und die wegen Aufhebung der Frohndienste und deren Umwandlung in Geld angegebenen Grundsätze gebilligt. Am 12ten März 1787 wurden durch Monsieur die Mémoires an der zweiten (die Handlung betreffenden) Section mitgetheilt. Sie trafen den Tabak, (dessen Ban), das Salz (die Aufhebung der Salzsteuer, der Salzcomtoire und aller Beamten der Salzböden), die Ausfuhr, (Zölle und Barrieren), den Transit, die Beförderung des Hüttenwesens, des Oelschlagens und der Saisensiedereien. Sämmtliche Vorschläge wurden mit einigen Milderungen und leichten Abänderungen angenommen. Am 31ten März 1787 erschien eine Sammlung der den Notabeln übergebenen Mémoires, vor welcher sich ein Avertissement des Generalcontroleurs (Salonne) befand, in welchem das Volk auf den wahren Absichten des Königs und von Wohlthaten, die er ihnen gedacht habe, benachrichtigt wurde. Die Notabeln befürchteten, daß durch die Nation gegen sie eingenommen werde, und namentlich dem Widerstand mißbilligen möge, den sie in Ansehung einiger ihnen zur Berathschlagung vorgelegten Gegenstände zu erkennen zu geben sich bezeugen gesehen. Sie glaubten, daß ihre Ehre angegriffen sey, die jedem Privatmann noch lieber seyn müsse, als selbst das Interesse des Staats. Auch diese Besorgniß, sie möge nun begründet oder unbegründet seyn,

entstand eine Spannung zwischen den Notabeln und Herrn von Colonne, die für den Letzten nicht von den angenehmsten Wirkungen war. Am 8ten April, am späten Abend, begab sich der Graf von Morin zu ihm, verlangte von ihm, im Namen des Königs, daß er seine Stelle niederlegen solle, und forderte von ihm das Portefeuille der Finanzen. Am folgenden Tage wurde auch der Siegelbewahrer (der von Malesherbes) seiner Stelle entsetzt. Einige Vorhändler des Hofes, die in der Folge an die Notabeln gelangten (die Verwaltung der Domainen und die neue Verwaltung der Wälder), von denen glauben oder wissen mochte, daß sie ein Nachlaß des Ergänzungslehrs seien, fanden die gute Aufnahme nicht, die man sich von ihnen versprach. Am 23ten April trat der König in einer Rede, die nur einer Generalversammlung hielt, mit einem Antrag hervor, der sehr Manchem unerwartet und keinem angenehm war. Er gestand, daß die Einnahme und Ausgabe des Staates nicht in Uebereinstimmung sei. Daß letztere die erstere überwiege, und daß es notwendig sei, diesen Defect, der, wie man nachher erfuhr, 127, wie Anderer es und wohl richtiger, annahmen, nicht weniger als 140 Millionen betrug, durch neue Auflagen und durch Einschränkungen zu decken. Er that eine Auflage auf den Stempel, Maßregeln, um die Verbindungen und Anschung der Rückzahlungen auf eine gewisse Zeit zu erfüllen, worin der Folge eine Einziehung von 8 Millionen vom Kriegsgerät, und von zwei Dritttheilen der Pensionen, die über 1000 Livres, und schließlich von denen, die weniger und bis zu 1000 Livres betrugen, mit ferner die Abschaffung der Schweinsjagd und vieler Pferde in den königlichen Ställen, die Entrichtung aller Pensionen der geistlichen Herren, die bisher vom königlichen Schatz entrichtet worden, von den Ökonomen, die Bestimmung der Pensionssumme auf 18 Millionen, die nicht überstiegen werden sollte, und die Verkaufung der königlichen Häuser zu Choisy und la Muette, von welchen Reformen der König eine jährliche Ersparniß von 29 Millionen, die er bis auf 40 Millionen zu bringen meinte, versprach. Wenn oben bemerkt worden ist, daß der Defect der Staatscasse 140 Millionen Livres betrug, so ist die Richtigkeit dieser Angabe um so wahrscheinlicher, da gerade die Summe nach einem mit Zustimmung und selbst unter Anleihen des Königs gefaßten Beschlusse der Notabeln nachfolgendermaßen ausgemacht werden sollte:

| | |
|---|--------|
| Einschränkungen und Bonificationen | 40 M. |
| Neue, von jedermann zu gebende Auflage auf Ländereien | 25 — |
| Stempelauflage | 25 — |
| Jährliche Anleihe | 50 — |
| | 140 M. |

Die Bureaux verwarfen aber einmüthig alle neuen Auflagen auf Ländereien. Einige glaubten sogar, daß die Ausdehnung des Einkommens eine etwas zu schwere Last für das Volk sein werde. Alle aber überließen der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte des Königs die Entscheidung in dieser Rücksicht dasjenige zu verordnen, was er für das Beste halten werde. Endlich wurde am 25ten Mai 1787 die Versammlung als beendet angesehen, die der König mit einer Rede beschloß. Vor ihm redeten der (neue) Siegelbewahrer und der Erzbischof von Toul. Als definitive Resultate ihrer Arbeiten ließen sich nachfolgende anführen: 1. Die Provincialversammlungen wurden nach der von den Notabeln vorgeschlagenen Form eingeführt. 2. Der Finanzrath wurde so, wie es gewünscht wurde, eingerichtet, und folglich sollten die Einkünfte

Einnahme und Ausgabe, und die Aufschläge der Gnadenbezeugungen und Pensionen jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. 3. Abfassung der Frohndienste. 4. Abschaffung der Abgaben von der Einnahme und Ausfuhr, von einer Provinz in die andere, und Aufhebung der Barrieren zwischen selbigen. 5. Aufhebung der Salzsteuer, die nach und nach geschehen sollte, wie der Ertrag durch Ersparungen und Vocalationen zu ersetzen seyn werde. 6. Freiheit des Getraidehandels, und des Handels überhaupt von einer Provinz in die andere. 7. Vocalationen in allen Departements und sorgfältige, jährlich wenigstens 10 Millionen betragende Ersparungen. 8. Ersparungen im Hofstaate des Königs und der Prinzen. 9. Eine jährliche Anleihe von 50 Millionen. 10. Eine Auflage von 50 Millionen auf solche Gegenstände, die der Volksam wenigsten zur Last fallen würden. 11. Die Provinzialversammlungen sollen keine neue Auflage ertheilen, ehe die Ersparungen auf 40 Millionen gebracht seyen. So endigte sich die Versammlung von Männern, denen man einen guten Willen so wenig, als den Muth und die Kraft, manche treffliche Ideen zu realisiren, absprechen konnte. Sie macht in der neuern Geschichte Frankreichs Epoche. DH.

Notarien. Notarii, (von nota das Zeichen) hießen anfangs bei den Römern diejenigen Sklaven oder Freigelassenen, welche sich mit kaiserlichen Abbreviaturen (Abkürzungen) zur Geschwindschreibekunst (Tachygraphie) bedienten, und die vorzüglich bei den Senatsversammlungen gebraucht wurden. Während des Verfalls des römischen Reichs zeichnete man mit dem Worte notarii die Schreiber oder Secretere der öffentlichen Behörden. Nachdem Europa seine veränderte Gestalt angenommen und sich in die verschiednen neuern Hauptnationen getrennt hatte, gebrauchte man das Wort notarii, um damit vom Staat bestellten öffentlichen Zeugen zu bezeichnen, deren sich Privatpersonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienen konnten und in gewissen Fällen bedienen mußten, und die einen bald mehr, bald minder starken Zusammenhang mit der Justizverfassung hatten. Nichts ist daher von Anfang an verschiedenes gewesen, als die Verfassung der Notarien in den verschiednen europäischen Ländern. Unbedeutend waren die Notarien in England und Holland. In Deutschland gehörte das Notariat zu den kaiserlichen Reservaten und konnte schon deswegen nie bedeutend werden, indem die Justizverfassung jedes Landes die Wirksamkeit eines kaiserlichen Notariats (Notarius publicus S. Caesareae majestatis) nach und nach zu beschränken suchte. Am bedeutendsten waren die Notarien in Frankreich schon vor der Revolution. Diese Wirksamkeit haben sie auch in der neuen französischen Gerichtsverfassung unter genau bestimmten Modificationen behalten. Die praktische Organisation der neuern französischen Civilgesetzgebung beruht theils auf nicht rechtssprechenden, theils auf rechtssprechenden Anstalten. Unter den nicht rechtssprechenden Anstalten steht das Notariatsinstitut oben an. Der französische Notar ist ein öffentlicher Zeuge in subjectivem und objectivem Sinn. Durch seine Bezeugung der That und sein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Gesellschaft geführt und verwahrt. Er setzt Contracte, Schuldverschreibungen und Vergleiche und alle andern, die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffenden Acten auf, die die Summe von 150 Franc nicht übersteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und es wird kein Zeugenbeweis gegen sie zugelassen. Ihr Inhalt ist der Rechtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommenen Handlungen eine Registratur und ist für die Verwahrung derselben dem

Parteien und dem Publicum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Expedition seiner Schuldverschreibung verloren, so findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Notarien haben auch ein rechtlich wichtiges Amt bei Erbtheilungen; denn obgleich sie nach einem Einfall die Verriegelung des Nachlasses nicht vornehmen, indem dies dem Friedensrichter obliegt, so verfertigen sie doch die Inventarien, lesen das ganze Erbtheilungsgeschäft ein und berichtigen es. — Die Notarien in dem Arrondissement eines Gerichtshofes erster Instanz bilden ein Corps aus, welches ein Collegium (*chambre des Notaires*) mit 4 bis 9 Mitgliedern (in Paris aus 19) besteht und einen Präsidenten, einen Syndikus, einen Berichtserstatter, einen Secretär und einen Einnehmer hat. Dieses Collegium besorgt nicht nur die Polizei, sondern schlichtet auch in der Güte alle Streitigkeiten zwischen Personen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren.

Noten. In der Musik versteht man unter Noten die Zeichen der Töne. Man bediente sich als solcher schon im höchsten Alterthum gewöhnlich gewisser Buchstaben des Alphabets. Die Hebräer sollen nach der Behauptung einiger, wie noch jetzt die Neugriechen, der Lateinische als Tonzeichen bedient haben. Wenn einige Männer im Alterthum, als z. B. Pythagoras oder Terpander, als Erfinder der Musik genannt werden, so ist dieses vielleicht nur aus dem in der Geschichte der alten Künste so gewöhnlichen Irrthum geschehen, daß man demjenigen, der eine Erfindung zuerst aus einem Lande in das andre verpflanzte, oder der sie verbesserte, oder der sie aus der Verborgenheit des Geheimnisses, worin sich die Künste anfangs in geschlossenen Familien fortpflanzten, ans Licht zog, für den ersten Erfinder derselben anah. Da die Griechen für die Töne der Vocalmusik andre Zeichen wählten als für die Töne der Instrumentalmusik und da sie noch nicht auf die Idee gekommen waren, sich der Octave zu bedienen, um vermuthlich der vorgesetzten Schlüssel eine Menge von den verschiedenartigsten Tönen auf eine analoge Weise zu bezeichnen; so sieht man leicht ein, daß sie einer unendlichen Menge von Noten bedurften. Und in der That belief sich die Anzahl derselben auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vocal- die andre für die Instrumentalmusik bestimmt war. Man muß fragen, wie es möglich war, mit der geringen Anzahl der Buchstaben des Alphabets zur Bezeichnung einer solchen Menge von Tönen auszureichen. Allein man bewirkte dieses dadurch, daß man den Buchstaben eine verschiedene Stellung und Form gab, sie bald liegend, bald stehend, bald verkehrt u. s. w. vorstellte. So diente allein das T durch verschiedene Lage und Gestaltung dazu, sieben verschiedene Töne zu bezeichnen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man sie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derselben zu den Buchstaben neue Noten bildete. War ein Lied dazu bestimmt, in Begleitung von Instrumentalmusik gesungen zu werden, so standen zuerst die Noten der Vocalmusik, unter diesen die Noten der Instrumentalmusik und dann erst der Text selbst. Da die Sylben der griechischen Sprache größtentheils auf einer fest bestimmten natürlichen Quantität (Beltung in Hinsicht der Zeit) beruhen, so hatten die griechischen Voten nicht nöthig, immer die Dauer des Tons zu bezeichnen, welcher durch die Kürze oder Länge der Sylbe von selbst gegeben war, und sie konnten sich daher nur in der Regel auf Bezeichnung der Höhe, Art und Natur des Tons einschränken. Bei den Sylben, welche acciphet (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Satz der mit den Gesetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannt

Rusiker hätte mißverstehen können, bediente man sich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Solbe zu bezeichnen. Die fünfzehn Haupttöne des griechischen Consystems (die sich von unserm großen A bis zum eingestrichnen a erstreckten) wurden zuerst durch Papst Gregor I. am Ende des 6ten Jahrhunderts auf sieben zurückgebracht und mit den sieben ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets bezeichnet, so daß die Uncialbuchstaben für die erste Stimme, die kleinen Buchstaben für die überschlagende Stimme und die doppelten Buchstaben für die doppelt überschlagende Stimme gebraucht wurden. Dieses zwar vereinfachte, jedoch immer noch sehr unvollkommene Notensystem dauerte, bis Aretin (Guido von Arezzo, dem alten Aretinum in Hetrurien), ein Benedictinerabt, im J. 1022 auf die Idee gerieth, statt der Buchstaben sich der Punkte mit fünf Linien zu bedienen, indem er die Punkte sowohl zwischen die Linien als auf dieselben setzte. Die Buchstaben, deren man sich vorher statt der Noten selbst bediente, wurden nun Schlüssel, *claves*, (siehe den Artikel Schlüssel). Da indessen diese neuerfundnen Linienpunkte noch nicht die Verschiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten, so blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch besondere Gestalt auch diese Bedeutung beizulegen. Diese Erfindung wird von einigen einem Deutschen aus Ebla, mit Namen Franco, beigelegt, der gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts lebte. Andre schreiben sie, oder wenigstens ihre Vervollkommnung, dem Johann de Murs (Jean de Moeurs oder Meurs) zu, der zwischen den Jahren 1330 bis 50 angefangen habe, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald schwarz, bald nicht schwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) versehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt wird. Die *diminutio* oder Verringerung und Zergliederung einer Note in Noten von geringerm Werth (z. B. wenn ein Viertel in 2 Achtel oder 4 Sechzehntheile zergliedert wird) und der Gebrauch der laufenden Noten ist zuerst von Jean Mouton, Kapellmeister Königs Franz I. von Frankreich, im 16ten Jahrhundert erfunden worden.

Notendruck, Notensich. Man muß in der Geschichte des Notendrucks zwei Perioden unterscheiden: die erste, in welcher man sich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf eine ähnliche Weise setzte, wie man Bücher mit beweglichen Lettern setzt. In der ersten Zeit bediente man sich dazu der Holztafeln. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten, Noten, die man kennt, sind vom J. 1473. Hierauf folgte der Notensich und Notendruck mit Kupferplatten und Zinnplatten, welcher letztere zuerst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr gewöhnlich wurde. — Was die zweite Periode dieser Kunst betrifft, so ist man ungewiß über den Erfinder der ersten gegossnen Musiknoten. Gewöhnlich hält man dafür den Jacob Sanleque (geboren zu Caullen in der Picardie 1558), einen berühmten Schriftgießer zu Paris, der daselbst im J. 1640 starb. Die Kunst, mit solchen Noten zu drucken, blieb indessen sehr unvollkommen, so daß man sich gewöhnlich lieber der Methode bediente, Noten in Zinnplatten zu schlagen und sie mit einer Kupferpresse abzuziehen, bis endlich der berühmte Breitkopf in Leipzig jene Kunst, sich der Noten wie der Buchdruckerstypen zu bedienen, auf einen solchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den ersten Erfinder derselben gehalten werden kann. — Aus jenen Zeiten, wo der Notendruck mit Holztafeln noch nicht einmal ganz vervollkommen

net war, findet man gedruckte Bücher, in welche die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet worden zu sehn schienen.

Notensetzer. Da es Musiker gibt, welche im geringsten Augenblicken der Begeisterung oft glücklich auf dem Piano phantaziren, als sie mit Absicht und Bewußtseyn zu componiren im Stande sind, hatte man schon längst gewünscht, eine Maschine erfunden zu sehn, welche, mit dem Forteplano in Verbindung gebracht, die Phantasie des Künstlers sogleich auf Noten setzte und so fest hielt. Die Idee eines solchen Instruments wurde der Welt in den philosophischen Transactions (philosophical transactions) der londoner Akademie der Wissenschaften vom J. 1747 (Nr. 483) als Erfindung eines englischen Schiffschienen; Namens Creed, mitgetheilt, ohne daß jedoch die Nützlichkeit der Ausführbarkeit der Idee hinlänglich bewiesen war. Um das Unerleichte Hr. Unger, damals Landyndikus und Bürgermeister zu Leinward, nachher braunschweig-lüneburgischer Hofrath und erster Secretair, ohne von Creeds Abhandlung Kenntniß zu haben, auf diese Idee, und seine Vorschläge zur Ausführung wurden im J. 1753 von der berliner Akademie der Wissenschaften gebilligt, jedoch nicht bewilligt. Ein Mitglied dieser Akademie, Hr. Sulzer, veranlaßte die Mittheilung einer unvollständigen Beschreibung dieser ungenutzten Idee, den Mechanikus Hohlfeld, einen Sachsen (geb. zu Jena 1711, gest. 1771) sogleich die Hand an die Ausführung zu legen. In den Nouveaux Mémoires de l'académie royale des sciences et des belles lettres à Berlin vom J. 1772 findet sich eine vollständige und mit zwei Kupferplatten versehene Beschreibung der von Hrn. Hohlfeld errichteten Maschine von Sulzer. Auch Unger gab im J. 1774 eine Beschreibung eines Notensetzers, wie er nach seiner Idee gemacht werden sollte heraus, ohne daß jedoch dieser Vorschlag von irgend einem Künstler ausgeführt worden wäre. Die hohlfeldische Maschine enthält zwei Cylinder; um den einen dieser Cylinder ist das mit Notenslinien besetzte Papier gerollt, welcher sich während des Spielens durch ein Triebwerk von der Rolle löst, durch die angebrachten kleinen Bleistifte mit den Noten, deren Töne das Forteplano angibt, bezeichnet wird und so beschrieben mit Hilfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder aufrollt. Die Akademie der Wissenschaften hat diese hohlfeldische Maschine durch Kauf an sich gebracht. Zu verwundern bleibt es, daß ein so nützliches Instrument seit jener Zeit nicht vervielfacht, und von den großen Künstlern benutzt worden ist.

Nothfall, Nothrecht, Nothwehr. Es gibt Fälle im menschlichen Leben, in welchen Handlungen, welche durch ein Gesetz verboten sind, durch besondere Umstände erlaubt oder wenigstens straflos werden. Einen solchen Fall nennt man im Allgemeinen einen Nothfall. Ein Fall dieser Art ist z. B. der, wo die eigentlich sogenannte Nothhilfe eintritt, d. i. der Fall, in welchem man, um sich selbst oder Andern vor gewaltsamen und widerrechtlichen Verletzungen zu schützen, ein Verbrechen thut. Im engern Sinne nannten die Lehrer des Naturrechts also einen Fall, in welchem die Natur oder die Umstände Handlungen, welche sonst strafbar und rechtswidrig seyn würden, straflos machen oder ihre Strafbarkeit wenigstens mildern. Hieher rechnete man das berühmte Beispiel von dem Brete, oder den Fall, daß zwei auf dem Brete, das nur einen retten kann, auf dem Meere schwimmen, und der eine den andern herunterstößt. Zu diesen Handlungen gehört auch der Nothgebrauch, d. i. ein Gebrauch, den man von fremdem Eigenthum zu machen genöthigt ist, um seine angebornen und unent-

Welchen Rechte zu erhalten (wobei jedoch Ersatz möglich ist), der Nothdiebstahl (z. B. in der Gefahr zu verhungern), endlich die Nothwehr. Letztere kann nur in der bürgerlichen Vereinigung geübt werden, und ist die Abwendung dringender Lebensgefahr, in welche jemanden der ungerechte Angriff eines andern setzt, durch Selbstthätigkeit (*moderamen inculpatae tutelae*). Sie ist auch meistens in allen Staaten, als ein Fall, in welchem eine Ausnahme vom Strafbefehle Statt findet, anerkannt. Dann aber muß sie dem Angriff angemessen und durch ihn hinlänglich begründet, auch obrigkeitliche Hülfe nicht vorhanden oder nicht leicht zu bewirken seyn. Denn jeder hat ein Recht, seine Person und sein Leben zu vertheidigen, und keiner ein Recht, des Andern Leben und Freiheit zu stören, welches nicht der Fall wäre, wenn der hilflos Angegriffene, dessen Rechte der Staat in der gegenwärtigen Gefahr nicht vertheidigen kann, sich selbst mit des andern Schaden nicht vertheidigen dürfte. Zwischen dem letztern und den übrigen Fällen findet aber der Unterschied Statt, daß durch Sanction des Staats die Nothwehr zum Rechte erhoben wird, und daß hier wirklich ein Recht vorhanden ist, welches der Staat nur modificirt, um die Anordnungen der Selbsthülfe aufzuheben. In jenen Fällen aber ist zu seinen Handlungen um deswillen kein Recht vorhanden, weil die Begründung des Rechtsverhältnisses, das naturgemäße Nebeneinanderbestehen (die physische Coexistenz) nicht vorhanden ist oder aufgehoben wird. Es ist daher auch der Begriff des Nothrechts nur ein erdichteter oder falscher Begriff, denn es kann kein Recht geben, in der Noth das Recht aufzuheben, und es tritt also in einem solchen Falle entweder ein außerordentlicher Zustand ein (dies ist vielleicht der Sinn des alten Sprichworts: „Noth kennt kein Gebot“), oder es ist, wie Hugo sich erklärt, auch wirklich eine unrechtliche Handlung vorhanden, die aber nicht bestraft werden kann, weil die Mangelhaftigkeit der Staaten (z. B. die ungleiche Vertheilung des Besitzes) sie selbst veranlaßt. Die Strafbarkeit wird aber geringer, je geringer die äußere Freiheit des Handelnden, und je mehr die Einrichtung des bürgerlichen Vereins der gleichen Handlungen erzeugt hat, je weniger mithin die Handlung zuverrechnet werden kann. Die positiven Gesetze erkannten daher auch in solchen Fällen gewöhnlich Milderung der gesetzlichen Strafen an.

Nothlüge ist eine Unwahrheit, welche man sich zur Erreichung eines guten Zwecks in einem dringenden Falle, wo man keinen andern Ausweg zu sehen glaubt, erlaubt. Schon die Moralphilosophen des Alterthums haben darüber gestritten, ob die Nothlüge erlaubt sey. Diejenigen, welche sie gestatteten, erkannten die sonderbarsten Fälle, in welchen das Leben und Wohl einzelner oder mehrerer Individuen, ja ganzer Staaten von einer niemanden schadenben Nothlüge abhängen sollte. Die Vertheidiger einer strengen Moralphilosophie, besonders die Stoiker, setzten jenem Fall immer den reinen Begriff der Tugend, als des höchsten Guts, welche jede Lüge ausschließe, entgegen. Die Casuistiker der neuern Zeit haben die alte Streitfrage mit vielem Scharfsinn und Spitzfindigkeit wieder erneuert. Am lebhaftesten wurde sie in der neuern Zeit durch das kantische Moralsystem wieder in Anregung gebracht. Diese ewig wiederkehrenden Streitigkeiten beweisen aufs neue, daß es noch keinem Philosophen gelungen ist, die höchsten Grundsätze der Moral zur mathematischen Evidenz eines geschlossenen Systems zu bringen.

Nothtaufe ist diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugebornes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können scheint, von der Hebamme oder einer andern, eben-gegenwärtigen christl.

lichen Person mit Nachsichtung der Excommunication und des christlichen Glaubens verrichtet werden kann. Durch Erlaubniß hat die Kirche im neun Jahrhunderte in der Meinung gegeben, daß ungerecht zu sterben Kinder der ewigen Verdammniß nicht eingehen können. Das man aus auch in neueren Zeiten über das Schicksal ungetaufter Kinder liberaler denken gelernt hat, so ist doch in den Kirchenordnungen die Verurtheilung der Ketzer die Erlaubniß der Nothtaufe beizubringen nur mit der Bedingung vorausgesetzt worden, daß ein ein Jahr in der von einem Laien getaufter Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hause von dem ordinirten Priester zur Befähigung zum Laien adterinals eingekehrt werden soll. Die catholische Kirche bezieht sich ferner, die noch nicht völlig geboren sind, wenn zu finden ist, daß sie nicht lebendig aus der Welt kommen können, selbst in die Taufe mit Wasser erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben.

Notizen. Einen Wechsel machten, heißt, sich die Kapazität in fremden Profecten noch vorbehalten. S. Buchst.

Notre (Andre le), geboren zu Paris im J. 1613, folgte dem Vater in dem Amte eines Intendanten der Finanzen in den Ländern. Er war der erste, der die Parlements in Frankreich auf den Weg der Reformirtheit brachte. Als der König die sich zu zeigen sah, welche le Notre auf Fouquet's Befehl den dessen Schatz kam. Nachdem gemacht hatte, übergab er ihm die Direction aller königlichen Parks. Jezt hatte le Notre ein wenig Geld, um sein Leben zu zeigen. Er beschaffte Versailles, Triannon, und legte in Elbmain zur berühmten Terrasse an, die man mit sehr erhabenen Furchung wieder sieht. Die Gärten von Clugny, Chantilly, Et. des Meudon, &c. und tausend andre Verbesserungen machte sein Hof. Er reiste nach Italien in der Absicht, sich daselbst weiter auszubilden, aber er sah, daß sein schatzreiches Vermögen schon in Frankreich der Hof der Vollendung erreicht hatte. In Rom wurde er dem Papst Innocenz XI. vorgestellt, den er umarmte, weil er, wie Einige behaupten, dieses mit allen denen that, welche seinen König (König XIV.) bewunderten; so sagte dieser König selbst soll er, so oft er von Rom zurückkehren, umarmt haben. Im J. 1675 eroberte er den XIV. in den Niederlanden. Le Notre besah auch Talente für die Malerei. Er hat das königliche Cabinet mit einigen Gemälden bereichert, welche außerordentlich geschätzt werden. Er starb zu Paris im October 1700. Sein Hüte Desgois hat seine Lebensbeschreibung herausgegeben.

Notre-Dame (de Maria) ist der Name einer hohen viertheiligen Bildsäule, die man in der großen Klosterkirche von Paris, 45 Meilen, ein vortreffliches Denkmal zu haben und der Palast des Königs über 200 000 Kronen Wärdigkeit verbunden war.

Nottinghamshire ist eine der angenehmsten und fruchtbarsten Grafschaften des eigentlichen Englands, welche vom fließenden Fluss des Trent durchflossen wird, und zwischen Lincolnshire, Leicestershire, Derbyshire, Northamptonshire liegt. Sie erstreckt auf einem Flächenraum von 35 Quadrat Meilen über 240,000 Einwohner. Der berühmte Lord war, welcher

er als Austruck für die Jungfrau, Kathedrale von Paris, am berühmtesten und wegen der Kunst, aus wegen des herrlichen Bildes, das sich auf der Fassade am Thore und eine Menge der Kunst. Gleich neben dieser Kirche ist von Paris, der vor der Stadt liegt und mit dessen Kathedrale

Nottingham. Jetzt finden sich indessen selbst von dem großen Walde Sherwood nur wenige Ueberbleibsel. Das Land ist vorzüglich reich an Getreide, Hopfen, Futterkräutern, Eßholz, Steinkohlengruben. — Die Hauptstadt heißt ebenfalls Nottingham. Sie liegt am Trent und enthält beinahe 30,000 Einwohner. Hier ist der Hauptsitz der englischen Wollen- und Seidenstrumpfmanufacturen, welche vorzüglich seit der Einführung von Arkwright's Spinnmaschinen sehr zugenommen haben. Man zählt hier über 3000 Strumpfwirer, von denen einige das Paar zumwollene Strümpfe zu $\frac{1}{2}$ Guinee verfertigen. Diese Strumpfwirer gehen in großen Quantitäten nach Amerika, Ost- und Westindien, Deutschland, Spanien und Rußland, auch nach Frankreich, wo man doch der einheimischen Fabriken wegen keine seidnen Strümpfe zuläßt. Unter den übrigen Handelsanstalten dieser Stadt verdient insbesondere auch die Bleiweißfabrik bemerkt zu werden.

Notturnos oder **Nocturnen** sind musikalische Stücke, welche einfach besetzt und dazu bestimmt sind, des Abends oder des Nachts im Zimmer oder unter freiem Himmel aufgeführt zu werden. Dabin gehören z. B. die in Spanien und Italien so häufigen Serenaden. In Italien gibt es Componisten, welche in dieser Gattung ausschließlich arbeiten. Auch unter den Parifern haben die Nocturnen in den neuesten Zeiten viel Liebhaber gefunden, die sie indessen als eine Art von Conversationen zu behandeln; und man versteht zuweilen unter Notturnos gesellschaftliche Gesänge ohne Instrumentalbegleitung, die bei oder nach der Abendtafel gesungen werden.

Novalis, s. Hardenberg.

Nova Zembla, oder **Novaia Zemlja** (Neuland) besteht aus zwei großen Inseln, welche durch die Straße Waigaz im Eismeere vom festen Lande getrennt werden und ungeachtet sie unbewohnt sind, unter das russische Gouvernement gehören. Bloß im Sommer wird dieses Land von russischen Jägern und Fischern besucht, welche hier Schwäne, Gänse, Fische, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinbock und Wallrosse fangen. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 4256 Quadratmeilen. Das Land ist fast immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und im Winter von einer drei Monate lang ununterbrochenen Nacht umhüllt, welche bloß durch die am Nordpol häufigen Nordlichter zuweilen erhellt wird. Auf der Nordküste finden sich sehr hohe Berge, von denen einige weit über die Wolken hinausragen. Das Innere des Landes ist noch unbekannt; so weit man es kennt, hat man darin weder Gras noch Baum, sondern bloß Moos und einige Weidensträucher ohne Blätter gefunden. In den vorigen Jahrhunderten haben die Holländer zuweilen nach der nordöstlichen Küste des Landes einige gewürzliche Secressen gemacht.

Novatianer, s. Secten.

Novellen nennt man im römischen Recht die neuern oder nachträglichen Gesetze, welche dem justinianischen Codex angefügt wurden und einen Theil des Corpus juris ausmachen. (S. d.) Im Fache der dichterischen Künste bedeuten Novellen kleine Erzählungen oder Romane. Sonst verstand man unter Novellen auch wohl Zeitungen.

Noverre (Jean Georges), wurde zu Paris den 29ten April 1727 geboren. Sein Vater, Louis Noverre, welcher Adjutant Carl's 11. gewesen war, bestimmte ihn für die militärische Laufbahn; allein die entschiedene Neigung des jungen Noverre für die Künste und insbesondere für den Tanz führten ihn zu einer andern Bestimmung. Im

Lange bildete er sich unter dem großen Dupré, und brachte es bis dahin, daß er schon im J. 1740 mit dem größten Beifall sich auf dem Hoftheater zu Fontainebleau zeigen konnte. Bald darauf ging er eine Zeit nach Berlin, wo er von Friedrich dem Großen und den Prinzen Heinrich außerordentlich geschätzt wurde. Nachdem er sich im J. 1749 an abwechselnd zu Paris und Lyon aufgehalten hatte, gab er im J. 1760 die berühmten *Lettres sur la danse* heraus, welche auf sein Ansehen als Schriftsteller in der Kunst, in deren Ausübung er groß war, begründeten und von Voltaire sehr gerühmt wurden. In württembergische Hof zeichnete sich damals, wie schon unter dem Titel „Mardini“ bemerkt ist, durch außerordentliche Kunst- und Pracht aus. Auch Noverre wurde an diesen Hof berufen und verschönerte mit seine Ballets einige Jahre lang die Feste, die zu den ausgezeichnetsten und feinsten gehörten, welche man an europäischen Höfen sehen konnte. Sein immer wachsender Ruf zog ihm eine Einladung nach Wien zu. Die Kaiserin Maria Theresia überhäufte Noverre mit Gunstbeweisen und die Aeußerungen ihrer Gnade erstreckten sich auch auf seine Familie. Von Wien aus machte er eine Reise nach Mailand, wo die Feste verherrlichte, die der Erzherzog Ferdinand nach seiner Rathung gab. Einen Antrag, den man ihm machte, nach London zu gehen, schlug er aus, und nahm dagegen in Paris die Stelle des ersten Maitre des ballets bei der Académie Royale de Musique an. Bloß während der stürmischsten Zeiten der Revolution hielt er sich in London auf. Durch diese Revolution hatte er den größten Theil seines Vermögens verloren. Indessen ertrug er diesen Verlust mit Standhaftigkeit. Im J. 1807 gab er die *Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier* heraus, die er der damaligen Kaiserin dedicirte. Noch vor seinem Tode, der am Ende des Octobers 1810 in St. Germain-en-Laye erfolgte, arbeitete er an einem *Dictionnaire de la danse*. — Wie groß Noverre sich in seiner Kunst fühlte, beweist sowohl sein Ausspruch, „daß das 18te Jahrhundert nur drei große Männer aufzuweisen habe, Friedrich den Großen, Voltaire und Noverre,“ als auch die Antwort, die er einem Minister gab, der zu ihm gesagt hatte: Vous n'êtes qu'un Maitre à danser. — Oui, Monsieur antwortete ihm Noverre, je suis maitre à danser, comme Voltaire est maitre à écrire.

Noviciat ist der Zustand, in dem sich die Candidaten geistlicher Orden während des Probejahres befinden, das sie vor förmlicher Aufnahme der Ordensgelübde bestehen müssen. Es wird nach der Regel des heiligen Benedicts in Mönchs- und Nonnenklöstern beobachtet und pflegt für die Novizen (so heißen die im Noviciat stehenden Neulinge) sehr beschwerlich zu seyn. Sie müssen die geistlichen Übungen und den Kirchendienst ihres Ordens erlernen, die niedrigsten Hausarbeiten für das Kloster verrichten, sich außer gewissen dazu festgesetzten Stunden des Sprechens enthalten, dem Novizenmeister, einem Ordensgeistlichen, unter dessen besondrer Aufsicht sie stehen, von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft geben und sich bei dem geringsten Fehlsehn harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöster sind sich in Rücksicht der Strenge in der Behandlung ihrer Novizen gleich und in Fällen, wo entweder die Besorgniß, sie könnten dadurch von der Ablegung des Ordensgelübdes abgeschreckt werden, oder gar nicht fernliegender Rücksichten eintreten, hat man ihnen das Klosterleben schmackhafter zu machen gewußt.

Nubien, ein großes Land in Afrika zwischen dem 4ten und

11ten Grad östlicher Länge und dem 12ten und 24ten Grad nördlicher Breite, wird gegen Osten von dem arabischen Meerbusen und der Küste her, gegen Norden von Aegypten, gegen Westen von Darfur, gegen Süden von Abyssinien begrenzt, und enthält gegen 9000 Quadratmeilen. Es wird vom Nil durchströmt, der hier den Takaze aufnimmt. Im Norden des Landes befinden sich ungeheure Sandwüsten, in welchen räuberische Nomaden den Caravanen auflauern. Nur der Theil des Landes, welcher zunächst an Aegypten gränzt, mit der Küste Haesch oder Neu-Arabien ist den Türken unterworfen. Im Innern des Landes befinden sich eigne Reiche, unter denen Dongola und Sennaar die beträchtlichsten sind. In Dongola oder Dungalä die Hauptstadt gleiches Namens. Sie liegt am Nil und soll über 50,000 Familien enthalten. Das Reich Sennaar wird von einem Negerstamm beherrscht, und hat sich die benachbarten arabischen Horden tributpflichtig gemacht. Der König von Sennaar soll eine stehende Armee von 12,000 Mann unterhalten. Die Hauptstadt des Landes, welche ebenfalls Sennaar heißt, unterhält einen sehr lebhaften Handelsverkehr, vorzüglich mit Arabien. Die Anzahl ihrer Einwohner wird zu 50,000 angegeben. — Im allgemeinen ist das Klima von Nubien unerträglich heiß und bloß in den östlichen Gebirgen etwas gemäßiget. Das Land enthält einen Ueberfluß von Producten, unter denen Elebanten, Cameele, Pferde, Zibethkazen, Eclaren, Papageyen, Straffen, Löwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Crocodile, Senesblätter, Eben- und Sandelholz, Bambusrohr, Gummi, Getraide, Lakaf, Zucker, Reis, Flach, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwerken und Flüssen) die vorzüglichsten sind.

Nukahiva, die ansehnlichste unter den Washingtons-Inseln im großen Südmeer, welche von dem nordamerikanischen Schiffscapitain Ingraham am Bord des Kauffahrteischiffs Hope auf der Fahrt von den Marquesas-Inseln *) nach den Küsten von Nordwestamerika im J. 1791 entdeckt und nach dem berühmten Präsidenten Washington benannt wurden, welchen Namen sie auch behalten haben, ungeachtet der französische Schifffahrer Marchand, welcher einige Wochen später hieher kam und sich für den ersten Entdecker hielt, sie Revolutions-Inseln, und der englische Schiffscapitain Vancouver, dem der Lieutenant Hervey im Mai 1792 hier Proviant zugeführt hatte, sie Hergeistsinseln nannte. Indessen lernten wir diese Inselgruppe und besonders Nukahiva erst vollkommen durch die Reisebeschreibung des Hrn. von Krusenstern kennen, der im Monat Mai 1804 hier einige Tage verweilte. Die Insel Nukahiva wurde von dem oben erwähnten Ingraham Federatinsland, dann von Marchand nach dem Namen eines der Eigenthümer einer Schiffe Isle Vaux, von Hergest Sir-Henry-Martins-Insel, und von Roberts, einem amerikanischen Schiffscapitain, Adams Insel genannt. Die Anzahl der Einwohner wird auf 18,000 geschätzt, von welchen 5000 Krieger sind. Die größte Länge der Insel von der Süd- bis zur Westspitze beträgt 17 Meilen. Das Klima ist, wie überhaupt unter diesem Himmelsstrich, zwar sehr heiß, indessen doch nicht

*) Diese Inseln, von welchen die Washington-Inseln eigentlich ein Theil sind, wurden größtentheils im J. 1595 von dem spanischen Seefahrer Alvaro Medaña de Nepra entdeckt, der sie zu Ehren des damaligen Vizekönigs von Peru, des Don Garcia Partado de Mendoza, der die Unternehmung veranfaßte, als Marquesas — oder auch Mandosus-Inseln nannte.

ungesund. Da der Mangel an Bewässerung, welche hier nur durch die tropischen Regen bewirkt wird, ohnehin, der Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, einen Ueberfluß an Lebensmitteln verhindert, so ist leicht, zumal wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, eine Hungersnoth. Fische, Schweine, Cocosnüsse, Brotfruchtbaum, Zuckerrohr sind die Hauptproducte und Nahrungsmittel. Die Einwohner gehören zu dem röthlichbraunen oder weissem Stamm der Südseeinsulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält. Sie sind die schönsten unter allen Australiern. Kein Volk scheint die Kunst des Tattowirens weiter gebracht zu haben als dieses. So gut sie scheinen, so heimtückisch und grausam zeigen sie sich. Es ist oft Kriege, bloß um Menschenfleisch zu fressen, wonach sie sehr hitzig sind. Die Könige haben hier nicht so großes Ansehen als anderswo. Die Priester sind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man nichts. Die Polygamie findet zwar nicht Statt, allein der Ehebruch ist so gewöhnlich, daß er die Stelle derselben vertritt.

Nullität (aus dem lateinischen), die Nichtigkeit. So nennt man Nullitätsklage die Klage, die man gegen die Gültigkeit eines Rechtsactes anstellt. In dem neuern französischen Recht ist der Begriff der Nullität überaus streng und scharf gefaßt. Eine Menge von Thatsachen sind vorgeschrieben, deren Nichtbeobachtung sogleich die Nullität oder Ungültigkeit des ganzen Verfahrens nach sich zieht, und wenn ein Procurator, wie dieses in den rheinischen Bundesstaaten, die des Kaiser Napoleon angenommen hatten, häufig der Fall war, mit jenen Thatsachen nicht vertraut genug war, so gab dieses oft der Ebikaner der Gegenseite einen großen Spielraum. Daher gaben bisweilen die Präsidenten deutscher Appellationshöfe nicht undeutlich zu verstehen, daß sie das Eingehen der Nullitäten nicht gern sähen, und schreckten dadurch auch junge Procuratoren ab, die Blößen zu benutzen, die ihnen die Unacht oder Unachtsamkeit ihrer Gegner von dieser Seite gegeben hatte.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, soll von 714 — 672 (oder nach Erbauung der Stadt 39 — 81) regiert haben. In Hinsicht dieser Zeitangabe sowohl als alles folgenden nehmen wir indessen auf dasjenige Bezug, was unter dem Artikel „römische Geschichte“ über die Ungewißheit und Unzuverlässigkeit der Angaben, die ersten fünf Jahrhunderte Roms betreffend, bemerkt wird. Numa war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines angesehenen Sabiners, und der Gemahl der Tatla, der Tochter jenes Königs, der eine Zeitlang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er 11 Jahre mit ihr in seinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, so gab er sich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einsames Leben führte, dem ihn seine Ernennung zum König von Rom entriß. Numa hatte nicht den kriegerischen Charakter des Romulus, besaß aber dagegen alle Eigenschaften eines großen Gesetzgebers und befestigte die bestehende Verfassung von Rom vorzüglich dadurch, daß er sie mit religiösen Einrichtungen in genaueren Zusammenhang brachte. Ihm sind die Errichtung des Collegiums der Pontifices, der Flamines, der Aedilen, die bessere Verfassung des Calenders, die Bestimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der terminal oder Gränzsteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen, die Abschaffung der Menschenopfer zugeschrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum ersten Mal geschlossen. Die Sage machte die Nymphe Egria im Hain von Aricia zur Freundin und Rathgeberin des Numa. — Einige

ihn zum Schüler des Pythagoras machen wollen, da doch beide wenigstens um zwei Jahrhunderte von einander entfernt sind.

Numantia, eine Stadt in demjenigen Theile von Spanien, welcher von den Römern Hispania Tarraconensis genannt wurde, deren Einwohner sich durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen die ganze römische Macht einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Der Widerstand, welchen die Römer von Seiten der Spanier von ihrem ersten Auftreten in diesem Lande an gefunden hatten, dauerte selbst nach dem Tode Carthago's, welches diese Stimmung der Einwohner unterhalten hatte, fort. Viriathus (s. d. Art.) hatte den Plan zu einem allgemeinen Aufstand in Spanien gemacht und die Celtiberier zur Theilnahme daran bewogen. Dieser Plan verunglückte indessen in der Ausführung, und während der größte Theil der Celtiberier zur Ruhe zurückkehrte, schlossen die zum Stamm der celtiberischen Arevacer gehörenden Bewohner der Stadt Numantia eine standhafte Vertheidigung. Die Lage dieser Stadt auf einer steilen Anhöhe, am Duero, da, wo ein anderer Fluß (der Tago) sich in diesen ergießt, machte, daß sie nur auf einer Seite angegriffen ward, welche durch die Kunst befestigt war. Die ersten Versuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Anulus im Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom 616 waren eben so vergeblich, als mit ihrem Verlusste verknüpft. Noch schimpflicher endigte sich im folgenden Jahre der Angriff des Consuls Hostilius Mancinus, welcher zu einer Capitulation gezwungen, und da der Senat diese nicht ratificirte, den Numantinern ausgeliefert, von diesen aber wieder freigelassen wurde. Einige folgende Feldherren der Römer vermieden es lieber, sich mit diesem Volk, das nur 8000 streitbare Männer aufstellen konnte, in einen Kampf einzulassen. Endlich wurde der zweite berühmte Scipio Africanus, der sich diesen letztern Beinamen so eben durch die Zerstörung von Carthago erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 Mann gegen Numantia geschickt. Er beschloß, die Stadt auszuhungern, welche noch immer auf dem Duero Zufuhr bekam und auf einen Entsatz von Seiten der zur Empörung nicht ungeneigten benachbarten Celtiberier rechnete. Nachdem Scipio den Einwohnern die Zufuhr gänzlich abgeschnitten und sie durch die Wirkungen des Hungers theils vermindert theils in äußerster Verzweiflung gebracht hatte, übergab sich endlich der Ueberrest dem Sieger. Viele tödteten vor der Uebergabe sich und die Weibchen oder kamen freiwillig in den Flammen um. So fiel Numantia, nachdem es vierzehn Jahre lang der ganzen römischen Macht widerstanden hatte. Die Stadt wurde zerstört, und diejenige, welche später an derselben Stelle erbaut wurde, ist nie bedeutend geworden.

Numidien, ungefähr das heutige Algier, ehemals ein mächtiges Königreich in Afrika. Als Landschaft und Reich betrachtet, hatte es doppelte Gränzen und begriff 1. das Land zwischen den Flüssen Tusca (Moudilbarbac) und Molocharb (Mulvia); oder 2. die Gegenden vom westlichen Ampsage bis zum Molocharb. Letztere, auch Massäsylien genannt, waren das eigentliche Land des Syphax. Späterhin kam es zu Mauretanien und war das sehr fruchtbare Mauritania Caesariensis. Das Reich hieß eigentlich Massäsylien und gehörte dem Masinissa (s. d.), welcher ihm zuerst eine historische Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war Micipsa (von 148 bis 119 vor Chr.), und dieser hinterließ das Reich seinen Söhnen Adherbal und Hiempsal, und dem Jugurtha, einem natürlichen Sohne seines Bruders. Der letztere ermordete seine Miterben und bemächtigte sich, wider Willen der Römer, des ganzen Reichs, was aber der Kriegserklärung durch Bestechung der römischen Gro-

ten bis 112 und seiner Niederlage bis 116. Cäsar machte Mauritania zur römischen Provinz, doch behielt es anfangs noch seine Könige. Im J. 41 nach Chr. empörten sich die Mauritanier, um den Tod des von Caligula ermordeten Königs zu rächen, wurden aber besiegt, so daß durch das römische Gebiet bis an den Neger erweitert ward. Der Neger theilte das Land in Mauritania Tingitana und Caesariensis (die Mauritanen.)

Numismatik, s. Münzkunde.

Muntien oder Legaten heißen die Gesandten des Papstes. Seit dem 4ten Jahrhundert hatten die römischen Bischöfe angefangen, an kaiserl. Hofe Geschäftsführer unter dem Namen von Apocrinarii zu unterhalten, ohne ihnen einen directen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reichs verschaffen zu können. Da die wachsende Macht des römischen Stuhles gab jedoch schon im 5ten Jahrhundert Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialsynoden und an die Höfe, wenn etwas Besondres mit ihnen zu verhandeln war, und im 11ten Jahrhundert schickten Nicetas I. und Alexander II. dergleichen Stellvertreter der päpstlichen Stühle wie es hieß ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verbüten, in unbeschränkter Vollmacht in die christlichen Staaten; eine Maßnahme die Gregor VII. und seine Nachfolger mit Nachdruck und Consistenz zur Begründung der päpstlichen Universalmonarchie anwendeten. Die Legaten führten auf den Synoden, die sie selbst zusammenberiefen, den Vorsitz und entschieden nicht nur in Appellationsfachen, sondern auch Dispensationsgesuche und geistliche Streitigkeiten aller Art in erster und letzter Instanz, in bald die Anordnung jeder wichtigen kirchlichen Angelegenheit in den Provinzen, wo sie residirten, der ihr Tribunal. Um sich vor diesen immer weiter schreitenden Eingriffen in die geistliche Gerichtsbarkeit zu schützen und die Sendung päpstlicher Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen sich mehrere Bischöfe als Erzbischöfe selbst zu dieser Würde ernennen. Doch weder dieser Mittelweg, noch der offene Widerstand der deutschen Bischöfe, die im 11ten Jahrhundert einigen Legaten den Eintritt in ihre Sprengel verweigern konnten, die Fortschritte einer Anmaßung hemmen, durch die der Papst sich allmählich als einzigen Ordinarius und Oberhirten der ganzen Christenheit constituirte. Unter neuen Vorwänden fanden sich seine Bevollmächtigten selbst wieder in solchen Provinzen ein, deren Bisthümer sich die Legatenwürde erkauft hatten, übten, wohin sie kamen, die wichtigsten erzbischöflichen Rechte aus und erlaubten sich unter der Maske von Diäten und Procurationen die unverschämtesten Gelderpressungen, ja einige heraubten sogar reiche Provinzialkirchen ihrer Almspenden und Schätze. Denn meist waren es keine Günstlinge und Hofräuber, denen der Papst durch solche Sendungen eine gute Gelegenheit gab, sich zu bereichern. Die Könige bemühten sich daher, diese Besuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte sich im 12ten Jahrhundert davon frei, indem es den Erzbischof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es sogar, im Anfange des 14ten Jahrhunderts einen päpstlichen Legaten zu verhaften. Dies gab Gelegenheit, daß der Papst die Legaten dieser Gesandten für unverletzlich und untrüglich erklärte, wie jetzt eigne. In Deutschland hatten die Erzbischöfe zwar die Ansetzung der ständigen päpstlichen Tribunale bis in das 16te Jahrhundert verdrängt und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreisende Richter geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die An-

tion erwachsen, durfte der Papst sich endlich auch diesen Schritt als zur Aufrechterhaltung der Beschlüsse des tridentinischen Conciliums und zur Gegenwirkung gegen den Protestantismus nothwendige Maßregel erlauben. So entstanden vier neue bleibende päpstliche Gesandtschaften unter dem Titel von Nuntiaturen 1583 zu Wien für das östliche Deutschland und zu Eöln für die Rheinlande, 1586 zu Lucern in der Schweiz und 1588 zu Brüssel für die Niederlande. Die dazumal angestellten Nuntien wurden geistliche Ober Richter in ihren Bezirken und übten in päpstlicher Machtvollkommenheit den deutschen Regenten zum Trost, besonders in Dispensationsfachen, erzbischöfliche Rechte aus. Weder die wiederholten Beschwerden der Reichsbehörden und Erzbischöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabschieden und Wahlcapitulationen, deßhalb von Zeit zu Zeit beigelegt wurden, vermochten etwas in dieser die Freiheit der deutschen Kirche unterdrückenden Einrichtung abzuändern; ja 1785 errichtete Pius VI. sogar eine neue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatismus und die überhandnehmende Aufklärung. Joseph II. sprach dagegen in einem Rescripte an die deutschen Erzbischöfe vom 12ten Oct. 1785 den päpstlichen Nuntien alle und jede Jurisdiction in kirchlichen Sachen ab und erklärte sie für bloße politische Gesandte des Papstes; wofür in Folge dieses kaiserlichen Ausspruchs von den Erzbischöfen Mainz, Trier, Eöln und Salzburg im August 1786 unternommene ein Congress beschloß in seinen Punctationen das gänzliche Aufheben der Nuntiaturen in Deutschland, und, obwohl mit Anerkennung des Primats der Päpste, die Reduction ihrer Gewalt auf die Rechte, die sie in den ersten Jahrhunderten über fremde Sprengel außer dem Reich ausgeübt hatten. Inzwischen fing der neue Nuntius Boglio zu München unter Begünstigung des Churfürsten von Pfalzbayern an, sein Wesen zu treiben, der Nuntius Pacca zu Eöln protestirte förmlich gegen den Verlust seiner Dispensationsrechte, die Partei des anfangs vertriebenen Nuntius zu Brüssel trug in den Unruhen der Niederlande gegen Joseph II. den Sieg davon und in Deutschland selbst bildeten sich päpstlich gesinnten Bischöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und Aachen eine Opposition, die die Emser Punctationen nicht zur Ausführung kommen ließ. Joseph II. konnte die Erzbischöfe wegen der Unzufriedenheit seiner eignen Unterthanen nicht mehr unterstützen, und nach seinem Tode 1790 der Papst eine förmliche Rectificationschrift an die Theilnehmer des Emser Vertrags erließ und Trier selbst davon abtrat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in sein Nichts und die Nuntien blieben im Besitze ihrer Gewalt, bis die französische Revolution mit ihren Folgen den Nuntiaturen zu Eöln und Brüssel ein Ende machte. Die zu Wien und München residirenden Nuntien vermögten nichts ohne Genehmigung der Höfe, und nur der in der schweizerischen Revolution zwar vertrieben aber 1803 zurückgerufene Nuntius zu Lucern genießt noch die meisten Ueberreste einer Macht, die gegen die Fortschritte der neuern Bildung vergeblich ankämpft. Die Erzbischöfe von Salzburg, Prag und Gran in Ungarn führen noch den Titel geborner Legaten des Papstes, ohne darum wesentliche Vorrechte vor andern Erzbischöfen zu haben. Uebrigens sind die Legaten, die der Papst von Zeit zu Zeit an fremde Höfe schickt, nichts mehr als politische Agenten. E.

Nürnberg, diese vormalige durch ihren ausgebreiteten Handel und ihren Gewerbleiß, durch ihre interessanten Denkmale aus dem Alterthum und durch den Kunststimm ihrer Einwohner berühmte Reichsstadt hatte im J. 1802, als die Selbstständigkeit ihrer meisten Schwede-

ern unterging, das Glück, die übrige zu erhalten; ob sie gleich auch die schlechte Staatsadministration ihrer Aristokraten, durch die Anarchie, die das Haus Brandenburg auf ihr Gebiet und auf ihre Freiheit machte hatte, und durch die Kriegsdrangsale der neuesten Zeiten in einen Verfall gekommen war. Aber nur kurz währte die Fortdauer und selbstständigen Lebens, indem schon 1806 die rheinische Bundesstadt mit dem kühnreichen Baiern vereinigte, in welchem sie anfangs die Hauptstadt des Regnitz-Kreises war, nun aber eximirt ist. Sie liegt in einer, wenn gleich sandigen, doch durch Cultur fruchtbar gemachten und angenehmen Gegend und wird durch die Regnitz in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördliche, nach der Pfarrkirche St. Eustach, die seltener Seite, die südliche größere von der Kirche St. Lorenz, die lorenzer Seite genannt wird. Sie enthält auf einem Flächeninhalt von 17,686,858 Quadratschublen in 200 meistens wasserreichen Gassen 3284 Häuser von größtentheils alter Bauart mit 27,000 Bewohnern. Unter den Gebäuden bemerkt man das Rathhaus als das der ansehnlichsten in Deutschland, von 2 Stockwerken, jede; ist 30 Fuß hoch, einer 275 Fuß langen Fassade und vielen schönen und seltenen Gemälden besonders von Albrecht Dürer; ferner die in den Jahren 1711 bis 1718 nach italienischem Geschmack wieder aufgebaute Regentzschloß, das alte Schloß oder die Feste auf einem Berge; das Zeughaus und andre mehr. Ehe der ostindische Handel durch die Entdeckung des Seemegs eine neue Richtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in Deutschland und Europa, indem es die von Indien ihm zugeführten ostindischen Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlstand der Stadt war damals außerordentlich. Der veränderte Weg des ostindischen Handels, die Aufmerksamkeit anderer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs, und das Zurückbleiben der innern Verfassung der Stadt gegen die Fortschritte des Zeitalters haben sie nach und nach von jener Höhe wieder heruntergebracht. Indessen ist der Handel in Nürnberg auch noch jetzt vorzüglich wegen der einheimischen Manufakturwaaren nicht unwichtig. Der wohlfeile Preis der nürnbergischen Waren, vorzüglich der Drechslerarbeiten, Holzarbeiten und Erbsen, welche durch ganz Europa verführt werden, rührt von der frugalen Lebensart der nürnbergischen Arbeiter und der für die hiesigen Häuser arbeitenden Bauern auf dem Schwarzwalde her, deren Kinder während des Winters sich mit der Verfertigung eines großen Theils der hiesigen Waaren und Spielsachen beschäftigen. Man rechnet den Betrag der jährlichen Einkünfte der Stadt zu 1 Mill. Gulden, welches zu 4 p. c. berechnet, einen Capitalwerth von 25 Mill. Gulden voraussetzt.

Nymphen. So nannte der Griechen die weiblichen Wesen, die durch nährende und belebende Feuchtigkeit einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Natur ausüben. Erzeugt von Stromgöttern, Ecken des Oceans oder vom Zeus und Andern mit Oceaninnen, sind sie eigentlich landwässernde Oceaniden, welche Wälder, Flüsse, Quellen und Berge erhalten und ernähren. Von der Verschiedenheit dieser Gegenstände rührt die Verschiedenheit der Nymphen selbst her. Leimoniden u. v. waren Wiesennymphen, Dryaden oder Hamadryaden Baumnymphen, Najaden Quellnymphen, Oreaden oder Oreaden Bergnymphen, Potamiden Flußnymphen, Limniaden Seenymphen, Naxaden Nymphen der Wunderhöhlen u. s. w. (s. in genauerer Bestimmung mehrerer dieser Untergattungen an ihrem Ort). So werden sie ebenfalls wieder besonders benannt oder zubenannt.

in Orten, wo sie sich aufhalten. So gibt psäische, diskäische Nymphen. Sie alle bilden Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen. Denn neun Mal länger als der Mensch ist die Krähe, vier Mal länger als die Krähe ist dieser der Ake, neun Mal länger als Ake ist dieser der Phönix die Nymphen. Wiesen, dem sie die belebende und ernährende. Dieser erste Begriff des Ernährenden, welcher regt, scheint den zweiten veranlaßt zu haben Mägnerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertraut werden. So erzogen sie den Bacchus, den Ake ihre Beschäftigungen und Belustigungen sind die Jagd, der Tanz und weibliche Arbeiten, zu denen sie sich zuweilen in Höhlen versammeln. Gleich andern Elementargeistern besitzen sie die Gabe der Weissagung. Die Quellen gewisser Nymphen haben noch überdies eine höhere Kraft der Begeisterung, die mehr und minder zu den Attributen der Nymphen überhaupt gehört zu haben scheint. Dichter und Künstler des Alterthums stellen sie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, bald in Gesellschaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Wassernymphen erscheinen oft bloß mit einer Urne oder einem Wasserkrug. Bei dem großen Ansehen, das die Nymphen als Localgottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man opferte ihnen Del, Milch, Schafe, Lämmer, Wein und Blumen.

Verzeichniß

der

im sechsten Bande enthaltenen Artikel

| M. | Seit |
|-----------------------|------|
| Mäander | |
| Maas | |
| Maas und Gewicht | |
| Maasstab | |
| Mabilson | |
| Mady | |
| Macao | |
| Macaronische Gerichte | |
| Macartney | |
| Macherb | |
| Maccabäer | |
| Maccaroni | |
| Macchiavelli | |
| Macdonald | |
| Machäon | |
| Macedonien | |
| Mäcenas | |
| Mächtigkeit | |
| Maas | |
| Maasintisch | |
| Maçon | |
| Macpherson, L. Offian | |
| Maquer | |
| Macrobius | |
| Madagascar | |
| Madame | |
| Madera | |
| Madison | |
| Madonna | |
| Madras | |
| Madrid | |
| Madrigal | |
| Maffei | |
| Magdalena, f. Maria | |
| Magdeburg | |

| | | |
|----|---------------------|--|
| 24 | Mähren | |
| 25 | Mährische Brüder | |
| 27 | Marfeld, f. März | |
| 30 | Marfeld | |
| 32 | Marland | |
| — | Marillard | |
| 33 | Marmon (M. L.) | |
| — | Marmon (Cal.) | |
| 34 | Marne | |
| — | Marne (Duchesse de) | |
| 35 | Marotten | |
| — | Marotteron | |
| — | Marq, f. Marq | |
| — | Marre | |
| — | Maré | |
| — | Marisch | |
| 39 | Marittaire | |
| 47 | Maria | |
| 48 | Marisch | |
| — | Maris | |
| — | Mariska | |
| — | Marjor | |
| 49 | Marjor Damm | |
| — | Marjorano | |
| — | Marjorat | |
| 59 | Marjorenaität | |
| 60 | Marjorka | |
| — | Marlier, f. Censal | |
| — | Marlabder, f. Mar | |
| — | labder | |
| — | Martrick, Mar | |
| — | Martrick | |
| 63 | Malabar | |
| 66 | Malacca | |
| — | Malaga | |
| 67 | Malagrida | |

| | | | | | |
|----------------------|----|----------------------|-----|-------------------------|-----|
| alaven | | Mangericht, f. Maß- | | Margarethe . Da- | |
| alchus, f. Porphyr- | | recht | 99 | nem. | 124 |
| alus | 82 | Mannheim | — | Margar. v. Anjou | 125 |
| alchus (Minister) | — | Mannleben, f. Leben | — | Margar. v. Franfr. | 127 |
| aldipen | 83 | Mannrecht | — | Margar. v. Balois | 128 |
| aleachi | 84 | Mannus | 100 | Marggraf | 129 |
| alebranche | — | Manometer | — | Maria (Mutter Je- | — |
| alesherbes f. La- | — | Mansard | — | su) | — |
| noignon | — | Mansfeld (Grafen) | 101 | Maria I. v. Engl. | 131 |
| aleta | — | Mansfeld (Gräffch.) | 102 | Marianenorden, f. Or- | — |
| alfilatre | 85 | Mansfield | — | den | 132 |
| alherbe | — | Manso | 103 | Maria Stuart | — |
| allet du Pan | 86 | Mansstein | 104 | Maria von Medicis | 136 |
| almaison | 87 | Mantegna | 105 | Maria Theresia, f. The- | — |
| almedo | — | Mantina | — | resia (Maria) | 137 |
| aluresburg | — | Mantua | — | Maria Antoinette, f. | — |
| alpighi | 88 | Manual | 106 | Antoinette (Maria) | — |
| almise | — | Manufacturen | — | Mariana (Juan) | — |
| alta | — | Manumission | 107 | Maria Louise (Herz. | — |
| alte Brun | 89 | Manuscripte | — | v. Parma) | — |
| alter | — | Manutius | 108 | Marie Louise (Abn. | — |
| altferritter, f. Jo- | — | Mara | 109 | v. Span.) | 138 |
| hanniterorden | — | Maranen, f. Man- | — | Marie Louise (Tochter | — |
| alvasier f. Weine | — | ren | 111 | der vor.) | 140 |
| al; | — | Marat | — | Marienburg | — |
| alyf | — | Marathon | 113 | Marienglas f. Frauen- | — |
| amelucken | 90 | Maratta | — | glas | — |
| ammonth | — | Marabedi | 114 | Mariengroschen | — |
| ammonthshöhne | — | Maratten | — | Mariette | — |
| an | 91 | Marburg | 116 | Marine | 141 |
| anaden | — | Marc Aurel, f. Anto- | — | Marini | 142 |
| ancanda | — | nus | — | Marino (G.) | 143 |
| ancheffer | — | Marasit | — | Marionetten | 144 |
| anco Capac | — | Marcellinus | — | Marlotte | — |
| andarin | 92 | Marcello | — | Marius | 145 |
| andat | — | Marcellus | 117 | Maribauz | 149 |
| andeln | 93 | Marchand | 118 | Mark | — |
| andeville | — | Marchese, f. Mar- | — | Mark (Gewicht) | 151 |
| andoline | — | quis | — | Markbriefe | — |
| andschu | — | Marchesi | — | Markgraf | — |
| anelli | 94 | Marchetti-Fantozzi | 119 | Markig | — |
| anes | — | Marcion, f. Gnosis | — | Markland | — |
| anen | 96 | Marco da Siena | — | Markmannen | 152 |
| anetho | — | Marcolini | — | Markscheide | 153 |
| anichder | 97 | Marcus (Evangelist) | 121 | Markscheidung | — |
| anier | — | Marcus (A.B.) | — | Markborough | — |
| anifeste | — | Markusplatz, f. Be- | — | Mark (Luftschloß) | 154 |
| anilla | 98 | nedig | 122 | Mark | 155 |
| anipel, f. Legion | — | Marker | — | Markelade | — |
| anipulation | — | Markonius | — | Markmontel | 156 |
| anlius | — | Maréc | — | Markmor | 158 |
| ann, f. Geschlecht | — | Marenga | — | Markmorchronit | — |
| anna | — | Market | 123 | Markotte, f. Mark- | — |
| annert | 99 | Markoria | 124 | melhier | 159 |

| | | | | | |
|---|--------|---|-----|-------------------------------|----|
| Marocco | S. 159 | Masse (die eiserne) | 184 | Maurisque, f. Gebirge | 1 |
| Marocco (Tabak) | 161 | Maskelpene | 185 | Mauretania | 2 |
| Maronen | — | Massen | 186 | Maurer, f. Stein | 3 |
| Maroniten | — | Masan | 188 | Maurus (R.) | 4 |
| Maroquin, f. Marroquin | 162 | Masora | — | Maurus | 5 |
| Marot | — | Masoreten | 189 | Mauro | 6 |
| Marpurg | 163 | Massageten | — | Mauernng, f. Mauer | 7 |
| Marqueterie | — | Masse | 190 | Mausoleum | 8 |
| Marquis | — | Massena | 191 | Mauth, f. Zoll | 9 |
| Marroquin | 164 | Massenbach | 192 | Mauvillon | 10 |
| Mars | — | Masillon | 193 | Mavors | 11 |
| Marsan (St.) | 165 | Massilia | — | Maren | 12 |
| Marsch | — | Mastingen | 194 | Marina | 13 |
| Marschall | — | Masson | — | Marime | 14 |
| Marschall von Sachsen, f. Moritz Gr. v. Sachsen | 166 | Mast | — | Maximilian I. | 15 |
| Marschälle | — | Mastalter | — | Maximilian II. | 16 |
| Marschallstafel | — | Mastix | 195 | Maximil. I. v. Baiern | 17 |
| Marschländer | — | Mastix | — | Maximil. (Emm.) | 18 |
| Marseille | — | Masturich | — | Maximilian (Joh. Churf.) | 19 |
| Marseiller Hymne f. Rouget de Lisle | 167 | Matador | — | Maximilian (Emm. v. Elna) | 20 |
| Marsen | — | Mater, f. Filial | 196 | Maximil. I. (König v. Baiern) | 21 |
| Marsch | — | Materia medica, f. Medicin | — | Maximum | 22 |
| Marsbam | 168 | Materie | — | Marinus Marada | 23 |
| Marsigli | — | Materialismus | 198 | Marinus Tormis | 24 |
| Marsilius Ficinus, f. Plato | 169 | Mathematisches Method, f. Methode | 199 | Mayer (Joh. Joh.) | 25 |
| Marspas | 170 | Mathilde | — | Meyland, f. Meiland | 26 |
| Martialia | — | Mattage | 200 | Meynard | 27 |
| Martin (d. heilige) | 171 | Matrilef | — | Meyn; (Erzst.) | 28 |
| Martin (Päpste) | — | Matrize | 201 | Meyn; (Stadt) | 29 |
| Martin (L. C. Et.) | 172 | Matrose | — | Meyor, f. Lordmeyer | 30 |
| Martin (Schauspieler) | 173 | Matrosenpressen, f. Pressen d. Matrosen | — | Mazarin | 31 |
| Martin (Vincenzo) | — | Matt | — | Mazzola | 32 |
| Martini | 174 | Matte | — | Mazzuchelli | 33 |
| Martiniere | 175 | Matthäi (S.) | — | Mecca | 34 |
| Martinique | — | Matthäus | 202 | Mechain | 35 |
| Martyn (John) | 176 | Mattheson | — | Mechanik | 36 |
| Martyn (Thom.) | 177 | Matthias Corvinus | — | Mechanisch | 37 |
| Märtyrer | — | Matthias II. | 203 | Mecheln (Stadt) | 38 |
| Maryland | — | Matthias v. Harlem, f. Wiedertäufer | — | Mecheln (Joh. n.) | 39 |
| Mär; - od. Maifeld | 178 | Matthias | — | Mecheln (Christoph.) | 40 |
| Masaceto | 179 | Mattison | — | Mechlenburg | 41 |
| Masaniello | — | Mauer, babyl. | 213 | Medaille | 42 |
| Maschine | 180 | Mauer, chines. | — | Medea | 43 |
| Maschinen | — | Maulbeerbaum | — | Media, f. Medien | 44 |
| Maschnist | 181 | Maulerfel | — | Mediane | 45 |
| Mascon | — | Mauertuis | 214 | Mediatifirte Güter | 46 |
| Masern | 182 | Mauern | 216 | Mediatstädte | 47 |
| Masina | — | Maurepas | 217 | Medicer | 48 |
| | | | | Medicische Kunst, f. Medic | 49 |

| | | | | | |
|-------------------------|-----|-------------------------|-----|------------------------|-----|
| edictum | 253 | Melancolisch | 293 | Mentor | 328 |
| edicin, gerichtl. | 264 | Melus, f. Zucker | — | Menzel, f. Fischart | — |
| edicinalanstalten | — | Melismatisch | — | — | — |
| edicinalcollegium | — | Melissino | 294 | — | — |
| edicinalgewicht | 265 | Melissus | — | — | 327 |
| edicinalordnung | — | Melnecker, f. Weine | — | — | — |
| edicinalpersonen, f. | — | Melodica | — | Mercator | — |
| Polizei, medicinische | — | Melodie | 295 | Mercier | 328 |
| edicinalpolizei, f. Po- | — | Melodion | 296 | Mitcur, f. Planeten | 329 |
| izei, medicinische | — | Melodrama | — | Mercur | — |
| edicinalverfassung | — | Melone | 300 | Mercurialmittel | 332 |
| edien | 266 | Melos | — | Mergel | — |
| edina | — | Melpomene | — | Mergentheim | — |
| edolanum | 267 | Melotte | — | Merian | — |
| edoc, f. Weine | — | Melzi d'Erile | 301 | Meridian, f. Mittag | — |
| edusa | — | Memel | — | frei | 332 |
| er | — | Memleben | 302 | Merigi, f. Caravaggio | — |
| erfräulein | 270 | Memmi | — | Merinos | — |
| ergötter | — | Memmingen | — | Mérste (Orden pour | — |
| ereslänge | 271 | Memnon | — | le) f. Orden | 333 |
| eresleuchten, f. | — | Memoire | 303 | Meroe | — |
| Meer | — | Memoire, f. Gedäch- | — | Merope | — |
| ermann | — | niss | 305 | Merosäus, f. Frank- | — |
| erschallend | 272 | Memphis | — | reich | 334 |
| egära | 273 | Mena | 306 | Merseburg | — |
| egaris | — | Menage | — | Mesmer | — |
| ehl | — | Ménagerie | 307 | Mesochorus | 339 |
| ehl, f. Weib | — | Menander | — | Mesopotamien | — |
| ehul | — | Mendelssohn, f. Mo- | — | Messa di voca | 340 |
| riboni | 274 | ses Mendelssohn | — | Messalina | — |
| eil | 275 | Mendicanten, f. geistl. | — | Messe | 341 |
| eile | — | Orden | — | essen | 342 |
| eilemesser, f. Weg- | — | Mendoza | — | epbuch, f. Missale | 343 |
| messer | 276 | Menelaus | 1 | essenia | — |
| eller | — | Meneskreis, f. Win- | — | esser | — |
| leiners | — | kreis | 2 | essiade, f. Klopstock | — |
| einhard | 277 | Meneziere, f. Proven- | — | essianische Psalmen | — |
| einungen | 278 | -alen | — | essias | — |
| eigen | 279 | Mengs | — | essidor, f. Calendar | 344 |
| eigner | — | Meninski | 2 | essina | — |
| xister | 280 | Menken | — | essing | — |
| rüfersänger | 281 | Mennige | 314 | Messungen, Messun- | — |
| eflenburg | 283 | Menno | — | strumente, Messung | — |
| ela | 286 | Menou | — | Messingen | 347 |
| elampus | — | Mensch | 315 | Mesto | — |
| elancholie | — | Menschenalter, f. Ge- | — | Meta | — |
| elancholisches Tem- | — | neration u. Alter | 319 | Metachronismus | — |
| erament, f. Temper. | 288 | Menschenbildung | — | Metalle | — |
| elanchithon | — | Menschenbeseelung | 321 | Metallkalk | 349 |
| elast | 292 | Menschenkenntnis | — | Metallnadeln, f. Pro- | — |
| elchiten | — | Menschheit u. deren | — | linismus | — |
| elchthal, f. Helvetien | — | Geschichte | 322 | Metallkreis, f. Salva- | — |
| eleager | — | Mensur | 324 | nismus | — |
| eli | 293 | Mensuralgesang | — | — | — |

| | | | | |
|-------------------------|--------------------|-----------------------|------------------------|-----------------------|
| Metallspiegel, f. Bren- | Middleton | 375 | Minimen | |
| spiegel | Mienenspiet, f. M. | | Minimum | |
| E. 349 | mit | 376 | Minister | |
| Metallurgie | Mieris | | Ministerialen, (Schat- | |
| Metamorphose | 350 | Mietbe | resen | |
| Metapher | | Mignard | 377 | Ministerial- u. Oppo- |
| Metaphrase, f. Ueber- | | Migräne | 378 | sitionsparthei |
| setzung | | Mikrokosmos | | Ministranten |
| Metaphysik | | Mikrometer, f. Mes- | | Minne |
| Metastase | 352 | fungen | | Minnegerichte, (So- |
| Metastasio | | Mikroskop | | richtshöf d. St. |
| Metempsychosis, f. | | Milch | 379 | Minnefinger |
| Seelenwanderung | 353 | Milchflor | 380 | Minno oder Minne |
| Meteor | | Milchsaft | | Minor. |
| Meteorologie | 355 | Milchstein, f. Salat- | | Minorat |
| Meteorologische Beob- | | st | | Minorca |
| achtungen | | Milchstraße | | Minorenalität |
| Meteoroskop | | Milchzucker | 381 | Minoriten |
| Meteorsteine | | Milder-Hauptmann | | Minos I. |
| Meth | 356 | Milet, f. Jonien | | Minotaurus |
| Methode | | Militärakademien | | Minstreis |
| Methodisten | 358 | Militärconscription, | | Minto |
| Methodologie | 362 | f. Conscription | | Minuetto |
| Metonymie | | Militärschulen | | Minus, f. Plus |
| Metopen | | Militärverfassung | 384 | Minute |
| Metre, f. franz. Deci- | | Militärwissenschaft- | | Mirabeau (B. Mar- |
| malsystem | | ten | 385 | tt, Baron de) |
| Metrik | | Miller | 388 | Mirabeau (H. B. B. |
| Metrolgie | | Millesimo | 390 | liquetti) |
| Metromanie, f. M. | | Millin | | Mirabeau (B. Mar- |
| Metrometer, f. trum | | Millot | 391 | tt Marquis de) |
| Metropolit | | Milo | | Miranda |
| Metrum | | Miltiades | | Mirandola |
| Mette | | Milton | 393 | Mirrhend, f. Mirra |
| Meternich | | Mil | 394 | Literatur |
| Mettlerkamp | 363 | Mimen | 396 | Mischaa, f. Zalmes |
| Metrie | 366 | Mimik | | Miserere |
| Metz | 367 | Mimische Darstellun- | | Mispeln |
| Meße | | gen | 397 | Miß |
| Mesqu | | Mimmermus | | Missa, f. Meß |
| Meursius | | Minden | 398 | Missaten |
| Meusel | 368 | Minderjährig | | Missionen |
| Meriko | 369 | Mine (Münze) | | Missionpi. |
| Men | | Mine, Minerkunst | | Mirau |
| Menen | 370 | Mineralien | 399 | Mitbelebnschaft, f. |
| Mejeran | 371 | Mineralfarben | 400 | famante Hand |
| Mezzorinto | 372 | Mineralwasser | | Mitfort |
| Michaelis (J. Benj.) | | Minerpa | 401 | Mithra |
| Michaelis (J. Dav.) | 373 | Mineral, f. Mineral- | | Mithridates |
| Mi | 374 | naten | 403 | Mislauter |
| Michel Angelo, f. An- | | Mingotti | | Mittag |
| gelo | | Mingrelia | 404 | Mittagsstunde |
| Michelson | | Miniaturmahleret | | Mittagsruhe |
| Midas | 375 | Minima | | Mittagsruhe |
| Miedelburg | | | | Mittagsruhe |

| | | | | | |
|-----------------------|-----|-------------------------|-----|-----------------------|-----|
| Itagslinie | — | Molosus | 462 | Monophyiten | 481 |
| Itagspunkt | — | Moltze | — | Monotheismus | 482 |
| Ittelalter | — | Molton, f. Molleton | — | Monotonie | 483 |
| Ittelländisch. Meer | 441 | Molucken | — | Moniteur | 484 |
| Ittelalze | — | Molwitz | — | Monigny | — |
| Ittelstimmen | — | Molyn, f. Tempesta | 463 | Monstranz | 485 |
| Ittelstinten | — | Molja | — | Montague | — |
| Itternacht | — | Mömpelgard | — | Montaigne | 486 |
| Itylene, f. Lesbos | 442 | Monus | 464 | Montalembert | 489 |
| Itemonif | — | Monaco | — | Montblanc | — |
| Itemosyne | 443 | Monaden | — | Montecuculi | 490 |
| Itallafath, f. arab. | — | Monadelphia, f. Pflan- | 466 | Montemassot | 491 |
| Itprache u. Lit. | — | zen | — | Montenegrinet | — |
| Itobile, f. Perpetuum | — | Monaldeschi, f. Chri- | — | Montenotte | 492 |
| Itobile | — | stine, Kön. v. Schwe- | — | Montesquieu | — |
| Itobilien | — | den | — | Montezuma | 494 |
| Itocca | 444 | Monandria, f. Pflan- | — | Montfaucon | — |
| Itodalität | — | zen | — | Montgas | 495 |
| Itode, f. nord. My- | — | Monarchie | — | Montgolfier, f. Aero- | 498 |
| Itologie | — | Monat | — | stat | — |
| Itode | — | Monbodd | 467 | Montgommery | — |
| Itodell | 446 | Monchslatin, f. Phi- | — | Monti | 499 |
| Itodena | 447 | lologie | 468 | Montmorency (Anne | — |
| Itodern | 448 | Monchswesen | — | de) | — |
| Itodemaaen | 450 | Moncep | 469 | Montmorency (Hen- | 500 |
| Itodulation | — | Moncrif | — | ri I.) | — |
| Itogul, f. Mongolen | 452 | Mond | 470 | Montmorency (Hen- | 501 |
| Itoguntia | — | Mondcirfel, Mond- | — | ri II.) | — |
| Itthacs | — | cyclus, f. Enclus | 472 | Montpellier | — |
| Itthammed, f. Ma- | — | Mondenjahr, f. Jahr | — | Montpensier | 502 |
| Itthomet | — | Mondfinsterniß, f. Fin- | — | Montroß | 503 |
| Itohn | — | sternisse | — | Monvel | — |
| Itohn (S.) | — | Mondflecken, f. Mond | — | Moore | 504 |
| Itohr, Moor | 453 | Mondkalb | — | Moose | 505 |
| Itohr (Chemie) | — | Mondphasen | — | Morah, Moralphilo- | — |
| Itohren, f. Meget | — | Mondsteine | 473 | sophie | 506 |
| Itoir, f. Mohr | — | Mondsüchtig | — | Morale | 508 |
| Itaira | — | Mondsüchiel, f. | — | Moratorium | — |
| Itola | — | Mondphasen | 474 | Mord | — |
| Itolan | 454 | Mondtaseln, f. Mond | — | Morea | 510 |
| Itoldan | — | Mondwechsel, f. | — | Morean (d. Jüngere) | — |
| Itolé | 455 | Mondphasen | — | Morean (J. W.) | 511 |
| Itolirt | 456 | Monge | — | Moreri | 520 |
| Itolina (L. de) | 460 | Mongolen | — | Morgagni | 521 |
| Itolinus, f. Quetis- | — | Moniteur | 477 | Morgana, f. Tata | — |
| Itinus | — | Mont | 478 | Morgana | — |
| Itolken, f. Milch | — | Monochord | — | Morgarten | — |
| Itoll | — | Monodrama | 479 | Morgen | 522 |
| Itolla | — | Monogamie, f. Poly- | — | Morgenröthe | — |
| Itollerton | — | gamie | — | Morgenstern, f. Be- | — |
| Itöllendorf | — | Monogramm | — | nus u. Planeten | 523 |
| Itollse | 461 | Monolog | 480 | Moraben | — |
| Itollusken | 462 | Monomotapa | 481 | Morhof | 524 |
| Itolo | — | Monopole | — | Moriz (Churfürst) | — |

| | | |
|-------------------------------------|-------------------------------------|--|
| Moritz (Fürst von
Dessau) C. 525 | Müller (Joh. Gottf.
und Fr.) 583 | Musologie, f. Musik-
mie 64 |
| Moritz (Graf von
Sachsen) 526 | Mumien 584 | Musops, f. Musiksch-
tig 64 |
| Moritz (v. Nassau) 528 | Mumme, f. Bier 586 | Musriade 64 |
| Moritz (Carl Phil.) 529 | München 589 | Musriagramm, f. frem-
dliches Decimal-
system 64 |
| Morla 534 | Mund 590 | Musriest 64 |
| Morlachen 535 | Mungo Park, f. Park 591 | Musriest 64 |
| Mornay — | Municipal 592 | Musriest 64 |
| Morpheus 536 | Münich 593 | Musriest 64 |
| Mörser 536 | Muñoz 594 | Musriest 64 |
| Mortier — | Münster-Weinhebel 595 | Musriest 64 |
| Mortificiren 537 | Münster (Straßbur-
ger) 596 | Musriest 64 |
| Morus (Thomas) 538 | Münter 597 | Musriest 64 |
| Morus (G. Fr. M.) 539 | Münzen, Münzfün-
de 598 | Musriest 64 |
| Mosaik 540 | Münzfuß 599 | Musriest 64 |
| Mosaikst 542 | Münzer (Thomas) 600 | Musriest 64 |
| Moscheen 543 | Murat, f. Joachim 601 | Musriest 64 |
| Moscherosch 545 | Muratori 602 | Musriest 64 |
| Moschus — | Murcia 603 | Musriest 64 |
| Mosel — | Muret 604 | Musriest 64 |
| Moselland 544 | Murillo 605 | Musriest 64 |
| Moser — | Murphy 606 | Musriest 64 |
| Möser 546 | Murre 607 | Musriest 64 |
| Moses 548 | Murre, T. Mans-
feld 608 | Musriest 64 |
| Moses Mendelssohn 552 | Murten 609 | Musriest 64 |
| Mosheim 554 | Musäus (J. E. A.) 610 | Musriest 64 |
| Moskau 555 | Musäus 611 | Musriest 64 |
| Moslemin 556 | Musagètes 612 | Musriest 64 |
| Motette — | Muscattennuß 613 | Musriest 64 |
| Motion — | Muscheln, f. Conchy-
lien 614 | Musriest 64 |
| Motte (A. Boudard
de la) — | Muschenbroek 615 | Musriest 64 |
| Motte (Gräfin de
la) 557 | Musen 616 | Musriest 64 |
| Mounier 558 | Musette 617 | Musriest 64 |
| Mouradgca d'Obf-
son 560 | Museum 618 | Musriest 64 |
| Mousqueton — | Musik 619 | Musriest 64 |
| Mouton-Duvernoy 561 | Musik (Geschichte
der) 620 | Musriest 64 |
| Mozart (Leopold) 562 | Musikalische Wett-
streite 621 | Musriest 64 |
| Mozart (J. Ebrh.
W. A.) 563 | Musivgold 622 | Musriest 64 |
| Mucius Scaevola 568 | Muskeln 623 | Musriest 64 |
| Musli 569 | Muskete 624 | Musriest 64 |
| Muggendorf — | Mustapha Bairaktar 625 | Musriest 64 |
| Mühlberg 570 | Muth 626 | Musriest 64 |
| Mühlen — | Muthen 627 | Musriest 64 |
| Mühlhausen 571 | Muttermahl 628 | Musriest 64 |
| Mühlheim — | Myllus 629 | Musriest 64 |
| Mulatten — | | Musriest 64 |
| Müller (Joh. von) 572 | | Musriest 64 |
| Müller (Wahler) 583 | | Musriest 64 |

| | | | | | |
|----------------------|--------|-------------------------|-----|-------------------------|-----|
| Narcissus | E. 688 | Nähe | 741 | Nicolay | 791 |
| Narcissus | 687 | Nekrolog | 742 | Nicolo | — |
| Nardini | — | Nekromantie | — | Niebuhr | 793 |
| Narkotisch | 638 | Nelson | 743 | Niederlande, König. | — |
| Narses | — | Nemeische Spiele | 747 | reich der | 795 |
| Narr | 689 | Nemesis | 748 | Niederlande, f. österr. | — |
| Narrenfest | — | Nennndorf | — | reichische, spanische | — |
| Narrenschiff, f. | — | Nenner | 749 | und vereinigte Nie- | — |
| Brant | 690 | Neologie | — | derlande | 796 |
| Narusiewicz | — | Nepomuk | 750 | Niederländische Schu- | — |
| Nassau | 691 | Nepotismus | — | le | — |
| Nation, Nationali- | — | Neptun | 751 | Niederschlag | — |
| tät | 702 | Nereus | 752 | Niemen | 797 |
| Nationalbildung, f. | — | Nero | — | Niemeyer | — |
| Vollsbildung | 705 | Nerven | 754 | Nieren | — |
| Nationalinstitut, f. | — | Nessus | 760 | Nießbrauch | 799 |
| Institut | — | Nestel | — | Niesen | — |
| Nationaltheater | — | Nestor | — | Niethammer | 800 |
| Nationalversamm- | — | Nestor | 761 | Nife | 801 |
| lung, Nationalcon- | — | Netzcher | — | Nikolaiten | — |
| vent, f. Frankreich | 706 | Netz | 762 | Nil | — |
| Natur | — | Neubach | — | Nimbus | 802 |
| Naturalien cabinet | 709 | Neuberin | 763 | Nimes | — |
| Naturalismus | 710 | Neu - Dietendorf | — | Niurod | 803 |
| Naturalisiren | — | Neuschatel | — | Nimwegen | — |
| Naturdichter, Natur- | — | Neu - Soundland | 764 | Ninus | — |
| poesie | 711 | Neugriechische Spra- | — | Niobe | 804 |
| Naturell | 714 | che | 765 | Nivelliren | — |
| Naturforschung, f. | — | Neuhof | 766 | Nivernois | 805 |
| Naturgesetze | — | Neu - Holland | 767 | Niren | — |
| Naturgeschichte | — | Neujahrs geschenke | 763 | Nizza | — |
| Naturgesetze | — | Neujahrs wünsche | — | Nizami Ghedid | 806 |
| Naturlehre | 719 | Neuplatoniker | — | Noah | — |
| Naturphilosophie | — | Neu - Schottland | 770 | Noailles | 807 |
| Naturrecht | 721 | Neu - Strelis | 771 | Noetianer, f. Secten | 808 |
| Naturstand | 723 | Neutralisiren | — | Nollet | — |
| Raumachie | 724 | Neutralität | — | Nomaden | — |
| Raumann | 725 | Neutralsalz | 772 | Nominalisten | 809 |
| Raumburg | 727 | Neuwied | 773 | Nominalwerth | 810 |
| Navarra | — | Neu - York | — | Non (de Saint) | — |
| Navigationsacte | 728 | Newa | 774 | Nonconformisten | — |
| Naros | 729 | Newcastle | — | Nonjurés, f. Jaco- | — |
| Nazareth | 730 | Newgate | — | biter | — |
| Neapel | — | Newmarket | — | Nonnotte | — |
| Neapel (Stadt) | 733 | Newton | 775 | Nonnus | 811 |
| Nebel | — | Nen | 776 | Noot (van der) | — |
| Nebelstern, f. Stern | 734 | Niagara | 779 | Nord - Amerika | 812 |
| Nebelsonne, f. Sonne | — | Nibelungenlied | — | Nordamerikanische | — |
| Nebuzadnezar | — | Nicda | 782 | Freistaat, f. Verei- | — |
| Nectar | — | Nickel | — | nigte Staaten von | — |
| Necker (Jacques) | — | Nicolai (Friedrich) | 783 | Nordamerika | 813 |
| Necker (Susanne) | 738 | Nicolaiten, f. Nikolai- | — | Norden | — |
| Negativ | 739 | ten u. Secten | 791 | Norden (Fr. Lud.) | — |
| Niger | — | | | Nordhausen | — |

| | | | | | |
|----------------------|--------|-----------------------|-----|----------------------|-----|
| Nordische Mythologie | | Notarien | 843 | Notellen | 849 |
| Nordlicht | 8. 816 | Noten | 844 | Noterre | — |
| Nordsee | 821 | Notendruck | 845 | Noticiat | 850 |
| Norfolk | 822 | Notenscher | 846 | Nubien | — |
| Nordöping | 823 | Nothfall, Nothrecht | — | Nufahrer | 851 |
| Normaljahr | — | Nothwehr | — | Nullität | 852 |
| Normalschulen | — | Nothlüge | 847 | Numa Pompilius | — |
| Normänner | — | Nothtaufe | — | Numantia | 853 |
| North | — | Notiren | 848 | Numidien | — |
| Norwegen | 824 | Notre | — | Numismatik, f. Münz- | — |
| Norwich | 834 | Notre-Dame | — | funde | 854 |
| Nosairier | 835 | Nottinghamshire | — | Nuntien | — |
| Nosologie | — | Notturnos | 849 | Nürnberg | 855 |
| Nössel | 836 | Novalis, f. Harden- | — | Nymphen | 856 |
| Nostradamus | — | berg | — | | |
| Notabeln | — | Nova Zembla | — | | |
| | 837 | Novatianer, f. Secten | — | | |

Ueber

Büchernachdruck

von

Ch. S. Krause,

kon. bair. Regierungsrath
im Obermainkreise.

That's wormwood,

HAMLET.

Stuttgart,
bei A. G. Madler.

1817.

Dem Herrn

Ludwig Heinrich von Jakob

der Philosophie und beider Rechte Doktor,
russisch - kaiserlichem Statsrate und Ritter, ordent-
lichem Professor der Statswissenschaften auf der
Friedrichsuniversität zu Halle, der kaiserlichen
Gesetzkommission und Akademie der Wissen-
schaften zu St. Petersburg, wie auch
der Universität zu Charkow Ehrens-
mitgliede und Korrespondenten.

Als wir neulich zusammen berechneten, mein
geliebtester Jakob! daß wir fast ein hal-
bes Jahrhundert lang ununterbrochen Freunde sind;
als ich bedachte, wie frei wir stets unsere Ansichten
und Ueberzeugungen erhalten haben, indessen unsere
Herzen mit unzerreißlichen Fesseln an einander ge-
knüpft waren; da fiel es mir ärgerlich auf, daß ich
noch keine Gelegenheit benützt hatte, der Welt zu
sagen, wie glücklich ich durch, wie stolz ich auf
Deine Freundschaft bin. So geschehe es denn
hier! Dir, mein teurer Jakob! sei eine
Schrift gewidmet, mit deren Hauptinhalte Du
übereinstimmest, und welche ich, wie das geringste
Blättchen, bloß aus der Absicht schrieb, irgend auf
eine Art dadurch nützlich zu werden.

Es bedarf, wie ich wohl weiß, keiner Bitt, daß Du dieses Denkmal unserer Freundschaft mit Wohlwollen aufnimmest; aber vielleicht des Wunsches, daß die Bearbeitung des Gegenstandes Deine Zufriedenheit verdiene.

So lebe denn noch lange gesund und glücklich, mein guter Jakob! und vergiß unsern Vertrag nicht, dem Einsamen, wenn er über lang oder vielleicht kurz aus seiner heitern Einsiedelei in das dunkle Kämmerlein hinabgestiegen ist, ein Berglein nicht an die Pforte zu legen.

E. G. Krause

Vor Erinnerung.

Die folgende Abhandlung ist gewissermaßen die Fortsetzung des Aufsatzes

Ueber den Büchernachdruck; im deutschen Museum. Leipzig. 1783. B. 1. S. 400;

und des:

Schreiben an Hrn. Rat Becker in Gotha über seine Abhandlung: Das Eigentum an Geisteswerken. Erst. und Leipz. 1789, oft. — im: Neuen deutschen Museum. Lpzg. 1790. B. 3. S. 934 bis 962.

Daher ich auch gewünscht hätte, Zeit und Umstände mögten erlaubt haben, alle drei Abhandlungen, deren jede ihr Eigentümliches hat, zusammen zu drucken.

Die letzte Schrift war schon ausgearbeitet, als ich durch Gefälligkeit zwei Schriften erhielt, deren Anzeige man vergebens in den freisinnigen und unparteiischen Lites

ratirblättern sucht, deren Anschaffung man vergebens in den orthodoxen Buchläden findet:

Denkschrift gegen den BR. Den am Wiener Kongresse versammelten Gesandten von einer Deputation der leipziger Buchhändler überreicht, mit Berichtigungen der darin angeordneten irrigen Ansichten, von einem Deutschen. 1815. 8tt. 46 S.

und:

Die Krisis des deutschen Buchhandels, herbeigeführt durch deutsche Buchhändler. Oder abgedruckene Beleuchtung der Denkschrift über den BR. Auri sacra fames! Virgil. Neustädtingen 1815. 8tt. 39 S.

Beide enthalten brauchbare Anmerkungen besonders über das Kaufmännische des Gegenstandes.

G. E. R.

Der Büchernachdruck ist so alt wie der Alter. Denn wer sich auf das Auslegen verpfligt, dem Testamenten finden, als Rebekka dem blinden Esau den Nachdruck Jakob's ganzen Bibel mit seinem Worte getadelt wird auch, wie unsere Uebersetzer, etwas ungeheuer und wollte den Nachdruck konstatieren; lies reden. (Kap. 33) Dazu scheuten seine Nachkommen, welches wohl daran liegen mag, daß die Nachdrucker ihnen nicht 100 Ziegen, 20 Böcke, 200 Schaafe, 20 Widder u. s. w. (Kap. 34, 24) entgegen schickten.

Im Gegentheile kann man hegen, welche aus ganz natürlichem Wurm stirbt nicht. Und nach dem Büchernachdruck erschienen sie den Leuten, 3) welche aber das Wunder! Ja denn, seitdem sein gibt, auch aus einer einzigen unwiderruflich entschieden worden gemeine praktische Leben; dem sollte es sein oder werden?

Der Mann von Erfahrung erwartet das nicht, verwundert, ärgert, reißt sich auch nicht darüber. Nur wenn eine einseitige, und ganz die schlechteste Entscheidung erzwungen, wenn freies entgegengetretenes Urtheil gewaltsam unterdrückt werden soll, dann ist es der freisinnigen Denkers Pflicht, das allgemeine Beste seiner Rube vorzuziehen, und Nachdruck mit Rath! zu rufen.

Die Herren, von welchen der große und gute Joseph II. (schon vor mehr als 30 Jahren schrieb:

noch etwas
on, im al-
er Origin-
des in der
sich Esau
t 27, 41)
mit sich

geneigt zu
genügt zu
genügt zu
genügt zu

re und von ihrer Par-
groß ist, sagen: ihr
in letztes Wort über
hm erst neuerlich noch
m geblieben sind. Aber
er Surrogate von ih-
! fest und bleibend und
che das gemeine, ganz
m unmittelbar betrifft,

- 1) Eine auffallende Unrichtigkeit darüber findet sich in einer sonst mit viel Sachkenntnis geschriebenen Abhandlung, wo gesagt wird: „Es sei wohl geschichtlich anzunehmen, daß bis jetzt noch in einem geschlossenen Staate, dessen Gesetzgebung in einiger Ausbildung gekommen war, der Nachdruck gestattet wurde. Auch in Deutschland nicht, so lange wie Kaiser und Reich hatten.“ (Verzeichn. über den deutschen Buchhandel. S. 13.) Das englische Gesetz ist von 1710, das französische, welches Linguet noch nicht zureichend fand, von 1777, und beide Staaten waren lange vor diesen Jahren geschlossen, und konnten sich doch wohl auch einer ausgebildeten Gesetzgebung rühmen. In Deutschland vorwärts gab gerade der Kaiser im „Reich“ Privilegien für den Büchernachdruck, und der Herr von Oesterreich läßt seine Unterthanen nicht an die Privilegien, welche der Kaiser Norddeutschen für aufschließenden Vertrag gegeben hatte.

- 2) Letztes Wort über den Büchernachdruck v. A. Dr. M. M. in: Ennomia 1803. B. 1. S. 485.

- 3) Oben letztes über Nachdrucke gegen den Nachdruck von J. P. H. Richter in: Morgenblatt 1815. S. 361.

„Um von Journalisten gepriesen, und von Dichtern besungen zu werden, will ich mein Volk dem Eigennutz gewinnföhriger Buchhändler nicht länger Preis geben“ 4) ruhen nicht. Nicht jedermann ist fest und groß genug, um wie Jakob II. dem „Preisen und dem Besingen“ widerstehen zu können. Darin mußten die besagten Herren ihre Angelegenheit selbst in kaiserliche Wahlkapitulationen und in die Verhandlungen des Wiener Kongresses einschleichen. Es ist aber merkwürdig, und hoch zu rühmen, mit welcher weisen Vorsicht dort und hier verfahren wurde. „Wir wollen“ (sagt die Wahlkapitulation Kaisers Leopold I. vom Jahre 1790) „ein Rathgutachten auch darüber erlassen lassen, wiefern der Buchhandel durch die völlige Unterdrückung des Nachdrucks, und durch die Herstellung billiger Druckpreise zu dem ickigen Verfall zu retten sei.“ Man sieht, wie gefährlich dem Kaiser die Sache dargestellt worden ist zu einer Zeit, wo das Buchschreiben mit jedem Tage zunahm, und die Honorarien auf bis dahin unerhörte Weise zu steigen angingen. Darum führen denn auch die Verfasser der Wahlkapitulation nicht mit Unterdrückung des Buchnachdrucks zu, sondern lassen den Kaiser nur Untersuchung des Gegenstandes versprechen.

Nicht ganz so vorsichtig, vielleicht weniger standhaft gegen das „Preisen und Besingen“, wovon freilich gerade neuerlich einige Regierungen ihre guten Vortheile gezogen hatten, sagte ein Entwurf einer Verfassung des deutschen Staatenbundes: „Im deutschen Bunde wird das Eigenthum gegen jede Beeinträchtigung gesichert, also auch gegen den Nachdruck“ 5); und ein anderer: „Die Bundesversammlung wird sich, bei ihrer ersten Zusammenkunft, mit Abfassung zweckmäßiger Gesetze über die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen.“ 6) Bloß ein Staat, welcher sich allenthalben durch weise Umsicht und reife Prüfung auszeichnete in den Konferenzen für Weglassung des Wortes ersten, und für Verwandlung der: Gesetze in Vorschläge. 7)

Nicht mit „Preisen und Besingen“, sondern auf eine andere Art unter versucht es ein ungenannter Privatschriftsteller, welcher ein wenig majestätsverbrecherisch und plumpe, wie das so in dieser Angelegenheit herkömmlich ist, dem deutschen Bunde unter die Nase sagt: „Noch mehr ben die anerkannten Diebe und Räuber, die Nachdrucker, unter dem Schutze der Fürsten ihr ehrloses Gewerbe fort, und allein gegen sie ist keine Gerechtigkeit zu finden.“ 8) und ein wenig lächerlich mit der Frage endet: „Will man Gelehrte und Buchhändler zur Selbsthülfe verleiten?“ 9) In ähnlichem Geiste, und unendlich feiner ist auch ein Vorschlag zur Errichtung einiger deutscher literarischen Barbarenstaaten geschrieben. 10) Kurz seit der Leipziger Schlacht, welche überhaupt weniger Köpfe gekostet, als verdreht hat

4) K. Merkur 1785. 3. S. 177.

5) Klübers Akten des Wiener Kongresses. B. 3 S. 46.

6) Das. S. 323.

7) Das. S. 368 und 388.

8) Deutschlands Forderungen an den deutschen Bund Mainz. 1816. S. 60.

9) Das. S. 68.

10) In: Fr. Buchholz Journal für Deutschland 1815. B. 3. 414.

st mit andern Bandenstoffen auch der Büchernachdruck erst wieder recht in Anregung gekommen.

Erlaubt oder nicht erlaubt, das ist noch immer die Frage.

Wir wollen sehen, ob wir ihrer Beantwortung nicht durch recht einfache Sätze beikommen können.

„Jeder, welcher Gedanken, oder so etwas hat, ist Herr und Eigenthümer davon!“ — Zugegeben.

„Wenn er sie aufschreibt, ist er Eigenthümer der Handschrift.“ — Allerdings.

„Wenn er von der Handschrift andere Abschriften macht, oder für seine Rechnung machen läßt, sind alle diese Abschriften sein Eigenthum.“ — Ohne Zweifel.

„Eben so ist er Eigenthümer von den Abdrücken, welche er von seiner Handschrift macht, oder machen läßt!“ — Ganz gewiß.

„Diese Abschriften oder Abdrücke kann er einzeln oder alle zusammen verschenken oder verkaufen!“ — Unfehlbar.

„Wer ihm alle, oder einige, oder eine heimlich nimmt, ist ein Dieb!“ — So sagen die Gesetze.

„Wer sich von einer rechtmäßig erlangten Abschrift andere Abschriften, von einem erkauften Abdrucke andere Abdrücke macht, und sie gleichfalls verschenkt oder verkauft, ist auch ein Dieb.“ — Das sagt ein Gesetz.

Wie sollte und könnte es auch! Der zweite, dritte, u. s. w. Vielfältiger (Nachdrucker genannt) nimmt dem Urheber

a) nicht Ehre und Namen. Er nennt seine Abschriften oder Abdrücke auch: Kunzens Gedanken;

b) nicht Kunzens eigene Abschriften oder Abdrücke,

c) nicht das Recht, diese eignen Abdrücke ferner zu verkaufen, wie er ihm einen verkauft hat,

d) nicht die Fähigkeit dazu, denn er hindert niemanden, bei Kunzen selbst zu kaufen, wenn es ihm beliebt.

„Aber es wird niemanden belieben. Der Nachdrucker Hinz kann wohlfeiler verkaufen, als Kunz!“ — Wenn er das kann, so wäre es ein Glück, aber keine Beleidigung von ihm, ein Unglück, aber kein Unrecht für Kunz. Allein warum könnte er es?

Hinz, wie Kunz, muß auf seine Abschriften oder Abdrücke Arbeit, der Arbeitslohn verwenden.

Hinz, wie Kunz, will für seine Arbeit oder für seinen Aufwand entschädigt seyn, und gewinnen.

„Aber Kunz will mehr gewinnen.“ — Das will ieder Kaufmann, er will, wo möglich, allein gewinnen. Hat darum ieder Kaufmann Recht, andere vom Handel auszuschließen?

„Allerdings vom Handel mit seinen Waaren!“ — Sind die Abschriften oder Abdrücke, welche Hinz auf seine Kosten machen ließ, Kunzens Waaren?

„Die Abdrücke nicht, aber das, was abgedruckt wurde: Kunzens Gedanken!“ — Die bleiben ja Kunzens, wie ich schon gesagt habe. Auch Hinz verkauft nur Kunzens Gedanken.

„Das ist es eben! Er verkauft sie, hat sie aber nicht bezahlt!“ — Was denn sonst? Wa s u l a t u r wollte doch Hinz nicht kaufen! Ganz wiß hat er Kunzens Gedanken schwarz auf weiß gekauft, lies Kunzens Gedanken abschreiben oder abdrucken, und verkauft wieder Kunzens Gedanken, weil sie, schwarz auf weiß, sein sind.

„Sein sind sie wohl, schwarz auf weiß, in allerlei Rücksichten. Er

„kann das Wapler verschenken, verkaufen, zerreißen, verbrennen;
 „kann die Gedanken auswendig lernen, erzählen, rezensiren, widerlegen,
 „verspotten, verachten; aber er soll ihre Abdrücke nicht vervielfältigen,
 „und nicht verkaufen. Das hat sich der Verfasser Kunz vorbehalten.“

Wollen. Ja. Wie ieder Kaufmann. Aber ob er konnte, ob
 durfte, das ist ja eben die Frage!

„Kann ein Eigenthümer nicht mit der Bedingung verkaufen, daß
 „der Käufer seine Waare nicht nachmache?“ — Er kann es wollen,
 aber der Käufer wird es nicht wollen, selbst der nicht, welcher in der
 Person gar nicht gesonnen ist, seine natürliche Freiheit zu gebrauchen.
 Das hat der orthodoxe Kant nachgewiesen. 11) Auch eine vernünftige
 Regierung kann eine so unnatürliche Einschränkung der natürlichen Frei-
 heit nicht wollen; kann ein sehr drückendes Monopol nicht unterstützen.
 Kann „ihr ganzes Volk nicht dem Eigenthum einiger Gewinnsüchtiger
 „Preis geben!“ —

Aber im schlimmsten Falle, d. h. wenn der Verkäufer die Bedin-
 gung machen könnte und dürfte, müßte er sie doch wenigstens machen.
 Ieder Verkäufer bei jedem Käufer für jede Art und für jedes
 Stück Waare. Eine stillschweigende gegen eine so natürliche Freiheit
 kann gar nicht angenommen, kann willkürlich anzunehmen gar nicht
 gestattet werden. Würde sie aber ausdrücklich gemacht, so würde sie
 (wegen der von Kant bemerkten Unannehmlichkeiten) finden, daß kein
 oder gar keine Käufer Lust haben würden, sie einzugehen. Da nun der
 Verkäufers Zweck und Bedürfnis ist, zu verkaufen, so würde er es
 freitig eine eben so willkürliche, als entbehrliche und drückende Bedin-
 gung lieber aufgeben, als seine Waare behalten.

Er würde also nicht einmal ausdrücklich machen wollen, was
 stillschweigend und einseitig gemacht haben soll.

Eine Einschränkung des Eigenthums und der natürlichen Freiheit
 kann aber nur entstehen durch allgemeine Gesetze, oder durch besondern
 Vertrag. Daß ich mit den Stiefeln, welche ich kaufe, nicht auch
 das Recht bekomme, auch Stiefel zu machen, dem ist Bürgerrecht
 Zunftverfassung, Gewerbswesen entgegen. Daß ich mit dem Recht
 welches ich kaufe, niemanden todt stechen darf, lehrt das fünfte Gebot.
 Aber kein Gebot lehrt, daß ich mit einem rechtmäßig gekauften Eigen-
 thume, z. B. einem Buche, nicht alles machen dürfte, was nicht ver-
 boten ist. Und es abzuschreiben oder abzudrucken, ist noch nicht allemal
 halben verboten, und sollte es vielleicht nirgends sein.

Bisher war nur die Rede von Kunz und Hinz.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß sich das Verhältnis
 Rücksicht auf das Publikum um gar nichts ändert, wenn zu-
 sehen beiden Martin eintritt, ein Mann, welcher statt Kunzens
 Gedanken abschreibt oder abdruckt und verkauft: ein Urverleger.
 Dieser auch mit Kunzen für Verträge geschlossen haben mag, dem
 Publikum können sie gleichgültig sein, so lange er sich nicht anmaßt,
 Rechte haben zu wollen, als Kunz selbst hatte.

Eben so versteht es sich, daß Hinz überhaupt das Recht, zu
 drucken und zu verkaufen, haben muß. Denn wenn ein Geheim-
 rath oder ein Schneider Kunzens Gedanken drucken und die Abdrücke
 verkaufen wollte, so würde ihm das freilich verboten werden kann
 nicht, weil es ein Nachdruck, sondern weil er kein Fürger, oder ge-
 mäßiger oder konzeSSIONIRTER Buchdrucker und Buchhändler wäre.

mit fällt ein gar feiner Einfall Wüllers, 12) welcher meint: „wenn „der Verlagsvertrag das ganze Publikum in Mitbesitz setzt, also auch „den Verfasser, so kann der Verfasser selbst seinem Verleger nachdrucken.“ Wie subtil die abderitischen Gelehrten sind! dachte Demokrit in einem ähnlichen Falle. 13)

Wenn das Recht fällt, (Laden selbst, obgleich — desto sonderbarer — ein grimmiger Feind des Büchernachdrucks, gibt es, „von der „Seite des Rechts“ auf, den Büchernachdruck zu widerlegen), 14) so müssen an sich schon die Gründe dazu nicht viel tangen. Doch wollen wir sie hören, oder vielmehr ihn.

Denn das Eine und Alles ist: der Büchernachdruck schadet dem Urheber, und niemand soll durch den Schaden eines andern reicher werden.

Allein ein eben so alter Grundsatz ist, wer sich seines Rechts bedient, thut niemanden Unrecht. Es ist aber ein unstreitiges Recht, von seinem Eigenthum jeden Gebrauch zu machen, welcher nicht ausdrücklich verboten ist. Und selbst in einem solchen Falle bleibt es noch in jedem freien, menschlichen Staate ein unverlierbares Recht zu untersuchen, ob der verbotene Gebrauch mit Recht verboten, ob das allgemeine, größere Wohl der Gesellschaft dem „Preisen und Besingen“ weniger aufzusperren sey.

Und nun ferner, wenn der Feller und Urheber entscheiden

Es folgt, daß, wenn der F ein Verbrechen seyn soll, weil er demselben Grunde unrecht und

1) der Nachdruck ausländischer vortreffliche Verfasser eines d Büchernachdruck geschrieben sind den 17) und mehre. Geradezu allgemeinen Landrechte, in dem 1 Preßfreiheit, in der Verordnung des Königreichs Niederlande, 18 ähnlichen Gründen) vertheidigt D 21) und andern; geübt al mein, 22)

12) Ueber den Verlagskauf. Leipzig. 1793 S. 40.

13) Wielands sämtliche Werke. II. Bde. B. 19. S. 55.

14) Nemesis B. 2. S. 348.

15) Landrentmeister Schneider in Dresden. Teutsches Museum 1784. 1. S. 138.

16) Ehlers über die Ungültigkeit des Büchernachdrucks. Dessau und Leipzig 1784. S. 90.

17) Nemesis B. 2. S. 376 und sein Regensent in der ienaischen Lititz. 1814. 4. S. 373.

18) Eb. 1. Bde. II. S. 1026. — Nemesis B. 2. S. 369. ff. S. 1. — Allgem. Anz. der Teutschen 1814. 2. S. 2937.

19) Teutsches Museum 1785. 3. S. 96.

20) Wüllers Beiträge zum teutschen Staats- und Bürgerrecht. B. 1. S. 276. 277.

21) Das über Bucherprivilegien und Büchernachdruck. Literatur und Bücherk. 1784. Df.

22) So erzählt uns das Morgenblatt 1814. S. 1024. ohne alle Misbillu

zahlen außer: das behauptet Ströff 32) und eine Menge der Mithungen, welche er anführt. 33)

Auch dürfen nicht Statt finden

4) Uebersetzungen, nach Ebler 34) und Liden, 35) und Zacharia. 36)

5) Sammlungen einzelner gedruckter Aufsätze verschiedener lebender Schriftsteller, nach Ebler 37)

Die Auswahl der besten profanischen Aufsätze der Deutschen in Blumenleser, Anthologien, Beispielsammlungen, Sammlungen in Platonischen Übungen u. dgl. wären also größtentheils unerlaubte Verdrücke. Eben das

6) alle Schriften und Journale, welche Auszüge aus alten Schriften liefern, wie Ebler 38) welcher gleichwohl nur aus sonst großen Folgerichtigkeit in Rezensionen Angabe des hohen Wertes einer Schrift, und Anführung von Stellen, um sie zu kennen, erlaubt, 39) obgleich keinem wissenschaftlich beschäftigten Manne an Weisheit und Erfahrungen fehlen werden, daß er sich bei gar manchen Büchern, welches er außerdem nicht hätte entbehren können, mit der Inhaltsangabe eines Rezensenten begnügt, und begnügen konnte.

Um dem möglichen Abfalle eines Buchs nicht zu schaden, darf man

7) weder ein Privatmann ein Buch für Geld verkaufen, 40) noch dürfen

8) Leihbibliotheken von den Regierungen gekauft werden, 41) und darf man

die A auch nur unentgeltlich verkaufen, wenn man dadurch dem Verfasser zu schaden, 42) in selbst
stellen he Landesbibliotheken sind ungerecht, weil sie den Schriftsteller verderben. 43) Doch will sie Liden nicht ganz
vernünftiger, nur sollen sie Verfasser oder Verleger für deren Kosten aufstellen, hinlänglich entschädigen. 44)

Man kann sich nun freilich fragen: 1) was heißt hinlänglich bei Büchern, welche Jahrhunderte da stehen, und von Tausenden benutzt werden? 2) Was soll die Bibliothek thun, wenn sie Bücher an Antiquare, in Versteigerungen und sonst aus der zweiten, dritten Hand kauft oder erhält?

Folgerichtig darf

32) Ströff's Versuch, S. 13. 31.

33) das. S. 31. 316 124.

34) Ebler S. 91.

35) Remesle B. 2. S. 376.

36) De dominio, quod est auctori in libris, quos scripsit, m. f. C. Zachariae opuscula academica, T. 1, Lips, 1803; und ferner das Veränderte Verh. vom 24 Jan. 1814, m. f. Correspond. für Rechtsw. Land 1814, S. 1209.

37) Ebler S. 73.

38) das. S. 73.

39) das. S. 73.

40) Remesle B. 2. S. 360.

41) das.

42) das.

43) das. S. 362.

44) Remesle B. 2. S. 362. Daraus stimmt auch der Remesle in den Zeitschriften 1814, 4. S. 373 überein.

11) sie und niemand alte Bücher kaufen; so wie aus den Gesetzen 7, 8 und 9 folgt, daß

12) auch niemand alte Bücher verkaufen, verschenken, im Testamente vermachen u. s. w. darf. Denn wenn die Herren A B bis Z alle ein gewisses Buch brauchen, oder es zu brauchen sich einbilden, aber doch Geduld genug haben, zu warten bis B es alt von A, C von B u. s. w. bis Z von Y bekommen kann, so entgehen dem Urverleger offenbar 23 Käufer. Gegen das neunte Gesetz erlaubt indeffen der sonst strenge und vielfordernde Ehlers Bücher zu verleihen, und geliehene zu lesen „wegen der sicher zu wagenden Voraussetzung, daß der Schriftsteller diesen Theil seines Eigenthumsrechts nicht handhaben wollte;" 45) ein Grund, welcher häufig auch von andern besonders für Uebersetzungen, auch für das Nachdrucken ausländischer Bücher vorgebracht wird. Der gewissenhafte Mann „kann aber doch nicht umhin, für Gewissenhafte die Anmerkung zu machen, daß ein Mann von hinlänglichem (?) Vermögen seinem Gewissen nach ein Buch, von dessen Lesung er vielen Nutzen oder viel erlaubtes Vergnügen hat, zu kaufen verpflichtet ist." 46)

Noch gelinder ist der Verfasser der sieben Nachvorte, welcher geradezu erklärt: „ihre Werke, welche man nicht bezahlen kann, kann man ja borgen, in öffentlichen Büchersammlungen nützen, alt in Versteigerungen kaufen." 47)

Indessen sind alle zwölf Folgerungen aus dem Grundsatz des möglichen Schadens für den Urverleger unwidersprechlich richtig, haben auch ihre zum Theile sehr wichtigen und achtungswürdigen Vertheidiger, und die meisten Arten dieser Schmählerungen der Vortheile des Verlegers bringen ihm einen offenbaren, großen, gar nicht zu berechnenden Schaden. Allein groß oder nicht; wenn der Büchernachdruck Diebstahl ist, weil er schadet, so sind jene Benutzungen des Eigenthums auch Diebstahl, weil sie schaden. Wenn man aber, herausgehend aus dem strengen Rechte zu einer politisch-ökonomischen Ansicht, die richtigen Folgerungen auf Uebersetzungen, Auszüge, Verleihen, Verkaufen u. s. w. verwirft, weil sie weniger schaden, welches nicht einmal bewiesen werden kann; warum sollen denn die Gründe für den Büchernachdruck nicht gelten, weil er viel nützt, welches sich sehr leicht beweisen läßt?

Wenn die strengen, starkgläubigen Vertheidiger eines ausschließenden Verlags eigenthums der Schriftsteller es auch für ein ewiges erklären, so muß man das folgerichtig finden. Und so erklärt L u p e n alle Zelteinschränkungen, wie im Gesetze der Nationalversammlung von Frankreich, im kaiserlich-französischen Dekrete, in den englischen Gesetzen, in dem badenschen Landrechte, in der nassauischen und niederländischen Verordnung, im preussischen Landrechte, 48) für „abscheu-

45) Ehlers S. 78.

46) Das. S. 80.

47) Morgenblatt 1815. S. 374.

48) Im ersten (v. 19. July 1793) wird der Nachdruck 10 Jahre nach dem Tode des Verfassers; im zweiten (v. 5. Febr. 1810) nach dem Tode des Verfassers und seiner Wittve, und nach zwanzigjährigem Genuße des Verlagsrechts von den Kindern; in den englischen, sowohl von der Königin Anna (v. 10. April 1710) als in der neuen Parlamentsakte (v. 29. July 1814) nach dem Tode des Verfassers oder nach 28 Jahren; in dem badenschen Landrechte §. 577 gleichfalls nach dem Tode dessen, welcher

lich und unsinnig. Wenn man dem Verfasser das Eigenthumsrecht in seinem Buche einräumen muß, so muß dies Eigenthum auch so sein, wie jedes Tagelöhners." 49) So läßt auch Ehlers das Druckeigenthum erst dann aufhören, „wenn es keinen Erben eines Schriftstellers oder des Verlegers, dem er seine Rechte ganz überträgt, giebt." 50) Ohne Zweifel, ob er es gleich nicht ausdrücklich erklärt, ist von dieser Parthe auch der Regierungsrath Sack, welcher das Büchernachdruck auf's strengste verboten wissen will. Folgewidrig ist es ihnen, welcher dieses will, „weil das Gewerbe unedel sey," scheint es dessen doch, daß die Reichsversammlung Privilegien ertheilen soll; wie er diese „Ausschluß-Verlagsrechte" übersetzt; (es gäbe also ohne Privilegien doch keinen Ausschluß, folglich könnte ja auch das Nachdrucken nicht unrechtlich und unerlaubt seyn) und daß „diese Einrichtung den Druck von Büchern in fremden Sprachen nicht Anwendung finden soll." 51) (Folglich könnten, selbst in Deutschland, selbst in Berlin Friedrichs d. E. Werke, Willers Schriften, kurz, alle nicht teutsche Bücher nachgedruckt werden. Das ist von einem Gegner des Büchernachdrucks viel erlaubt!)

Dagegen soll nach Reysers 52) das Verlagsrecht, wenn es der Verleger zehn Jahre lang ausschließend genossen hat, wieder an den Verfasser zurück fallen, oder sonst frei werden. Georgius, der freyschlägt die Dauer der ausschließenden Schriftsteller- und Verlagsrechte für jedes Buch auf ein Menschenalter oder 40 Jahre vor. 53) Ein Ungenannter (von N. im Allg. Anz. der Deutschen 1816. 2. E. 2769) will den Verlag in ganz Deutschland auf 50 Jahre gesichert haben. Der neueste Schriftsteller über Buchhandel, selbst ein Buchhändler und einer der gebildetsten, wünscht vom Bundestage „ein positives Gesetz über das Eigenthumsrecht der Autoren und Verleger, und nur auf eine gewisse Zeit, ausschließend, nach welcher das Buch Nationalgut werden soll." 54) Und Gräff, welchem es oft geht, in dem Paulus, nur nicht aus gleicher Ursache, 55) erklärt die Bestimmungen des preussischen Landrechts, den Erben eines Schriftstellers Rechtsansprüche an neue Auflagen zu geben, 56) das Verlagsrecht

eine Schrift in Verlag gab; im nassauischen (N. 4. und 5. May 1814) nach dem Tode des Verfassers; im niederländischen (N. 22. Sept. 1814) nach dem Tode des Verfassers, seiner Wittve und seiner nächsten Erben erlaubt; im preussischen Landrecht (Th. 1. Tit. 11. §. 1020) geht nach dem Tode des Verfassers sein Recht nicht an seine Erben, sondern an seinen Verleger über, wie denn überhaupt die preussischen Gesetze den Buchhandel sehr augenscheinlich ein Buchhändler entworfen hat.

49) Nemesis B. 2. S. 366 367.

50) Ehlers S. 87.

51) Der teutsche Bund nach seinem ganzen Umfange. Betrachtungen eines Geschäftsmannes. Bülchau und Leipzig 1814 Okt. S. 31.

52) m. f. Anm. 28. Reysers Schrift S. 10.

53) Georgius über den Büchernachdruck, in: Journal für Teutoland von Buchholz 1815 B. 2. S. 596. Soll das oder etwas anderes sein, wie es scheint, so gibt es wenigstens eine ungewöhnliche Bestimmung eines Menschenalters.

54) Werthes, der teutsche Buchhandel u. s. w. S. 12.

55) Apostelgesch. 26, 24.

56) Th. 1. Tit. 11. §. 1014.

Buchhändler in der Regel nur auf die erste Ausgabe zuzuerkennen, 57) für unschicklich, 58) ja höchst unbillig, 59) da er, und eine Menge seiner Genossen es vielmehr so natürlich und nothwendig finden, daß ein Verleger, wenn er einem Wieland für den Bogen seines Shakespears zwei Laubthaler bezahlt hat, 60) dadurch so unumschränkter Herr des Verlags geworden ist, um dem Verfasser nicht bloß jede neue, verbesserte, umgearbeitete Ausgabe verbieten, 61) sondern sogar, wie einer von ihnen ohne Mißbilligung der andern erzählt, 62) eine ohne Bedingung, aber doch für den Druck! gekaufte Handschrift, weil sie ihm nicht gefiel, verbrennen zu können!

O Schriftsteller! Schriftsteller! fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töden, und die Seele nicht mögen töden, den Nachdruckern, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele, Druck und Handschrift, verderben mag, dem Verlagszwingherra! Ihr ahnet und begreift gewöhnlich gar nicht, welchem gräßlichen, empfindenden Despotismus ihr in die Hände fallen würdet, wenn die Buchhändler Lehuskristokraten über euch werden sollten! Studirt nur wenigstens Gräffs Buch, welches, obgleich recht schlecht, doch äußerst merkwürdig ist! Es läßt, eben aus Dummheit und Anmaßung, sehr in die Karten sehen. Aber bei einiger Bekanntschaft mit der Sache, bei einiger Welt- und Menschenkenntniß, und bei eigener Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit könnte man das immer, wie es Joseph II. konnte.

Nun nur noch ein paar Gegenstände! Denn ich werde es müde, alle die Gegensätze, Widersprüche, Verschiedenheiten, welche in Sachen des Verlags und Büchernachdrucks vorkommen, aufzustellen. Dieser letzten einer aber ist die Wurzel alles Uebels: der Buchmacherlohn. Ohne ihn gäbe es keinen Streit über den Büchernachdruck, und vielleicht den Büchernachdruck selbst nicht. Seine bloße Möglichkeit würde dann größtentheils hinreichen, ihn entbehrlich zu machen. Der Urverleger würde dann, wie bei bloßen Abdrücken der alten Klassiker, keinen Anspruch auf ausschließenden Druck verlangen, keinen Vorwand zu unbilligen Ladenpreisen haben. Papier und Arbeitslohn machen nirgends einen sehr bedeutenden Unterschied, und der Wettseifer bestände in ein paar Gegenständen, um welche sich leider wenig teutsche Buchhändler bekümmern; außer: Schönheit und richtiger Druck des Buchs, beide, zumal der letzte, werden meistens unglaublich und unverantwortlich vernachlässiget, auch von den bessern Verlegern. 63)

57) Eb. 1. Eiz. 11. S. 1016.

58) Gräff S. 191.

59) das. S. 192.

60) Ausgewählte Briefe von Wieland, Zürich, B. 2. S. 208. Dafür konnte aber der Verleger so viel Auflagen machen, als er wollte.

61) m. s. die Anmerkungen 29 bis 33.

62) Gräff S. 95.

63) So liegt eben vor mir Kan's Preisschrift über das Kunstwesen, bei Göschen, 178 S. mit zwei Seiten angegebener Druckfehler: — Das Fichtelgebirge von Goldfuß und Bischof; Nürnberg bei Stein; 598 S. mit sechs vollen Seiten voll Druckfehler, welches aber noch nicht alle sind: — Allgemeine Staatskorrespondenz. Aschaffenburg bei Dessauer; 496 S. mit zwei vollen Seiten Druckfehler. Selbst in den sämmtlichen Werken Wielands habe ich eine Menge angemerkt, welche vom Verfasser oder Verleger nicht einmal angezeigt sind. Denn daß sie das hier und da werden

Ueber seinen Buchmacherlohn nun, für welchen wohl nicht, wie Georgius meint 64), die Dankbarkeit und Zartheit des Publikums im Namen Honorar, Ehrensold erfunden hat, sondern wohl eher die Eitelkeit und Eitelkeit der Lohnschreiber, gibt es ebenfalls wieder die entgegengesetzten Ansichten.

Der schon angeführte vortreffliche Gegner des Bächernachwuchs verteidigt die Arbeit um Belohnung mit eben so viel Ernst als Ungemüßigkeit; 65) der Verfasser der sieben letzten Worte mit viel Et. das versteht sich von selbst; 66) Wieland faßt mit Leidenschaft; 67) Georgius ruhig und rechtlich; 68) auch Lessing war dazu. Nach einer der neuesten Abhandlungen gegen den Bächernachwuchs, welche übrigens mit einer in diesem Fache sonst ganz ungewöhnlichen Ruhe, Billigkeit und Anständigkeit geschrieben ist, „läßt es sich so schicklich und an Beispielen anderer Länder erweisen, daß es ein Honorar um die geistige Würde und Freiheit der Autoren sein wäre.“ (??) 70) Und: „verflucht sei die Hand, welche für Menschen schreibt, wenn das Manuskript nicht gut und baar ein Buchführer bezahlt wird!“ sagt Galiani, 71) meint es aber nicht so schlimm. Vielmehr kann seine offenbare Ironie mit der so leicht umgekehrten von Meißner: „es wird eine Zeit kommen, in der man keine Bücher mehr für Geld schreibt, und dann werden wir Bücher erhalten, die — nicht mit Gelde zu bezahlen sind.“ 72) den Übergang zu der Ansicht der Gegenpartei recht schicklich machen.

Unter dieser, welche aus sehr begreiflichen Ursachen der Zahl nach die Kleinere ist, drückt sich niemand stärker aus als Luden. „Der Handel mit Ideen hat etwas Widersprechendes,“ sagt er, 73) und müßte

muß man noch für ein besonderes Glück schätzen, so lästig es auch erst Stunden lang Druckfehler verbessern zu müssen, ehe man ein neues Buch zu lesen anfangen kann. Alles sonst Gewöhnliche von Unwissen übersteigt aber nach eigenem Geständnisse des Verfassers „das zufällige Chaos“ auf S. 13 bis 22 im ersten Bändchen von Richard Herbstblumine, welches 1810 heraus kam. Aber weder Verleger noch Verleger fand es der Mühe werth, fand sich verpflichtet, das bezahlende Publikum würdig, diese schändliche Niederlichkeit zu umgedruckte Blätter wieder gut zu machen. Alles was geschehen muß besteht darin, daß der Verfasser im zweiten Bändchen, welches 1811 heraus kam, also ganze fünf Jahre später den Unfug (S. 3) angiebt und einigen Spas darüber macht. Da hatten doch ehemals Schriftsteller und Buchhändler mehr Achtung für das Publikum.

64) M. f. Anmerk. 53. S. 593. Kämpfe übersetzt Honorar Ehrenlohn Ein Rezensent (Allg. l. Bibl. 110. S. 548.) bemerkt sehr gut: „In unsern Tagen bliese es in den meisten Fällen besser: Sündengeld.“

65) Deutsches Museum 1784. 1. S. 143 bis 150.

66) Morgenblatt 1815. S. 366.

67) L. Merkur 1777. 4. S. 282.

68) M. f. Anmerk. 53. S. 590. 591. u. f. w.

69) Analecten für die Literatur, Bern und Leipzig, 1788. B. 1. S. 279.

70) Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Aufstiegs einer deutschen Literatur (von Perthes). 1816. Dr. S. 172.

71) Galiani's Dialogen übersetzt von Belcht. B. 2. S. 172.

72) Morgenblatt 1815. S. 546.

73) Memes B. 2. S. 329.

„das Uedle, Gemeine, Beschäftige und Anwürdige, welches den Handel mit Ideen, vielleicht nothwendig begleitet,“ von der Schriftstellerei zu entfernen. 74) In demselben Sinne spricht schon der Kanzler von Ludwig von dem „unedeln Gewinne des Bücherschreibens.“ 75) In demselben sagt Isidorus: „Das Honorar für Manuskripte ist eigentlich eben so anstößig, als daß man die protestantischen Beichtväter für Beichte und Taufen, und so weiter bezahlt.“ 76) In demselben drückt sich ein Rezensent aus: „Wegen der Büchermacherei haben wir so viele gefertigte und so wenig gedachte Schriften, so manche Männer von schriftstellerischem Rufe, so wenige von schriftstellerischem Werthe. Dies rührt daher, daß die meisten Bücher mehr oder weniger des Honorars wegen geschrieben werden. So lange, als dieses geschieht, wird so lange nicht unter den Reichen mehr sich der Schriftstellerei widmen, wird es uns an Werken, wie sie vorzüglich die englische Literatur aufzuweisen hat, und welche dem menschlichen Geiste wahrhafte Ehre machen, und das Gebiet des Denkens erweitern, fehlen.“ 77) In demselben Geiste äußert sich besonders gegen den unwürdigen Handel mit Gedanken“ eine ganze, wohl geschriebne und wohlgeordnete Abhandlung in dem schleswigischen Journale 1793 B. 3 S. 314 — 348. Auch der Rezensent von Ehlers in der gothaischen gelehrten Zeitung 1785 S. 579 führt besonders gut aus, daß Gedanken ein Gegenstand des Eigenthumsrechts sein können. In demselben Geiste singen die Säger:

„Für Gaben habet Dank, — —

Das Geld bringt Neid und Sorge mancher Art,
und Freude nur bezahlt mir meine Kunst.“ 78)

der:

„Die goldne Kette gib mir nicht.

Ich singe, wie der Rabe singt,
der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet. 79)

Sie singen, aber sagen nicht so!!)

In demselben Geiste handelte z. B. Buffon, welcher seine Naturgeschichte einem Buchhändler unentgeltlich überlies, dessen Witwe, da er vor

74) Nemesius B. 2. S. 353. So sagt auch Jagemann gegen Archenholz: „Es gab damals (im sechzehnten Jahrhunderte) „keine so unglückliche Kunst von Gelehrten, die vom Bücherschreiben ihre Nahrung erwarteten. Ein so verächtliches und vom Hunger erfundenes Handwerk, welches Künste und Wissenschaften zu Sklaven des Buchhandels und zu Vuhlerinnen des Gewinns macht, giebt es in Italien bis auf den heutigen Tag nicht. Man schreibt daselbst um des Ruhms willen“ n. f. w. Deutsches Museum 1786. B. 1. S. 520.

75) J. P. de Ludewig reliquiae manuscript. Praef. §. 42.

76) Notizblätter von Isidorus. B. 1. S. 92.

77) Jena, Liturg. 1808. 3. S. 408.

78) Der Säger in Einhard und Emma von Helmina von Chezy. Urania für 1817. S. 124.

79) Göthe's Werke B. 2. Tübingen 1806. S. 206.

„wissen; denn der Künstler, der Gelehrte und der Dichter sollen
„müssen mit ihren Erzeugnissen auf einer freien Höhe stehen.“ 94)

(Sie singen, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnt?)

Die armen prosaischen Staatsmänner, welche immer gern sehen
den unter sich haben, meinen das nun freilich nicht. Da sie nicht
für zwei bis dreihundert Buchhändler allein, welche nur zu gut zu
zu sorgen wissen, sondern für Millionen sorgen müssen, um der
Bildung und Belehrung es zu thun ist; so können sie diese nicht
einem vornehmen: „wer der Schriftsteller Arbeiten nicht bezahlen
„der muß sich bescheiden; sie zu entbehren,“ 95) abweisen. **Reichs-**
hat sich Kaiser Leopold II. ausdrücklich verbindlich gemacht, **Reichs-**
Reichsgutachten über Herstellung billiger Druckpreise bei
ger Unterdrückung des Nachdruckes erstatten zu lassen, 96) und auch
Bevollmächtigten in Wien, wo so viel Kenntniß, Geist, Erfahrung
und Umsicht vereinigt war, hielten eine zweckmäßige Bestimmung
Herstellung billiger Bücherpreise für genau mit der Frage über
Büchnernachdruck verbunden. 97) Dieses ist ganz gewiß wahr.
Aber die zweckmäßige Bestimmung wird gleich von vornher so ungehe-
re Schwierigkeiten zeigen, und zugleich die sichere Aussicht auf so
Undank, Unzufriedenheit, Vorwürfe, Verdacht, und auch wohl
Safahr der Parteilichkeit eröffnen, daß man vermuthlich das Unter-
men ganz aufgeben, und auf einen völlig neuen Ausweg gerathen
Die Verfasser der Denkschrift über den Büchnernachdruck, an den
groß zu Wien (Leipzig 1814 quart) deuten S. 31 selbst dahin.
„der Nachdruck unrechtmäßig, so werde er allgemein verboten, if
„aber rechtmäßig, so werde er allgemein erlaubt.“

Der Zweifel, ob der Büchnernachdruck unrechtmäßig sei, liegt
offenbar in allen, welche denken können, oder wenigstens in den
meisten. Woher sonst die Ausnahmen (bei ausländischen Schriften
Übersetzungen u. s. w.)? Woher die Beschränkungen auf be-
Dauer des Verlagsrechtes? Woher die Vorschläge von Zaren?
Wann hört das Eigenthum am toskaner Weine auf; und wer be-
seinen Preis? Wo ist wirklicher Diebstahl nicht Diebstahl? und
gejittete Regierung straft ihn nicht von selbst, oder bietet wenigstens
Hände dazu, außer daß etwa hier und da ein anmassender und lei-
schaftlicher Provinzenpräfekt einem durch Steckbriefe verfolgten,
„schen edlen Manne,“ welcher König und Volk bestahl, seinen
Schutz versichert? (Allemannta B. 2. S. 271.)

Woher die Privilegien? ist schon oft gefragt worden, aber nie
nugthuend beantwortet. Man hat Karls V. peinlicher Gerichtsorden
nie zu große Sparsamkeit in Aufzählung und Bestrafung von Ver-
chen vorgeworfen, und 1530 gab es schon Büchnernachdruck und
darüber genug. Allein dieses merkwürdige Gesetz enthält kein
von Büchnernachdruck, und ist selbst „cum gratia et privilegio
„riali“ gedruckt und in dem Privilegium (vom 31. Julio 1532)
daß, weil dem Verleger der Druck vom Kaiser befohlen, weil er

94) Die deutschen Schriftsteller; von A. G. Eberhard. B.
1814. S. 49.

95) Eberhard. S. 49.

96) Wahlkapitulation von 1790. m. f. Hamburger poli-
sches Journal. 1791. B. 1. S. 251. Art. 7. §. 1.

97) Akten des Wiener Kongresses. B. 4. S. 28.

urch in einige ökonomische Verlegenheit gerathen sey, und damit
 dafür, wie billig, „ähnlich ergenklichent empsahe,“ der Nachdruck in
 zwei Jahren, „den nächsten noch einander folgend,“ verboten sein soll.
 Was darin für den ganzen Gegenstand liegt, wird durch keinen witzigen
 Einfall weggehoben. Der Kaiser und seine Räte mußten doch wohl so
 vernünftig, was Rechtens war, und was Recht!

Eine andere Seite ist diese. Pütter schien Gelehrsamkeit, Scharf-
 sinn, Gründlichkeit und Deutlichkeit erschöpft zu haben, als er seine
 Erstausg. 1774 herausgab. Dennoch fand Feder 1780, daß sie doch
 nicht völlig einleuchtend sein müsse, weil sie „noch viele, bei welchen
 doch nicht der Wille, die Wahrheit anzunehmen, sich in Zweifel ziehen
 läßt,“ nicht überzeugt habe. 98) Er machte also einen neuen Ver-
 such einer einleuchtenden Darstellung u. s. w. Vier Jahre später ge-
 fand der vortreffliche, denkgeübte, höchstmoralische, gewisse, feste Eh-
 rer: „Selbst Pütters und Feders Schriften über den Bücher-
 nachdruck ließen noch so starke Zweifel über einige zu dieser Ma-
 terie gehörige Rechtsideen in meiner Seele zurück, daß ich nicht ganz
 zu einer gewissen Entscheidung kommen konnte.“ 99) Ein Jahr nach-
 her verwarf Kant alle frühere Versuche, 100) und glaubte auf eine
 ganz neue Art die Unrechtmäßigkeit des Bücher-Nachdrucks zeigen zu
 können, u. s. w. u. s. w.

Kann wohl von einem habfüchtigen Buchhändler, von einem eigen-
 thümlichen Buchmacher so leicht weg und so absprechend eine Frage ent-
 schieden werden, über welche solche Männer zweifeln, und sich gegen-
 seitig nicht befriedigen?

Man übersehe das ganze Feld noch einmal. Alle Ansichten, Aus-
 sprüche, Meinungen, Wünsche, welche ich angeführt habe, habe ich ab-
 sichtlich bloß von Gegnern des Büchernachdrucks angeführt,
 in paar Ungenannte ausgenommen, deren Glauben ich nicht kenne,
 welche aber in den angeführten Punkten mit den Rechtgläubigen über-
 einstimmen.

Bei so zum Theile unerhörten, zum Theile lächerlichen Forderun-
 gen, bei so vielen Widersprüchen unter den Orthodoxen selbst, bei dem
 Beständnisse der besten, gelehrtesten, scharfsinnigsten und verständigsten
 unter ihnen, daß die Sache allerdings ihre großen Schwierigkeiten habe,
 bei den verschiedenartigen, aber immer vorsichtigen Schritten der Gesetz-
 geber, wovon, so viel ich weiß, noch nicht ein einziger jemals den Bü-
 chernachdruck unbedingt auf ewige Zeiten verboten hat, wie ieder den
 Diebstahl, den Raub, den Mord u. s. w., — bei allem diesem sollte es
 im Verbrechen sein, noch immer zu zweifeln, und zu wünschen, daß
 auch die ickigen Arcopagiten Deutschlands sich durch „Preisen und Be-
 schenken“ nicht bestechen lassen mögen? bei allem diesem sollten es nur
 Sophisten sein, welche für den Büchernachdruck gesprochen haben, wie
 die Denkschriftler behaupten? 101) Schleiermacher, Reimarus,
 Hoffbauer, Jakob, Rüdiger, Knigge, Krause, von Al-

98) Götting. Magazin der Wissenschaften und Literatur
 von Lichtenberg und Forster. B. 1. S. 2.

99) Ehlers. Vorrede S. XIII.

100) Berliner Monatsschrift B. 5. S. 403.

101) Denkschrift über den Büchernachdruck an den Wiener
 Kongreß. S. 5.

mendungen, 102) Zeffing 103) nur Eschbischen? bei allen den
 mußte man „zu vielen Gewinn von dem Nachdrucke erlangt haben, als
 „daß man nicht allen Beruf haben sollte, ihn bestmöglichst zu ver-
 „theidigen?“ 104)

Es geht den Vertheidigern des ausschließenden Verlagsrechts, in
 ehemals den Anhängern Rants. Diese konnten aus Eitelkeit, wie wir
 len aus Eigennuß nicht begreifen, daß jemand anders, als sie, sich aus-
 urtheilen, und dennoch ein ehrlicher Mann sein könne. 105) Und doch
 sind sie unter einander selbst so sehr uneinig! Doch handeln sie ein-
 gen einander gerade so, wie sie es an den erklärten Nachdruckern in
 allen Schimpfwörtern der Fischmärkte fabeln, nur mit dem Unter-
 schiede, daß sie allein diese Schimpfwörter verdienen.

Denn der Nachdrucker handelt aus Ueberzeugung, mit Erlaubnis
 mit ausdrücklicher Genehmigung seiner Obrigkeit. Er kann höchstens
 Aber die 5 m b u r g e, die S ö s c h e n, die R o t t a f ä h n e n nicht im-
 Wenn sie fehlen, so fehlen sie wesentlich und vortheilhaft. Nun aber
 ist öffentlich gesagt, 106) und nicht widersprochen worden, daß Sitten
 sämtliche Schriften, drei Auflagen, Berlin 1775, 1777 und 1778
 ohne Vorwissen des Verfassers gedruckt und. Also noch
 gewisser ohne Einwilligung der sämtlichen einzelnen Verleger. So
 ein förmlicher Nachdruck, und zwar von einem norddeutschen Verleger
 gegen meistens norddeutsche, selbst leipziger Genossen! — Daran gab
 Söschens sämtliche Werke Söschens heraus; zwar vom Verfasser

102) Politische Ansichten über Deutschland u. s. w. von
 von Nimendingen hält den Büchernachdruck für rechtlich erlangt, und
 für den Verfasser für ehrenvoll.

103) Zeffing glaubte, daß der Nachdruck zwar unbillig sein könnte, aber
 nicht ungerecht; m. f. Nebenstunden von Jägleborn S. 1.
 Breslau 1800. S. 37. bis 48.

104) Wie der erbärmliche Gräff sagt, S. 335. Er sagt dieses von dem
 Verfasser der Abhandlung über den Büchernachdruck im deutschen Mu-
 seum 1783. 1. S. 400, welche er S. 356 anführt, welche Eil-
 (nach Gräff S. 299) eine „treffliche Vertheidigung“ des Buch-
 nachdrucks nennt, welche Eilendrücker'n „vortrefflich gefassten ist“
 (nach Gräff S. 255) welche Ehlers nach Bollendorfs kir-
 Buchs noch einer besondern langen Widerlegung würdig fand, (Gräff
 S. 217) und von deren Verfasser sowohl Ehlers, als sein an-
 genannter Gegner (T. Museum 1784. 1. S. 125) mit Achtung ge-
 wahren, so wie er in seinem Schreiben an Becker (Gräff S. 33)
 freundschaftliche Verhältnisse mit diesem sehen läßt, welches aber
 wenigstens mit Gräffs beschränkten Ansichten nicht verträglich, ihn
 von einer Aeußerung, welche er wenigstens für Schimpf hält, abzu-
 halten sollte. Und nur seinem bösen Willen, seiner Beschränktheit
 seiner blinden Parteilichkeit gilt diese Anmerkung.

105) So sagt ein Rezensent von Hoffmanns Untersuchungen über die w-
 rigsten Gegenstände des Naturrechts, seine Einwendungen gegen
 bauer seien so klar, „daß man es in der That nicht begreifen kann, wie
 „nachdenkende Männer sich in Vertheidigern der schändlichen Dichter
 „des Büchernachdrucks aufwerfen können.“ (Allgemeine Literatur-
 1798. 4. S. 299.)

106) Von einem Rezensenten in der N. T. Bibl. Anhang zu Bd. 25. u.
 36. S. 754, ingleichen in Meusels 801. Deutschl. B. 1. 1. 2.
 S. 576.

aust, aber nicht von den einzelnen Verlegern, nicht von Himbürg! (107) Und ein eben solcher in allem, was schon gedruckt war, ist die neue Sammlung sämmtlicher Werke von Potta, und eine echte Sudlerwaare dazu. Denn, um das beizulegen zu sagen, kann man dem teutschen Publikum in der Art eine größere Verachtung bezeugen, als durch so eine eigentlich sinnlose Ausgabe der Werke des für den ersten deutschen Schöngeist gehaltenen Verfassers? Da ist vergebens irgend eine denkbare Ordnung in der Anordnung zu finden, aber dennoch viel Wahrscheinlichkeit, daß das Publikum abermals in der Hoffnung, endlich wirklich sämmtliche Werke zu bekommen, betrogen wird! Da sind die gemeinsten, stumpfen Lottorn auf grauem Lbschpapiere! (108) Selbst das Format ist geschmacklos. Und solche Eudeleien sollen das Recht bekommen, die niedlichen, zierlichen, schönen Wiener Ausgaben zu verdrängen?

Den Modechriftstellern, sprechen und schreiben sie sonst noch so ästhetisch, ist das aber ganz gleichgültig. Er bezahlt uns gut! sagen sie; und — so mag er das Publikum so verächtlich behandeln, wie er will, und selbst ihre himmlischen Werke auf irdisches Lbschpapier drucken. (109) *Lucr! bonus odor!*

Das sind die ätherischen Geister, welche sich für jede bestimnte Wirksamkeit für zu gut halten; die stolzen Seelen, welche sich zu den kleinsten bürgerlichen Geschäften zuweilen noch linkscher anstellen, als sie sind, was gewiß viel sagen will, (aber sich doch auf vollwichtige Luitpold, Aufgeld und Wechselkurs recht gut verstehen, und recht sorgfältig darum bekümmern) die erhabenen Menschen, welche sich lieber für vogelfrei, für vaterlandslos erklären, als mit ihren armen gequälten Mitbürgern bürgerliche und Kriegslasten theilen; die edeln Naturen, welche alles Thun gemein nennen, und nur zahlen wollen mit dem, was sie sind! (110)

Und was sind sie? — Stille! Stille!

107) Man sehe Anmerk. 25 und 26.

108) Es ist natürlich von der sogenannten wohlfeilsten Ausgabe die Rede, also von der für den allergrößten Theil des Publikums, von der für die meisten Käufer. Ich freue mich, daß endlich auch andere Stimmen über diese freche Mißhandlung des Publikums laut werden. Eben finde ich in der *Jena. Litztg.* 1816. 4. S. 299 auch eine Erwähnung „der „heutigen enormen Buchpreise bei zum Theile sehr schlechtem Drucke, „wie z. B. die Cotta'schen sind.“ Eine noch bedeutendere Rüge über die unmäßigen Buchpreise bei der schändlichsten Vernachlässigung der Wichtigkeit des Drucks, der Tauglichkeit der Kupfer, also nicht bloß des Publikums, sondern sogar des Verfassers, von demselben großen Mann „großer Schriftsteller“ enthält die *hallische Litztg.* 1816. 3. S. 164 bis 166. Im Allgemeinen ist schon früher (*Journal von und für Deutschland* 1785. 2. S. 544) über den schlechten Bucherdruck in Deutschland, besonders über das schlechte Papier der Bücher sehr nachdrucklich und gegründet geklagt worden. Ferner wird über teutsche hohe Preise bei den stumpfsten Lottorn und dem schwärzesten Papiere in Vergleichung mit französischer Schönheit und Wohlfeilheit geklagt in: *Jena. Litztg.* 1817. 1. S. 456.

109) „Das ist aber nicht fein!“ sagt der verständige Ungenannte im *Journal v. u. f. D.* 1785. 2. S. 547.

110) — — Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, wie mit dem, was sie sind.

Schiller.

Zwar erhebt Eberhard in den Himmel die große Wirksamkeit und Wirkung der Schriftsteller auf die Elektrisirung der Völker im Befreiungskriege.

Dann dann, obgleich die Wirksamkeit vom Zucker und Kaffee auf lischen Westen und Musselin nicht zu vergessen und zu verachten ist, diese große Wirksamkeit hinderte ja bisher der Büchernachdruck nicht; warum sollte er sie künftig hindern? Ja, er beförderte sie nicht. Denn, es waren ja viele Nachdrücke, und, wie Eberhard selbst (S. 111) unzählige Abschriften dabei wirksam!

Auch könnte man in einem gewissen Gesichtspunkte sagen: die Schriftsteller schrieben damals gerade, wie es seyn soll und nicht anders. Denn entweder schrieben sie für baare Bezahlung der Regierungen (S. 112) oder aus selbstthätiger menschenfreundlicher Begeisterung, welche ihren Lohn in sich hat.

Glaube doch nur niemand, es sei den Buchhändlern bei dem Brünne gegen den Büchernachdruck um die Schriftsteller zu thun! Noch mehr würden sie diese drücken, diese und das Publikum auch, wenn der Büchernachdruck ihnen keine Furcht mehr machte; der völliger Alleinhandel zur unumschränkten Despotie über die ganze Literatur würde. Man überlege doch, was die Gräffe für Forderungen äußern! Wie schändlich sind manche wissenschaftliche Werke zurückgeblieben, wie armselig höchstens bezahlt worden!

Und diese sind doch dem Büchernachdrucke am wenigsten ausgesetzt und werden nach halben Jahrhunderten noch gekauft, wenn die nicht honorirten, unsterblichen Kunstwerke oder Werkstücke längst den Händen aller Makulatur gegangen sind, bis eins und das andere zufällig aufgegriffen wird, etwa von einem Professor, welcher die veraltete Sprache studiert, und um sich seine Mühe und die Anschaffung literarischer Hilfsmittel bezahlen zu lassen, der Welt weiß macht, das Niebelunglied sei eine Iliade, und wohl noch mehr.

„Welcher Buchhändler,“ fragt der gute Feder, (S. 113) „würde es bei erlaubtem Büchernachdrucke entschließen, ein Werk, wie Bruns *„historia crit. philosophiae“* zu belohnen, wie eine solche Arbeit es verdient, die nicht aus dem Drange des Genies oder aus dem unwillkürlichen Stachel des Wixes entsteht, sondern aus Fleiß wenigstens von einem halben Leben erfordert?“ Aber was denn wohl Brüber erhalten, ich will nicht sagen, gegen Götze, sondern nur gegen — Kramer? In Frankreich ist der Büchernachdruck verboten, und es fehlt bekanntlich Frankreich nicht an Gelehrten und Reichen, welche Bücher kaufen aus Bedürfniß oder Eitelkeit. Der schreibt man aus Paris: „Zu bloß gelehrten Werken lassen sich sehr leicht Verleger in Paris finden. Herr Millin hat deswegen seine besten Schriften auf eigene Kosten müssen drucken lassen.“ (S. 114)

Was thun denn die Verleger in Deutschland für das Publikum auch wenn sie durch ungeheure Vorauszahlungen vollkommen und flüssig gedeckt sind?

Die Mühe der Werke Friedrichs des Einzigen, wobei es sich nicht einmal die Mühe nahm, die Briefe chronologisch zu ordnen ohne Uebersicht, ohne Hauptregister, ohne Sinn und Verstand (S. 115)

111) Die deutschen Schriftsteller, v. Eberhard S. 24.

112) Remesius. B. 2. S. 353.

113) Göttinger Magazin, B. 1. S. 224.

114) Morgenblatt 1816. S. 804.

engewürfelt, wird ewig ein Schandmahl sein für Voss und Decker, welche von den (man kann denken, wie zahlreichen!) Unterzeichnern 3 Friedrichsd'or nahmen, und bald darauf das ganze Werk dem übrigen Publikum für die Hälfte verkauften. 115)

Wieland's Werke, noch nicht geendigt, bestehen jetzt aus mehr als 40 Bänden. Darin liegt Poesie und Prose, Ernst und Scherz, Politik und Satire, Lehre und Unterhaltung, Altes und Neues wild durcheinander, wie vom Sturmwinde zusammengezworfen, und keine Uebersicht, kein Register hilft, was man schnell sucht, aus 40 Bänden herauszufinden.

Bei Klingers Werken wurden die Bände wenigstens nicht nach der Ordnung der Lieferungen, sondern nach einer andern, zum Theile chronologischen, gezählt. (N. Anzeiger 1809. 1. S. 556.) Aber bei der der's sämtlichen Werken klagt ein Rezensent (Leipz. Litztg. 1807. 2. S. 1203 und 1206) mit Rechte über die Unordnung, Planlosigkeit, über den Mangel an äußerer Würde, und die Verfehlung der Idee eines Ehrendenkmals.

Und wenn nun ein Freund der Ordnung und Brauchbarkeit der Bücher die Mühe übernehme, solche Werke, wie Friedrich's, Wieland's, Göthens, Schiller's u. dgl. vernünftiger zu ordnen (es kann aber keine vernünftige Ordnung für sämtliche Werke geben, als die chronologische), sie mit nützlichen Nachweisungen, und brauchbaren Registern zu versehen; so sollte das unter dem Vorwande, es sei Nachdruck, gehindert, dem Publikum auf ewige Zeiten eine täglich nöthiger werdende Erleichterung des Gebrauches der Bücher entzogen werden dürfen? 116)

Selbst das egoistisch-strenge England ist so streng nicht, wie die egoistisch-eigennützigen deutschen Gräffe gern sein möchten. Hier will dem Verfasser, dem Erfinder, dem Schöpfer der Waare, der Krämer damit verwehren, seine Schöpfung, seine Erfindung zu verändern, 117) zu verbessern, 118) sei das noch so bedeutend und wesentlich. Dort kann vermöge einer Parlamentsakte jedes in England erschienene, auswärts nachgedruckte Buch wieder eingeführt werden, wenn es über seinen Vogen Zufüge erhalten hat. 119) Selbst der leicht zu findende Mißbrauch dieses Gesetzes beweist, wie freisinnig es abgefaßt ist, und wie auch solche Regierungen, welche sich „vom Preisen der Journalisten und Besingen der Dichter“ einmal haben übertölpeln lassen, immer und unwillkürlich wieder zu dem laien Gefühl zurückkehren, daß

115) Bilder und für den Buchernachdruck. 1790. S. 52. — „Ein blindes Schicksal hat die Anordnung gemacht?“ sagt der Rezensent in: Allgem. Litztg. 1789. B. 1. S. 401 und noch stärker S. 403.

116) M. f. Beilage A.

117) Gräff S. 190. Anmerkung.

118) Das. S. 29 ff.

119) Jena. Litztg. 1808. 4. S. 145. Ueberhaupt muß man auch in England das „Preisen und Besingen“ richtiger haben schätzen lernen, als die Buchhandelsmonopolisten gern sehen. Denn der Buchhändler Murray erklärt sich für den einzigen rechtmäßigen Verleger von Byron's Werken, und alle andere Ausgaben für unecht. Man erzählt, daß Byron's neue Gedichte trotz den vielen Nachdrücken schon die 17te Auflage erlebt hätten. (Jena. Litztg 1817. Intlltbl. S. 50.) Also gibt es ja doch in England auch Nachdrücke, und viele, und öffentlich bekannte, also unbestrafte!

ihre Einschränkungen einer augenscheinlich natürlichen Gebrauchshandlung unnatürlich sind, und daher zu gemeinschädlichen Folgen führen.

Ein ähnlicher sprechender Fall ist folgender. In den *Verhandlungen der Gerechtigkeitsrüge in Baiern* (Neuburg 1813) ist S. 90 im Erkenntniß gegen einen Nachdrucker abgedruckt. Der Nachdrucker ist „Erlaß des durch den Nachdruck verursachten Schadens: nemlich: „Allein „das Quantum des zugefügten Schadens unterliegend „einem nähern Beweise, indem; war erwiesen worden „daß 1000 Exemplare des nachgedruckten Buches von einem „ausgegeben wurden, nicht aber, daß der Kläger in der That „1000 Exemplaren durch den Nachdruck entzogen worden sei.“

Nun möchte ich doch wissen, wie dieses irgend ein Kläger auf nur von einem einzigen Exemplare jemals nachweisen wollte oder konnte! Hr. Eberhard entscheidet, wie schon früher erwähnt wurde: „theure Bücher nicht bezahlen kann, der muß sich bescheiden, sie zu entbehren.“ Wenn nun jemand sagt: gut! ich kann *Hörschens Reise* von *Thimmels Reise*, über deren ungeheuern Preis selbst der *perorthodore Müller* (S. 120) nicht bezahlen. Ich bescheide mich also, sie zu entbehren. Sie kann und werde ich nie kaufen. Weil es aber einen wohlfeilen Nachdruck von ihr gibt, so will ich mir diesen anschaffen. — Was kann denn Hr. Eberhard einem so feigen Mann antworten? Hat der Kaffeehändler ein Recht, sich über die *Bichorienfabrikanten* zu beklagen? Bücher sind jetzt eine Art von *Kaffee* und da hilft man sich mit Surrogaten, um nicht zu entbehren.

Es wäre unbegreiflich, (wenn der unersättliche und unabweisende kaufmännische Eigennuß nicht zu begreiflich wäre,) wie dieser Umstand nicht schon lange alle Deflamationen gegen den Buchernachdruck hätte zum Schweigen bringen können. Denn man könnte (wenn wenigstens aus Uebermuth der Vortheile, worin sich die Vertheidiger des Buchernachdrucks befinden) sogar zugeben, es sei nicht erlaubt, den Verleger durch Nachdruck zu schaden, und dieser hat doch noch nichts gewonnen, weil er den Schaden nie behaupten und beweisen kann.

Ihm aber kann der Schaden sehr augenscheinlich nachgemessen werden, in welchen er das Publikum durch allerlei Kränklichkeiten bringt, welche immer mehr überhand nehmen, immer lautere und häufigere Klagen erregen, und ganz unstreitige Betrügereien sind. Dahin gehört: „wenn die Herren Verleger, welche so viel über Nachdruck schreiben, sich nicht schämen, ihren alten Ladenplätzen neue Titel vordrucken zu lassen“ wie z. B. im *literar. Anzeiger des alten Freimüthigen* Nr. 2. geklagt wird;

wenn sie, oft kurz nach Erscheinung eines Buchs und ohne den einen Nachdruck scheinbar geprübelt oder entschuldigt zu sein, den Preis herunter setzen, welches ein Ungenannter (wahrscheinlich *Georgii* mit Rechte unerecht findet, 122) und welches ganz unverzeihlich ist, wenn sie umgekehrt, um Unterzeichner zu locken, angekündigt und gesprochen haben, wer nicht unterzeichne, solle es bedeutend theurer bezahlen müssen;

120) Ueber den Verlagsraub u. s. w. S. 107.

121) Zumal wenn man Bucherverleiher, öffentliche Bibliotheken, Privatbibliotheken u. dgl. gelten läßt, ist nie zu beweisen, daß der Käufer eines Nachdrucks ohne dessen Wissen den Urdruck gekauft haben wird.

122) Allgemeine Staatsarzneispende, B. 3. S. 64.

wenn sie vollständige Bestandtheile eines brauchbaren Buches, wie gute Register, entweder gar nicht liefern (oft nicht einmal die flüchtigste Inhaltsanzeige) oder mehre Jahre hinterher, und gegen besondere Bezahlung;

wenn sie schon einmal Auflagen unter dem Titel: den Umstand anzudeuten, „alles Geschriebenes über die 3 Berleger“, durch solches

wenn sie bulden, (in

machen) daß Schriftsteller Werke von mehreren Bänden, zumal Werke der schönen Künste nicht auf einmal herausgeben, und daher herauszugeben anfangen, ehe die Werke fertig sind; woraus etwas entsteht, was, wenn nicht Betrug, doch dem Betrug ziemlich nahe und ähnlich ist. Es hat ein Käufer den größten Theil von Alwills Papieren vielleicht zuerst in der Iris und dem deutschen Merkur 1775 und 1776 bezahlt. Dann wurde der ganze erste Band Königsberg 1792 wieder bezahlt, und noch einigermaßen willig, weil die Vorrede das Versprechen enthielt, die übrigen 2 Bände sollten unverzüglich folgen. Endlich bezahlt man im Jakobus Werken B. 1. 1795. 1810 den Anfang Alwills noch einmal, und zwar nun mit der Versicherung, daß er nie werde vollendet werden! Eben so werden Richters Elegien, so wie seine Männen sicher nie beendet. Der Kenner kann es sogar kaum wünschen. Denn sie in dem Geiste, in dem Tone zu endigen, worin sie angefangen sind, ist geradezu unmöglich. Wie viel Käufer hätten aber wohl diese Bücher gekauft, wenn ihnen ehrlich wäre angekündigt worden, daß die Fortsetzungen, ich will gar nicht einmal sagen, nie, sondern nur, daß sie nicht schnelligst nachfolgen werden? Es gehet ferner dahin,

wenn sie die Abdrücke auf besserem Papiere auf ganz unterschätzte Preise setzen; 124)

wenn sie neue Auflagen auf Vorausbezahlung ankündigen, worin sich nachher außer einem neuen Titel ein ganz unverändertes altes Buch findet; 125)

wenn sie ein und dasselbe Buch zweimal ankündigen und verkaufen, so daß zweimal bezahlen zu müssen; 126)

oder die seit einiger Zeit dem albernsten, der Literaturgeschichte sehr beschwerlich

wenn sie auf den Titeln der Bücher geben. Denn welche vernünftige und ge 127) Ueber die Inkunabeln ohne Y

ial gedruckte und bezalt
n herausgeben, ohne 10-
5) anzun: „Wo ist die
die Schriftsteller“ (und
inlaß geben?“

oder Bänden theilhaftig

123) Allgemeiner Anz. der Deutschen 1816. n. O. 376. wegen Dr. Lampadius sich zu vertheidigen sucht: Oppositionsblatt 1817, Beilage S. 38.

124) Ich habe eben eine Mappe, nach welcher das, was auf „ordentlichem Druckpapiere“ (d. h. bei diesem Verleger gewöhnlich extraordinares oder feines Papiere) 6 Gulden kostet, „auf weissem Druckpapiere“ 9 Gulden, auf Schreibpapiere 10 4/5 Gulden, auf Braun 16 4/5 Gulden kosten soll.

125) Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1816. n. O. 3479.

126) Das. S. 3680.

127) Wie, um nur ein Beispiel anzuführen: Romencia, Franco

Untersuchungen geschrieben, um ihre Geburtsstunde herauszubringen. Und jetzt thut man wieder vorsehlich, was im fünfzehnten Jahrhunderte nur aus Unachtsamkeit geschah? Ach Gott! was sind die Menschen kindisch!

Das sind Dinge, worüber das ganze Publikum klagen sollte, und das ganze Publikum darunter leidet, und welche eben darum die Aufmerksamkeit der Gewerbepolizei verdienen. Aber darüber klagen die Errecher des Volks, die Schriftsteller, gar wenig! Sie denken an Urverlegern: leben und leben lassen, aus demselben Grunde, aus dem sie es bei den Nachdruckern nicht denken wollen.

Es ist wohl nicht zu viel vorausgesetzt, wenn man annimmt, daß durch die Darstellung der Lage der Sache, welche ich bisher ganz aus den Akten, und ohne meine Ansicht, oder Widerlegung der Gegener mit einzumischen, gab, die letzte Entscheidung ganz verbessert liegt.

Diebstahl ist ewig Diebstahl, und es gibt kein gestittetes B. d. dessen Gesetzgebung darüber zweifelhaft wäre. Man braucht kein Rechtsgelehrter zu seyn, um zu begreifen, daß der Bücher-Nachdruck in er auch unbillig, ja gar ungerecht, doch nie darum gehoren hat. Es haben aber auch sehr strenge und dem Büchernachdruck abgeneigte Rechtsgelehrte ausdrücklich entschieden, daß er nicht Diebstahl, sondern Raub genannt werden dürfe. 128) In keiner mir bekannten, gerichtlichen Entscheidung ist er Diebstahl genannt, und als Diebstahl bestraft. Aber ganze juristische Fakultäten und Echdrupenstühle, ja selbst Reichshofrath, haben für den Büchernachdruck gesprochen 129).

spiel von Cervantes, übersetzt u. s. w. Berlin bei F. H. Bei der Gelegenheit, wenn gleich nicht eigentlich hierher gehörig, ist erlaubt, eine andere viel wesentlichere, ja jedem wahren Buchensamer unerträgliche neuerlich überhand nehmende Mode zu erwähnen und zu gen. Das ist die Einrichtung, Anmerkungen nicht an die Stelle, wo sie gemacht, und also auch gesucht werden, sondern abgefordert hinter den Text zusammen zu drucken, wie das besonders bei Prachtausgaben bei Wieland, Klopstock, Neubecks Gesundbrunnen u. dergl. geschieht. Bei den beiden letzten sogar so, daß die Stelle, in welcher gleichwohl der Verfasser eine Anmerkung nöthig fand, nicht einmal durch ein Stern, eine Ziffer oder dergl. angedeutet wird! Es bedarf nur zu denken, welcher, ungestört durch Neuseitlichkeiten, mit Sinn, in der gehörigen Stimmung zu lesen wünscht und gewohnt ist, keiner Enttäuschung, wie ganz zweckwidrig und abscheulich die getadelte Einrichtung ist. Ihre Entschuldigung soll in einer vermeintlichen Schönheit des Textes und seines Aussehens liegen. Aber wenn das auch wäre; Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit und leichte Brauchbarkeit geht über Schönheit. Ein schneller Blick unter den Text stört wenig im Genuß einer herrlichen Ode; wie sehr aber das Nachsuchen am Ende des Bandes!

128) J. B. sagt Schott in der Bibliothek der neuesten jur. Literatur für 1784 S. 134.: „So (nämlich von Diebstahl, Raub und dergl.) „sollten unsere Schriftsteller nicht schreiben: ich fürchte, daß „geben vielleicht dadurch, ihrer gerechten Sache ungeachtet, den Gegnern einige Blöße.“

129) Sie sind in dem Unparteiischen Bedenken u. s. w. S. 172 ausführlich, in Pütters Schrift, in Rosers Abhandlung verschiedener Rechtsmaterien, zu finden.

Wer führt ein einziges Beispiel an, wo wahrer, eigentlicher Diebstahl von Fakultäten, Schöppensfühlern, ja nur von einzelnen Rechtslehren für Nichtdiebstahl erklärt worden wäre!

Und wer wagt es, allen diesen gelehrten, angesehenen, offen vor der Welt dastehenden Männern Kenntniß des Rechts, oder Gefühl der Billigkeit abzusprechen? Wer wagt es vollends (etwa der elende Bruggenommenen) ihnen bösen Willen, Parteilichkeit, Bestechung oder andere Vortheile nachzusagen oder zuzutrauen?

„Aber sie könnten doch irren!“

Das konnten sie. Wenn sich aber so viele und so gelehrte Männer in einer doch eigentlich (die Verwirrungen der Schriftsteller und Verleger abgerechnet) nicht sehr verwickelten Rechtsfrage so oft und lange irren konnten; wenn eben das auch so manchen gründlichen und harfsinnigen Philosophen widerfuhr; so ist der Streit zum Vortheile des Büchernachdrucks dadurch allein schon halb entschieden.

Eine Sache muß nicht sehr klar seyn, über welche so geirret werden kann. Und für klar und handgreiflich wird ja doch das Schriftstellerrecht auszugehen!

Wenn man nun weiter die bisherige Darstellung übersieht, diesen Krieg Aller gegen Alle, wie der eine verwirft, was der andere billigt, der eine grenzenlose, der andre sehr bescheidne Forderungen macht, der eine sich heimlich erlaubt, was er an andern öffentlich verabscheut, der eine verweigert, was er im gleichen Falle von andern verlangt; und wenn das alles nur zu sichtbar auf einen unersättlichen Eigennutz, und weiterhin und versteckter auf einen nicht bloß lächerlichen Despotismus des Buchhandels oder der Buchhändler hinausläuft: so scheint der Büchernachdruck auch die andere Hälfte der Entscheidung zu gewinnen.

„Aber die Schriftsteller! die armen Schriftsteller! Was will aus ihrem doch nicht unerlaubten Geldgewinne von ihren Geistesarbeiten werden?“

Was da kann! Ich will mich mit der eiglichen Frage, ob man vom Bücherschreiben solle leben wollen, nicht abgeben, ob ich gleich eben in seiner Aeußerung über das Uedle, Gemeine und Unwürdige des Handels mit Ideen bestimmen muß, und nicht leugnen kann, daß ich in Beziehung auf die Allermeltmenschen, welche nur um den Baum witschern und naschen, aber keinen pflanzen wollen, Friedlieb's Meinung (in: 130)

„Ist wenn der Sang verlihn,
der soll ihn tüchtig üben;
doch Kohl auch baum und Rüben
ist nicht zu schlecht für ihn.“

Wer dabei aber dazwischen singt, wird wohl meistens denken, wie Athens Harfenspieler:

„Das Lied, das aus der Rehle bringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet.“

Wer ohne diesen selbstlohnenden Enthusiasmus singt, verdient nichts zu verdienen. Will aber doch jemand seinen Geist als Waare verbrauchen, nun, so unterwerfe er sich den Handelsgesetzen, dem Handelschicksale, und verlange kein Monopol, was ihm gerechte Fürsten nur selten und ungern bewilligen können. Denn gewiß wird es mehrere geben, welche zu denken und zu handeln wünschen, wie die Königin

Elisabeth. Als diese einzige Monovole bewilligt hatte, und darüber vom Parlamente belehrt wurde, hob sie sie sogleich wieder auf, und sagte: „Plutôt mourir, que d'accorder d'affreux privilèges, dont un peuple serait la victime.“ 131)

Muß sich aber der Schriftsteller, welcher seinen Geist für den Handelschiffsale unterwerfen; wie viel mehr sein Gehülfe, der Buchträger, welcher ihn verhandelt! Der Verlagsvertrag ist überhaupt ein Lotterielos. Ob das Buch gehen wird, muß der Verleger mit eben so, ob es nachgedruckt werden wird. Es ist dabei immer der große Unterschied, daß er den Nachdruck durch Billigkeit ausbieten kann, wenigstens größtentheils; das Liegenbleiben aber nicht: in diesem ihm unfehlbar schadet, indessen er nicht einmal für sich selbst überzeugt seyn kann, daß jener es that.

„Also kein Verbot? Kein allgemeines Privilegium? Kein ausschließendes Verlagsrecht?“

Je n'en vois pas la nécessité; sagte ein französischer Minister in einem ähnlichen Falle. In allem Ernste! Man versuche es doch einmal mit völliger Herstellung der natürlichen Druckfreiheit, und warte die Folgen! Nur spiele man nicht damit, wie so oft mit politischen, ökonomischen, politischen, pädagogischen Versuchen gespielt wird! Hat man den Muth, den Büchernachdruck allgemein zu erlauben (was ja selbst die Denkschriftler gewissermaßen wünschen), so habe man auch den, den Erfolg wenigstens 20 bis 30 Jahre lang ganz ruhig und unerschütterlich abzuwarten, ohne sich von Schmeicheleien, allerlei Kriegslisten, welche nicht aussen bleiben werden, und selbst scheinbaren Unbequemlichkeiten, welche sich anfänglich zeigen könnten, irre machen zu lassen. Denn eine Erlaubniß auf nur so lange Zeit kann, wie etwa eine kurze oder unvollkommene Getreidepflanzung die Aufgabe nicht lösen, sondern nur noch mehr verwirren.

„Dann muß der Bücherverlag gänzlich aufhören! Dann müssen die herrlichsten Handschriften vermodern. An verbesserte Werke und Ausgaben ist nicht mehr zu denken!“ (sagen die Denkschriftler. 133)

„Mit nichts!“ meint Georgius. 134) „Diese allgemeine Erlaubniß des Büchernachdrucks würde seinen Untergang nach sich ziehen, da er nur geheim und verstoßen leben und bestehen kann.“ Man hört! Sind wir nicht wunderliche und vernagelte Menschen! Es zu streiten, schimpfen und wehklagen über den Büchernachdruck Jahrhunderten, und haben auf der Welt nichts zu thun, als ihn gänzlich zu vernichten, als — ihn allgemein einzuführen!

Beiläufig abermals ein Verriß, wie das Reich unter einander zerfallen ist. Aber nicht bloß das Reich, sondern sogar die einzelnen Glieder! Denn derselbe Georgius, so scharfsinnig, ernst und ernstlich er im Ganzen denkt, sagt früher, der angeführten Stelle gerade widersprechend: „Hätte man nach Entstehung der Buchdruckerei den Nachdruck für rechtlich und erlaubt angesehen, so wäre durch die vertriebenen Bücher Wohlfeilheit die Buchdruckerei untergegangen.“ 135) Und an einer andern Stelle: „Die Gefahr des Büchernachdrucks ist

131) Mercure surveillant 1816, Nr. 203. S. 4.

132) Denkschrift an den Wiener Kongreß S. 31.

133) Das. S. 29.

134) Buchholz, Journal für Deutschland 1815, B. 3. S. 6.

135) Das. B. 2. S. 610.

anfange geßter für den Buchhandel, aber später wird sie für die Literatur selbst verderblich!" 136)

Das leitete uns zu einem andern neuartigen Vorwurfe für den Büchernachdruck, und einem der gefährlichsten. „Es ist nicht etwa bloß, um einen entbehrten Gewinn eines Buchmachers, oder um einen offenbaren Schaden eines Buchführers zu thun. Nein! Durch Duldung des Büchernachdrucks wird und muß allgemeine Barbarei einreißen. Er macht große Unternehmungen des Buchhandels unmöglich. Niemand wird so mühsame und unsterbliche Werke, wie Wahrheit und Dichtung" (d. h. nicht Fisch nicht Fleisch) „mit Gold aufzuwiegen können. Die Verleger werden sich anfangs bloß auf Mittelgut einschränken müssen. Darüber wird bei dem Publikum die Leseleidenschaft verloren gehen, denn jeder Bücherverkäufer weiß, daß kein Teufel etwas geringeres lesen will, als Meisterstücke. Wenn aber das Publikum nichts mehr lesen will, so kann der Verleger nichts mehr drucken lassen, und mit Schriftstellerei, Buchhandel, Literatur, Aufklärung ist es aus." 137)

Oder auch nicht. Denn die herrlichen, romantischen Mediumaltersdramen, die Römer, die Griechen, ach! die göttlichen Griechen, welche unsere meisten Aesthetiker aus Wielands, Vossens, Wielers und anderer Uebersetzungen so gut kennen, hatten ja doch auch über Druck noch Nachdruck, ja nicht einmal Geschmack, 138) und eben doch so unendlich, so unerreichbar hoch über uns!

Voltaire, dünkt mir, sagt irgendwo: „Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden.“ Das läßt sich hier anwenden. Man müßte ihn erfinden, wenn der Büchernachdruck noch nicht erfunden wäre, bloß jener glänzenden Barbarei wegen, welche er verursacht soll.

Würde die Vernichtung des Büchernachdrucks, wie es jeder Kenner des Weltlaufes wahrscheinlich finden muß, die dann ganz sichern Buchhändler eben darum auch noch übermüthiger, spröder, anmaßender, spotischer 139) machen; so wäre für die armen Lohnbuchschreiber

136) Buchholz B. 3. S. 61.

137) Vorschlag zu literar. Barbarestenflacon; m. f. Nummer 10. Auch Gans (Uebersicht der Gründe wegen der Erlassbaren des Büchernachdrucks, m. f. w. Regensburg 1770) und Reiser (Die Abstellung des Büchernachdrucks 1771 m. f. w. Regensburg 1790.) verkündigen aus dem Büchernachdruck Barbarei, und schreiben ihm die 1790) Reichthümer unserer Literatur zu.

138) nämlich das Wort.

139) Wenn ein Staatsensor eine Handschrift, oder eine Polizei ein Buch wegnimmt, oder ein Fürst den Tadel eines Gesetzes, einer Verordnung, einer Einrichtung, das Schreiben über geheime Gesellschaften, wenn es nicht mehr in seinen Kram blener, verbietet; so wird das von allen Freisinnigen höchlich getadelt, und mit Rechte. Aber ein Buchhändler darf sich unterstehen, eine zum Drucke erhaltene Handschrift zu verbrennen, und doch von bedingtem Verkaufe der Bücher zu sprechen! Ein Buchhändler darf sich unterstehen, seine Meinungen in seinen Handel zu mischen, und z. B. weil es preussisch gekönt ist, seinen Kunden nur die Schriften gegen Sachsen, gegen Baiern, gegen Napoleon zu verschreiben, nicht die für! Ein Buchhändler, welcher selbst nachdruckt, darf sich unterstehen, einen andern zu verklagen, daß er in einer Zeitschrift seines Verlags eine Vertheidigung des Büchernachdrucks

nichts gewonnen, Sollte das Unwahrscheinliche geschehen, daß die Herren alten hungrigen Hündlein Prosamen vom Tische zuwerfen, ach uns! Wie sollte dann vollends Meusel dem bellenden (gelehrten) Deutschlande nachkommen! Nein! Es haben sehr verständige Männer sehr ernsthaft gewünscht, es möchte einmal 20 Jahre lang kein Jek gedruckt werden, als etwa Kalender und Weinfrachtbrieft. Und es ist That, nachzuhohlen und aufzuräumen bliebe noch immer genug für noch ernsthafter: Ihr behieltet ja Rosen und die Propheten, Lat und Griechisch, und würdet dann nicht bloß von ihnen schwagen, sondern sie lesen, studieren, genießen.

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo

Musa loqui, præter laudem nullius 140) avaria.

Es hat mit der Barbarei keine Noth, so lange Griechen und Römer gelesen werden können, so wie, wenn diese auf einmal verlohren gien, alles unser Geschreib und schwerlich auf die Länge davon stehen würde. Das ist eben der hohe, unschätzbare Werth der Alten, daß sie immerfort als Leuchthürme, als Polarsterne dastehen für alle Völker, um sich wieder orientiren zu können, wenn Stürme sie verschlagen, so lichter verlockt, Finsternisse zerstreut haben. Was wir etwa vor uns voraus haben, Mathematik, Physik, Chemie, u. s. w., das bleibt in und gibt einen hübschen, soliden Verlag, welcher so leicht nicht ausgedruckt wird. 141) Aber auch Dichter, und überhaupt Künstler aller Art gehen nicht aus, das hat keine Gefahr. Und geschähe es dennoch! Die Welt könnte sich an den vorhandenen, an den Homeren, Hesioden, Aristophan, Shakespearen, Rousseauxen, Klopstocken u. s. w. bequemen. Thätige, praktische Männer muß ein Volk immer haben, welches bestehen will. Kommt ihm aber das Singen an, so ist ihm auch ein gutes Lied recht, wenn gerade kein neues da ist. Die Römer waren in Bewunderung der Welt, und die Welt selbst dazu erobert, haben neue Gesetze, reine Sitten, edle Gesinnungen, große, erhabene Gefühle, eine Thätigkeit und frohen Lebensgenuß gehabt, in einer Zeit, da sie kein wußten, was Dichter und Künstler waren. Als beide auftraten, sahen sie gerade an, unmoralisch, verderbt und schlecht zu werden, und so Horaz, kein Juvenal und Tacitus hielt ihren völligen Untergang. Seit es nicht mehr Mode ist, daß Bäume und Felsen den Dichtern nachlaufen, hat noch kein Dichter einem verfallenen State durch Fußstapfen wieder auf die Beine geholfen. Es geht halt nicht. Träte aber ein solcher Wunderthäter auf, so singt er sicher nicht für Buchhändler.

Sogar weint der scharfsinnige Verfasser der sehr lehrwürdigen Handlung über den Buchhandel: 142) „Der Umstand, daß zum Ver-

einrücken läßt! Da dieser Fall äußerst merkwürdig ist, indem er über die Freisinnigkeit dieser „Gebammen der Literatur,“ als ihre doch nur bloß lächerliche Annahme beweist, daß gelehrten Herausgeber einer Schrift vorschreiben zu wollen, was er aufnehmen oder verwerfen soll: werden dem Leser gewiß die Aktenstücke darüber in der Beilage B mit kommen sein. Der Buchhändler Weigand hat seine Sache aber trefflich geführt.

140) Also auch auf kein Honorar.

141) Indessen schimpft doch der Prof. Metternich in Mainz auf „die schloße Nachdruckerrotte,“ auf „den schändlichen Nachdruck“ in der Ankündigung seiner — Parallelen-theorie! Jena. Lit. 1814. S. 111. 112. 113. 114. 115.

142) Allgemeine Staatscorrespondenz; B. 3. S. 77.

in Italien den Manuscripten des Schriftstellers meistens gar kein Handelswerth beigelegt werde, habe den schlimmen Erfolg, daß die Anhänglichkeit der italienischen Völker an ihre großen Schriftsteller der Vorzeit eben so groß, als die Fortbildung jener Völker schwierig, und daß es eben so schwierig und fast unmöglich geworden ist, jenen großen Vorbildern gleiche oder ähnliche Nachfolger und neue große Schriftsteller zu erwecken." Allein ich denke, in dem Lande, wo die Kronen blühen, wo, wie alle Reisebeschreiber erzählen, die gemeinsten Handelführer ganze Stücke aus Tasso und Ariost auswendig wissen; was wissen denn in Deutschland die, welche sich gondeln lassen?) wo man in den armseligsten Hütten Tasso, Metastasio, Goldoni u. dergl. findet; 143) (was findet man denn in unsern Pallästen, das wirklich gelesen würde?) wo, fast einzig, Improvisatoren gefunden werden, die Lust des Volks, und das Erstaunen der Fremden; 144) wo sich die Alfieri, Metastasio, Gallani, Beccaria, Spallanzani, Volta, Filangieri, Mazzini u. s. w. bilden konnten: da muß die Fortbildung überhaupt nicht so gar sehr schwierig seyn. Gewiß aber liegt das, was von Schwierigkeit übrig bleibt, an ganz andern Ursachen, als am mangelnden Buchmacherlohne.

Wenn wir indessen auch dieses auf einen Augenblick von seinem Instößigen gereinigt annehmen wollen; wenn wir es auch, wie man allerdings kann, als rechtmäßige und sogar rühmliche Bezahlung für ungestellte, auf den Kauf verfertigte Arbeit (nach Becker) 145) betrachten; so müssen uns doch wieder neue Verkehrtheiten und Mißverhältnisse dieses Lohns in die Augen fallen, sowohl zur Arbeit als zum Arbeiter.

Jeder hat schon angedeutet, 146) was bezahlt werden sollte. Aber was wird bezahlt? Werke, welche halbe Lebensalter, welche unendliche Anstrengung, große Vorschüsse, zahllose Aufopferungen, eiserne Ausdauer, und am Ende Gesundheit und Leben kosten; welche, wie Bayle's Wörterbuch, Jahrhunderte lang die Zuflucht aller sind, welche sich gründlich belehren wollen; welche sogar größtentheils die sonst so eusebische Sicherheit vor dem Büchernachdruck genießen, werden von den buchhändlerischen Krämerseelen mit kalter Gleichgültigkeit verschmähet, höchstens tagelöhnerisch bezahlt. Leichte Spiele des Witzes, fantastische Hirngespinnste, Märchen und Romänchen, im Bette zwischen Schlafen und Wachen, oder auf Spaziergängen erdacht, tändelnd hingeworfen, wobei die ganze Auslage in einigen Flaschen Wein oder Schnaps besteht, ausposaunt in allen Intelligenzblättern, gelesen einige Monate lang bei alten Bücherverleihern, und nach einem halben Jahre vergessen auf den Weg, werden mit Golde aufgewogen. Ist das vor der Vernunft das Wahre? ist das das Rechte? Kann dieser Unsinn geneigt machen, ein Uebrigcs zu thun? eine eingeriffene Gewohnheit durch Gesetze zu heben? Oder würde dieses anders und besser werden, wenn Gesetze den

143) Elifens von der Redde Reise nach Italien, B. 1. S. 129.

144) Ein dreihundzwanzigjähriger Improvisatore in Rom improvisirte sogar dramatisch, und mit so erstaunenswürdigem Genie, daß selbst ein Dichter anrief: *è un Nume!* Morgenblatt 1816. S. 1088., auch: Schöle's Uebersetzungen 1817. S. 101.

145) Das Eigenthum an Geisteswerken, v. Becker, Frankfurt u. 1819. 1789. S. 24.

146) Man sehe Anmerkung 112, und den Satz dazu.

Verlag allgemein und auf immer monopolisiren, und das gewöhnliche Handschriftenchausant 147) einsetzen? Credit Judaeus Appella!

Diese Verkehrtheit ist die empfindendste, weil sie das Evid über den Ernst, das Unwesentliche über das Wesentliche, das Eitelliche über das Nothwendige, die Verzierung über den Stoff setzt; weil sie eine unrichtige Schätzung der Dinge pflegt und fortpflanzt; und weil sie nicht bloß von den eigentlichen Kaufmannsseelen, welchen, als wenn sie zu verzeihen wäre, ausgeht, sondern unterstützt, gendhrt, wird von den schönen Geistern, welche zwar flüchtig von den Werken die Blumen pflücken, und den Namen abschöpfen, sie sich unanfechtbar tief unter ihre leichten Leistungen und Kunstwerke setzen.

Dasselbe Mißverhältniß, wie bei der Arbeit, besteht auch bei dem Arbeiter. Wo gibt es in Teutland Schriftsteller, welche durch ihre Werke reich geworden wären? ist gefragt worden. Dessen schreien wenn darauf geantwortet werden muß: nirgends.

Denn Buchhändler, welche reich geworden sind, sind doch nicht so zu finden! 148) Gellerts Schriften machten Wendlern reich, 149) der Wendler nicht ihren Verfasser. Er bezahlte z. B. für Gellerts fünf Dichte 45 Thaler (was noch dazu damals recht viel war), verkaufte ein Exemplar für 6 Groschen netto, und machte eine Auflage von 600 Exemplaren, welche also 1500 Thaler einbrachte. 150) Für seine Fabeln, diese herrlichen, noch nicht übertroffenen Fabeln, welche ganz Deutschland kaufte, las und auswendig mußte, wie nie wieder ein Buch für diese Fabeln, welche viele Tausende eingebracht haben müssen, erhielt Gellert von Wendlern ein und dreißig Gulden „Trunkgeld“, wie Gleim nennt. 151) Gleichwohl wenn die Rede von der Unvermerksamkeit des Büchernachdrucks ist, heißt immer der Hauptvorwand: er erhält den rechtmäßigen, verdienten Lohn der Arbeit. Ist denn aber der Erfolg der Verfasser eines Geisteswerks der Arbeiter, oder ist es der mechanische Drucker, welcher es vervielfältigt; oder der noch mechanische Krämer, welcher es verkauft? Und doch hat nur dieser einen ganz entsprechenden Gewinn. Daraus erklärt sich auch die Zunahme und die Menge der Buchhandlungen in Deutschland. Nach einem gedruckten Verzeichnisse 152) gab es 1782 in Leipzig 36 Buchhändler, eine ganz neue Zeitungsanricht 153) gibt 54 an. Man kann sich auf das wenigste eben dieses Verhältniß für ganz Deutschland an-

147) Allgemeine Staatscorrespondenz B. 3. S. 48.

148) „Trotz allem Nachdruck“ (sagt ein Feind des Büchernachdrucks) „gibt es mehr als 100 Verleger in Teutschland, welche durch den Buchhandel von 10000 bis zu 100000 Thaler und darüber erworben haben, unter etwa 350 bis 400. Sollten aber wohl 10 Schriftsteller in ganz Teutschland sein, welche 10000 Thaler und darüber, während ihrem ganzen Leben, durch ihre Schriften verdient hätten? Und ihrer sind nicht bis 4000.“ Man siehe gleich, daß dieses vor 30 Jahren geschrieben wurde. Journal von und für Teutschland 1785. 2. S. 546.

149) Wendler war der Sohn eines armen nürnbergers Schmieds, und erfaßte wenigstens 60000 Thaler. Dessauers Berichte 1784. S. 112.

150) Das.

151) Briefwechsel deutscher Gelehrten aus Gleims Briefsammlung, von Körte. B. 2. S. 172.

152) Verzeichniß derer Herren Buchhändler, so die Leipziger Messen besuchen u. s. w. 1781. Ostermesse 1782 bei Börsen.

153) Bossische Berliner Zeitung 1816. No. 104.

en. In der That, der Büchernachdruck muß nicht so entsetzlich wirken, wie vorgegeben wird, wenn in 34 Jahren bei immer und ins Unabsehbare wachsenden Honorarien für einzelne Zugchriften die Buchhandlungen sich gerade um die Hälfte vermehren konnten, und wahrscheinlich das ausländische Verhältniß weit übertreffen. Denn nach derselben Berechnung gibt es in Paris nur 320 Buchhändler, also bei einer Bevölkerung von 580000 einen unter 1822, da hingegen in Leipzig (bei 10000 Bevölkerung) auf 620 einer kommt. Und wie wenige Buchhandlungen sind in Frankreich und England außer Paris und London, gegen die Menge, welche in Deutschland außer Leipzig sind.

So wie man Darstellungen des mannigfaltigen, ökonomischen, politischen, wissenschaftlichen Nutzens des Büchernachdrucks, Nachweisungen, wie offenkundig und viel er zur allgemeinen Volksbildung beiträgt, und beigetragen hat, damit zurückschicken zu können glaubte, daß man sagte, kein Vortheil könne Unrecht zu Recht machen; so kann man die Darstellungen entbehren, sobald anerkannt werden muß, daß es kein abschließendes Recht gegen den Büchernachdruck gebe. Aus eben dem Grunde will ich mich und den Leser nicht mit dem Streite der Gleichnisse aufhalten, dessen die Sache des Büchernachdrucks gar nicht mehr bedarf, obgleich die meisten und treffendsten Gleichnisse, so wie Privilegien und Patentrecht augenscheinlich für den Büchernachdruck sprechen.

Nur eines werde im Vorbeigehen verworfen, weil die neuesten Gegner des Büchernachdrucks ein ganz besonderes Gewicht darauf legen, er soll nämlich die auffallendste Ähnlichkeit mit dem Falschmünzen haben. (154) Nicht die geringste! muß jeder unparteiische und besonnene Denker einwenden. Die Münze ist privilegiert, und wird nicht „mit der stillschweigenden Bedingung, sie nicht nachzuprägen,“ ausgegeben, (155) sondern mit dem lauten Gesetz des Galgens u. dgl. gegen Falschmünzer. (Indessen druckt bekanntlich doch das edle, großmüthige England auch Münzen nach, um gelegentlich dummes, deutsches Blut damit zu bezahlen.) Aber wer würde es denn wehren, eine von einem Privatmanne erfundene Medaille nachzumachen? Die goldene sogar in Eisen und Blei? (also Nachdruck auf Lbschpapier.) Selbst wirkliche Gold- und Silbermünzen in Blei und Zinn nachzumachen, wenn man es sagte, daß es Zinn und Blei sey, ist an sich nicht verboten. Hat man doch Spielmarken von Blech oder Messing mit Carolingepräge, und sie sind neuerlich hier und da, nur des möglichen Mißbrauchs wegen, nicht an sich als unerlaubt verboten worden. Schwefelabgüsse (ein sehr leichtes und mechanisches Produkt) sind bekanntlich ein ganz ehrlicher Handelsgegenstand geworden, obgleich der Medailleur die gleiche Wahrscheinlichkeit, wie der Urverleger, behaupten kann, wenn nicht 500 Schwefelabgüsse verkauft wären, so hätte ich 500 Eisenmedaillen mehr abgesetzt.

Das alles übrigens nur gleichnißweise und ohne Nachtheil des Büchernachdrucks gesagt! Denn der Nachdrucker ist kein Falschmünzer. Gotha's Herder, Göttingen's Wieland, Hamburg's Göthe sind nicht verfälscht; einige, namentlich die wiener Abdrücke, sogar in ein anderes Metall abgegossen. Ein verfälschtes Buch wäre auf alle Fälle

154) Denkschrift über den Büchernachdruck an den Kaiser in Wien. S. 10. — Kaiserliche Forderungen an den deutschen Bund. S. 46.

155) Denkschrift. S. 19.

etwas anders, als ein nachgedrucktes. Aber was verwecheln die Un-
ten nicht alles, um — schwindlicht zu machen!

Es ist noch übrig, einige der neuesten und besten Schriften, noch
bisher gar nicht, oder nur gelegentlich erwähnt worden sind, etwas
her zu betrachten, um den Vorwand der Geiz, als hätte man je-
der Unbeantwortlichkeit wegen umgehen müssen, aus dem Manne zu
men. Zwei davon sind entgegengesetzte Ironieen, eine aber für sich
und an Geist und Sinn, welcher durch Irrthum nichts an Kraft
the verliert, sehr achtungswürdiger Ernst.

Literaturkennern, welche nicht von gestern her sind, ist bekannt, daß
1780 eine sehr wichtige und scharfsinnige Vertheidigung des
Büchernachdrucks erschien, 156) welche deren Verfasser, Wieland, im
Jahre später zum Erstaunen aller Deutschen für Ironie erklärte, wor-
über Herr Gräff heute noch böse ist, und es demnach er-
kennt. 158) Gerade so hat kürzlich Hans Paul, nicht als bloß
listische Nachahmeroriginal, sondern einer unserer geistvollsten Origin-
nachahmer, einen Angriff auf den Büchernachdruck gemacht, 159)
welchen unser, wie noch neuerlich bespöttelt wurde, 160) an Ironie mit
gewöhnliches Publikum leicht auch für Ernst halten könnte. Ihm ent-
stellt sich, und zwar mit verständlicherer Satire, eines Ungenannten Vor-
schlag zur Errichtung einiger deutschen literarischen Barbarensenken. 161)
Die beiden Verfasser verhalten sich, wie ein Mars in Düsseldorf zu der
Venus in Pfundleder, so leicht witzig und oberflächlich (versteht sich
absichtlich!) greift iener scheinbar den Büchernachdruck an, und
schwer und „breit“ (wie das Morgenblatt sagt) 162) vertheidigt und er-
pfeicht ihn dieser scheinbar. Da dieser verständlich ist, und merkwür-
dig werden wird, zumal weil ihm der erwähnte vorzügliche ernste Name
eines Schriftstellers, dessen ganze Natur deutsch, also antirömisch
zu nahe steht; 163) so ist bloß nöthig, in usum delphicorum, denn es
nicht etwa Gräffe auf ihn als ihren Patron berufen, des ersten In-
satzes Ironie ein wenig aufzudecken.

Wenn sich der lose Spötter von Verfasser Lesern, qui nasum
habet, durch irgend etwas verrathen hat, so ist es dadurch, daß er die
Büchernachdrucke nur theils abgedroschene, theils ganz unwahre Er-
würfe macht, und in dieser Rücksicht wäre in der That seiner Ironie
mehr Schein zu wünschen. Von der ersten Art ist gleich der Vorwurf
worin sich Hans Paul über den Ehrmangel der Nachdrucker 164)
zu machen scheint. Sie allein, sagt er, lassen sich Episkuben nennen
ohne Injurienklage, und drucken sogar die Schimpfblätter auf
Nach. 164) Aber Ihr Seligarmen, oder Arniseligen, von welchen diese
oft im Ernste gesagt, geschrieben und gedruckt wird: wie? wenn

156) L. Merkur 1780. 2. S. 258.

157) L. Merkur 1785. 2. S. 158.

158) Gräff S. 277. ff.

159) Sieben letzte oder Nachworte gegen den Nachdruck
im Morgenblatt 1815. S. 361.

160) Morgenblatt 1815. S. 66.

161) Buchholz Journal für Deutschland 1815. B. 2. S. 44
bis 458.

162) Morgenblatt 1815. S. 764.

163) Buchholz Journal 1815. B. 2. S. 581.

164) Morgenblatt 1815. S. 361.

Drucker nun dächten, wie die edeln Handschriftsteller: *lucet bonus odor?* der wie iener griechische Held: schlage mich immer, nur höre mich? der wie die gleichfalls geschimpften Fürsten, welche sich, Joseph II. ihrer Spitze, durch „Preisen und Bestugen“ nicht wollen bestechen? — oder wie das Sprichwort: wer schimpft, hat unrecht? —

wie Friedrich der Einzige, welcher, weil er kein Buchdrucker war, Pasquille auf sich zwar nicht nachdruckte, aber doch niedriger händelte, damit man sie bequemer lesen könne? — oder wie die Veronen, welche ein: Herzensdieb! ohne Umstände auf sich sitzen lassen? —

wenn sie die Dichter in der Noth 165) betrachteten, wie Kaskarmäke, Papageien und ähnliche redende Künstler, deren Spitze! Spitzbube! kein vernünftiger und reiner Mensch übel nimmt?

Wer hat denn nicht in Jungenturnieren auf Strassen, Märkten, in Rathäusern, in Handwerkerwohnungen Broddieb, Nahrungsdieb u. dgl. m. fliegen hören! Und wer wüßte das nicht nach seinem Werthe zu gen! Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen.

Ueber einen Injurienprozeß wegen eines in einen Schweinstall getretenen Zeitungsschreibers, entstanden in Oxford eigene Lebkuchen mit dem Bilde von der Geschichte. Ein anderer Bäcker lies die Platte stechen, und machte so Lebkuchennachdrücke, wurde aber deswegen nicht verklagt. 166)

Ein Schreiber Meylius in Dresden nährte sich damit, daß er Reithaus's Predigten nachschrieb, und die Abschriften für Geld lesen ließ, ganz verkaufte. Nun schrieben wieder andere von seinen Abschriften ab, und machten es damit eben so, wie er. Diese nannte er Broddex, und ereiferte sich schrecklich über sie. 167)

Und wie will man das nennen, daß der englische Dichter Holcroft mit den Ohren nachdruckte? Als Beaumarchais's berühmte Hochzeit Figaro noch nicht gedruckt war, wurde Holcroft nach Paris geschickt, um eine Uebersetzung davon zu liefern. Er hörte sie daher so aufzuführen, bis er sie stückweise im Gedächtnisse nach Hause tragen, abschreiben, und ganz zusammensetzen konnte; wie das Intelligenzblatt jennaischen Literaturzeitung 1817 S. 4 erzählt.

So hat kürzlich ein Herr Duchâteau einem Herrn Déchemant gar Zähne nachgedruckt, welches dieser äußerst undankbar (aber doch nicht diebisch) findet. 168)

Gewiß ist wohl kaum Jemand so unwissend in den Rechten, um im Zweifel zu können, ob die Nachdrucker, wenn sie es der Mühe werth fänden, die Müller und ihres gleichen wegen der „Diebe, Schurken, Erbschurken, Räuber“ u. s. w. bei deren Obrigkeiten Injurien zu belangen, ihren Prozeß gewinnen würden; es müßte denn nur und da ein Civilgouverneur aus der Gerechtigkeit einen Spas machen. Aber sie können um so mehr ruhig bei den pöbelhaften Ausbrü-

165) Man sehe Lichtenbergs Erklärung der hogareth. Kupferstiche, Heft 7, jedoch nicht Lichtenbergs eigne, ganz schief, leidenschaftliche Ansicht S. 51, sondern die viel richtigere des Herausgebers S. 53.

166) Justiz- und Polizeiblätter 1810. 1. S. 25.

167) Zeitung für die elegante Welt 1813. S. 1940.

168) Il paraît, que Monsieur Duchâteau après avoir reçu de Monsieur Déchemant la faveur d'une mâchoire minérale au lieu de sa mâchoire animale, s'est approprié jusqu'à l'invention des dents, que son confrère lui avait mises dans la bouche, et servi de ces dents pour le déchirer. Le Libéral 1816. No. 45. S. 1.

Uebertreibungen, um die Lächerlichkeit der Orthodoxen ins Licht zu setzen. „Im State, worin keine geschriebene Seite, kein Postchein, und kein Brief kein Weinschreibbrief umsonst zu haben ist, geschweige der Wortschatz, da soll ein Wörterbuch von Bayle umsonst zu haben sein?“ (176) und führt damit von selbst auf die Frage, was denn wohl Dank sein unsäglich mühsames und gelehrtes Werk mag bekommen haben und noch heute bekommen würde, in Vergleichung mit zusammengestelltem Romanchen oder Taschenbuchsaufklärleichen?

Ferner: „Jedes innere Schaffen aller Staatsdiener wird um die Goldwaage bezahlt; die Predigt auf der Kanzel, warum nicht auch auf dem Druckpapiere?“ (176) Die Regierungen mühen sich den eigentlichen Seitenhieb immer mitzunehmen, daß sie die Staatsdiener der Goldwaage bezahlten. Uebrigens weiß der laie Regel gar wohl, daß die Staatsdiener, die Predigt auf der Kanzel bestellte und wirkliche Arbeit sind. Wenn ein tüchtiger Schwimmer vom State angetrieben wird, Acht zu haben, daß niemand beim Baden ertrinke, so hat der Mensch etwas dagegen, daß er Besoldung bekommt und nimmt. Wenn aber jemand einen Ertrinkenden freiwillig und unbernsten rettet, und Prämie ausschlägt, so findet das Jedermann schön! (177) Der Mann, wenn sie ihm nicht geboten wird, erinnert und fordert, wird wenigstens bedauert, nach den Umständen auch wohl verachtet.

Wie schlimm geht daher der böse Mann mit den Schriftstellern um, daß er sie nicht bloß des niedrigsten Eigennuzes beschuldigt, sondern ihnen auch fast alle Wirksamkeit abspricht! Das erste dadurch, daß er behauptet: Wo der Schriftsteller nicht bezahlt wird, gibt es auch wenig Bücher und Buchhandel, wie in Italien, Spanien, Portugal. Das zweite durch den Schluß, welchen er anregt. Denn da gleichwohl diese Völker nach den neuesten ästhetischphilosophischen Erbkitten an Geistesgemüth, Poesie, Kunst und Romantik so weit über uns sind; was ist uns denn unser Ueberfluß; was schadet ihnen denn ihr Mangel an Büchern?

Um die Schriftsteller ums Brod, „die Oktobergesellschaft der Dilettanten, die jede Staatsbedienungs ausschlagen,“ wie er sie an einem andern Orte nennt, (178) noch mehr zu kränken, führt er an, Erbsünde, sage, die Schriftsteller von Profession sein immer die besten. Nun ist es zwar allerdings viel zu bedeuten, wenn ein Schlegel etwas zu Endeessen möchte es doch nöthig sein, sich ein wenig nach dem Laie zu erkundigen. Der Staatsmann von heute spricht schwerlich, wie der Professionist von gestern. Und dann hat der Staatsmann (denn warum sollte ein Schlegel nicht auch einmal etwas Rechtes und Nichtiges vorbringen können?) wohl im Ganzen zu haben, und die kläglichen, wo nicht schändlichen Betrachtungen über das Kontinentalsystem und über die Politik der dänischen Regierung weisen nichts dagegen, denn damals war er ja eben erst in der Regierung. Der nun völlig ausgekrochene Staatschmetterling würde es ungünstig aufnehmen, wenn ein Legationsrath als ein Rad am Wagen im Ernste sagen wollte: „Montesquieu legte die Präsidenten nieder, um als Professionschriftsteller den Geist der Gesetze zu beleben.“

176) Morgenblatt 1815. S. 366.

177) Gottlob! (Angst dann wohl irgend ein Dichter)

Gottlob! daß ich Angen und preisen kann

Für Honorar den braven Mann!

178) Der Subalternator S. 24. m. f. auch Beilage C.

schreiben. Sinegen mußten Herder und Joh. von Müller über Arbeiten, welche Vor- und Nachfahrer auch machen konnten, Schöpfungen versäumen, welche nun niemand zu ersetzen vermag." 179)

Den Geist der Gesetze zu schreiben, ließe sich bemerken, "ist so sel eben nicht. Das konnte wohl mancher nur nicht gar zu leere Schöngeist. Ihn aber sammeln, durchdenken, verarbeiten, das konnte nur der praktische Rechtsgelehrte, der erfahrene Geschäftsmann, der Präsident. Wo sind die Stuben- und Buchladengelehrten, welche kleine Aufsätze schreiben können, wie Franklin, oder patriotische Fantastien, die Müller? Was Joh. von Müller über seinen kurzen und ziemlich unbedeutenden, auch ihm nicht aufgedrungenen, sondern von ihm selbst gesuchten Staatsdiensten für große Schöpfungen versäumt habe, ist nicht sonderlich klar. Und Herder? Nun, er hat doch eine ziemlich Reihe Bände oder Schöpfungen hinterlassen, und siehe da, sie sind nicht alle sehr gut; aber warum mußte er denn mehrere versäumen? Er konnte ja Schreiber, oder Wundarzt, oder Schulmann, oder gar nichts bleiben. Er konnte ja auch seine Präsidentenstelle niederlegen, wie Montesquieu, welcher es wenigstens nicht des Honorars wegen gethan hat, weder, daß er es eigennützig gesucht, noch, daß es ihm den nöthigen Unterhalt verschafft hätte. Allein Herder besand sich gar zu wohl in dem Glanze, welchen ihm sein Amt gab, von welchem eine übrige Lage abhing. Warum ging er sonst nicht nach Göttingen, wo er ja die Geniemuse bekommen hätte, welche so noth thun soll, und wo auch Lebensnahrung und Nothdurft gedeckt gewesen wäre?

Oder war es etwa ein verächtliches Amt, Lehrer der Religion und oberster Aufseher und Leiter der Kirchen und Schulen einer ganzen Provinz zu seyn? Man sollte es fast glauben, da seine Amtsarbeiten weder „Vor- und Nachfahrer auch machen konnte."

Was sich nicht die Bücherschreiber einbilden! Wer in der wirklichen Welt kein Fremdling ist, und weiß, wie wenig am Ende Bücher wirken, möchte wohl schwerlich den Beweis übernehmen wollen, daß die Welt merklich schlechter bestehen würde, wenn die Hälfte oder auch alle herderische Schriften, so vortrefflich ich übrigens viele finde, ungeschrieben geblieben wären.

Das aber wird niemand sich einfallen lassen zu läugnen, daß die herrlichsten Folgen gar nicht zu messen und zu berechnen wären, wenn ein Mann, wie Herder, mit diesem Geiste, diesen Kenntnissen, diesem Ansehen, und, was so selten mit allem dem verbunden ist, dieser Freiheit zu handeln, die Pflicht, welche er freiwillig übernommen hatte, prosaischer erfüllt, und, statt ins Unendliche Blaue hinein zu schreiben, für die Geistlichen, für die Schulen seines Landes fünfundsiebzig Jahre lang kräftig und unermüdet gehandelt hätte. Man denke, eine ganze Generation einer ganzen ansehnlichen Provinz mit lauter rationalen, pestalozzischen oder hofwylischen Schulen versehen, dazu Prediger, wie sie seyn sollen, von einem Herder gewählt und geleitet; wäre denn so ein Weizenwald wieder auszurotten? Welche unübersehbliche Wirkungen müßte das, nicht auf das Land allein, auf alle benachbarten, und wegen des allgemeinen Zusammenhangs auf die ganze Welt gehabt haben! Und das wäre nichts? Die Einwirkung der höhern Geschäftsmänner, wenn sie sind, was sie seyn sollen, der thätigen, nicht bloß handlangenden Staatsdiener in die Welt wäre nur eine verächtliche

„Sportelthätigkeit“ gegen die — Honorarübertreibung der Schriftsteller von Handwerke?

Das sind die Hauptansichten, auf welche der Schall unter freudigen Maße eines geschwornen Feindes des Büchernachdrucks zu leiten will. Aus ihnen erklärt sich alles übrige, selbst die als Schluss vorgetragenen Unwahrheiten, z. B. daß der Nachdrucker auf schlechten Papiere schlecht drucken dürfe, ob der Schall gleich recht gut weiß, daß nicht leicht ein Nachdruck so schlecht ist, wie Kotta's löschbarer Klassiker. Ferner: daß kein Buch unentbehrlich sei; was die Sache des Büchernachdrucks gar doppelt schlägt. Denn hat er Recht, kann nie bewiesen werden, daß jemand einen Urdruck gekauft haben würde. Sein Verleger ist also durch den Kauf eines Nachdrucks nicht verletzt, wie das schon früher gezeigt worden ist. Gibt es aber noch beehrliche Bücher, wie außer den Abzeichnungen er selbst als Erzieher und Witschütze am besten wissen muß, so ist seine Behauptung nicht welches auch von echten Freunden echter Literatur zu allen Zeiten glaubt worden ist. So führte ein Parlamentsadvokat Marston im 1587. die Verhandlung der Universität zu Paris gegen den Vorfall der Generalpachter, eine Auflage auf Bücher zu machen, und umwickelte darin, „daß man gute Bücher unter die nothwendigsten Bedürfnisse zählen, und dem Volke alle nur möglichen Erleichterungen verschaffen müsse, sich damit zu versehen.“ (180). Da hätte also 200 Jahre später schwerlich für ausschließenden Verbot des Büchernachdrucks gesprochen.

Eine besondere Bescheidenheit und Keinheit des Verfassers enthält — (ich Glücklicher! daß sich endlich auch mir dieses herrliche Wort anbietet!) 181) entfaltet sich nun aus seiner Behauptung, daß kein großer Schriftsteller des Büchernachdrucks Arnschuld gewesen. Denn er selbst ist doch gewiß groß in der einen, und wenigstens nicht klein in der andern Bedeutung.

Dem ernstesten und braven Gegner des Nachdrucks, welchen er so vielmal Nachdrucke angreift, habe ich schon mehrmal meine ausgezeichnete Achtung bezeugt. Wäre der Büchernachdruck ein Lindwurm, so gönnte ich vor andern diesem St. Georg die Ehre; ihn zu erlösen. Da er aber nun doch einmal kein Lindwurm ist, so bleibe ich bei ihm sitzen und leben lassen, (182) und zeige dem wackern Fichter, wie es mir scheint, fehlerhafte Ausfälle und unrichtige Paraden.

Eine solche ist wohl gleich ein Satz, welcher als Hauptsatz an die Spitze stehen sollte, sich aber erst S. 592 (Buchholz S. 2.) zeigt. „Man für oder wider vorhandene positive Verhältnisse sprechen will.“

180) Literatur und Biberfeld 1783. Mai.

181) Die Wahrheit ist, daß mir in der Schriftstellerei nicht leicht ein größerer Edel und Greuel seyn kan, als die erbärmliche Elend armer einmal vielleicht glücklich und überraschend angebrachter Worte. So habe ich nach der Reihe bitterlich gehaßt das: entsprechen, das: freusthe: grandios, das: sich ausdrücken, das (unbestimmte) Dröckler Sängerin, wobei mir immer eine Note einfällt, und das unheimliche, liegt in allen Theater- und Konzernnachrichten oft in 20 bis dreimal vorkommende: entwickeln und entfalten der Stimme, der der Talente, der Fülle, der Rundung, der Elasticität des Tons, Gewandtheit in einer Prosaart, Eine u. s. w. Das ist das Nachahmervieh!

182) man sehe Anmerkung 103.

man sie nehmen, wie man sie findet. Daher dürfen die Sachter des Nachdrucks keinesweges den Satz aufstellen, daß Schriftsteller auf keine Bezahlung Anspruch machen dürfen.“ Eines der wichtigsten Daher, ziemlich nahe verwandt mit Basedow's, *Baculus stat in lo, ergo puit!* Eben weil sie wider das Honorar sprechen, dürfen es! Was würde der Verfasser der Lizenzgeschichte 183) zu den die sagen: Wenn man für oder wider vorhandene positive Rechte sprechen will, so muß man sie nehmen, wie man sie findet. er dürfen die Feinde des Kaperwesens keinesweges den Satz aufstellen, daß kriegsführende Mächte auf keine Seelaperei Anspruch machen dürfen?

Eigenthümlich und neu ist es, daß ein Vertheidiger des ausschließlichen Verlagsrechtes die Ableitung aus älteren positiven Rechten nicht aufgibt, sondern verwirft. „Die Buchdruckerei und der Buchdel (sagt er) sind neue Erscheinungen. Es ist gar nicht nöthig, die einer durch sie ganz neuen Ausbildung der Buchmachersprechenden positiven Rechte mit früher vorhandenen zusammenzufassen. — Warum soll das Recht des Schriftstellers gerade ein Neurechtsrecht heißen? Das Recht des Schriftstellers ist eben das Schriftstellerrecht.“ 184) Er hat eben so scharfsinnig die Schwierigkeiten des Eigenthums, welches man in eben verlaufen will (*Schil Gedichte, Herder's Gedanken, Kant's System*), welches man gar nicht zurückhalten oder zurücknehmen kann, (*nosce te ipsum*), welches man noch überdies durch Mittheilung gar nicht verletzt, (jeder Leser genießt und denkt Wielands Ideen, und sie sind dennoch Wielands!) eingesehen, als er ihnen sinnreich auszuweichen sucht. Indessen stellt sich doch die Frage gleich vorn fest in den: wenn ganz neue Rechte positiv festgesetzt werden sollen; ob es ein gut sei, sie festzusetzen? Denn wo kein Nutzen des Allen ist, da ist eben auch kein Recht. Daher es bei diesem Versuch auffällt zu lesen, daß die Lehnrechte, mit welchen er die Buchdruckerrechte in Ansehung ihres nicht aus dem Naturrechte abzuleitenden Ursprungs vergleicht, jetzt mehr aus Gründen des Nutzens, als leichts zu vertheilgen gesucht würden. 185)

Und welches ist denn nun das Recht des Schriftstellers, „welches das Schriftstellerrecht ist?“ Seine Handschrift zu verkaufen? oder risten, Abdrücke davon nach allgemeinen Handelsrechten, auf Gewinn und Verlust, auf Glück und Unglück? Dem widerspricht kein drucker.

Nein! „Das Schriftstellerrecht ist das Recht, das in Ländern, welchen die Literatur etwas gilt, entstanden ist durch ein freiwilliges Einverständnis der meisten Menschen, zu welchem diese sich begeben fanden, theils aus Dankbarkeit gegen den Schriftsteller, theils Ueberzeugung, daß dazu sowohl ihr eigenes, als das Bedürfnis Wohl der Wissenschaften nöthige.“ 186)

1) Versuch einer Darstellung der Lizenzgeschichte. Eine Bittschrift an die zum Wohl Europas verbundenen Monarchen um Abstellung der Seelaperei: von Georgius. 1814.

2) Georgius über Buchernachdruck in Buchhansens Journal für Deutschland 1815. B. 2. S. 589.

3) Das. S. 588.

4) Das. S. 590.

Diese Erklärung, muß man gestehen, ist nicht die Beste; es nicht die richtigste will sie mir scheinen. Sie ist, was — heraus es doch einmal — größtentheils der ganze Auffass ist: *petitio principii*. Wie könnte denn der Büchernachdruck entstanden seyn, wenn die besten Menschen freiwillig gegen ihn einverstanden wären? Wie könnte denn der Büchernachdruck in diesem Falle schaden, da eben so viele Käufer braucht und wünscht, wie der Vordruck? Der Nachdruck in der Welt kann ja Dankbarkeit und Ueberzeugung hervorzubringen und ändern. Im Gegentheile werden beide durch das Dasein des Büchernachdrucks erst recht sichtbar und glänzend hervorgehoben; es vernunftmäßige, rechtliche, echtvaterländische Gesinnung sich zeigen kann, wo ausländische Fabrikate verboten sind, sondern ein inländisches Tuch u. s. w. kauft, ob sie gleich englisches haben.

Gleich voraussetzend das Zubeweisende, wird behauptet, die Rechtmäßigkeit des den Büchernachdruck ausschließenden Verlags- und Buchhandels sei anerkannt, und: wegen der Erscheinung der Buchdruckerei habe man anfangs furchtsam, hernach mit einer verblendenden Hartnäckigkeit Vergleichen für den Nachdruck angewendet. 188) Gerade umgekehrt hat man anfangs furchtsam, hernach immer anmaßender das Monopol einzuschwärzen wollen. Das Bücherabschreiben war frei. Das Bücherdrucken hatte die Abschreiber gegen sich, wie noch in der Türkei. Daher hatte es ein Felsbanner erfunden! Wie bescheiden fragt Luther: „Sollte ein Drucker dem andern aus christlicher Liebe einen Pfaden zu weichen zu gute harren, ehe er ihm nachdruckte?“ Das hat aber niemand für Ironie ausgegeben. Nun, war es denn etwa auch das Wolrab, als Luther ein Verbot seines Nachdrucks der lutherischen Bibel zu Stande gebracht hatte, nicht allein den Widerruf dieses Verbots, sondern sogar vom Herzog Heinrich einen Befehl erlangte, sein Werk in allen Kirchen der herzoglichen Lande eingeführt zu werden, damit der Schaden Wolrabs nicht allzugroß sei? Darum sagt ja auch der Verfasser selbst ganz richtig: „Der Nachdruck entstand mit dem Drucke zugleich, und wurde ursprünglich für unrechtlich angesehen.“ 190) Freilich widerspricht er an andern Orten sich selbst und der Wahrheit, wenn er sagt: „Der Druck wurde von seinem Ursprunge an immer für ehrlich gehalten; 191) wird und wurde von jeher von der öffentlichen Meinung verworfen; 192) ist bald nach seinem Ursprunge für verflücht erachtet worden.“ 193) Wie könnte er denn aber als bestehen? Vielmehr ist die öffentliche Meinung durch das Geizraus Eigennützes und der Habsucht irreführend geworden. Auch ist die öffentliche Meinung nicht immer ein sicherer Führer des moralischen Urtheils. Im Preussischen war es wenigstens sonst öffentliche Meinung, die Fälschung zu betrügen sei nicht unrecht. In der guten Gesellschaft ist öffentliche Meinung, es sei Recht gegen die Gesetze des Staats, der

187) Buchholz E. 585.

188) Das. E. 582.

189) Knauthen, Geschichte der oberlausitzer Buchdruckereien u. s. w. Lauban 1740.

190) Buchholz E. 610.

191) Daselbst E. 609.

192) Daselbst B. 3. E. 48.

193) Das. B. 3. E. 44.

t und Religion: nicht — sich zu rächen, sondern, wegen einer abge-
 ackten, eingebildeten Beleidigung zum Mörder zu werden, oder
 hängen zu lassen; es sei anständig, ehrliche Gläubiger um ihr Ver-
 mögen, hungernde Handwerker um ihren sauer verdienten Arbeitslohn
 zu betrügen, zweideutige Spielschulden aber mit ängstlicher Gewissen-
 heit zu bezahlen. Indessen wird gesunde Vernunft und Rechtlich-
 keit diese öffentlichen Meinungen verwerfen. Warum nicht noch
 mehr die gegen den Büchernachdruck, wenn sie vorhanden wäre,
 oftens prüfen? Und Entschuldigungen, oder Erklärungen ihres Vor-
 seins gäbe es genug. Für eine Menge Menschen hat alles Ge-
 rechte noch immer viel Ansehen und Glauben. Sie finden die schreck-
 lichen Vermänschungen, die schneidendsten Ausfälle, die schimpflichsten
 lächerlichsten Darstellungen über Nachdrucker in Büchern, (194)
 ran muß doch etwas seyn!“ — Künstler, Handwerker, Kaufleute,
 welcher etwas gewinnen, und, wo möglich, allein gewinnen will,
 wie viele gehören in diese Klasse!) hat eine sympathetische Nei-
 gung, jeden Nebenbuhler um Gewinn für einen Nahrungs- und Brod-
 zu halten. Wäre es ein Wunder, wenn wirklich die öffentliche
 Meinung überwiegend gegen den Büchernachdruck wäre? Aber wäre sie
 ein Grund gegen ihn? (195) Der Landwirth will freie Ausfuhr
 rohen Wolle, seines Flachses, seines Getreides, aus Gewinn-
 . Der Bürger, der Fabrikant will Verbot, dieser Ausfuhr, Ver-
 der Einfuhr fremder Fabrikate, aus Gewinnsucht. Ueber beiden
 die Vernunft, die Einsicht, die Regierung schweben und ab-
 n, was Recht ist, und was dem Allgemeinen frommt. Daher
 sie zuweilen Patente (196), Privilegien,
 damit jemand für einige ökonomische Verlegenheit ähnlich ergen-
 st empfange;

4) Seit einiger Zeit findet besonders Langbein viel Vergnügen daran,
 in seinen kleinen komischen Erzählungen Nachdrucker einzunehmen. So
 in der Reise nach der Löwenburg (in Beckers Taschenbuche zum gesell-
 ten Vergnügen für 1817) und im Turnier (Romus, für 1817). Indes-
 sen wird in der Reise der Nachdrucker nur geschimpft und geprügelt,
 der Urheber aber als ein eigennütziges, gemeines Schuft, übrigens
 sehr nach dem Leben, dargestellt.

5) „Die öffentliche Meinung gegen den Büchernachdruck“ (sagt der Ver-
 fasser S. 66) „ist so lange positiv rechtlich, bis der Nachdruck durch
 ein förmliches Gesetz für erlaubt erklärt ist.“ Allein das bedarf er-
 nicht. Er ist Sache der natürlichen Freiheit. Wo er nicht durch ein
 allgemeines Gesetz oder durch ein Privilegium verboten ist, da ist er er-
 laubt. Das ist an sich klar — das ist sogar von unserm Verfasser
 selbst zugegeben. Er selbst sagt (Buchholz B. 2. S. 589): „die
 Buchmachelei ist etwas Neues, dessen Rechte mit früher vorhande-
 nen positiven gar nicht notwendig zusammenstossen müssen.“ Neue Er-
 findungen aber, für welche es noch keine Gesetze gibt, sind geschützt, bis
 sie deren erhalten. Ob sie sie nun erhalten sollen und dürfen, das ist
 eben die Frage.

6) Gelegentlich sei doch auch, ich weiß nicht, ob ein Rechnungs-
 fehler, oder was sonst? angemerkt. Georgius erzählt (Buchholz
 B. 3 S. 56) von des Buchdruckers König zu London patentirter Druck-
 maschine, „sie liefere in jeder Stunde 800 Drucke, (die gewöhnlichen
 Pressen nur 300) und habe in zwei Jahren schon 160,000 Bogen ge-
 druckt.“ Das gibt auf jeden Tag 220 Bogen, also weniger, als eine

damit der Schaden Wolrabens nicht allzugroß sei,

damit jemand für eine Erfindung, welche übrigens nach einigen Jahren allgemein nachgemacht werden muß, wenn sie wirklich nützlich werden soll, vorker für die Erfindungsversuche und Kosten entschädigt und belohnt werde.

Darum flagt der Bittige über dergleichen seltene Privilegien nicht, als „über unverantwortliches Unrecht.“ 197) Er würde wohl könnte aber klagen, wenn die Dauer solcher Privilegien zu lang, und ihre Ertheilung zu allgemein und gemein würde.

Auch scheint der Satz nicht richtig, „daß jeder Erfinder eine Begünstigung der Patente als auf sein eigenes Recht Anspruch zu machen habe.“ 198) Es ist wohl nie ein Patent als ein Recht erfordert worden, welches auch sehr ungehörig wäre. Es wird aber die Gnade eines Patents bewilliget des allgemeinen Vortheils wegen, theil der Erfinder ein äußerliches Recht hat, seine Erfindung zu sich zu behalten. Nur ein äußerliches! Denn jedes moralische Gesetz verdammt die Menschen, welche angeblich sichere Mittel gegen die Hungersnoth und ähnliche schreckliche Krankheiten hatten, und sie mit ihren Vorurtheilen; Prof. Reich, damals in Erlangen, mußte viel moralische und theologische Angriffe und Herzenstrübungen aushalten, als er sein Vermittel nicht gleich bekannt machen wollte; 199) und es ist jetzt allgemein gemißbilligt, zuweilen entschuldigt, nie gerechtfertigt worden, daß Ehladni durch Verbergung des innern Baues seines Euphorion aus der Klasse der Gelehrten, welchen die Fortschritte und Ausbreitung der Wissenschaft alles sind, in die Klasse der Taschenspieler und Kartenumhändler erniedrigte.

In einer Vertheidigung des Rechts der Patente, und des abschließenden Verlagsrechts nimmt sich die Behauptung sonderbar, ist komisch aus, daß „der Nachdrucker nur um seines eignen, nicht des allgemeinen Nutzens willen drucke.“ 200) Aber der Verleger ist Urdrucker?

Nicht viel besser auch die, daß „der Nachdrucker unter jedem andern mechanischen und geistlosen Nachahmer und Nachmacher hat seine Stelle.“ 201) Ist denn der Nachdrucker als solcher geistlos, als der Vordrucker? Beide drucken ab, was sie von Handschrift oder Druckschrift gesetzt haben. Wo ist da mehr oder weniger Geist? Wie kann man doch so partiisch seyn! Doch wird dasselbe noch einmal wiederholt: „Von den Buchhändlern drucken größtentheils bloß die Unwissenden, Talentlosen, minder unternehmenden und minder ehrlichen nach.“ 202) Und dieses im Angesichte der größten und unternehmendsten Nachdrucker, der Homburg, Göschen, Richter, Kotta, Trautner.

gewöhnliche in einer Stunde geliefert hätte. S. 57 wird hinzugefügt: „Das konnte König nur in England, nicht in Deutschland.“ Was nicht? Man patentirt ja auch in Deutschland. Und wer durch seine Erfindung so viel wohlfeiler drucken konnte, konnte ja auch desto mehr den Nachdrucker abhalten.

197) Buchholz B. 3. S. 52.

198) Dasselbst S. 50.

199) J. B. Reichsanzeiger 1799. 2. S. 2218; 2319.

200) Buchholz B. 3. S. 65.

201) Das. S. 60.

202) Das. S. 229.

Die Behauptung: „daß der Nachdruck Wohlfeilheit hervorbringe, ist durchaus unrichtig;“ 203) ist wohl nur ein Wortspiel. Dadurch feilich, daß es Nachdruck überhaupt gibt, und daß es insbesondere Nachdruck z. B. von Thümmels Reise geben wird, wurde diese unmittelbar nicht wohlfeil; vielmehr entschuldigt die Nachdrucksfurie Müller ihren ungeheuern Preis gerade durch den Nachdruck. 204) Allein kein Buch ist unentbehrlich, wie uns Hans Paul belehrt hat, welcher so viele braucht. Man entbehrt also (was bei Lesegesellschaften, Leihbibliotheken, u. dgl. noch leichter wird) wie es Eberhard vorschreibt, bis entweder ein Nachdruck kommt;

oder der Urverleger, weil seine theure Waare nicht abgeht, sie von selbst heruntersetzt.

Ueberhaupt aber gibt es kein sichereres und gerechteres Mittel gegen Nachdruck, als — möglichst billige Preise, und auch kein leichteres. Denn da nach Müller, welcher dieses ja wohl verstehen muß, Papier und Druckerlohn eigentlich die Taxe der Bücher bestimmt, und das Honorar keinen Unterschied macht, „wenn der Nachdrucker aus dem Spiele bleibt;“ 205) so ergibt sich, daß der Nachdruck ganz leer und überflüssig ist. Papier und Druckerlohn braucht der Nachdrucker auch. Ein paar Kreuzer mehr oder weniger nach Orts- und Landesverhältnissen bedeuten nichts. Da das Honorar „keinen Unterschied macht,“ so kann der Urverleger sein Buch ungefähr gerade so wohlfeil gehen, wie der Nachdrucker, und dieser muß neunundneunzig Mal unter hundert von selbst aus dem Spiele bleiben. Also ist auch Müller auch das Honorar gedeckt. Was will man weiter?

„Aber es sind ja sogar spottwohlfeile Bücher nachgedruckt, und theurer verkauft worden, als der Urdruck!“

Das ist geschehen, obgleich sehr selten; es beweist aber auch, daß es noch andere Ursachen des Büchernachdrucks geben muß, als blos die gemeinlich dem Nachdrucker vorgeworfene einfache Berechnung, dadurch Käufer anzulocken, daß er wohlfeiler verkauft. Es muß besondere Schwierigkeiten haben, den Urdruck da bekommen zu können, wo der Nachdruck sogar theurer verkauft wird; oder dieser muß trotz dem Scheine eines höhern Preises doch wohlfeiler seyn, als jener durch Fracht und andere Kosten werden würde. Sonst, sollte man denken, würde der Urverleger in einem solchen Falle, wo nur ganz ungewöhnlicher Absatz den geringen Preis decken kann, wohl dafür gesorgt haben, jede Gegend mit Ueberfluß von Exemplaren zu versehen.

Das gewöhnliche Paraderpferd, welches wegen dieses Punktes vorgeritten wird, ist Beckers Noth- und Hülfsbüchlein. Es war schon 1789 fünfmal nachgedruckt 206), und jeder Nachdruck war theurer als der Urdruck. 207) Es müssen also nothwendig eine oder die andere, oder alle vorhin angedeutete Ursachen dabei eingetreten seyn. Uebrigens — ich gönne gewiß dem guten, braven Becker, welcher sich ganz unstreitig unendlich mehr wahre Verdienste erworben hat, als einhundert Schmeicheleien durch ihre unsterblichen Spielwerke, jeden auch äußerlichen Lohn seiner ungemeinen, immer flugen, wohl berechneten, und dem Allgemeinen nützlichen Thätigkeit, — aber, er hat ihn doch auch,

203) Buchhol; B. 3. S. 202.

204) man sehe Anmerkung 120.

205) man sehe Anmerkung 90.

206) Das Eigenthum an Geisteswerken, u. s. w. v. Becker. Bellage.

207) D a f. S. 78.

den äußerlichen Wohlstand, welchen er verdient! Er hat doch eine glückliche Familien gegründet! Er gibt doch gleichfalls ein Beispiel und ein glänzendes, daß der Büchernachdruck zuweilen ein lucrum sans, aber selten, und ohne eigne Schuld des Verlegers wohl in a damnum emergens verursachen kann!

Haec ubi locutus foenerator Alfius,
jamjam futurus rusticus,
omnem redegit Idibus pecuniam,
quaerit Kalendis ponere.

Ich erwarte daher nächstens von den Urverlegern, welchen ich zum Honorar, wenigstens vom unmaßigen, helfen möchte, um den schmachvolle silberne Bonbonniere (Tabak schnupfe ich nicht) von ihrer Inhaltsfähigkeit zu erhalten, gefällt von dem Nachdruckern den rechtmäßiges Gewerbe ich vertheidige, mit schönen goldenen Säulen, Friedrich Wilhelmen, Jeromen, Karlen, Augusten, Nasolen u. f. w. In Golde nehmen sich alle gut aus, wenn auch man die Haut nichts taugen.

Noch ernstlicher aber erwarte und wünsche ich, daß, wenn diesen Aufsatz einzeln drucken will, sich vorher an mich wende, da ich ihm manche Zusätze und Verbesserungen mittheilen kann, die mir jetzt schon eingefallen sind, und noch einfallen können.

Beilage A.

Zu S. 21 Anmerkung 116.

Ueber die Ausgaben sämtlicher Werke.

Man muß sich weniger über die große und schimpfliche Unordnung der Kottaischen Ausgaben sämtlicher Werke, besonders der the'schen, als über heillose, unverantwortliche Liederlichkeit ihrer Ordnung ereifern. Ueber Herders Werke habe ich mich schon Reichsanz. 1805, 1. S. 680 geäußert. Die leipziger Lititzg. 1807. 1. S. 1203 wiederholt meine Klagen. Und doch ist die Unordnung Göthens Werken noch viel größer, und die Vernachlässigung des Publikums von Verleger und Verfasser in der That empörend. Bei der balle'schen Lititzg. 1807. 2. S. 553 noch viel zu schonend ausgeführt ist. Wenn Herr v. Göthe sich nicht zu vornehm dünkt, sein Geist recht kaufmännisch in Geld umzusetzen, so sollte er doch nicht zu vornehm sein, sich ein wenig darum zu bekümmern, wie seine Waaren ausgelegt werden.

Diese allem Begriffe widersprechende Unordnung ist leider auch ein Fehler des übrigens so schönen göschen'schen Klopstocks und Lands, wo auch, wie bei Göthe, nicht einmal eine kurze Nachweisung das Auffinden erleichtert. Wer kann denn aber, ja bei dem Ozean voll Bücher, welchen ein belesener Mann heute zu Tage durchschwimmen muß, gesetzt auch, er hätte den ganzen Wieland Wort zu Wort durchgelesen, behalten, in welchem von sechs und vierzig Bänden er 1. B. das Wintermärchen oder die Büchelade suchen soll? Und ist es denn artig von Verfassern und Verlegern in einer Zeit, wo man den schnellen Gebrauch aller Bücher durch die sorgfältigen Register und Nachweisungen bequemer machen sollte, uns anendlich zu

äftigten Menschen, wenn wir eben mit dem Sommermärchen oder Ulfarion spazieren gehen wollen, zuzumuthen, daß wir die Spazierende versäumen, um unsere Begleitung in sechs und vierzig Bänden zu haben?

Wäre die einzige vernünftige, zweckmäßige Ordnung, in welcher mütterliche Werke gedruckt werden sollten, Geseß, so ließe sich ohne bedeutende Schwierigkeiten das Verzeichniß und die Folge der Werke sich im ersten Bande geben, wenn auch noch 99 Bände ungedruckt wären. Diese einzige vernünftige Ordnung ist aber die kronologische, man gleichsam äußerlich schon sieht, wie der Schriftsteller sich fortbildet, wie er fortgeschritten, wie er links oder rechts ausgewichen, er einen ganz neuen Lauf begonnen hat. Gegen jede andere mögliche Ordnung ist, zumal bei Schriftstellern, welche so mannigfaltige Werke liefern haben, wie Wieland, Göthe, Herder, Joh. Müller, Friedrich v. E., tausenderlei einzumenden; gegen die kronologische schlechterdings nichts vernünftiges. *) Wenn sie nichts werth ist, dem ist wenigstens nicht im Wege. Er kann bei dieser, wie bei jeder andern: Hilfe eines Registers sich auffuchen, was er nach Lust und Laune will. Der Theoretiker und Lehrer kann die einzelnen Werke ordnen nach jedem Compendium oder Systeme, welches ihm beliebt. Aber z. B. welcher psychologisch die Entwicklung des großen Mannes studiren, oder ihn aus sich selbst verstehen und erklären lernen will, welcher also schlechterdings kronologisch lesen muß, kann es unmöglich bequem und gleichgültig sein, wenn er Wielands: Erdenglück, und Iris, beide 1766 geschrieben, das erste im neunten, das zweite im siebzehnten Bande, — Danischmend und die Titanomachie, beide 1775 geschrieben, achten Bande, und im sechsten der Suplemente — Merkers Leiden und Klavigo, beide 1774 geschrieben, im elften und fünften Bande von Goethens Werken zusammensuchen soll.

Die Verdanulichkeit dieser liederlichen Verachtung vernünftiger Werke wird desto größer, weil der Fehler, wenn die Annasung und Ansprüche deutscher Schriftsteller und Buchhändler allgemeine Gestalt erhielten, äußerst schwer, ja fast unmöglich durch andere vorzüglichere Unternehmer verbessert werden könnte. Denn eine neue Ausgabe Schillers oder Göthens in vernünftiger Ordnung, und letzter mit wenigstens 3 Bänden vergessener oder ohne allen Grund ausgeschlossener Schriften vermehrt, würde gewiß ein ungeheures Geschrei verursachen, sie gleich selbst in Ansehung der Mühe und Kenntniß, welche sie vorsetzte, kein gewöhnlicher, bloßer Nachdruck wäre.

Es versteht sich von selbst, daß die Forderung einer kronologischen Anordnung nicht pedantisch übertrieben werden müßte, so daß z. B. ein gramm von zwei Zeilen, welches etwa während der Ausarbeitung Wilh. Meisters Lehriahren gemacht worden wäre, auch mitten zwischen dessen Theile hineingedruckt werden sollte. Aber kurze Gedichte, kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken, Bruchstückchen sollten doch immer wenigstens Jahrweis beisammen stehen, und einzeln die möglichst frühe Bestimmung der Zeit ihrer Entstehung erhalten.

Mit dem Einfall: „die Mehrzahl der Leser verlangt die Schrift,

*) Wie ihr wäre keine solche Verkehrtheit möglich, wie z. B. in Göthens Werken B. 12 S. 44: „Unsere Leser erinnern sich, daß an andern Orten davon gehandelt worden.“ Der andere Ort folgt aber erst S. 93 in einem andern Aufsätze, welcher ursprünglich freilich eher geschrieben und gedruckt war, als der erste.

und nicht den Schriftsteller; *) ist gar nichts beantwortet. Denn die Mehrzahl behält ihre Schrift bei jeder An- und Umordnung. Er darf also keine Rücksicht, wenn sie sie auch verdiente.

Kaufmännische Zwecke, etwa das Beste, oder Berühmtheit, als Neueste eines Schriftstellers voranzustellen, kommen bei sämtlichen Werken ebenfalls nicht in Betrachtung, weil der Freund sämtlicher Werke von Wieland sie doch kaufen würde, wenn auch, wie es sollte, die Natur der Dinge, den Anfang gemacht hätte. Es für die gemeine Neugierde wäre besser gesorgt. Denn es gibt ja wohl schon eine Menge Menschen, welche Götzens, Wielands, Herders erste und älteste Schriften noch gar nie gelesen haben, aber die neuesten; welchen es daher lieber sein würde, die jüngsten ihren ersten Ausgaben kaum mehr zu habenden, Schriften zuerst zu Lande zu bekommen.

Beilage B.

Zu Seite 28. Anmerkung 139.

Fr. den 26. Juli 1783.

Ergebnisses Pro Memoria.

Ew. Hochedelgeborenen können nicht unangezeigt lassen, daß der sige Buchhändler Wengand in dem sogenannten Deutschen Museum zwar in den Monaten May und Junius dieses Jahres eine, als zwar ungegründete, alleine wegen der Folgen gefährliche Vertheidigung des Büchernachdrucks, eingebracht lassen. Daß dieses Verfahren gegen die höchsten Orts ertheilten Befehle laufe, **) und zugleich Ansehen der löbl. Commission über den Haufen werfe, dürfen wir erst berühren, um die Hülfe zu erlangen, wodurch einem solchen Mißbrauch gesteuert werden möge. Leipzig den 26. Juli 1783.

Philipp Erasmus Reich,
Caspar Frisch.

An
eine Chursächs. löbl. Bücher-
Commission
in Leipzig.

Von der Chursächs. löbl. Commission beauftragt verordneten Bücher-Commission allhier, wird Herrn Friedrich Wenganden, Buchhändler hier, dasjenige, was die hiesigen Buchhändler Hr. Philipp Erasmus Reich und Hr. Caspar Frisch, wegen einer in den Monaten May und Junius d. J. in das deutsche Museum eingebrachten Vertheidigung des Büchernachdrucks, wider ihn beschwerend angebracht, und dabei enthalten, hierbei in Abschrift zugefertigt, und denselben zugleich hiemit gegeben, daß er binnen 8 Tagen, von Insinuation dieses an, seine Erklärung darauf, bei wohlgedachter Bücher-Commission überreichen, sodann fernere Verfügung gewärtig seyn solle. Wornach sich der zu achten hat.

Sign. Leipzig den 26. Juli 1783.

Chursächs. löbl. Bücher-Commission
allhier.

August Wilhelm Ernesti Pp.

Der Rath zu Leipzig.

*) Morgenblatt 1816 S. 402.

**) Wie? Gegen die Befehle? Der Büchernachdruck war in Sachsen verboten; aber auch die Untersuchung, und selbst Vertheidigung des Buchnachdrucks? Diese Herren würden also keine Zweifel über Befehle, be-

Ehorsaues Pro Memoria.

Die von den hiesigen Buchhändlern Reich und Grisch bei einer löbl. Leher-Commission wider mich eingegebene Klage, wegen einer in dem also befindlichen Vertheidigung des Nachdrucks ist mir aus mehr einer Ursache höchst befremdlich gewesen. Beide Kläger wissen selbst, daß durch unbefugten Nachdruck mir zeither mehr Nachtheil zugewachsen ist, als ihnen beiden zusammen genommen, da mir erweislich an 24 gute Verlagsbücher binnen wenigen Jahren leider! nachgedruckt worden, und daß von mir mehr als einmal gegen die Ungerechtheit dieses Vernehmens öffentlich und nachdrücklich geeifert worden, daher es von mir wohl am wenigsten zu vermuthen ist, daß ich an der Vertheidigung des Beginners Theil nehmen sollte, wodurch mir bereits der größte Schaden zugefügt worden.

Eben so wenig kann ihnen unbekannt seyn, daß ein Verleger keineswegs seines Schriftstellers und Herausgebers, am wenigsten aber des höchsten Orts verordneten Censors ist oder seyn kann. *) Da nun auch der letztere wider den erwähnten Aufsatz nichts einzuwenden gehabt, würde Beklagter sich einer strafbaren Vermessenheit schuldig zu machen geglaubt haben, wenn er der von Sr. Churfürstl. Durchl. höchsten ordneten Censur hätte vorgreifen, und sich ihre Vorrechte anmassen lassen, daher dessen unbegrenzter Gehorsam gegen die weisen Verfügungen seines Landesherrn, in einer Sache, welche ihn selbst so nahe betrifft, ihm vielmehr zu einem Verdienste angerechnet, und Klägerh zum ersten der Nachahmung empfohlen zu werden verdient.

Sollte aber dem Verleger in Ansehung des gedachten Aufsatzes etwas bemessen werden können, so hätte derselbe sich besonders vom Herrn. reich vielmehr Dank, als Vorwürfe zu versprechen, indem demselben durch wenigstens ein Vorwand an die Hand gegeben wird, sein unangestütztes Beginnen in Ansehung der von ihm nochmal aus dem Museum ohne meine Einwilligung, wie in dergleichen Fällen gehörig und schicklich ist, nachgedruckten und von mir theuer bezahlten Sturzischen Beiträge auf einige Art zu beschönigen. Da auch das Deutsche Museum insofern ein Journal ist, das von jeher die größte Unparteilichkeit bezeugt, und wie dem in nützlichen, gelehrten und dahin einschlagenden zur Ergründung der Zweifel abzielenden Streitigkeiten angegriffenen nicht verweigert hat, eine Antwort und Vertheidigung, falls sie vernünftig und lesbar abgefaßt gewesen ist, zum gleichen Abdruck im Museum einzureichen, wie hier alle 8 Jahrgänge desselben beweisen; **) Lehet es auch beiden unbefugten Klägern frei, eine Widerlegung der besprochenen Abhandlung, die jedoch obberührte Eigenschaften haben,

Vorschläge besserer, noch weniger Bemerkungen über Staat und Staatsverfassung, und wohl am allerwenigsten über Canon, symbolische Bücher, Orthodoxie u. dgl. erlauben! Die Freisinnigen!

Das möchten sie aber eben gern, und sind es auch neuerlich nicht selten. Ein vollkommen verdientes Lob des an Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit, und selbst (zur Ehre der damaligen leipziger Censur sei es gesagt) an Freimüthigkeit noch bis heute nie wieder erreichten deutschen Museums. Ich wüßte leider nicht, wo jetzt eine ähnliche Zeitschrift gedruckt werden dürfte. Aber dafür ist auch jetzt die edle deutsche Freiheit errungen, wovon man damals freilich nichts wußte, als dieses Museum, der deutsche Merkur, Schölers Staatsanzeigen, das Journal von und für Deutschland u. s. w. über alles laut dachten, was denkenden Männern wichtig, unterhaltend, belehrend und angenehm sein kann.

und nicht entlos recolta enthalten muß, nur zum Abdruck, jedoch
ter ihren Namen einzureichen, und kann also hierdurch die ange-
Unparteilichkeit unsers Journals abermals nicht kräftiger befähigen.

Aus diesen und manchen andern Gründen, welche der Kürze halber übergehe, habe zu der Gerechtigkeitsliebe einer Charitativ. hoch-
Bücher-Commission, das gegründete Vertrauen, daß diese Klage
ihrer unbefugten Klage abgewiesen, mich ferner so ungegründet als
unruhigen, bedeutet, und sie zur Erstattung der dadurch verursach-
Kosten verurtheilt werden.

Leipzig, den 5ten August 1783.

Mit diesen gewiß äußerst merkwürdigen Aktenstücken verknüpft
die belustigende Nachricht von meinen neuesten Erfahrungen über
Unparteilichkeit, Freisinnigkeit, Bescheidenheit dieser Handlungen der
Literatur, sich nicht in die Literatur selbst zu mischen.

Ich bot den Verlag dieser Abhandlung über Büchernachdruck an
guten Zahl von Buchhändlern an, und theilte ihnen Proben davon
mit, und zwar mit der Bitte, mir diese Proben schleunigst zurück-
schicken. Das durfte ich bitten, und jeder gerechte Mann mußte es
füllen. Dennoch wurden alle diese Zurücksendungen so über alles
verzögert, daß ich mich in einem Falle sogar an die Obrigkeit wenden
mußte, und so allgemein, als hätten sich alle deswegen verabredet. Es
wirkte dabei ein gewisser Instinkt, den Druck einer gefährlichen
Gegenschrift wo möglich so lange zu verhindern, bis man „durch
sen und Besingen“ zc. zc. einen überreichten Schritt des Bundesstags
wonnen hätte, wie man wenigstens zu gewinnen hofft.

Ich war auf alle Fälle gedeckt, weil ich im Nothfalle die Ab-
handlung auf eigene Kosten drucken lassen wollte; und erwartete keinen
andern Erfolg. Es war mir aber um bestimmte Erfahrungen zu thun.
Daher machte ich mir das Vergnügen, den eingeladenen Buchhänd-
benierflich zu machen, daß man ja nach der so sehr geforderten
freiheit, Verfassungen, Regierungen, Fürsten, Religion, Gott, ja
Minister angreifen, und selbst den Teufel und seine Großmutter ver-
digen dürfe. Es würde also wohl kaum erlaubt sein, zu zweifeln, ob
einen so liberalen, uneigennütigen Buchhändler gebe, welcher einen so
ernstlichen Angriff auf den Buchhandel, eine sehr ernstliche Verur-
gung des Büchernachdruckes zu verlegen, Unparteilichkeit und Wahr-
aug hätte. Aber siehe da! Es gab keinen!

Gleichwohl ging z. B. die Verlagsabhandlung des Carfena bei die-
sem Werke „von der Ansicht aus, daß in einer mündig gewordenen
Welt, wo alles dem Menschen Wichtige von allen Seiten her
leuchtet, wo selbst die große Frage von Staat und Regierung der
müßigen Diskussion unterworfen wird, auch wohl ein noch in man-
ches Dunkel gehüllter Gegenstand der Theilnahme näher gerückt
den dürfe.“ So, wörtlich so erklärt sich diese ehrenfeste, fröhliche
Buchhandlung im Allg. Anz. der Deutschen 1817. 1. E. 406.

Aber was soll die Welt vollends dazu sagen, daß Buchhändler, so
bildete, wohl gar schriftstellernde Buchhändler den Studentenrathe
verbrecherischer Ausübung von Volksjustiz gegen einen Käufer von
drücken aufheben, welche schöner und bequemer, als unsere meisten
ausgaben, übrigens aber um nichts mehr Nachdrucke sind, als Anstalt

Matthias Blumenfeld, oder irgend eine andere Auswahl!! „
 auri sacra fames! — Die Dichtung der Selbsthilfe ist also doch so
 erlich nicht, wie sie früher erschienen mußte!“)

Beilage C.

Zu Seite 36. Anmerkung 17b.

Es ist erfreulich, den Herrn Leidyonsrath Richter, ob er gleich
 seinen diplomatischen Titel zur Zeit nur noch in Verhandlungen
 Plänen und ihren Probanzen geltend gemacht hat, sich in Schlimm-
 Ernst gegen die Brodschreiberei erklären zu sehen; welche eben die
 Ursache der Honorarlosigkeit, und mit dieser der einzige Grund des Stie-
 ges der Schriftsteller gegen den Büchnernachdruck ist, wie er auch un-
 ändern in der Herzblumme B. u. S. 309 ganz geradezu eingesteht. **)
 in außerdem ist es gar nicht zu bezweifeln, daß Weissers Frage:
 „ist es wohl jemals einen Schriftsteller gegeben, der es im Ernst abge-
 hien, wenn man seine Werke nachdrucke?“ ***) von jedem ehrbegieri-
 gen Schriftsteller bejaht werden müßte und würde. Wie denn auch
 von Alimendingen den Büchnernachdruck nicht bloß für rech-
 erlaubt, sondern auch für ehrenvoll für den Verfasser hält. †)

Jene Brodschreiberei ist hauptsächlich Schuld, daß die Buchmá-
 ei zum Handwerke geworden ist; daß es so viele Buchmacher gibt,
 die weiter nichts sind; daß so viele herrliche Kräfte, welche denn doch
 einem festen Punkte in der wirklichen Welt ganz anders wirken könn-
 und würden, verkehrt werden in Schwinderei für's Unendliche, wo
 das Endliche leider wenig abkriegt.

In ihr liegt gewiß ein Hauptgrund des A-
 1, oder vielmehr erst neuerlich zwischen den
 hen Geistes und Dichter, ihrer Selbstverg-
 Werachtung des Materiellen, und zwischen
 2, abseitigen Ausbildung und Vollkommen-
 will nicht rügen, daß viele hohen Geister
 gelichen Amte erniedrigen wollen, und sich
 nicht begreifen zu können, gleichwohl in
 ararmwechseln, Geldanweisungen, Bogen- und
 umzugehen wissen. Ich will nur der ich
 gen für mich beweisen lassen, indem nicht
 nan von Manzanar gibt, wofin er nicht th-
 renzen, Maximen u. dgl.) und praktisch (durch Aufstellung ins-
 en, tätigen, praktischen Mannes) dessen Vorgehens vor dem bloßen
 idageist schilderte. So werden Werret und Tasso zu Grunde, weil sie
 Gesellschaften in ihren Träumereien verschmähren; und Manonio
 neben dem fast kindischen Menschen wie ein Gott, von allen, zuletzt

) Korrespondent für Norddeutschland 1817 S. 414.

*) W. f. den Terr in Anmerk. 9 der Abhandl. S. 2.

**) „Was Unverschämtheit! Wollen denn nicht die meisten Schriftsteller
 „schon zufrieden sein, wenn sie nur in dieser Welt ein wenig ewig zu
 „den mit Wogen und Ruhm?“

***) Morgenblatt 1815 S. 346.

) W. f. Deutsche Aufsätze über Zensur und a. f. w.

selbst von Lasso so angesehen. *) Indessen hebt sich doch der alte Lasso noch über eine Menge wirklicher Dichter dadurch, daß er wenigstens wünscht, auch bürgerlich tätig zu sein, **) indeß sich verschmähen.

So steht Lottario zwar überhaupt im Nebel, und eine gewisse Frau bemerkte einmal sehr richtig, daß man von dem Lottario eigentlich nicht viel erfahre, als daß er viele Geliebten und viele Kinder habe. Indessen wenn ihn der Dichter gleich wenig darstellt, sagt er uns doch bei jeder Gelegenheit, daß er der größte, vollendetste Mensch unter allen mitspielenden sei, und daß er dies durch seine bürgerliche Tätigkeit sei. Auch arbeiten alle geschäftigen Leute des Romans nur dahin, dem Wilhelm aus dem Fantasieleben zu ziehen, und erklären ihn erst, als das gelungen zu sein scheint, für einen Meister.

Wie können denn nun die Herren Dichter das tätig verrichten und verschäumen, was sie dichtend über alles erheben? ***)

Sie fallen darüber noch in einen zweiten Widerspruch, und werden, was für ein windiges, leeres Ding ihre Anbetung der Alten unmöglich ist. Denn die Alten waren mit Leib und Seele wirkliche Menschen, und der Dichter, Philosoph und Geschichtsschreiber stand in der Regel dem Bürger und Geschäftsmann nach. Erst taten Romulus und Caesar ihre Thaten, dann beschrieben sie sie; und man hat eben nicht behauptet, daß Cicero ein schlechter Schriftsteller sei, weil er ein guter Geschäftsmann war.

Und so waren zu allen Zeiten die recht tüchtigen, recht ehrenwürdigen, allseitig ausgebildeten Männer solche, welche nach Homer's Vorschrift das Uille dalei mischten, und tätig und teilnehmend in das wirkliche Leben eingriffen. Es war ja selbst recht ehrenwert

unser alter Hans Sachs Schuhmacher und Poet dazu.

Und Schiller klagt in einer schönen und wichtigen Stelle seiner ersten Vorlesung über die ästhetische Erziehung, rührend über das unnatürliche Wesen der neuern Dichter, sich zum Besten der Kunst nur einseitig auszubilden zu dürfen, und so eigene Vollkommenheit einer fremden, die allgemein nur besondern aufopfern zu müssen. Er konnte in dem Willen sein, aber er fühlte richtig in Ansehung des Unnatürlichen.

Dem entgegenge setzt behauptete ein neuerer Dichter in einem Gespräche über diesen Gegenstand die Allumfassung (oder wie er jetzt schreiben würde, den Allumfaß) der Dichter. „Der Dichter (sagt er) kann, wie Cervantes, Petrarca und andere, den Staatsmann spielen, aber der Staatsmann nicht den alle umfassenden Dichter.“ — „Ja! Spielen kann der Dichter den Staatsmann, und allerlei. Wir haben noch Beispiele; und sie spielen recht gern so etwas. Da

*) W. f. seine letzte Rede: O edler Mann! Du stehst fest und starrst.

**) „Das er (der Fürst) von seinem Stanz le ein Wort,

„ein ernstes Wort mit mir gesprochen?“

Klagt er einmal gegen Lenoren.

***) Edler und schöner sang und küßte ein sehr ehrenwörter Dichter:

„Freund, einem Armen Recht zu sprechen,

„und, wenn die Unschuld weint, an Freulern sie zu sehen

ist göttlicher, als ein Gedicht.“

(Poet. Werke von H. Wien 1804. B. 1 S. 177)

Der Dichter in der Regel blüht, kann er noch nicht viel anderes sein, der Staatsmann aber sein zu müssen hat, und so gewöhnlich wenig Zeit noch Lust, dem Dichter zu spielen, so scheint auch das letzte Jahr. Das scheint aber nur so. Es hat zu allen Zeiten achtungswürdige Dichter gegeben, welche zugleich geschickte und gewissenhafte Geschäftsmänner, oder tüchtige Geschäftsmänner, welche zugleich ehrenwerte Richter waren. Unsere Schöpfer der neuen deutschen Literatur gehören alle dahin: Sellert, Kramm, Rabener, Wetse, u. v. f. f. Bödingk ist von jeder Geschäftsmann; aber ich denke und hoffe, man wird den Dichter der herrlichen Lieder von Amarant und Mantchen, und der reichsten poetischen Episteln, welche wir besitzen, noch kennen und ehren, wann große Legionen unserer Eitelichen längst vergessen sein werden.

Will und kann indessen so ein

poeta, qui uno minor est Iove; dives,
liber, honoratus, pulcher, rex denique regum,
praeclipsus sanus,

Des Müßiggangs, dieses einzigen Kragens
dieses eigentlichen Prinzips des Adels
auf seine Gefahr und Verantwortung.

Die von Staatswegen wäre eine große Veränderung
ein Verbot des Büchernachdrucks
zwingen, daß jeder Kopf (auch der leere)
ihren Verleger fände; und daß so jeder,
wer könnte, nicht mehr seinem Stübchen,
sondern der Welt, dem Volk, besonders ab-
zugeben; so müßte schon darum allein der
Mensch, in sorgsam beßbert werden, um

Das Beste des Staats, die Tauglichkeit
und selbst die Erhöhung ihres wahren Lebensgenußes durch Zurückzie-
hung aus der Papier- und Traumwelt des Schreibens und Lesens macht
die Sorge wichtig und dringend, das Lohnschreiftellern eher zu erschwe-
ren, als zu erleichtern.

*) Engländer. 2. 1. Berlin 1799. S. 72.

**) Das. S. 44.

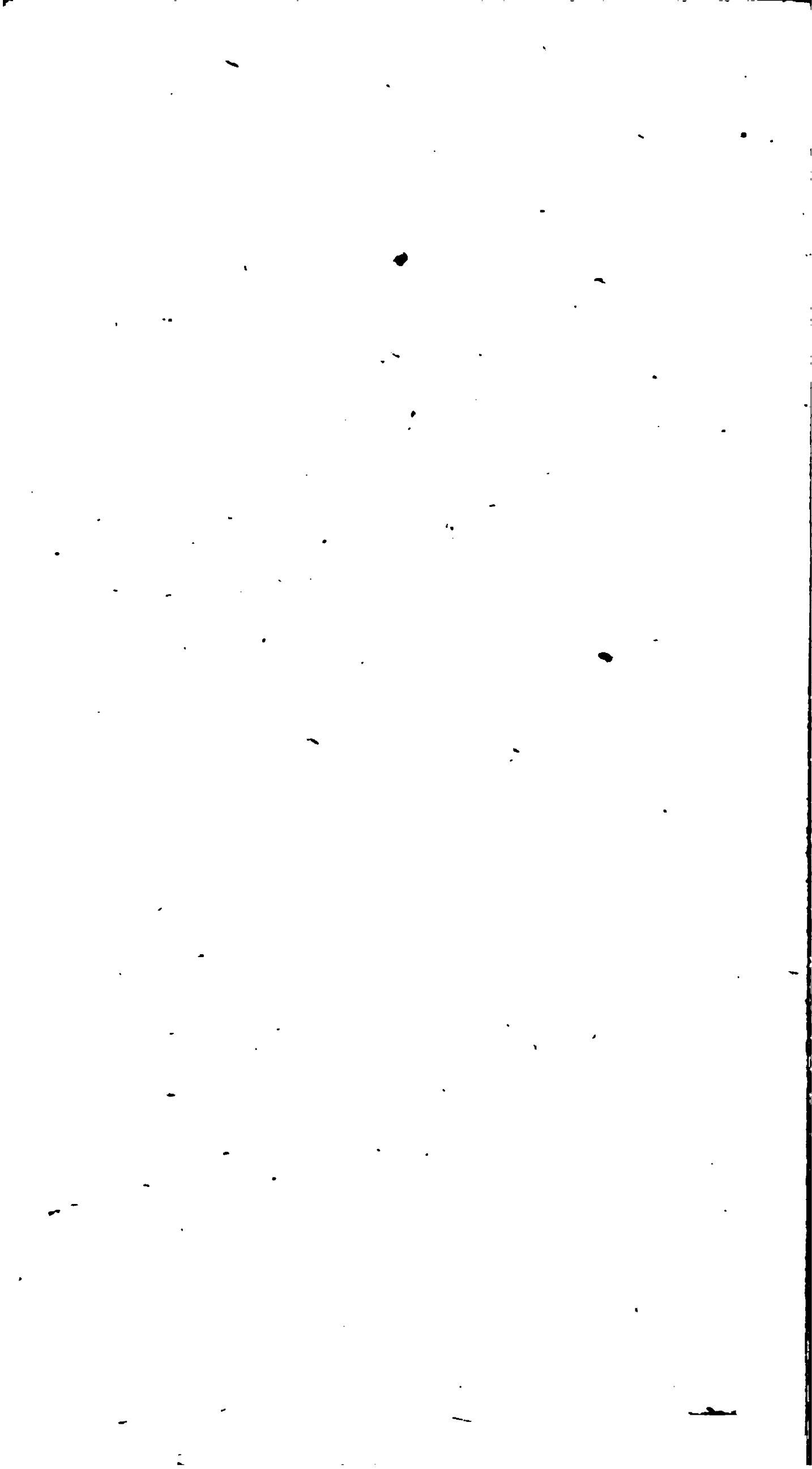
D r u c k f e h l e r .

E. 11. Z. 4 von unten (im Text) ist nach bekümmern statt des ; m- und Z. 3 nach Buchs statt des , ein , zu setzen.

In einigen Abdrücken lese man ferner:

**E. 6. Z. 4 v. u. (im Text) statt einmal; obgleich; denn in die-
ben und in der folgenden Zeile statt nicht eine mäßige; so
einmal eine mäßige.**

E. 13. Z. 26 v. o. statt Geld: Gold.



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06392 7852

A 507405

DUPL